



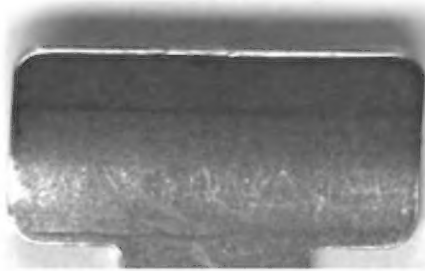
Die Gesellschaft

AP30

.G4

v.13

pt.1-2



310147

AP30

.G4

v.13

pt.1-2

STRONG ARCADE

NO. 101

L.L.F. (German)

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Altberg, Peter, Marionetten-Theater	234
Bartolomäus, R., Die Notlage der Landwirtschaft	158
Bleibtreu, Karl, Das Geheimnis in Byrons Leben	172
Buttler, Wolf, Korruption	7
Conrad, M. G., Reichstag	12
Deutsche Nationalfeste	153
Karnevals-Epistel	305
Dichteralbum, Unser, mit Beiträgen von Kurt Uram, Hans Benzmann, H. Driesmans, Gustav Falke, Ferdinands, Cäsar Flaischlen, Margarethe Halm, Anselm Heine, Kurt Heinrich, Franz Himmelbauer, Theodor Lessing, Karl Maria, Christian Morgenstern, Arthur Pfungst, Hermine v. Preuschen, Emil Reichert, Heinrich v. Reder, Editha v. Reizenstein, Wilhelm v. Scholz, Toni Schwabe, Oskar Wiener, Paul Wilhelm 23, 204,	320
Epstein, Dr. S. S., Lombroso und die moderne Hirnphysiologie	100
Hansson, Ola, Aus „Freimuts Weisen“	215
Hochstein, S., Die Gesilde der Seligen	356
Klein, Rudolf, Ola Hansson	238
Klings, Karl, Die Sabisch-Jungen	221
Knopf, Julius, Ehrliche Leute	338
Kritik: Bibliographie: S. 150, 303, 446. — Czechische Litteratur: S. 442. — Dramen: S. 130, 431. — Französische Litteratur: S. 141, 439. — Holländische Litteratur: S. 145. — Italienische Litteratur: S. 147. — Litterarische Gesellschaft: S. 149. — Litteraturgeschichte: S. 135. — Lyrik und Epos: S. 128, 292, 428. — Menschenkunde: S. 134. — Notizen: S. 302, 446. — Pan: S. 139. — Philosophie: S. 298. — Presseprozeß: S. 149. — Romane und Novellen: S. 126, 287, 425. — Soziale Litteratur: S. 132, 295, 433. — Spanische Litteratur: S. 143. — Vermischte Schriften: S. 137, 300, 436. — Zeitschriftenchau: S. 438.	
Landau, Dr. S. R., Henryk Sienkiewicz	360
Lutz, Josef, Die Ursache der heutigen Nervosität	395
Manes, Alfred, Die deutschen Arbeitslosen	312
Merian, Hans, Schönheit	1
Mag Klinger	84
Moeller-Bruck, Arthur, Richard Dehmels Lyrik	247
Morgenstern, Gustav, Aus dem Münchner Kunstleben	112, 266
Pegold, Bruno, Soziale Chronik	119, 279, 418

Harresonig

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Pfungst, Dr. Arthur, Religion innerhalb der Grenzen der Humanität	256
Przybyszewski, Stanislaw, Das große Glück	54
Sachs, Otto, Aus dem Wiener Kunstleben	273, 411
↓ Schaukal, Richard, Nansen und D'Annunzio	391
Schnapper-Arndt, Dr. G., Zur Dienstbotenfrage	262
Schifowski, Dr. John, Aus dem Berliner Kunstleben	108, 404
Schmitz, Oskar A. H., Johannes der Gottselige	36
Schur, Ernst, Melchior Lechter	375
Sienkiewicz, Henryk, Die Kraniche	335
Unfeld, Wilhelm, Die heutigen Kulturfragen und das Bürgertum unserer Zeit	308

Porträts:

Max Klinger.

Ola Hansson.

Henryk Sienkiewicz.



Januar 1897.

Schönheit.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Nangsam war die Nacht am Horizonte heraufgekrochen und hatte die letzten Strahlen des Abendrotes verschlungen. Nun dehnte sich die Finsternis über das Himmelsgewölbe, wie der neidische Lindwurm über den gleisenden Hort. Und sie reckte ihre schwarzen Fänge in die Tempel und an die Wolkensitze der Seligen, so daß die Lichtgestalten der Götter entsetzt von dannen flohen.

Da zerfielen die verwaisten Marmorhallen, und der Epheu schlang seine grünen Ranken um geborstene Säulen — — —

Nur die Schönheit wollte nicht fliehen mit den anderen Unsterblichen; denn sie hatte die Menschen lieb und bedauerte sie, weil die Nacht über sie gekommen war.

Als sich aber die Menschen allmählich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, da wurde ihnen die Schönheit gleichgültig, sie wollten nichts mehr von ihr wissen, weil sie noch aus den Tagen des Lichtes stammte, und wer ihr zufällig begegnete, der wandte das Antlitz ab und schlug ein Kreuz.

Da hatten die Söhne der Nacht freies Spiel und konnten die verlassene Schönheit verfolgen und martern nach Herzenslust.

Die Schönheit aber blieb trotz alledem. Weil die Menschen ihr jedoch keine Stätte mehr bereiteten und sie nicht mehr dulden wollten in ihren Wohnungen, ging sie weinend hinaus in die Einöde. An verrufener Stelle duckte sie sich zitternd und frierend unter die Trümmer zerstörter Göttertempel und barg sich da Jahre lang, Jahrhunderte lang.

Und die Schönheit wußte nicht, daß sie nackt war — — —

Tausend Jahre sanken in den Abgrund der Zeit, und der Drache der Finsternis hielt die Erde immer noch umklammert.

Endlich, nach langem bangem Harren, zeigte sich ein feiner violetter Dunstfaum im Osten, und bald schossen daraus klirrend die roten Lichtpfeile hervor, die den Drachen der Finsternis durchbohrten, daß er seine Beute fahren ließ und sich zuckend in seinem Blute wand. Es begann zu tagen.

Wie ein Erwachen ging es durch die Welt. Und die Menschen rieben sich den Dämmer Schlaf aus den Augen und sahen, daß die seligen Götter von dannen gegangen waren. Da kam es wie eine große Sehnsucht über sie, und sie zogen aus, die Entschwundenen zu suchen.

Sie stiegen in die Berge, wo der ewige Schnee durch die starren schwarzen Tannen glänzte und die schäumenden Giesbäche tosend zu Thal schossen; sie wandelten durch die Flur, wo tausend farbige Blumen aus den grünen Matten hervorleuchteten, schimmernde Juwelen auf Sammetgrund; sie schritten durch den Hain, wo der Lorbeer hellglänzende Schößlinge zwischen dunklem Laub hervortrieb und die schlanke Pinie ihre breite Krone im Morgenwinde wiegte; und sie gingen zum Meere hinab, wo die Brandung den weißen Gischt über die nackten Felsenriffe spritzte und die in melodischem Tanze sich schaukelnden Wellen die ferne Unendlichkeit küßten; — aber die Götter fanden sie nicht.

Traurig und gesenkten Hauptes wandten sich die Suchenden heimwärts.

Als sie aber am zerfallenen Dionysostempel vorbeikamen, und ein Jüngling die blühenden Syringenzweige auseinanderbog, um in die alte Cella hineinzuspähen, da ruhte auf bemooften Steinen zu Füßen des halbgestürzten Götterbildes, von warmem Sonnenlicht umflossen und von einem schillernden Falterpaar umgaukelt, die Schönheit.

Der glückliche Entdecker jubelte laut und rief: „Die Welt ist noch nicht völlig entgöttert, ich habe die Schönheit gefunden; kommet her und schauet!“

Und alle strömten herbei, zogen die erstaunte Schönheit hervor und führten sie im Triumphe nach der Stadt. Da hüllten sie ihren zarten Leib in prächtige Gewänder und bauten ihr Tempel und Paläste.

Und die Schönheit wohnte wieder unter den Menschen — — —

Die Menschen gerieten in einen wahren Taumelrausch des Entzückens und wußten nicht, was sie der wiedergefundenen Göttin alles zu lieb thun sollten. Besonders mühten sie sich, ihr immer kostbarere und prächtigere Gewänder umzulegen; denn die Schönheit durfte nun nicht mehr nackt und bloß gehen. Reich sollte sie einherschreiten, wie die mächtigste Fürstin. Und wer für sie ein besonders köstliches Geschmeide ausdachte oder ein besonders prunkendes Gewand anfertigte, der ward hochgeehrt unter allen seinen Mitbürgern.

So kam die ehrfame Zunft der Schneider zu höchstem Ansehen.

Die Schneider aber sind merkwürdige Leute. Wie leicht sieht man über diese Kleiderverfertiger hinweg, wie oft unterschätzt man sie und ihre Kunst. Und doch steckt in manchem von diesen so harmlos aussehenden, stets dienstbereiten und tiefknirrenden Männlein das Zeug zu einem gewaltigen Tyrannen. Mit unerbittlicher Strenge erlassen sie ihre Gesetze und zwingen uns ihren Willen auf, ohne daß wir uns dagegen wehren können. Denn was vermag so ein armes Menschenkind gegen einen vom Schneider gewollten hohen Hemdtragen oder gegen eine aus dieser Macht-sphäre dekretierte ellenweite Hose auszurichten? Der Sterbliche kann sich dieser höheren Gewalt nur fügen.

Die Schneider spielten also beim Dienste der Göttin die erste Rolle, und sie puzten an der guten Schönheit herum, daß es eine wahre Freude war. Sie konnten sich in ihrem Eifer gar nicht genug thun.

Der natürliche gerade Fall der Hüftenlinien schien ihnen viel zu einfach, viel zu wenig apart. Darum wurde der Leib der Göttin in ein enges Korsett geschnürt, so daß man die Taille mit den Händen umspannen konnte. Nach unten bauschte sich ein mächtiger Reifrock, auf dem Haupte wurden die Haare zu einem riesenhaften Lockenberg, einer sogenannten Fandange aufgetürmt, und schließlich wurde die ganze Gestalt um und um mit Spizen, Bändern und Puffen besteckt. Ganze Blumengärten wurden geplündert, zahllose Vögel mußten ihren bunten Federschmuck hergeben, um die umfangreiche Toilette der Schönheit damit zu verzieren.

Natürlich war auch der tiefgehende Busenauschnitt des Kleides mit zahllosen Schleifen und Festons garniert. Doch wollte der Busen der Göttin den allweisen Schneidern in dieser Umgebung nicht mehr gefallen. Das war alles zu derb, zu unzart: der Busen einer Bauerndirne; er ver-schandelte die ganze feinkomponierte Toilette.

Zum Glück wußten die Bekleidungskünstler auch dafür Rat. Sie formten einfach einen Busen aus Wachs, der war so zierlich und von so zartem Inkrnat, daß sich ihm nichts auf der Welt vergleichen ließ; ein Busen, wie er eben nur für die Göttin der Schönheit im Reifrock paßte.

Als er ihr umgelegt wurde, geriet die ganze Schneiderzunft in Ekstase, und die Meister beglückwünschten sich unter einander zu dem wohl gelungenen Werke. Nun brauchte nur noch das Gesicht gehörig bearbeitet zu werden mit Schminke und Schönplästerchen, dann malte man noch ein ewig anhaltendes süßes Lächeln in die ernstesten Züge hinein — und die Schönheit war nun erst wirklich schön geworden.

Die gute Schönheit ertrug dies alles. Sie hatte ja schon so viele Martern erduldet, und diesmal war es ja nicht Haß, sondern irregeleitete

Liebe, die sie quälte. Als aber immer weniger priesterliche Menschen in den Prachträumen ihres Tempels zu ihrem Dienste erschienen, dafür aber immer mehr und immer eindringlichere Schneiderseelen, als sich schließlich gar niemand mehr um sie selbst kümmerte, sondern nur noch um ihr merkwürdiges Kleid, da wurde sie ganz betrübt. Sie hielt es einfach nicht mehr aus in ihrem glänzenden Futterale, und in einer schönen Mondnacht nahm sie die Gelegenheit wahr, schlüpfte unbemerkt aus ihrer pompösen Toilette heraus und ging von dannen.

Der starre Reifrock aber blieb auf seinem Platze stehen, darauf das steife Korsett mit dem zarten Wachsbusen, darüber die dickaufgetragene, zur Larve eingetrocknete Gesichtschminke, und ganz zu oberst, als Krönung des Ganzen, das hohe Lockentoupet der Fandange.

Als nun am anderen Morgen die guten Schneiderseelen zum Dienste antraten, da merkten sie gar keine Veränderung und hatten nicht die leiseste Ahnung davon, daß ihre schwärmerisch verehrte Göttin abhanden gekommen war, und sie nichts mehr von ihr besaßen, als die leere Hülle, — einen hohlen Kleiderstock. — — —

Als die Schönheit ihren Prachtgewändern und der wohlloblichen Kleidermacherzunft entronnen war, da trieb sie es allerdings etwas toll. Das war jedoch der Ärmsten kaum zu verdenken. Sie mußte nach all dem Zwang und all der Enge doch erst wieder einmal die Lungen gehörig ausweiten und die liebe Hergottsluft in vollen Zügen einatmen. Die schöngepflegten Gärten erschienen ihr langweilig und komisch, sie rannte in die öde Heide hinaus. Vor den reichgeschmückten Palästen empfand sie ein Grauen, darum ging sie zu den Armen und Elenden; sie hüllte ihren Götterleib in Lumpen, weil sie erkunden wollte, ob man sie auch unter dieser niedrigen Hülle erkennen und ohne allen äußeren Tand um ihrer selbst willen lieben werde. Wenn sie aber eine ganz tolle Laune erfaßte, so warf sie alle Kleider und Hüllen ab und ging, wie in den Tagen des alten Heidentums, splinternackt durch die Straßen, zum Entsetzen aller wohlgesitteten Bürger, sodaß sogar die hohe Polizei sich veranlaßt sah, gegen derartigen groben Unfug einzuschreiten, damit die liebe Jugend keinen Schaden nehme an der Moral. Die Alten hätten die Sache am Ende ja eher vertragen können.

Aber gerade die Jugend war am eifrigsten hinter der sich so toll gebärdenden Schönheit (— hinter dem lieberlichen Weibsbild, meinten die Alten) her. Und während die hochmögenden Schneidermeister noch täglich ihren spukhaften Tanz um den mythischen Reifrock aufführten und an ihrem Kunstwerk immer noch zu bessern und zu bästeln hatten, tauchten ein paar fürwitzige Grünschnäbel auf, die den aufgedonnerten Kleiderstock zu

verlachen wagten und dreißt behaupteten, die lebendige, leibhaftige Schönheit bald da, bald dort, in Kneipen und Spelunken und an noch viel unmöglicheren Orten angetroffen zu haben, nur noch niemals in ihrem offiziellen Tempel, und sie sei in der verschiedensten Art oder auch gar nicht kostümiert gewesen, nur habe sie niemals einen Reifrock angehabt oder eine so kunstreiche Fandange auf dem Kopfe getragen. Natürlich entstand daraus Streit und Keilerei. Denn die tempelhütenden Schneidermeister wollten sich solche despektierlichen Reden und solche Verunglimpfungen ihres Ideals nicht gefallen lassen. Die Jungen aber meinten, sie hätten sozusagen auch ein Recht auf der Welt zu sein, und hätten überdies jeder zwei Augen im Kopf und trügen noch keine Brillen. Und schimpften die Alten wie die Rohrspaken, so nahmen die Jungen auch kein Blatt vor's Maul und zahlten den Alten ihre Süffisancen mit Grobheiten zurück. Die feinere Umgangssprache wurde dabei auf beiden Seiten ziemlich stark vernachlässigt.

Doch es kam noch besser. Einige Frechlinge wagten es, in den geheiligten Tempel einzudringen und vor den weisen Nasen der hochwürdigen Schneidermeister die bunten Lappen von dem angebeteten Kleiderstock herunterzureißen, um der Welt zu zeigen, daß die offizielle Schönheit nur eine Puppe sei, hinter der nichts stecke als ein hohler Raum. Als aber nun die Alten jammernd die Fexen ihres Idealgebildes umstanden und die große Leere erblickten, waren sie doch nicht überzeugt und behaupteten, die Jungen hätten durch ihre Brutalität die holde Göttin vertrieben. Sie suchten die Fexen alle wieder sorgfältig zusammenzuzlickten, im festen Glauben, wenn nur erst die Prachtpuppe wieder genau aufgebaut sei, so werde die Göttin schon wieder hineinkriechen; denn sie sei früher ja auch drin gewesen, und wo könnte sie wohl würdiger und behaglicher wohnen als in ihrem schönen Reifrockgehäuse, das in dem herrlichen Tempel stand, der seinerseits wieder von einem so sinnig angelegten und peinlich in Ordnung gehaltenen Garten umgeben war?

Und es war rührend anzusehn, wie die alten Schneiderlein immer und immer wieder pietätvoll flickten und klebten.

Die Jungen aber haben die alten Herren nicht lange mehr gestört in ihrem absonderlichen Thun; sie sind lachend davongegangen. Und die Schönheit ist lachend mit ihnen gezogen, nachdem sie ihrem Reifrockebild noch höchst eigenhändig einen neckischen Nasenstüber versetzt hatte.

Aber wieder ist die Schönheit ohne Kleid und ohne Heim.

Dessen sind sich die Jungen bewußt geworden; denn die Jahre des Kampfes haben Männer aus ihnen gemacht. Sie ziehen nicht mehr lärmend und tobend durch die Straßen, den friedlichen Philister zu schrecken, sie treiben sich nicht mehr mit Knabenhafter Neugierde in Lasterhöhlen und

Spelunken herum, nein sie stehen rüstig am Werk. Es gilt der Schönheit einen neuen Tempel zu bauen, ein neues Gewand zu wirken.

Fest auf den Erdboden soll er gegründet sein, der neue Tempel; aber er soll sich auf freier Bergeshöhe erheben, entrückt dem Alltagsstaub, von Licht durchflutet, von Sonne durchwärmt. Auf lilienschlanken Säulen ruht sein Dach, duftende Blumengewinde schwingen sich von Pfeiler zu Pfeiler, und auf dem Altar brennt die Flamme der Begeisterung. Durch die Fenster aber blickst du in die geheimsten, grausigsten Tiefen des Menschenlebens.

Und das Gewand der Göttin soll sein von leuchtender Farbe, in weichen freien Falten soll es sich ihrem Körper anschmiegen, den Bau ihrer herrlichen Glieder verschleiern und enthüllend.

Und die Schönheit wird einerschreiten in den lichten Tempelhallen in rhythmischem Tanze. Ihr Schreiten ist Musik. Und die auf die freie Höhe zum Tempel gelangten werden ihr folgen im Tanzschritt. Sie werden tanzend die Lande durchziehen mit Saitenspiel und Flötensang. Dann werden die Tiere wieder zu sprechen beginnen und die Bäume sich im Reigen drehen; denn Orpheus ist wiedergekehrt, Aphrodite und Pallas schreiten hinter ihm, mit allen Musen folgt Apoll, und aus dem ewigen Ätherblau lächelt Kronion.

In einem reich verschnörkelten Saale aber hästeln sechs alte Schneiderlein an einer verblähten Puppe, die trägt einen riesigen Reifrock und auf dem Kopf eine hohe Fandange. Es nistet ein fröhliches Spazerpärchen darin, und wenn Papa Spaz und Mama Spaz in ehelichen Zwist geraten, stäuben die Puderwolken.

* * *

Das ist das Märchen von der Schönheit. Es ist für gewiß wahr, wie alle Märchen, und viele Leser der Gesellschaft und alle, die an unserem Werke mitarbeiten, haben es selbst erlebt.





Korruption.

Von Wolf Buttler.

(Eipzig.)

Von Künstlern und Politikern, von Leuten, die sich berufsmäßig mit der Beobachtung unserer Zustände befassen und deshalb meist sehr wenig davon verstehen, ist uns bis zum Überdruß oft und deutlich gesagt worden, daß wir in einer Zeit des Verfalls, des Debacles, der Korruption leben. Aber wir haben den guten Leuten, das kann jeder bezeugen, der ein bißchen „was ist“, doch ihre Versicherungen mehr nur auf ihr ehrliches Gesicht hin geglaubt, als daß wir uns ernsthaft das Herz schwer gemacht hätten. Wir leben doch — Gott sei dank — in geordneten Verhältnissen! Man muß ja Steuern die schwere Menge zahlen, aber man weiß doch auch, was man dafür hat. Eine wohlwollende Behörde hält uns pflichtgemäß ungestüme Dränger vom Halse, man kann geruhig seine Strafe ziehen. Rotorisch ist in Deutschland seit längeren Jahren kein Menschenfleisch mehr gegessen worden, die Analphabeten nehmen ab, die Gymnasialabiturienten zu. Wenn auch die Agrarier und die Handwerker und die Lehrer und die Arbeiter ein bißchen klagen und schreien, wann wäre das nicht so gewesen? Man weiß ja, es giebt immer Unzufriedene, Leute, denen nie etwas recht ist, die aus Neigung und Anlage Krakehl machen; aber deshalb braucht man nicht gleich ängstlich zu sein. Die Leute haben doch immer noch zu essen, und was sie eigentlich mehr wollen, ist nicht recht verständlich.

Wir haben unsere Fürsten, der eine diesen, der andere jenen von den einigen zwanzig, die wir in Deutschland zu zählen das Glück haben; und jeder von ihnen wacht über das Wohl seiner angestammten Unterthanen; und was er nicht allein machen kann, denn das Regieren ist mit der Zeit eine sehr schwierige Sache geworden, das führen in seinem Sinne und Namen die Minister aus, nächst den Monarchen die ersten Diener des Volkes. Unter ihnen waltet und schaltet ein ganzes Heer von treuen Beamten, alle strebend thätig für der Unterthanen Glück und Zufriedenheit.

Nein, wir können uns wirklich nicht beklagen. Und das Volk hat doch auch was mitzusagen; es kann seine Abgeordneten wählen, man weiß freilich nicht recht wozu, da die ja doch nichts besseres thun können, als der ohnehin so tüchtigen Regierung bei der Volksbeglückung zu helfen, was nur einige Rappelköpfe nie recht begreifen lernen werden.

Und nun in der äußeren Politik! Wie fein wir dastehen, das weiß man ja, vom Fels bis zum Meer ist nur eine Ansicht darüber: Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt. Wir haben — man braucht kein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen — das beste Heer und eine großartige Flotte, uns kann keiner

In diesen dunstigen und muffigen, korrupten Gedankenkreis des deutschen Normalphilisters schlagen nun mit betäubendem Krachen die zündenden Blicke der jüngsten Enthüllungen; die ehrbare Hülle wird herabgerissen, die Bewunderung verschwindet, und das erschreckte Auge erblickt Menschliches, Allzumenschliches. Kein schreiblustiger Held der Feder, der Sensationsromane nach der Elle schmiedet, kann in seiner tollen Phantasie solchen Haufen von Intrigue, Bosheit, Niedertracht und Gemeinheit zusammenkehren, wie er in den neuesten Sensationsprozessen bloßgelegt worden ist. Aus berufenem Munde hat die staunende Welt erfahren, wer in Deutschland Minister stürzt und wie man das macht; man braucht nicht mehr bei Kammerdienern und Kutschern herumzufragen, was sterblich sei an den Großen, die unsere Geschicke lenken, ernsthafte Leute haben in feierlicher Gerichtsitzung uns das gekündet.

Einen schwereren Stoß hat das heutige Regierungssystem nie erhalten, als durch den Prozeß, der sehr zu Unrecht den Namen von zwei untergeordneten Schuften trägt, und der ganz anders genannt zu werden verdient. Mag die drängende Fülle der Einzelheiten zu der Stunde, wo wir diese Zeilen niederschreiben, auch noch nicht den klaren Überblick gestatten und das Versenken bis in die Tiefen, das eine Ergebnis steht schon heute unerschütterlich fest: mit dem Vertrauen zu der Regierung ist es vorbei. Es ist zu vieles zusammengekommen in dem kurzen Laufe eines Jahres: der Sedankurs mit seinen tieftraurigen Folgen, der Vergiftung des Volkslebens durch die Denunziationen, die harten Verfolgungen der Majestätsbeleidigungen, die widerlichen Tüffteleien des Royestandales, um so etelhafter als sie sich ausschließlich um das Geschlechtsleben in den Hofkreisen drehen, die boshaften Enthüllungen des verärgerten Bismarcks, und nun dieser Prozeß!

Man vergegenwärtige sich nur, wie das alles gewirkt hat, wie das wirken mußte. Freilich für den unbefangenen Beobachter unserer Zustände ist nur das Zusammenfallen dieser Ereignisse überraschend gewesen, nicht

ſie ſelbſt. Alles das iſt doch nicht von geſtern und heute, und wer die Urſachen kennt, dem bergen die Folgen keine Räſſel.

Je und je iſt der Ausbildung des perſönlichen Regiments die Entwicklung ſchlimmen Aliquenweſens zur Seite gegangen. Und wir leben heute in Deutſchland in der Zeit des perſönlichen Regimentes; nicht mehr zwar im Sinne der Friederizianiſchen Epoche, wo wirklich ein Fürſt noch, wenn ſonſt ſeine Arbeitskraft und Arbeitsluſt dazu ausreichte, ſich einen Überblick über das noch einfache Finanzweſen, über den Stand der Volkswirtſchaft, des Heeres, der diplomatiſchen Beziehungen, kurz über die geſamte innere und äußere Politik verſchaffen konnte. Das alles iſt heute unmöglich, und ſchon die Bemeiſterung auch nur einer einzigen Seite unſeres vielgeſtalteten Staats- und Volkslebens erfordert den ganzen Mann. Wie könnte da von der Entſcheidung eines Monarchen bei jedem Detail ernſthaft die Rede ſein. Nein, heute kennzeichnet ſich das perſönliche Regiment dadurch, daß überrafchend und aus Gründen, die das nichteingeweihte Volk nimmermehr erfahren kann, die — wenigſtens der Vorausſetzung nach fachverſtändigen — Leiter der einzelnen Regierungſtrefforts plötzlich die Zügel auf den Wink eines Höheren ſchießen laſſen müſſen, um im Dunkel der Vergessenheit ihre Renten friedlich zu verzehren — fern von Madrid. Und das iſt häufig in jüngſter Vergangenheit geſchehen. Wozu da einzelne Namen nennen.

Wenn aber der einfältige Sinn des getreuen Unterthanen vermeinte, ſolche Veränderungen gingen mit immer rechten Dingen und nach den Grundſätzen bürgerlicher Ehrlichkeit alleweil vor ſich — dieſer Prozeß hat's anders gelehrt.

Seit den Tagen der verächtlichen Höflingswirtſchaft unter dem vierten Friedrich Wilhelm, ſeit der Zeit der Gerrlach, der Nagler und wie ſie alle heißen mögen, iſt in Preußen-Deutſchland nicht wieder ein ſolcher Abgrund der Korruption aufgedeckt worden. Ein Herrſcher auf dem Throne, im ſelbſtſicheren Glauben an ſeine göttliche Miſſion und ſeine eigene Kraft den Kampf aufnehmend gegen alle diejenigen, die er für Feinde des hochgeſeierten Wertes ſeiner Ahnherrn hält, mit beredtem Munde das Vertrauen der Mannen für ihren Churfürſten und ihren Markgrafen, ihren Herzog heiſchend: und tief unten wühlen und hegen, fälſchen und verleunden die nichtswürdigen Kreaturen, die ihr ſtaatliches Amt in der gemeinſten Weiſe mißbrauchen, dem Staate zu ſchaden, und wiſſen auf ihrem Schleichwege emporzudringen bis zu denen um den Einen — fürwahr, ein trauriges Verhängnis. Sie ſchaffen Änderungen im Staatsleben, die der Monarch von Gottes Gnaden nur ſeiner eigenen Entſchließung unterworfen glaubte, ſie ſind es, die mit den ordinärſten und plumpſten

Komödiantenmitteln auf Hintertreppen Weltgeschichte fabrizieren, professionsmäßig. Wie sprach doch der Dänenprinz?

Derweil der Monarch, getrieben von tiefem religiösem Gefühle, das ihn ganz durchdringt, vor jeder Staatshandlung von Wichtigkeit den Verkehr sucht mit dem höchsten Wesen, in dessen Namen und Willen er seinen Beruf erfüllen möchte, treiben die subalternen Lumpen ihr hochverräterisches Gewerbe und spielen Vorsehung

Wie ist das nur möglich!

Eines schließt sich an das andere, und alles kommt darauf an, Symptome nicht mit Ursachen zu verwechseln. Den Personen, die im offiziellen Prozesse agiert haben, selbst dem Minister, der mit dem philotetischen Schrei „ich flüchte mich an die Öffentlichkeit“, vor die Schranken des Gerichtes kam, durfte nicht daran liegen, des Übels Wurzel aufzudecken. Schmäle man die auf immer kompromittierte Spitzel- und Agentenwirtschaft der sogenannten politischen Partei, bespeie man eine feile, nichtsnutzige Presse, der die Sensation über alle Wahrheit geht, verdächtige man duzendweise mutmaßliche Hintermänner: alles das bleibt doch nur persönlich, wo schärfer blickende Augen tiefere sachliche Zusammenhänge zu erkennen vermögen.

Die Korruption ist in Permanenz erklärt, sie ist zum Charakteristikum unserer Gesellschaft geworden; jeder Schuft, der in der goldgestickten Uniform und der mit den defekten Beinkleidern, ist gleichzeitig Mitschuldiger und Opfer.

Die geschichtlichen Vergleiche liegen zu nahe, als daß sie mit Vorteil hier herangezogen werden könnten; auch können sie alle nur bedingt zutreffend sein. Das „mutatis mutandis“, das man bei ihnen auszusprechen verpflichtet ist, ist gerade das, worauf es im Grunde ankommt. Gewiß, immer hat es Schufte gegeben; gewiß, immer haben schmutzige Intriguen gespielt, wo nur ein Hof oder Höfchen sich aufgethan hat; gewiß, immer haben subalterne Kreaturen, und nicht nur im Sinne der Fortpflanzung, sich um die Gestaltung der Geschehnisse der Edelsten Besten bemüht: soweit bleibt ja auch alles im Rahmen des Alten. Es ist nur, daß die heutige Gesellschaft (wir „modernen Menschen“) so unendlich weit über alles das erhaben zu sein glaubte, daß sie vor lauter Korruption ihre eigene Korruption nicht mehr zu sehen vermochte.

Die stumpfsinnigen und stumpffühlenden Philister, die wir eingangs zeichneten, finden ihr Gegenstück in den Lobrednern des Bestehenden, in jenen Augenblicksmenschen, die kurzes Gedärm mit weitem Herzen angenehm verbinden und in der Respektabilität ihr Ziel und den Subgriff des Erstrebenswerten erblicken. Wäre nicht ein homo novus, ein

Badischer Staatsanwalt, ins auswärtige Amt eines Tages eingezogen, der nicht durchdrungen war von dem Gefühl heiliger Scheu vor der Unantastbarkeit preussischer Bürokratie, die Schufte — die Respektspersonen — hätten ihr lichtscheues, korruptes Gewerbe noch lange getrieben, ihre Spießgesellen wären nicht so unangenehm für kurze Zeit aufgeschreckt worden. Und die ganze Gesellschaft hätte nie, nicht einmal für die Tage des Prozesses, aufgehört, häuchlings vor jedem Mandarin in Ehrfurcht zu ersterben.

Aber nun ist es einmal geschehen. Die vier Tage von Moabit sind verrauscht, der Vorhang ist gefallen. Und wer noch um den sicheren, bündigen Beweis für die Entartung unserer Gesellschaft verlegen war, der gedulde sich nur einige Zeit, wenige Wochen: Dann haben sich die Kreise geglättet und tiefe Stille lagert wieder über dem Sumpfe der Korruption.

Qui vivra, verra.

..... Wir leben doch — Gott sei Dank — in geordneten Verhältnissen . . .





Reichstag!

Von M. G. Conrad.

(München.)

Am 6. Juni 1896 hat die Stichwahl zwischen mir und dem Kandidaten des Bundes der Landwirte und der Konservativen stattgefunden, am 7. Juni wurde ich als gewählter Reichstagsabgeordneter des Wahlkreises Ansbach-Schwabach proklamiert. Ich schrieb sofort an das Direktorium des Reichstags und bat um meine Legitimations- und Fahrkarte. Direktor ist zur Zeit der lebenswürdige geheime Regierungsrat Dr. Knack, ein Sohn jenes orthodoxen Pastors Knack, der vor zwei Jahrzehnten wegen seiner bibelgläubigen Astronomie viel genannt und vom „Kladderadatsch“ heftig angegriffen und als „Sonnenschieber“ in Wort und Bild verspottet wurde — es war damals, wo das deutsche gebildete Bürgertum ungeheuer freisinnig that, auch in religiösen und kirchlichen Dingen, die Naturwissenschaft über den Schellenkönig feierte, aus der „Gartenlaube“ verfeinerte Geistesdüfte sog, für Strauß und Renan schwärmte und nicht höher schwor als bei den neuen deutschen Siegen auf allen Lebensgebieten.

Das hat sich inzwischen bekanntlich einigermaßen geändert.

Am 20. Juni hatte ich Legitimations- und Fahrkarte in Händen und am 21. war ich auf dem Wege nach Berlin. Und zwar auf einem vorgeschriebenen Wege. Denn es führen zwar nach dem Sprichwort „alle Wege nach Rom“, aber für den deutschen Reichstagsabgeordneten führen nur diejenigen Eisenbahnlinien in die Reichshauptstadt, die ihm der Staatssekretär des Innern vorschreibt, „nach Maßgabe der gesetzlichen Bestimmungen“, wie die beliebte Formel lautet. Der Staatssekretär des Innern, Vizekanzler Herr von Bötticher, hatte die Güte, für mich vier Linien ausfindig zu machen, auf denen ich mich gratis zwischen meinem Wohnorte und Berlin hin- und herbewegen kann. Früher hatten die Reichstagsabgeordneten freie Fahrt durch das ganze deutsche Reich. Allein Fürst Bismarck fand in der Fülle seiner Macht und Staatsweisheit, daß die Vertreter des Volks von dieser Freiheit einen zu ausgedehnten Gebrauch machten, daß sie das Reich an allen Ecken und Enden persönlich in Augen-

schein nahmen, daß sie sich nicht nur in ihrem engeren Wahlkreise um Handel und Wandel des Volkes kümmerten, sondern auch in den anderen Kreisen den Leuten ein weitergehendes Interesse entgegenbrachten und zuweilen — schrecklichster der Schrecken! — sogar Versammlungen und agitatorische Reden hielten, statt in Berlin zu sitzen und zu allem Ja und Amen zu sagen, was die Regierung, d. h. Herr v. Bismarck wollte.

Das ärgerte den großen Kanzler, und mit einem raschen Federstrich entzog er den Vertretern des Volks die freie Fahrt durch das Reich, so daß sie nicht mehr in ihrem Wander- und Erkenntnistrieb ausrufen konnten: „Das ganze Deutschland soll es sein, das wahrer Deutscher nenne dein!“ So bekamen wir die gebundene Marschrouten von und nach Berlin, und dem Bagabundieren und Politisieren auf Seitenlinien oder über die Reichshauptstadt hinaus ist nun ein Kiegel vorgeschoben, dem Unfug, etwas mehr von Deutschland kennen zu lernen, als auf der direkten Linie liegt, ist wirksam gesteuert. Wenn wir süddeutschen Abgeordneten z. B. über Berlin hinausfahren wollten, um in Hamburg die deutsche Seefahrt oder in Stettin die deutsche Schiffsbaukunst oder in Ostelbien die Musterwirtschaften der Junker oder im Westen das Paradies der Kohlenbarone oder das gesegnete Reich des „Königs“ Stumm zu studieren, so müßten wir uns diesen Luxus aus eigener Tasche bezahlen. Da wir aber nicht alle die gefüllten Taschen der süppig notleidenden Junker haben, so gilt für uns, was schon im Moses und den Propheten geschrieben steht: *„Bleibe in deinem Wahlkreis und nähre dich redlich.“*

Alle Versuche, die gebundene Marschrouten durch die frühere Verkehrsfreiheit wieder zu ersetzen, sind gescheitert, ebenso wie alle Versuche, für die Reichstagsabgeordneten Diäten einzuführen, stets gescheitert sind. Obwohl sämtliche Parlamente und Landtage des europäischen Kontinents Diäten haben, obwohl es keinem Fürsten von Gottes Gnaden einfällt, auf seine Civilliste zu verzichten und sein Volk um Gotteslohn zu regieren, obwohl unsere Beamten, so gut sie auch gestellt sein mögen, für Extrafahrten sich Spesen und Tagegelde berechnen und sogar die Generale in Preußen, wenn sie von Berlin nach Potsdam zum Vortrage beim Kaiser fahren, sich noch den alten Postkutschentarif vergüten lassen, trotzdem sie heute mit der Eisenbahn zehnmal billiger reisen — für die Erwählten des Volkes gilt die Regel nicht, daß der Arbeiter seines Lohnes wert sei. Und wenn auch schon im alten Testamente die humane Vorschrift steht: „Du sollst dem Ochsen, der da im Reichstag politische Vorträge drischt, das Maul nicht verbinden“ — es hilft alles nichts, im Reiche Preußen-Deutschland, sonst gerühmt als das Reich der Gottesfurcht und frommen Sitte, hat die Bibel in diesem Punkte nichts zu sagen.

Bismarck wollte mit der Diätenlosigkeit ein Gegengewicht gegen das allgemeine, gleiche Wahlrecht schaffen. Die Masse der Wähler sollte in der Auswahl der Träger ihres Vertrauens durch die notwendige Rücksicht auf den Geldbeutel so sehr als möglich beschränkt werden. Es ist das einer von den ganz brutalen Zügen im Charakter des Realpolitikers Bismarck. „Ihr könnt frei wählen — aber keine radikalen armen Teufel, da hört die Freiheit auf!“ Er wollte eine Mehrheit von gefügigen Beamten und wohlgesinnten reichen Leuten im Reichstag haben. Er sagte mit dem Shakespeare'schen Julius Cäsar: „Laßt wohlbeleibte Leute um mich sein, mit glatten Köpfen, und die nachts gut schlafen — der Cassius dort hat einen hohlen Blick, der denkt zu viel — die Leute sind gefährlich.“

Und so kam es, daß das deutsche Reich, das jährlich für seine regierenden Fürsten an die 50 Millionen aufbringt, für die Vertreter des Volks im Reichstag keinen Pfennig ausgeben darf. Es ist für mich zweifellos, daß sich dadurch die Qualität, die Leistungsfähigkeit und das Ansehen des Reichstags nicht gehoben hat. Es hat etwas Schöbigen, Bettelhafes, daß ein großes Reich mit einem kolossalen Budget gerade die Arbeit seiner Parlamentarier sich schenken läßt. Man wird sagen: „Zawohl, aber die Arbeit ist auch danach!“ Um so schlimmer, meine Herren! Einfach eine Schande ist's für das deutsche Volk, wenn es seinem obersten Vertretungskörper ein solches Zeugnis ausstellen läßt! Für das bloße Reichstagsgebäude hat man 27 Millionen aufgewendet, und es ist heute noch nicht vollendet, und für die Männer, die darin tagen, scheut man den geringsten Aufwand. Das heißt: Nein, man scheut ihn nicht, die Regierenden stehen ja gar nicht auf dem Sparsamkeitsstandpunkt; sie wollen einfach nicht, weil sie dem Parlamentarismus nicht grün sind, und weil ihnen die Diätenlosigkeit als Mittel recht ist, ein stolzes parlamentarisches Leben in Deutschland nicht aufkommen zu lassen. Wer aber heutzutage das Parlament schlägt, trifft das Volk.

Aus keinem anderen Grunde wehrt man sich auch dagegen, die Zahl der Volksvertreter auf die der Bevölkerungszahl entsprechende Höhe zu bringen. Nach dem Reichstagswahlgesetz soll auf je 100,000 Seelen ein Abgeordneter kommen, das würde also nach dem heutigen Bevölkerungsstand 522 Abgeordnete ergeben. Statt dessen läßt die Regierung immer noch die Wahlen auf Grund der alten, längst um Millionen überholten Volkszahl vornehmen, wonach nur 397 Abgeordnete dem Reiche zugebilligt werden. Gut, wenn man nicht über 400 Männer hinausgehen will, so ändere man wenigstens das Gesetz, will man jedoch am Gesetze nicht rütteln, so erhöhe man die Abgeordnetenzahl. Aber nein — das Reich thut weder das Eine noch das Andere, es behagt ihm besser, Theorie und Praxis auf

gespanntem Fuße zu erhalten, damit das Volk sich daran gewöhne, auch die Willkür, wenn sie den Regierenden beliebt, als einen quasi gesetzmäßigen Zustand zu empfinden.

Mit dem deutschen Gewissen verträgt sich das nicht, es verträgt sich nicht einmal mit der deutschen Wissenschaftlichkeit, denn schon der Drang nach der exakten Erkenntnis müßte uns treiben, dem wahren politischen Gefühl des Volkes so nahe als möglich zu kommen, das erreichbar treueste Bild von den Parteiströmungen, vom Aufblühen und Abwelken gewisser parteipolitischer Ideale u. s. w. zu erhalten. Ja, da können wir lange warten: für die Staatsmänner am grünen Tisch haben die Worte oft einen anderen Sinn als für das Volk, für die Arbeiter in Stadt und Land — und wenn wir schlichten Leute meinen, bei gewissen Worten müsse doch auch an einen gewissen Sinn und Inhalt gedacht werden, und man könne z. B. nicht deutsches Gewissen, deutsche Wissenschaftlichkeit, deutsche Gründlichkeit, deutsche Pflichttreue als nationale Tugenden preisen und fordern — und zugleich selbst in den Verdacht kommen, gewissenlos, unwissenschaftlich, ungründlich, ungetreu zu handeln: so tönt es vom hohen Olymp der „großen“ Politik herab: „Ja, Bauer, das ist ganz was anderes! Politik ist die Wissenschaft der Möglichkeiten — und die schönsten Moralitäten sind eben in dieser mangelhaften Welt oft nicht möglich; Politik ist die feine Staatskunst, zwei Eisen im Feuer, zweierlei Sinnmaleins im Kopf und zweierlei Side auf der Zunge zu haben, aus Schwarz Weiß und aus Weiß Schwarz zu machen und die Welt, die leider nun einmal betrogen sein will, zu betrügen nach Noten. Amen.“

Und Berlin ist nicht bloß Reichshauptstadt, sondern die weitberühmte Stadt der Intelligenz, sie liegt auf unserer schönen buckligen Erdkugel ungefähr in der Mitte zwischen Peking und Chicago, zwischen Chinesentum und Yankeeentum, zwischen der Religion des Zopfes und der Religion des Geldbeutel. Und das Reichstagsgebäude grenzt ans Brandenburger Thor und an die Siegessäule und an den Tiergarten — von dem es bekanntlich heißt: Gottes Tiergarten ist groß — und an die Wasser von Babylon, genannt Spree und Panke. Sieben Millionen hat allein der Boden gekostet, auf dem es erbaut ist. Es ist das höchste Gebäude in Berlin, und in seinem Äußeren hat es von allem etwas: von einem Fürstenschloß, einer Ritterburg, einer Festung, einem Bankpalast — nur daß es ein Volkshaus sein soll, merkt man ihm nicht leicht an. In seinem Innern hat es Hallen und Kuppeln, wie eine Kirche, einen Restaurationsaal wie das Refektorium eines Klosters, einen Sitzungssaal wie eine Börse, wo gehandelt wird in allerlei Werten: Ich gebe — ich nehme! — einen Zuschauerraum auf der Gallerie wie der Zuschauerraum im Theater — einen

Beratungssaal für den Bundesrat so schön wie eine Spielhölle von Monaco, ich glaube auch getrennte Aborte für die Vertreter der Fürsten und die Vertreter des Volks, und geheime Gänge wie in einem Irrgarten.

Ich habe die Parlamentshäuser in London, Paris, Rom, Wien, Budapest gesehen — das Berliner Reichstagsgebäude gleicht keinem von allen. Es ist eine Sehenswürdigkeit, zweifellos. Wenn man die hundert Bier- und Schnapspaläste besichtigt hat, die stets überfüllt sind von Einheimischen und Fremden, um ihre Intelligenz in Alkohol zu baden, wenn man ein halbes Duzend trübseliger Museen beklagt hat, weil sich niemand hineinwagt aus Angst, als ein unheilbarer Provinzler verschrien zu werden, wenn man die Kaffees angestaunt hat, wo weibliche Schönheit börsenmäßig in Erwerbs-Intelligenz umgesetzt wird, wenn man sich an dem halben Hundert strahlender Tingeltangel blind gesehen hat, wo der Reichskulturträger sich von seiner Intelligenz durch die Bewunderung abgerichteter Schwäne und dressierter Truthühner erholt, wenn man die Kultusstätten der Musen gesehen hat, wo der Botenschwanz à la parisienne blüht und dem internationalen Blödsinn gehuldigt wird — nach all diesem und vielem andern macht das deutsche Reichstagsgebäude einen recht ernsten, würdigen Eindruck, obwohl es nichts von deutschem Stil an sich hat.

Ich hatte, bevor ich als Abgeordneter nach Berlin kam, niemals einer Sitzung beigewohnt. Als ich nun zum erstenmal den Sitzungssaal betrat, empfing mich ein betäubendes Getöse. Ich sah ein Gewimmel von Menschen, die sich in allerlei Lauten ihre Gefühle mitteilten. Gruppen standen umher, Gruppen lösten sich auf, eine Anzahl Menschen saß zerstreut auf den engen Klappstühlen umher, einige schrieben, andere sahen nach der Decke, wo durch das milchweiße Glasdach ein graues Licht sickerte, daß sich mit dem gelblichen Ton der Wände und der Möbel zu einer stumpfsinnigen Mischung verband, die besonders den zahlreichen Glazen eine unheimliche, leichenhafte Beleuchtung gab, einige Duzend Menschen spazierten umher, die Hände in den Hosentaschen mit unsäglich gelangweilten Gesichtern, dazwischen liefen Diener mit rotblauen Achselnüren auf dem dunklen Livreefrack ein und aus, teilten Briefe und Zeitungen aus, oder brachten Wasserflaschen und Gläser — auf einem erhöhten Sitz in der Mitte der Längswand thronte ein stattlicher Herr auf einem Stuhl mit kolossal ansteigender Lehne — das war der einzige Mensch, der sich im Saale ruhig hielt; unter ihm, einige Stufen tiefer fuchtelte ein anderer Mensch, bleich, nervös, mit beiden Armen in der Luft und schien heftig zu sprechen, aber man verstand in der allgemeinen Unruhe kein Wort, so daß er sich ausnahm wie ein stummer Minister.

Ich blieb an der Thür stehen und überblickte das ungewohnte Bild.

Nein, dachte ich, das ist eine häßliche, tolle Wirtschaft, was denn das eigentlich bedeuten mag? Es war ein müßter Traum.

Da trat ein freundlich lächelnder Herr auf mich zu mit der Frage: Glauben Sie, daß die Sitzung schon angefangen hat? Es war Hausmann von Stuttgart.

Ich antwortete: Nein, das ist ein großes Orchester, bevor die Oper beginnt, alle Instrumente dudeln durcheinander, die Geiger stimmen ihre Violinen, die Trompeter und Klarinetten probieren das Mundstück, die einen trommeln, die andern treiben was anderes — nein, ich glaube nicht, daß das schon die Oper, pardon, ich wollte sagen, ich glaube nicht, daß das schon eine Reichstagsitzung ist.

— Doch, doch! belehrte mich der freundliche Herr Kollege aus Schwaben. Wir sind schon mitten drin. Der Herr Kollege Stadthagen spricht schon seit einer halben Stunde.

— Aber für wen spricht denn der Unglückselige? Es hört ihm ja niemand zu?

— Das macht nichts, für die Stenographen und Journalisten spricht er, morgen wird man's schon in der Zeitung lesen. Und daß es in die Zeitung kommt, ist ja die Hauptsache.

Inzwischen hatte der sozialistische Redner geendet, ein anderer war an seine Stelle getreten, ich hatte im allgemeinen Tumult gar nicht seinen Namen vernommen.

Wer ist's? fragte ich.

— Graf Mirbach.

Dann sprach ein anderer von seinem Plaze aus, eine hohe, elegante Gestalt, ein alter Lebemann. Er sprach sehr gewandt, aber es war immer noch kein Wort zu verstehen. „Lauter! Lauter!“ rief es plötzlich aus einer Ecke, und die Glocke des Präsidenten ertönte.

Wer ist's? fragte ich wieder.

— Freiherr von Stumm.

Dann lief ein Dritter auf die Rednertribüne zu, stieg aber nur die halbe Treppe hinauf und hielt seine Rede von da aus, im schönsten schnarrenden Junkerton. Endlich schrie ein Vierter von seinem Plaz aus wie besessen. Er warf die Arme in der Luft herum und verdrehte die Augen wie ein Epileptiker. Lachen von verschiedenen Seiten, aus dem allgemeinen Getöse heraus. Zwischenrufe.

Wer ist denn dieser magere, klapperdürre Schlangemensch, der da rast und schreit?

— Das ist ein Gymnasiallehrer. Ein Säulenheiliger der Konservativen.

— Gott sei ihm gnädig, na, ich danke. Aber sagen Sie mir nur, worum handelt sich's denn? Ich verstehe kein Wort.

— O, das ist auch gar nicht nötig. Die Sache ist schon im voraus abgemacht. Die sprechen alle nur für ihre Parteizeitungen. Wenn Sie aber partout was hören wollen, dann müssen Sie eben weiter vorgehen, ganz nah zu den Rednern hin, die Kunst ist schlecht.

— Nein, die Aufführung der Leute ist schlecht. Können die denn nicht ruhig auf ihrem Sitz bleiben und zuhören?

— Warum nicht gar! Zuweilen schon, wenn was Besonderes los ist. Im allgemeinen hält's aber keiner lange aus. Wer kann denn fünf, sechs Stunden stillsitzen?

Nun lag mir daran, selbst einen Sitz für mich zu finden. Wo ist die Volkspartei? fragte ich. Da! Hinten, das sind die Elsässer (richtig, die unterhielten sich auf Französisch!), hier sitzen die Sozialdemokraten — und hier sitzen wir.

— Wieviel sind denn von der Volkspartei da? fragte ich meinen freundlichen Auskunfterteiler weiter.

— Ich ganz allein! Aber zur Schlußabstimmung werden die andern schon beige schleppt.

Ich ging nun auch im Saale hin und her, zwängte mich durch die Gruppen, musterte die Redner und ließ mir die Berühmtheiten zeigen oder erriet sie selber nach ihren Bildern im Kladderadatsch und den anderen Karikaturenblättern.

Als diese sogenannte Sitzung zu Ende war, ging ich zum Präsidenten Freih. von Buol, um mich ihm vorzustellen. Er ist ein hochgewachsener, schwarzer Herr, stattlich wie ein Königsgrenadier.

Die nächsten Sitzungen benützte ich, um die einzelnen Gruppen und Fraktionen genauer zu studieren. Die Teilnahme war eine größere, namentlich waren die vom Centrum fast vollzählig am Platz, desgleichen die Konservativen, auch die Reihen der Nationalliberalen waren sehr gut besetzt. Von den süddeutschen Bauernbündlern sah ich keinen einzigen. Von der Volkspartei waren einige neue Schwaben eingerückt, bei den Freisinnigen und Sozialdemokraten gab es nur wenige Lücken.

Und was stand auf der Tagesordnung? Der Wildschadenersatz. Es war der Anfang der großen Hasenschlacht! Wer die Sache nur in der Zeitung gelesen hat, macht sich keinen rechten Begriff davon. Da müßten wenigstens Bilder dabei sein, und die Bilder müßten von den ersten Zeichnern der Fliegenden Blätter gezeichnet sein. Denn es war in der That so, daß ich oft glaubte, das ist eine Komödie, die von lauter Mitarbeitern der Fliegenden Blätter aufgeführt wird. Der Kampf wogte hauptsächlich zwischen

Freisinn und Konservativen, ab und zu kam ein Nationalliberaler, ein Sozialdemokrat oder ein Centrümmler.

Die Doppeldeutigkeit der Centrumreden trat in dieser Hasen-
debatte mit wahrhaft erfrischender Frechheit zu Tag. Am Mittag z. B.
sprach der Herr Landgerichtsrat Gröber aus Heilbronn, ein prachtvoller
schwarzer Klosterbruderkopf mit fanatisch blitzenden dunklen Augen hinter
goldener Brille — er brachte alles Erdenkliche an Gründen herbei, um den
Anspruch des Landmanns auf Wildschadenersatz im weitesten Umfange zu
stützen und versicherte, daß seine Partei wie ein Mann hinter ihm stehe,
um diesen Hasenparagraphen zu retten. Und seine Parteifreunde, namentlich
die zahlreichen Geistlichen und Bauern schnitten siegreiche Gesichter und
klatschten begeistert Beifall. Inzwischen lief ein junger Krautjunker herum
und rief seine Freunde an: „Nee, nicht bloß der Hase muß heraus, sondern
der ganze Erfakparagraph, sonst können wir Konservativen das Gesetz
nicht brauchen.“

Und in dieser Tonart ging es auf der konservativen Seite den lieben
langen Nachmittag. „Die Jagd ist ohnehin zu teuer, mich kommt jeder
geschossene Hase auf hundert Mark unter Brüdern, wir können uns nicht auch
noch Schadenersatzprozesse von den Bauern aufhalsen lassen,“ näselte ein
flotter Nimrod vom Adelskasino. Das rührte sogar den alten Bennigsen,
den Führer der Nationalliberalen so, daß er zur Beseitigung des Hasens
aus der Entschädigungsverpflichtung eine seiner glatten staatsmännischen
Reden vom Stapel ließ.

Aber die Herren vom Centrum saßen still da, sie hatten die Rede
ihres Gröber noch in den Ohren — oh, gewiß, zweifellos, das Centrum
schlägt sich diesmal mit der Demokratie und dem Freisinn wie ein Held
für die Sache der Bauern. Und siehe da, wie der Abend kam, erhebt sich
in seinen Lackshuhen der kleine, geschmeidige, elegante Herr Dr. Lieber,
der Führer des Centrums, räuspert sich, versenkt seine mit kostbaren Ringen
geschmückte linke Hand in die Hosentasche, streicht mit der rechten seinen
schön gepflegten Apostelbart und legt voll Salbung und Schneidigkeit los:
„Mei—ne Herren! Ich — wünschte nicht, daß — die Stellung des
Centrums — in — dieser Sache Mißverständnissen ausgesetzt wäre, oder
die so beifällig aufge—nommene Rede unseres Freundes Gröber unberech-
tigte Erwartungen weckte — das bürgerliche Gesetzbuch ist der größere
Zweck, die Wildschadenersatzpflicht der kleinere, wir können nicht zugeben,
daß — und dies ist auch der tiefere Sinn der Rede Gröbers gewesen —
daß das Zustandekommen des bürgerlichen Gesetzbuches am Hasen —
scheitere. Wir geben den Hasen preis.“ — Und so weiter, so ähnlich, ich
citire sinngetreu nach dem Eindruck, nicht nach den Worten des Steno-

gramms. Ironische Heiterkeit auf der Linken, jungerhafte Fröhlichkeit auf der Rechten. Und die bieteren Centrumsmänner, Priester und Bauern mit einbegriffen, klatschen am Abend ihrem Lieber Beifall, wie sie am Mittag ihrem Gröber für das Gegenteil Beifall geklatscht hatten.

Der Jubel bei den Konservativen war groß, daß das am Mittag so widerborstige Centrum ihnen am Abend so tapfer geholfen.

Ich gestehe, daß ich von den Konservativen und dem Centrum den unangenehmsten Eindruck empfangen habe. Der ganze Parlamentarismus könnte einem zum Ekel werden, wenn man verdammt wäre, nur mit diesen Konservativen Politik zu machen.

Es hieße nun freilich sehr oberflächlich sein, sich in der Politik von ersten Eindrücken hinreißen zu lassen. Es hat auch im Centrum und bei den Konservativen schon Männer gegeben, die durch persönliche Tüchtigkeit und politische Lauterkeit sich die Achtung ihrer Gegner erzwingen. Die Männer auf der Rechten wie die auf der Linken vertreten historisch gewordene Anschauungen weiter Volkskreise, und die politische Chemie hat dieselben festbestimmten Gesetze, wie die andere, in der Verbindung der Elemente herrscht keinerlei Laune. Alles geht, wie es nach dem Gegebenen naturnotwendig gehen muß.

Wer die Geschichte der Konservativen verfolgt hat und wer ihr Gebahren heute im Reichstag beobachtet, der müßte es geradezu als ein Unglück für den deutschen Süden betrachten, wenn hier diese Sorte von Konservatismus Boden gewänne. Es ist eine überaus gemischte Gesellschaft, aber die Grundtöne, die vorherrschen, die bald christlich flöten, bald sozial geigen, bald manchesterlich, bald antikapitalistisch trompeten, die geben eine reaktionäre Harmonie von imposanter Widerwärtigkeit, dazu wieder opportunistische Modulationen durch alle Tonarten. So daß zuweilen selbst die Generalbassisten und Kontrapunktisten des Centrums lieber eine Fuge mit den Nationalliberalen zusammenkomponieren, als Variationen mit den Konservativen.

Und diese Leute machen sich nun hinter Agrarpolitik und Sozialpolitik mit einer frechen Beweglichkeit und Dilettantenhaftigkeit, die einfach erstaunlich ist — und im Grunde ihres Wesens sind sie beides: herzlose Ausbeuter der Arbeiter und An- und Aussauger des Staates, den sie mit ihren „großen Mitteln“ für sich allein halten wollen, den sie mit ihren Unterstützungsgesuchen bombardieren, weil es mit dem flotten Leben auf Pump in kritischen Zeiten eben auch immer kritischer wird.

Die konservative Partei ist heute die eigentliche Mammonspartei. Der sozialen Not gegenüber hat sie nichts als Phrasen, um ihre absolute Gleichgültigkeit mit einem staatsmännisch realpolitischen Mäntelchen zu ver-

hängen. Sie ist mit ausbeuterischem Kapitalismus und Industrialismus aufs innigste verschwistert. In ihrer Presse schillert die Liebe und Hochachtung vor dem großen Geldbeutel in den lieblichsten Kartellfarben.

Der vor Jahren gefallene Ausspruch — ich weiß nicht mehr, war's der Freiherr v. Stumm selbst oder einer seiner gleichbürtigen Gefinnungsgeossen: „Christlich ist ganz hübsch, aber wer von sozial redet, gehört vor den Staatsanwalt!“ bildet heute noch die Grundlage der konservativen Taktik.

Da waren wahrhaftig die alten konservativen Männer, wie v. Lilow-Summerow, Stahl, v. der Marwitz, Wagener, v. Thünen u. s. w. doch aus ganz anderem Holze geschnitzt.

Sie hatten feste, unbeugsame, ja starre Anschauungen von den Pflichten der Unterordnung des persönlichen Eigennuzes unter die Autorität des staatlichen Gesamtwillens; sie hatten eine unerschrockene Erkenntnis der sozialen Mißstände und eine zu Opfern bereite wahre Christliche Berufs- und Lebensauffassung des Adels und der besitzenden Klassen; sie hatten, von ihrem Standpunkte aus, folgerichtiges Denken und Handeln und instinktive Abneigung gegen alles, was dem Feingehalt ihrer konservativen Gesinnung fremd war.

Das ist bei ihren Nachkommen von heute, bei dieser heuchlerischen, opportunistischen Mammonspartei, die sich konservativ und christlich-social und als weiß Gott was alles brüstet, einfach wie weggeblasen. Und was sie für Agrarpolitik ausgiebt, ist nichts als der nackte, wüßteste Standes-Egoismus, in dessen ausschließlichen Dienst sie den Staat pressen möchte, und der kleine Bauer und Grundbesitzer wird nur, wie eine Figur auf dem Schachbrette, vorge-schoben, damit er ihre raubritterlichen Beutezüge verschleierte, und wenn Not an Mann geht, die ersten Püffe aushalte für die hohen Herren, für die Läufer und Springer derer von Sprudel- und Sudelwitz.

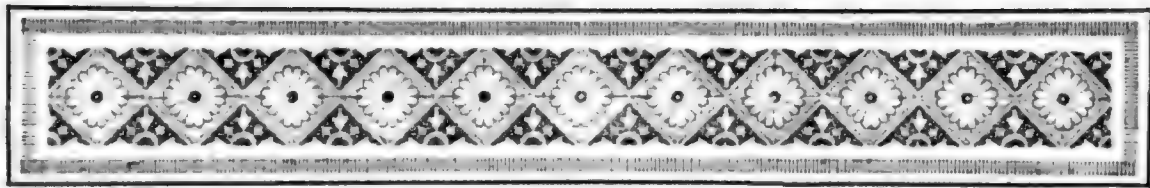
Vom Centrum will ich jetzt nichts weiter sagen. Es ist, wie der Konservatismus, geistig und moralisch nur noch ein Schatten von dem, was es unter dem seligen Windthorst gewesen. Es hat die große Zahl für sich und die schlaue Geschäftsbetriebsamkeit eines Lieber, die forensische Gewandtheit und Schlagfertigkeit eines Gröber und Bachem, den Drill der autoritätstarken Kirchenleute — und so ist es ihm bei der Ratlosigkeit der Regierung in allen kritischen Fragen und bei dem fatalen Zickzackkurs unserer inneren und äußeren Reichspolitik gelungen, das Heft in die Hand zu bekommen. Mit dem nötigen Zuzug der ergänzenden Elemente aus dem nationalliberalen und konservativen Lager ist es die herrschende Partei im Reichstag und sein Stempel ist auf allen Gesetzen erkenntlich, die jetzt am Ausgange dieses bunten Jahrhunderts das deutsche Volk bedrücken statt beglücken.

Während der zehn Tage, die ich zunächst zu meiner persönlichen Orientierung und Information im Reichstage zugebracht, habe ich mit aufrichtiger Bewunderung die Freisinnigen und die Sozialdemokraten bei der Arbeit beobachtet. Sie haben einen ungemeinen Fleiß entwickelt, und was in den Debatten an feinerer Sachlichkeit, an höheren Gesichtspunkten und kühnen Reformgedanken zu spüren war, das haben sie hineingetragen.

Wie ich bereits angedeutet, hatte ich nicht das Glück, den Reichstag zum erstenmal in seiner besseren, kraftvolleren Periode zu sehen — es war sozusagen der Kehraus, zu dem ich kam. Der hochsommerliche Thorschlus sollte erst vollzogen werden, nachdem das bürgerliche Gesetzbuch durchgepeitscht und über Hals und Kopf zur Annahme gebracht war.

Daher die fabelhafte Unruhe im Haus, die nervöse Überreizung auf der einen, die Erschlaffung auf der andern Seite, dann wieder dieses summarische Drauflospauken, das mich im Anfang ganz perplex machte. Wer aus seiner stillen Arbeits- und Studierstube dahineinkommt, dem geht es auf die Nerven wie das Lohwabohu eines Indianerlagers.





Unser Dichteralbum.

Schlaflose Nächte.

Sinkt Nacht vom Gebirge hernieder auf dunkelnde Thalesgründe,
Erwachen die grauen Vögel, die gräßlichen Wächter der Gruft,
Sie steigen aus Grüften und Klüften, sie klimmen durch Gründe und Schlände,
Auf schwerem schwankendem Fluge durchschweiften sie schwirrend die Luft.

Sie schweben über den Garten, sie pochen zur Nacht an Dein Fenster,
Sie suchen das arglose Opfer, das sorgend noch sinnet und wacht.
Das sind meine grauen Geier, des grübelnden Geistes Gespenster,
Das sind die dämonischen, dunklen Gedanken der nahenden Nacht.

Kennst du die rastlosen Bohrer, die unermüdlischen Jäger,
Von ihnen wird ruhslos die Seele durch weite Wüsten gehehrt,
Sie lagern auf schwitzender Stirne im schlummerlos schwülen Lager,
Sie schlürfen den Schlaf, wenn er eben die ermattete Wimper dir neht.

Sie wollen mit lüsternen Bildern zu Laster und Sünde dich locken,
Sie fieden am Feuer der Träume das Blut zu qualvoller Lust,
Sie spinnen die düsteren Garne von endlos verwobenen Wocken,
Sie wälzen das nächtliche Dunkel auf deine röchelnde Brust.

Vor meinem Pfühl steht ein Alter mit wachen, unstätten Augen,
Ein kahler, grinsender Alter, ein grauer, fichernder Tropf.
Und gellend durchblitzt mich sein Lachen. Wenn die Geier am Marke mir saugen
So klingelt die Narrenkappe auf seinem hohläugigen Kopf.

Wer bist du, gräßlicher Alter? Er spricht: Nenn' mich Wahnsinn und Reue.
Fort Kobold von meinem Lager, sonst hau' ich den Kopf dir vom Rumpf,
Schon rollet das Haupt am Boden, da wachsen ihm wieder zwei neue,
Da hebt er mit häßlichem Lachen des Armes blutigen Stumpf.

Ich hasse Wahnsinn und Reue — bis mein Leib im Tode erkaltet!
Er spricht: Doch werd' ich in Treue die Nacht dir am Bette stehen.
Da werf' ich nach ihm meine Bibel, und der Greis sich in Nebelerspaltet,
Um an einer anderen Stelle hohngrinsend neu zu erstehn.

Eine Schar verdurstender Pilger durchwandern die Wüste die Stunden,
 Ich lausch' auf der fernen Uhren die Nacht erweckenden Schlag,
 Ich bettle um Tropfen der Ruhe, die meiner Seele entschwunden,
 Doch an meinem Bett steht der Wahnsinn, und ferne ist Sonne und Tag.

Die ihr auf rosigter Wolke die himmlischen Reiche durchwaltet,
 O gießet barmherzige Engel aus huldvoll himmlischer Au,
 Die ihr die Stürme zerfliehet und Wolken zu Wettern ballet,
 O gießt auf die schlaflosen Augen nur Tropfen vom tröstendem Tau.

In meinem Haupte da hämmern des Wahnsinns wilde Dämonen,
 Da ist der Tanzplatz der Hexen, der ruhlosen Teufel Reich.
 Sie wandern und schaukeln und tanzen und wollen mich nicht verschonen,
 Bis morgens die siegende Sonne mich findet ermattet und bleich.

Sie wallen von Pole zu Pole, über Meere und Moore und Firne,
 Sie führen das fernste Erinnern aus angstvoller Seele herauf,
 Sie durchleuchten das letzte Dunkel im schlummerverletzten Gehirne,
 Sie folgen verwischnen Jahren in rastlos unstättem Lauf.

Ich späht' zu den himmlischen Hallen, zum leuchtenden Friedensbogen,
 Den der Staub erstorbener Sterne um unser Erdenhaus flieht.
 Ich denk' an des Kornfeldes Wallen, an des Meeres beruhigtes Wogen,
 Ich wecke mein nächtliches Lämpchen, doch Ruhe bringt es mir nicht.

Ich spreche zu meinen Gedanken, ich lausche dem Zirpen der Grillen,
 Das fern in den tauigen Wiesen die nächtliche Stille durchbricht.
 Ich will meinen Körper kasteien mit machtvoll gesteigertem Willen,
 Ich bete zu Gott und zu Göttern, doch Ruhe geben sie nicht.

Ich sehe die Mitternacht schweben im matt erglimmenden Strahle,
 Ich höre der mächtigen Glocken schon weithin dröhnendes Drei,
 Und wieder hör' ich der Wächter unheimlich dunkle Signale
 Und aus der erstorbenen Ferne der Katze brünstigen Schrei.

Nun hör' ich die Eisenbahn pfeifen, die heimwärts noch Wandernde brachte,
 Dann lebt nur das Pochen der Uhr und des Herzens pochender Schlag,
 Das sind ach die Stunden, die nimmer ein Glücklicher noch durchwachte,
 Wo Tod hält lautlos umspinnen des Lebens lebendigen Tag.

Des Geistes rastloses Feuer will nimmer, will nimmer verlöschen,
 Du achtest gespannt auf sein Glimmen und weckst es dir immer aufs neu,
 Und will das erlösende Hämmern den Bann der Gedanken durchbrechen,
 Da würgt dich der Geier, da weckt dich der eigene schreckvolle Schrei.

Da fürchtest du dich vor dem Schlummer, vor der schwarzen, lautlosen Tiefe,
 In die dich ein fremder Wille, ein wirbelnder Strudel reißt,
 Dir ist es, als wenn dann im Grabe dein Geist auf immer entschlief,
 Und dennoch verlezht nach Erlöschen dein überlebendiger Geist.

Da zählst du die Atemzüge, da wanderst du rastlos durchs Zimmer
Und horchst auf das Dämmern des Hirnes, wo Bild sich jaget auf Bild,
Da glüht dir die Schläfe im Fieber, doch Schlummer findest du nimmer,
Bis endlich die Milch des Morgens aus nächtigen Wolken quillt.

Dann lassen die grauen Vögel vom armen, zerhegten Wilde,
Da umfängt's für spärliche Stunden ein schwerer beklommener Traum,
Oh grüne, lustleuchtende Erde, was hast in deinem Gefilde
Für solch' unendliche Leiden, für solche Qualen du Raum?

München.

Theodor Lessing.

Die Näherin.

Margretchen war ein Waisenkind,
Von träumerischem Sinne.
Sie lebte von der Nähmaschine'
Mit fargem Lohngewinne. —

Sie säumte still im Kämmerlein
Das blütenweise Keinen,
Und wenn sie an die Mutter dacht',
So fing sie an zu weinen.

Sie trat ans schmale Fensterbrett
Und blickte zum Hof hinunter.
Mit feuchten Augen sah sie nur
Gerümpel, Kehricht, Plunder.

Sie bog den Lockenkopf zurück,
Die Lider halb geschlossen,
Und summte leise für sich hin
Ein Lied, des Leids verdrossen:

Ich weiß, daß draus der Fenz erblüht
Und daß es Sonntag heute.
Ich sitze an der Nähmaschine'
Und näh' für fremde Leute.

Ich sitze an der Nähmaschine'
Als wie ein Vogel im Bauer,
Der sich hinaus ins Freie sehnt,
Vergrämt in stummer Trauer.

Ich weiß, daß draus im grünen Wald
Die Turteltauben gurren,
Ich sitze an der Nähmaschine'
Hör' nur das Rädlein schnurren.

Ich weiß, daß nie die Sonne scheint
In meine feuchte Kammer,
Daß Tag um Tag vorüber geht
In Armut, Not und Jammer.

Ich sitze an der Nähmaschine'
Und stepp' und stepp' und stepp',
Bis hüstelnd schleicht der Sensenmann
Herauf die steile Treppe.

Der Betnar.

Man sagt, ich wär' ein Räuber und hätt' begangen Mord,
Fiel' ich in ihre Hände, sie henkten mich sofort.
Ich habe viele Klüße geraubt von deinem Mund
Und meine Ruh gemordet mit unserm Liebesbund.
Sollt' ich gehangen werden, ich denke nicht des Falls,
Weil ich schon lange hänge an deinem braunen Hals.

Von Haus und Hof vertrieben, entfloh ich in den Wald,
 Dort weichen die Panduren, wenn meine Büchse knallt.
 Ich nehm' vom Überflusse und wehr' mich meiner Haut —
 Nun lebe wohl, Mariska, weil schon der Morgen graut.
 In seines Mädchens Armen war viel zu kurz die Ruh,
 Er schwang sich in den Sattel und ritt dem Walde zu.

München.

Heinrich v. Keder.

Die bunte Wiese.

Es sah der Graf von Helfenstein vom höchsten Turm im Schloß,
 Wie drunten sich in langen Reih'n der Bauern Strom ergoß.

Jetzt staut er an den Mauern sich und brandet auf und nieder,
 Das Morgenrot, bevor's erblich, glüht in den Waffen wieder.

Doch als der Tag die Sonne gelockt, die Brandung stille steht;
 Wie vor dem Sturm das Schweigen hoßt, kein Blatt im Winde weht.

Wie eine Wiese liegt das Heer, soweit die Blicke sehn,
 O Graf, wenn eine Sense wär', das wilde Gras zu mähen!

Wie eine bunte Wiese lacht im hellen Sonnenschein,
 So glänzt das Heer, wie Frühlingspracht, rings um den Helfenstein.

Viel blaue Kittel schaum empor, ein schlimm Vergiftmeinnicht,
 Gelb manche Mäh', schief auf dem Ohr, auf das die Sonne sticht.

Und dort viel bunte Männer stehn, wie Klee bald rot, bald grün,
 Wie wilder Mohn sind anzusehn die Schwarzen dort, sieh hin.

Und hier die krause, tolle Brut in blut'gem Bart und Haar,
 Herr Graf, Herr Graf, sei auf der Hut, Herrn Jäcklein Rohrbachs Schar.

Da plötzlich kommt der Sturm gebraust, so tobt das wilde Heer,
 Und durch die bunte Wiese faust ein Heulen wild daher.

Viel tausend Urt' und Morgenstern, die wogen in der Luft,
 Wie Silberhalme nah und fern. Das schreit, das gest, das ruft.

Am Himmel steht die Sonne hell, jetzt hebt die Ernte an,
 Die bunte Wiese wandert schnell, sie wandert Mann für Mann.

Und wo die Mauern nackt und kahl, da kriecht sie in die Höh',
 Viel tausend Bauern mit Stein und Stahl, wie rot und grüner Klee.

Ein neues Leben quillt und schwillt aus allen Ritzen vor,
 Die bunte Wiese den Schloßhof füllt und steigt zum Turm empor.

Du grimmer Graf von Helfenstein, keine Hilfe fern und nah,
 Starr in das Wogen nur hinein, jetzt ist die Ernte da.

Frankfurt a. M.

Curt Uram.

Den Braven.

Ja, ihr seid gut und ihr seid brav
 Und ihr seid fromm und bieder,
 Wenn ich euch in Gesellschaft traf,
 Fiel gleich mein Hochmut nieder.

Ich dünkte mich ein rechter Mann,
 Dem alle Beifall zollen,
 Doch ach, ihr hattet Seide an,
 Und mein Rock war nur wollen.

Und zogt ihr gar das Portemonnaie,
 Und klangen eure Bagen,
 Da wurd' mir gleich ums Herz so weh,
 Der Neid ließ mich schier plagen.

So wurd' ich klein, so wurd' ich schlecht
 Und krank in eurer Mitte,
 Und darum hab' ich dreimal recht:
 Zehn Schritt vom Leibe, bitte!

Hah.

Ich wollt' ich wär' der Henker, du Hund!
 Und hätte dich auf dem Block.
 Und deine geöffneten Adern spien
 Auf meinen roten Rock.

Ich wollt' ich wär' das blanke Beil,
 Und mich träse dein bleicher Blick,
 Hei, wollt' ich blihen vor Lust, du Hund,
 Saust' ich nieder auf dein Genick.

Die Prinzessin.

Himmell
 Schenk' mir einen Schimmel!
 Dann reit' ich Galopp nach Mohrenland
 Und bitt' die Prinzessin um ihre Hand.
 Lieber Herr König auf deinem Thron,
 Nimm mich zu deinem Schwiegersohn.
 Der König nickt, die Prinzessin lacht:
 Nimm dich vor meinem Hund in acht.

Der große Hund kriegt 'nen Maulkorb vor,
 Und die Prinzessin kraut ihm am Ohr:
 Will er mal, will er mal,
 Das ist ja mein lieber Herr Gemahl,
 Dem sollst du respektierlich begegnen.
 Wird der Himmel unsre Verbindung segnen,
 Bekommst du eine Wurst und wir eine Wurst,
 Und der König eine Extrawurst.

Der König in seiner Vaterhuld
 Ist an all unserm Glücke schuld.
 Hätt' er nein gesagt,
 Hätt' ich Krieg gewagt.

Mit zehntausend Maikäfern und zehntausend Mücken
 Wär' ich gekommen, über die Grenze zu rücken,
 Das hätt' eine schreckliche Schlacht gegeben.
 Und hätt' ich gelassen mein junges Leben,
 Hätt' die Prinzessin keinen Mann bekommen,
 Oder sie hätt' einen andern genommen.
 Einen andern Mann aber will sie nicht,
 Und das sagt sie jedem ins Gesicht.

Hamburg.

Gustav Falke.

Vom fünften Stock herab.

Kein Halm, kein Blatt soweit die Blicke reichen,
 Nur Stein, zu hohen Bauten Flug gefügt
 Und bunt bemalt, in Staub und Licht zu bleichen.

Ein Stückchen Blau dort oben, das uns lügt
 Von Licht und Freiheit und von Frühlingslüften
 Und unser Herz mit froher Hoffnung trägt.

Welch Leben in den engen Gassenschlüften!
 Da lärmt die Eile, drängt sich Fleiß und Pracht,
 Und drüber schwebt ein grau Gemisch von Düften.

So fiebert es dahin bei Tag und Nacht,
 Es flagt und lügt und prahlt und droht und rennt,
 Es schmeichelt, küßt, verrät, es seufzt und lacht.

Und unter Allen Keiner der mich kennt.

Halle a/S.

Anselm Heine.

An meine Thüre pochen Nachtgewalten.

An meine Thüre pochen Nachtgewalten
 und rufen hör' ich's: halte dich bereit,
 ich rette dich, in meines Mantels Falten
 verbirgt sich und versinkt ein jedes Leid.

Und das Vergessen rieselt auf dich nieder;
 was zauderst du? So nimm ihn, meinen Kranz,
 sein Duft betäubt die erdendurstigen Glieder,
 Du sinkst in goldner Täuschung Wunderglanz.

So nimm sie doch, die weißen Nachtviole,
 noch bist du schön, sie schmücken dich wie Glück,
 laß mich nicht länger harren hier verstoßen,
 ließt Manche ja in Pein, um dich, zurück.

Duftwogen quellen auf und Haschischträume,
streift dir mein Finger einmal nur die Stirn,
denn seine Macht versengt durch Zeit und Räume,
löscht jeden Qualgedanken dir im Hirn.

Der tote Punkt im All sind meine Augen,
und um den Erdball jede Glut erlischt,
wenn sie sich sehend in die Seele saugen,
in ihrer Feuchte jeder Glanz verzischt.

Kannst du noch glauben an des Genius Flügel?
Weil allzu wild, sank er zerstückt in Staub,
und daß die Liebe keine Wunden schlägt?
sie läßt dich — nahm sie alles dir zum Raub.

Dann stehst du mit dem Chaos in der Seele
im eisigen Sturm der Steppe Erdenleid,
und rufst umsonst nach mir mit banger Kehle,
denn ich entfloh für Zeit und Ewigkeit.

. . . . An meine Thüre pochen Nachtgewalten
und rufen hör' ich's: halte dich bereit,
ich rette dich, in meines Mantels Falten
verbirgt sich und versinkt ein jedes Leid.

Rom.

Hermine v. Preuschen.

Sonette.

I.

In seinem Grabe rief des Priesters Mund:
„Zwar unbewußt, er war doch Kirchenchrist!
Oh glaubt es, des Allmächtigen Bildnis ist
Verschwunden nie aus seiner Seele Grund!“

Wohl mancher biß sich da die Lippe wund,
Ersah er, wie voll heuchlerischer List
Der Moloch Kirche noch die Toten frist
In seinen gierigen, eifersüchtigen Schlund.

Und ob ein Held auch alle Kerker brach,
Die je ihn diesem Ungetüm verflavt, —
Im Tode schleicht ihm seine „Liebe“ nach

Und spricht: „Die andern ruh'n in meinem Bauch, —
Wie sollt' ich dich als frei und ungestraft
Verschonen?! Sei getrost: ich fress' dich auch.“

II.

¶ liebt mich nicht, ihr Guten und Gerechten . . .
 ¶ Oh laßt mich nicht so herb und qualvoll leiden . . .
 Von eurem Wege muß mein Weg sich scheiden,
 Und gegen euch, nicht mit euch, muß ich fechten.

Umsonst, daß wir um Ziel und Pfade rechten,
 Umsonst, daß sorglich wir die Kluft verkleiden —
 Den Einsamen, der nicht mit euch mag weiden,
 Ihr bannt ihn doch zuletzt, als einen Schlechten.

Oh dürft' ich lieben . . . Doch wenn eure Hände
 Erhabenstes mit rohem Griff behandeln —
 Und wenn ihr tobt in eures Sinns Unnachtung —

Dann wünscht' ich mir die Faust voll Feuerbrände —
 Dann möcht' ich, Gorgo gleich, in Stein euch wandeln
 Durch einen Blick unsäglicher Verachtung.

Berlin.

Christian Morgenstern.

Lebensrätsel.

Motto: „Sieh, ist die Welt nicht schön?“ —

¶ Nicht ohne Graun und heimliches Entsetzen
 ¶ Geh' ich an jener Marmorsphinx vorüber,
 Die mir im Park mit heißem Rätselblick
 So düsterfestsam stets entgegenstarrt.
 Ich weiß, sie ist von Stein und ohne Leben,
 Und dennoch, — dennoch packt es mich wie Angst,
 Bewegt der Mond ihr blasses Angesicht
 Und zaubert Leben in die toten Glieder.
 Oft sag' ich mir: „Nimm einen andern Weg.“
 Doch naht der Abend dann auf leisen Sohlen,
 So zieht es mich mit magischer Gewalt
 Zur weißen Sphinx im stillen Parkbereich.
 So war's auch heut! —

— — — Einsame Wege wandelnd,
 Die schon der Herbst mit welktem Laub bestreut,
 Den Blick der feuchten Wiese zugewandt,
 Da graue Nebel, so geheimnisvoll
 Gestalten bildend, auf- und niederwogten,
 Gelangte ich, durch hohe Bäume schreitend,
 Fast unbewußt zu jener Stelle hin.
 Dort, wo auf breitem Marmorpedestal,
 Das eine Bank zugleich dem Wanderer bietet,
 Das Löwenweib die schönen Glieder streckt. —

Ich laß mich müde auf den Ruheſitz,
 Mit einem Seufzer der Erleicht' rung, fallen
 Und stütz' das Kinn in meine hohle Hand,
 Und denk' und denk', — und träume wache Träume — — —
 — Geheimes Weben still verborg'ner Kräfte,
 — Das Menschenherz mit seinem ew'gen Drange
 Nach heißer Liebe eines andern Herzens —
 Und was auch sonst noch mir den Sinn bewegt
 Durchdenk' ich da, und träum' ein zweites Leben.
 Ich frage mich: wird uns denn niemals leuchten
 Das Frührot der Erkenntnis unsres Seins?
 Die Rätselfragen einer hehren Macht,
 Sollen sie ewig uns verborgen bleiben! —
 — — — Da ist es mir, als ob der leise Hauch,
 Der flüsternd durch die nahen Büsche streicht,
 Zu lautem Winde plötzlich sich verstärkte
 Und Antwort schnaubend durch die Lüfte faust;
 Und wildverneinend an den Bäumen rüttelt,
 Die nun in Demut ihre Häupter neigen. —
 Jetzt bleibt mein Blick, mit bangerstauntem Fragen,
 Empor zum Angesicht der Sphinx gerichtet.
 Bei allem was mir heilig ist! — fürwahr,
 Sie hat ihr schönes Marmorhaupt bewegt
 Und da — ist's möglich — narret mich eitler Wahn,
 Jetzt öffnet sie die festgefüigten Lippen
 Und weitvernehmlich klingt ihr lautes Wort:
 „Ihr wollt,“ spricht sie, „geheime Rätsel lösen,
 Erhab'ner Dinge höchsten Sinn erforschen. —
 Du Thor, was keinem noch gelang,
 So sehr er auch sein armes Hirn zermartert,
 Wird keinem wohl in Ewigkeit gelingen!
 Denn unverständlich eurem blöden Sinn,
 Der nur das Kleinliche vermag zu fassen,
 Bleibt alles, was die göttliche Natur
 In weiser Vorbedacht verborgen hat. —
 — — — Vor tausenden von Jahren ward bespült,
 Im fernen Land Ägypten mir der Leib
 Vom trüben Nil, trat er aus seinem Bette.
 Aufragten da zum lichten Firmament
 Manch' Riesentempels buntbemalte Säulen,
 Und ernster Priester feierlicher Chor
 Sang Lob den Göttern, die die Welt regieren.
 Und doch in Wahrheit herrschten nur allein
 Die Priester, statt den Himmlischen zu dienen. —
 Doch selbst auch jene stolzen Erdengötter,
 Sie konnten sich dem Glauben nicht verschließen,
 Dem Zwangbewußtsein einer höchsten Kraft,
 Die aus sich selbst das Seiende gebiert,

Sich selbst vernichtend immer neu ersticht
 Und die euch innewohnt als Weltenseele!
 — Doch gab's auch Zweifler schon in ihren Reih'n,
 Und was sie das Mysterium gelehrt:
 Die Werdekraft, zu der die Menschheit steht,
 Sie suchten sie und konnten sie nicht finden.

— — — — —
 Und als ein Mann erhabenen Verstands
 Das Volk Jehovas aus Ägypten führte,
 Erstand am Sinai euch ein Donnergott,
 Der drohend da die Zehngebote lehrte —
 — Gab's da nicht Aufruhr, schwarze Zweifelsucht? —
 Selbst Urons Söhne mußt' ein Blitz erschlagen,
 Ja Moses selbst verzweifelte an Gott — —

— — — — —
 Und dann, als von Ägyptens alter Pracht
 Sich nur noch Trümmer hoch zum Himmel reckten;
 Im Reich der Pharaonen nun gebot
 Die stolze Roma, die die Welt beherrschte, —
 Dann wandelte auf Erden Gottes Sohn
 Und predigte erhab'ne Menschenliebe;
 Und lehrte — lehrte, daß im Herzen wohnt
 Die Gottesmacht des frohen Selbstgenügens,
 Der guten That unsterbliche Gewalt. —
 Und dann? —

Dann haben freveln sie, als Lohn,
 Den besten Menschen, so die Welt getragen,
 Ans Kreuz genagelt — — — — —

— — — und die Sonne sank! —
 Wohl ist sein Geist zum Erbe euch geworden,
 Doch sagt: wie habt ihr dieses Gut verwaltet? —

— — — — —
 — Nicht Zweifelsucht braucht dir im Hirn zu wühlen,
 Gehorck' nur dem Gebot der reinsten Menschenliebe. —

— fühlwahr, das Volk hat recht!
 Ein jeder Philosoph, und sei er noch so Flug,
 Bleibt doch ein halber Narr! —
 Drum laß das Weltproblem, laß seine Lösung ruh'n.
 Freu' deines Lebens dich. — —

Sieh' ist die Welt nicht schön!

Ausruf.

Wie freuen mich Verse ohne Stelze und Schwulst, —
Stücke Leben, von Lebensblut rot durchpulst.

Wildlinge, so strogend aufs Buchblatt gelegt,
Wie man Honigscheiben auf Weinlaub wohl trägt.

In Nacktheitspracht, kein Cupf dran geschminkt,
Um und um von Natürlichkeitstau nur umblinkt.

Die Schuhe des Mannes ich küssen geh',
In dessen Buch solche Verse ich seh'.

Gefallen.

Still! Heb' die Stirne, wein' nicht mehr,
Ob auch die Leute dich verachten,
Du warst ja nur aus Fleisch und Blut
Und wolltest nicht so jung verschmachten.

Die Liebe zog mit Sang und Klang
Durchs Land und schenkte Hochzeitsgarben,
Da stahlst du eine Hand voll dir,
Um ein paar Nächte nicht zu darben.

Man stieß dich aus. Still! Wein' nicht mehr,
Nennt's satte Ehbett dich auch Dirne.
Du armes Mädel, seh' dich her,
Ich streich' das Haar dir aus der Stirne.

Köln a. Rh.

Karl Maria.

Kondos in Prosa.

„Trag' Rosen! komm, trag' Rosen!“

„Und was du thust, ist es nicht das Gleiche?
In einem Andern aber sagst du: er sei ein Chor!“

„Trag' Rosen! komm, trag' Rosen!“ bat er innig und schmeichelnd, voll verzehrend-
der Sehnsucht und Angst, voll glühender Ungeduld in den blitzenden Augen . . .
sein Kind, ein Knabe mit langen, braunen Locken —: „Trag' Rosen! komm, trag'
Rosen!“ und seine Stimme klang wie das Locken verhaltener Liebe, die das Herz
sprengen möchte und jauchzen und hinausjubeln in den Sonnenschein über Hag und
Gärten: „Trag' Rosen! komm, trag' Rosen!“

Aber es war ein Dornbusch, von dem er das bat; und die Leute, die vorbeigingen,
lachten über das thörichte Kerlchen: es sei eben ein Kind!

Er aber trotzte: „Lacht! ich weiß es besser! er kann Rosen tragen, wenn ich nur das rechte Wort finde und Geduld habe und warte . . . und warte!“ und ließ sich nicht irre machen: „Trag' Rosen! komm, trag' Rosen!“

Und er kam am Morgen, kam am Mittag und kam am Abend und wurde nicht müde zu warten und küßte die Dornen mit brennenden Lippen und drückte sie an sein hämmerndes Herz, bis es blutete, und bat und bat noch im Traum selbst innig und schmeichelnd voll verzehrender Sehnsucht und Angst: „Trag' Rosen! komm, trag' Rosen!“

Das gute kleine Närrchen! . . . zu einem Dornbusch!! —

Und doch: . . . „Trag' Rosen! komm, trag' Rosen! Trag' Rosen! komm, trag' Rosen!“

Zwischen Sommer und Herbst.

. . . Wenn Sichel und Sense durch das Korn ranscht . . . Jenes leise Dangeln am Abend — scharf, hart, und doch, ich weiß nicht: müde, wie Aene, wie heimliches Weinen . . . und ein paar Schnitterinnen, auf dem Heimweg, über die Felder hin, ein Lied singend: . . .
— — „Du bist der scheidende Sommer,
Ich bin der sterbende Wald.“

(Nach Heine.)

Vielleicht kommt doch einmal die Zeit, auch für Dich, da die Gärten im Schatten liegen, Marie-Anne, und die Rosen in heimlicher Sehnsucht dem Sonnenstrahl nachflattern, der da mit müder Hast sich durch das Laubgehänge zum Park hinaus sucht, als flüchte er vor dem Spott des Satyrs Herbst, der grinsend am Thorgitter lehnt . . . die Zeit, da das Lied des Vogels stille geworden in den Wipfeln und die Wälder schweigend und reglos stehen in nebelspinnender Dämmerung.

Noch zwar leuchtet der Sommer in üppiger Jugendpracht, mit glühender Wange, mit bebender Lippe und schwellender Brust, berückend, liebeverlangend, verführerisch, schön, schön . . . wie Du mir entgegentrattst, Marie-Anne, morgens, wie das Frührot den Tag weckt, frische Blumen in der Hand, vorm Fenster gepflückt, verzehrende Glut im dunklen Auge, verhaltene Leidenschaft in der Stimme, mit wogender Brust, traumglühend, sehnsuchterregt, liebeverlangend, verführerisch, schön, schön, . . . wie Du . . . wenn Du vom Mondlicht überflutet, im verschwiegenen Zimmer, die weißen Arme um mich schmiegest, und der Duft Deines Körpers wie sengende Lohe in mein Blut zischte; . . . noch leuchtet der Sommer in üppiger Jugendpracht . . . vielleicht aber kommt doch einmal die Zeit, auch für Dich, da die Gärten im Schatten liegen und die Rosen der Sonne nachflattern, Marie-Anne.

Denkst Du noch jener ersten frühen Zeit — ehe jene Stunden kamen am See — wie glücklich wir zusammen! fröhlich und selig wie Kinder, über ein Nichts jubelnd und jauchzend?! . . . Denkst Du noch jener Abende dann, da wir die Arme umeinander geschlungen, die Gartenhalde entlang gingen, beim Uveläuten vom Thal her, und das Märchenweben der Sommernacht den stummen Drang unsrer Liebe plötzlich Worte finden ließ, daß Lippe sich auf Lippe verlor und kaum satt zu werden vermochte in seligem Durst?! Denkst Du noch wie glücklich wir da waren, damals und . . . dann, nachher . . . bis jene Stunden kamen am See?!

Und es könnte noch so sein, es könnte noch sein, wie es war! Denn noch leuchtet der Sommer in üppiger Jugendpracht . . . wenn Du nicht müde wärest und verdrossen und . . . lächeltest, jenes feine schmerzende Lächeln verglühter Leidenschaft, wenn ich, wie sonst, Deine Hand einmal nehme und an die Lippen drücke oder, allzu stürmisch vielleicht, meinen Arm um Deinen Hals schlingen möchte . . . ich thäte Dir weh! sagst Du und . . . und . . . „es ist so schwül und schwer, und ich bin müde“.

Ja! — ich thue Dir weh! und es ist schwül und schwer, und Du bist müde! . . . sommermüde! . . . Sichel und Sense rauscht durchs Korn, und wie windvertragenes Dengeln klingt es herüber, scharf und hart, halb Reue, halb Sehnsucht wie heimliches Weinen . . . und die Glockenlaute vom Thal her . . . wie ein Aveläuten unsrer Liebe! . . . Was ich auch thue, ich thue Dir nichts mehr zu Freude, ich thue Dir nichts mehr zu Dank! . . .

Vielleicht aber kommt doch einmal die Zeit, auch für Dich, da die Gärten im Schatten liegen, Marie-Anne, und Du zurückdenkst an Deinen Weggenossen von einst, dem nichts zu viel war für Dich, und der da sorgte um Dich wie ein Vater für sein Kind, und der an Dir hing wie ein Kind an seiner Mutter, den Du aber — laufen liehest, wie man . . . einen laufen läßt, dessen man eben müde geworden!

Vielleicht kommt doch einmal die Zeit, da Du siehst, was Du verloren, da es Dir leid thut, nicht froher gewesen zu sein, da Dich ein Heimweh überschleicht nach jenen Tagen unseres Kinderglücks, und Du wie die Rosen mit heimlicher Sehnsucht dem Sonnenstrahl nachflattern möchtest, der mit müder Hast durchs Laubgehänge sich zum Park hinausfucht, als flüchte er vor dem Satyr am Thorgitter . . . die Zeit, da das Lied des Vogels stille geworden ist in den Wipfeln und die Gärten im Schatten liegen, Marie-Anne!

Berlin.

Cäsar Fleischlen.





Johannes, der Gottselige.

Eine Prosadichtung von Oskar U. H. Schmitz.

(München.)

In die dumpfe Kammer fiel bleiches Frühlicht und erhellte die Schlafenden. Der Mann mit dem wilden Bart und dem geröteten Gesicht erwachte. Er schüttelte die dicke, blasse Frau, welche sein Lager teilte und stieß einen drohenden Ton aus. Schnell und scheu erhoben sich von den drei andern Betten sechs lockige Mädchen, denen das Haar um die nackten Schultern wallte. Mit verschlafenen Gebärden gingen sie nach einander an den kleinen Waschtisch und ordneten das Haar vor dem trüben Spiegel, verfolgt von dem lauernden Blick der dicken, blassen Frau. Und durch die bleiche Luft vernahm man nichts als das leise Rascheln der scheuen Mädchen und tiefes Schnarchen des wildbärtigen Mannes, der wieder in trunkenen Schlaf verfiel. Als die sechs lockigen Mädchen angekleidet waren, traten sie leise hinaus und gingen die engen düstern Treppen hinab. Unten gelangten sie in einen halbdunkeln Saal, von welchem ein grobbemalter Vorhang eine Bühne abtrennte. Stühle und Tische standen ohne Ordnung umher, mit schmutzigen Tellern und Gläsern bedeckt, in denen sich abgestandene Bierreste befanden. Die dicke Luft, voll von abgefühltem Tabakrauch und Alkohol schien die häßlichen Begierden und schamlosen Worte des Vorabends zu bergen. Und plötzlich lösten sich die Zungen der scheuen, lockigen Mädchen, lautes Lachen erklang und zügellose Worte, während sie lärmvoll in dem Saale Ordnung schafften. Eine unter ihnen aber war schweigsam; still verrichtete sie ihre Arbeit. Sie war sehr blaß, und um das weichgeformte Gesicht hingen schwarze Locken bis auf die Schultern. Schwermütiges Begehren lag in den dunkeln feuchtglänzenden Augen. Bisweilen träufelten sich die starken Lippen zu verächtlichem Lächeln, wenn sie vernahm, daß sich die schmähenden Worte der Andern gegen sie richteten. Indessen blieb sie schweigsam; still verrichtete sie ihre Arbeit unter den lärmenden Mädchen.

Abends wurde der Saal hell erleuchtet. Dann kamen junge Männer in schlecht passender Festkleidung und bewegten sich voll ungeschickten Eifers um ihre Begleiterinnen. Diese fühlten sich stolz und sicher in ihren bunten Läppchen, in rotwangiger Jugend; diese lachenden, bunten Mädchen genossen von den schwerfälligen Männern ihres Standes einer unterthänigen Verehrung, wie ein freieres lichtgeborenes Geschlecht.

Dann kamen noch andere des Abends in den hellen Saal, junge Männer, die noch ein wenig das Aussehen blasser langaufgeschossener Schulknaben hatten. Sie waren ohne Mädchen, und ihre oft bebrillten Augen schweiften neugierig und erstaunt zu den Paaren hinüber. Auch schienen sie ernster als jene, und ihre Kleidung war besser, doch minder anspruchsvoll. Einige dieser Knabengesichter trugen Spuren leichter Zweikämpfe.

An andern Tischen saßen einzelne Mädchen mit eingefallenen ungeschickt geschminkten Gesichtern; doch sah man auch junge frische Mienen, da kräuselte sich helles Blond auf fecker niedriger Stirn, gassenjungenhaftes Lachen spielte um bemalte Lippenpaare, künstliche Mittel erweiterten magere Körper. Aus bunten Blousen wuchsen Blumen, spöttische Lippen rauchten Cigaretten, und kleine Stumpfnasen bliesen den Dampf aus. Über neue Ankömmlinge fielen höhrende Worte, halbwüchsige blasse Knaben flüsterten sich geheimnisvoll lachend in die Ohren, mit den Augen nahe sitzende Mädchen bezeichnend. Rechte Blicke glitten in die Falten der Gewänder, Paare verständigten sich mit den Augen. Einzelne rückten sich näher, Händedrucke übertrugen die zitternden Rhythmen des Blutes. Auch sah man scharfe Blicke kalt beobachtender Augen, die sich kreuzten in der über den Menschen lastenden schweren Luft, in welcher niedergehaltenes Verlangen zu zittern schien. Auf der Bühne tanzten die sechs lockigen Mädchen in gezwungenen Bewegungen, ohne Anmut und sangen Lieder mit schreiender Stimme. In dem blendenden Licht bewegten sich ihre nackten Arme um die geschminkten lachenden Gesichter. Auch das blasse schwermütige Mädchen erschien und sang mit dünner traurig zitternder Stimme ein kleines Liebeslied.

*

Bier dürre alte Männlein erhoben sich, legten ihre Geigen auf die Stühle und schlichen in ihren verschossenen, langen Röcken hinaus, sich im Freien zu ergehen, bis das Glockenzeichen sie wieder rufen würde, die über ihren Köpfen ungehört dahinziehenden frechen Lieder der Bühne mit ihrer dünnen Musik zu begleiten. Im Zuschauerraum lichteten sich die Reihen. Einige junge Männer lehnten, die Filzhüte im Nacken tragend, an den Wänden und überschauten die Menschen, die sich rings um kleine Tische

scharten. Während sich der Vorhang langsam senkte, kamen aus einer Seitenthür die lockigen Mädchen, doch befand sich die blasse Schwarzhaarige nicht unter ihnen. Die Gestalten waren in lange Mäntel gehüllt, die von brillantengeschmückten Händen über Brust und Schoß zusammengehalten wurden. Bisweilen lugte beim Gehen ein Stück in fleischfarbenedes Trikot gehülltes Bein oder ein wenig Flitterstaat hervor. Sie gingen auf einen Tisch zu, wo sie von ein paar jungen Männern lebhaft begrüßt wurden. Die unterschieden sich sehr von denen, die bei ihren Bräuten saßen, indem sie geräuschvoller lachten und oft laut sprachen mit dem Willen, an Nebentischen durch fecke Worte Bewunderung zu erwecken. So dünkten sie sich in ihrer schlecht verhüllten Schwere als gewandte Lebenskünstler vor denen, welche sich ehrfürchtig um ihre Bräute bemühten. Einer, welcher Cigaretten rauchte, und den die andern den Baron nannten, begrüßte die lockigen Mädchen mit ein paar französischen Worten, indem er sich wie ein Kellner verbeugte. Die Mädchen setzten sich lärmend an den Tisch und ließen sich von den Männern bewirten. Es begann eine laute verwirrte Unterhaltung, der einige von den ernstesten jungen Leuten, die ohne Mädchen am Nebentisch saßen, gespannt und verwundert folgten. Viel Aufhebens machte ein bartloser Mensch mit sehr gemeinen Gesichtszügen, die dadurch, daß er sich mit langen Locken etwas Romantisches zu verleihen suchte, oft fast abschreckend wirkten.

„Wo ist denn die Prinzessin?“ fragte er.

Die lockigen Mädchen antworteten alle durcheinander, mit boshaftem Eifer. Eine bewegliche kleine Blondine lehnte das krause runde Köpfchen auf die Stuhllehne zurück, sodaß ihr helles Kinderkleid unter dem offenen Mantel weit hervortrat. Sie stieß ein boshaft gellendes Lachen aus.

„Ach diese Prinzessin,“ rief sie, „haha, diese Prinzessin — —“

Eine große Brünette mit weiten feuchtglänzenden Augen wies sie zur Ruhe. Doch die Blonde hörte nichts, laut lachend lag sie fast auf dem Stuhl, die in Trikot gehüllten Beine weit von sich streckend.

„O diese Prinzessin,“ rief sie mit triumphierender Grausamkeit, und um den lachenden Kindermund verriet ein kaum merklicher Zug eine Brust voll unverlöschlichen, eifersüchtigen Hasses, der kein Mittel scheut.

„Schäme Dich doch,“ sagte die Brünette, „mir ist sie ja auch zuwider mit ihrem stillen Hochmut, aber Du . . .“

„Nein, ihr geschieht recht,“ unterbrach plötzlich eine spitze Stimme, die sich aus dünnen leichtbesäumten Lippen wand. Sie kam von einer mageren in schwarze Spitzen gehüllten Schwarzhaarigen mit kleinen stechenden Augen. „Sie spricht mit keiner von uns . . . sie glaubt etwas Besseres zu sein . . .“ Diese Magere sprach stoßweise, in abgebrochenen Sätzen.

Nun befreite sich aus allen den geschminkten Lippenpaaren ein Strom von Anklagen und Schmähungen.

Indes erschien unter der Thür das blasse, schwarzlockige Mädchen. Die Lippen kräuselten sich zu verächtlichem Lächeln, als sie die Schar in eifrigem Gespräche sah. Sie stand einen Augenblick still in ihrem einfachen grauen einst für die Häuslichkeit bestimmten Kleid, das durch ein ungeschickt über Brust und Hals eingefeytes Stück rosa Seide künstlich dem Stile der Umgebung angepaßt schien. Da geschah es von ungefähr, daß ein gleichgültiger träumender Blick ihrer großen Augen über den Nebentisch glitt, wo die ernstern verwundert lauschenden Jünglinge saßen. Einer von ihnen, der einen kleinen blonden Bart hatte, zuckte plötzlich zusammen, und aus seinen ein wenig neugierigen Kinderaugen sprach eine solche Bewirrung, daß ihn die andern fragend anschauten. Doch er achtete ihrer nicht, sondern blickte unverwandt, tief erregt auf das schwarzlockige Mädchen, welches mit tragem gleichgültigem Gebahren an den andern Tisch trat, wo plötzlich alle verstummten.

„Nur weiter,“ sagte sie in gezwungen derbem Ton, welcher der Weichheit ihrer Formen und Bewegungen, dem verträumt sinnenden Blick widersprach.

„Geh fort . . . Du . . .“ rief die Blonde, indem sie ihr mit den Armen einen Stoß gab, sodas sie einige Schritte zurücktaumelte. „Mir ist es zuwider, Dich anzurühren.“

Da bligte es in den Augen des schwarzlockigen Mädchens. Unter der feinen Stirnhaut schwellen die Adern. Entschlossen ging sie auf die Blonde zu, die, eine Gefahr ahnend, mit erheuchelter Gleichgültigkeit zu den andern sprach, und verfezte ihr einen lauten Schlag ins Gesicht. Schnell sprang jene auf. Der Mantel glitt auf den Stuhl zurück, sie stürzte sich in ihrem kurzen Kinderkleid auf die Gegnerin, welche unter dem Angriff zu Boden sank. Eben holte die Blonde zum Schlage aus, als sie sich an ihrem nackten Arm von einer starken Faust umfaßt fühlte. Sie wurde emporgerissen und in eine Ecke gestoßen. Über das schwarzlockige Mädchen aber beugte sich der junge, blonde Mann und richtete die Ohnmächtige auf, so daß sie zu sitzen kam. Indem er mit den Händen ihren Rücken stützte, drehte er sich in gebückter Stellung nach dem Tisch um und befahl dem ihm am nächsten stehenden Baron, der mit verblüffter Miene dreinschaute, ihm zu helfen. Dieser nahm willenlos folgend einen Arm des Mädchens unter der Schulter. Beide Männer trugen die mählich zu Bewußtsein Kommende hinaus, gefolgt von vielen Neugierigen, vorbei an den Reihen verständnislos Staunender. Auf der Straße half der blonde Mann dem Mädchen in einen Wagen und folgte ihr, indem er dem Kutscher eine

entfernte Straße zurief. Der Wagen fuhr davon unter den Blicken der versammelten Menge. Den lockigen Mädchen aber lag ein häßliches Lächeln um die Lippen.

*

In dem Wagen sank Anna in eine Ecke und starrte, noch halb bewußtlos, auf den blonden, einfach gekleideten Mann vor ihr. Sie dachte nicht an das Vorgefallene. Ihre Aufmerksamkeit war ganz gefesselt von dem wechselnd von den Straßenlaternen beleuchteten, dann wieder im Dunkel undeutlich verschwimmenden jungen Männerantlitz mit den kindlichen blaugrauen Augen. Sie hörte, daß er sprach, doch sie verstand ihn nicht. Ruhig fühlte sie sich, gleichgültig, wie einer, der nach langen Mühen des Körpers endlich ein wenig ruhen darf, dessen Denkkraft und Sinne müde sind und sich ganz auf einen zufällig ins Auge gefassten Gegenstand richten. Johannes aber, der sie mit sicherer Hand gerettet, fand jetzt kaum Worte vor Verwirrung, als er mit ihr allein saß.

„Fürchten Sie sich nicht,“ sagte er zitternd. „Ich will Ihr Bestes. — Hier können Sie nicht bleiben ich bin heute auch zum ersten Mal in einem solchen Haus der geistliche Beruf, auf den ich mich vorbereite, verbietet es mir . . allein die Wißbegier“

An einer Straßenecke hielt der Wagen.

Johannes geriet in Verwirrung.

„Fahren Sie uns, die Dame und mich fahren Sie nach einem Gasthof,“ rief er dem Kutscher zu. Über dessen vermittertes Gesicht glitt ein pffriges Lächeln, er zwinkerte mit den kleinen stechenden Augen und setzte den polternden Wagen wieder in Bewegung. Bald hielt er vor einem großen Haus an. Die weitgeöffneten Thorflügel ließen in einen hellen Vorraum blicken, an dessen Wände sich immergrüne Topfgewächse hinzogen, lampentragende Gipsfiguren halb verbergend. Der junge einfach gekleidete Mann und das zerzauste barhäuptige Mädchen schritten durch den hellen Vorraum in das behaglich warme Treppenhaus. Ein dünner pergamenthäutiger Kellner zwischen zwei rotwangigen Knaben trat ihnen entgegen.

„Es sind keine Zimmer mehr frei,“ sagte er höflich-kalt.

Unter dem Lächeln der herbeigeeilten Mädchen, welche weiße Häubchen trugen, verließ das Paar das Haus und verschwand im Dunkel der Straße.

*

Unschlüssig wendete sich Johannes an einen herumlungernenden Menschen mit der Frage nach einem Gasthaus, wo das Mädchen übernachten könne. Sie ließen sich durch mehrere belebte Straßen führen, dann bogen sie in

enge Gassen ein; der Führer blieb vor einem alten schmutzig-grauen Hause stehen, aus dessen Erdgeschosß ihnen wilder Lärm trunkenen Stimmen entgegenquoll. Aus der Haustür trat eine berbe Frau mit nackten Armen, welche einen Kübel in die Rinne leerte. Ein Zimmer sei zu haben, antwortete sie auf Johannes Frage und geleitete das Paar über einen Flur. Durch den geöffneten Schalter konnte man einen Blick in das rauchige Innere der Gaststube werfen. Dort schrie auf braunen Bänken im Schein der trüben Lampen eine Schar wild aussehender Männer. Die Wirtin führte das Paar über eine ausgetretene, sich eng windende Holzstreppe, bis sie auf einen weißgetünchten Vorplatz kamen, in dessen kalte Leere das Licht der Frau flackerte. Durch eine kleine Holzthür gelangten sie in ein ödes, weißgeputztes Zimmer mit spärlichen tannenhölzernen Möbeln. Die Wirtin ließ sich den Mietpreis entrichten und verschwand durch die Holzthür.

Anna setzte sich auf das Bett. Wortlos stand Johannes vor ihr. Plötzliche Angst überkam ihn, als er mit dem jungen Weibe allein war. Er glaubte zu fühlen, wie sich das ärnliche Gemäch mit dem Dufte ihres jugendlichen Leibes füllte, und er zitterte vor diesem mächtigen fordernden Duft, der sein Wollen mit einer nie gekannten Gewalt leiten zu können schien. Ein Wesen aus fremdem Stoff schien ihm plötzlich das Weib, dem sein Verstand nicht gewachsen war. Er bebte im wollüstigen Bewußtsein einer geheimnisvollen Gefahr.

Sie hob die feuchten Augen zu ihm empor und flehte:

„Heute nicht, lieber Herr, bitte, bitte . . .“ Sie stand auf wie ein bittendes Kind die Handflächen an einander legend.

Johannes trat unwillkürlich einige Schritte vor ihr zurück.

„Nicht heute, kommen Sie morgen wieder,“ flüsterte sie, „morgen will ich ganz sicher . . .“

„Ja, morgen will ich kommen, am Vormittag,“ sagte er. Mit forschender Unruhe begegnete er ihren Blicken, jenen weiten dunklen Augen, und er sah in der Iris kleine rote Punkte wie in einem seltsamen Stein, aber in der Pupille lebte etwas bald wie ein Zittern bald endlos still und tief, und zum ersten Male schauderte Johannes vor dem verwirrenden Geheimnis des Menschenauges.

„O ich bin heute so müde,“ flüsterte Anna gezwungen lächelnd, von seinem Blicke beunruhigt, „morgen bin ich wirklich anders . . .“

„Schlafen Sie gut und denken Sie nicht mehr an das Vergangene,“ erwiderte Johannes mit tiefer leis zitternder Stimme und schickte sich an zu gehen.

„O ich danke Ihnen, ich danke,“ sagte sie heftig bewegt, als nähme er eine Last von ihr, und sie drückte seine Rechte mit beiden Händen. Johannes aber ging.

Anna fiel in schweren traumlosen Schlaf, aus welchem sie erst der Morgenlärm des Hauses weckte. Staunend schlug sie die schlaftrunkenen Augen auf und blickte in das Kahle im Frühlicht dämmernde Zimmer. Langsam traten ihr wieder die Erlebnisse des Vorabends vor den Geist. Sie sah den starken ernstesten Mann vor sich, der so wenig sprach und sie so forschend anblickte. Er hatte sie befreit. Heute trieb sie nicht die trunkene Stimme aus dem Bett; sie gedachte der dumpfen Schlafkammer und des wüsten Saales und der feindlichen Worte der lockigen Mädchen. In ihr regte sich ein heftiges Dankgefühl gegen den unbekanntes Retter. Er hatte auch ihrer geschont, nicht gleich den Lohn verlangt. Doch heute würde er kommen, ihn zu fordern. Jetzt vermeinte sie ihn nimmer verweigern zu dürfen, das sei sie ihm schuldig. Der Gedanke machte sie zittern. Es war so furchtbar traurig, daß er nun ebenso kommen würde, wie die Andern; die Andern, die ihr nichts galten, die sie entweiht hatten. Nun durfte er nicht das gleiche thun, wie sie. Anders wollte sie ihm gegenüber stehen, in reiner Dankbarkeit zu ihm aufblicken. Doch, wenn er nun käme . . . o, es war so häßlich zu denken. Er wäre dann einer mehr in der Reihe. Wie freudig würde sie ihm jetzt das schenken, was sie unachtsam verloren hatte, in der Trunkenheit, zwischen Gläserklirren und rauhem Lachen. Auf kräftigen Armen trug sie der fremde Mann aus dem Verderben, und sie konnte ihm nicht einmal danken. Sie durfte ihm ihren grenzenlos entheiligten Leib nicht bieten. Hestig schluchzend vergrub sie den Kopf in den Kissen. Plötzlich fiel ihr ein, daß Johannes bald kommen müsse. Sie sei es ihm schuldig, meinte sie, ihm möglichst reizvoll entgegenzutreten, und sie stand auf, ihren armen mißbrauchten Leib zu schmücken. Unter dem kalten Waschwasser rieb sie das bleiche Gesicht, um es zu röten. Die verwirrten Locken ordnete sie mit den Händen. Bald trat ein kleines Mädchen herein und brachte eine Tasse Kaffee und ein Brötchen. Der Herr habe sie am Vorabend dazu beauftragt. Das Mädchen richtete seine fragenden Augen mitleidig auf die betrübt zu Boden Blickende. Als es aber merkte, daß diese nicht zum Sprechen geneigt war, verließ es vor sich hin summend das Zimmer. Bald darauf trat Johannes ein.

Voll Verwirrung blickten sich die Beiden an.

„Sie können in kurzem eine Stelle finden — — — und bis dahin ist für sie gesorgt,“ sagte er schüchtern. Willenlos starrte sein Blick, wie um zu enträtseln, auf das Geheimnis des biegsamen vor ihm aufgerichteten Mädchenkörpers und des schwermütig-begehrenden Antlitzes. Anna staunte über seine Worte, dann lächelte sie ungläubig.

„Nein . . . lieber Herr . . . ich kann nicht . . .“ sagte sie zögernd.

„Warum nicht?“ fragte Johannes gedankenlos, dessen Blicke unter

dem rosenfarbenen Brusteinsatz das schwellende Leben des zitternden weichen Frauenkörpers entdeckten. Voll Beben gewahrte er, daß sich seinen Sinnen etwas Neues, Rätselvolles offenbarte. Grenzenlose Schauer durchwühlten ihn, rauschhaftes Leben durchtobte sein Blut übermächtig und fremd; ihm war, als versänke sein Ich, ginge auf in einem strahlenden, tönenden, ruhelosen All, widerstandslos fühlte er sich mitgerissen, und seine Sinne verwirrten sich in einer überlauten überhellen Seligkeit.

„Weil . . . weil ich schon zu schlecht bin,“ flüsterte Anna, ohne daß er es vernahm; sie hielt die Hände vor die Augen, aus denen Thränen brachen. „Ich habe es oft selbst versucht,“ stammelte sie, „aber alle wiesen mich zurück. Sie fragten immer, wo ich vorher war . . . und . . .“

Johannes hielt sich fest an der Tischplatte, und voll Angst starrte er auf das Mädchen, welches in ihm ein neues unbekanntes Leben zu erwecken vermochte. Und ihm war, als verstünde er plötzlich die teuflische Gewalt des Weibes, von der die heiligen Bücher nicht müde wurden, seinen unerfahrenen Sinnen zu reden. Er begriff und klammerte sich fest an den Gedanken, als sollte er sich vor dem stürmenden Fordern der Sinne retten, und so fühlte er seine Kraft wiederkehren. Annas leises Weinen machte seine Worte sicher:

„Ich habe mit einem Geistlichen gesprochen, der Ihnen helfen will . . . Wir können jetzt gleich hingehen . . . Ich habe Ihnen einen Hut mitgebracht,“ fügte er hocherrötend hinzu, und nahm verlegen und ungeschickt aus einem Paket, das er bisher unter dem Arm gehalten hatte, ein schwarzes Filzhütchen und ein paar grobgewebte Handschuhe. Sie schaute verwundert fragend auf die Kleidungsstücke, die er auf den Tisch legte, dann auf ihn, der ihr weibliches Urteil zu fürchten schien.

„Wollen wir nun gehen?“ fragte er verlegen. Sie verstand das nicht. Er kam also nicht, sich den Dank zu holen, den sie so sehr gefürchtet hatte. Aber was wollte er wohl von ihr? Ein Mißtrauen stieg in ihr auf, und sie blickte ihn an, wie er verlegen mit seinem Schnurrbart spielend in einfachem braunem Überrock vor ihr stand. Sie begriff die Uneigennützigkeit dieses fremden Menschen nicht.

„Sie antworten mir nicht? Sind Sie nicht mit meinem Plan einverstanden?“ fragte er ängstlich.

Sie mußte seiner Verwirrung wegen lächeln, und da kam er ihr vor wie ein großes Kind, das sie sehr lieb hatte. Und es suchte in ihr, irgend etwas Schalkhaft-neckendes zu sagen. Sie ergriff den Hut, den er ihr reichte, und suchte seine Hand zu berühren. Oster streifte sie leise seinen Arm, ohne daß er die Absicht merkte. Sie hätte dieses kindliche Gesicht zwischen ihre Hände nehmen und mit Küssen bedecken mögen.

Doch er, in ernster Strenge, die seine Verlegenheit vor dem naiveren jungen Weibe schlecht verbarg, ahnte nicht, welche spielenden Mädchen-gedanken durch ihren Kopf gingen.

„Gehen wir!“ sagte er und entzog ihr rasch seinen Arm, an dem sie sich unwillkürlich einhängen wollte.

Sie stiegen zusammen die engen Treppen hinab. Vom Flur aus sah man durch den Schalter in die geöffnete Wirtsstube, wo die braunen Tische und Bänke auf einander standen und die Morgenluft durch die offenen Fenster in den nie völlig weichenden Bier- und Tabakgeruch flutete. Schweigend trat das Paar in die Straßen. Anna hätte gern endlos geplaudert, doch sie wagte es nicht. Mit verhaltenem Entzücken sah sie, wie leise von oben der Sonnenschein in gelben Flächen in die kühlen Gassen hing, erst nur die Dachfirten bedeckend. Sie verloren sich im Gewühl der geschäftig Eilenden und der Herumlungernden, und Anna vergaß alles Vergangene und dachte nicht an das Kommende neben dem ersten blonden Mann, der ihr oft wie ein großes Kind schien, den sie dennoch kaum von der Seite anzusehen wagte, und heimlich jubelnd öffnete sie dem bunten Morgen die Sinne, die lange betäubt waren unter Finsternis in rauchigen, dumpfen Räumen zwischen feindlichen Menschen. Und voll Entzücken maß ihr Blick die grünen Straßen und sonnigen Plätze, und sie sog den Duft bunter Gemüse und Früchte, die sich unter Zelten ausbreiteten, und vernahm das Rauschen der hastenden Menschen und die fast klagennden Rufe karrenschiebender Bauern und wandelnder Krämer, deren Stimmen das Geräusch des wachen Morgens durchzogen. Sonnenstaub lag in kühlen offenen Höfen. Das Paar trat in die breiten Laubgänge eines öffentlichen Gartens, wo in grüngoldenem Schatten Kinder im Sande spielten. Auf den Bänken aber saßen steif und dicht gedrängt häßliche magere Mädchen mit weißen Schürzen.

*

Johannes und Anna wurden in des Geistlichen bestes Zimmer geleitet. In dem weiß tapezierten Gemach, dessen vergitterte Fenster auf eine dunkle Gasse gingen, lag ein ewiggrauer Dämmerton. Einige Zierrpflanzen fristeten in einem Blumentisch am Fenster ein kümmerliches lichtberaubtes Dasein. Während Anna in der unbekanntenen Umgebung ängstlich umherschaute und die Blicke über den mit schwarzgebundenen Büchern bedeckten Tisch gleiten ließ, fühlte Johannes Bangigkeit. Er glaubte, nicht ohne Scham dem Geistlichen entgegentreten zu können, der sofort erraten würde, in welche Erregung ihn das Weib versetzt hatte. Schweigend betrachtete er die an den Wänden in Glaskasten hängenden goldgestickten Bibelsprüche.

Das Schweigen des Paares wurde durch das Eintreten des Geistlichen unterbrochen, eines hageren Mannes in langem schwarzem Rock. Sein gelbes bartloses Gesicht hatte scharfe Züge, die, besonders der dünne spige Mund, in Widerspruch standen zu den grauen stets unentschlossen blickenden Augen. Das dünne bräunliche Haar war auf die Seite gestrichen. Johannes zitterte, während ihm der Geistliche die Hand drückte. Dieser blickte auf das Mädchen, welches ein leises Lächeln verbarg.

„Sie haben die Absicht, eine ehrliche Thätigkeit zu beginnen?“ fragte er sehr ernst und wohlwollend.

„Ja, ich will alles thun,“ erwiderte Anna leise. Johannes errötete; denn in diesem Augenblick trat die Gattin des Geistlichen ein, eine kleine sich lebhaft bewegende Frau mit herben Zügen, welche durch die kindlich suchenden etwas naiv blickenden Augen erträglich wurden.

„Das ist das Mädchen, liebe Elise,“ bemerkte der Geistliche.

„Haben Sie denn etwas gelernt?“ fragte diese eifrig und ohne Härte.

„Nur singen und tanzen habe ich gelernt,“ flüsterte das schwarzlockige Mädchen, während es die wartenden Blicke von sechs Augen auf sich gerichtet fühlte. Johannes wagte nicht vom Boden aufzuschauen. Erstaunt, fast voll Schrecken, blickte der Geistliche auf sein Weib.

„Wo waren Sie denn, ehe Sie in dieses schreckliche Theater kamen?“ fragte er.

„Ich war bei meiner Mutter, aber sie schlug mich immer. Und einmal lief ich von ihr fort, ehe ich noch genug tanzen und singen konnte, um an ein großes Theater zu gehen . . .“

Anna fühlte sich mählich sicherer werden, da man sich so teilnahmvoll mit ihr befaßte. Schon kam sie sich in ihrer Lage sehr bedeutungsvoll vor. Bereitwillig schien sie noch mehr von ihrer Vergangenheit erzählen zu wollen, doch Johannes, den ihre Worte vor dem Geistlichen und seinem Weibe fast wie Anklagen quälten, unterbrach sie.

„Wie glauben Sie denn,“ fragte er zaghaft, „nun am leichtesten ihren Unterhalt erwerben zu können?“

„Wenn ich noch ein halbes Jahr lang lernen könnte, so würde man mich vielleicht an der Oper nehmen. Ich habe ja viel Geschick zum Tanzen. O, ich möchte es so gern . . .“ Ihre Augen glänzten, während sie so sprach, und es ging ein Zucken durch den biegsamen Körper des schwarzlockigen Mädchens, als wolle es einige Tanzschritte machen.

„Also dann wollen Sie auf den alten Weg zurück?“ sagte der Geistliche zögernd, in vorwurfsvollem Tone, fast schmerzlich. „Ich glaubte, Sie bereuen . . . Aber Johannes, dann . . .“

Johannes fühlte, daß Thränen der Scham in seine Augen drängten.

„Wir glaubten,“ sagte die Frau des Geistlichen kalt, „sie wollten einer christlichen Familie als Magd dienen, um alle Gedanken an das zu vergessen, wonach bisher Ihr Sinnen stand.“

Anna blickte schweigend zu Boden. Johannes fühlte heftiges Mitleiden mit ihr; fast wollte ihn bedünken, dieser zarte, biegsame Leib mit dem weichen verlangenden Antlitz wäre vielleicht doch eher zum Tanzen und Singen bestimmt als zu entsagender Arbeit und Unterwerfung. Voll Angst entdeckte er bei diesem Gedanken, daß das junge Wesen seine Urtheile über Gut und Böse, die altererbt, zu verwirren begann. Da traf sein ratlos forschendes Auge ein langer flehender Blick von ihr, doch er erwiderte ihn mit erzwungener Festigkeit. Und während sich die Blicke beider begegneten, schien eine Wandlung in dem Mädchen vorzugehen. Sie fühlte sich voll Mutes unter dem vertrauenden hoffnungsvollen Blick dessen, den sie liebte. Schnell wischte sie die Thränen aus den Augen und sagte mit leiser, doch entschlossener Stimme:

„Ich thue alles, was Sie verlangen.“ Alle schwiegen in frohem Staunen über die plötzlich Befehrte.

„Diese schnelle Erleuchtung,“ sprach der Geistliche feierlich ergriffen, denn er erkannte das Walten einer geheimnisvollen Macht, „diese Erleuchtung kommt von Gott, ein Wunder der Liebe ist geschehen.“

Anna errötete heftig bei diesen Worten und drückte voll Scham die Hände vor das heiße Gesicht; denn sie glaubte, der Geistliche habe in ihrer Seele das tief vergrabene Geheimnis ihrer Sehnsucht nach dem blonden Manne gelesen, der ihr zitternd gegenüber stand, zitternd vor dem Wort Liebe, das der Geistliche ausgesprochen hatte. Dieser schrieb einige Zeilen auf ein Blatt, das er Johannes übergab. Dann redete er so zu Anna:

„Es giebt in dieser Stadt ein wohlthätiges Haus, dessen Leiterin Mädchen Obdach gewährt, bis sie eine Art finden, selbst ihren Unterhalt zu erwerben. Dorthin weist sie mein Empfehlungsschreiben. Seien Sie gehorsam und ergeben, dann wird Ihnen bald eine wohlgesinnte Familie ihr Haus öffnen.“

Nach diesen Worten drückte der Geistliche Johannes die Hand.

„Lieber Johannes,“ sagte die Frau des Geistlichen, „am Sonntag Abend vereinigt sich bei uns ein kleiner geselliger Kreis von lieben Freunden. Erfreuen Sie uns doch auch durch Ihr Kommen.“

Johannes und Anna vereinigten sich und verließen das Zimmer.

*

Das Paar betrat den Empfangsraum der Mädchenherberge, ein weites schmutzig-braunes Zimmer. Die Fenster gingen auf einen trüben Hof, der

von grauen feuchten Häusern umgeben war. Die Vorsteherin wurde durch das Schellen der ins Schloß fallenden Thür aus dem Nebenzimmer herbeigerufen. Eine fette Frau mit schlaffem Gesicht und peinlich-sauber aus der Stirn gestrichenem Haar trat ein und warf einen forschenden Blick auf das Paar. Johannes überreichte das Empfehlungsschreiben, welches sie nahm, nicht ohne vorher die breite Hand sorgfältig an der Schürze abgewischt zu haben.

Listiges Lächeln schien einen Augenblick die etwas hängenden Lippen zu verzerren, dann hub sie matronenhaften Ernstes also an, die Gestalt des Mädchens musternd:

„Also noch ganz jung. Eigentlich, junger Herr, nehmen wir nur Mädchen, die noch nicht gefallen sind.“

Das Weib schaute abwechselnd auf Johannes, in welchem Wut und Scham kämpften, und auf Anna, die sich, ein Lächeln unterdrückend, auf die Lippen biß.

„Doch will ich's einmal mit Ihnen versuchen,“ fuhr das Weib fort. „Geben Sie mir die Hand, mein Kind.“

Sie streckte Anna ihre breite derbe Hand hin, in welche diese ihre weiße feine legte.

„Ach, was haben Sie noch für zarte Hände,“ sagte das Weib rauh lachend. „Die müssen auch bald hart und rot werden.“

Johannes aber fühlte ein unsägliches Mitleid mit diesen feinen weißen Händen. Wieder verwirrte sich sein Geist, und fast schien ihm, als würde etwas wie ein Verbrechen begangen an jenem geschmeidigen schwarzlockigen Wesen, welches tanzen und singen gelernt hatte. Dann aber zitterte er vor diesem Gedanken, welcher das Maß, das er an die Dinge zu legen gewohnt war, zu vernichten drohte.

Das Weib wurde auf einen Augenblick abgerufen. Anna wollte hastig zu reden beginnen, als dränge sich eine Flut von Worten auf ihre Lippen, doch Johannes fiel ihr rasch ins Wort:

„Ich hoffe, alles wird sich zum Besten wenden,“ sagte er unruhig, nach Worten suchend, um das Alleinsein auszufüllen. Angst überkam ihn, Anna würde sich weigern, in dem Hause zu bleiben, und dann könne er ihr nicht widersprechen, weil er sie zu gut verstand. Aber er bebte vor dem Gedanken, wieder mit dem lebensvollen seine Sinne verwirrenden Wesen allein zu sein, vor welchem sich sein Verstand machtlos wußte. Dann aber empfand er, wie häßlich, wie gemein es wäre, vor ihr zu fliehen und sie hilflos in den Händen des Weibes zu lassen, und er fühlte einen Strom von Liebe in sich aufsteigen, als müsse er Anna in die Arme schließen und ihr sagen: Ich lasse dich nicht. Hastig schrieb er einige Worte auf eine Karte, die er ihr übergab.

„Hier ist meine Adresse,“ sagte er mit zitternder Stimme, „schreiben Sie mir, wenn Sie meiner bedürfen.“

Anna wollte reden, doch das Weib trat wieder ein. Johannes gab ihr die geringe Verpflegungssumme. Anna reichte er die Hand, welche sie fest drückte. Ihn aber zerriß ein Schmerz, der ihn fast weinen machte, weil er dieses zarte ihm ergebene Wesen nicht auf die Arme nehmen und heimtragen durfte, von der Welt fern. Sie sandte ihm einen langen flehenden Blick, als wolle sie sagen: Verlasse mich nicht. Er aber wich den großen dunkeln Augen aus und ging.

*

In einem weiß getünchten traurig erleuchteten Saal war mit grober Leinwand ein langer Tisch gedeckt. Unregelmäßig standen sich die grauweißen Teller mit den holzstielligen Bestecken gegenüber. In der fahlen Beleuchtung erschien eine Schar Mädchen mit glattem fest anliegendem Haar. Sie trugen einfache dunkle Kleider. Nur wenige hatten als einzige Zier einen dünnen weißen Streifen an der Halsumfassung. Manche waren blaß und schweigsam und schienen verzichtend. Das Haar war aus den schmalen Gesichtern gestrichen, aus denen oft verweinte Augen starrten, gleichgültig für die Umgebung. Andre hatten rotwangige, oft feste Mienen, die jungen Lippen waren stets leise lachend oder plaudernd. In der kaltigen ein wenig mit Petroleumgeruch erfüllten Atmosphäre wurde fast schweigsam im fahlen Licht ein ärmliches Abendessen eingenommen. Die Vorsteherin saß an dem Kopf der Tafel und las in einer Zeitung. Dann erhoben sich zwei blasse traurige Mädchen und schlichen umher, den Tisch zu räumen. Ein hageres verkümmertes Wesen mit geschlechtslosem Gesicht stand auf und las mit erbarmungswürdiger dünner Stimme eine kleine Geschichte aus einem schwarzen Buche. Am Schlusse erhoben sich die Mädchen mit dem glatten festanliegenden Haar und sangen ein heiliges Lied zum Preise Gottes und seiner großen Liebe.

Anna aber war mitten unter ihnen, schweigsam und traurig, von allen neugierig beachtet. Die rosenfarbene Seide war verschwunden von ihrer Brust. Ein Stück dunkelgraues Tuch bedeckte den Busen. Das schwarzlockige Haar trug sie aufgebunden aus dem Nacken, fest anliegend, und die weiße kindliche Stirn war ernst und kahl von schmückendem Haar.

*

Anna teilte das Zimmer mit drei anderen Mädchen. Bei dem Schein eines Lichtstümpfchens entkleideten sie sich in dem fahlen vorhanglosen Raum. Unter den Kleidern kamen die hageren Arme und Brüste, die ärmliche Wäsche, die grauen zerflossenen Korsetten zum Vorschein. In dem traurigen Licht bewegten sich die vier mageren halbnackten Gestalten und

breiteten vor einander ihr Glend aus. Je zwei schliefen in einem Bett. Anna mischte sich kaum in das Gespräch der drei anderen. Sie hörte, wie sie nach einander entschlummerten und die drei Brüste langsam atmeten in ruhigem Schlaf. Sie fand keine Ruhe. Die Fülle der Ereignisse verwirrte sich vor ihrem Geist zu einem unbestimmten Erinnerungsbild, und nur das eine war ihr furchtbar klar: er verließ sie. Die Kraft, der Wille, alles auf sich zu nehmen, den sie an seiner Seite, ohne nach seinen Absichten zu fragen, in sich gefühlt hatte, schwand ihr. Sie fühlte sich wieder klein und gebrochen, willkürlichen Händen preisgegeben. Arbeiten sollte sie, unterwürdig dienen, ohne das lachende Glück in lieben Armen, durch welches sie sich stark fühlen würde, alles Schwere zu tragen. Und warum, warum nur verließ er sie, der ernste, blonde Mann? Sie wollte ihm schreiben, ihn ansehen um seine Liebe, seine rettende Liebe. Vergebens suchte sie Schlaf zu finden. Immer wieder stand Johannes vor ihr, ernst und kalt; warum nur war er so streng? Nicht einmal zum Abschied hatte er sie geküßt. Leise lösten sich Thränen aus ihren Augen. Dann durchflutete sie heißes Begehren nach ihm. Festig umschlang sie das Kopfkissen und schluchzte. Rings aber atmeten regelmäßig und langsam die drei schlafenden Mädchen. Wenn sie ihn jetzt in die Arme schließen könnte, das liebe große Kind. Und plötzlich durchfuhr sie der Gedanke: forteilen zu ihm. Ohne zu denken allein von ihrer Sehnsucht getrieben, sprang sie auf. Hastig und leise kleidete sie sich an zwischen den rings im Dunkel ruhenden Körpern. Zögernd öffnete sie die Thür. Auf dem Flur hörte sie von unten herauf durch das offene Hausthor den dröhnenden Lärm der Straße. Die Treppe schien leer. Schnell und leise huschte sie über die Stufen, dann stand sie auf dem Pflaster der Gasse, und eilig flog sie um einige Straßenecken.

*

Sie eilte durch die belebten Abendstraßen, durch das nächtliche Liebesfest der großen Stadt, und sah heimkehrende oder zur Freude eilende Paare, an dunklen Ecken ward verstohlen geflüstert, Blicke und Küsse wurden getauscht. Überall regte sich die Liebe unter dem deckenden Mantel der Nacht. Mit einem raschen Griff löste Anna ihr Haar, und die schwarzen Locken fielen ihr um das Antlitz. Auch sie eilte ja zu dem Geliebten, auch sie wandelte die Straße der Glücklichen. Sie gelangte in die Vorstadt, in eine lange Straße von gleichartig gebauten Mietshäusern, und auch hier kamen allerorts verschlungene Paare an ihr vorüber, und sie schaute sie lech an, und keiner der Männer dünkte ihr so stark und schön als ihr Gebieter und Herr, zu dessen Füßen sie eilte.

*

Sie trat in das Haus, in welchem Johannes wohnte. Drei enge, schwach beleuchtete Treppen erklimmte sie. Auf einer vergilbten Karte im trüben Licht stand Johannes Name. Sie schellte. Der Herr sei zu Hause, sagte ein mageres erstauntes Kind. Dann stand sie auf der Schwelle eines engen Zimmers. Johannes saß bei der Lampe, über einen Haufen Bücher gebeugt. Zugend flüsterte sie einen Gruß, im Halbdunkel stehend. Johannes stand auf. In der Hand hielt er eine lange Pfeife, aus der sich ein unangenehmer, an Annas früheren Aufenthalt mahnender Geruch verbreitete.

„Ich kann nicht dort bleiben,“ sagte Anna leise, doch entschlossen. Schweigend richtete sie ihre dunkeln flehenden Augen nach ihm, und nun gewahrte sie, wie verstört und bleich der starke Mann geworden war. Nach einer Pause ratloser Verlegenheit erwiderte Johannes kalt, doch mit zitternder Stimme:

„Warum kommen Sie zu mir, wenn Sie meinem Rat nicht folgen wollen?“

„Ich will ja nur Dich, Du lieber Johannes,“ sagte sie plötzlich und warf sich schluchzend an seine Brust. Er machte sich angsterfüllt von ihr los. Die Hände an die Schläfen drückend, durchschritt er das Zimmer. Anna folgte ihm aufmerksam mit den Blicken. Sie fühlte sich schuldig, ihn in Verwirrung gesetzt zu haben. Sie ging auf ihn zu, doch er hielt die Hände gegen sie, als wehre er ab.

„Laß mich bei Dir bleiben, Johannes,“ flehte sie schmeichelnd, „nur ein paar Tage bei Dir, ich hab Dich so lieb.“

Sie drückte sich gewaltsam an ihn, so daß er die fiebernde Wärme und schmiegende Weichheit des jungen Leibes empfand, und er fühlte, wie sich die zitternde Verwirrung des Morgens wieder näherte. Doch plötzlich schob er sie mit einem Ruck von sich. Beugend preßte er die Hände an die Schläfen und leise, wie im Gebet, bewegten sich die Lippen. Dann raffte er sich auf, gleichsam von plötzlicher Kraft erfüllt.

„Geh,“ sagte er, auf das junge zitternde Weib starrend, „geh, Du willst mich verderben.“

„Aber Johannes . . .“ flehte sie vorwurfsvoll, und in lautem verzweifeltem Weinen ließ sie sich ins Sofa sinken und vergrub den Kopf in den auf den Tisch gestützten Armen. Johannes blickte nieder auf das gramgefüllte Weib, und Mitleid wandelte ihn an. Er wollte auf sie zugehen und die schwarzen Locken streicheln. Doch plötzlich durchzuckte es ihn wieder. „Stark sein, stark sein,“ rief es in ihm, „dies ist eine von Gott gesandte Prüfung.“ Zitternd stürzte er nach dem Schreibtisch. Er schlug hastig das schwarze Buch auf und starrte hinein, sich zum Lesen

zwingend. Hinter ihm aber schluchzte das Weib immer gedämpfter. Dann stand sie auf, und während er saß, fühlte er, wie sie sich ihm im Rücken näherte. Wie von einem weichen lauen Frühlingshauch spürte er seinen Nacken umfächelt, und dennoch lähmte eine fast schmerzhaftige Angst den ganzen Körper.

„Einen einzigen Kuß zum Abschied,“ hauchte eine warme kosende Stimme in sein Ohr.

„Weg von mir,“ rief er, die Blicke nicht von dem Buch abwendend, und wie einer, der im nächtigen Wald laut singet, um die Angst zu betäuben, las er in höchster Verwirrung gellend laut aus dem schwarzen Buch:

„Jerusalem, Jerusalem, die Du tötest die Propheten und steinigest, die zu Dir gesandt werden, wie oft habe ich wollen Deine Kinder versammeln“

Er fühlte, wie sich ein warmer Arm um seine Schultern bog.

„Johannes, ein einziges Wort nur,“ flüsterte die Stimme; angstgepeitscht sprang er auf, und gedankenlos wie eine Beschwörungsformel schrie er dem Weib ins Antlitz, mit übermenschlicher Stimme:

„Jerusalem, Jerusalem, die Du tötest die Propheten und steinigest . . .“

Anna aber wich entsetzt vor dem starken großen Mann zurück, dessen Augen sie wie in wahnsinniger Angst anstarrten. Zaghaft ging sie zur Thür.

„Johannes, Dank für alles Gute,“ flüsterte sie furchtsam und ging hinaus.

Johannes aber stand mitten im Zimmer, die Arme wie erlöst emporhebend.

„Gott, mein Gott, ich danke Dir,“ rief er und sank erschöpft in das Sofa.

*

Anna betrat den finstern Weg, den sie oft begonnen in schwarzer Stunde, wenn sie sich von den Menschen verlassen dünkte. Aber immer wieder hatte sie eine rettende Hand zurückgehalten. Heute wollte sie ihn zu Ende gehen. Sie eilte durch die engen Gassen, die zum Ufer führten, vorbei an elenden Läden und lärmenden rauchigen Schänken, an ärmlichen Nachtherbergen. Reihen trunkenen Arbeiter stießen sie an, und oft fiel über ihre zarte Gestalt der rötliche Schein von den kleinen Herden der Kastanienverkäufer, die in den Einfahrten der Häuser standen. Gaußierer sprachen sie an, ihre Schleudermare feilbietend. Doch hastig eilte sie vorüber an den wilden trunkenen Nachtfreuden der Armen, zwischen rohen Liebesworten hindurch, die man ihr zurief, und gelangte auf die breite Uferstraße, die

balb zwischen finstern Lagernhäusern durchführte, bald sich am dunkeln Wasser hinstieg. Anna blieb stehen und schaute in das leis gurgelnde Wasser. Darin sollte nun ihr Körper treiben, weit hinaus aus der liebeleeren Stadt, bis ans Wehr. Dort würde er hängen bleiben, bis ihn die Schiffer morgens fänden. Dann käme sie in das Totenhaus, und keiner würde die Leiche verlangen, auch er, der einzige nicht. Wie kalt mußte doch das Wasser sein, das so verführerisch weich dahinstoß wie Ölfluten und nun in seinen schmeichelnden Wellen ihren Körper einhüllen würde. Es war entsetzlich zu denken. Aber was sollte sie denn noch hier! Sie hörte die Schritte zweier Betrunkener auf dem Pflaster dröhnen. Die Beiden traten in eine hochrot verhängte Schänke gegenüber. Gedämpfte Tanzmusik tönte heraus, etwas lauter werdend, als die Beiden eintraten, und dann wieder leiser. Sie konnte sich Mut antrinken, meinte Anna plötzlich. Das hatte sie doch schon oft versucht, wenn sie sich fürchtete, vor dem Publikum aufzutreten. Zagend ging sie hinüber in die Schänke. Rauhes Lachen der Trinkenden, Stampfen der erhitzten Tänzer, dröhnende Musik empfing sie, als sie eintrat in den qualmigen Raum. Der dicke Wirt bediente in Hemdbärmeln seine Kunden. Anna verlangte einen Branntwein, ein listig forschender Blick traf sie aus kleinen halb versteckten Augen, dann sah sie, wie bedächtig eine wasserhelle Flüssigkeit aus einer Zinnkanne in ein dickes, kleines Glas floß. Sie trank es auf einen Zug, so daß ihr die Augen übergingen.

„Noch eins,“ sagte sie erregt, und während der Wirt wieder bedächtig eingoß, schweiften ihre Blicke in den wild bewegten Saal, wo es von hoch geröteten Gesichtern, hellen Blusen und Matrosentröcken wirbelte. Anna trank schnell das zweite Glas und dann ein drittes und dann noch eines. Schnell stürzte sie hinaus, an das Ufer zurück. Ihr war nun ganz leicht. Jetzt wollte sie freudig in den Tod gehen. Die wilste Tanzmelodie schwirrte ihr durch den Kopf.

„Tra—la—la, tra—la—la,“ sang sie bei fast hüpfendem Gang. „Noch einmal tanzen, noch einmal singen,“ rief das schwarzlockige Mädchen und bewegte sich trällernd grazilös im Walzerschritt. Dann sprang sie immer wilder umher, immer rasender.

„Wie schön ist die Welt,“ rief sie.

„Johannes, mein süßes Johanneslein,
Komm Tanz mit Deinem Annelein
Hinauf ins blaue Himmelein.“

Und sie sang hinaus in die stille Nacht über das schwarze Wasser:

„Die Englein warten auf blumiger Flur,
Gott Vater der freut sich und lächelt dazu.“

„Noch ein letztes Glas,“ schrie sie und lachte gellend und stürzte nach der Schänke zurück.

„Noch ein Glas, noch ein letztes Glas,“ rief sie. Listig schmunzelnd reichte es ihr der dicke Wirt. Sie schwang es hoch und sang laut mit blitzenden Augen:

„Stiefel muß sterben,
Ist noch so jung, jung, jung.“

Die im Saale aber vernahmen den Gesang des schlanken schwarzlockigen Mädchens und lauschten gaffend. Aber ein wilder Gesell kam auf sie zu und riß die trunken lachende und singende mit in den Wirbel der Beifall heulenden Menge.

„Stiefel muß sterben,“ brüllten alle. Und mit tobendem Geschrei begann ein neuer Tanz. Alle sangen — und Anna wild unter ihnen —:

„Stiefel muß sterben
Ist noch so jung.“

Indes stand draußen vor dem Fenster der gottselige Johannes. Da sah er, wie das schwarzlockige Mädchen tanzte und sang. Er aber weinte bitterlich.





Das grosse Glück.

Drama in drei Akten von Stanislaw Przybyszewski.

(Berlin.)

Personen:

Stefan Karsten.

Brethe.

Karl Bed.

Dlga Tolst.

Erster Akt.

(Ein großes Zimmer. Links vom Zuschauerraum eine Thür, die in das Nebenzimmer, gegenüber dem Zuschauerraum eine Thür, die auf den Korridorraum führt. Vorne rechts ein Fenster, dahinter ein Schreibtisch, dessen Schubladen weit aufgerissen sind.)

(Eine Menge Briefe, Papiere, zerrissene Couverts liegen auf dem Schreibtisch.)

(Früher Morgen. Auf dem Tisch brennt eine hohe Lampe. Gedämpfte Zwieliichtsbeleuchtung.)

Brethe (allein. Sie sitzt eine Weile vor dem Schreibtisch, wühlt mechanisch in den Papieren. Steht dann auf und starrt wie abwesend vor sich hin. Man hört, daß die Korridorthür geöffnet und dann heftig zugeschlagen wird. Brethe zuckt auf, sieht sich wirr um, geht ans Fenster und preßt die Stirn gegen die Scheibe).

Karsten (tritt ein. Er bleibt erstaunt stehen und fährt heftig zusammen. Er sieht Brethe unruhig an, geht an den Schreibtisch, wirft alles durcheinander in die Schubladen zurück und schiebt sie hinein. Dann nimmt er eine Cigarette, zündet sie langsam an, setzt sich hin. Nach einer Weile langsam und müde): Du hast meinen Schreibtisch aufgerissen?

Brethe (dreht sich langsam nach ihm um und bleibt dem Fenster mit dem Rücken zugewandt stehen. Sie sehen sich eine Zeit hart an. Dann sagt sie tropig): Ja, das hab ich.

Karsten: Warum?

Brethe (starrt ihn an, ohne zu antworten).

Karsten (ungebuldig): Warum?

Brethe (lacht höhnlisch auf): Weil ich wissen wollte, was in den Briefen dieses berühmten Fräuleins stand. Es ist doch wichtig für mich, zu erfahren, was Ihr mit einander verabredet habt . . . (Erregt): Glaubst

Du, ich wüßte es nicht, wie Du mich mit ihr betrogst? Jetzt mußte ich doch sehen, wie weit es gekommen ist . . .

Karsten (gereizt): Du hättest Dich ein wenig gedulden sollen. Du hättest früh genug alles von mir erfahren.

Grethe (lacht höhniſch): Du? Du? Du hättest ja niemals gewagt, mir ein Wort darüber zu ſagen! Dazu biſt Du zu feig . . .

Karsten: Hatte ich irgend eine Verpflichtung, Dir etwas früher zu ſagen, als ich es für nötig hielt? (Mit kalter Ruhe): Übrigens iſt es mir angenehm, daß Du mir eine lange Auseinanderſetzung erſpart haſt . . .

Grethe (in ſteigender Empörung): Feig biſt Du, feig! Immer gingſt Du um mich herum und ſahſt mich fragend an, ob Du es endlich wagen konntest, mir alles zu ſagen . . . Und wie Du logſt! Wie erbärmlich Du logſt!

Karsten (unterbricht ſie heftig): Bitte, laß das, Grethe! Du ſtehſt jetzt vor einer Thatſache und kannſt Dir die Vorwürfe erſparen. Du weiſt nun alſo, daß wir uns trennen müſſen . . .

Grethe (außer ſich): Trennen! Trennen! Ha, ha, ha . . . Nein, Stefan, ſo ſchnell geht es nicht. Du haſt mich ausgenutzt, meine Seele haſt Du zerſtört, und jetzt willſt Du mich wegwerfen? Ich habe Dir alles gegeben, was ein Weib nur geben kann . . . Deinetwegen hab ich meine Eltern verlaſſen, Deinetwegen zeigen die Menſchen mit Fingern nach mir. Und jetzt, jetzt wirſt Du mich weg? Nein, es geht nicht ſo ſchnell! Nein, nein! Ich werde Dir wie ein Hund nachlaufen, nicht eine ruhige Minute ſollſt Du haben, Du — Du . . . (Sie bricht in Weinen aus.) O Gott! Gott! . . .

Karsten: Ja, weiſt Du, Grethe, auf dieſe Weiſe werden wir uns nicht verſtändigen können . . . Du mußt Dir doch die Sache ganz ruhig klarlegen. Ich liebe eine andre! Ich habe lange genug gegen dieſe Liebe gekämpft, um Dich nicht unglücklich zu machen. Mein Kampf war nutzlos. Ich unterlag. Soll ich nun bei Dir bleiben, wo ich eine andre liebe? Genügt Dir das, wenn ich aus Pflicht bei Dir bleibe? Willſt Du an der Seite eines Mannes leben, der ſich qualvoll von Dir wegſehnt?

Grethe (unterbricht ihn heftig): Wo ſoll ich denn hingehen? Was ſoll aus mir werden? (Sie ſieht ihn wild an, dann ſinkt ſie im Sofa zuſammen.) Ja, ja — Du biſt ja frei, Du kannſt gehen . . .

Karsten (ſetzt ſich ihr gegenüber. Langſam und mild): Warum willſt Du mich denn nicht verſtehen? Hör' mich doch ein paar Minuten ruhig an.

Grethe (ſährt auf): Was ſoll ich denn verſtehen? Daß Du Dich mit einer anderen verheiraten und mir ein Gnadenbrot ausſetzen willſt? Ha,

ha, ha, Gnadenbrot, ein Almosen will er mir aussetzen, um mich zu entschädigen . . . Vielleicht möchtest Du mich mit jemandem verheiraten? Dann bin ich ja am Besten versorgt!

Karsten (wütend): Nein, wie schmutzig Du sprichst!

Grethe (fassungslos): Aber Du! Ja, Du, Du bist schmutzig und feig. Du hast meine Liebe bezahlt! Du hast mich genommen, obwohl Du mich nicht liebtest . . . Du hast mich geschändet. Meine Liebe hast Du mit Nahrungs- und Kleidungswaren bezahlt . . . Und jetzt soll ich noch Dein mildes Bruderhaupt segnen und sagen: Geh, mein Stefan, such Dir ein andres Glück!

Karsten (starrt sie die ganze Zeit hart an und lacht dann kurz auf): Na, ja, das hast Du gut gemacht! Du hast mich in den zwei Jahren gut kennen gelernt. Du weißt nur zu gut, daß ich Dich nicht verlasse, bevor ich Deine Zukunft gesichert habe . . . Das erlaubst Du mir nicht zu thun. Und damit zwingst Du mich zu bleiben.

Grethe (empört): Ich zwinge Dich? Ich?

Karsten: Na selbstverständlich! Sobald Du sagst, ich will keine Hilfe von Dir, dann heißt es doch: Du wirst mich auf Deinem Gewissen haben; denn ich gehe sicher zu Grunde.

Grethe (höhnisch): Was geht Dich das an? So laß mich doch zu Grunde gehen!

Karsten: Du willst Dir wohl die Märtyrerkrone erringen? Nein, dazu will ich Dir nicht verhelfen.

Grethe (bebend): Du boshafter Teufel Du! (Wirft sich schluchzend aufs Sofa.)

Karsten (sehr gereizt): So laß doch dies ewige Weinen sein! Ich bleibe ja! (Wütend): Selbstverständlich werd ich bleiben!

Grethe (setzt sich auf. Trocken): Gut, gut. Ich weiß, was ich zu thun habe.

Karsten (sieht sie gehässig an): Spiel doch keine Komödie! Jetzt hast Du es nicht mehr nötig. Du zwingst mich zu bleiben, und ich bleibe . . .

Grethe (rajend): Warum?!

Karsten (erregt): Weil, weil . . . (er besinnt sich plötzlich, macht eine abwehrende Handbewegung): Na, lassen wir es . . . Ja, ja, ich bleibe . . . wir werden's gut mit einander haben . . . wir beide . . . (Er lacht ironisch in sich hinein.) Ich und Du . . . Ja, ja . . .

(Klopfen an der Thür. Grethe steht hastig auf und geht ins Nebenzimmer.)

Karsten: Herein!

Beck (kommt herein. Sehr nachlässig im Ausseren und unruhig in Bewegung. Ein lauernder, spionierender Ausdruck im Gesicht): Unangenehm! Scheußlich unangenehm!

Karsten: Was denn?

Beck: Denk Dir nur, ich wurde vom Portier nicht in das Hotel eingelassen.

Karsten: Warum denn?

Beck: Ich soll zuerst meine Schulden bezahlen. Vorläufig sind meine Effekten als Pfand geblieben.

Karsten: Du hattest ja aber heute Nacht Geld!

Beck: Das habe ich mit Dir und dem andern verspielt.

Karsten: Doch nicht an mich! Ich hab ja selbst verspielt . . .

Beck: Dann können wir uns ja trösten. Aber die Hauptsache! Ich kann doch zwei Tage bei Dir bleiben. Bis dahin bekomm ich Geld.

Karsten: Natürlich! Hier ist Platz genug. (Er löscht die Lampe aus und geht dann unruhig umher.)

Beck (dreht sich eine Cigarette): Du bist sehr nervös . . .

Karsten: Ja.

(Schweigen.)

Karsten (bleibt plötzlich vor Beck stehen).

Beck: Wolltest Du etwas sagen?

Karsten: Ja und nein . . . Eigentlich hab ich nichts mehr zu sagen.

Beck: Grethe weiß also, daß Du sie verlassen willst?

Karsten: Ja.

Beck: Und?

Karsten: Kein „und“. Aus diesem Konflikt gibt es keinen Ausweg: Grethe oder ich! Einer von uns beiden muß zu Grunde gehen.

Beck (lauernnd): Du glaubtest ja, daß Grethe „vernünftig“ sein werde. Wie steht es mit ihrer Vernunft?

Karsten: He, he, so leicht gibt sie mich nicht frei, sie zwingt mich, bei ihr zu bleiben. Sie will keine Hilfe von mir, wenn ich gehe.

Beck: Aber das ist ja natürlich, daß sie dann nicht weiter von Dir unterhalten werden will.

Karsten (gerezigt): Dann muß sie eben untergehen.

Beck: Und wenn sie wirklich untergeht?

Karsten: Was dann?

Beck: Danach will ich Dich eben fragen.

Karsten (aufbrausend): Was kann ich denn dafür?

Beck: Hm, hm . . . in der Theorie nichts, gar nichts; aber das Gewissen kennt keine logischen Gründe, und Dein Gewissen ist empfindlich wie eine offene Wunde.

Karsten (in steigender Erregung): Ich frage nicht nach dem Gewissen . . . Ich will Glück haben! Bleib ich hier, ist es mein Untergang! Und ich will nicht untergehen!

Beck: Du willst also Grethen opfern?

Karsten: Wenn es nötig ist.

Beck: Um das große Glück zu erringen? Nicht wahr?

Karsten: Ja.

Beck: Aber wenn das vermeintliche Glück das alles nicht hält, was es verspricht, wenn alle die Opfer ganz zwecklos werden . . .

Karsten (abwehrend): Das ist alles möglich.

Beck: Ich meine einen ganz besonderen Fall . . .

Karsten: Ich weiß schon, was Du sagen willst . . . (Höhnisch): Die alte Geschichte mit der Reinheit und Keuschheit und den Männcheninstinkten. Nicht wahr?

Beck (sieht Karsten ernst an): Ja.

Karsten (heftig): Olga ist für mich keusch und rein, trotzdem sie schon früher einem anderen gehört hat.

Beck: He, he, . . . das ist alles sehr schön, sehr schön in der Theorie. Aber plötzlich wird das Männchen laut. Urplötzlich! Es beißt, es nagt an einem unaufhörlich. Man will sich mit Liebe betäuben . . . He, he . . . Es geht nicht! Es war schon einer da, der das Weib besaß. Ja, weißt Du . . . hm, nicht wahr? (Er sieht Karsten spöttisch an.)

Karsten: Nun?

Beck: Wie wird es dann mit dem großen Glück?! Und die arme Grethe würde umsonst geopfert. Es könnte dann die Zeit kommen, wo Du Dich zu ihr zurücksehnst . . .

Karsten (mit verborgener Wut): Warum sagst Du mir das alles? Was bezweckst Du damit?

Beck: Nun, ich bin doch Dein Freund. Ich habe so manche Erfahrung . . . Es wäre doch gut, wenn Du Dich nicht so kopfüber in das große Glück stürztest . . .

Karsten: Laß es nur meine Sache sein!

Beck: Freilich! Freilich!

(Pause.)

Beck: Wann kommt Olga zurück?

Karsten: Wenn sie alle Formalitäten in ihrer Heimat erledigt hat.

(Pause.)

Karsten (mißtrauisch): Warum fragst Du eigentlich danach?

Beck: Es wäre vielleicht gut, wenn sie nicht fortgereist wäre . . .

Karsten: Warum?

Beck: Vielleicht würdest Du in ihrer Nähe Dich ein wenig abkühlen . . .

Karsten (geritzt): Du scheinst ein eigentümliches Interesse an uns zu haben . . . Du liebst sie noch! Nicht wahr?

Beck: Nein!

(Sie sehen sich starr an. Pause.)

Karsten: Wirklich nicht mehr?

Beck: Nein!

Karsten: Woher denn dieser wütende Haß gegen sie?

Beck: Ich hasse sie nicht, aber ich habe keinen Grund, sie in liebevollem Andenken in meinem Herzen zu bewahren.

Karsten: So, so . . . (Geht unschlüssig auf und ab.) Ja, Du . . . Wie war es damals in Paris? Du hast einmal eine Anspielung darauf gemacht . .

Beck (lächelt): O Gott, das war ja nichts . . . Wir saßen in einer *Chambre séparée* und tranken Sekt . . . Wir haben wohl ein bißchen viel getrunken . . .

Karsten (gereizt): Und?

Beck: Nein, nichts weiter . . . (Sämisch): Mein Freund hat nach uns gesucht . .

Karsten (erbittert, höhnisch): Ihr wart also, sozusagen, das Opfer einer unterbrochenen Liebe. Ich habe einmal eine schöne Ballade über dies Thema gelesen . . . He, he . . .

(Pause.)

Karsten (pöplisch): Wie kam es denn, daß Du Dich mit einem Mal entliebst?

Beck: Wie das kam? hm, wie das kam . . . Das weißt Du doch selbst. Du hast sie in demselben Männerkreise getroffen, wie ich. Es war für mich zu ekelhaft, alle die brünstigen Hände nach ihr langen zu sehen. Ich wollte nicht dabei sein . . .

Karsten (mit unterdrückter Wut): He, he, wie schön Du das gesagt hast! Prachtvoll! Aber . . . (Er sieht Beck spöttisch an.) Dein Haß kam ja erst, als Du sahst, daß sie mich liebte, als es Dir klar wurde, daß Du endgültig Deine Hoffnungen auf sie begraben mußtest? Geh? Stimmt es?

Beck: Nein, weiß Gott nicht! Damals war ich mit ihr längst fertig. Ich habe noch die unkulturellen Männcheninstinkte, die vom Weibe Reinheit verlangen . . .

Karsten (mit Haß): He, he . . . Und diese Instinkte flößen Dir ein solches Interesse an unserem Verhältnis ein? Deswegen also interessiert es Dich so, ob ich Grethen verlassen werde, oder nicht? Du schwebst ja förmlich in Angst, daß ich es thun werde!

Beck: Und wer geht um mich herum, wie die Katze um den heißen Brei? Doch Du, nicht wahr? Du zwingst mich ja, mich in die Geschichte einzumischen. Vermutest Du etwa, daß ich etwas von ihr weiß, das Du vielleicht nicht . . .

Karsten (vergiftet sich): He, he . . . sag mal nur, lieber Karl, wurdest Du wirklich aus dem Hotel 'rausgeschmissen?

Beck (lächelnd): Soll ich empört werden?

Karsten (feindselig, mit spitzem Hohn): Hast Du . . . (er zeigt auf die Thür):
Hast Du da draußen meine Unterredung mit Grethe angehört?

Beck (cynisch): Soll ich Dich jetzt zum Duell fordern?

Karsten: Nein, nein, aber Du kamst so leise . . . He, he . . .

Beck (lacht gezwungen): Gott, wie boshaft Du wirst. Wer hätte es nur geglaubt! Sollte jetzt schon das Männchen in Dir erwacht sein? Geh?

Karsten (sieht ihn eine Zeit höhnisch an, dann lacht er auf): Hör' mal, ich glaube, wir müssen uns erst ausschlafen, bevor wir weiter sprechen. Aber bei unserer erprobten Freundschaft können wir uns solche Hänseleien leisten . . . (Sehr freundlich): Wart nur, ich werde Kaffee bestellen . . . (Er geht ins Nebenzimmer.)

Beck (eine Weile allein. Er lächelt höhnisch und spielt mechanisch mit dem Hut).

Karsten (kommt zurück. Gähnt): Verfluchte Sache, diese Bummelei. Du mußt es jetzt auch spüren . . . Du hast heute Nacht Dein ganzes Geld verspielt?

Beck: Ja, noch mehr wie das ganze.

Karsten: Du hast Spielschulden gemacht?

Beck: Ja. Ich muß sie, wie es Sitte und Brauch ist, noch heute bezahlen.

Karsten: Ich kann Dir sehr gerne Geld vorstrecken.

Beck: Danke! Ich bin Dir sehr dankbar.

Karsten: Willst Du es gleich haben?

Beck: Das können wir später abmachen.

Karsten: Wie Du willst.

(Pause.)

Karsten (geht ein paar Mal auf und ab): Du hast es mir nicht übel genommen?

Beck (ernst): Ich weiß doch, wie übernervös Du bist.

Karsten: Ja, ja. Es überkommt mich so plötzlich, dann seh ich in jedem Menschen einen Feind.

Beck: Du leidest an Verfolgungswahnsinn . . . Nicht wahr?

Karsten (antwortet nicht. Er sieht finster vor sich hin).

Grethe (kommt mit dem Kaffeegeschirr. Sie sieht sehr ruhig aus).

Beck: Guten Tag, Fräulein Grethe!

Grethe: Willkommen! (Sie ordnet das Geschirr und reicht Beck die Hand.)

Karsten (plötzlich): Entschuldigt mich auf einen Augenblick. Ich muß auf eine Weile in die Redaktion hinein. Ich werde nur die Korrektur von meinem Artikel lesen . . . (Er geht.)

(Beck und Grethe sitzen sich eine Weile stillschweigend gegenüber.)

Beck: Haben Sie Cigaretten?

Grethe (reicht ihm vom Schreibtisch die Cigaretten): Bitte!

Beck (zündet sich die Cigarette an. Betrachtet Gretchen aufmerksam): Sie sehen sehr leidend aus.

Gretche: So?

Beck: Ja, ja, das Leben ist schwer.

Gretche (abbrechend): Sie kennen Olga Tolst?

Beck (ironisch): Ob ich sie kenne? Sehr gut! Sehr gut!
(Pause.)

Gretche: Wird Stefan mit ihr glücklich werden?

Beck: Das glaub ich nicht. Entschieden nicht.

Gretche: Aber er liebt sie sehr.

Beck: Das weiß ich nicht. Es ist viel Eitelkeit in seiner Liebe. Sie wurde sehr viel begehrt, und das macht Eindruck auf den Mann. Sie reizt, sie lockt, sie giebt noch immer einen Finger, wenn man gehen will . . . He, he . . . Oh, sie läßt einen nicht sobald los . . . Wissen Sie, ich habe Einen gekannt, der durch dies Weib zum Lumpen geworden ist. Er war so glücklich früher, er war auch verlobt . . . He, he . . . Da traf er sie. Sie hat ihn gelockt und abgestoßen. Sie war grausam und liebenswürdig. Er haßte sie, daß er sie hätte erwürgen mögen, und doch froh er immer von neuem vor ihr . . . (Geheimnisvoll mit häßlichem Lachen): Er hat sogar ihretwegen gestohlen . . . He, he . . . Das kommt sonst nur in Romanen vor.

Gretche: Gestohlen?

Beck: Ja, gestohlen, um die weiten, kostbaren Reisen machen zu können. Sie war unruhig, sie konnte nicht eine Woche in derselben Stadt bleiben.

Gretche (gespannt): Sind Sie es gewesen?

Beck (lächelt sie an und nickt mit dem Kopf).

Gretche: Und giebt es nichts, nichts, das Stefan vor diesem Weibe retten könnte?

Beck: Wenn ich etwas thun kann, so werde ich es thun . . . (Unruhig): Ihretwegen werde ich es thun . . . Ich habe nämlich ein so merkwürdig weiches Gefühl . . . (Er lächelt verlegen.) Sie sind so seltsam meiner früheren Braut ähnlich . . . Nun, nun, verzeihen Sie, aber . . . Ja, ich bin ein Mann, der wirklich keine Achtung vor sich selbst hat . . . Stefan hat mich vorhin blutig beleidigt, aber ich machte dazu eine gute Miene, weil, weil . . . Nun ja, ich verlange auch keine Achtung, keine Liebe, ich verlange überhaupt gar nichts. Aber ich bin nun einmal gegen Güte sehr empfindlich . . . (Stodt. Nach einer Weile hebt er sich auf.) Ich fürchte nur, es ist nichts zu machen, absolut nichts . . . Sie sind doch ein intelligentes Weib. Sie müssen ihn überwinden . . .

Grethe (unterbricht ihn): Haben Sie je geliebt?

Beck: Ja, das hab ich.

Grethe: Hat Ihnen Ihre Intelligenz etwas genügt? (Erregt): Mein Gott, ich sage mir tausendmal: Stefan liebt mich nicht. Er liebt eine andere. Er soll gehen, sagt mein Verstand. Er soll gehen! Es ist gemein, daß ich ihn zurückhalten will. Und doch möchte ich mich an ihn festklammern, daß er nicht geht . . . Gott, Gott, wie soll es nur werden? (Sinkt zusammen. Für sich): Wie soll es nur werden?

(Pause.)

Grethe (plötzlich): Lieber Beck, helfen Sie mir. Ich gehe ohne ihn zu Grunde. Für mich gibt es ohne ihn kein Leben! (Mit steigender Erregung): Ich habe kein Haus, keine Eltern, keine Freundin, Stefan ist mein Alles, mein Alles . . .

Beck (mit wachsender Unruhe): Aber was kann ich denn thun? Er glaubt mir nicht ein Wort. Er ist besessen von dem Weibe.

Grethe (mutlos und zusammengebrochen): Ja, ja, Sie haben recht . . . Das ist ja Unsinn . . . kein Mensch kann etwas thun, keiner kann helfen . . . Nein! Kein Mensch . . .

(Schweigen.)

Beck (unruhig): Das Leben ist doch gräßlich schwer . . . Wozu da noch eigentlich leben?

Grethe: Was meinen Sie?

Beck (lächelt traurig): Ich meine, daß es für uns beide kein Glück giebt, und ohne Glück, klein wenig Glück, kann man nicht leben.

Grethe (stumpf): Das hab ich mir auch gedacht.

(Pause.)

Grethe (erwachend): Das Weib ist wohl sehr intelligent?

Beck: Es ist nicht die Intelligenz, womit sie die Männer festhält. Es waren nämlich viele Männer, viele . . .

Grethe: Viele?

Beck: Ja.

Grethe: So sagen Sie es doch Stefan. Sagen Sie es ihm. Er haßt das so grenzenlos . . .

Karsten (kommt herein, nachdenklich und sehr traurig. Er legt den Hut auf den Schreibtisch, setzt sich an den Tisch und gießt sich Kaffee ein): Soeben kam eine Depesche in die Redaktion von einem Dynamitattentat in Barcelona.

Beck (geheimnisvoll): Ja, die Anarchisten haben es begriffen. Man muß das Verfaulte zerstören.

Karsten: Zehn Menschen sind umgekommen.

Beck: Nur? (Er gähnt.)

Karsten: Nun, Beck, Du scheinst sehr müde zu sein. Willst Du nicht ein paar Stunden schlafen?

Beck: Das möchte ich sehr gern.

Karsten: Grethe! Du kannst Beck das Bett in meinem Zimmer zurecht-machen.

Grethe (geht auf den Korridor).

Karsten (unruhig): Hast Du mit Grethen gesprochen?

Beck: Ja.

Karsten: Glaubst Du, glaubst Du? . . .

Beck: Was?

Karsten: Das sie es thun würde?

Beck: Ins Wasser gehen? Noch an demselben Abend, an dem Du sie verläßt.

Karsten (plötzlich): Nun, sie wird es nicht nötig haben . . .

(Pause.)

Karsten: Sag mir endlich, warum Du Olga's Vergangenheit vor mir aufwühlst, warum willst Du meine Liebe zu ihr totquälen?

Beck: Ich will nicht, daß sie zwei Menschen ins Verderben zieht . . .

Karsten (bricht ab mit ungeduldiger Handbewegung): Nein, nein, das ist es nicht. Das ist es nicht . . . (Eine Weile Schweigen.) Na, die Geld-affaire können wir ordnen, wenn Du ausgeschlafen hast . . .

Grethe (kommt hinein): Alles ist zurecht gemacht.

Beck: Nun dann: Gute Nacht! (Geht ab, Grethe will ihm folgen.)

Karsten (mit plötzlichem Entschluß): Grethe, bleib doch einen Augenblick.

Grethe (zaundernd): Was willst Du?

Karsten: Ich möchte mit Dir sprechen.

Grethe: Ich denke, zwischen uns beiden ist alles abgemacht.

Karsten (sehr ernst): Nein, Grethe, ich will Dich nicht opfern. Ich will Dich nicht verlassen. Ich weiß nicht, ob ich soviel Glück finde, daß ich Dich verwinden könnte . . .

Grethe (sieht ihn betroffen an): Aber was willst Du von mir? (Sie setzt sich aufs Sofa.) Was willst Du nur? Warum willst Du noch darüber sprechen? Du liebst sie ja . . . Nein, ich will Dich nicht zurückhalten . . .

(Sehr ernst): Ich war heute Morgen so heftig, verzeihe es mir: es war nur im ersten Augenblick der Aufregung. Das stürzte alles so plötzlich auf mich zusammen. Nein, Stefan, ich halte Dich nicht zurück.

Karsten (heftig): Aber ich will nicht gehen, ich will durchaus nicht gehen. (Beherrscht sich. Mild): Nein, nein . . . Ich werde alles vergessen. Man vergißt so schnell.

Grethe (weint plötzlich auf): Du liebst mich aber doch nicht mehr. Nein, nein! Ich will nicht! Ich will nicht!

Karsten (streichelt ihr die Haare): Wein nicht, Grethe, mein nicht! Beruhige Dich doch! Mach die Geschichte nicht schlimmer als sie schon ist . . . Wein nicht. Es wird noch alles gut werden . . . Ich werde arbeiten und vergessen . . . Das geht vorüber. Und Du bist so gut, Du hast niemals etwas von mir verlangt. Du weißt es ja, ich kann nicht soviel lieben. Mein Kopf ist so kalt, aber wir werden ruhig neben einander leben . . .

(Grethe beruhigt sich, nimmt seine Hand. Sie sitzen schweigend.)

Karsten (steht plötzlich auf): Was denkst Du von Beck?

Grethe (schreckt auf. Unruhig): Was hat Dir Beck gesagt? Was? . . . Du läßt Dich durch Beck bestimmen . . . Er hat schlecht über sie gesprochen . . .

Karsten (hastig): Nein, nein . . . Ich sah nur plötzlich seine lauernden Augen vor mir . . . Nein, Grethe, er hat nichts gesagt . . . (Unruhig): Er hat nur so etwas Lauerndes, Nachsüchtiges im Blick, nicht wahr?

Grethe: Nein, Stefan, er ist gut. Du weißt nicht, wie weich er werden kann.

Karsten: Das mein ich auch nicht . . . Na, das ist ja Blödsinn . . .

Grethe (schlingt ihre Arme um seinen Nacken): O Gott, Stefan, sei mir nur nicht böse, daß ich so häßliche Worte gesagt habe. Aber ich war so verzweifelt und ich habe so gelitten . . .

Karsten: Nein, mein Grethchen, ich habe es vergessen, Du mußt mir auch verzeihen . . . (Plötzlich): Ist kein Brief an mich gekommen?

Grethe: Gott ja! Ich habe es ganz vergessen . . . Gestern Abend kam eine Depesche an Dich . . . (Sie sucht auf dem Schreibtisch.)

Karsten (unruhig): Depesche?

Grethe: Ich habe sie hier irgendwo hingelegt . . . Ah, da ist sie . . .

Karsten (öffnet hastig das Telegramm, liest, liest noch einmal mit dem Ausdruck der tiefsten Bestürzung und sieht dann ratlos Grethen an.)

Grethe (mit großen wilden Augen): Was, was ist drin?

Karsten (schweigt).

Grethe: Sie kommt?!

Karsten: Übermorgen.

Grethe: Und? (Sie rüttelt verzweifelt an ihm.) Stefan, Stefan! (Sie klammert sich an ihn.) Stefan! Du wirst mich nicht verlassen?!

Karsten (läßt sich leise von ihr weg).

Grethe: Stefan!! (Sie sieht ihn starr an.)

Karsten (weicht scheu ihrem Blicke aus).

Grethe (mit wildem Ausschrei): O Gott! Barmherziger Gott!

(Vorhang.)

Zweiter Akt.

Einen Tag später.

(Daselbe Zimmer wie im ersten Akt. Halbe Dämmerung. Nach und nach wird es dunkel. Auf dem Sofa sitzt Beck und raucht. Vor ihm auf dem Tisch stehen mehrere Bierflaschen. Grethe sitzt ihm gegenüber und starrt, halb zu Beck gekehrt, zum Fenster hinaus. Als der Vorhang aufgeht, bleibt es einige Zeit still auf der Bühne.)

Beck (hustet).

(Schweigen.)

Beck: Sonderbare Stimmung in diesem Zimmer . . . Im Herbst wird es überall unheimlich . . .

Grethe (antwortet nicht).

Beck: Daß Karsten so lange nicht kommt!

Grethe (lächelt still): Der Abschiedstag ist immer peinlich.

Beck (nach einer Weile): Fräulein Tolst kommt also sicher morgen?

Grethe: Ja.

Beck: Hat er sie kommen lassen, oder (ironisch): hat sie plötzlich eine so große Sehnsucht nach ihm bekommen?

Grethe: Ich weiß es nicht. Es ist auch gleichgültig. Mögen sie nun glücklich werden. Er liebt sie, und sie liebt ihn wohl auch.

Beck (heftig): Sie liebt ihn eben nicht. Nein, das thut sie nicht. Dies Weib liebt nur sich, sie liebt nur ihre Eitelkeit, ihren Stolz, ihre Macht, aber nie den Mann.

Grethe (kalt): Das können Sie nicht so bestimmt wissen. Sie hat wohl bis jetzt mit den Männern gespielt, bis sie jetzt schließlich Stefan gefunden hat. Weswegen sollte sie ihn sonst heiraten? Er ist ja weder berühmt, noch reich . . . Sie liebt ihn, und er wird glücklich werden.

Beck (mit schmerzlicher Ironie): Gott, Grethe . . . Es mag wohl was Heroisches sein in Ihrer Resignation . . . Ja, ja . . . das Heroische . . . (Er lacht müde.) Über das bißchen Glücksbedürfnis kommt man doch nicht hinweg . . . Lassen wir das Heroische einmal bei Seite . . . Und, Grethe, seien Sie ehrlich. Ich wünschte, Sie wären ehrlich zu mir . . . Ich habe nun einmal sehr viel Sympathie für Sie. Sie erinnern mich so lebhaft an meine frühere Braut . . .

Grethe (warm): Ich bin ehrlich zu Ihnen. Sie haben mir in der letzten Zeit so viel Freundschaft bewiesen. Aber ich bin so müde, und so wirr im Kopfe. Ich habe keine Kraft mehr. Ich habe Stefan schon lange, lange verloren. Und jetzt ist es aus. Die Qual der letzten Tage, mein Gott — mein Gott . . .

(Pausse. Grethe steht auf und zündet die Lampe an.)

Beck (grübelnd): Sie dürfen ihn nicht gehen lassen.

Grethe (lächelt müde): Nein, nein . . . Es ist aus. Nun ist es zu Ende.

Beck (lebhaft): Nein! Es ist nicht zu Ende. Sie dürfen ihn nur nicht gehen lassen. Sagen Sie ihm, daß sein Gewissen ihm keine Ruhe lassen werde, sagen Sie ihm alles, alles . . . Er wird nicht gehen, er ist ein schwacher Mensch, und dann . . . diese zwei Jahre, die er mit Ihnen gelebt hat, stecken tief in ihm . . .

Grethe (unterbricht ihn): Das hilft alles nichts.

Beck: Hören Sie mich, Grethe . . .

Grethe: Lassen Sie es . . . Nein, das hat keinen Zweck . . .

(Pause. Grethe brütet vor sich hin.)

Grethe (plötzlich): Von morgen ab so! ich allein bleiben . . . (Ängstlich): Allein! (Mit steigender Angst): Wie ist dies allein? Oh Gott! Das muß furchtbar sein.

Beck: Ja! Das ist furchtbar . . . (Nach einer Pause): Sie können sich nicht vorstellen, wie furchtbar das ist . . . Wissen Sie . . . wenn man so liegt . . . nachts im Bett . . . Die Lampe ist ausgelöscht. Es ist so still . . . Und da plötzlich tritt der Angstschweiß auf die Stirn . . . Das kleinste Geräusch kann ein Angstdelirium erzeugen. . . . (Hastig, abgerissen und selbst angsterfüllt): Dann zündet man das Licht an und sieht sich scheu um. Man sieht nach der Thür. Zitternd vor Angst. Weil da jeden Augenblick jemand eintreten muß . . . Nun schleicht man sich langsam an die Thür, um sie zuzuriegeln . . . Die Hand kann sich nicht ausstrecken. Sie ist gelähmt. Man kann keinen Schritt vorwärts thun . . . Die Thür muß gleich auffliegen . . .

Grethe: Oh Gott, mein Gott!

Beck: Und dann, wenn das Licht so unruhig flackert und der eigne Schatten so riesenhaft anschwillt, zum Gespenst wird, sich von der Wand loslöst, auf einen zukommt und grinst . . . he, he . . . grinst . . .

Grethe: Hören Sie auf! Hören Sie auf!

Beck: Nein, Grete! Sie müssen sich es klar machen. Sehen Sie! jetzt leiden Sie, aber Stefan ist doch wenigstens da. Er ist Ihr Schutz. Er kann auch die Gespenster wegtreiben. Aber wenn Sie allein hier bleiben, wenn die Gespenster kommen . . .

Grethe (wirr): Und das ist mein Los!

Beck (hart): Das ist Ihr Los!

Grethe (unruhig): Das wird nicht gut werden . . . Das wird nicht gut werden . . .

Beck (stalt und bestimmt): Nein! das wird nicht gut werden . . . (Er trinkt hastig ein Glas Bier. Nach einer Weile): Grethe! Sie dürfen ihn nicht

gehen lassen! Sie sind das verwöhnte Kind reicher Eltern . . . Karsten war gut zu Ihnen . . . Sie brauchten nicht zu arbeiten. Sie wissen nicht, was Arbeit ist. Jetzt sollen Sie plötzlich arbeiten. Sie wollen ja nicht von ihm unterhalten werden . . .

Grethe: Ich werde sterben!

Beck: Man stirbt nicht so leicht . . . Sie werden leben . . . Sie werden sich nach Arbeit umsehen müssen . . . Oh, oh! Das ist sehr schwer! Sie gehen von einem Prinzipal zum andern und bitten um Arbeit. Man wird unverschämt zu Ihnen sein; wissen Sie . . . so schamlos lebenswürdig . . . Oh, am Ende werden Sie bei einem so schamlos lebenswürdigen Prinzipal Arbeit finden . . .

Grethe (steht starr aufgerichtet, ringt die Hände): Nein, nein . . . ich kann nicht leben . . . Ich kann es jetzt nicht mehr aushalten . . . Und diese Qual, diese Qual . . . (Mit jagender Unruhe): Tag für Tag dieselbe Qual. Seit einem Monat dieselbe Qual. Da — hier geht er umher, immer hin und her . . . Dann stundenlang am Fenster . . . In der Nacht steht er auf — ich höre ihn herumgehen. Ich liege wach . . . Und diese Angst, daß ich allein bin! Ich krieche vor sein Zimmer und horche und horche, ob er noch da ist . . . mein Herz bricht! Oh! wie er mich quält!

Beck: Damit will er Sie zwingen! Er ist feig!

Grethe (besinnt sich plötzlich, starrt Beck fremd an): Das dürfen Sie nicht sagen!

Beck! Haben Sie das gesagt?

Beck (trocken): Ja.

Grethe: Das dürfen Sie nicht sagen! Er ist gut. Er ist nur unglücklich. Das Weib ist an allem schuld.

Beck: Ich werde das Weib zerstören. Und Sie müssen Karsten festhalten, damit er nicht mit ihr zu Grunde geht.

Grethe: Was, was haben Sie gesagt?

Beck: Ich will nicht zugeben, daß Sie zu Grunde gehen.

Grethe (in höchster Angst): Aber er liebt sie. Verstehen Sie nicht, daß er sie liebt?

Beck: Will er sich ins Unglück stürzen, mir ist es gleich. Was zur Hölle fahren will, dem muß man noch einen Fußtritt auf den Weg geben . . . (Mit wilder Energie): Geht er, so können Sie nicht leben, und ich will nicht, ich will nicht, daß dies Weib Sie mit ins Verderben zieht.

Grethe (rasend): Was geht Sie das an? . . . (Plötzlich hält sie inne und schreit dann auf): Sie lieben das Weib!

Beck (will sie unterbrechen).

Grethe: Lügen Sie nicht! Lügen Sie nicht! Sie lieben das Weib!

Jetzt wollen Sie sich an ihr rächen! Sie wollen ihn auch ins Verderben ziehen, weil Sie ihn hassen . . .

(Karsten tritt hastig ein. Grethe springt auf. Sie sehen sich an, dann geht sie schnell aus dem Zimmer.)

Karsten: Was! Was hast Du ihr gesagt?

Beck (trommelt nervös auf dem Tisch und trinkt Bier).

Karsten: Was hast Du ihr gesagt?

Beck: Ich habe ihr nichts gesagt, aber sie hat mit an den Kopf geworfen, daß ich Deine Braut liebe, daß ich mich an ihr rächen wolle, weil sie mich nicht liebt . . . Hier hast Du uns unterbrochen . . . Du meinst doch ungefähr dasselbe? Nicht wahr?

Karsten: Ja. Ungefähr.

Beck (lächelt boshaft): Nun, das weiß ich ja schon längst.

Karsten (plötzlich): Warum bist Du mein Feind?

Beck (ausweichend): Ich bin es nicht.

Karsten: Lüg doch nicht. Ich bin ja nicht blind . . . Eigentlich kann ich mir nicht vorstellen, daß ein intelligenter Mensch aus Eifersucht das Glück zweier Menschen zerstören will . . . Sie kann doch nichts dafür, daß sie Dich nicht lieben konnte . . . Du mußt also einen anderen Grund haben . . .

Beck (hämisch): Endlich hast Du es eingesehen.

Karsten: Ich setze also voraus, Du willst Dich der Grethe annehmen. Du hast sie sehr lieb, wenn ich mich nicht irre.

Beck: Weiß Gott, Du irrst Dich nicht!

Karsten: Nun verstehe ich aber nicht recht. Du sagst: Geh! Karsten, so ist Grethe zerstört, und das muß ich um jeden Preis verhindern. Ist es nicht so?

Beck: Vielleicht.

Karsten: Aber Du läßt mich aus dem Spiel. Ich verkomme, wenn ich hier bleibe.

Beck: Nein, durchaus nicht! Wenn Du gehst, grade, wenn Du gehst, wirst Du verkommen . . . Du weißt nicht, was das bedeutet, ein Weib mit dieser Vergangenheit sein eigen zu nennen.

Karsten (wütend): So sag doch endlich, was Du mit dieser Vergangenheit meinst!

Beck: Ich möchte, Du wüßtest alles . . .

Karsten (versucht sich zu bemeistern): Du glaubst also wirklich, daß dieser . . . dieser . . .

Beck: Du meinst Hartmann?

Karsten: Ja.

Beck: Ich habe sie nicht ausespioniert.

Karsten: Aber glaubst Du? (Er sieht Beck unruhig an.) Glaubst Du?

Beck: Was soll ich Dir darauf antworten? Indicien beweisen nichts.

Karsten: Indicien? (Wütend): Sprich doch offen!

Beck: Sie hätte es Dir selbst erzählen sollen.

Karsten: Ich habe sie nie danach gefragt.

Beck: Also auf Details habt Ihr Euch nicht eingelassen . . . Nur so im allgemeinen . . . Aber die Details sind die Hauptsache . . . das sind die giftigen Würmer, die dann beständig an Einem nagen . . . He, he, Du bekommst Lust, diese schönen Details zu erfahren, wenn es zu spät ist.

Karsten (rasend): So antworte mir doch. War es Hartmann oder nicht?

Beck: Sie waren immer zusammen, bevor sie Dich traf. Aber, was beweist das? . . . Vielleicht ihre ganze Erscheinung, wenn man so „on psychologues“ urteilen soll . . . Dieser Schimmer des Wissens um die Augen, und dies . . . dies Lächeln . . . He, he . . .

(Pause.)

Beck: Es ist eine fatale Sache mit den Weibern, die schon von dem Baum der Erkenntnis gegessen haben . . . Im ersten Liebesrausch denkt man nicht daran, aber dann — später . . . wenn man die ganze Intimität der Ehe überdenkt, die das Weib schon mit einem anderen durchkostet hat . . . He, he . . .

Karsten (geht finster auf und ab).

(Pause.)

Karsten (plötzlich): Hast Du noch keine Nachrichten aus Deiner Heimat?

Beck (cynisch): Wird ich Dir lästig?

Karsten: Ich verlasse morgen die Wohnung.

Beck: Ich gehe bald. Ich habe das Geld schon heute bekommen . . . Du gehst also wirklich?

Karsten: Ja!

Beck: Und Du gehst wirklich zu einem Weibe, von dem Du nicht einmal weißt, ob sie Dich liebt?

Karsten (lacht auf): Bist Du verrückt geworden!

Beck: Nein! Aber ich kenne sie. Sie kann nicht lieben. Sie ist zu müde dazu. Zu blasirt. Sie ist überhaupt müde geboren. Sie langweilt sich. Sie hat Hartmann weggeworfen, weil er sie langweilte, sie hat Dich gefirtt, weil Du relativ den stärksten Eindruck auf sie gemacht hast. Sie liebt Dich, so weit es ihr möglich ist . . . Und, Herrgott, diese Weite ist so eng wie ein Nadelöhr . . .

Karsten (sieht ihn verächtlich an und lacht höhnisch). Ein Augenblick Pause).

Beck: Was willst Du eigentlich von mir hören? Warum gehst Du um

- mich herum? Warum nimmst Du mich in Dein Haus auf, wenn Du glaubst, daß ich Dein Feind sei? Geh, hast Du Angst vor mir?
- Karsten: Ich wollte den Teufel in Dir beschwichtigen.
- Beck: Das gelang Dir nicht?
- Karsten: Es scheint nicht.
- Beck: Nun ja. Verzeihe mir die Offenheit, aber wenn Grethe in einem Anfall von Gemüthsblödigkeit ihrem armseligen Leben ein Ende macht . . .
- Karsten (unterbricht ihn unruhig und wild): Dann wird es Deine Schuld sein! Nur Deine! Du hast sie gegen mich aufgehetzt! Sie zum Ausersten gebracht . . . Du hast ihr die tödliche Angst eingejagt . . .
- Beck: Hast Du gelauscht?
- Karsten: Du hast es gethan! Zwei Tage lang, weil Du ihren Untergang brauchst, um Dich an Olga zu rächen . . .
- Beck: Ha, ha, ha . . . Sag mal nur, wie soll ich das anstellen? Mich an Olga rächen! Wie denn! Sollte Grethe Dein großes Glück zerstören können? Steht es so mit Deinem Glück? Dann nimm Dich in acht und geh nicht von Grethe. Ich weiß nun sicher, daß sie nicht zwei Tage leben wird . . .
- Karsten (fährt wild auf): Du? Du weißt es sicher?
- Beck: Ja. Übrigens muß ich gehen. (Er nimmt seinen Hut und bleibt stehen. Sie starren sich feindseltig an.)
- Karsten: Und dann?
- Beck: Dann? Daß ist Deine Sache, wie Du Dich damit abfindest.
- Karsten: Und wenn ich es überwinde?
- Beck: Das wirst Du nicht.
- Karsten (rasend): Ich werde es
- Beck: Du wirst es nicht! Dafür werd ich sorgen . . .
- Karsten (schreit auf): Du!
- Beck (heiß): Ja, ich!
- Karsten (angstvoll): Was habe ich Dir gethan?
- Beck: Du? Nichts!
- Karsten: Deine Rache trifft mich! Nur mich allein!
- Beck: Dich allein? Du sagst ja, daß Olga Dich liebt. Ihr seid, wie Du sagst, Eins geworden. Dann wird sie ja mitgetroffen . . . (Lacht plötzlich auf.) Aber mein Gott, wie kann ich mich rächen? Bist Du denn in meiner Gewalt?
- Karsten (verzweifelt): Aber Grethe ist es, Grethe!
- Beck: Du sagtest ja, Du wirst sie überwinden . . .
- Karsten: Sag ihr ein Wort! Sie wird auf alles eingehen. Du hast Macht über sie . .

Beck: Ihre Liebe liegt nicht in meiner Macht . . . Leb wohl . . . (An der Thür). Geh nicht von Grethe! (Geh.)

Karsten (allein. Er bleibt mitten im Zimmer stehen. Unschlüssig. Geht an die Seitenthür. Bleibt wieder stehen. Sinnt nach. Plötzlich öffnet er die Thür und ruft hinein: Grethe! Nach einer Weile kommt Grethe heraus, wankend, sieht starr auf Karsten, hält sich am Sofa fest).

(Lange Pause.)

(Karsten geht auf und ab in höchster Unruhe und laut nervös an einer Cigarette.)

Karsten (unsicher): Grethe! Wir scheiden als Freunde von einander?

Grethe (stumpf): Wie Du willst. . .

Karsten: Grethe, sei gut! Sei das einzige Mal gut zu mir! Ich könnte doch von Dir gehen, wann ich wollte. Aber ich will es nicht thun. Ich will nicht, daß wir in Haß auseinander gehen. Dazu bist Du mir viel zu lieb. Du sollst mich nicht hassen. . . Versteh es doch, daß ich nicht anders handeln kann. . . Ich werde Dir so grenzenlos dankbar sein, wenn Du es einsehen möchtest. . . Ich werde Dir ein Bruder sein. . . Ich werde Dir helfen und Dich beschützen. . . Unser Verhältnis wird so schön. . .

Grethe (ironisch, ahmt seine Sprache nach): Und Du wirst mir so viel, so viel Geld geben . . . ich werde es dann so gut haben, und ich werde glücklich sein, weil ich eingesehen habe, daß Du so unendlich gut bist. . . (Lacht hysterisch auf und schreit): Ich will nicht Deine Hilfe, ich will nicht Dein Geld . . .

Karsten (in höchster Unruhe): Grethe, das letzte Mal! Ich bitte Dich auf meinen Knien. Ich bitte Dich um alles in der Welt. Versteh es doch, daß ich nicht bei Dir bleiben kann . . .

Grethe (fährt wild auf): Schäm Dich! So ein schwacher, erbärmlicher Feigling! Also Dein Gewissen soll ich beruhigen? Ha, ha, ha . . . Grethe hat resigniert, Grethe begnügt sich mit Freundschaft! . . . Ha, ha, ha . . . Du willst Dein Gewissen belügen!

Karsten (sieht sie eine Weile wütend an, dann heftig): Ja! Das will ich! Gerade das! Du warst mit mir glücklich. Jetzt mache ich meine Ansprüche auf Glück. Ich habe es mit Dir nicht gefunden. . .

Grethe (in höchster Empörung): Und zwei Jahre lang hast Du mir vorgelegen, daß Du glücklich seiest. Zwei Jahre, ununterbrochen, beständig gelogen . . .

Karsten: Weil ich kein anderes Glück kannte, weil ich nicht wußte, was Glück ist. . .

Grethe (bäumt sich auf, will etwas sagen, dann schreit sie schrill auf): Stefan!

Karsten (springt auf sie zu): Grethe, Grethe! Quäl mich nicht zu Tode!
Sei gut! Sei gut!

Grethe (wirft sich vor ihm auf die Knie, schreiend und schluchzend): Du warst glücklich . . . Ich werde Dir das höchste Glück geben . . . Nur verlaß mich nicht, Stefan . . . Geh nicht, geh nicht! Mach was Du willst! Schlage mich, töte mich! Ich will Dein Hund sein, Deine Sklavin, Dein . . . Dein . . . Geh nicht, Stefan! Verlaß mich nicht! (Hastig und überstürzt): Ich habe Angst, ich werde verrückt . . . Sag ihr, daß Du zu viel Mitleid mit mir habest . . . daß Du . . . daß Du . . . Sag ihr, was Du willst . . . Ja! Stefan! Sag ihr, ich wisse um ein Verbrechen von Dir! Ich habe niemanden auf der Welt . . . Diese Angst, diese gräßliche Angst . . . Denk nur! die furchtbaren Nächte und das Dunkel . . .

(Es klopft.)

(Grethe springt erschreckt auf und drückt sich an die Wand. Karsten sieht zitternd nach der Thür.)

(Es klopft wieder.)

Karsten (heiser): Herein! (Er wankt an die Thür.)

Dlga (kommt freudestrahlend herein und umarmt ihn): Wie ich Dich überrascht habe! . . . Einen ganzen Tag bin ich früher gekommen! . . . Aber was ist Dir? . . . (Sie läßt ihn los, erblickt Grethe und sieht sie wie gebannt an.)
(Pause.)

Karsten (rafft sich auf, nimmt Dlga am Arm und will sie wegziehen): Komm! Komm!

Grethe (stürzt plötzlich auf sie zu, ringt mühsam nach Worten): Sie . . . Sie . . .

Dlga: Ah, das ist wohl Fräulein Grethe! Was will sie denn?

Grethe (in Raserei): Was wollen Sie hier? Gehen Sie weg! Weg! Sie wollen ihn zerstören, wie Sie Beck zerstört haben!

Karsten (heiser): Bitte, Dlga, komm jetzt!

Grethe: Lassen Sie ihn mir! Lassen Sie ihn . . . Er liebt sie nicht . . . Ich war zwei Jahre mit ihm . . . Suchen Sie ein andres Opfer!

Dlga (starrt abwechselnd Grethe und Karsten an, lacht dann auf): Aber, was wollen Sie von mir? Sehen Sie sich mich doch an . . . ich will ja keine Opfer . . . Sie sind krank, mein Kind . . .

Grethe (in rasendem Haß): Höhnen Sie mich nicht! (Sie wendet sich zu Karsten und sinkt vor ihm nieder.) Dein Hund werd ich sein . . . Sie kann nicht lieben, sie wird Dein Unglück sein . . . Denk an mich! Ich bin so allein . . . (Ganz außer sich zu Dlga): Lassen Sie ihn hier . . . Ich bin verstoßen . . . Ich bin seine Maitresse . . . (Sie verstummt.)

Karsten (zitternd, wie abwesend. Er starrt Grethe unaufhörlich an. Bückt manchmal auf).

Olga (sieht Karsten hart an): Nun, Stefan? . . . (Sie geht auf ihn zu.) Nun?
 Karsten: Komm!

(Olga und Karsten gehen.)

Grethe (wirft sich auf, sieht sich wirr um, stürzt nach der Thür und schreit heiser):
 Geh nicht! Erbarmen! Erbarmen! (Sie sinkt an der Thür zusammen.)

(Vorhang)

Dritter Akt.

Zwei Tage später.

(Eine Art Salon, sehr geschmackvoll eingerichtet. Es ist Abend. Das Zimmer ist von einer hohen Lampe beleuchtet. Das Licht durch einen großen Schirm gedämpft.)

Olga (eine Weile allein. Sie liegt auf einem Divan ausgestreckt. Man hört Geräusch draußen. Sie setzt sich auf und horcht. Unmittelbar darauf tritt Karsten ein. Er ist ganz verstört und behält den Hut auf dem Kopf. Sie steht auf): Endlich bist Du da!

Karsten: War Beck hier?

Olga: Nein! (Angstlich): Aber was fehlt Dir denn? Du bist ja ganz verstört . . . Nimm doch den Hut ab . . .

Karsten (nimmt mechanisch den Hut ab): Nein, nein, mir fehlt nichts. Ich ging nur durch den Park . . . Es war so unheimlich. Dieser Herbstwind, der in den nackten Bäumen pfeift, und diese Regenschauer . . . Es ist eine Stimmung wie über Totengräbern . . . In solchem Wetter hat sich mein Bruder erhängt . . . Aber nimm doch den Schirm von der Lampe weg . . . Es sieht ja aus wie in einer Krankenstube . . .

Olga (nimmt den Schirm ab).

(Pausen.)

Olga: War es wirklich nötig, daß Grethe bis zu Ende bei Dir blieb?

Karsten (gereizt): Wo sollte sie denn hin?

Olga: Sie wollte Dich zwingen, bei ihr zu bleiben . . .

Karsten: Sie hat mich unerhört gequält.

Olga: Sie hat wohl auch mit Selbstmord gedroht? Nicht wahr?

Karsten (dumpf): Sie wird es auch thun.

Olga (auffahrend): Und wenn sie es thäte? Was liegt daran, wenn sie sich tötet? Es wäre ja nur eine Erlösung für sie und für Dich . . . Was soll sie noch länger leben? Sie hat ihr Glück ausgekostet. (Plötzlich heftig): Hast Du ihr je gesagt, daß Du sie liebtest?

Karsten: Ich liebe nur Dich.

Olga: Aber hast Du ihr es je gesagt?

Karsten: Nein . . . Ich weiß nicht . . . ich habe niemanden geliebt, bis ich Dich traf.

Olga: Und das war wohl kein Glück für Dich? Wie?

Karsten: Warum sagst Du das?

Olga: Warum ich es sage? Aber, mein Gott, ich sehe was mit Dir vorgeht. Den ganzen Tag warst Du nicht bei mir. Du bist ganz verstört. Deine Angst kriecht Dir aus den Augen hervor. Deine Angst ist wie eine Legion von Gespenstern, die das ganze Zimmer anfüllen . . . Du denkst ja nur immer an sie!

Karsten: Aber verstehst Du nicht, daß man so etwas nicht ohne weiteres überwinden kann? Meine Angst ist doch so natürlich . . .

Olga: Nein! Sie ist eben nicht natürlich. Du sagst, Du habest nie jemanden geliebt. Jetzt liebst Du mich, und Du weißt, wie ich Dich liebe. Du solltest glücklich sein. Du solltest alles vergessen . . . Erinnerst Du Dich, als Du vor meiner Abreise mir sagtest: Für Dich würd ich das größte Verbrechen begehen können . . . Und jetzt, wo Du ein Mädchen verlassen hast, ein kleines Mädchen, bei dem Du verfaßt, jetzt zitterst Du und läufst umher in Angst und Verzweiflung. Mein Gott, mein Gott! War denn das Ganze nur ein Irrtum?

Karsten (zusammengesunken): Olga! Olga! Du meinst das nicht, was Du sagst.

Olga: Ja, das meine ich. Es ist mein Ernst. Was mich an Dich gefesselt hat, das war das Bewußtsein, daß Du für mich alles thun könntest . . . Ich war so sicher, daß Du alles vergessen, — ich war so glücklich, daß Du in meiner Liebe glücklich werden solltest . . . Oh, es kam anders, anders . . .

(Pause.)

Olga: (müde): Ich fuhr zu Dir Tag und Nacht. Ich war so froh, daß ich einen Tag früher kommen und Dich überraschen konnte . . . Und da plötzlich seh ich Dich da mit diesem Mädchen, zerstört, verzweifelt, mit irrsinnigen Augen . . . Du wagtest sie nicht anzusehen . . . Du hast mich beinahe zur Thür hinausgeschoben, um nur schnell, schnell von ihren Augen wegzukommen.

Karsten: Wäre es denn besser gewesen, noch weiter zwecklos zu sprechen?

Olga (heftig): Du hättest es nicht so weit kommen lassen sollen. Du hättest gleich von Anfang an die Wahl zwischen mir und diesem Mädchen . . .

(Plötzlich, sehr ernst): Du! Die Wahl hast Du noch! Fühlst Du, daß Du nicht glücklich werden kannst, so geh! Das wird das Beste sein. Ich will nicht bei einem Manne leben, der in jagender Verzweiflung an den möglichen Selbstmord seiner früheren Geliebten denkt . . .

(Mit steigender Leidenschaft): Du sollst das Weib vergessen! Ich will nicht mit einem Weibe teilen . . . Ich will nicht, daß jemand Tag und Nacht zwischen uns stehe! Verstehst Du es? Ich will nicht! Wähle jetzt! Wähle!

Karsten (ernst und traurig): Hör mich an, Olga! Sei nicht so heftig. Du mußt mich ganz ruhig anhören. Setz Dich hier . . . Gieb mir Deine Hände . . . Willst Du hören?

Olga (nickt stumm mit dem Kopf).

Karsten: Ich liebe Dich, wie Du nie von einem Manne geliebt wurdest, aber jetzt mußt Du Rücksicht auf mich nehmen. Ich bin wohl nicht ganz gesund . . . Mein Kopf ist klar. Mein Gehirn hat tausend Gründe . . . Ich weiß sehr gut, daß ich ohne Dich nicht hätte leben können . . . Und trotzdem! Es ist, als hätte ich irgendwo noch ein Gehirn, das etwas ganz anderes denkt. Es ist unheimlich! Sieh, heute zum Beispiel. Ich suchte sie in der ganzen Stadt. Es fieberte in mir, ich wurde schwach wie ein Kind . . . Ich bekam eine so namenlose Angst . . . Aus ihrer Wohnung ist sie verschwunden . . . Nun gut! Sie hat sich wohl getötet, sagt mein Gehirn . . . aber im selben Nu klopft mein Herz bis in den Hals hinauf, ich zittere an allen Gliedern, ich kann keinen Schritt vorwärts thun . . .

Olga (sieht ihn stumm an): Und ich glaubte, daß ich Dir das große Glück sein sollte! (Unruhig): Nein, nein . . .

Karsten (gereizt): Aber das wird ja bald vorübergehn. Verstehst Du nicht, daß man seine ganze Vergangenheit nicht so ohne weiteres aus dem Herzen herausreißen kann?

Olga (hart): Das kann man, wenn man liebt.

Karsten: Ja, ja . . . Du kannst es sagen, weil Dir auf dem Wege zu mir nichts entgegenstand.

Olga: Und Du hast ein schweres Opfer gebracht?

Karsten (nickt und sieht sie starr an): Ja!

Olga: Und es geht über Deine Kräfte?

Karsten (fährt auf): Quäl mich nicht! Ich will das alles vergessen. Ich werde es vergessen . . . Ich werde alles vergessen — in Deiner Liebe . . .

Olga: Warum betonst Du es so sonderbar?

Karsten: Liebst Du mich wirklich so sehr? Wirklich?

Olga: O mein Gott! Wieder die alten Gespenster!

Karsten (ernst): Nein, nein! Es ist nur der erste Eindruck von Dir. Du warst damals so müde, so müde . . . Damals glaubt ich nicht, daß Du lieben könntest . . .

Olga: Nein, nein! Es ist nicht der alte Eindruck. Du hast früher nie daran gezweifelt . . . (Bleibt vor ihm stehen und sieht ihn durchdringend an.) Deine Liebe ist anders geworden. Es ist etwas Fremdes in Deine Liebe hineingekommen. Ich fühle sie nicht mehr so stark, wie ich sie gefühlt habe . . . Sie ist lauernd und mißtrauisch geworden . . .

(Verzweifelt): Sag doch! Wer hat Dir das Mißtrauen in Deine Liebe gesät? Ist es Beck?

Karsten (fest): Ich habe kein Mißtrauen. Nein! Aber warum haßt Dich Beck so sinnlos?

Olga (lacht höhnisch auf): Weil er durchaus von mir geliebt werden wollte . . . (Sie geht unruhig auf und ab und bleibt wieder vor ihm stehen.) Sag ehrlich! Was hat Beck Dir gesagt? Sag mir alles! Ich will es wissen.

Karsten: Nein! Er hat nichts gesagt. Es lag in seinem Ton, in seinem Lächeln . . . Aber eins — Du! Nicht wahr? Du hast ihn sehr geliebt?

Olga: Wen?

Karsten: Ihn! Hartmann!

Olga (ringt die Hände): Also auch dies noch dazu! Das wirst Du nie vergessen! Gott! Welches Unglück! . . . Das geht nicht mit uns beiden . . . nein, nein — das geht nicht . . . Das Glück war nur ein Irrtum, ein großer Irrtum! Ich kann nicht gegen diese Gespenster kämpfen! Ich kann nicht mit Toten ringen . . . (Plötzlich): Du! Stefan! Sei vernünftig. Du siehst ja, daß es für uns kein Glück giebt . . .

Karsten (unterbricht sie und zieht sie heftig an sich): Aber Olga — das ist ja Blödsinn! Alles nur eine hysterische Dummheit . . . Komm! Komm! Ich werde glücklich sein und Dir das Glück geben . . . Als ich Deine Augen so herrlich funkeln sah, da kam es wieder so stark in mir herauf, dies alte starke Gefühl . . . Nun, Olga, lach, lach!

Olga (lacht).

Karsten: Du lachst so nervös.

Olga (lacht weiter).

Karsten (unruhig): Dein Lachen kommt mir so gezwungen vor . . .

Olga: Ich lache ja wirklich von ganzem Herzen über mich, über Dich, über alle Deine Besorgnisse und Deine Schwachheit . . . Nicht wahr? Du bist ein wenig schwach? Und ein wenig — feig? Gesteh es nur! (Sie sieht ihm lächelnd in die Augen.)

Karsten (mißgestimmt): Höhnst Du?

Olga: Nein!

Karsten: Du hast jetzt so eigentümlich gelächelt.

Olga: Dein Glücksgefühl kam so plötzlich . . .

(Pause. Sie sehen sich starr in die Augen. Karsten weicht aus.)

Olga (lächelt schmerzhaft): Es kam also doch anders.

Karsten (unruhig): Fühlst Du Dich enttäuscht?

Olga (schweigt).

(Pause.)

Karsten (plötzlich sehr unruhig): Du, Olga, ich habe heute Beck getroffen. Er grinste so unheimlich und sagte, er wolle uns besuchen . . .

(Hastig): Der Mensch bringt mir Unglück . . . Ich will ihn nicht sehen! Du . . . wenn er kommt, so sag, ich sei nicht da, oder sag ihm, ich wolle ihn gar nicht sehen, verstehst Du? . . . Er ist wie eine Spinne, die sich festsaugt und quält und quält . . .

(Man hört heftiges Läuten.)

Karsten (zuckt heftig auf, dann in jäher Angst): Jetzt kommt das Unglück! Jetzt kommt es, jetzt kommt es . . .

Olga (wird von derselben Angst ergriffen): Das ist Beck! Geh in das andre Zimmer. Geh! Ich werde ihm sagen, Du seist nicht da

(Sie geht nach der Thür und winkt ihm heftig zu.) Geh doch, Stefan, geh!

(Sie geht, inzwischen starrt Karsten entsetzt nach dem Eingang.)

(Die Zimmerthür ist geöffnet. Man hört auf dem Korridor Olgas Stimme: Ah! Du bist es! und Beck's Antwort: Ja, ich bin es.)

(Olga und Beck treten ein.)

Karsten: Beck?! . . . Ja, richtig.

Beck: Was starrst Du mich so an?

Karsten (besinnt sich plötzlich, lacht dann nervös): Ich bin ja ganz verrückt. Aber bei diesen Kopfschmerzen kann man es werden. (Er greift sich nach dem Kopf.) Als Du geläutet hast, dröhnte es mir wie das Brausen der Sturmglocke in den Ohren . . . (Er starrt Beck an): Aber Du siehst ja unheimlich aus.

Beck: Findest Du?

Olga (sehr unruhig): Du mußt Dich ausruhen, Stefan. Vielleicht gehen Deine Kopfschmerzen vorüber . . .

Karsten (besinnt sich): Ja, ja . . . ich will allein sein, ich werde mich hinlegen . . . Du entschuldigst doch, Beck?

Beck: Ja, natürlich.

(Karsten geht.)

Beck (nach einer Pause): Karsten ist wohl krank?

Olga: Ja, er ist sehr nervös. Das wird aber schnell vorübergehen.

Beck: Ihr werdet wohl bald wegreisen?

Olga: So schnell wie möglich.

Beck: So, so . . . Es ist für Karsten nicht angenehm, hier länger zu verweilen . . . Ich glaub's schon . . .

Olga (ausweichend): Er hat hier nichts mehr zu thun. Wir dachten nach Paris zu reisen . . .

Beck (hämisck): Eine sehr schöne Stadt . . .

Olga (spöttisch): Nicht wahr?

(Pause.)

Beck: Hoffentlich wird er sich dort wohl fühlen.

Olga: Sicher.

Beck: Nun, so ganz sicher ist es nicht.

Olga (sieht ihn durchdringend an, kalt und stolz): Warum bist Du eigentlich hergekommen?

Beck (mit boshaftem Hohn): Warum denn auf einmal so feindselig?

Olga (verächtlich): Du willst wohl für uns das böse Gewissen spielen?

Beck: Vielleicht.

Olga: Feig genug bist Du dazu. Du bist feig wie das Gewissen, tückisch und hinterlistig. Diese erbärmliche Rolle, die Du spielst! Ich hätte nicht geglaubt, daß Du Dich dazu hergeben würdest . . .

Beck (lacht ihr laut ins Gesicht): Prachtvoll hast Du es gesagt! Das Gewissen, das feige, hinterlistige Gewissen ist geradezu wundervoll . . . Ja, Du bist stolz, und hart und für Dich ist das Gewissen feig, aber nicht für Karsten . . .

Olga (sieht Beck lange an): Wie grenzenlos naiv ich war! Ich hatte Dich einmal lieb. Du warst mir interessant. Jetzt erst seh ich, wie roh Du denkst . . .

Beck: Wie wundervoll Du Deine Angst und Verzweiflung maskierst! Ihr intelligenten, feindenkenden Menschen habt doch auch am Ende Angst vor dem feigen, hinterlistigen Gewissen . . .

Olga: Angst?! Nein! Aber wie kannst Du eigentlich, Du, vom Gewissen sprechen? Alles, was Du thust, thust Du nur aus Rachsucht. Du glaubst, mein Glück zerstören zu müssen, und deswegen hast Du Dich bei Stefan einquartiert, um Grethe gegen Stefan, und Stefan gegen mich aufzuheken . . .

Beck (cynisch): Du bist also ganz genau über alles informiert Ich, da können wir mit offenen Karten spielen . . .

Olga (unterbricht ihn wegwerfend): Du glaubtest, Stefans Liebe durch kleinliche Verdächtigungen zerstören zu können, Gift hast Du ihm einimpfen wollen . . . Stefan sagte, Du seist wie eine ekelhafte Spinne . . .

Beck: Danke verbindlichst . . . Aber es freut mich, daß Du mir Macht über Stefan zugestehst . . . Du hast also schon meinen Einfluß über ihn verspürt. He, he . . . Eigentlich hab ich Mitleid mit Dir.

Olga: Es ist mir peinlich, von Ihnen mit Du angeredet zu werden . . .

Beck: Also Sie! Gut! Sie also, sind mir sehr interessant mit Ihrer krankhaften Sehnsucht nach Macht und Kraft und Stärke, und da . . . da . . . dieser gebrochene, zitternde Mann . . .

Olga: Ich habe nur Sehnsucht nach Schönheit, und Sie können begreifen,

wie es mir unendlich schwer fällt, mit etwas so Schmutzigem in Berührung zu kommen . . .

Beck: Sie meinen mich damit? Sehr schön, sehr schön . . . aber ich habe gewisse Rechte, hier zu bleiben . . . Verstehen Sie? Ein gewisses Recht und — Pflicht.

Olga (lacht auf): Um Grethe zu rächen? Gott! Wie das böse Gewissen auch noch verlogen ist!

Beck: Auch dies war schön gesagt. Aber, aber . . . Sie entschuldigen, daß ich nicht gehe, bevor . . . Nun ja, Sie werden es schon erfahren . . .
(Karsten kommt plötzlich herein. Er sieht Beck starr an.)

Olga (unruhig): Nun, Stefan?

Karsten (macht sich zu schaffen): Nein, nichts . . . ich habe nur meine Cigaretten vergessen . . .

Beck (freundlich): Du solltest nicht rauchen, wenn Du so schwere Kopfschmerzen hast.

Karsten (sieht Beck unruhig an): Beck, hast Du was Neues in der Stadt gehört? Du siehst so unheimlich aus.

Beck (lachend): Ich habe schon längst bei Dir Verfolgungswahn konstatiert . . .

Karsten (mit gezwungenem Lächeln): Ja, ja . . . das ist natürlich interessant für Dich . . . (Er nickt Beck zu und geht.)
(Pause.)

Olga: Wann also werden Sie die Güte haben, mich zu verlassen?

Beck (grob): Wann es mir beliebt.

Olga (fährt auf): Was wollen Sie von mir? Was fällt Ihnen denn ein?

Beck: Warten Sie nur ein wenig.

Olga: Sie drohen mir?

Beck: Nein! Aber ich will sehen, ob das feige, hinterlistige Gewissen intelligenten Menschen das große Glück zerstören kann . . .

Olga: Hören Sie, Beck! Es gab eine Zeit, wo ich Mitleid mit Ihnen hatte. Ich sah, daß Sie unter mir litten, und ich habe mitgelitten . . . Ich wollte Sie nicht unglücklich sehen. Ich wollte Sie zu meinem Freunde machen . . .

Beck: Du bist doch eine geniale Komödiantin! (Wütend): So einfach war die Sache nicht . . . He, he . . . Ich habe Sie geliebt, und Sie liebten mich nicht . . . Sie hätten auch nach einem berühmten Muster sagen können: sie war liebenswürdig und liebte ihn nicht, er aber war unliebenswürdig und liebte sie . . . He, he, he . . . (Zimmer heftiger): Aber hast Du mir das je offen gesagt? Geh? Immer hast Du mir ein Hinterthürchen offen gelassen, und immer noch den kleinen Finger gereicht . . .

Olga (höhnisch): Und Du warst so läppisch, nach der ganzen Hand zu greifen . . . Dein Gehirn ist roh! Deine Seele ist roh!

Beck: Du hast mich gelockt mit kleinen Worten, mit kleinen Blicken, die so bedeutungsvoll waren! Ich ging, ich mied Dich, aber immer wieder bist Du mir nachgekommen und schlepptest mich mit und verdarbst ein Stück nach dem andern von mir . . .

Olga (starrt ihn mit höchster Verwunderung an): So also hat der Mensch mein Mitleid aufgefaßt! Ha, ha, ha . . . Nun wohl! Warum bringst Du denn nicht die Geschichte mit Deiner Braut vor, die Du verlassen hast?

Beck (springt auf, zitternd): Du . . . Du . . .

Olga (lacht immer lauter): Si! Sieh doch einer den boshaften Beck an! . . . Wie aufgeregt er wurde! . . . He, he . . . Du kamst mir einmal damit, daß Du Geld gestohlen habest, um meine Reisen mitzumachen. Hast Du es vergessen? Das ist doch ein wichtiges Argument . . .

Beck (geht langsam auf sie zu).

Olga (stellt sich vor ihn hin): Nun? Nun?

Beck (beherrscht sich plötzlich und sieht sie lange spöttisch an): Du bist sehr kühn, sehr kühn . . .

Olga: Und mit diesem Menschen habe ich wirklich einmal Mitleid empfunden! (Sieht ihn eine Weile verächtlich an.) Nun gut! Sie sind also wirklich der Meinung, daß ich Sie zerstört habe. Dafür wollen Sie sich rächen! Aber vielleicht können wir das gütlich beilegen . . . Wollen Sie Entgelt haben? Wie soll ich es entgelten? Mit Geld? Wie viel wollen Sie haben?

Beck (lacht höhnisch).

Olga: Sie wollen also kein Geld! Das freut mich um Ihre wegen . . . Aber Sie wollen sich um jeden Preis rächen . . . Bitte, rächen Sie sich!

Beck: Ich bin schon zum Teil gerächt. Ich brauche Sie nur anzusehen! Wie viel Unruhe, wie viel Angst um den armen Stefan, wie viel versteckte Verzweiflung, daß er Grethe nicht vergessen kann . . .

Olga (will ihn unterbrechen).

Beck: Lassen Sie mich doch ausreden . . . Sehen Sie, er hätte sie vielleicht vergessen können, wenn er etwas Glück bei Ihnen gefunden hätte . . .

Olga: Weiter, weiter . . .

Beck: Er kann es nicht finden . . . Er kann das Männchen nicht überwinden, das gewisse Prioritätsrechte auf das Weib beansprucht . . .

Olga (verächtlich): Leider steht es nicht in meiner Macht, Sie hinauswerfen zu lassen . . .

Beck: Das würden Sie bereuen, sehr bereuen . . . Und das Ende kommt bald, darauf sind Sie doch gefaßt. . . . Also sehen Sie, ich habe dafür gesorgt, daß er den andren — Sie verstehen doch? — den andren nicht vergessen wird.

(Sie sehen sich mit Haß an.)

Olga (mit ersticker Stimme): Was wollen Sie also noch mehr?

Beck: Ich weiß, daß Sie ihn lieben, ich allein weiß es. Ich habe Angst, daß Sie am Ende doch mit ihm glücklich werden könnten . . . Aber er ist schwach, sein Gewissen ist krank . . . Er verflucht jetzt schon das große Glück, das er mit Ihnen zu bekommen glaubte . . .

Olga: Weiter, weiter . . . Nur schnell zu Ende . . .

Beck: Aber auch bei ihm bin ich nicht sicher. Sein Gewissen könnte einschlafen . . . Und, und — wer weiß, ob Ihr nicht doch glücklich würdet . . . Wenn er jetzt aber plötzlich erfährt . . .

Olga (in höchster Angst): Was? Was?

Beck (sinnt, und sieht zu Boden).

(Pause.)

Olga (sinkt auf einen Stuhl): Du kamst, um es ihm zu sagen?

Beck (nickt).

Olga: Giebt es nichts, das Dich zurückhalten kann? . . . Nichts?!

Beck: Nein . . .

(Pause.)

Olga (hastig und abgerissen): Sag es ihm nicht! Jetzt nicht . . . Ich flehe Dich an . . . Später, später . . . Thue es nicht! Mach mit mir, was Du willst, aber zerstöre ihn nicht . . .

Beck (schüttelt mit dem Kopf).

Olga (flüsternd): Sag es ihm nicht! Was hat er Dir gethan? Er war ja gut zu Dir . . . Was willst Du von ihm?

Beck: Zerstörung für Zerstörung. Zahn um Zahn . . . Er soll für Grethe büßen, und Du sollst mit ihm nicht glücklich werden . . . Mit ihm allein könntest Du es werden . . .

Olga (fährt plötzlich auf): Gut! Gut! Sag es ihm! Sag es ihm gleich! Ich will sehen, wer stärker ist, ich oder Grethe . . . Sag es ihm sofort . . . (Sie ruft): Stefan! Stefan!

(Kersten erscheint bleich und verstört.)

Olga (außer sich): Sieh diesen Menschen da! Er war mein Knecht, mein Hund! Ist es wahr, daß er jetzt Dein Herr wurde? Ist es wahr, daß er Dein Vertrauen zu mir gebrochen hat? Daß Du nie von Grethe gegangen wärest, wenn ich nicht so plötzlich hergekommen wäre? Ist das wahr, Stefan?

Karsten (wütend): Er lügt! Er will uns verderben! Was willst Du hier?
Geh! geh! geh!

Beck (sieht sie beide ruhig an): Wozu erregt Ihr Euch nur so sehr? Ich verstehe es gar nicht. Und Du, Karsten, Du bist ja ganz aus Deiner Haut geraten. Die heldenhafte Pose steht Dir nicht.

Olga: Laß Dich doch nicht beleidigen, Stefan! Wirf ihn hinaus!

Karsten (gitternd und sprachlos mit vorgestreckter Hand; nach einer Weile stammelnd):
Geh!

Beck: Aber möchtest Du nicht das Neue, das Wichtige erfahren?

Karsten (starrt ihn sprachlos an).

Olga: Stefan! Laß ihn gehen, oder ich gehe! Komm, Stefan, komm!

(Mit steigender Angst): Ich flehe Dich an, komm!

Karsten: Wart mal, Olga, wart! Laß ihn es sagen. Er hat etwas Furchtbares zu sagen . . . (Er geht auf Beck zu.) Sag es schnell, sag!

Beck: Nur nicht so hitzig!

Olga (will gehen).

Karsten (hält sie verzweifelt zurück): Geh nicht! Bleib hier! bleib!

Olga (stehend): So laß doch dem Menschen nicht die Freude, daß er über uns triumphieren soll . . . Komm! ich werde es Dir selbst sagen.

(Sie nimmt ihn am Arm und will ihn mit sich fortziehen.) Komm jetzt, komm!

Karsten (löst sich brüest los und geht drohend auf Beck zu): Sag es doch endlich, Henker Du!

Olga (stellt sich vor Karsten hin): Ich werde es Dir selbst sagen . . . Ich selbst . . . Grethe hat sich getötet!

Karsten (sieht sie verständnislos an): Getötet? Grethe getötet?

Olga: Ja, sie hat sich getötet! Jetzt wähle! Bin ich Dir wert genug, daß Du sie vergessen kannst! Oder hat der Mensch da recht?

Karsten (sieht noch immer verständnislos bald Beck, bald Olga an, stürzt dann auf Beck zu): Du lügst! Du lügst! Sag, daß Du gelogen hast!

Beck: Nein! Es ist wahr!

Karsten (wie abwesend): Was sagt der Teufel? Was? (Starrt Beck an und kommt in die äußerste Raserei. Mit wütendem Schrei): Hinaus!!

Beck (steht sehr ernst auf und sagt zu Olga): Ihre Rechnung ist noch nicht beglichen! (Er geht.)

(Pause.)

(Karsten bleibt mitten im Zimmer stehen und ringt die Hände. Olga starrt hingefunken vor sich hin.)

Karsten (läuft plötzlich auf Olga zu): Ist das wahr? Sag mir, ist das wahr?

Olga (müde, brütend): Ja! Es ist wahr!

Karsten (wie abwesend): Es ist also wahr! . . . Sie ist tot! . . . (Er sinkt

zusammen, rafft sich nach einer Weile auf und schreit heiser): Wir haben sie gemordet! Ich und Du! Du mit!

Olga (sieht zu ihm verächtlich auf, bricht dann in ein krampfhaftes Gelächter aus).

Karsten (sieht sie mit rasendem Haß an, geht drohend auf sie zu. Olga weicht ängstlich zurück. Karsten bleibt stehen und fällt erschöpft in einen Stuhl).

Olga (mit gekünstelter Ruhe): Jetzt ist es Zeit, daß auch Du gehst!

(Pause.)

Olga: Verstehst Du nicht? Du sollst gehen! Ich bitte Dich, geh! Es quält mich, Dich zu sehen . . .

Karsten (reißt sich auf, wankt ein paar Schritte und bricht dann mit dumpfem Schrei ohnmächtig zusammen).

(Vorhang.)

Ende.





Max Klinger.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Im städtischen Museum zu Leipzig sind die beiden berühmten polychromen Halbstatuen Klingers, die Salome und die Kassandra, nachdem man in verschiedenen Räumen nach einem geeigneten Platz dafür gesucht und sie auch zeitweilig in der Gemäldesammlung untergebracht hatte, schließlich im MichelangeloSaale der Skulpturensammlung aufgestellt worden. Daß dieser Platz besonders günstig wäre, könnte ich nicht behaupten. Thatsache ist: es fehlt eben an einem Raum, in welchem diese Werke richtig zur Geltung kommen könnten.

Wenn man nun diese beiden farbenwarmen Figuren mitten unter den kalten freidigen Gipsabgüssen der Meisterwerke des gewaltigen Florentiners stehen sieht, so will es einem scheinen, daß es wohl kaum größere Gegensätze geben könne als diese von nervösem Leben durchzitterten Schöpfungen der Neuzeit und jene übermenschlichen und übermächtigen Gestalten der Renaissance.

Und doch — so verschieden die beiden Künstler und die beiden Epochen auch sein mögen — spinnen sich Beziehungen und Fäden von einem zum andern, doch zeigen sie eine gewisse innere Verwandtschaft. Man setze beiden z. B. die Antike gegenüber, und man wird mit Erstaunen sehen, wie nahe, im Lichte dieses Gegensatzes betrachtet, die Kunst Klingers und Michelangelos zusammenrückt, besonders wenn man bei beiden von den zufälligen stofflichen und persönlichen Momenten absteht und nur auf die innern Motive, die geheimen Triebfedern des Schaffens achtet.

Die künstlerische Bethätigung unserer Zeit steht mit derjenigen der Renaissance vielfach in direktem Widerspruch. An Stelle der frohen sich ungeniert und naiv gebenden Farbenfreudigkeit ist heute ein Experimentieren mit stumpfen Tönen, mit oft peinlich ausgeklügelten zarten und feinabgestuften Nuancen getreten; und wo die Renaissance in überquellender Kraft das freie Spiel der Muskeln stark betonte, da sucht der Künstler unserer Tage so viel als irgend möglich den zitternden Nerv bloßzulegen.

Und doch verbindet ein gemeinsamer Zug beide Zeitperioden: heute wie damals ringt ein plötzlich hereingebrochener neuer Idengehalt nach künstlerischen Ausdrucksformen.

In der Antike, die geistige Revolutionen in unserem Sinne noch nicht kannte — die erste solche Revolution ist ja das Auftreten des Christentums — und deren Kultur sich mit einer gewissen Kontinuität evolutionistisch entwickelte, konnten die tausendjährigen Ideen langsam ausreifen und allmählich künstlerische Form gewinnen. Daher die Objektivität der antiken Kunst, ihre klassische Ruhe, ihr harmonischer Charakter. Ihre Werke haben etwas Fertiges, in sich Abgeschlossenes, Vollausgereiftes an sich, und dieses Gefühl der Sicherheit und Ruhe teilen sie dem Beschauer mit. Die antike Kunst giebt keine Rätsel auf, sie löst sie.

Eine ähnliche Ruhe und Geschlossenheit finden wir zum Teil auch noch in der Kunst der Renaissance, insofern sie als Kulturhöhepunkt des christlichen Mittelalters erscheint und den Ideenkreis des Christentums künstlerisch wertet. Auch hier handelt es sich um einen langsam und stetig herangereiften und schließlich in künstlerische Formen geprägten Ideenkomplex, und so können beispielsweise die religiösen Bilder eines Raffael, deren Abgeklärtheit, deren schönes Gleichgewicht wir bewundern, gewissermaßen den Kunstwerken der Antike an die Seite gestellt werden, nur dürfen wir nicht vergessen, daß auch hier der ursprüngliche Wurzelstamm der christlichen Kunst durch das Pfropfreis der Antike bewußt veredelt worden ist. Selbst in den abgeklärtesten Schöpfungen der Renaissance zittert — wenn auch nur leise — der niemals ganz zu überwindende und auszugleichende Zwiespalt zweier Kulturepochen nach.

Einen ganz anderen Charakter aber mußten die Werke derjenigen Meister annehmen, die von dem neu hereinbrechenden Ideenkreis so machtvoll ergriffen wurden, daß sie die alte Art zu fühlen und zu denken mehr und mehr aufgaben und für das in ihnen auflebende Neue nach Gestaltung suchten. Da mußten Klinger entstehen wie Michelangelo, oder Experimentierer wie Lionardo.

Plötzlich und unvermittelt war der Humanismus über die christliche Welt gekommen. Gleichsam über Nacht hatte sich vor den erstaunten Augen der Menschen eine neue Welt aufgethan, eine Welt mit ganz entgegengesetzten Anschauungen und Zielen, ein Licht war hereingebrochen in die Finsternis; und wenn der Humanismus mit seiner Wiederentdeckung der antiken Kunst und Wissenschaft auch nur den Abglanz einer früheren Periode darstellte und also gewissermaßen als eine Art von atavistischem Rückfall der Menschheit aufgefaßt werden kann, so wirkte er doch durch den scharfen Kontrast der beiden Weltanschauungen wie etwas ganz Neues. Was unter seinem Einfluß mächtig empor sproßte, das zeigte wenig Kontinuität mit

dem Althergebrachten, es brach mit der Vergangenheit, es war eine revolutionäre Kunst — die Evolution war gewaltsam unterbrochen.

Natürlich mußten die Meister, die das Neue erfaßten, hin- und her-tasten, natürlich schlugen sie manchen falschen Weg ein, da sie ja die Pfade-sucher waren, die den nach ihnen Kommenden die Richtung angeben, die Bahn freimachen mußten, und da sie dazu noch mitten im Kampfe standen, so konnten sie sich auch nicht jederzeit das „schöne Gleichgewicht der Seele“ bewahren, davon uns abgeklärte Ästhetikprofessoren so viel Rührendes zu erzählen wissen. Deshalb machen viele ihrer Schöpfungen auf alle, die sich nicht von der Größe und Kühnheit des Gedankens fortreißen lassen und Werke des Sturmes mit klassischen Maßstäben messen wollen, einen unerquicklichen und beunruhigenden Eindruck. Zudem blieben manche ihrer Arbeiten Fragment, Entwurf — und das ist ordnungsliebenden Seelen an und für sich stets peinlich.

Eine viel reichere Fülle neuer, und diesmal wirklich neuer, nicht wiedererweckter alter Ideen hat aber die allerjüngste Zeit über die Kultur-menschheit ausgegossen. Im Laufe weniger Jahrzehnte hat sich unsere ganze Lebenshaltung und damit unser ganzes Denken und Fühlen so tiefgehend verändert, wie noch niemals zuvor. Die exakten Naturwissenschaften und die durch sie ermöglichte moderne Technik mit der Überwindung des Raumes haben das Aussehen der Welt völlig verändert. Wir haben in unserem nun zu Ende gehenden Jahrhundert mehr Neues erlebt als früher in Jahr-tausenden, und all dieser ungeheure und unermessliche Stoff drängt nun nach künstlerischer Wertung. Doch war die Fülle des auf uns eindringenden Neuen so überwältigend, daß unser Gefühlsleben anfänglich davor einfach versagte. Während wir unser technisches Vermögen aufs höchste anspannten, stand unser Gefühlsleben sozusagen still, an eine ästhetische Wertung all dieser neuen Lebenserscheinungen wurde nicht einmal gedacht, und unsere Kunstübung setzte vorläufig ihren alten Kreislauf fort, wie ein Wagenrad, das in rasendem Lauf die Berührung mit dem Erdboden verloren hat und nun aus eigener Kraft noch eine Zeit lang weiterschwingt — nach dem Gesetze der Trägheit. Kunst und Leben hatten jede Beziehung zu einander verloren, eine tiefe Kluft hatte sich zwischen beiden aufgethan, darüber keine Brücke mehr zu führen schien.

Das geschah zum Schaden beider.

Das Leben artete in ein unerquickliches ruheloses Hegen und Jagen nach Gewinn, Macht und Genuß aus — und die Kunst, die ohne Be-rührung mit der Wirklichkeit immer flügelahmer wurde, fristete ein Schein-dasein in alten Stilformen und dem Gerümpel vergangener Jahrhunderte, sie wurde „stilvoll“, weil sie keinen eigenen Stil mehr hatte.

Es wurde sogar ernsthaft behauptet, die Bildung eines neuen Stiles sei schlechtweg unmöglich, die stilbildende Kraft sei der heutigen Kultur-
menschheit endgültig verloren gegangen, und man werde deshalb immer und
ewig auf die einmal gegebenen Formen und Formeln zurückgreifen müssen.

Der Kunsttrieb kann aber wohl eine Zeit lang zurückgedrängt werden,
er kann schlummern, aber er kann wohl niemals ganz absterben, solange es
Menschen giebt; und so lange der Kunsttrieb lebendig bleibt, wird er auch
stilbildend auftreten; denn das ist seine eigentlichste und intimste Be-
thätigung. Die unnatürliche Spannung zwischen Kunst und Leben konnte
also nicht andauern. Besonders die jüngere Generation ließ es sich nicht
nehmen die Augen aufzumachen, selbst zu sehen und die neue Welt nach
ihren eigenen Eindrücken auf ihre Weise zu gestalten. Man begann mit
der alten Schablone zu brechen, man wagte sich an das moderne Leben,
an die modernen Probleme heran, indem man die „Wirklichkeit“ möglichst
getreu nachzugestalten suchte.

Daß diese ersten Versuche nicht gleich zu einer Stilbildung führen
konnten, ist begreiflich. Das materielle, das rein stoffliche Element mußte
zuerst bewältigt werden; das Äußere, der Körper der neuen Zeit mußte
künstlerisch erfaßt werden, bevor sich uns ihr Inneres, ihre Seele enthüllen
konnte.

Dieser ganze Prozeß vollzog sich natürlich wiederum unter hartem
Mühen und heißen Kämpfen. Und gerade wie seinerzeit die Hochrenaissance
in ihren gewaltigsten und universellsten Vertretern die neuen Stilformen
festsetzte, nachdem sich die älteren Meister des Quattrocento das Stoffgebiet
des neuen Ideentreises zu eigen gemacht und die technische Fertigkeit zu seiner
Bewältigung erlangt hatten, so beginnt sich nun, nachdem wir uns durch
naturalistische und realistische Schulung mit dem äußeren Stoffgebiet der
modernen Welt vertraut gemacht haben, in dem Schaffen einzelner bevor-
zugter Künstlernaturen der neue eigentlich moderne Stil zu regen, — ein
Stil, der völlig verschieden ist von allen bisher dagewesenen, so verschieden
wie die Gotik von der Antike.

Derjenige Künstler, in welchem dieses moderne Stilgefühl vielleicht am
stärksten nach Gestaltung ringt, ist eben Max Klinger, und aus diesem
Grunde können wir ihn wohl in Parallele mit Michelangelo setzen, obgleich
seine Werke äußerlich keine Ähnlichkeit mit denen des großen Florentiners
aufweisen, sondern eher im direkten Gegensatz zu ihnen stehen; denn wir
modernen Menschen sehen die Welt eben ganz anders als die Menschen der
Renaissance sie sahen, und so ist denn auch der sich bildende moderne Stil
etwas anderes.

Über die Stellung beider Meister innerhalb der Kunstentwicklung ihrer

Zeit ist ähnlich geartet, und darum finden wir bei beiden noch allerhand verwandte Züge, die als eine Folge dieser Stellung gelten können: einen gewissen Hang zur Übertreibung, die eigentlich nur eine stärkere Betonung des Neuen, Charakteristischen sein will, und eine gewisse innere Unruhe, die sie dem so unendlich schön abgeklärten und seine Ästhetik am Schnürchen herbetenden Philister stets unfertig, verworren, unerquicklich und abstoßend erscheinen lassen wird. Beiden Meistern ist ferner ein überaus reiches Phantasielieben, ein erstaunlicher Fleiß und jene merkwürdig vielseitige Begabung eigen, die es ihnen möglich macht, sich nicht nur in einer, sondern in allen bildenden Künsten, als Zeichner, Maler und Bildhauer in gleich hervorragender Weise zu bethätigen.

Max Klinger ist, wie Richard Wagner, in Leipzig geboren, am 18. Februar 1857. Es ist merkwürdig, und man könnte beinahe an allen modernen Theorien über Erbllichkeit und Milieu verzweifeln, wenn man bedenkt, daß das betriebsame und geschäftskluge, im ganzen aber doch recht nüchterne Leipzig in relativ kurzer Zeit zwei solche phantasiengewaltige Umgestalter im Reiche des Schönen hervorgebracht hat, von denen der eine durch kühne Zusammenfassung aller redenden Künste das moderne Musikdrama und überhaupt den modernen Musikstil schuf, der andere durch nicht minder eigenartiges Zusammenfassen der bildenden Künste, in diesen letzteren einen neuen, den eigentlich modernen Stil anzubahnen und zur Geltung zu bringen sucht. Anregungen auf musikalischem und dramatischem Gebiet bot Leipzig von Alters her durch das berühmte Gewandhaus und sein früher trefflich geleitetes Theater; aber an bildender Kunst hatte die Stadt nicht viel zu bieten. Auch die öde Umgebung Leipzigs ist kaum geeignet, das Schönheitsgefühl zu wecken. Wodurch also Klinger die ersten Anregungen zu seinem Künstlerberuf empfing, weiß ich nicht. Doch scheint der Gestaltungstrieb schon früh in ihm erwacht zu sein, denn schon als siebzehnjähriger ging er nach Karlsruhe zu Gussow und mit diesem bald darauf nach Berlin, wo er seine Studien auf der Kunstakademie fortsetzte. Er trat auch mit einem Ölgemälde an die Öffentlichkeit, das aber, wie es scheint, keinen Anklang fand. Ob Klinger überhaupt viel von der Berliner Akademie profitiert hat. Ich möchte es fast bezweifeln.

Aber damals begann schon sein eigener Bildungs- oder vielmehr Entwicklungsgang, ein Erwachen bildnerischer Kräfte, die sich ganz selbständig und mit zwingender Logik, sozusagen organisch, in dem jungen Künstler zu entfalten begannen; er betrat jenen Weg, der ihn von der Linie zur Farbe und von dieser allmählich zur Plastik führte. Er ließ vorläufig Pinsel und Palette liegen und fing an, sich zum Radierer auszubilden.

Wenn er so mit dem scheinbar Einfachsten, mit der Linienkunst, mit der

„Zeichnung“ begann, so hatte ihn nicht ein Mangel an Gestaltungskraft, sondern vielmehr der Überreichtum seiner Phantasie dazu getrieben. Er brauchte die rasche, flüchtige Kunst, um der unzähligen auf ihn eindringenden Ideen Herr zu werden. Er mußte die ungeheure Stoffmenge sich von der Seele wälzen, ähnlich wie in den achtziger Jahren unsere ersten modernen Schriftsteller sich in zum Teil ungeheuerlichen Romanen den Stoff vom Herzen schreiben mußten, wie ein Schiller seine „Räuber“, ein Hauptmann sein „Vor Sonnenaufgang“ schrieb, um den Alp los zu werden, um die Arme frei zu bekommen zum eigentlichen Schaffen.

Klinger wurde aber überdies — vielleicht unbewußt — von dem echt künstlerischen Triebe geleitet, seine Gedanken, auch die weitesten und kompliziertesten, durch die denkbar einfachsten Mittel auszudrücken. Es lebte ein starkes dichterisches und philosophierendes, wie Muther sagen würde „litterarisches“ Element in ihm. In seinen Radierungen, besonders in den großen Cyklen ringt er mit diesem litterarischen Element und sucht es in rein malerische Formen umzusetzen. Er suchte den stofflichen, poetischen oder philosophischen Gedanken durch das Medium der Stimmung in einen bildnerischen zu verwandeln, so daß der litterarische Gedanke, die sogenannte Idee nur noch als Anstoß erscheint, der die vom Radierer zu lösenden zeichnerischen Probleme ins Leben gerufen hat.

Damit erklärte er der öden illustrativen Zeichnung den Krieg und erhob die Radierung wieder zu einer eigenen selbständigen Kunst, der er durch geschickte Verbindung aller einzelnen Manieren des Kupferdrucks eine ungeahnte Fülle neuer Effektmittel und die höchste Ausdrucksfähigkeit verlieh, ähnlich wie Wagner durch ungewohnte Anwendung und Verbindung einzelner Orchesterinstrumente neue Klangwirkungen erzielte. Er stellte mit vollem Bewußtsein die zeichnenden Künste (Stiftzeichnung, Radierung, Lithographie zc.) als besondere Gattung neben die malenden und setzte in seiner ungemein anregend geschriebenen Schrift „Malerei und Zeichnung“ (Leipzig, Verlag von Eduard Besold, 2. Aufl. 1895) die bis dahin mit denen der Malerei vermengten ästhetischen Gesetze der Zeichnung fest. Das *A* und *O* dieser Ästhetik ist, daß der Künstler wieder in seinem Material denken lerne, daß dem Zeichner Vieles gestattet sein müsse, was dem Maler versagt bleibe, und daß die unverhüllte menschliche Gestalt die höchste Aufgabe alles bildnerischen Kunstschaffens darstelle; denn da ich alles in der mich umgebenden Welt zur menschlichen Gestalt in Beziehung setzen muß, da ich den einfachsten Hengel, Schwertgriff oder Arztstiel bildnerisch nicht verstehen kann, wenn mir die dazu gehörige und diese Gegenstände bedingende Hand dunkel bleibt, so giebt die jeweilige Auffassung der menschlichen Gestalt, die Art, wie wir den nackten Menschen

sehen, uns Schlüssel und Richtschnur zur Auffassung alles Übrigen — an der menschlichen Gestalt offenbart sich vor allem der Stil der Zeit.

Diese letzteren Erwägungen gelten natürlich nicht bloß für die Zeichnung, sondern für alle bildende Kunst, ja für jede Kunst überhaupt. Klinger kommt also gegen das Ende seiner Schrift von seinem eigentlichen Thema ab und läßt uns, von dem Standpunkt des Zeichners aus, auf den er sich ursprünglich gestellt, einen Ausblick thun auf das weite allgemeine Kunstgebiet, der zugleich ein Einblick ist in seine eigenen Bestrebungen. Und nun sehen und verstehen wir, wie er wieder zur lebendigen Farbe greift und zuerst im „Urteil des Paris“, dann später in der „blauen Stunde“, der „Kreuzigung“ und der kürzlich vollendeten Aktstudie eines in der blühenden Campagna aufrechtstehenden Mädchens seine eigene Art, und damit die Art unserer Zeit, den menschlichen Körper zu sehen, darzuthun sucht, wobei er neben den Problemen von Linienführung, Licht und Schatten auch noch diejenigen der Farbenwirkung zu lösen unternimmt.

Und weiter greift er zum Meißel und sucht das farbige Bild mit Körperlichkeit zu füllen. Die Büste der Salome entsteht, die Halbstatue der Kassandra, und er wird weiter fortschreiten, bis er die ganze menschliche Gestalt, mit allen ihren statischen, mechanischen, linearen Farben- und Flächenproblemen überwunden und für die neue Kunst erobert haben wird.

Das Radierwerk Klingers ist ungemein reichhaltig; es umfaßt ungefähr 150 Blätter. Es sind teils einzelne für sich bestehende Blätter, teils zusammenhängende Cyklen. Auf den Inhalt all dieser Blätter einzugehen ist ganz unmöglich, abgesehen davon, daß man bildnerische Werke überhaupt nicht beschreiben kann — und Klinger'sche Radierungen am allerwenigsten. Alles was die Feder wiederzugeben vermag, ist eben der „litterarische“ Inhalt, von den malerischen Schönheiten, dem eigentlichen künstlerischen Wert der Blätter kann uns nur die eigene Anschauung Kunde geben.

Doch will ich es versuchen, einige dieser Cyklen ganz kurz zu skizzieren, um dem Leser einen schwachen Begriff von dem außerordentlichen Phantasie-reichtum des Künstlers und von der Kraft, mit der er seinen Stoff erfaßt, zu geben.

Einer der machtvollsten und kühnsten Cyklen ist „Ein Leben“ (Opus VIII, 1891). Es ist das Leben einer Gefallenen, das Klinger hier behandelt, und zwar mit aller realistischen Derbheit, die auch vor dem Häßlichen und Widerlichen nicht zurückschreckt; denn die cyklische Zeichnung, die nicht nur, wie die Malerei, einen Moment herausgreift und diesen mit der ganzen Präension ihrer Technik und mit lebendigen Farben festhält, sondern sich in ihrem einfachen Weiß und Schwarz an und für sich schon als unwirklicher, mehr nur symbolisch darstellt, und die überdies in den einzelnen

Bildern das Vorher und Nachher zeigen, also eine Entwicklungsreihe vor dem Beschauer aufrollen kann, darf auch das Häßliche und Abstoßende darstellen, wie Klinger das in seiner oben angeführten Schrift darthut. Darin nähert sich die Zeichnung der Dichtkunst, die aus denselben Gründen das Häßliche darstellen kann, das der Malerei versagt ist (vergl. meinen Aufsatz „Lumpen als Helden“ im Januarheft 1891 der „Gesellschaft“). Klinger sucht aber in dem genannten Cyklus nicht nur durch die aufgezeigte Entwicklung, sondern auch durch Blätter, auf welchen er das Schicksal seiner Heldin zu dem der Menschheit im Großen und Ganzen in Beziehung setzt, seinen Stoff zu verklären. Das erste Blatt zeigt uns, gleichsam als Motto, Eva unter dem Baume des Lebens, die von der Schlange mit den Worten versucht wird: „Ihr werdet mit nichten des Todes sterben, sondern eure Augen werden aufgethan.“ Die Urmutter Eva ist gefallen, wie soll das arme Kind der Großstadt dem Schicksal entgehen? 2. Blatt: Die bösen Mächte sind am Werk. Heye und Hegenmeister brauen in finsterner Höhle einen abscheulichen Trank. Symbolisiert die Eva den dem Weibe von uralters her angeborenen Trieb der geschlechtlichen Neugierde, gleichsam die Heredität, die erbliche Belastung, so versinnbildlichen die beiden düsteren Gestalten des zweiten Blattes das Milieu und seine schädlichen Einflüsse. Woraus wird der Liebestrank gemischt sein, den sie brauen? Aus Großstadtbrodem, Not, schlechtem Beispiel, unnatürlicher Lebensweise. Und so entsteht das Gift, das die Sinne des schlafenden jungen Mädchens (Blatt 3) erhitzt und mit den Träumen erfüllt, die der Künstler durch eine aus küßenden Köpfen schmucker junger Männer gebildete Wolke darstellt, die das Lager der Schläferin umgiebt. Im vierten Blatt symbolisiert der Künstler das Unausbleibliche, den Fall. Wir erblicken ein nacktes Liebespaar, das auf zwei merkwürdig gebildeten Fischen reitend sich brünstig umschlungen hält, Mund auf Mund gepreßt. Sie versinken mit rasender Schnelle (das deutet die äußerst lebendige Bewegung der Fische an) im Ocean der Wollust, auf dessen Grund die träge Schnecke lauert. Auf Blatt 5 sehen wir das Weib verlassen und weinend am Meeresstrande wandeln. Und nun zeigt uns der Künstler, wie die Verlassene immer tiefer und tiefer sinkt, wie sie das Lager eines greisen Lüßlings teilt, wie sie auf ihrer Thürschwelle zwei eifersüchtigen Liebhabern lachend zusieht, die mit den Dolchen auf einander losgehen, wie sie als Tänzerin gemeinster Sorte auf den Brettern steht, und wie sie als feile Dirne beutegierig bei Nacht die Straßen durchwandert. Ein durch seinen rücksichtslosen Realismus geradezu erschreckendes Blatt. Aber das Schrecklichste ist noch nicht erreicht. Der Künstler steigert die Handlung noch weiter. Er greift, um die letzten furchtbaren Scenen zu schildern, zu einem eigenartigen Symbolismus, der die der

Wirklichkeit entnommenen und mit grandioser Realistik aufgefaßten Dinge und Gestalten so merkwürdig zu gruppieren weiß, daß das Ganze wie durch einen Fiebertraum hindurch geschaut erscheint. Die Dirne wird von der keifenden Welt, megärenhaften Weibergestalten und lüsternen Pfaffen, die ihr immer näher auf den Leib rücken, in die Gasse gedrängt (Bl. 10); der Teufel als Auktionator bietet ihren verwelkten nackten Leib vergeblich einer höhnennden Menge von Becken und Lebemännern, während Kuppler und Kupplerin dabei stehen — es will sie keiner mehr (Bl. 11); und so sehen wir denn auf Bl. 12 den Kopf der Ertrunkenen mit entsetzlich verzerrten Zügen, von schlangenartig geringelten Haaren umgeben, in den Fluten treiben, wie ein Medusenhaupt. Die Tragödie ist aus, aber der Künstler spinnt seine Phantasie weiter und giebt dem ganzen Cyklus dadurch einen grandiosen Abschluß, daß er das gefallene Weib gleichsam zum Symbol der gemarterten Menschheit, der geschändeten Natur erhebt. Das Mitleid spricht. Wir sehen (Bl. 13), wie Christus in das Schattenreich hinabsteigt, um die Gefallenen, „die viel geliebet haben“, zu trösten. Aus diesen finsternen Gründen blickt man in eine lichte Welt, wo in weiter Ferne Liebespaare, die sich ihres Glückes offen freuen dürfen, im Sonnenschein wandeln. Sie dürfen in Ehren und Anständigkeit genießen, was der Ärmsten zum gräßlichen Fluche wurde. Im Mittelgrund des Bildes aber schleudert der Mann den Stein der Verachtung nach dem Weibe, das sich ihm ergeben hat. Im 14. Blatt wird gemissermaßen das Refumé des Ganzen gezogen. Vor einem in trautem Verein dahinwandelnden Liebespaar taucht plötzlich die gespenstige Vision des gekreuzigten Erlösers auf. Ein Schreckbild für die Liebenden, denn die Religion der Liebe verdammt die Liebe im Fleisch; — eine Anklage, die der Künstler gegen seine Zeit schleudert, denn in dem Körper Christi hängt symbolisch die ganze Menschheit am Kreuz, die in ihrem mächtigsten Triebe gequält und gemartert wird, es ist das gekreuzigte Fleisch, die mit Füßen getretene Natur, die letzte Ursache des tragischen Geschickes, das die vorhergehenden Blätter geschildert haben. Und nun noch das letzte Blatt: Eine riesige Sense schwirrt durch die Nacht, und rücklings stürzt der nackte Körper des Weibes in die Arme des Todesengels. Die Ärmste ist hinabgesunken in ewige Vergessenheit, in ewiges Schweigen.

Das ist ungefähr der nackte Idengehalt eines Klingerschen Radiercyklus. Ich würde kein Ende finden, wenn ich nur annähernd das andeuten wollte, was in all diesen Blättern enthalten ist.

Ich möchte nur noch an die Blätter 6, 9 und 10 aus dem Arnold Böcklin durch ein wunderschönes Widmungsblatt zugeeigneten Cyklus „Eine Liebe“ (Opus X, 1887) erinnern, der das sich in freier Wahl dem Manne

ihrer Liebe hingebende, aber moralisch nicht gesunkene Weib und die Tragik der Mutterschaft zum Gegenstand hat. Wie grandios ist hier (Bl. 6) die Komposition des nackten Menschenpaares (Adam und Eva nach dem Sündenfall), das, die Stirnen an die Erde gedrückt, vor dem düstern Richterpaaire (Tod und Teufel) das Urteil erwartet; wie stimmungsvoll ist auf Bl. 9 die an der grellweißen Mauer im vollen Sonnenlicht dahinschreitende Gefallene, der der Dämon des Spottes zur Seite geht, während über die Mauer schauende Tugendgesichter sie verachten; und wie groß erfaßt ist die langausgestreckt tot daliegende Gestalt des Weibes nach der Entbindung, auf deren Haupt sich der Geliebte trauernd herabbeugt, ihre blasse Wange mit seinen Thränen neugend, während am Fußende der Leiche der Tod als Accoucheur das Kind in den Falten seines Mantels leise davon trägt.

Mit dem Problem des Todes beschäftigte sich Klinger vielfach. Zwei seiner grandiossten Cyklen führen den Titel „Vom Tode“ (Opus XI, 1889). Die zehn Blätter der ersten Abteilung bilden eine Art von modernem Totentanz, d. h. sie zeigen, wie der Tod plötzlich in das Menschenleben eingreift und seine Opfer mitten aus ihrem Beruf und ihrer Umgebung hinwegreißt, und gelangen zu dem Schlussergebnis: „Wir fliehen die Form des Todes, nicht den Tod; denn unsrer höchsten Wünsche Ziel ist: Tod.“ Die sieben Blätter des zweiten Teiles fassen das Thema allgemeiner, weiter, größer. Es sind mächtig angelegte allegorische Kompositionen von höchster Kraft. Die Menschheit ins Joch gespannt gleich dem Vieh und ein reichverziertes, kolossales Säulenkapitäl hinter sich herschleppend, dem das Relief eines Cäsarenkopfes eingemeißelt ist, zeigt das erste Blatt: geistiger Tod durch harte Bedrückung und Knechtung im Dienste der Gewalt und des Luxus. Auf dem zweiten Blatt überreicht der Tod dem Könige Schwert und Brandfackel, damit er den kulturzerstörenden Krieg ins Land trage. Auf dem dritten schreitet der brutale Genius der Zeit mit geflügeltem Fuße über die Erde hin, alles, sogar den Genius des Ruhmes unter seinen Tritten zerstampfend. Aber nun beginnt Klinger über den Tod und die Zerstörung hinwegzublicken. Auf dem in seiner stilistischen Anordnung und seinen Kontrasten ungemein wirkungsvollen vierten Blatt kauert ängstlich weinend das neugeborene Kind auf dem im Sarge liegenden Leichnam der Mutter, wie im landschaftlichen Hintergrunde ein ganz junges zartes Bäumchen mitten zwischen den alten schwarzen Cypressen steht: Aus dem Tode erblüht neues Leben. Das fünfte ist eines der schönsten Blätter, die Klinger geschaffen hat. Eine edle Jünglingsgestalt weist mit energischer Gebärde die blickende Krone zurück, die ihm ein lüsterne Weib anbietet. Wir haben hier eine echt Klingerische Umdeutung und Ummodelung der biblischen Scene, wo der Versucher an Christus herantritt auf einem hohen

Berge und ihm alle Herrlichkeit der Welt zeigt. Der Versucher ist hier ein Weib, die Krone verheißt Macht, ihr blickendes Auge und ihr wollüstiger Körper Sinnengenuss, aber der junge Asket, halb Christus, halb Johannes, weist entschlossen auf die Ebene hinab, wo er unter den Menschen wandeln, lehren und den Tod erleiden will. Der Tod des Märtyrers, aus dem Leben und Segen aussprießt für Jahrhunderte. So steht auf dem sechsten Blatt der nackte Mensch mit den Füßen in Nacht und Grauen, von Schlangen und schußlichem Gewürm umfroschen, das Haupt aber trägt er hoch im Äther, dem ewigen Lichte zugekehrt, und im siebenten und letzten „An die Schönheit“ betitelten Blatt ist er niedergesunken in Bewunderung und Anbetung der ewigen herrlichen Natur.

Aber nicht immer ergeht sich der Griffel Klingers in so düsteren Motiven. In dem Zyklus „Ein Handschuh“ (Opus VI) spielt er mit neckischen Phantasien, die alle durch eine Art von Traumlogik unter einander verbunden sind.

Soll ich nun noch von seinem letzten und reifsten Radierwerke reden, der herrlichen Brahmsphantasie (Op. XII, 1894)? Diese einzige Schöpfung, in der er das von Brahms in Musik gesetzte Hölderlinsche Schicksalslied mit gewaltigen zeichnerischen Kompositionen begleitet, ist allbekannt. Die Symbolik ist hier noch klarer, die Gestaltungskraft scheint gewachsen, die Wirkung der einzelnen Blätter über alle Beschreibung schön. Ein Blatt wie die Evocation steht einfach einzig da.

Aber, wie gesagt, was hilft reden, beschreiben, wo man sehen muß?*)

Die Ölgemälde Klingers habe ich oben schon flüchtig genannt. Sie sind wenig zahlreich, und es ist ihnen vorläufig noch schwer beizukommen; Klinger experimentiert hier noch zu viel, als daß er zu einer ruhigeren Wirkung käme. Sie sind daher alle angefochten worden. Doch das thut nichts und kann uns nicht beirren. Wir wissen ja, worauf es dem Künstler vor allem ankommt: auf die Darstellung der menschlichen Gestalt. Das Sujet der Gemälde war mehr zufällig, nur in der Kreuzigung ging er neben der malerischen Wirkung auch etwas mehr auf das Stoffliche, auf die Begebenheit ein. Die Art, wie er es that, war den Kunstgelehrten nicht nach dem Herzen. Man schrieb über trassen Realismus, der mit dem heiligen Stoffe in Widerspruch sei. Auch solche Rufe haben wir schon oft vernommen, sie rühren uns weiter nicht; denn die Urteile der Weisen pflegen sich im Laufe der Jahre zu wandeln, die Werke aber bleiben bestehen. Nun hat sich Klinger in eine kolossale malerische Komposition ver-

*) Eine ziemlich vollständige, wenn auch manchmal etwas trodene Analyse der Klingerischen Radierwerke giebt F. Avenarius in seinem bei Amster & Rulhard in Berlin (1895) erschienenen Werkchen „Max Klinger's Griffelkunst“.

tieft, die mit einem ungemein reichen, zum Teil in polychromer Plastik ausgeführten Rahmen umgeben werden soll: „Christus im Olymp.“ Es ist durch geschäftige Reporter schon mancherlei über dieses figurenreiche Gemälde an die Öffentlichkeit gelangt, was vielleicht dem Meister, der das Riesenwerk langsam austreiben läßt, nicht einmal lieb ist. Wir wollen also warten, bis dieses Gemälde vollendet und der Öffentlichkeit übergeben sein wird, dann erst werden wir den Maler Klinger völlig würdigen können; denn diesmal handelt es sich nicht um einen mehr oder weniger zufälligen Vorwurf, sondern um einen gewaltigen und reiflich durchdachten Stoff in außergewöhnlicher und höchst eigenartiger Ausführung.

Zum Schlusse müssen wir nun auch noch den Bildhauer Klinger ins Auge fassen. Es handelt sich hier um die Büste der Salome und die Halbstatue der Kassandra, die, wie eingangs erwähnt wurde, beide gegenwärtig im Leipziger Museum aufgestellt sind. Es sind die berühmten polychromen Werke, die so viel bewundert und so viel angefochten wurden.

Ich kann hier auf die Streitfrage der künstlerischen Berechtigung der polychromen Plastik nicht näher eingehen, doch müssen wir uns die Sache wenigstens in ein paar kurzen Sätzen klar zu machen suchen:

Als die Freude des Gestaltens im Menschen erwachte, da suchte er das, was ihm besonders auffiel, nachzuschaffen, so gut er es vermochte. Natürlich gestaltete er alles möglichst genau so, wie er es sah. Eine farblose Plastik wäre dem primitiven Menschen eben so unnatürlich erschienen, wie ein Lied ohne Melodie, oder eine Melodie ohne Text und Tanz. Darum sind auch alle Kultbilder, von den heiligen Götterstatuen der alten Griechen bis zu unseren wunderthätigen Marienbildern, bunt geblieben bis auf den heutigen Tag. Denn in allen religiösen Dingen ist der Mensch konservativ. Als aber die Fähigkeit des Gestaltens wuchs und die Künstler in der Schule der Griechen die reinen idealen Formen der menschlichen Schönheit zu gestalten lernten, da wurde die Farbe dem Plastiker nicht nur unwesentlich, nebensächlich, sondern geradezu störend, weil sie durch ihre eigene Sonderwirkung, d. h. dadurch, daß eine heller gefärbte Stelle erhabener, eine dunkler gefärbte vertiefter erschien, als sie in Wirklichkeit war, die Linien und Flächen der vollendet gearbeiteten, idealen Statue fälschte. Früher fand die ungelübte Hand des Bildners eine Stütze an der Malerei, die seinen Fehlern zu Hilfe kam und über seine Ungenauigkeiten hinwegtäuschte. Jetzt war sie ihm ein Hemmnis, und er suchte für seine neue, rein plastische Kunst nach einem möglichst indifferenten und doch edel wirkenden Material, das sich denn auch am trefflichsten im weißen Marmor und in der bildsamen Bronze fand. Nun tritt aber eine dritte Phase ein: der Plastiker, der völlig Herr seiner Kunst geworden ist, will über das Ideale, das All-

gemeine, das Typische hinausgehen: er will charakterisieren, Individuelles schaffen, er möchte den Stein mit dem ganzen Gefühls- und Stimmungsinhalt unseres modernen Empfindens durchglühen, und nun muß der Bildner wieder zur Farbe greifen und die getrennten Künste wieder vereinigen. So that Klinger, als er seine farbigen Statuen schuf, nichts anderes, als Wagner, der in seinen Musikdramen die durch den Gang der Kulturentwicklung getrennten Künste der Poesie, der Musik und des Tanzes wieder in eine zusammenfaßte.

Zugleich zeigt uns aber diese kurze Betrachtung, worauf es bei diesen Versuchen hauptsächlich ankam. Klinger konnte nicht mehr so naiv vorgehen, wie die Meister des Mittelalters oder der Frührenaissance, die „ihre Statuen bemalten“; er mußte, um die beabsichtigte Wirkung zu erzielen, vor allem die störende Wirkung der Farbe vermeiden. Dies erreichte er dadurch, daß er, ähnlich wie Pheidias in seinen Goldelfenbeinstatuen des Zeus und der Pallas, die Farbe nicht auf die fertige Statue aufstrug, sondern in der Hauptsache durch das Material, aus dem er seine Werke schuf, die Farbe andeutete, daß er seine Statuen also aus verschiedenfarbigem Marmor zusammensetzte und die eigentliche Bemalung nur da, wo es unumgänglich nötig war, und stets nur in diskretester Weise, anwandte. Am stärksten tritt die Bemalung am Haupthaar und den Augenbrauen hervor die Fleischteile sind dagegen nur leicht getont, die Augen selbst aus Bernstein gebildet, Ketten, Gemmenschmuck und Spangen in geschmackvoll diskreter Weise aufgelegt.

Wir haben also in der Salome und der Kassandra keine „bemalten Statuen“ im alten Sinne vor uns, keine Werke, bei denen eine Kunstgattung auf die andere hinaufgepfropft ist, sondern eben polychrome Plastik, d. h. Schöpfungen, bei denen Farbe und Körperlichkeit sich gegenseitig durchdringen und stützen, bei denen Malerei und Plastik eins geworden sind.

Ferner bedenke man, daß die Farblosigkeit der Statuen zum guten Teil auch durch ihre Aufstellung im Freien bedingt war. Heute, wo wir die plastischen Kunstwerke in gutgeschützten Museen sammeln oder im Innern unserer Häuser in farbig ausgestatteten Räumen aufstellen, ist die polychrome Plastik nicht nur berechtigt, sondern geradezu geboten.

Die beiden genannten Statuen sind von verblüffender Lebendigkeit. Trotzig emporgerichtet erhebt sich die Kassandra auf ihrem dunklen Marmorsockel. Ihr stolzer und doch so schmerzlicher Blick bannt den Zuschauer sofort, ihre ganze Haltung ist ein merkwürdiges Gemisch zornigen Aufbäumens und müder Gebrochenheit. Die rechte Hand, wie im Zorn zur Faust geballt, ruht auf dem leicht vorgeschobenen rechten Schenkel, während die Linke sich gleichsam beschwichtigend über ihr Handgelenk legt, als wolle sie

den rechten Arm hindern, mit der geballten Faust emporzufahren. Durch diese Armhaltung wird die rechte Schulter etwas herabgezogen, und die durch die höherstehende linke Schulter bedingte schräge Haltung des Kopfes mit dem nach links gewandten Antlitz erhält etwas ungemein Verächtliches. Auch um die ganz leicht verzogenen Mundwinkel scheinen Schmerz und Verachtung zu zucken. Ein über die rechte Schulter geworfenes und auf der linken Schulter durch Kette und Spange festgehaltenes Purpurgewand hüllt die Gestalt ein und läßt nur den linken Arm, die linke Brust und den rechten Unterarm frei.

Noch lebendiger, noch zwingender wirkt das weibliche Brustbild, dem der Künstler den Namen Salome beigelegt hat. Er dachte dabei an jene Tochter der Herodias, die nach der evangelischen Erzählung vor ihrem Vater, dem Könige, tanzte und sich, auf Anstiften ihrer Mutter, als Lohn dafür, das Haupt Johannes des Täufers erbat, das ihr der in den Liebesbanden der eigenen Tochter gefangene Fürst auch gewährte. Die Gestalt dieser Salome hat die Künstler und Poeten schon vielfach beschäftigt. Es ist aus den schlichten biblischen Andeutungen allmählich ein ganzer Sagenkreis emporgeblüht. Das verführerische Geschöpf soll den Bußprediger selber in seine Netze haben ziehen wollen, und weil es sich von ihm verschmäht sah, ihm Rache geschworen haben. Nach der deutschen Volks Sage ist die Tochter der Herodias in alle Ewigkeit friedlos und muß mit dem Troste des wilden Jägers durch die Lüfte ziehen, wobei sie das blutige Haupt des Täufers tragen und küssen muß. Auf diese unbestimmten und nebelhaften Sagen deuten die beiden männlichen Masken, die zu beiden Seiten an die Büste gelehnt sind und die eigentümliche pyramidale Form des Werkes verstärken. Diese breite Basis läßt den Kopf und den Hals der Figur auffällig klein erscheinen, und dadurch erhält das feingebildete auf dem schlanken Halse sitzende Köpfchen etwas Listig-schlängenartiges. Der Eindruck des Zarten, Verwöhnten wird durch die übereinander geschlagenen Arme hervorgerufen, die das über beide Schultern gezogene, den feingeschwungenen Nacken aber freilassende Gewand über der Brust zusammenhalten. Es geht wie ein leichter fröstelnder Schauer durch die Gestalt, deren Finger sogar nervös belebt erscheinen. Das Merkwürdigste und Packendste aber an dem Bildwerk ist der Blick dieses feinen, geradeaus auf den Beschauer gerichteten und ihm mit einer gewissen schlaun Reckheit in die Augen sehenden blassen Gesichtchens. Aus tiefliegenden, dunkeln Augen schimmert er sinnlich-listig und geheimnisvoll hervor, während sich die Mundwinkel ein ganz klein wenig wie zu einem spöttischen Lächeln verziehen. Schauen wir lange in dieses Gesicht, so denken wir nicht mehr an die sagenhafte Salome, wir erblicken die leibhaftige Verkörperung des

Weibes, die Verkörperung der auffaugenden, männermordenden Leidenschaft, es ist das Urbild des schwachen Geschlechts, das über das starke triumphiert und es unterjocht.

Nun verstehen wir auch die beiden Masken. Auf der einen Seite, aus schmutzigrot geädertem Marmor gemeißelt, das Antlitz eines älteren Lüflings, das stark an den modernen Börsentypus erinnert mit seinen Bartkoteletten und seinem einen halb zugekniffenen Auge — ein modernisierter Herodes; — und auf der anderen Seite das blaugrün getonte Gesicht des toten Schwärmers, mit den unheimlichen, weit offenen, gelben, sternlosen Bernsteinäugen und den schmerzlich herabgezogenen Mundwinkeln — das andere Opfer des siegreichen „Weibes“: der bezwungene Asket, der Bußprediger — wenn man will: eine Johannesmaske. So verkörpert der Künstler in geradezu genialer Weise in dieser einen Frauenbüste einen großen, weltweiten Gedanken. Und dabei ist die Gestalt von so zwingender Lebendigkeit, daß man glaubt, sie müsse sich regen.

In Klingers Atelier steht schon seit längerer Zeit ein Modell zu einer merkwürdigen farbigen Beethovenstatue. Auch darüber hat die Presse schon einiges verlauten lassen. Der Komponist sitzt gleichsam als Zeus mit nacktem Oberkörper, den Purpurmantel über die Knie gebreitet und den Adler zu seinen Füßen, auf einem goldenen, mit prächtigen Reliefs bedeckten Thronsitze in leicht vorgebeugter Haltung und den dämonischen Blick wie starr in die Ferne gerichtet. Auch auf dieses Werk will ich nicht näher eingehen; denn der Künstler kann, bevor er es vollendet und der Öffentlichkeit übergibt, noch viel ändern und umgestalten, und ich erwähnte es nur, um zu zeigen, wie Klinger allmählich die plastische Bewältigung der ganzen Figur anstrebt.

Und es giebt noch viele Skizzen und Entwürfe und angefangene Werke in Klingers schönem neugebautem Atelier, das mitten im Grünen liegt, und vor dessen Fenstern sich ein Arm der Elster in zierlichen Bogen durch Baumgruppen schlängelt. Rüstig und unermüdblich ist der lebenswürdige Meister am Werk. Jede seiner Arbeiten, von der kleinsten Skizze bis zur umfangreichsten und gewaltigsten Komposition, scheint zu sagen: Hier ist einer, der alles von Grund aus und von vorne anfängt, der auch das kleinste Detail durch sein Ich gehen läßt und mit seiner Individualität durchtränkt, bevor er es zum Ganzen fügt; ein Meister, dessen Phantasie die kühnsten Flüge unternehmen darf, und der doch geduldig als Schüler zu den Füßen der großen Lehrerin Natur sitzt, unablässig bestrebt, den Geist der modernen Zeit in neue Formen zu fassen, der Schönheit wieder ein neues kostbares Gewand zu wirken.

* * *

Noch ein Wort über das diesem Hefte beigegebene Jugendporträt Klingers. Es ist von Christian Krogh, einem Freunde des Künstlers, gezeichnet; das Original befindet sich in Klingers Besitze. Es giebt von Klinger wenig Porträts, ich kenne außer dem Krogh'schen nur zwei, ein in dem obgenannten Werkchen von Avenarius und auch wohl noch anderwärts reproduziertes nach einer nichtsagenden Photographie, das alle charakteristischen Züge verwischt und fast wie ein Modejournalbild aussieht, und das Ölgemälde von Stoeving, einem jungen talentvollen Leipziger Künstler, das jetzt im Leipziger städtischen Museum hängt. Letzteres ist aber mehr eine interessante Farbenstudie in Weiß und Rot. Klinger sitzt vor einem weißen Hintergrund im weißen Arbeitskittel vor der Kupferplatte, über die sich das rösig angehauchte Gesicht mit dem kurzgeschnittenen rötlichen Haar beugt. Klinger selbst hält die Zeichnung Kroghs für das beste und treueste Bild. Daß er in so liebenswürdiger Weise die Reproduktion des interessanten Blattes für die „Gesellschaft“ gestattete, werden ihm unsere Leser sicher Dank wissen.





Lombroso und die moderne Hirnphysiologie.

Von Dr. S. S. Epstein.

(Berlin.)

Die Wissenschaft ist von jeher als herrenloses Gut angesehen worden, als ein Tummelplatz für Leute allen möglichen Kalibers, geschickte und dumme, geniale und minder talentierte; auch ganz dumme brachten es hie und da zu Stande, ein beträchtliches Stück Terrain als ihr Eigentum zu behaupten. Keiner Wissenschaft erging es aber in dieser Beziehung so schlecht, wie der Naturwissenschaft; an ihre Rockschöße hängten sich immer eine ganze Menge von Leuten, die von ihr Vorteile erhofften. So sehen wir, wie aus der Astronomie eine Astrologie, aus der Chemie eine Alchemie wurde, und wie in unserem eminent naturwissenschaftlich angelegten Jahrhundert die Fortschritte der Physik dazu verwandt wurden, um eine auf nichts gegründete, rein hypothetische Lehre von den letzten Urgründen des Daseins zu konstruieren, die mit dem stolzen Namen „Naturphilosophie“ belegt wurde. Unseren großen Vorkämpfern der modernen Richtung, Johannes Müller, Helmholtz, du Bois-Reymond u. a. ist es zu verdanken, daß die Bezeichnung „Naturphilosoph“ für einen noch jetzt lebenden Forscher kaum noch anzuwenden wäre, wollte man damit nicht einen geradezu beleidigenden Nebensinn verbinden.

Thatsächlich hat die rein experimentelle Methode der Naturwissenschaft, welche sich darauf beschränkt, die Erscheinung möglichst genau zu beschreiben, ungeahnt großartige Resultate gezeitigt, und es muß etwas enorm Verlockendes im Experimentieren liegen, denn sonst wäre es total unerfindlich, daß eine solch gewaltige Anzahl von Menschen die Naturwissenschaften zu ihrem Spezialstudium wählt. Aber jede Wissenschaft muß durch große Extension an Intensität verlieren, sie wird sich verflachen, d. h. der Durchschnitt derjenigen, welche sich ihrem Studium widmen, besitzt durchaus nicht diejenigen Qualitäten, welche dazu notwendig sind, um eine Wissenschaft in wahrhaft fruchtbringende Bahnen zu lenken.

Diese Minderwertigkeit des Forschers kann sich in dreierlei Art äußern; erstens, indem die Grenzen, welche jeder Disziplin gesteckt sind, verkannt

und deren Lehren bis zu einem Extrem ausgebildet werden, wo jede sachliche Kritik schwer fällt, beziehungsweise aufhören muß; zweitens, wenn man die Ergebnisse einer Wissenschaft auf Erscheinungen anwendet, die vermittelst des vorliegenden Maßstabes gar nicht kommensurabel sind; endlich rechne ich zu den Minderwertigen die Mollusken und Parasiten, d. h. diejenigen „Forscher“, welche jede gerade vorherrschende Strömung sich kritiklos zu eigen machen, nur weil sie hoffen, dadurch zu einer Art billigen Schaufenster-Berühmtheit zu werden. Zur ersten Kategorie rechne ich Cesare Lombroso, zur zweiten seinen ganzen Anhang mit Max Nordau an der Spitze und zur dritten Schriften wie etwa diejenige, gegen welche ich im Oktober-Heft dieser Zeitschrift eine Widerlegung schrieb.*)

Das Verhältnis zwischen Lombroso und Nordau ist ein geradezu rührendes; es ist, als ob zwischen beiden ein geheimer Pakt bestände, laut welchem sie sich verpflichtet haben, einander gegenseitig in ihren Werken hochzuheben und zu verhimmeln; man kann keine Schrift Nordaus in die Hand nehmen, ohne darin zu lesen, daß Lombroso förmlich einen Markstein in der Anthropologie bedeute, und Lombroso wiederum kann nicht oft genug wiederholen, daß Nordau eine neue Ära der Kritik ästhetischer Produkte inauguriert habe.

Aber wie dem immer auch sei! Man kann beiden eine enorme Produktivität nicht absprechen, denn ein derartig kaninchenhaftes Vermehren von Werken, wie bei Lombroso und Nordau, steht heutzutage in der exakten oder exakt sein sollenden Wissenschaft einzig da. Allerdings ist das Volumen Lombroso'scher Werke hauptsächlich auf die Unmenge des darin aufgestapelten statistischen Materials zu setzen, und darin liegt nicht zum geringen Teil das Unheil, welches die italienische Schule angerichtet hat, indem sie der statistischen Methode in der Medizin einen Raum zuwies, welcher ihr keineswegs gebührt.

So sehr die Statistik den Beifall eines jeden normal denkenden Menschen finden wird, so muß andererseits die Thatsache in Betracht gezogen werden, daß sie geeignet ist, bei derartigen Fällen, wo nur anatomische und histologische Befunde Aufschluß geben, eine ganze Reihe von falschen Resultaten zu liefern, welche zu den widersinnigsten Schlüssen führen können. Ein typisches Beispiel hierfür ist die im vorigen Jahre von einem Schüler Lombrosos, Prof. Dtolenghi, gelieferte Arbeit unter dem Titel: „Gefühl und Alter“. Hier kommt der Verfasser auf Grund von etwa 270 untersuchten Fällen zu dem total ungereimten Schluß, daß die Empfindlichkeit beim Neugeborenen am tiefsten ist, ihren Höhepunkt im

*) Hamlet als Versuchskaninchen.

Mannesalter erreicht, um gegen das Alter zu wieder abzunehmen. Wir begegnen aber auf der anderen Seite täglich der Erscheinung, daß neugeborene oder wenige Tage alte Kinder schon durch den Stich einer Nadel in allgemeine Krämpfe versetzt werden können, während der erwachsene Mensch einen solchen Stich kaum spürt. Wir erhalten zur Erklärung dieser Erscheinung die Antwort, die Nerven des Neugeborenen befänden sich eben im Zustand des labilen Gleichgewichtes, während diejenigen des Erwachsenen stabil sind.

Sehr schön! Aber mit dem Ausdruck: „labiles Gleichgewicht“ ist eigentlich gar nichts erklärt und nichts anderes gethan, wie statt eines Ausdruckes ein anderer substituiert, der uns gerade so wenig in das Wesen der Erscheinung blicken läßt, wie der erste. Thatsächlich giebt uns die moderne Hirnphysiologie und Hirnanatomie folgenden Aufschluß, der allerdings mit den Ergebnissen Stolenhis in direktem Widerspruch steht. Die centrifugalen, zur Auslösung von Bewegungen dienenden, und die centripedalen zur Vermittelung von Empfindungen bestimmten Bahnen werden durchaus nicht gleichzeitig ausgebildet. Die vom Großhirn abhängigen motorischen Bahnen entstehen ausnahmslos erst nach Fertigstellung der sensiblen; am aller spätesten bilden sich die sogenannten „Hemmungscentren“ aus, welche regulierend auf unsere Triebe wirken. Mithin wird das Kind, noch bevor es eine bewußte Bewegung ausführen kann, schon sehr wohl im Stande sein, Schmerz zu empfinden, ja die Äußerungen desselben werden umso stärker sein, je weniger der Neugeborene in der Lage ist, sich des wohlthätigen Einflusses der Hemmungscentren zu erfreuen. Anders verhält es sich beim erwachsenen Mann; hier sind nicht nur die Hemmungscentren voll ausgebildet, sondern noch durch Übung erstarkt, und außerdem kommt noch die Willensthätigkeit hinzu, welche auf die Intensität des empfundenen Schmerzes von nicht zu unterschätzendem Einfluß ist; nur dieser Willensthätigkeit ist es zuzuschreiben, daß ein Mutius Scaevola im Stande war, seine Hand ruhig im Feuer zu rösten; nur die mächtige, ja übermächtige Ausbildung dieser Hemmungscentren machte es möglich, daß Fanatiker oder Verschwörer sich den gräßlichsten Martern der Inquisition unterzogen, ohne daß sie auch nur ein Wort von dem verrieten, was sie zu verschweigen für gut hielten. Wir sehen also, wie uns die gehirnanatomische Methode Resultate liefert, die von denjenigen der statistischen Methode total verschieden sind; wem sollen wir also glauben? dem ausfragenden und zählenden Gelehrten, oder demjenigen, welcher sich von all dem, wovon er spricht ad oculos durch Serienschritte, Härtungen und unter dem Mikroskop überzeugt hat? Ich glaube, dem wirklich exakten Forscher wird hier keinen Augenblick die Wahl schwer fallen.

Ich habe dieses charakteristische Beispiel, ich möchte es beinahe den „Fall Otolenghi“ nennen, angeführt, um zu zeigen, wohin die statistische Methode führen kann.

Diese Methode führte auch den zweifellos außerordentlich begabten, wenn auch einseitig verbohrtten Lombroso dazu, die These aufzustellen, daß die Verbrecher einen eigenen Rassentypus bilden, daß es Verbrecherfamilien, ja Verbrecherdörfer gebe, die sich dem anthropoiden Habitus nähern, und daß ferner dasjenige, was wir Genie nennen, ebenfalls eine Degenerationserscheinung sei, welche mit der Epilepsie eng zusammenhänge.

Man mag sagen, was man will, aber die Thatsache läßt sich nicht wegleugnen, daß Lombroso auf die Denkweise der Laien und auch eines Teiles der Gelehrtenwelt einen nicht geringen Einfluß ausgeübt hat.

Es existiert eine ganze Legion von Widerlegungen gegen Lombroso, die es aber alle nicht zu Stande brachten, die Schule völlig zu vernichten und auf den anthropologischen, sowie psychologischen Kongressen wird mit dem Kriminalanthropologen mit einer Zartheit umgegangen, als ob man fürchten müsse, diese so unheilbringende Schule irgendwie zu verletzen. Es sind, wie gesagt, gegen Lombroso eine Unmenge Schriften losgelassen worden, bei deren Durchlesung man jedoch das feste Gefühl hat, all das, was drin steht, sei viel besser gemeint, wie gegeben. Die Gründe, welche angeführt werden, sind zumeist philosophischer oder introspektiv psychologischer Natur, und es ist von vorneherein klar, daß man mit diesen gegen die von Lombroso aufgeführten Argumente gar nichts ausrichten kann; am allerwenigsten kommen jedoch diejenigen Anti-Lombrosisten in Betracht, deren geharnischte Widerlegungen in den von echt deutschem Idealismus durchtränkten Ruf ausklingen: „Nein, es ist ganz unmöglich, daß das Genie eine Degenerationsform sei, daß zwischen den Thaten unserer größten Geistesheroen und den Abjehen erweckenden Verbrechen eines „Jack, the Ripper“ eine innere Verwandtschaft bestehe!“

Ich glaube nun allerdings, daß man, um gegen die ganze italienische kriminal-anthropologische Schule mit Erfolg anzukämpfen, zu etwas anderen, weniger harmlosen Hausmitteln greifen müßte. In erster Linie wäre es angezeigt — und ich bin daran, es auszuführen — wenn man mit einem statistischen Material arbeiten würde, welches dem im „Uomo delinquente“ niedergelegten weder an Quantität noch an Qualität nachstünde. An der Hand dieses Materials müßte gezeigt werden, daß der weitaus größte Prozentsatz der Gewohnheitsverbrechen durchaus nicht all diejenigen Rassenmerkmale in sich vereinige, welche Lombroso dazu führten, einen eigenen „Tipo criminale“ zu konstruieren; dort jedoch, wo die Körperdifformitäten einzeln auftreten, sind sie viel mehr Folge, wie Ursache

der Verbrecherlaufbahn. Es genügt ja, den sonst nicht sehr kompetenten gemeinen Menschenverstand zu Hilfe zu nehmen, um sich zu sagen, daß unständige Lebensweise, fortwährende Furcht vor Verfolgung, sexuelle Excesse, Alkoholismus, Verwundungen und sonstige nicht gut gepflegte oder geheilte Krankheiten, welche mit der Laufbahn des Gewohnheitsverbrechers aufs Innigste zusammenhängen, nicht ermangeln können, ihre Spuren in den Habitus des betreffenden Individuums einzugraben, ohne daß es geradezu notwendig wäre, eine Prädestination anzunehmen.

Aber noch ein schwerwiegender Einwand ist gegen Lombroso zu machen: Wenn es thatsächlich wahr sein sollte, daß der im Lombroso'schen Sinne echte Verbrecher einen Rückschritt in der Entwicklung des Gehirnes vorstellen soll, so müßte sein Defekt an sittlichem Fühlen Hand in Hand gehen mit einer Inferiorität des Intellektes. Die Erfahrung lehrt aber das diametral Entgegengesetzte; gerade die „Koryphäen“ unter den Verbrechern waren mit einer nicht gewöhnlichen Intelligenz begabt, welche in andere Bahnen gelenkt, gewiß äußerst frucht- und segensbringend für die Gesellschaft gewirkt hätte; man erinnere sich nur an den in den 80er Jahren abgeurteilten Hochtapler Chevalier de Hofmann, der es mit einem geradezu an Genialität grenzenden Raffinement verstanden hat, zehn Jahre lang ganz Europa an der Nase herumzuführen, in hohen und allerhöchsten Gesellschaftskreisen verkehrte, die Orden der meisten europäischen Souveräne befaß, dabei ein vollendeter Weltmann und Kavalier war; man denke ferner an den Mädchenmörder Hugo Schenk, der seine technischen Studien mit bestem Erfolg absolviert hatte, und dem niemand das Zeugnis verweigern konnte, ein hochintelligenter Mann zu sein.

Hier ist nun der Angelpunkt, an dem Lombrosos Verbrecherlehre einen ernststen wissenschaftlichen Angriff kaum auszuhalten vermag, und damit gelange ich zu denjenigen Methoden, welche neben der statistischen angewendet werden müssen, um erfolgreich gegen die italienischen Kriminal-Anthropologen ankämpfen zu können.

Ich meine nämlich die Gehirnphysiologie und Gehirnanatomie.

Paul Flechsig, der in Leipzig Psychiatrie lehrt, hat es verstanden, beide Wissenschaften in geistvoller Art und Weise zu vereinigen und dem Fachmann, der in der angenehmen Lage ist, seinen gehirnanatomischen Untersuchungen zu folgen, erschließen sich für die Beurteilung der Lombroso'schen Verbrechertheorie ganz neue Gesichtspunkte. Die moderne Hirnphysiologie steht heute ausnahmslos auf dem Standpunkte der Lokalisation geistiger Vorgänge; das will so viel sagen, daß nicht die ganze Gehirns-Substanz gleichzeitig und gleichwertig an den geistigen Vorgängen beteiligt ist, sondern jeder Sinnesempfindung, jedem nicht komplexen geistigen Vor-

gang ein eigenes Gehirncentrum entspricht. Bis jetzt kannte man diese Centren nur mit Hilfe physiologischer Experimente, d. h. man stellte durch Reizversuche einerseits, durch Extirpationen andererseits fest, wo sich das betreffende Sinneszentrum befinde. Flechsig war nun der Erste, dem es gelang, auch hirnanatomische Beweise für das Vorhandensein der Sinnescentren beizubringen; was aber noch viel schwerer wiegt, ist der Umstand, daß es ihm gelang, auch geistige Centren zu entdecken, welche er Associationscentren nennt. Für die Beurteilung von Verbrechen kommt die sogenannte Körperfühlsphäre der Hirnrinde hauptsächlich in Betracht; man könnte es gewissermaßen ein Charakterzentrum, ein Hauptorgan des Charakters im Gehirn nennen. In diesem Centrum kommen die einzelnen Organe sich selbst zum Bewußtsein, mit all ihren Trieben, Bedürfnissen, Kraftvorrat etc.

Es ist nun allerdings richtig, daß bei einer Anzahl Verbrecher eine auffallende Kleinheit der geistigen Centren konstatiert wurde, wodurch für die Minderwertigkeit des betreffenden Individuums auch eine gehirnanatomische Grundlage gegeben war; diese Inferiorität äußerte sich jedoch zumeist in einem Mangel des Intellektes, d. h. in vollständigem Mangel an Wissensdurst, Stumpfheit, Unfähigkeit, sich Rechenschaft zu geben von den Folgen begangener Handlungen, und endlich in rascher Erschöpfbarkeit des Gehirns, wodurch eine Sucht nach immer wechselnden Eindrücken, nach Bagabondage, entsteht.

Es ist jedoch diese Kleinheit der geistigen Centren für die Beurteilung des Verbrechens durchaus nicht maßgebend, da wir ja einer Unmenge von Individuen von enormer geistiger Beschränktheit begegnen, welche durchaus gutmütiger Natur sind und niemals auch nur den geringsten Gang zum Verbrechertum gezeigt haben.

Will man den Verbrecher richtig beurteilen, so wird man bei ihm vom Intellekt völlig absehen und nur von einem Defekt des Charakters, von einer Abnormität der sittlichen Vorstellungen sprechen dürfen. Dieser Defekt ist aber, streng wissenschaftlich gesprochen, von einem chemischen Faktor abhängig, d. h. es kommt auf die größere oder geringere Reizbarkeit der Körperfühlsphäre an.

Während unser Intellekt nur von einzelnen Hirnteilen abhängig ist, stellt der Charakter die Gesamteresultierende der von allen Körperorganen ausgehenden Nervenreize vor.

Da, wie ich nun oben ausführte, der Intellekt einerseits und der Charakter andererseits von ganz verschiedenen Centren abhängig sind, so resultiert daraus, daß ein bestimmtes Individuum hoch begabt sein, sich aber dabei durch vollständigen Mangel aller sittlichen Gefühle auszeichnen kann.

Diese Charaktercentren sind es nun in allererster Reihe, welche von Epilepsie, Hysterie, Alkoholismus in Mitleidenschaft gezogen werden; es ist deshalb nicht zu verwundern, daß die überwiegend größte Zahl von Verbrechern von irgend welchen Nervenkrankheiten befallen ist, welche das Charaktercentrum im fortwährenden Zustand der Reizbarkeit erhalten und daher alle Triebe oft bis ins Ungeheuerliche steigern.

Man wird schon aus meinen kurzen Erörterungen sehen, daß das Wesen des Verbrechertums nicht im Gehirnbau, sondern einzig in der erhöhten Reizbarkeit einzelner Gehirnteile liegt, und daß das Suchen nach einer rein körperlichen Grundlage des Verbrechertums als ein durchaus verfehlter und gescheiterter Versuch anzusehen ist.

Ich habe oben behauptet, daß ein bestimmtes Individuum hoch begabt sein, sich aber dabei durch vollständigen Mangel aller sittlichen Gefühle auszeichnen kann. Wohlgemerkt: kann, nicht aber muß, und hier liegt der zweite Fundamentalirrtum Lombrosos, wenn er behauptet, geniale Begabung dränge das sittliche Fühlen auf den zweiten Plan.

Hier ist der zweite Angelpunkt, wo die moderne Hirnphysiologie sich auf einen Lombroso völlig entgegengesetzten Standpunkt stellen muß; nicht die Hyperfunktion der geistigen Thätigkeit, nicht eine konstante Überreizung des Seelenorgans fördert Gedankenverknüpfungen zu Tage, die wir genial nennen, und die dann allerdings krankhafter Natur wären, sondern das Genie ist stets mit einem besonderen Bau, einer besonders reichen Gliederung des Gehirnes gepaart, und dieses ist hinwieder seinen Funktionen, seiner Reizbarkeit nach völlig normal und gesund.

Die einzelnen Abschnitte des Gehirns sind durchaus nicht gleichwertig, und die moderne Gehirnanatomie ist vermöge ihrer Methoden sehr wohl in der Lage, die geistig wichtigen von den weniger wichtigen scharf abzugrenzen und dadurch die Annahme der besonders reichlichen Gehirngliederung beim Genie zur Höhe einer Thatsache zu erheben.

Flechsig fand nun ein geistiges Centrum im Stirnhirn, daneben aber noch eines unterhalb des Scheitelhockers, welches bei allen wahrhaft genialen Menschen besonders stark ausgebildet war. Da nun dieses Centrum, an welches die Elemente der Phantasie gebunden sind, alle anderen geistigen Centra beherrscht, so wird man sich wohl erklären können, daß beim Künstler in allem die Phantasie prävaliert und Ausschlag giebt, und es wird nicht notwendig sein, eine besonders erhöhte oder gar krankhafte Reizbarkeit anzunehmen.

Es ist ja allerdings richtig, daß auch Überreizung des Gehirns hier und da Produkte zu Tage fördern kann, welche nach oberflächlicher Ansicht mit denen eines genialen Gehirnes Ähnlichkeit besitzen; bei näher ein-

gehender Betrachtung wird aber stets in den Produkten des Irren das Element der Dissociation, in denen der Genies die Association vorherrschen; beim ersten das zerstörende, beim zweiten das bildende Prinzip ausschlaggebend sein.

Und nun resumieren wir, und sehen wir zu, wie sich all diese Ergebnisse mit den Gesetzen Lombrosos und seiner Adepten vertragen. Lombroso sieht im Verbrechen eine eigene Varietät des Menschen und im Genie eine dem Irtsinn verwandte Erscheinung; die moderne Hirnphysiologie kommt zu Resultaten, die gerade entgegengesetzt sind. Sie zeigt, daß der Verbrecher als ein schwer neuropathisch Belasteter anzusehen ist, während das Genie eine Abart des „Homo sapiens“ nach oben zu vorstellt. Lombroso nimmt beim Verbrechen Anomalien im Bau, und beim Genie erhöhte Reizbarkeit des Gehirns als grundlegend an, die moderne Hirnphysiologie zeigt, daß wir gerade beim Verbrecher mit hoher Reizbarkeit, bezw. Stumpfheit, beim Genie mit sehr reicher Gliederung zu rechnen haben.

Und nun zum Schluß, um Mißverständnissen vorzubeugen.

Ich mache mir nicht an, in dieser Skizze Lombroso widerlegt zu haben, ich habe einzig zeigen wollen, welchen Weg man zu beschreiten hat, um mit Erfolg gegen ihn zu kämpfen.

Ich hoffe einer der Ersten zu sein, der dies thun wird! Wenn aber nicht, was thut's? Dann ist es eben ein Anderer. Nicht auf die Person, auf die Sache kommt es in der Wissenschaft an.





Aus dem Berliner Kunstleben.

Von Dr. John Schifowski.

(Berlin.)

Die erste Hälfte der Theaterfaison ist für den Berichterstatter eine wahre Passionszeit. Es ist kein kleines Stück Arbeit, sich zunächst in dem Theater-Labyrinth zurecht zu finden. Denn das Operationsfeld hat in jeder Campagne ein durchaus verändertes Aussehen. Neue Bühnen sind entstanden, alte in neue Hände übergegangen, und das bewegliche Volk der Minnen seht mit Beginn jeder Saison eine wahre Völkerwanderung in Scene.

Es bedarf immerhin einiger Zeit, bis wir uns daran gewöhnt haben, daß das Friedrich-Wilhelmstädtische Operettentheater jetzt unter der Direktion Samst eine Volksbühne geworden ist, die Possen, klassische Dramen und italienische Opern in gleichmäßig minderwertiger Weise zur Darstellung bringt; daß Adolf Ernst vom Kriegsschauplatz abgetreten, und seine Bühne unter der Firma Thalia-Theater in die Hände des Kommissionrats Hasemann übergegangen ist, während sein früherer Bondivant Carl Weiß über das Ostend-Theater in der großen Frankfurterstraße das Direktionszepter schwingt. Kaum hatte man sich für das Theater des Westens die für Berlin neuen Namen Blumenreich und Witte-Wild gemerkt, als man schon durch die Zeitungen erfuhr, daß Herr Blumenreich aus der Direktion ausgeschieden sei, sich nach Italien zurückgezogen habe und steckbrieflich verfolgt werde. Nur die alten Säulen wanken und weichen nicht. In der Leitung des Schauspielhauses hat sich keine Änderung vollzogen, und das Deutsche Theater hat seinen Brahm, das Berliner seinen Prasz, das Neue und Residenz-Theater seinen Lautenburg und das Lessing-Theater leider seinen Blumenthal in die neue Saison hinübergerettet. Aber in dem Personalstande der Bühnen sind mannigfache Veränderungen vorgegangen. Das Deutsche Theater hat Frau Wilbrandt-Vaudius und Frau Ferdinande Schmittlein verloren, dagegen Oskar Sauer und Luise v. Pöllnitz vom Lessing- und Guido Zielscher vom Adolf Ernst-Theater gewonnen. Der Übergang des Letzgenannten von der Possenbühne zu dem vornehmsten Theater Berlins hat manches Schütteln des Kopfes erregt. Ob die rundliche Körperfülle des trefflichen Naturburschen sich mit Glück auf dem Boden der feineren Komik wird bewegen können, muß die Zukunft lehren. Auf einen vollgültigen Ersatz für Georg Engels darf das Deutsche Theater nicht rechnen. Aber es war vielleicht eine ganz gute Idee, es einmal mit einem ungeschliffenen Stein zu versuchen, der sich bei richtiger Bearbeitung und Fassung vielleicht in einen Brillanten von eigenartiger Schönheit verwandeln kann. Wenn es dem Deutschen Theater gelingt, aus Herrn Guido Zielscher etwas wie einen modernen Komiker zu machen — diese Spezies giebt es zur Zeit noch nicht —, so wäre damit schon immerhin etwas erreicht. Frau Nuschka Buße ist vom Lessing-Theater zum Theater des Westens übergegangen. Diese neue Gründung verfügt nächst der

Hofbühne jetzt unter allen Berliner Theatern über das größte Künstlerpersonal. Ich nenne außer Frau Buße nur die Namen Marie Barkany, Max Hospauer, Marie Bachmann-Zipser und Ferdinand Bonn.

Wenn das zermartete Referentengehirn mit den orientierenden Terrainstudien fertig ist, bricht die erste Premièren-Sintflut herein. Sie pflegt von Mitte November bis Mitte Dezember zu dauern. Nachdem im September und Oktober nur kleine Vorpostengefechte stattgefunden haben, rücken nun die Direktionen mit schwerem Geschütz ins Treffen: Das Lessing-Theater schießt seinen Lindau, das Berliner Wildenbruch, das Deutsche seinen Hauptmann vor, und die Entscheidungsschlachten der Saison werden geschlagen. Der Märtyrer der modernen Theaterhypertrophie muß diese Wochen hindurch jeden Abend auf einem Parkettstuhl zubringen, und an manchen Tagen finden zwei bis drei Premièren zugleich und womöglich noch eine Matinée statt.

Aus der Überfülle dessen, was der verfloßene Monat uns geboten hat, will ich nur eine beschränkte Auswahl vorführen: drei Abende, die im guten oder schlechten Sinne über den Durchschnitt hervorragten und wohl überhaupt die Gipfelpunkte der diesjährigen Theaterfaison bilden werden.

Das Lessing-Theater, das von Saison zu Saison tiefer gesunken ist, scheint jetzt vollständig auf den Hund gekommen zu sein. Nachdem es noch Luise v. Pölnitz, Ruscha Buße, Marie Reichenhofer und Oskar Sauer verloren hat, ist es nicht mehr imstande, eine einigermaßen erträgliche Aufführung herauszubringen. Der Poseur Stockhäuser und der Virtuose Stahl vermögen selbst das Stammpublikum der Blumenthal-Bühne nicht zu fesseln, und über die Damen Groß und Wirth, die man sich allenfalls als hübsche Statistinnen gefallen ließe, die aber wegen ihrer glänzenden Toiletten andauernd in ersten Rollen Verwendung finden, will ich lieber schweigen. Die Ratten verlassen das sinkende Schiff: selbst der letzte Getreue, Sudermann, hat sein diesjähriges Opus „Morituri“ schon dem Deutschen Theater anvertraut. Ich wüßte auch nicht, wie Herr Blumenthal mit den Trümmern seines Personals die Besetzung bewerkstelligt hätte, wenn er nicht etwa die Rolle des Rains Herrn Schönfeld, die der Frau Sorma dem Fräulein Eslinger hätte anvertrauen wollen. Herr Blumenthal hätte sich wohl darüber keine grauen Haare wachsen lassen, aber Sudermann jagte „Quod non“ und wandte seinem Entdecker den Rücken. Armer Oskar!

Da es mit Sudermann nichts war, stieg man eine Stufe tiefer herab und versuchte es mit Paul Lindau. Dieser hatte ein neues Schauspiel „Der Abend“ vorrätig, und um der Premièrè einen besonderen Reiz zu verleihen, wurde der Dichter selbst aus Meiningen verschrieben, und sollte sich — zum ersten Mal seit der Schabelski-Affäre — wieder seinen lieben Berlinern persönlich präsentieren. Es gehörte dazu, nach allem, was passiert war und den Weggang Lindaus von Berlin veranlaßt hatte, immerhin eine ganze Portion Dreistigkeit, aber es ist auch noch niemandem eingefallen, diese Mannestugend Herrn Lindau abzustreiten. Er kam, zeigte sich seinen Verehrern, brachte es durch das großartige Spiel von Georg Engels, der verurteilt war, in dem wertlosen Stück die Hauptrolle zu geben, zu einem thatsächlichen Erfolge und revanchierte sich schließlich bei dem genialen Darsteller dadurch, daß er nach der Aufführung an Herrn Blumenthal einen Brief schrieb, in dem er sich darüber beklagte, daß das Publikum vor der wirkungsvollen Darstellung einer Rolle gar zu leicht den Dichter, der die Rolle geschaffen, vergesse! Herr Blumenthal war böshast genug, diesen Brief seines früheren Feindes in die Presse zu bringen. Das Schauspiel Lindaus wird sich so lange auf dem Repertoire des Lessing-Theaters halten, als Engels dort gastiert, und dann für immer von den Brettern verschwinden.

Die Verteilung des Schillerpreises erhielt in diesem Jahre durch das persönliche Eingreifen des Kaisers, der den von den Preisrichtern erklärten Dichter des „Hannele“ nicht bestätigte, ein gewisses äußeres Interesse. Seit die Dramatiker Theodor Fontane und Klaus Groth mit dem Schillerpreise gekrönt sind, pflegt man seine Verteilung nur als Kuriosum zu betrachten. In diesem Jahre aber wurde die Sache ernst. Professor Erich Schmidt trat aus dem Preisrichterkollegium aus, und das Berliner Theaterpublikum spaltete sich in zwei Parteien: die Hauptmann — die Wildenbruch. Der Zufall wollte es, daß die diesjährigen Premieren der beiden Parteihäupter auf zwei auf einander folgende Tage fielen, und so hatte es den Anschein, als wenn das Berliner Publikum über die Verteilung des Schillerpreises zum zweitenmale entscheiden sollte.

Am 1. Dezember fand die erste Aufführung von Wildenbruchs „Kaiser Heinrich“ statt. Wildenbruch ist der Vertreter der preussischen Hofdramatik, einer Kunst, die in der Stadt der Gardeoffiziere und Geheimräte ihres Publikums sicher ist. Und dieses Publikum brachte seinem Dichter am ersten Dezemberabend stürmische Ovationen dar. Das Stück, um das es sich handelt, ist ein echter Wildenbruch, nicht besser und nicht schlechter als die andern Dramen des Verfassers. Es besitzt alle die Eigenschaften, die auf ein stumpfes Publikum zu wirken pflegen. Abgesehen von einigen überlangen Deklamationsstücken, die aber, ohne dem Stück Schaden zuzufügen, zusammengestrichen werden könnten, geht es auf der Scene stets äußerst amüsant zu. Die auftretenden Personen haben ausnahmslos eine bedeutende rhetorische Begabung und sprechen wie es scheint stets wohl vorbereitet, in eleganten Sätzen, poetischen Bildern und oft scharf und witzig zugespitzten Pointen. Namentlich bevor sie mit Tode abgehen, pflegen sie den umstehenden Leidtragenden instructive Vorträge zu halten, die nach Inhalt und Form gleich gediegen sind. Alle durch die Bank sind liebenswürdige und amüsante Plauderer, denen man gern zuhört. Aber die Wildenbruchschen Helden wissen nicht bloß viel und schön zu sprechen, sondern sie verstehen auch, durch ihre Thaten das Publikum zu unterhalten. Die unglaublichsten Dinge geschehen auf der Bühne. Die internsten politischen Verhandlungen zwischen Staatslenkern und Kirchenfürsten vollziehen sich coram plebe, und Papst und Kaiser balgen sich vor dem versammelten Volk von Rom, daß es für jeden Demokraten und Pfaffenfeind eine Freude ist. Das giebt ein effektvolles Bühnenbild, und auf einen größeren und geringeren Grad von Unwahrscheinlichkeit kommt es bei „historischen“ Dramen nicht an. Die bunten Bilder wechseln ohne Unterlaß, so daß man kaum zur Besinnung kommt und den Mangel an Motivierung nicht allzu stark empfindet. Aber nicht nur für das Unterhaltungsbedürfnis, sondern auch für das Gemüt wird gesorgt. Die Wildenbruchsche Stimmungsmache ist künstlerisch nicht gerade fein, aber sie ist wirksam. Ein zu rechter Zeit eintretendes Gewitter, das Läuten von Kirchenglocken, ein stimmungsvoller Vollmond und der Chorgesang weißgekleideter Kinder können ihren Eindruck auf unverdorrene Gemüter nie verfehlen. Wildenbruch scheint, das fiel schon bei König Heinrich auf, ein großer Kinderfreund zu sein. Wenn die politische Spannung ihren Höhepunkt erreicht hat und die Existenz der ganzen zivilisierten Welt auf dem Spiel steht, dann treten unter Orgelklang ein paar reingewaschene kleine Mädchen auf — und Kaiser und Papst ändern ihre Entschlüsse, die Weltgeschichte wendet ihren Lauf. Das ist etwas fürs Herz, und diejenigen kommen hier auf ihre Rechnung, deren Wahlspruch ist: Ich will durch eine Dichtung erbaut werden.“

Kurz, der Beifall, den der „Kaiser Heinrich“ fand, war wohlverdient, denn das Stück war nach den Begriffen der Wildenbruchsfreunde allerdings ein Musterdrama.

Nachdem das künstlerische Vanaufentum im Berliner Theater seinen Triumph gefeiert hatte, fand am folgenden Tage die Erstaufführung von Gerhart Hauptmanns neuem Werke „Die versunkene Glocke“ im Deutschen Theater statt.

Der Andrang des Publikums zu der Vorstellung war ein ungeheurer. Schon mehrere Tage vorher waren alle besseren Plätze vergeben, und die Premièrenhabitués mußten sich glücklich schätzen, wenn sie noch eine bescheidene Sitzgelegenheit in den hinteren Reihen des Parketts oder im zweiten Rang erwißten. Das Publikum gehörte in der überwiegenden Majorität den litterarischen Kreisen an. Daß das gesamte Berliner Jüngstdeutschland im Theater war, versteht sich von selbst. In der Direktionsloge saß neben Dr. Brahm der Professor Erich Schmidt und im dunkeln Hintergrunde versteckt der Dichter. Von auswärtigen Größen bemerkte man unter anderen den Wiener Hofburgtheaterdirektor Burckhardt und den verdienstvollen Regissent der Leipziger Litterarischen Gesellschaft Dr. Carl Heine. Mit der Aufführung hatte sich das Deutsche Theater offenbar sehr viel Mühe gegeben, aber ich kann nicht sagen, daß das Resultat in jeder Hinsicht befriedigend war. An den Einzelleistungen konnte man nicht viel aussetzen. Frau Sorma als Rautendelein und Herr Mainz als Heinrich der Glodengießer waren vorzüglich. Hermann Müller verkörperte den Froschkönig Nidelmann in prächtiger Maske und in Tönen, die einem Tierstimmenimitator Ehre gemacht hätten. Alle Stimmung aber zerstörte der Waldschrat des Herrn Rudolph Mittner, der in der Gestalt des zottigen, gehörnten bocksbeinigen Waldgeistes lediglich ein munterer Naturbursche blieb und seine Verse gottsjämmerlich hersagte. Auch Frau Marie Meyer als Buschgroßmutter zeigte, daß sie weder von den äußeren Anforderungen noch von dem tiefen Gehalt ihrer Rolle eine Ahnung hatte. Das war nicht das wunderbare Gemisch aus Menschenverachtung, Weisheit und Herzensgüte, sondern ein ordinäres altes Weib, des sich bemühte, im schlesischen Gebirgsdialekt zu sprechen. Die Darstellung der kleineren Rollen des Pfarrers durch Emanuel Reicher, des Schulmeisters durch Max Reinhardt und des Barbiers durch Hanns Fischer genügte. Die ganze Aufführung aber bewies von neuem, daß unser vortreffliches Deutsches Theater, die vornehmste Pflanzstätte modern-realistischer Bühnenkunst, die wir in Deutschland besitzen, für Darstellungen, welche die Kunst des Stilisierens und Idealisierens erfordern, wenig genügende Einzelkräfte und keine verständnisvolle Regie besitzt. Schon die sogenannten klassischen Stücke gelingen der Bühne des Herrn Dr. Brahm fast niemals, und Werke wie „Hannele“ und „Die versunkene Glocke“ würden an manchen anderen Theatern, z. B. am Königl. Schauspielhause, wahrscheinlich eine bessere Darstellung finden. Die Inszenierung war stimmungslos und nüchtern. Wenn der Beifall, den das Werk fand, trotzdem ein so ungewöhnlich stürmischer war, so beweist dies nur, daß das neue Stück Gerhart Hauptmanns so viel echte Poesie in sich birgt, daß es auch bei nicht ebenbürtiger Darstellung noch immer einen starken Eindruck hinterläßt. Und der Beifall, nach dem ersten Aufzuge vielleicht ein wenig tendenziös und weniger dem Stücke als dem mit dem Schillerpreise nicht gekrönten Dichter geltendwuchs von Akt zu Akt und steigerte sich zu begeisterten Kundgebungen, wie man sie in Berlin selten erlebt hat. Der Dichter wurde mehr als zwanzigmal auf die Bühne gerufen und fand in den lebhaften Zurufen des Publikums wohl auch ein wenig Trost über das Mißgeschick, das vor Jahresfrist sein vorletztes Werk an derselben Stätte erlitt. Der Abend des 2. Dezember war ein Triumph für Gerhart Hauptmann und ein Ehrentag für das Berliner Publikum, das sein andauernd wachsendes Verständnis für die moderne Dichtung vor einem außerordentlich feinen, tiefen und teilweise schwer verständlichen Werke bewiesen hat.



Aus dem Münchener Kunstleben.

Von Gustav Morgenstern.

(München.)

Es war in den ersten Tagen des Septembers; ich entsinne mich des Ganzen noch, als wenn es heute gewesen wäre.

Monatelang hatte ich nicht mehr in der großen Kunststadt München gelebt. In einem kleinen oberbayerischen Neste, das noch frei ist von der Sommerfrischlerseuche, hatte ich über ein Vierteljahr ein Lazzaronileben geführt, ganz in eigne Arbeit vergraben, abgeschnitten von aller städtischen Kultur.

Nun ging ich durch die bekannten Straßen, an den bekannten Kaffeehäusern vorbei, und suchte mich wieder zurecht zu finden in dem Leben, das ich nun einmal in diesen Mauern führen muß. Mir war eng zu Mute, und ich sehnte mich bald nach dem Fluß, der Wiese und dem Wald zurück, mit denen ich so frei und ungebunden zusammen gelebt hatte. Wie kam mir doch dieses Stadtleben mit dem Kaffeehaushocken und dem Theaterbesuch so klein vor, mit dem Ausstellungsdurchwandern und dem Musikgenuß.

So trieb ich langsam und mühsam durch die Straßen. Vor allem die Aussicht, Kunstkritik verzapfen zu müssen in dieser entsehrlich langsam lebenden Stadt, vergällte mir den Augenblick.

Da stand er plötzlich vor mir, nervös gestikulierend, die Worte nur so hervorsprudelnd, der junge Dichtersmann, der immer selber frisches Leben ist, wie er frisches Leben schafft. Ein paar einleitende Worte, und dann stürzte, drängte, kugelte aus seiner Seele heraus, was er alles vom Winter erhoffte. Dieses Jahr sollte es Leben werden. Die große Schlacht sollte stehn. Deutsches Theater und höchstwahrscheinlich eine freie Bühne, ein Theaterblatt und wer weiß was noch alles! Die moderne Litteratur sollte endlich festen Fuß fassen, wie es der modernen Malerei schon gelungen. Der Sieg müsse errungen werden.

Ich hörte anfangs nur halb zu und träumte von meinem Fluß und meiner Wiese. Aber dann packte es auch mich, und ich begann mich wohl zu fühlen in dieser großen, engen Stadt.

Heute schreiben wir den 20. November, und alle die großen Hoffnungen sind verfliegen wie Spreu im Winde. Ich habe mich wieder an kleine und kleinste Hoffnungen gewöhnt. Nur immer langsam voran; seien wir froh, wenn es nicht gar rückwärts geht.

Das deutsche Theater, das eine Pflegstätte der modernen Kunst werden sollte, ist Heimstätte banalster Possenspielerei geworden. Das Theaterblatt, das für München so bedeutungsvoll hätte werden können, hat eigentlich nie eine Rolle im Kunstleben gespielt und vegetiert still und im Verborgenen weiter. Von der freien Bühne ist es gar still geworden, und vom intimen Theater spürest du kaum einen Hauch.

* * *

Bergegenwärtigen wir uns, was auf den Münchner Theatern seit Ende September geleistet worden ist. Es ist verhältnismäßig viel, und doch ist die Ausbeute kläglich gering.

An Schauspielnovitäten brachte das Hoftheater keine, das Residenztheater zwei, bez. drei, das Theater am Gärtnerplatz und das Volkstheater je eine. Vom deutschen Theater, das am 26. Sept. eröffnet wurde, soll weiter unten die Rede sein.

Hoftheater und Residenztheater gingen im alten Gleise. Auf der einen Seite wurde wieder das klassische Drama gepflegt, auf der andern moderner Schund. Auf der einen Seite Shakespeare, Schiller, Grillparzer und Otto Ludwig, auf der andern Blumenthal, Philippi, Schönthan und Koppel-Elsfeld. Es ist das bitter, aber wir sind in München an das buntschmedige Kunstverständnis des Hoftheaterintendanten gewöhnt.

Von den Klassikervorstellungen waren einige bemerkenswert. Im allgemeinen werden klassische Werke an der Hofbühne „korrekt“ aufgeführt. Die Leistungen der Schauspieler sind durchgängig gut, ohne hervorragend zu sein, und die Regie ist umsichtig. Aber gewöhnlich fehlt das zündende Element. Ich sah in „Wallensteins Tod“ einen Wallenstein, der gut und natürlich sprach, aber nie der große Mann war, und ich sah in den „Räubern“ eine sogenannte abgeklärte Verkörperung des Franz Moor und einen Karl Moor, dem Brause-Limonade in den Adern floß. Aber manchmal kommt doch ein frischer Zug zum Vorschein; namentlich in den Aufführungen von Schillers Jugenddramen, die in der letzten Zeit dankenswerter Weise gebracht sind. Wirklich gut dargestellt kann man „Kabale und Liebe“ sehen. Fr. Swoboda hat als Luise in der großen Scene mit der Lady Milford wirklich große Kunst gegeben. Sie verstand es, ihre großen Worte so schlicht und echt zu sprechen, daß der Schein der Unwahrscheinlichkeit, der über der pompösen Scene liegt, fast ganz verschwand. Ähnlich erhob sich die Leistung des Herrn Lügenkirchen als Kosinsky in den Räubern über das gewöhnliche Hoftheaterniveau, was schon daraus zu ersehen ist, daß der brave Theaterkritiker der „Allgemeinen Zeitung“ die Energie, mit der Herr Lügenkirchen am Schlusse des dritten Akts das „Joch des Despotismus“ betont, zu stark fand.

Merkwürdig ist, wie am Hoftheater der Notstift Schillers Jugenddramen behandelt. „Kabale und Liebe“ behandelt er mit Anstand. Da wird nichts wesentliches gestrichen. Aber die „Räuber“! Da ist er in seinem Element. Das Klosterabenteuer Spiegelbergs fällt natürlich weg, trotzdem es zur Charakteristik des Burschen durchaus nötig ist. Aber der Notstift streicht nicht bloß hier und anderwärts; er dichtet auch. Kommt da im zweiten Akt ein Pater vor, der von den bösen Räubern nicht gerade glimpflich behandelt wird. So etwas ist im frommen Lande Bayern unmöglich. Der Notstift dichtet und macht den Pater zu einer Magistratsperson, die Herr Basil, einer der besten Schauspieler am Hoftheater, verkörpern muß. Denn der Staat kann nicht zulassen, daß ein Vertreter der Kirche, die sich über die Staatsgesetze hinwegsetzt, verhöhnt wird. Aber einen Beamten des Staates zu verhöhnen, dagegen hat der gute Staat nichts einzuwenden.

Wir kommen nun zu den Novitäten der Hofbühne. Zwei davon waren schon recht alt und verstaubt, machten sich aber gar nicht übel. Am 24. Oktober waren 100 Jahre verflossen, seitdem August Graf von Platen-Hallermünde geboren worden. Also sollte er gefeiert werden. Es wurde ein gräßliches Gedicht von Uli Schanz vortragen und mehrere Gedichte von Platen. Die Stimmung war mau. Aber dann kamen die beiden kleinen Schwänke in Versen „Berengar“ und „der Turm mit sieben Pforten.“ Und siehe da, es gab hellen Jubel. Die Einrichtung der Shakespearebühne ermöglichte raschen Scenenwechsel, und Herr Basil als Wirbante, der Wuchererjohn mit ritterlichen Aspirationen, sowie Herr Wohlmutz als Den von Tunis thaten ihr bestes in grotesker Karikatur. Ein großer Gewinn für die Bühne sind die beiden

leichtbetrachteten romantischen Lustspiele kaum, aber es war doch immerhin Kunst und Stil in den Stücken selber und in der Darstellung.

Dierzehn Tage nach der Platenfeier sah es im Residenztheater ganz anders aus. Es wurde so recht klar, welcher ein Unterschied es ist, wenn ein Dichter einmal in einem lockern Verslustspiel seine Laune spazieren führt, und wenn gewöhnliche Theaterhandwerker dieselben Wege wandeln wollen. Die „Renaissance“ der Herren Schönthan und Koppel-Elfeld macht immer noch volle Häuser. Ganz erklärlich, daß schleunigst auch ihre „Goldene Eva“ zur Aufführung gebracht wurde. Man denke sich ein langatmiges dreiaktiges Puppenspiel in Knallbonbonversen von großen Menschen dargestellt, und man hat etwa eine Vorstellung von dieser „Goldnen Eva“, die die Fabrikanten Lustspiel nennen. Einen Bericht über das Stück überlasse ich mit Freuden dem Berliner Theaterberichterstatler. Ich will nur einiges von der Münchner Darstellung sagen. Es konnte einen ärgern, daß sie so gut war. Die beiden verklumpten Adligen, Ritter Hans von Schwefingen und Graf Beck wurden von den Herren Basil und Häuffer ganz ausgezeichnet dargestellt. Namentlich Herr Häuffer hatte seinen großen Tag. Der arme Graf Beck ist von einem Pferdejuden ausgestattet worden, damit er sich eine Frau erringen kann, die ihn wieder flott machen könnte. Als die dreizehnte Werbung mißlungen ist, verliert Aaron die Geduld und steckt den Grafen in ein jämmerliches Kostüm. Ein Bild zum Erbarmen erscheint er im dritten Akte. Da spielte Herr Häuffer seine größten Trümpfe aus und erzielte als Ritter von der traurigsten Gestalt den größten Applaus des Abends.

Weniger glücklich war das Residenztheater mit der Aufführung des Sensations- schauspiels von Felix Philippi: Wer war's? Es ist bekanntlich ein Duelldrama, das den Fall Roke ins Bürgerliche übersetzt. Eine Professorenfrau liebt einen Baron à la Rödny im „Glück im Winkel“. Der arme Mann wird von den Philistern der kleinen Universitätsstadt nicht verstanden und schlecht behandelt, da setzt sich die gute Gans hin und schreibt an die Honoratioren anonyme Schmähbriefe. Die Philister halten den Baron für den Schreiber, und dieser, der außerordentlich sehr gebildet sein soll, fordert einen Hauptphilister. Das Duell wird verhindert durch das Bekenntnis der Frau. Aber nun fordert der Professor, der sich um die Beilegung des ersten Handels verdient gemacht hat, den Baron. Schlimm wird's auch damit nicht; denn rechtzeitig erscheint ein Kreisphysikus und bringt den Professor zur Vernunft. Der Baron verschwindet, nicht ohne die Hoffnung auszusprechen, daß er doch noch einmal wieder gut Freund mit dem Professor werden würde. Das Nachwerk hatte natürlich großen Erfolg, ein das Repertoire beherrschendes Zugstück ist es aber gottseidank doch nicht geworden.

Vom Theater am Gärtnerplatz wäre diesmal gar nichts zu berichten, wenn nicht das Gastspiel des Hofchauspielers Karl Wiene aus Dresden einiges Neue gebracht hätte. Sein Gastspiel bewegte sich in absteigender Linie. Er hatte unbestritten großen Erfolg in der ersten Rolle, als Professor Crampton, trotzdem sich recht wohl über seine Auffassung streiten läßt. Wiene hob vielzusehr die liebenswürdige Seite des Trunkenbolds hervor und vergaß darüber, den tiefen, geistigen und körperlichen Verfall zu markieren. Mehr theatermäßige Routine und schablonenhafte Darstellung bot er in seiner zweiten Rolle als Robespierre in dem gleichnamigen Drama von Heinrich Welter. Das Stück verträgt allerdings eine rein individuelle Ausgestaltung der Hauptrolle nicht. Man denke sich einen Robespierre, der vier Akte hindurch immer im Hause des Schreiners Duplay auftritt, des Vaters seiner Geliebten oder, wie es im Drama heißt, Braut. Die ganze revolutionäre Bewegung wogt hinter der

Scene. Wir erfahren davon nur durch mehr oder weniger farblose Berichte. Wir sehen Robespierre nicht vor dem Volk, nicht im Konvent, nicht im Klub. Nie hat er den rechten Hintergrund. Um einen Mann verständlich zu machen, der einem Geschlecht mit allen Mitteln seine Ideen einbläuen will, der so felsenfest von seinem Evangelium überzeugt ist, daß er keine Bluttat scheut, um seine Ideen zur Geltung zu bringen, muß aber unbedingt ein Hintergrund geschaffen werden mit all den grellen Leidenschaften der großen Revolution, die dann gleichsam in seiner Person Fleisch und Blut werden. Statt dessen sehen wir den Mann Akt für Akt in Gesellschaft einer larmoyanten Geliebten, die niemals den Rausch der Revolution gekostet hat, des Philisters Duplay und seiner noch philiströseren Frau, einer dummen Gans, die froh ist, als sie ihr Kreuzifix wieder abküssen kann. Es ist eines der kläglichsten Revolutionsdramen, die man sich denken kann. Nach diesem einen Stück über den Verfasser abzuurteilen, wäre übereilt; soviel steht jedenfalls fest, daß er gut daran thun wird große geschichtliche Personen nicht mehr auf die Bühne zu bringen. Der ganze Erfolg des Abends muß auf das Konto des Gastes gesetzt werden.

Schlumm ging es Wiene mit seiner letzten Rolle in Lindaus Sensationsmachwerk: Der Andere. Das Publikum konnte den Ernst nicht bewahren und fühlte sich öfter amüsiert, als es angebracht war. Es ist nun freilich nicht zu leugnen, daß es Lindau nicht im entferntesten gelungen ist, das Problem des zwispältigen Jchs auch nur annähernd glaubwürdig zu gestalten. Bekanntlich handelt es sich um einen Staatsanwalt, der nachts in Diebsspelunken steigt und schließlich gar bei sich selber einen Einbruch verübt. Es war bezeichnend, daß gerade die Scene, in der der Dieb sich allmählich wieder zum Staatsanwalt umwandelt, zum Gelächter reizte. Herr Wiene wird hoffentlich aus den Münchner Erfahrungen den Schluß ziehen, daß er gut thut, andre Rollen zu freieren.

Neben den drei großen Theatern besitzt München noch ein kleineres, das Volkstheater, das viel mehr Beachtung verdient, als ihm jetzt zu teil wird. Infolge der niedrigen Eintrittspreise wird es namentlich vom breiteren Publikum besucht und schneidet sich danach sein Programm zurecht. Man kann hier primitive Klassikeraufführungen erleben, die vom Publikum mit unwandelbarem Wohlgefallen hingenommen werden. Ich sah z. B. den „Sohn der Wildnis“ von Halm. Man denke sich eine Ausstattung, so dürftig und geschmacklos, wie in der kleinsten Provinzstadt. Dazu Schauspieler, die z. B., wenn sie einen Helden darstellen, die Augen fürchterlich rollen lassen, mit den Händen durch die Luft sucheln, als wollten sie jeden Augenblick taufen mit den Füßen stampfen, daß es nur so dröhnt, und schreien, als wären die Zuschauer alle schwerhörig. Zumeist besteht das Repertoire aus Nührstücken wie Kaupachs „Der Müller und sein Kind“ oder schlechten Possen. Es kommen auch dramatisierte Kolportageromane auf die Bühne, wie die „Bürger von Paris“, eine schauerliche Mordgeschichte nach einem Roman von Adolph Belot. Neuerdings macht sich das Bestreben bemerkbar, das Niveau des Theaters zu heben. Es ist ein kleines Opernensemble engagiert, das zu billigen Preisen kleinere Spielopern zur Darstellung bringt, sich sogar an den Don Juan heranwagt, und damit lauten Beifall erntet. Auf dem Gebiete des Schauspiels, das mich hier allein angeht, gab es eine Novität, ein vieraktiges Schauspiel von Wilhelm Henzen: „Das neue Genie.“ Es war kein glücklicher Griff; sogar das allezeit beifallsfreudige Publikum des Volkstheaters ging nicht recht mit. Henzen will den Machern von Genies zu Leibe, die im Grunde eher den Namen Verderber der Genies verdienen. Ein neuer Komponist ist entdeckt worden. Der Verleger, der seine erste Oper publiziert, zieht ihn nach der Hauptstadt und nutzt ihn

nach allen Regeln der Kunst aus. Aber bald ist das Können des jungen Mannes erschöpft. Da faßt der Verleger einen unglaublichen Plan, um ihn von neuem zum Schaffen anzuspornen. Eine heiße Liebesleidenschaft soll das fertig bringen: deshalb muß die Primadonna, die die Hauptrolle seiner ersten Oper gesungen hat, in griechischem Kostüm, das ihre Reize recht hervortreten läßt, ihm etwas vorsingen. Der gute Junge verliebt sich wirklich. Aber zur rechten Zeit bekommt er ein Nervenfieber, und als Konvaleszent wird ihm erschrecklich klar, wie der Verleger ihn ausgebeutet hat. Er sagt sich von ihm los und ebenso von der Primadonna. Zur rechten Zeit erscheint auch die Jugendliebe, und sie wird ihn völlig gesund machen. Ein Musikprofessor bringt noch eine donnernde Tirade gegen die Ausbeuter der Venies zu Gehör, und alles ist gut. Diese Tirade gefiel dem Publikum ausgezeichnet, während das kindliche Fabrikat es sonst gelassen und ruhig ließ. So gab es wenigstens ein anständiges Begräbniß zweiter Klasse.

* * *

Das Bild, das sich aus dem eben Ausgeführten für die Darbietungen der Münchner Theater auf dem Gebiete des Schauspiels ergibt, ist bis auf geringe Schwankungen konstant. Es gilt heute, wie es vor zwei Jahren gegolten hat. Das Bezeichnende ist, daß die moderne Kunst so gut wie nicht zu Worte kommt, wohl aber die modische Theaterfabrikation. Von moderner Kunst erfährt der Münchner bei Gelegenheit einiger Gastspiele und durch gelegentliche Aufführungen des Akademisch-dramatischen Vereins, der es fertig gebracht hat, Freibühnenaufführungen zustande zu bringen. Semester für Semester veranstaltet er ein oder zwei Vorstellungen und hat sich einen guten Namen damit erworben. Im letzten Jahre hat der Verein leider nur wenig Ersprießliches geleistet. Wir müssen abwarten, ob er in diesem Semester wieder obenauf kommt. Sein Wirken ist jetzt nötiger denn je.

Es schien im Herbst, als solle das Münchner Theaterleben einen großen Aufschwung nehmen. Die Hoffnungen konzentrierten sich um das neuerbaute Deutsche Theater, dessen Leitung Herrn Emil Mesthaler übertragen war, dem früheren Direktor des Theaters der Modernen.

Schon am 1. Oktober 1895 sollte ursprünglich das Haus fertig werden. Aber der Bauherr hatte sich arg verrechnet. Das Theater konnte erst am 26. September 1896 eröffnet werden. Aber Herr Mesthaler bezog vom 1. Oktober 1895 ab sein Gehalt als Theaterdirektor, engagierte Schauspieler und veranstaltete 2 Gastspiele in Leipzig und Breslau, von deren Erfolge in den Zeitungen zu lesen war. Ein ganzes Jahr hatte er Zeit zur Vorbereitung, und billig durfte erwartet werden, daß wenigstens die ersten Vorstellungen gut vorbereitet und sorgfältig gewählt waren.

Die Enttäuschung war viel bitterer, als selbst arge Skeptiker sie vorausgesagt hatten. Oskar Panizza nennt in seiner kleinen Broschüre „Abschied von München“ Herrn Mesthaler einen jungen schneidigen Helden. Leider erwies sich Mesthaler als junger Held ohne genügende Rüstung.

Es hieß zuerst, das Haus solle mit Strindbergs Gläubigern eingeweiht werden. Die Zeitungen machten aus dem Anlaß saule Witze über das finanziell nicht sicher fundierte Unternehmen. So entschloß man sich dann, das Theater mit Julius Schaumburgers „Sünde wider den heiligen Geist“ zu eröffnen. Natürlich gab es hinterher wieder saule Witze. Aber die Sache hatte ihre sehr ernste Seite.

Die moderne Kunst sollte im Deutschen Theater festhaft werden. Es sollte nicht mehr sein wie früher, daß nur Gastspiele Kunde brachten von dem reichen Kunstleben

außerhalb Bayerns. Da galt es, sich gleich am ersten Abend fest in den Sattel setzen und ein Stück aufführen, und würdig aufführen, das sich unbedingte Achtung erzwingen mußte. Und da führte der junge schneidige Held, der die Moderne zum Siege führen sollte, als erstes Stück einen Einakter auf, der eine so echte rechte Blüte des Kaffeehauslitteratentums ist. Denn Schaumberger wurzelt nicht wie Halbe in dem ewig flutenden Leben, er trinkt nicht unmittelbar aus der Quelle, die zum Dichter macht. Seine Anregungen sind rein litterarischer Natur. Er hat nie einen eigenpersönlichen Blick, sondern schwimmt mit dem Strom. Und nun dieses unglückselige Hasten am Künstlerdrama und der ewige Kampf mit dem Phylisterum. Das erinnert so bedenklich an Don Quixote.

Auf Schaumbergers Einakter folgte Halbes Jugend. Sie wirkte wie eine Erlösung, und der Jugend war es zu danken, daß der erste Abend nicht sofort die ganze Unmöglichkeit des Unternehmens offenbarte. Hier schienen die Schauspieler mit ihren Rollen zu wachsen. War die Darstellung der „Sünde“ bis auf eine Rolle total unmöglich, so hatte die der „Jugend“ mehrere vortreffliche Momente. Frä. Centa Bró spielte ihr Annschen in den beiden ersten Akten lebensfrisch, und ihre Partner verdarben wenigstens nichts. Im dritten Akte meisterte sie freilich ihre Rolle nicht; denn sie hatte nicht bedacht, daß nach der Nacht, die zwischen dem zweiten und dritten Akt liegt, das Annschen zum Weib geworden war, das jetzt dem dummen Studentlein unendlich überlegen ist.

In den folgenden Vorstellungen zeigte sich immer mehr, daß der junge Held der Moderne mit ungenügenden Kräften ins Feld gerückt war. Es folgte eine Vorstellung von Hauptmanns Biberpelz. Der Grundton des Stückes ist bekanntlich satirisch. Der Königstreue Amtsrichter hat den Kopf so voll wilder Feldzugspläne gegen die Reichsfeinde, daß er ganz blind und unfähig wird, dem Treiben der Diebe auf die Spur zu kommen, die das Privateigentum der Mitbürger nicht achten. Nun ist meines Erachtens schon vom Dichter die satirische Tendenz allzusehr verdeckt durch Detailmalerei, die ihr Interesse an sich hat, aber den Eindruck des Ganzen schwächt. Im deutschen Theater traten die Mängel des Stückes noch viel schärfer hervor als nötig war. Frä. Julie Sanden schuf eine prächtige Diebsmutter, wenn ihr auch der Dialekt Schwierigkeiten machte, und hielt sich an die Intentionen des Dichters. Die fochten dagegen den Darsteller des Rentiers Krüger, Herrn Schmidt-Häßler, nicht an. Dieser Schauspieler, der sowohl auf als hinter der Bühne unter dem Direktorat Meßthaler eine bedenkliche Rolle gespielt hat, hat den Vorzug, ein Sachse zu sein. Das merkt auch das ungeübteste Ohr, sobald er auf die Bühne kommt. Sein hochdeutsch ist sächsisches Hochdeutsch, und wenn er einmal Dialekt sprechen soll, dann spricht er sicher sächsischen Dialekt, ob die Dichtung nun Berliner oder Wiener Dialekt vorschreibt. Also machte er den Rentier Krüger zu einem Sachsen und zwar zu einem echten Fritze Bliemchen aus Wärme oder Dräsen. Wenn Herr Meßthaler seinen Vorteil verstanden hätte, so hätte er Herrn Schmidt-Häßler nur in Possen auftreten lassen. Da wäre er am Platze gewesen. Wenn er z. B. in den Schwank der Firma George Feydeau und Hennequin „das System Ribadier“ den Thomeraux säfßeln läßt, so schadet das nichts; das verstärkt nur noch den komischen Effekt. Im „Biberpelz“ hat sein Fritze-Bliemchen-spielen dem Stücke erheblich geschadet. Das Stück hat mehrere Szenen, die an und für sich nicht den zur Wirkung nötigen Schein der Glaubwürdigkeit erwecken. Sobald Herr Schmidt-Häßler auf der Bühne erschien, ging auch die letzte Spur von diesem Schein flöten. Er sicherte sich mit seiner Possenreißerei den größten äußern Erfolg und verdarb das Stück rettungslos.

Das Schlimmste leistete sich freilich Herr Schmidt-Häßler in der „Liebele“. Er spielte den Violinspieler Hans Weiring, den Vater der armen Christine, die an ihrer primitiven Liebe zu dem überkultivierten Fritz Lobheimer zugrunde geht — und er spielte ihn, seinen Kräften entsprechend, als sächsischen Philister. Es war eine Barbarei, die einen rasend machen konnte. Sobald dieser Frihe Bliemchen auf der Bühne erschien, war alle Poesie wie weggewischt. Und diesmal stand neben ihm als Christine eine Künstlerin, die jedem Hoftheater zur Zierde gereichen könnte. Das Stück wurde von allen Mitspielenden mißhandelt, sie hat es gerettet. Fr. Alma Renier ist die einzige von Meßthaler engagierte Kraft, die auf das Prädikat große Künstlerin Anspruch machen kann. Aber Herr Meßthaler war so einsichtsvoll, ihr nur einmal eine große Rolle zu geben. Alma Renier mußte ihre Rolle in einer Gesellschaft spielen, die jeder Beschreibung spottet. Die beiden überkultivierten Söhne der Bourgeoisie, Fritz Lobheimer und Theodor Kaiser wurden gespielt, als wären sie gewöhnliche Weinreisende. Die Modistin Mizi Schlager gerierte sich wie eine Strassenbirne. Und zu dem allen kam dann als Glanzpunkt der sächsische Frihe Bliemchen, der z. B. im zweiten Akte das Gespräch mit Frau Binder gar nicht zur Geltung kommen ließ und endlich im dritten Akte alle Haltung verlor. Alma Renier fand sich erst nach und nach in der Gesellschaft zurecht. Im ersten Akte spielte sie befangen und ging nicht aus sich heraus. Aber im zweiten und namentlich im dritten Akte gab sie schlechthin große Kunst. Es war die erste und bislang einzige große Kunstleistung am deutschen Theater.

Es gab dann unter dem Regime Meßthaler noch Aufführungen von Hartlebens Lore, Giuseppe Giacosas Rechte der Seele und Sudermanns Ehre. Keines der Stücke hatte großen andauernden Erfolg. Giacosas Stück scheiterte an ungenügender Besetzung der Hauptrolle. Das Stück ist trotz eines wenig glaubhaften Hintergrunds interessant und nicht alltäglich. Eine verheiratete Frau hat die Liebe zum dritten in freudloser Ehe niedergekämpft. Nach dem Tode des Geliebten kommt ihr Mann ihrer Liebe auf die Spur. Der Tölpel peinigt das Weib, plagt sie mit plumphen Fragen, greift mit frecher Hand in ihr Seelenleben, bis sie ihre Liebe bekennt und das Haus voller Ekel vor dem Tölpel verläßt. Es wäre eine Rolle für die Duse. Wenn sie nicht mit größter Intensität gespielt wird, wirkt das kleine Stück einfach gar nicht. Und Fr. Friesch hatte keinen einzigen echten starken Ton.

Sudermanns Ehre war die letzte Novität, die unter dem Direktorium Meßthaler zur Aufführung kam. Bei einer Wiederholung der „Liebele“ beliebte Publikum einen Spektakel aufzuführen, zu zischen, zu pfeifen und zu gröhlen. Die Leitung des Unternehmens griff gierig nach der passenden Gelegenheit, Meßthaler zu verabschieden. Noch am selben Abend wurde die Absetzung Meßthalers wegen „Unfähigkeit“ beschlossen.

Die Leitung des Unternehmens hat bisher nicht gezeigt, daß sie fähig ist, über Fähigkeit oder Unfähigkeit eines Theaterdirektors zu entscheiden. Das Theater ist seit Meßthalers Rücktritt immer tiefer gesunken und jetzt glücklich auf dem Niveau eines Theaters vierten Ranges angelangt. Das Repertoire ist schlechter geworden. Der Ehrgeiz, künstlerisch wertvolle Stücke zu spielen, ist ganz verschwunden. Zur Aufführung gelangen nur Possen, wie Logierbesuch von Hans Müller und Max Löwenfeld, Rosa Dominos von A. Delacour und A. Hennequin, die Galoschen des Glücks von Ed. Jacobsen und D. Wirndt — über alle diese Aufführungen sei mir gestattet zu schweigen. Was unter Meßthaler Nebenache sein sollte, ist jetzt zur Hauptsache geworden. Aber auch das Personal ist unter der neuen Regierung nicht

besser geworden. Es sind zwar neue Kräfte engagiert, aber auch nicht eine einzige, die geeignet wäre, das niedrige Niveau zu heben. Dazu kommt, daß die finanzielle Unsicherheit des Unternehmens nicht ohne Einfluß auf die Schauspieler geblieben ist. Da sie im unklaren sind, wohin das Schiff noch fahren wird, ist ein Geist des Sichgehnlassens zur Herrschaft gekommen. Die Rollen werden gerade noch heruntergespielt ohne Lust und Liebe zur Sache — ja, Herrgott, wozu auch sich Mühe geben, wo niemand heute weiß, was das Morgen bringt.

Die moderne Kunst hat also keine Heimstätte gefunden. Sie ist heimatlos in München wie bisher. Der „junge, schneidige Held“ ist nicht bloß im Kampfe unterlegen; er hat auch der Kunst in der kurzen Zeit seines Regiments geschadet. Auch nicht eines der aufgeführten Kunstwerke ist voll zur Geltung gekommen. Niemals ist der große Geist, der durch die moderne Kunst geht, unter Meßthalers Theaterleitung lebendig geworden, daß er hätte Jünger werben und Macht gewinnen können. Es ist ein Leichtsinn gewesen, der schärfsten Tadel verdient, ein Mal ums andre Mal schlecht gerüstet in den Kampf zu ziehen, ein Stück nach dem andern von unfähigen Schauspielern verhandeln zu lassen. Nun lebt in den Köpfen der Münchner Theatergänger ein Bild von dem modernen Drama, das auszurotten dem schwer fallen wird, der den Kampf für die Kunst wieder aufnehmen wird.

Wir wollen trotzdem hoffen, daß der „junge, schneidige Held“ der Zukunft bald und wohl ausgerüstet kommen möge.



Soziale Chronik.

Von Bruno Rehobd.

(Leipzig.)

(Revision des deutschen Handelsgesetzbuches — Preussisch-deutsche Gewerbeinspektion.)

Ein deutsches bürgerliches Gesetzbuch ist im vergangenen Sommer von unserer Volksvertretung angenommen worden. Hiermit ist das gewaltigste gesetzgeberische Unternehmen zum Ziele geführt, das je in deutschen Landen begonnen wurde, und erreicht, was Karl der Große vor mehr als tausend Jahren erstrebte: Die unzählige Menge der Partikularrechte ist endlich durch ein gemeinsames deutsches Recht ersetzt, aus den vielen deutschen Landesrechten ist ein einiges Reichsrecht erwachsen. Endgültig haben wir uns hierdurch vom römischen Recht befreit, das im ausgehenden Mittelalter mit dem Zusammenbruch des deutschen Reichs zur Herrschaft gelangte: Von den vernunftgemäßen deutschen Partikularrechten ist das zu Unsinn gewordene römische Recht überwunden. Durchs römische Recht sind wir in unseren Tagen übers römische Recht hinaus zu einem gemeinsamen nationalen Rechte durchgedrungen, das England und Frankreich mit Hilfe des Königtums schon vor Jahrhunderten erreichten. Die Wiedergeburt des deutschen Reiches hat uns nun endlich auch die Wiedergeburt des deutschen Rechts gebracht. Das neue deutsche bürgerliche Gesetzbuch ist also ein geschichtliches Ereignis, das um so höhere Bedeutung besitzt, als das herrschende geldwirtschaftlich-kapitalistische Zeitalter zur reinsten Formulierung in dem neuen Gesetzbuch gelangt

Es zeigt die individualistisch-privatrechtliche Epoche auf ihrem Höhepunkt, birgt aber zugleich schon in sich (wenn auch nur verstoßen hervorlugend unter wellenden Blatt-hüllen) die Keime einer zukünftigen sozialrechtlichen Gesellschaftsordnung. Das bürgerliche Gesetzbuch, von den Sozialdemokraten um seines eminent privatrechtlichen Charakters als ein Stoß Makulatur bezeichnet, ist in Wahrheit ein hochbedeutungsvolles nationales Werk, das den Abschluß der geldwirtschaftlichen Rechtsentwicklung der Vergangenheit und die gesunde Grundlage für eine nationale Sozialpolitik der Zukunft bedeutet.

Es ist begreiflich, daß das neue bürgerliche Gesetzbuch, welches mehrfach das Handelsrecht betreffende Fragen berührt, auch eine Umarbeitung des allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuches erfordert. Daselbe war, wie der Staatssekretär Nieberding auf dem letzten deutschen Handelstage mit Recht betonte, die erste stolze Frucht des Einheitsdranges, der vor mehr als einem Menschenalter die Seele unsres Volkes durchzitterte. Fast dreißig Jahre lang hat dieses Gesetzbuch die Bedürfnisse des deutschen Handels ausgezeichnet befriedigt und nur geringe Abänderungen erfahren. Heute bedarf das Handelsgesetzbuch einer gründlichen Revision, um mit den veränderten Verkehrsverhältnissen, mit den sozialen Rechtsanschauungen unserer Zeit und mit dem neuen bürgerlichen Gesetzbuch in Übereinstimmung gebracht zu werden. Vom Reichsjustizministerium ist ein Vorentwurf angefertigt worden, der von einer sachmännischen Kommission eingehend geprüft und umgearbeitet wurde und vor kurzem im Druck erschienen ist, um der öffentlichen Kritik unterzogen zu werden, ehe er dem Bundestag und Reichstage zur Beschlußfassung vorgelegt wird. Wir können uns hier selbstverständlicher Weise nicht auf eine tiefgründige Besprechung des ganzen, durch Klarheit und Leichtverständlichkeit der Sprache gleichermaßen ausgezeichneten Entwurfs einlassen. Nur die für uns interessanteste Seite des Gesetzeswerkes, die sozialpolitische, wollen wir etwas eingehender berücksichtigen.

Wer die offenkundige Unlust der Regierungen und Kapitalistenkreise zu thatkräftiger Reformarbeit zu würdigen wußte, wer in Rechnung zog, daß sich in der zur Redaktion des Ministerialentwurfs eingesetzten Kommission nur zwei Handlungsgehilfen neben einer großen Zahl von Regierungsvertretern, Juristen, Handelskammermitgliedern und kaufmännischen Prinzipalen befanden, mußte von vornherein davon überzeugt sein, daß der Vorentwurf des neuen Handelsgesetzbuches nicht besonders reich an sozialpolitischen Neuerungen sein würde. Daß dem in der That so ist, beweist schon die lebhafteste, ungeteilte Genugthuung, mit welcher der Entwurf von den Interessenvertretungen der Unternehmer, den Handelskammern und Industriellenverbänden begrüßt wurde. Von ihnen wurde das Gesetzeswerk, abgesehen von verhältnismäßig unbedeutenden Bemängelungen, als eine der besten legislatorischen Arbeiten bezeichnet, als durchaus sachgemäß und den Bedürfnissen des praktischen Lebens entsprechend. Demgegenüber ist der sozialpolitisch vornehmlich in Betracht kommende Teil des Entwurfs, der sechste Titel des ersten Buches, welcher von dem Verhältnis der Handlungsgehilfen und Lehrlinge zu ihren Prinzipalen handelt, von den Geschäftsangestellten und der arbeiterfreundlichen Presse als unannehmbar erklärt worden. Und mit Recht. Denn dieser Teil des sonst gewiß anerkennenswerten Entwurfs ist nicht nur überaus spärlich vom modernen sozialpolitischen Geist beeinflusst, sondern zeigt ungeachtet der Vorschläge der Reichskommission für Arbeiterstatistik im einzelnen geradezu Rückbildungen des bestehenden Handlungsgehilfenrechts.

Zur Bekämpfung der oft beklagten Mißbräuche im kaufmännischen Lehrlingswesen im Sinne einer Maximalarbeitszeit, Minimallehrzeit, eines reichsgesetzlichen Fortbildungsschulzwanges und einer Normierung der Lehrlings- zur Gehilfenzahl macht

der Entwurf keine Anstrengung. Was er bietet, sind Halbheiten, im wesentlichen Vorschriften, die dem Lehrherrn seine moralischen Verpflichtungen gegen den Lehrling tiefer einprägen und dem Lehrlinge das Recht geben sollen, im Falle der gröblichen Verletzung jener Verpflichtungen das Lehrverhältnis durch einen Akt der Selbsthilfe eigenmächtig zu lösen. Außerdem kann gegen Prinzipale, die ihre Lehrpflicht verletzen, eine Geldstrafe bis zu 150 Mk. ausgesprochen werden. Und diese völlig unzulängliche Bestimmung veranlaßt den deutschen Handelstag über strafrechtliche und polizeiliche Kontrolle zu klagen, der die kaufmännischen Lehrherren in Zukunft ausgefetzt sein sollen!

Als eine wesentliche Verschlechterung des bisher geltenden Rechts muß der Abzug der Versicherungsbezüge von dem für sechs Krankheitswochen weiter auszahlenden Gehalte bezeichnet werden. Diese Neuerung, ein abermaliger Versuch, die Wohlthaten des Arbeiterversicherungsgesetzes zu Gunsten der Unternehmer zu beschränken, wäre ebenso ungerrecht wie nachteilig für die Geschäftsangestellten. Krankheiten erfordern bekanntlich außerordentliche Aufwendungen, auch für die durch kein Schutzgesetz vor schlimmster Ausbeutung durch die Prinzipale gesicherten Handlungsgehilfen. Solche außerordentlichen Aufwendungen lassen sich aber aus den nach Abzug der Versicherungsbezüge noch verbleibenden regelmäßigen Einnahmen der Gehilfen nicht bestreiten. Zumal den zahlreichen verheirateten Gehilfen mit Gehalt unter 2000 Mk. dürfte es recht schwer fallen, in Krankheitszeit ihre Wirtschaftsausgaben um außerordentlicher Bedürfnisse willen zu vermindern. Ferner kommt in Betracht, daß der Gehilfe sein Recht auf Krankenunterstützung durch Beiträge erwirbt, die er zu zwei Dritteln, bei Angehörigkeit zu einer eingeschriebenen Hilfskasse sogar ganz aus eigenen Mitteln zu bezahlen hat. Da dürfte es wohl nur billig sein, daß dem Versicherten die Krankenunterstützung unabhängig von den ihm sonst zustehenden Ansprüchen zustieß. Wird dem Prinzipal das Recht gewährt, die Leistung der Krankenkassen abzuziehen, so hat im Falle der Entlassung wegen Krankheit nicht der Gehilfe, der die Beiträge zu zwei Drittel oder ganz gezahlt hat, einen Nutzen von der Mitgliedschaft bei der Kasse, sondern der Prinzipal, der dem gegen Krankheit versicherten Gehilfen entsprechend weniger auszahlen hat, als dem nicht versicherten. Der Abzug der Versicherungsbezüge würde ja nur diejenigen Gehilfen treffen, welche gesetzlich Mitglied einer Krankenkasse sein müssen, also die Gehilfen mit einem Gehalt unter 2000 Mk. Die Wohlthat des für sechs Krankheitswochen weiterzubehaltenden Gehaltes käme somit den Stärkeren voll zu gute, während sie den Schwächeren verkürzt wird. Zweifellos würden unter solchen Umständen die Angehörigen einer eingeschriebenen Hilfskasse, die ihre Beiträge ganz aus eigenen Mitteln zahlen, beim Engagement bevorzugt werden. Ja es würden Fälle eintreten, in denen das Engagement überhaupt von der Versicherung bei einer Hilfskasse in einer dem vollen Gehalt entsprechenden Klasse abhängig gemacht wird. Der Prinzipal wird durch diese Bedingung ganz von der ihm obliegenden Fortgewährung von Gehalt und Unterhalt befreit, während der wirtschaftlich schwache Handlungsgehilfe durch Zahlung erhöhter Beiträge an die Krankenkasse wesentlich belastet wird.

Die Einführung einer monatlichen Minimalkündigungsfrist für regelrechte Engagements und der Bruch mit dem Prinzip der Kündigungs-Vertragsfreiheit muß als eine wesentliche Verbesserung bezeichnet werden. Natürlich wird für diese Minimalkündigungsfrist von vielen Unternehmern eine allgemeine Ausnahme gefordert. Durch das Institut des „Probeengagements“ möchten sie die Willkür der freien Kündigung durch eine Hintertür wieder in das Gesetz einführen. Jedenfalls müßte das Probeengagement, wenn es im Prinzip zugelassen wird, gesetzlich genau umgrenzt werden, um nicht auszuarten. Wir meinen unsrerseits, daß man im Interesse einer größeren

Stetigkeit des Dienstverhältnisses über die monatliche Kündigung hinaus wieder zu der alten Vierteljahrskündigung zurückkehren sollte, welche die Handelskammer von Frankfurt a. M. auch mit den Interessen der Prinzipale vereinbar hält. Gegen etwaige Nachteile einer zu langen Kündigungsfrist bei unerprobten Gehilfen sind im Aushilfs-Engagement, in dem geforderten Probe-Engagement und in der sofortigen Entlassung hinreichende Schutzmittel geboten.

Was die sofortige Lösung des Dienstverhältnisses in außerordentlichen Fällen anlangt, so zeigt der Entwurf einen kleinen Fortschritt in der Richtung der anzustrebenden Gleichberechtigung von Prinzipal und Gehilfen. „Unsittlicher Lebenswandel“ ist nicht mehr als einseitiger Entlassungsgrund für den Prinzipal und gegen den Gehilfen zulässig. Somit ist rücksichtslosen Unternehmern das Willkürrecht beschränkt, die Strafe der Stellenlosigkeit über ihre Angestellten zu verdrängen. Zu fordern bleibt aber in dieser Hinsicht noch manches: Vor allem eine klarere Präzisierung der Fälle, in denen eine sofortige Entlassung erfolgen kann, und die Bestimmung, daß eine kürzere als achtwöchige Militärdienstübung nicht als Entlassungsgrund gelten darf.

Schließlich noch ein Wort über die vielumstrittene Konkurrenzklausel. Sie ist eins der wertvollsten Vorrechte des kaufmännischen Unternehmertums und bedeutet für die Handelsangestellten die Verpflichtung zu längerer Unthätigkeit in derselben Branche nach Auflösung des Dienstverhältnisses. Auf dem Boden der unumschränkten Vertragsfreiheit erwachsen, hat die Konkurrenzklausel nur zu oft den starken Prinzipal zur Ausbeutung des wirtschaftlich schwächeren Gehilfen verleitet und daher die erbitterteste Gegnerschaft der Handelsangestellten gefunden. Der Entwurf will auch hier wie bei der Kündigung mit dem Prinzip der Vertragsfreiheit brechen, um dem Unfug, der mit der Konkurrenzklausel getrieben wird, zu steuern; doch bietet er eine Lösung des Problems, die in Wahrheit keine Lösung ist. Die Gültigkeit einer Konkurrenzklausel soll nämlich im Streitfalle von dem Spruch der Richter abhängig gemacht werden, indem die Gerichte nach wie vor darüber entscheiden, ob im einzelnen Falle eine Konkurrenzklausel eine unbillige Erschwerung des Fortkommens des Handlungsgehilfen bedeute. Nun ist aber der Begriff „unbillige Erschwerung“ derart nach Belieben dehnbar, daß nachgerade jede für den Gehilfen noch so milde Vertragsklausel im Einzelfalle für nichtig erklärt und jede noch so scharfe Vertragsbestimmung von einem anderen Gericht für zulässig erachtet werden kann. Die schwierige Frage: „Ob und inwieweit kann ein Gehilfe durch Klauseln des Anstellungsvertrages gehindert werden, nach Verlassen des Geschäfts in einem andern Geschäft derselben Branche sein Brot zu suchen,“ — diese überaus wichtige Frage darf nicht der Engherzigkeit der Gerichte zur Lösung überlassen bleiben, — oder die Rechtsunsicherheit bleibt nach wie vor dieselbe. Einige empfehlen, daß die Gerichte unter Zuziehung von Sachverständigen die Grenzen der „Unbilligkeit“ bestimmen und hierbei die besonderen Verhältnisse eines jeden Geschäftszweiges, sowie der bezüglichen Contracten berücksichtigen müßten. Andere wieder wollen die Verbindlichkeit der Konkurrenzklausel von der Zusicherung einer angemessenen Entschädigung für die Dauer der Beschränkung abhängig machen und die Klausel nur bei solchen Dienstverhältnissen zulassen, die auf bestimmte Zeit eingegangen sind. Wir jedoch meinen in Übereinstimmung mit der Mehrzahl der Handlungsgehilfen, daß die gesetzliche Bestimmung: „Dem kaufmännischen Gehilfen ist während des Dienstverhältnisses jede gleichartige Nebenthätigkeit verboten, seine Arbeitskraft ist für das Geschäft gebunden,“ — schon Konkurrenzklausel genug ist. Eine vertragsmäßige Verpflichtung zur Faulheit selbst noch nach Lösung des Dienstverhältnisses kann nur als Unfug bezeichnet werden, mit dem je eher je lieber durch striktes gesetzliches Verbot aufgeräumt werden sollte.

Über Achtuhrladenschluß, Maximalarbeitsstag, Ausdehnung der Sonntagsruhe, Minimallehrzeit, bestimmtes Zahlenverhältnis der Lehrlinge zu den Gehilfen, über Fortbildungsschulzwang, pünktliche Gehaltszahlung und Bezahlung der Überstunden, über die Bestrafung der Geheimzeichen in Zeugnissen, über die Einführung staatlicher Handelsinspektion und die Errichtung kaufmännischer Schiedsgerichte, — diese wichtigsten Forderungen der kaufmännischen Angestellten, enthält der Entwurf kein Wort. An die Umgrenzung der zu leistenden Dienste und an den Schutz der stationär angestellten Gehilfen vor der Bevormundung durch den Geschäftsherrn ist ebensowenig gedacht, wie an die Verpflichtung zu anständiger Verpflegung bei freier Station und zur Überlassung menschenwürdiger Schlaf- und Aufenthaltsträume. Was der Entwurf in dieser Hinsicht bietet, ist eine völlig inhaltlose Verpflichtung der Prinzipale, für geeignete Geschäftsräume zu sorgen, die Leben, Gesundheit und Sittlichkeit der Arbeiter nicht gefährden. Eine völlig inhaltlose Verpflichtung sagen wir, weil es an den geeigneten Organen der Handelsinspektoren fehlt, die über der Erfüllung dieser Verpflichtung wachen könnten; hat doch die den Interessen des Unternehmertums dienstbare Ortspolizei ihre Untauglichkeit zur Durchführung der Arbeiterschutzgesetze schon unzählige Male bewiesen. Die völlige Mißachtung der oben genannten Forderungen, auf deren Erfüllung durch eine Gewerbeordnungsnovelle wir wohl noch lange warten können, charakterisiert die sozialpolitische Seite des Entwurfs hinlänglich. Er ist, wie wir auch schon in unseren früheren Betrachtungen wahrnahmen, aus Unternehmersympathien, aus Unternehmerswünschen und Unternehmervillkür heraus geboren und kaum hier und da von modernen sozialpolitischen Anschauungen berührt. „Möglichst alles beim alten lassen,“ lautet die sozialpolitische Losung des Entwurfs.

Ob diese Revision des deutschen Handelsgesetzbuches, die jegliche patriarchalische Sentimentalität abgeschworen und das kapitalistische Renteninteresse zum alleinigen Leitstern erhoben hat, den Handlungsangestellten endlich die Augen öffnen wird? Ob sie sich nun endlich bewußt werden, daß nur in einer umfassenden Berufsorganisation und in einer gesetzlichen Ständevertretung, die dem in Handelskammern organisierten Unternehmertum entgegengestellt wird, Rettung zu finden ist? Ob sich die Handlungsgehilfen nun endlich auf den Boden des Klassenkampfes stellen werden? Es ist kaum anzunehmen, daß sie an Sanftmut die Taube übertreffen werden. —

Die „Amtlichen Mitteilungen aus den Jahresberichten der Gewerbeaufsichtsbeamten für 1895“ sind unlängst erschienen. Das Sammelwerk ist umfassender als das vorjährige und läßt die Einzelberichte mehr zu Worte kommen. Doch ist auch diesmal wieder die beliebte Methode angewendet worden, die grellsten Mißstände harmlos hinzustellen, ja womöglich ganz zu vertuschen. Dem gegenüber hat die Presse die doppelte Pflicht, die Mängel der deutschen Gewerbeinspektion klar und unzweideutig ans Licht zu ziehen. — Nach wie vor muß über die geringe Zahl der Aufsichtsbeamten und ihre daraus resultierende Überbürdung geklagt werden: Nur ein kleiner Bruchteil der gewerblichen Anlagen, die inspiziert werden müßten, kann von den Aufsichtsbehörden besucht werden. Von dem Ideal der Gewerbeinspektion, daß mindestens ein Mal im Jahre jedes Unternehmen visitiert werde, sind wir also noch weit entfernt. Verhältnismäßig am blühendsten entwickelt ist die Gewerbeinspektion im Königreich Sachsen. Hier wurden im vergangenen Jahre 84 % aller revisionspflichtigen Betriebe revidiert; jedem Beamten sind durchschnittlich 505 Unternehmungen zugewiesen, von denen er 420 besuchen konnte. In Baden hingegen konnten nur 20 % aller revisionspflichtigen Anlagen inspiziert werden, und in Preußen, unserem größten Bundesstaat, nur 19 %. Auf jeden Beamten fielen hier durchschnittlich 2594! Betriebe, von denen er bei an-

gestrengster Thätigkeit nur 497 besuchen konnte, also etwa $\frac{1}{6}$ der ihm zugewiesenen Fabriken. Das ist keine Aufsicht mehr, sondern eine Scheinaufsicht. Das Arbeitsfeld ist zu groß, die Zahl der Inspektoren zu gering. Um nur dem Königreich Sachsen gleichzukommen und von 19 % auf 84 % zu gelangen, müßte Preußen statt 174 Beamte 769 anstellen. Statt dessen belastet Herr von Boetticher die vorhandenen reichlich überbürdeten Inspektoren noch mit der Dampfesselrevision und beeinträchtigt somit ihre hauptsächlich für die Durchführung der Arbeiterschutzgesetze bestimmte Thätigkeit noch mehr als bisher. Im Anblick dieser Misère stellt der Redakteur des Reichsberichts gleichwohl die famose Behauptung auf: „Die Kesselrevisionsgeschäfte scheinen (!) die Thätigkeit der Beamten im Interesse des Arbeiterschutzes nicht mehr allzusehr (!!) zu beeinträchtigen.“ Und die officiöse „Norddeutsche Allgemeine“ hat den Mut zu sagen: „daß sich in den Berichten der preussischen Aufsichtsbeamten kaum noch (!) Material finde für die im Vorjahr so laut erhobene Klage über die Vereiningung von Kesselrevision und Gewerbeaufsicht.“ —

Wie in allen früheren Berichten, so beschwerten sich die Inspektoren auch in ihrem letzten Referat über ihr Hilfs- und Exekutionsorgan, die Ortspolizei. Zu geringe Vorbildung und Nachlässigkeit in der Revision wird den Polizeibehörden zum Vorwurf gemacht, vor allem aber der Mangel an Unparteilichkeit „wegen ihres Verhältnisses zu den Betriebsunternehmern,“ wie der bairische Bericht zart andeutend sagt. Der Beamte für Unter-Elsass fordert daher geradezu, daß der Ortspolizei die Aufsicht entzogen und den Inspektoren allein übertragen werde. Ist doch zufolge den gemachten schlimmen Erfahrungen die Aufsichtshilfe der Polizei ebenso wie die Hilfe der Beauftragten der Berufsgenossenschaften nur im Stande, den Arbeiterschutz zu mißkreditieren. Ortspolizeibehörde und Berufsgenossenschaftsbeauftragte arbeiten erfahrungsgemäß mittelbar und unmittelbar nur im Dienst der Unternehmer, sind also nicht fähig, dem die Arbeiter wie die Arbeitgeber gleichermaßen berücksichtigenden Gewerbeinspektor irgend erfolgreich zu helfen. Aber nicht nur die Gewerbeaufsicht sollte der Ortspolizei entzogen werden, sondern auch die mit der Gewerbeaufsicht verbundene Exekutionsgewalt. Diese ist den Gewerbeaufsichtsbeamten vom Gesetz zugebilligt worden. Paragraph 139 der Gewerbeordnung sagt ausdrücklich von den Gewerbeinspektoren: „Denselben stehen bei Ausübung dieser (nämlich der Gewerbe-) Aufsicht alle amtlichen Befugnisse der Ortspolizeibehörden zu.“ Das vornehmste Recht der Ortspolizeibehörde ist nun aber die selbständige Ausstellung von Strafmandaten. Dieses auch den Gewerbeinspektoren gesetzlich zugebilligte Recht ist ihnen von der Verwaltung willkürlich wieder genommen und der Polizei zugewiesen worden. Ohne dieses Recht sind aber die den Gewerbeinspektoren zugesprochenen amtlichen Befugnisse der Ortspolizeibehörden inhaltlos, sind die Gewerbeinspektoren ihrer besten Waffe zur Durchkämpfung der Arbeiterschutzgesetze beraubt.

Charakteristisch für die Bedeutungslosigkeit der heutigen deutschen Gewerbeinspektion ist eine Stelle des Reichsberichts, wo geschrieben steht: „Es dürfe angenommen werden, daß das Mißtrauen gegen die Aufsicht und das Widerstreben, mit dem anfänglich zahlreiche Unternehmer die Einsicht in ihre Betriebsverhältnisse nur gestatteten, im allgemeinen überwunden ist.“ Gewiß — weil die Unternehmer eingesehen haben, wie wenig ihnen die paar Gewerbeinspektoren im Wege sind, die im Zeitraum von vier oder fünf Jahren einmal die Fabrik besichtigen, ihr Kommen nicht verheimlichen können, nur selten also die Unternehmer auf einer Gesetzesübertretung ertappen und es dann meist bei einer freundschaftlichen Verwarnung bewenden lassen. Was aber von der ultima ratio der Gewerbeaufsichtsbeamten, von der gerichtlichen Anzeige zu

halten ist, davon muß der diesjährige Reichsbericht selbst zugestehen: „Daß die Gerichte bei Bestrafung der Arbeitgeber für Vergehen gegen die Arbeiterschutzvorschriften vielfach ein Strafmaß anwenden, das besonders bei Berücksichtigung der gewöhnlichen Vermögenslage eines Unternehmers in seinem Verhältnis zum Vergehen steht und nicht geeignet erscheint, die Durchführung der Schutzvorschriften übelwollenden oder nachlässigen Betriebsleitern gegenüber wirksam zu unterstützen.“

Betrachten wir die Jahresberichte der Gewerbeinspektoren, wie wir es eben gethan, mit freiem Blick, ohne uns die im Reichsamt des Inneren gebräuchliche Brille des Optimismus aufzusetzen, so müssen wir uns dem Urteil des „Vorwärts“ anschließen und jagen: „Die Jahresberichte der Gewerbeaufsichtsbeamten bleiben nach wie vor eine Anklageschrift gegen Unternehmertum und Staat.“ Die ganze deutsche Gewerbeaufsicht ist „ein Messer ohne Hest und Klinge“. Sie wird es so lange sein und die Arbeiterschutzgesetze werden in der Hauptsache so lange unausgeführt bleiben, als nicht in erster Linie die Zahl der Inspektoren vermehrt und ihnen ausreichende Exekutionsgewalt verliehen wird, so lange nicht die gerichtlichen Strafen wegen Verletzung der Arbeiterschutzgesetze hinlänglich hoch bemessen sind. Weiterhin ist im Interesse einer unabhängigen Gewerbeinspektion zu fordern, daß den Aufsichtsbeamten ein verhältnismäßig hohes Gehalt ausgesetzt und verboten werde, die Gastfreundschaft der Arbeitgeber anzunehmen, daß sie der Maßregelung durch die Verwaltung und den Befehlen der vorgesetzten Behörde entzogen werden, daß sie wie die Richter nur durch Richterspruch abgesetzt werden können und wie in England eine selbständige ministerielle Spitze in einem Generalinspektorat erhalten. Zu fordern bleibt fernerhin die Heranziehung aller gebildeten, charaktervollen, arbeitstüchtigen und wohlwollenden Männer zur Gewerbeinspektion, nicht einseitige Bevorzugung von Technikern, sondern gleiche Berücksichtigung der Ärzte, Beamten, Lehrer, Sozialpolitiker etc. — die fachmäßige Vorschulung der zukünftigen Gewerbeaufsichtsbeamten im Assistentendienst — die Heranziehung von Frauen und von Personen aus dem Arbeiterstande als Hilfskräfte — die Entlastung von der Kesselrevision — die unredigierte und unverkürzt veröffentlichte Berichterstattung — die Ausdehnung der Gewerbeinspektion auf Handwerk, Hausindustrie, Handel und Verkehr. Zu alle dem müßte das Recht, Gewerbeinspektoren zu ernennen, allein dem Reiche übertragen und den Kleinstaaten, die in ihrem sozialen Gepräge vielfach den unternehmerfreundlichen Kommunalverbänden gleichen, entzogen werden.

Daß auch nach Erfüllung dieser Forderungen die Gewerbeinspektion ihrer besten Stütze beraubt bliebe, wenn ihr nicht die in Presse und Versammlung organisierte Öffentlichkeit, sowie die Berufsorganisationen der Arbeiter hilfreich und ergänzend zur Seite träten, bedarf keines Wortes. Wie weit sind wir aber heute noch von allen diesen Voraussetzungen einer gesunden und machtvollen Gewerbeaufsicht entfernt!





K r i t i k.

Romane und Novellen.

Österreich im Jahre 2020. Sozialpolitischer Roman von Dr. Josef von Neupauer. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.) — Nach einem Regen schießen kaum soviel Pilze hervor, als Utopieen nach Bellamys geistreicher Fabelhanserei. Fast scheint es, als ob jeder Schriftsteller in Zukunftslande gehen müßte, um so den Befähigungsnachweis für sein Gewerbe zu erbringen, wie es etwa die deutschen Dichter gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mit dem „meistbeschreyten Hexenmagister Ioannom Faustum“ gehalten haben. Kaum hat uns ein Herr Michaelis einen Bellamy-seindlichen aber nicht unebenen „Blick in die Zukunft“ werfen lassen, kommt schon Herr Bois-Gilbert-Denelly und errichtet eine „Cäsars-Säule“ aus defakenten Bourgeoischädeln, noch staunen wir diesen graufigen Monumentalbau an, da naht Herr Arnold v. d. Passer und kommentiert mit unheilverkündender Stimme die Bibelworte „Mono tekol“, über die in Befolgung des Rousseau'schen „Rottournons à la nature!“ um Fettsche herumwalzenden Nachkommen des „Volks der Dichter und Denker“ (aber nur der von Ästhetikern konzessionierten!) ist der Vorhang zur Hälfte gefallen — schon ist ein fünfter Fabulist da und malt in den aller-, aber schon in den allerrosigsten Farben die Ostmark des Jahres 2020 post Christum!*) Man könnte beinahe sagen: wir sehen vor lauter Utopieen die Utopie

nicht mehr! Vornehmlich gilt dies für vorliegendes Buch. Wenn man jedoch glaubt, damit einen wirklichen „sozialpolitischen Roman“ zu besitzen, so ist man auf dem artigsten Holzwege von der Welt. Der Leser wird sich nie klar, wie das Land der möglichen Unmöglichkeiten im XXI. Jahrhundert eigentlich aussieht. Hin, her — her, hin — — ein Chaos von Ideen. Die Monarchie z. B. besteht noch, ebenso der Adel, aber beides nur zum Schein, sozusagen: *temporéo*, und doch wieder mit Privilegien. Im Verlaufe hören wir auch von einer Petition, wonach die Monarchie gänzlich abgeschoben werden soll, die Majorität (übrigens auf recht schwachem Fußgestell) ist dagegen, ergo — —. Wozu der ganze Abstimmungsrummel, von dem so großes Aufheben gemacht wird, da ja ohnedies die Bewohner des Neupauer'schen Österreichs mit dem Kaiserhause im allerbesten Einvernehmen stehen — wozu?! Bezüglich des sexuellen Kontaktes bestehen strenge Bestimmungen. Bon! Aber trotzdem giebt sich ein Mädchen dem Geliebten hin. Wollte der Autor damit vielleicht illustrieren, daß in Beziehung auf geschlechtlichen Verkehr Pandekten und Digesten eitel Larifari sind, daß Liebe und Sinnlichkeit über das Gesetz triumphieren? Das wissen wir ja auch ohne Utopieen! Dazu brauchen wir kein „Österreich im Jahr 2020“.

Zudem liest sich das Buch außerordentlich schlecht; der Stil des Autors ist an vielen Stellen so brüchig, daß man energische Striche mit dem Blaustift machen muß. Wenn Herr v. Neupauer wüßte, wie unfählich unbeholfen ein Satz aussieht, in dem das Prädikat vor dem Subjekte steht! Solch' ein Deutsch bezeichnet man mit einem gewissen übelklingenden Ausdruck!

*) Vor kurzem erschien eine weitere Schilderung der zukünftigen Geschichte der Welt: In purpurner Finsternis. Aus dem XXX. Jahrhundert. Von M. G. Conrad. Wohl die beste und verständigste, die je geschrieben worden. D. B.

Und einen Embonpoint hat das Buch — schauerhaft! Résumé: ein gut gemeinter, aber unendlich schwacher Versuch. Die Polemik gegen Bellamy hätte sich der Autor gänzlich ersparen können, gelinde gesagt: matt, sehr matt, Horatio!

Stauf v. d. March.

Hildegard Thildner: „Virginie.“ (Berlin, S. Fischer Verlag, 1897.)

Die Erzählung von den ewigjungen Mädchen: „Virginie“, das in ihrer Reinheit und Keuschheit nur dem Idealen nachstrebt und endlich und schließlich doch von einem schlauen Grafen bei Mondschein überrascht wird, ist recht nett und nicht nach der Schablone gearbeitet. Es liegt in ihr eine ganz feine Stimmung, die leider hier und da durch Alltagsphrasen gestört wird.

Adolf Donath.

„Das Dummchen.“ Roman von Marie Tyrol. (Jena, Hermann Costenoble.)

Es ist eine harmlose Familiengeschichte, die eben noch zur rechten Zeit kommt, um jungen Mädchen unter den Weihnachtsbaum gelegt zu werden! Es wird darin in recht netter, lebenswürdiger und gemütvoller Weise erzählt, wie ein Mädchen, das mehr Gemüt als Verstand besitzt und daher von allen „Dummchen“ genannt wird, gerade durch diese Gaben des Gemüts öfters beim Handeln das Richtige trifft, auf manche Glieder der Familie einen heilsamen Einfluß ausübt und zuletzt auch den Geliebten trotz einiger Intrigen zu gewinnen weiß. Viel Spannung ist nicht darin, wie man schon an der kurzen Skizze ersieht; das Hauptgewicht liegt auf der Schilderung der Umwelt, die sehr einheitlich gehalten und nicht ohne Stimmung ist.

Paul Wendner.

Ida Boy-Ed: „Die Lampe der Psyche.“ Roman. (Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. Stuttgart.)

Bianca Bobertag: „Moderne Jugend.“ Roman in drei Büchern. (Daselbst.)

Die Lampe der Psyche hat eigentlich

mit Ida Boy-Eds Roman nichts zu thun. Es ist eine gut kombinierte Geschichte von dem tollen Hofkapellmeister René Flemming, welcher sich plötzlich mit einem guten Mädchen aus guter Familie, Magda Ruhland, verlobt, sich gleich darauf in die hezenhaft schöne Lilly Wallwitz verliebt und dies seiner Braut gesteht. Am selben Tage aber schon sieht er ein, daß Lilly bloß Spiel mit ihm getrieben und gar nicht daran denkt, ihn zu heiraten. Er verachtet sie und gesteht ihr dies. Lillys Bruder ist Lieutenant und muß nun René fordern. Es kommt zum Duell, und der Lieutenant erhält einen Stich in die Lunge, von dem er aber wieder genesen wird. René schreibt Magda einen Brief. Er hätte stets nur sie geliebt und es sei bloß ein Mäusch über ihn gekommen. Alles endet mit großer sittlicher Befriedigung, und René bringt zum Schluß seine erste Oper „Filippo Lippi“ im Hoftheater des kleinen Herzogtums zur Aufführung.

Das Psychologische des Romans ist in den üblichen Schablonen gehalten und findet die üblichen Worte. Darin packen auch die packendsten Szenen nicht, weil man sie kennt in ihrer immer gleichen Wiederkehr und weil sie uns nichts Neues zu sagen haben.

Man kommt mit einem ruhigen Gefühl der Satttheit heim, wie von einem guten, primitiven bürgerlichen Mittagstisch, wo es einen Braten gab und viel moralische Gespräche.

Ganz anders, viel schärfer in allen Konturen ist Bianca Bobertags „Moderne Jugend“. In knapper, charakteristischer Darstellung entsteht hier das Leben in einer Provinzialstadt mit all seinen kleinen Kleinlichkeiten und großen Verkommenheiten. Der Vater, der seinen eigenen Sohn, das Kind einer Jugendliebe, im Hause erziehen läßt, ohne ihn zu kennen, das tolle, leichtsinnige Mädchen, das flüchtig herumliebt und endlich als Maitresse eines alten Juden, der sie ausbilden läßt, zur Bühne geht, dieser Jude

selbst, der einen ehrlichen, gutmütigen Kupferstecher — den Ziehvater des Mädchens — zuerst zur Fälschung von Thodwiedtyschen Kupfern und zuletzt zu der von Treforscheinen verleitet — diese alle sind überaus fein gezeichnete und lebenswahr hingestellte Figuren. In der Mitte der Handlung steht der junge Heider, der „echte“ Heider, der sich selbst anfangs für den Sohn des Kupferstechers hält, sich seinem Vater entfremdet und in Berlin zum Dichter wird.

Der Titel „Moderne Jugend“ ist nicht gut gewählt. Die „Moderne Jugend“ kommt weder in dem jungen Künstler, noch in seiner Braut und später Gattin Gertrud Thorand, dem emancipierten Mädchen aus kleinlichen Verhältnissen heraus, besonders zu Wort.

G. Macasyn.

Skizzen von Sophie Behr. Berlin, 1896. August Deubner. — Der Titel dieser dem Grafen Tolstoi gewidmeten Sammlung zeigt uns schon an, daß wir es hier nicht mit ausgeführten, künstlerisch abgeschlossenen Geschichten zu thun haben. Sie tragen durchaus das Gepräge von rasch entworfenen und niedergeschriebenen „Reiseeindrücken“, deren Schauplatz zum großen Teil Italien ist. Durch alle geht gleichmäßig ein Grundton: ein wahres, bis ins Tiefste empfundenes Mitgefühl für das Weh und physische Leiden der Armen und ein leidenschaftlicher Haß gegen alle schönthuende Verblümung und Verschleierung, womit man das traffe Elend zu überdecken sucht. „Liebe ist der einzige Sinn und Inhalt des menschlichen Lebens,“ so ruft die Verfasserin gemäß der Lehre des russischen Bauerngrafen. — Höheres Interesse als diese italienischen Skizzen erheischen die wenigen in Rußland spielenden Geschichten, welche uns besonders in der kleinen Sammelerzählung: „Wer ist Iwan Iwanowitsch?“ eine ganze Reihe verschiedenartiger russischer Charaktertypen vorführen.

P. W.

Seine Schuld. Roman von P. Sturberg. (Jena, Hermann Costenoble.) Es liegt ein warmer, heiterer Ton in der

Darstellung, der dem Roman einen gewissen Reiz giebt, aber doch nicht über den mageren Inhalt glücklich hinwegzutäuschen vermag. Eine einfache, versöhnlich, ja rühmsam ausgehende Familiengeschichte wird uns auf 300 Seiten lang ausgesponnen vorgeführt. Ein bretonischer Edelmann hat seine Braut im Stich gelassen und sich mit einer andern vermählt. Jetzt nach langen Jahren kehrt er in die Heimat zurück, um im Erbbegräbnis der Familie seine verstorbene Gattin beizusehen. Die frühere Braut ist aus Schmerz über seinen Verrat in Wahnsinn verfallen und harret täglich des Geliebten — draußen am Meer — im weißen Hochzeitskleid — Blumen in die Flut werfend. In der muntern Gesellschafterin seiner Tochter glaubt er Ersatz für die tote Gemahlin zu finden: diese jedoch zieht es vor, plötzlich mit einem russischen Fürsten zu verschwinden und überläßt ihn — eine Art Nemesis — den Qualen seines wiedererwachten Gewissens. Bei einem gefährlichen Unwetter rettet er mit großer Entschlossenheit die arme Wahnsinnige; sie erkennt ihn und stirbt mit dem seligen Bewußtsein, daß sie nicht umsonst gewartet. — Der Autor hat scheinbar selbst das Empfinden gehabt, daß dieser schlichte Vorwurf nicht für einen längeren Roman genüge, und sucht deshalb als Hintergrund des Ganzen ein Bild des bretonischen Lebens vor uns zu entrollen. Einzelne Anläufe dazu sind ihm auch gelungen; aber im übrigen muß man sagen, daß er doch nicht über genug Mittel verfügt, um ein farbensattes, gestaltenreiches, groß angelegtes, das Leben umfassendes Gemälde zu entwerfen. Er ist ein ganz guter Erzähler, der jedoch lieber an der Oberfläche bleibt, als sich in die Tiefe begiebt. Besonders scheint er kein Freund einer ins Innere der Dinge eindringenden Seelenanalyse zu sein.

P. W.

Lyrik und Epos.

Freiheitsklänge, eine Sammlung von Liedern und Gedichten. Beckrose aus

alten und neuen Freiheitskämpfen. München, Verlagsgesellschaft Münchener freie Presse.

Der Inhalt der Freiheitsklänge, für die Ludwig Quidde als verantwortlicher Herausgeber gezeichnet hat, ist nicht so rot, wie ihr Umschlag erwarten läßt. Da das Buch in erster Linie den politischen Interessen der Volkspartei zu dienen bestimmt ist, so war bei der Auswahl natürlich nicht der ästhetische, sondern der tendenziöse Wert maßgebend. Glücklicher Weise aber beschränkte man sich dabei nicht auf einseitige Auslese des radikalsten, sondern strebte in gewissen Grenzen wenigstens, eine möglichst vollkommene Zusammenstellung der Freiheitslieder an und sicherte sich so auch den Anteil weiterer Kreise. Die erste Abteilung der Sammlung, das Liederbuch, ist inhaltlich die schwächste, und wenn auch der Parteisanatismus wunderliche Blüten treibt, so glaube ich doch nicht, daß es ihm gelingen wird, die Mehrzahl dieser angeblich sangbaren Lieder im Munde des Volkes wieder zu beleben. Zu rügen habe ich hier, daß man sich bei einzelnen Gedichten Textänderungen im Sinne der Partei erlaubt hat, was auch durch die Hinzufügung „frei nach — —“ noch keineswegs entschuldigt wird. — Wertvoller sind die beiden anderen Abteilungen „Zeitgedichte“ und „Historisches“, besonders die letztere, wo der Herausgeber den einzelnen Gedichten ganz brauchbare erklärende Anmerkungen beigelegt hat. Vielleicht hätte hier noch die ältere Litteratur, wenigstens die neuhochdeutsche, mit berücksichtigt werden können; von den neueren vermissen ich Eichendorff und einige von Platen.

Der Handschuh und andere Gedichte von Robert Browning, übersetzt von Edmund Ruete. (Bremen. M. Heinsius Nachfolger.)

Der englische Dichter Browning verdient es wohl, daß das deutsche Volk ihn kennen lernt, er es verdient vor allem wegen seiner kräftigen männlichen Ausdrucks- und Sinnesart und um seines grimmigen

satirischen Hasses willen, mit dem er bornierte Annahme und Lüge im allgemeinen, das Pfaffentum im besonderen, verfolgt. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke in deutscher Sprache fehlt bis jetzt noch, nur einzelnes ist übersetzt, und wir müssen schon darum für jede Bereicherung dankbar sein, umsomehr aber, wenn es sich um eine so wirklich gute Leistung wie die Ruetes handelt. Glänzend hat er die zahlreichen Schwierigkeiten des Originals überwunden, ohne den eigenartigen individuellen Charakter zu verwischen, und auch die Auswahl ist, soweit ich urteilen kann, eine treffliche. Eines der für deutsche Leser wertvollsten Gedichte ist das erste, der „Handschuh“, das den gleichen Stoff wie Schillers gleichnamige Ballade zum Vortwurf hat, ich weiß nicht ob unabhängig von ihm oder nicht. Die Behandlung ist beidemal eine sehr verschiedene. Der anschaulichen einfach-ungezwungenen Erzählung Schillers, die sich in ihrem ersten Teile, bis zum Fallen des Handschuhs fast wie eine Kindergeschichte anhört, steht bei Browning eine breit ausführliche mit Nebensachen stark belastete Darstellung gegenüber, die noch obendrein einem dichterischen Zeitgenossen des Ereignisses, dem Haupte der „Plejade“, Pierre de Ronsard, in den Mund gelegt ist. Aber auch inhaltlich finden sich auffallende Abweichungen; während sich Schiller auf Seiten des Ritters stellt, nimmt Browning Partei für die Handschuh werfende Dame und spinnt die Erzählung zu ihren Gunsten noch weiter fort. Den Namen der Dame nennt er übrigens in Übereinstimmung mit dem Berichte bei St. Foix nicht. — Von den übrigen Gedichten des Heftes verdienen noch die erotischen eine besonders lobende Hervorhebung.

K. Cr.

„A Hopfenkranz.“ Lustige Dialektgedichte aus Deutsch-Böhmen von Max Glaser. (Leipzig, Litterarische Anstalt August Schulze, 1896.)

Herr Glaser sagt in seinem Vorwort zum „Hopfenkranz“: Ich habe mich be-

müht, die Einheit des Kolorits zu wahren, obgleich es mir nur darum zu thun war, einige Bilder aus dem Leben deutsch-böhmischer Bauern zu zeichnen und das Volk zu schildern, wie es eben ist — derb, treuherzig, deutsch und liberal.“ Dies ist ihm geglückt. Es sind anspruchslose, humorvolle Gedichtchen, die einen recht angenehmen Eindruck machen. Für die reizenden, neckischen Stücke „A Beicht“, „s Bussert“, „D' Prob“ wissen wir Herrn Glaser ehrlichen Dank. Adolf Donath.

„Musen Almanach Berliner Studenten.“ (Berlin, Schuster & Loeffler, 1896.)

Das Buch ist Theodor Fontane und Gerhart Hauptmann gewidmet. Dies ist jedenfalls ein gutes Zeichen und zeugt von der ehrlichen Begeisterung der Berliner Studenten für die Moderne.

Unter den zahlreichen Gedichten und Prosa-Stücken dieses Almanachs findet sich manche Perle. Das flotte, echtstudentische sticht manchmal scharf und doch sehr angenehm hervor. So z. B. in dem Gedichte Hans Brennerts

„An meinen Schädel“:

Wie wird dir, sprich, als sie dich weihn zum Laren
Und Fidlbusse in dir aufbewahren
Und die Cigarren, um dich keck zu necken,
In das Gehege deiner Zähne sieden.
Sie höhnen dich . . . du aber denkst der Zeit,
Wo auch dein Junker also sich gefreut
Und mit den Brüdern, lieberfroh und edel,
Gekneipt dahel'm um einen andern Schädel.

oder in dem reizenden Gedichte Karl Vuldes

„Junge Morgenstunde“:

Trat mit süßem verträumten Mund
Heut eine junge Morgenstund'
An mein Lager heran:
„Steh doch auf, junger Mann!
Schau, ich hab schon im Garten gesteckt
Sta schon flehlig gewesen,
Hab die schönsten Blumen zum Blühen erlesen
Und viel, viel kleine Mädchen aufgeweckt!
Ach, und die sehen heut so niedlich aus,
Vor der Schürze trägt jede 'nen Blumenstrauß,
Und jede möcht gern einen Knaben
So recht für morgens zum Küssen haben!
Schau, eh die Sonne aufgegangen,
Sind sie am leichtesten einzufangen,

Und ist erst einmal der rechte da —
Nun die Spröden kennt man ja!
Mir ist's just heut auch so gegangen,
Ich stand da mit roten Wangen.
Denk, Gottwater hat sich heute —
Und der ganze Himmel war voller Leute —
Zu einem Morgenküsschen bequemt!
Ach, ich bumme Morgenstund'
Nehle ihm nur so hin den Mund,
Hab mich gar nicht geschämt!
Weh, mach's auch so, schnell,
Schnell! Steh auf, sauler Gesell!“

Das ist eines der schönsten Gedichte des Almanachs. Vulde scheint sehr talentiert zu sein. Talent besitzt auch Heinrich Spiero. Sein Gedicht „An Detlev von Liliencron“ endigt in die tiefgefühlten Verse:

Wir aber lassen auf zum klaren
Benzhimmel jubeln Festankaren,
Weil sich ein Dichter uns gezeit.

Nicht unkünstlerisch sind die Gedichte Paul Victors und eine prachtvolle Skizze Rudolf Kassners „Sonnenguade“. Lyrischen Klang und künstlerische Stimmung zeigen die Gedichte der Herren Harry Mayne, Emil Schering, Victor Mannheimer und Arno Arndt. Adolf Donath.

Dramen.

Kain. Ein Drama in fünf Akten und einem Vorspiel von Ludwig Weber. (Charlottenburg, Karl Köhler, 1896.)

Dieses Drama — man würde es besser mit Mysterium bezeichnen — behandelt die Geschichte der ersten Menschen bis zur Sintflut. Im Vorspiel sehen wir Luzifer, der nach dem Verzweiflungskampfe mit den Heerscharen Gottes neben dem Weibe Lilith allein von seinem Geschlecht übrig geblieben ist. Er will die Menschheit, die Gott eben in Adam geschaffen hat, durch den stärksten Trieb, die Liebe, zum Abfall vom Schöpfer verlocken. Er sendet Lilith ins Paradies, um Adam zu verführen; doch diesem genügt das Leben, wie es ist; er trachtet nicht nach höherer Weisheit; er ersieht nur von Gott ein ihm gleichgeartetes Weib. Lilith wird von einem Engel vertrieben und scheidet mit einem Fluche auf die kommende Menschheit. — Das

Drama selbst führt uns in die Zeit nach der Vertreibung der ersten Menschen aus dem Paradiese und zeigt besonders den Kampf um das Weib, welchen das Brüderpaar Kain und Abel um ihre Schwester Ada miteinander führen. Kain ist eine trotzige friedelose Natur; er will nicht zu Gott beten, ja er haßt ihn; er empört sich über das ewige Gerede von Glaube und Liebe, Bitte und Gebet; er will nur sich sein Glück verdanken. Luzifer sucht bei ihm seine Kunst zu probieren und schickt Lilith, doch mit der ausdrücklichen Heißung, ihn nicht wirklich zu lieben. Doch die Natur ist in ihr stärker als Luzifers Berechnung; sie liebt Kain mit voller Hingebung, und Luzifer ist genötigt, mit Gewalt dieses Band zu zerreißen. Er entführt Kain in das Reich des Todes und macht ihn irre durch räthelhafte Worte über das Wesen desselben. Zugleich erweckt er bei ihm die Sehnsucht nach Ada und die Eifersucht gegen Abel. Er kehrt zur Welt zurück, und Ada empfängt ihn mit einem Geständnis heißer Liebe, die in ihr von der verzweifelten Lilith noch aufgestachelt worden ist. Ein Opfer soll entscheiden, wem von den Brüdern die Schwester nach Gottes Willen gehört. Als das Opfer zu Abels Gunsten spricht, bäumt sich Kains Trotz auf: er reißt Ada an sich und verkündigt laut das Recht der Rechte, welches die Geschlechter mit Macht zur Vereinigung treibt, ohne auf die andern Rücksicht zu nehmen. Und zum Zeichen stürzt er den Altar um. In dem Streit, der sich dann zwischen ihm und Abel entspinnt, erschlägt er den Bruder, von Luzifer mit ermunternden Worten angestachelt. Eva bricht an der Leiche des Sohnes tot zusammen, und Kain zieht fluchbeladen mit seinem Weibe von dannen. — Der letzte Akt, der zur Zeit der Sintflut spielt, erscheint mehr nur ein Nachspiel, das mit dem Vorhergehenden lediglich durch die Person Kains verbunden ist. Er schildert die Verrottung des Menschengeschlechts und ihren endlichen Untergang durch die große Flut. Und zum Schluß

findet auch Kain den Tod, nachdem er Jahre lang in tiefer Reue seine That gebüßt und so endlich die Gnade des Himmels erlangt hat.

Ich muß gestehen, wenn man eine Kaindichtung vornehmen will, so greift man besser nach der gewaltigen Dichtung Byrons. Da fühlt man wenigstens, daß der Dichter mit seinem Herzblut geschrieben, daß er alle die Grübeleien über den Ursprung des Bösen voll in sich durchlebt hat. Diese Empfindung habe ich bei dem vorliegenden Drama jedoch nicht gehabt: es ist mir vielmehr alles außerordentlich konstruirt erschienen. Sicherlich hat der Dichter durch das Vorspiel und den fünften Akt die Tragödie der ersten Menschen in den großen Zusammenhang der allgemeinen Entwicklung bringen wollen.

Das Vorspiel, das den Leser etwas an die kirchlich-katholische Weltauffassung gemahnt, mag noch gehen, aber der fünfte Akt mit seiner unkünstlerischen, ja plumpen Phantasterei und dem frömmelnden Schluß giebt dem Stück geradezu etwas Lächerliches. Am besten ist zweifellos die Geschichte der ersten Menschen, das Neue darin bildet die scharfe Hervorhebung des Kampfes um das Weib. Aber auch hier stört neben der Breite der Darstellung und der Menge von Sentenzen das fortwährende Eingreifen übermenschlicher Mächte: mit rein menschlichen Mitteln hätte sich wohl ein wirklich ergreifendes Drama gestalten lassen. — In der Charakteristik ähnelt der Luzifer Webers mehr dem hämischen, im Verborgenen wirkenden Mephisto Goethes als dem trotzigen, titanenhaften Luzifer Byrons. Aber die Größe der Auffassung, wie sie beide Dichter zeigen, hat der Verfasser nicht erreicht. Auch dem Kain fehlt ein wirklich großer Zug. — Mit der Byronschen Dichtung zeigt die vorliegende in der Anlage manche Ähnlichkeiten, ebenso auch verschiedenschach in einzelnen Gedanken. Jedoch der Grundzug der in beiden vertretenen Philosophie ist verschieden. Für Byron sind Gut und Böse Dinge in ihrem

eigenen Wesen, während für Weber von Natur alles im Werte gleich ist, und der Unterschied von Gut und Schlecht (!) nur aus dem Verhältnis der Dinge bestimmt wird.

P. W.

Eduard Stüden: „Orsa.“ Eine Tragödie in drei Akten. (Berlin, S. Fischer, 1897.)

„Orsa“ scheint mir eine der besten modernen Tragödien zu sein. Es gehört viel Talent dazu, einer so alten Wikingersage so viel Poesie abzulauschen, aus ihr ein so künstlerisches Drama zu gestalten.

Adolf Donath.

Soziale Litteratur.

Man kann die Schriften, die heutzutage über die soziale Frage erscheinen, wesentlich in zwei große Gruppen teilen: in solche, die sich an die Bourgeoisie, und solche, die sich an das Proletariat wenden. Je nach diesem ihrem Leserkreis haben sie einen eigenartigen Charakter. Die Schriften, welche Agitation unter dem Proletariat bezwecken, um dieses zum Klassenbewußtsein und sozialen Kampf zu erwecken, müssen darauf ausgehen, im niederen Volke Klarheit und Entrüstung über seine unterdrückte Stellung und klägliche ökonomische Lage zu erzeugen, ihm den trassen Widersinn des modernen Wirtschaftssystems zu weisen, das trotz seiner ins Fabelhafte wachsenden Produktivkräfte außer stande ist, die große Masse des Volkes mit den elementarsten Gütern zu versehen, und ihm den Weg aus diesem Dilemma und das Ziel, zu dem er führt, zu zeigen: den Klassenkampf und den Sozialismus. Zwei Broschüren dieser Art liegen uns heute vor: „Warum sind wir arm.“ Aus dem Holländischen des Rienzi (8°, 20 S., 10 Pf.) und „Das rote Einmaleins oder So leben wir!“ Ein soziales Bilderbuch von Ernst Berner (16°, 63 S., 20 Pf.), beide bei J. Brand, Wien, verlegt. Wer sich über das oben skizzierte Thema unterrichten will, findet hier ein überreiches, ein-

wandfreies Material; zur Propaganda sind sie vorzüglich geeignet und namentlich dem Berufsagitator mit Wort und Feder angelegentlich zu empfehlen. — Ein wesentlich anderes Gepräge trägt jene zweite Klasse der Tageslitteratur. Auch sie durchzieht ein gemeinsamer Hauch, ein Orgelton, dessen dumpfes Dröhnen bald mehr bald weniger vernehmlich das Melodiengewirr der einzelnen Instrumente durchdringt: Das schlechte Gewissen der herrschenden Klasse und die geistige Revolution innerhalb ihrer, die Auflehnung der Bildung gegen den Besitz, der Moral gegen den Mammon. Im Einzelnen weisen diese Schriften verschiedene Färbung auf. Hier haben wir die „Fabrikantensorgen“ des bekannten Fabrikbesitzer H. Freeje (Eisenach, Wildens, 66 S.), jenes „englischen“ Kapitalisten-Typus, der den Gegner, mit welchem er einmal kämpfen muß, cavalièrement mit dem Degen grüßt und hochherzig darnach strebt, daß gegenseitige Achtung und Entgegenkommen dem vorhandenen Gegensatz seine Schärfe und Bitterkeit raube. Ein in Deutschland leider noch selten gesunder Typus, tritt er warm und überzeugend ein für Arbeiterschutz und Normalarbeitsstag, Wohlfahrtseinrichtungen und Arbeiterausschüsse, Gewinnbeteiligung und Wohnungsreform, geistige Hebung und Selbstverwaltung des Arbeiterstandes. Eine ganz gleiche Sprache auf dem Gebiete des politischen Kampfes spricht die Prof. Sohms-Max Lorenzsche Broschüre: „Der Arbeiterstand und die Sozialdemokratie.“ Zwei Reden, gehalten in öffentlicher Versammlung des evangelischen Arbeitervereins zu Leipzig am 27. März 1896 (Leipzig, Werther, 34 S., 60 Pf., III. Aufl.). Waren es dort die wirtschaftlichen Feinde: Unternehmer und Arbeiter, die sich einander zu verstehen bemühen, so sind es hier die politischen: Sozialdemokraten und Ordnungsparteiler, welche einen gemeinsamen Boden zur Aussprache und Duldung suchen. In etwas anderer Beleuchtung bringen dieses

selbe Erfordernis bürgerlicher Selbstkritik und Toleranz zwei weitere Broschüren zur Sprache: Christlich-sozial als Zeitproblem von U. Fischer (Moskau, Volksmann, 23 S., 60 Pf.) und „Die sozialen Pflichten der Gebildeten“, Vortrag von Prof. R. Sohm (II. Aufl., Leipzig, Kommissions-Verlag von Werther, 18 S.). Hier ist es die Gesamtheit der Gebildeten und Wohlhabenden, denen ihre sittlichen Pflichten gegenüber dem niederen Volke vorgehalten werden. Daneben finden wir eine scharfe Abjage an das überkommene Prinzip der brutalen Herrschaft des Kapitals in „Freiherr von Stumm-Halberg und die evangelischen Geistlichen im Saargebiet“. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte, herausgegeben im Auftrage der Saarbrücker evangelischen Pfarrkonferenz (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 90 S., 60 Pf., 10—20 Exemplare à 50 Pf., über 20 Exemplare à 40 Pf.); ein Dokument, ebenso interessant für die Charakteristik des typischen Kapitalismus, wie erfreulich als Zeichen steifnackiger Autoritätsverweigerung seitens bisher nur allzu gehorsamsfreudiger Kreise des Bürgertums. — Das einigende Element, das alle diese bürgerlichen Schriften scharf abhebt von den oben erwähnten proletarischen ist der Reformatismus im Gegensatz zum Revolutionismus. Nicht eine Ersetzung des zu stürzenden Wirtschaftssystems von heute durch ein anderes, sondern seine ethische Reinigung und Läuterung, seine sozialpolitische Ausbaumung bei grundsätzlicher Anerkennung seiner Prinzipien ist das Ziel und Ideal dieser bürgerlich-fortschrittlichen Elemente. Einen kräftigen Schritt darüber hinaus macht nur der extremste Flügel derer um Raumann. Sie vermögen sich dem Abwirtschasten der kapitalistischen Verkehrswirtschaft und dem siegreichen Aufsteigen des Sozialismus nicht mehr zu verschließen; was sie noch bourgeois erscheinen läßt, sind die Eierchalen ihrer konservativen Herkunft, die sie noch krampfhaft festhalten:

Monarchismus, Nationalismus, Christentum, Geistesrichtungen, deren Vereinbarkeit mit dem wirtschaftlichen Sozialismus uns höchst problematisch erscheint. Diesen Kreisen entstammt eine nicht uninteressante Agitationsbroschüre für bürgerliche Kreise, die — wie solche vielfach — die Form der Utopie angenommen hat: „Der Umsturz“. Briefe und Gespräche von Bernhard Otto (Leipzig, Warncke, 220 S.). Auch dieses Buch ist sehr geschickt geschrieben und wohl geeignet, seine Zwecke zu erfüllen; von seinen speziellen kaiserlich-christlichen Idealen freilich hat Verfasser uns trotzdem nicht zu überzeugen vermocht. — Endlich müssen wir noch Notiz nehmen von einer Schrift besonderer Art, die von den bisher erwähnten wenig angenehm absteht; wenn das deutsche Bürgertum allmählich — spät genug — Zeichen von sich giebt, daß auch es einer sozialen Erziehung zu ehrlichem Kampf und teilnehmendem Verständnis fähig ist, so berührt es doppelt peinlich, wenn die Fackel der Verhegung und Verbitterung gegenüber der sozialistischen Arbeiterpartei von einem Arbeiter selbst aufs neue entzündet wird. Herr Theodor Lorenzen, Arbeiter auf der Kaiserlichen Werft zu Kiel, ist es, der sich mit seiner Broschüre „Die Sozialdemokratie in Theorie und Praxis oder Ein Blick hinter die Coulissen“ (Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer, 112 S., 50 Pf., 16.—20. Tausend) dieser fragwürdigen Aufgabe unterzogen hat. Wir hofften, in dieser Schrift eine offenerzige Kritik der mannigfachen, nicht geleugneten Schäden zu finden, welche die sozialdemokratische Parteiorganisation in ihrer heutigen Gestalt und ihren Persönlichkeiten in sich trägt, wurden aber bitter enttäuscht, nichts anderes als das ziemlich unsaubere Pamphlet eines Ignoranten hinter dem vielversprechenden Titel zu finden. Zur Ehre seines intellektuellen, allerdings nicht seines moralischen Niveaus, glauben wir annehmen zu müssen, daß Herr Lorenzen wohl nicht viel mehr als

seinen Namen zu diesem Machwerk beigesteuert hat und der „intellektuelle Urheber“ in höheren Sphären zu suchen ist.

Heinz.

Armee und Sozialismus. Von Ernst Hiekmann. (Warmbrunn i. Schl. Verlag von Max Leipelt.)

Frage: „Wer wird geistig die Sozialdemokratie vernichten?“

Antwort: „Der preussische Lieutenant in der Instruktionstunde!!!“

Wahrhaftig, so ist's, es ist wirklich so. Herr Hiekmann hat es gesagt! A. E. G.

Andrew Carnegie, Die Pflichten des Reichtums. (Leipzig, Peter Hobbing.)

— Die von einem Millionär verfasste Broschüre hat die „zweckmäßige Verwendung des Reichtums“ zum Vortwurf, wie es „noch einmal möglich wäre, Reich und Arm zu einträchtigen Beziehungen zu verknüpfen“. Der Autor erklärt die Vererbung des Reichtums für „unverständlich“ und schlägt vor, diesen zur Errichtung von Universitäten (Schulen), Freibibliotheken, Hospitälern, Laboratorien, Parkanlagen, Versammlungshallen, Badeanstalten und Kirchen zu verwenden. — Ob das die richtige Art der Verwertung ist, geeignet Reich und Arm zu einträchtigen Beziehungen zu verknüpfen, lasse ich dahingestellt sein. Die Broschüre sticht durch ihren ruhigen, aufrichtigen Ton von ähnlichen Werken sehr vorteilhaft ab, nur mit dem Ausdruck hapert's manchmal.

Stf. v. d. M.

Menschenkunde.

Entartung und Genie. Neue Studien von Cesare Lombroso. Deutsch von Dr. Hans Kurella. Mit 12 Tafeln. (Leipzig, G. F. Wigand. 308 S.)

Sozialismus und moderne Wissenschaft (Darwin—Spencer—Marx) von Enrico Ferri. Übersetzt und ergänzt von Dr. Hans Kurella. (Leipzig, G. F. Wigand. 169 S.)

Mann und Weib. Von Dr. Havelock Ellis. Deutsch von Dr. Hans

Kurella. (Leipzig, G. F. Wigand. Mit Illustrationen. 408 S.)

Verbrecher und Verbrechen. Von Dr. Havelock Ellis. Mit 7 Tafeln und Text-Illustrationen. (Leipzig, G. F. Wigand. 342 S.)

Diese vier Werke, gleichmäßig gut übersetzt und ausgestattet mit Geschmack, sind ein wesentlicher Beitrag zur neuen Menschenkunde. Ihre Verfasser haben alles von sich abgethan, was an alte akademische Methode und pädagogische Voreingenommenheit erinnert. Sie stehen auf dem natürlichen Boden reiner Wissenschaft, die nur eine einzige Nutzenanwendung kennt: der schlichten Wahrheit schlicht zu dienen. Das macht diese Bücher so wertvoll für die moderne Aufklärung: sie kommen aus dem Leben und zielen auf das Leben, nicht auf eine abstrakte Doktrin, nicht auf einen toten Wissensstoff, den der Professor im Examen abfragt, und der dann für den Schüler für immer erledigt ist. Eine ungeheure Anregung geht von ihnen aus, die den nachdenkamen Leser nicht mehr zur Ruhe kommen läßt. Und bringt der Leser selbst schon einen guten Schulsack mit, vollgepackt mit anthropologischen und psychologischen Kenntnissen, so drücken sie ihm den kritischen Stachel um so tiefer ins Gehirn. Den Italienern Lombroso und Ferri wie dem Engländer Ellis gegenüber pflegt sich der gründlich geschulte Deutsche neuerdings mit einem gewissen Mißtrauen zu waffnen. Das schadet keineswegs, sofern es nicht in bornierte Abwehr ausschlägt. Wer sich nur soweit überwindet, einzelne Kapitel zur Probe mit scharfem Blick zu lesen, der wird sich schließlich mit Vergnügen bereit finden, dem Ganzen seine Aufmerksamkeit zu widmen. Darnach empfiehlt sich die Anschaffung dieser Bücher, namentlich für Volksbibliotheken, von selbst. Sie sind ein wirksames Gift gegen den Verdummungsbazillus, der jetzt wieder in gewissen Staatsinstituten so liebevoll gepflegt werden möchte.

M. G. Conrad.

Litteraturgeschichte.

Geschichte der deutschen Litteratur in der Gegenwart von Eugen Wolff. (Leipzig, F. Hirzel.)

Man kann in der heutigen Litteraturgeschichte zwei Richtungen unterscheiden, die eine, die streng wissenschaftliche, die bei Goethes Todesjahr Halt macht und alle spätere Litteratur von ihrer Betrachtung ausschließt als unvereinbar mit einer objektiven Forschung, und eine andere, jüngere, die für die litterarhistorische Behandlung auch des übrigen neunzehnten Jahrhunderts eintritt und in Ernst Elsters ausgezeichnete Feine-Ausgabe einen thatsächlichen Erfolg dafür errungen hat. Beide Richtungen stehen sich noch ziemlich unvermittelt gegenüber, auf Seiten der ersteren die großen Autoritäten, auf Seiten der letzteren eine numerische Mehrheit, aber vorwiegend jüngere und jüngste. Goethes Todesjahr als Scheidepunkt, eine Erbschaft Gerwins, ist, ganz abgesehen davon, daß sich eine geistige Epoche überhaupt nicht auf Jahr und Tag abgrenzen läßt, auch an sich unglücklich und unrichtig gewählt, denn es war in Wirklichkeit für die Entwicklung vollkommen bedeutungslos, und die Anfänge der neuesten Litteratur liegen weit darüber hinaus. Mit der Niederreißung dieser alten Schranke hat sich daher die jüngere Richtung entschieden Dank verdient; aber statt sich nun mit einer einfachen Grenzverschiebung zu begnügen, und etwa die siebziger Jahre, in denen sich ein neuer Umschwung vollzog, als Haltepunkt anzunehmen, erklärte man die ganze Litteratur des ablaufenden Jahrhunderts für gute Beute und wagte sich mit frischem Mute auch an die zeitgenössische Litteratur, um dabei fast allgemein — Schiffbruch zu erleiden. Hierin, in diesem Mangel an Bescheidung, liegt der Fehler der jüngeren Richtung. Es ist schlechterdings unmöglich, ein fertiges Urtheil abzugeben über ein Ding, das selbst noch nicht fertig und ausgereift ist, über Anschauungen, unter deren

Banne noch jeder einzelne steht, und über deren realen Werterst die Zukunft entscheidet. Eine objektiv wissenschaftliche Kritik, die für ihre Resultate eine autoritative Geltung verlangt, ist für die Litteratur der Gegenwart stets ein Unding, für diese giebt es überhaupt nur eine subjektiv künstlerische, d. h. eine solche, die allen zunächst nur als die subjektive Meinung eines einzelnen gilt, und an die jeder wieder den Maßstab seiner eigenen subjektiven Kritik anlegt und anlegen darf.

Es ist nötig, das wieder einmal klar zu machen, besonders gegenüber einem so unklaren Buche, wie das Eugen Wolffs. Gerade auf ihn setzte man einmal in den Kreisen der „gegenwärtigen“ Litteratur große Hoffnungen, ums Jahr 1880, als er in den litterarischen Volksheften eine für ihre Zeit recht gute Abhandlung über „die jüngste deutsche Litteraturströmung“ geschrieben hatte; man war stolz, einen zünftigen Litteraten zu den Modernen zu zählen, und erwartete von der wissenschaftlich geschulten Kritik, was man der journalistischen vergeblich abzurufen sich bemüht hatte: Verständnis und Anerkennung. Man ist heute ziemlich allgemein von diesem Wahne geheilt, und die neueste Leistung Wolffs wird vielleicht auch die letzten Reste des Aberglaubens an eine objektive wissenschaftliche Kritik der Gegenwart zu nichte machen. Gerade dies Buch, das mit einem gewissen Ansprüche auf Wissenschaftlichkeit auftritt, das mit einer eiteln Vorliebe zu zeigen strebt, daß sein Autor auch etwas von einer älteren Litteratur verstehe, ist vielleicht die subjektiv-einseitigste Kritik der letzten Jahre; groß im beredten Phrasenschwalle, aber noch größer im Verschweigen. Ich will mich nicht erst mit dem Titel aufhalten, mit dem einfältig entschuldigenden Ausdrucke „Litteratur in der Gegenwart“, der dem Verfasser eine genauere zeitliche Abgrenzung ersparen sollte, ich will gleich zur Sache selbst kommen. Eine prinzipielle Darstellung der gegenwärtigen Litteratur glie-

bert sich von selbst in zwei Teile, den einen, der diese Litteratur als Ursache früherer Wirkungen, d. h. ihre Entstehungsgeschichte, ihren Zusammenhang mit der vorhergehenden behandelt, und einen andern, der diese Litteratur wieder als Ursache neuer Wirkungen, ihre weitere Entwicklung ins Auge faßt. Auf den zweiten Teil hat Wolff verzichtet, und zwar, wie man nach seiner Behandlung des ersten Theils sagen muß, zu seinem und der Leser Vortheil. An Zukunftspheantasiën fehlt es natürlich auch bei ihm nicht, aber diese rein spekulativen Betrachtungen kann man hier nicht mitzählen. — Was Wolff bei der Abfassung vorschwebte, war, wie er selbst im Vorworte in dem ihm eigenen Deutsch angiebt, ein „Entwicklungsgang der modernen Litteratur bis in die Gegenwart“. Aber von einem Entwicklungsgang, von irgend welchem inneren Fortschreiten ist in dem Buche nichts zu spüren; es ist im Grunde nur eine einfache Aufzählung, ein Nebeneinander, kein Nacheinander.

Wie könnte es auch, da Herr Wolff sich nicht einmal über den Ausgangspunkt dieses „Entwicklungsganges“ klar ist und bald versuchsweise bei Shakespeare, bald bei den Klassikern einsetzt? — Ein Mangel an Tiefe des Wissens und an Durchbildung des Urtheils machen sich allenthalben fühlbar. Fast durchgängig arbeitet er mit Schlagworten und Redensarten, mit Ausdrücken, wie sie gerade in der Gartenlaube, über die er so gern seinen billigen Spott ausgießt, an der Tagesordnung sind. Der Maßstab aber, den er bei der Beurteilung der Werke anlegt, ist im Grunde derselbe, wie in den litterarhistorischen Kinderbüchern mit und ohne Bildern. Eine abgerundete Darstellung, wenigstens der dichterischen Persönlichkeiten und ihres Werdens, ist ihm nicht gelungen. Jedes einzelne Werk wird säuberlich zerlegt und recapituliert, gelobt oder getadelt, oft noch gar in Auszügen wiedergegeben, kurz, alles was wohl bei der Besprechung von Tagesneuigkeiten üblich ist, aber nichts, rein nichts von dem,

was man von einem Buche erwartet, das einen Überblick über eine ganze Geistesepoche geben will. Man kann Hebbel unter diesen Umständen eigentlich nur beglückwünschen, daß er einer solchen Darstellung entgangen ist, doch fällt seine Übergehung besonders gegenüber der breiten Behandlung Ludwigs auf. Je mehr sich der Verfasser vollends der heutigen Litteratur nähert, um so klaffender werden die Lücken, daß man sich kaum der Meinung erwehren kann, er habe die letzten Jahre verschlafen. — Allerdings muß man zugeben, daß er sich ein näheres Eingehen auf die moderne Litteratur gleich dadurch zu ersparen versucht hat, daß er diese schon bei den älteren Realisten anhangsweise mit behandelte, indem er nämlich bei den Werken Anzengrubers, Storms und anderer jedesmal hervorhob, wie schauderhaft wohl die heutigen Realisten den gleichen Stoff verunstaltet haben würden. In der That, eine sehr gediegene Kritik! — Mit einer Aufzählung aller einzelnen Sünden die Leser zu behelligen, ist meines Amtes heute nicht: wen es gelüftet, sie kennen zu lernen, verweise ich auf das letzte Fest des Euphorion, wo sie Richard W. Meyer in seiner Sammelsurienart „kritisch“ verarbeitet hat. K. Cr.

Die Sturm- und Drangperiode und der moderne deutsche Realismus. Ein Vortrag von Carl Gustav Vollmoeller. (Berlin, Hermann Walther.)

Im Anfange der modernen Bewegung, als man noch in litterarischen Kreisen ein gewisses Bedürfnis der Rechtfertigung hatte, da verglich man sich wohl gern selbst mit den Stürmern und Drängern des vorigen Jahrhunderts. Das war entschuldbar und erklärlich, denn beide Bewegungen haben wirklich etwas Gemeinsames, daß sie beide revolutionär auftreten als eine Reaktion gegen den herrschenden Geschmack. Man übersah dabei im Eifer des Kampfes, daß die inneren Bedingungen beidemale wesentlich andere waren, man begnügte sich mit der äußeren Überein-

stimmung. Seitdem aber ist der schöne Vergleich nicht mehr aus der Welt zu schaffen, immer wieder wird er angebracht, besonders von denen, die weder von der Sturm- und Drangzeit noch von der modernen Litteratur viel verstehen und nur wohlfeil ihr maßgebendes Urtheil über die Letztere darein kleiden. Das Verdienst, ihn schulgerecht durchgeführt zu haben, gebührt aber unbestreitbar erst Herrn Vollmoeller. Seine Arbeit ist ein Populärvortrag, aber offenbar doch noch nicht populär genug, da ich ihn nicht verstanden habe. Von der Unmasse von Namen, die er citiert, war mir ja die Mehrzahl bekannt, und ich konnte mir auch zumeist etwas dabei denken, aber merkwürdiger Weise fast niemals das, was Herr Vollmoeller darüber denkt. Der Fehler liegt offenbar an mir, daß ich mir eben nicht klar machen konnte, was denn Herr Vollmoeller eigentlich darüber denkt. Hoffentlich ist es den Hörern in Stuttgart nicht ebenso ergangen. — Wie die Widmung besagt, ist Herr Vollmoeller der Neffe des bekannten Philologen gleichen Namens, aber von philologischer Sorgfalt ist in dem Hefte nichts zu spüren. Endlose Namenreihen, Urtheile in Form litterarischer Kalauer und schablonenmäßig gezogene Parallelen bilden seinen Inhalt. — Ich möchte wissen, was Herrn Vollmoeller wohl zur Abfassung dieses Vortrags veranlaßt hat. Eine Rechtfertigung ihres Daseins hat die moderne Litteratur nicht mehr nötig; sie hat sie gegeben in einem zehnjährigen ernsten Schaffen. Wollte er das Interesse weiterer Kreise für sie erregen? Dann war die Vergleichung mit der Sturm- und Drangperiode unnütz, die der Masse zum mindesten ebenso fremd ist wie unsere neuere. Oder glaubte er gar darin den Hauptschlüssel zum Verständnis der modernen Litteratur überhaupt gefunden zu haben? Der kühne Ton, in dem er sich am Schlusse zum litterarischen Wetterpropheten aufwirft, scheint fast darauf hinzudeuten. Ich möchte ihm nur zweierlei dazu bemerken:

erstens, daß man auch in der Litteraturgeschichte ein psychologisches Eindringen in die innere Entwicklung einer Geistesbewegung wenigstens anstrebt und zweitens, — was ich in anderer Beziehung auch Herrn Eugen Wolff zum Nachdenken empfehle — daß unsere heutige Litteratur und Sturm und Drang keineswegs Parallelererscheinungen, sondern Glieder derselben Kette, ein und derselben Entwicklungsreihe sind, die man vielleicht schlechthin als die der „modernen Idee“ bezeichnen kann. Der Weg führt direkt von Friedrich Schiller und dem jungen Goethe über Jungdeutschland zu den Modernen.

K. Cr.

Vermischte Schriften.

Stanislaw Przybylszewski: „Auf den Wegen der Seele.“ (Berlin, Kritik-Verlag, 1897.)

Przybylszewski ist immer interessant. Er ist einer von jenen heiligen „Agni-Priestern“, die der Seele opfern, einer von jenen wenigen, in denen die Tradition vergangener Zeiten von der Heiligkeit des Denkens und der Kunst stärker als je lebendig ist, einer von jenen wenigen, die nur in den Momenten „des intensivsten Seelenaufschwunges“ schaffen. Leider heißen solche Künstler stets die „Unmoralischen“, die „Objctönen“. Einer von ihnen ist auch der norwegische Bildhauer Gustav Vigeland. Przybylszewskis fesselnde Abhandlung über ihn ist höchst künstlerisch. Vigelands künstlerische That charakterisiert er mit den Worten: „Überall das Gefühl, das über alle Gefühle hinausgeht und sich in den Abgründen der Ewigkeit verliert: das Gefühl der Finsternis, der Verdammnis, des Ausgestoßen-Seins, des ewigen Todes. Und über allem, was er geschaffen hat, ruht der schwere bleierne Himmel und Jehovas rächender Zorn. Und aus allem lugt das düster grübelnde Auge eines Pessimisten hervor, der im Leben nichts als Schmerz und Brutalität zu sehen vermag.“

Adolf Donath.

Die Evangelisation. Von Dr. phil. Otto Märker. Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Bd. XXI. Heft 6. (Stuttgart, Druck und Verlag der Chr. Belferschen Verlagsbuchhandlung, 1896.)

Es thut mir wirklich bald leid um die schöne Zeit, die mich die Lektüre dieses Elaborates gekostet hat. Gut gemeint ist das Buch — das ist aber auch alles, was man als Lob vorbringen kann. Ich glaube nicht, daß durch die Mittel, welche der Verfasser vorschlägt — durch Einrichtung von religiösen Vorträgen, Erweiterung des christlichen Wanderbuchhandels und vor allem durch Anstellung apologetisch gut gebildeter Wanderprediger (Evangelisten) — das Christentum unter den entkirchlichten Massen wieder zum Leben erweckt werden kann. Das nämlich ist der Sinn der Evangelisation im Sinne des Verfassers. Auf die Gründe der Entfremdung von der Kirche geht er nicht weiter ein, was meiner Ansicht nach doch das erste wäre, wenn man ein Übel nachdrücklich bekämpfen will. Er sagt nur mehr beiläufig, daß die Kirche zum Teil selbst schuld daran trage; indem sie die geistlichen Stellen und kirchlichen Gebäude nicht genügend vermehrt habe. Auch die „moderne charakterlose Umdeutungstheologie, die im wesentlichen nur aufgewärmter Rationalismus ist“, soll in dieser Richtung verhängnisvoll eingewirkt haben. Sie sei geradezu „die Bahnbrecherin des konsequenten Unglaubens“. Daß die „orthodoxe Unterweisung“, wie Dr. Brieger behauptet, die Abwendung von der Kirche zur Folge habe, ist nach seiner Ansicht „gänzlich verfehlt“. Ich sehe darin den Hauptgrund, warum viele, auch ernste Naturen, der Kirche den Rücken wandten, nachdem sie sich vergebens abgerungen, zwischen einem überlebten spiritualistischen Dogma und dem modernen Empfinden und Denken eine Versöhnung herzustellen. Ob der Verfasser jemals wohl ähnliche schwere innere Glaubenskämpfe durchgelostet hat? — Gegen die „politischen Pastoren“ verhält er sich ablehnend, gleichwohl fordert er

seitens der Geistlichen Anknüpfung an moderne Kulturströmungen; in der Hauptsache aber soll sich der Evangelist „nicht stützen auf die Krücken weltlicher Bildung, sondern gestützt auf das Wort des Herrn soll er seinen Glauben fest und freudig mit Wärme und Einfalt verkündigen“. — Doch schon übergenuß mit dem Gesagten! Nur eine Stelle möchte ich noch aufstecken, wo der Verfasser von der Methodistenmission unter Protestanten spricht. Diese sei froh, wenn ihnen eins oder das andere Glied der Landeskirche zufiele und „mit seiner Steuerkraft oder mit seinem Ansehen die den Evangelisten ausführende Gemeinschaft stärken und stützen würde“. Gegen eine andre Partei darf man schon so etwas einmal äußern, wehe aber dem „Berleumder“, der einmal an der Aufrichtigkeit der von einem selbst vertretenen Gesinnung zu zweifeln wagte! Vonedus.

Geschichten und Lieder der Afrikaner. Ausgewählt und verdeutscht von Dr. A. Seidel. 8.—10. Tausend. (Berlin, Schall & Grund. Verein der Bücherfreunde.)

Die schwarze Masse hat seit den Tagen Lascazas in einer sehr verschiedenen Werthschätzung bei den Europäern gestanden; der anfänglichen kulturüberlegenen Beachtung folgte rückschlagend eine um so stärkere, aus den berühmtesten Humanitätsgefühlen geborene Überschätzung, die noch in den achtziger Jahren einen energischen Protest in Hadländers Europäischem Sklavenleben herausforderte. Schon vorher hatten Engländer und Franzosen an der Quelle selbst, im dunklen Erdteile, den Charakter der Neger zu erforschen gesucht, und als 1883 das deutsche Reich mit in den Wettstreit um den Besitz der afrikanischen Küsten eintrat, wurden auch die Blicke der Deutschen auf diese Aufgabe gerichtet. Das vorliegende Buch Seidels ist wohl die bedeutendste Studie auf diesem Gebiete und der allgemeine Anklang, den es gefunden hat, ist mit Freuden zu begrüßen. Einen großen An-

teil daran hat die übersichtliche Ordnung des Materials und eine Darstellung und Gliederung, die auch dem Laien ein vollständiges Verständnis ermöglicht. Die Hauptanziehungskraft aber übte sicher die Eigenart des Stoffes selbst, der in seiner Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit alle Erwartungen übertraf; die Forschungen Seidels haben eine Volksliteratur zu Tage gefördert, die sich der anderer Völker getrost an die Seite stellen kann. Ihre Hauptgattungen sind Fabel und Erzählung, teils witzig-anekdotaler, teils religiös-foamologischer Art, Rätsel und Sprichwörter. Besonders die letzten bergen eine Fülle von Naturbeobachtung und Scharfsinn. Die Poesie ist weniger vertreten; in Betracht kommen nur Liebeslieder, Epen, Spottlieder und Trauergesänge. Da alle afrikanische Poesie, wie bei jedem Naturvolk, vom Gesange unzertrennlich ist, so hat Seidel sein Augenmerk auch auf die musikalische Beanlagung gerichtet und vereinzelt Noten beigelegt. In der Einleitung giebt er außerdem aus dem Schatze seiner eigenen langjährigen Erfahrungen einige Aufschlüsse über die wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse Afrikas und sucht zu zeigen, wo der Hebel anzusetzen sei, um die Afrikaner auf den Weg einer ihrer Anlage entsprechenden Entwicklung zu bringen. Seidels optimistische Auffassung über eine mögliche Zukunft der schwarzen Masse vermag ich nicht zu teilen. Meine Vermutungen weisen ihnen ohne romantisches Bedauern ein gleiches Schicksal wie den Indianern Nordamerikas zu, wenn auch der Tag noch in tausendjähriger Ferne liegen mag, wo der letzte Neger reiner Abstammung sein Auge schließt. — Doch das nebenbei. Das Verdienst Seidels ist es, den Schlüssel für das Verständnis der Afrikaner gegeben zu haben; das Gewonnene zu verwerten und weiter auszubauen ist Sache der deutschen Wissenschaft.

K. Cr.

Der Pan.

Das sächsische Heft des „Pan“ zeigt dasselbe Gesicht wie alle bisher herausgegebenen. Meist vorzüglich will mir der bildnerische Teil erscheinen, nicht übel der litterarische. Dafür ist der letztere recht wohlansständig geraten. Noch einmal: so wird schwerlich etwas Rechtes zustande kommen. Was Meister Flaischlen und Hartleben gefällt, ist weiß oder rot oder blau, und was den andern Herren, die etwas dreinzureden haben, gefällt, ist schwarz oder violett oder wohl auch ganz besonders seltenfarben, aber was beiden gefällt, ist allemal grau. Wenn man die bildenden Künstler frei passieren läßt, — (Otto Greiner hat seinen Christus mit Fug und Recht ohne Lendentuch dargestellt) —, sollten sich auch die Individualitäten der Dichter ungehindert bethätigen können. Derzeit kann man den Pan dem Czaren und der Tochter des Hauptpastors zu lesen geben — sie werden ihn nicht allenthalben verstehen, aber Anstoß nehmen wird keines von den beiden an ihm, wohl-gemerkt die Bilder ausgenommen. Das ist ja im Grunde auch was wert, z. B. für die Gartenlaube.

Darum haben die Dichter Masken vorgehalten. Um einen herauszugreifen: Kurt Martens hat an andern Orten mit vielem Glück die leisen Schwingungen etwa des Verhältnisses von Mann zu Weib oder Mensch zu Gott untersucht und hat die Seelen in ihrer harten Nacktheit dargethan, diesmal hat er seinem Brauch zuwider der „Nachtwandlerin“ ein Traummüllchen über die feine Seele gezogen und hat ihr den Mond zum Liebsten gegeben, einen dermaßen unzugänglichen Liebhaber, daß wir statt interessanter psychologischer Entwicklungen nur eine allerdings vollendete Zustandschilderung, die Sehnsuchtsferienade seiner Somambule voll köstlich zarter Worte, von ihm erhalten. Dies nur ein Beispiel, —

Den Anfang des Festes machen einige

Fragmente aus den Sprüchen Zarathustras von Fr. Meyssche. Es folgt G. Frhr. von Ompteda's „Aufschwung“. Ompteda ist darin pathetisch mit einem leisen Stich ins Triviale; das will ihm nicht recht zu Gesicht stehen. Auf drei Gedichte von Avenarius und eines von Voegel folgt dann die ländliche Erzählung „die Glocken von Krummseebach“ des tüchtigen Wilhelm von Polenz, der mit seiner einigermaßen gesuchten Urwüchsigkeit gar nicht in den frisierten „Pan“ passen will. An Viktor Feldegg's müde anklagende Resignation „An das Leid“ und Kurt Martens bereits erwähnte „Nachtwandlerin“ schließen sich die Wiener Hugo von Hofmannsthal und Anton Lindner an, Loris mit mehr Glück als Lindner, der die verlorene Weichheit seines Dämmerbildes durch das scharf präcisierte Resumé der letzten Zeile unterbricht. Przychybszewski hat sich Zügel anlegen müssen in seiner Ballade „In hac lacrymarum vallo“, aber man spürt die dunkle Lohe unter der Deckasche. Hans Bethges verklingender Sterbensfang „Hinüber“ fühlt sich offenbar unwohl mit seinen acht Zeilen auf der großen, kalten Panseite. Ich meine, der Pan habe durch die Wahl der Lettern, der Randleisten u. s. w. dem Dichter die Suggestion beim Leser erleichtern wollen, hier ist's ihm schwerlich gelungen. Die Komposition von Meyssche ist interessant aber musikalisch unbedeutend.

Die kunstkritischen Aufsätze stehen durchweg auf hoher Stufe. Hervorzuheben ist Wilhelm Bode: „Aufgaben der Kunstgewerbemuseen“, Alfred Lichtwark: „Aus Dresden“, W. von Seidlitz: „Dresdens junge Künstlerschaft“, Walter Harlan: „Winterfeldzug in Leipzig“, Karl Heine: „Die deutsche Wanderbühne und ihr Bruch mit dem Dilettantismus im siebzehnten Jahrhundert.“ Des weitern schreibt G. Frhr. von Bodenhausen über „Bringsart nouveau“, Cornelius Gurlitt erzählt „aus Dresden“, der Leipziger Kunsthistoriker Schmarsow spricht über „Die altbairische Bildnerschule im 13.

Jahrhundert“ und Max J. Friedländer behandelt in einem Sonderaufsatz Lucas Cranach, den er uns zum Teil in ganz neue Beleuchtung rückt. Im Friedländerschen Aufsatz finden wir Wiedergaben Cranachscher bezw. Dürerscher Schöpfungen, die das Gesagte äußerst klar veranschaulichen; es ist zu bedauern, daß die Schmarsow'schen Ausführungen nicht auch, wenigstens durch Darstellungen der fast ausschließlich in Frage kommenden Bildnerwerke, der „goldenen Pforte“ in Freiberg und des „Stifterchors“ in Naumburg, unterstellt werden.

Am Schluß unternimmt der Pan eine Nordlandreise. Er bringt ein etwas eigentümliches „Genrebild“ von Wilhelm Prag, eine Art Totentanz, und Per Hallstroem's „Schmetterling“. Mir ist aber die Murgersche Episode „Fränzchens Ruff“ lieber als die schwedische Diamantbroche. Gustav Morgenstern giebt einen umfassenden „Überblick über die jüngere norwegische Litteratur“.

Von bildenden Künstlern ist am meisten der Riese Max Klinger berücksichtigt, aber die andern können sich schon neben ihm sehen lassen. Die Dresdner sind sehr gut durch Otto Fischer, Paul Baum (Landschaft), Hans Unger (Weiblicher Studienkopf), Georg Lührig (Frena und die Niesen) und das ausgezeichnete Porträt Robert Diez' von Karl Mediz vertreten. Pietschmann's Centaurin macht eine gar zu kokette Handbewegung, während ihr männlicher Partner um so eindrucksvoller wirkt. Der nordische Streifzug hat zwei wundervolle Beutestücke in Werenkiold's Ibsen und Munch's verblüffendem Porträt des Anud Hamsun ergeben. Von dem kostbaren Kleinram, der über das ganze Fest ausgestreut ist, will ich noch die Klingerschen Sachen erwähnen, ferner noch die Kopfleisten von Fidus und Otto Fischer und den hehren Mädchenskopf von Toulouse-Lautrec.

Französische Litteratur.

Fernand Calmottes, der Verfasser einer Reihe von gangbaren Backfischromanen, hat es satt bekommen, ewig und immerzu in dem seichten Gewässer des Familienblatt-Tümpels herumzuplättschern, und zeigt schon durch die Wahl des Titels seines neuen Romans („*Le Vice*“, Paris, Stock), daß er darauf verzichtet, seine Leser unter den höheren Töchtern des Landes zu suchen, die seine Bücher bisher mit besonderem Vergnügen gelesen haben. „*Le Vice*“ ist gar nicht so übel, wenn man billigerweise berücksichtigt, daß sich der Autor auf einem Gebiete bewegt, das ihm nicht recht bekannt und wohl auch nicht recht geheuer ist. Daher das Unsichere und Tastende seines Vorgehens und die verlegene Scheu, den Dingen auf den Grund zu sehen und zu gehen. Der routinierte Fabulierkünstler, der auf die effektvolle Wirkung hinarbeitet und beim Schreiben beständig nach dem Publikum schielt, steht dem nüchternen objektiven Wahrheitsbildner eben noch allenthalben im Wege. Aber Kraft, tüchtiges Streben und ernstes Wollen sind in dem Roman überall zu erkennen, und deshalb ist Calmottes' Buch mit all seinen Fehlern und Schwächen mit aufrichtiger Anerkennung zu begrüßen.

Heute, wo die orientalische Frage wieder einmal recht brennend zu werden droht, kommt ein Buch wie die bei Stock erschienenen „*Mystères de Constantinople*“ von Paul de Réglas just zu rechter Zeit. Paul de Réglas hat sich durch den Freimut, mit dem er die zahllosen Leiden und Gebrechen des „kranken Mannes“ besprach und untersuchte, vorteilhaft bekannt gemacht und gilt auf Grund seiner zahlreichen Schriften als einer der sachkundigsten Beurteiler neu türkischer Verhältnisse und Zustände. In dem vorliegenden Werke entrollt er uns im Rahmen eines von dramatischem Leben erfüllten Romans ein breitangelegtes Gemälde der Wirren und Greuel-

scenen, die sich in Konstantinopel abspielten. Nach eingehenden Schilderungen der Machenschaften und Bettelungen der offiziellen Gesellschaft in Yildiz-Kiosk, die die armenische Tragödie vorbereitet und sorgsam in Scene gesetzt haben, enthüllt uns der Autor die wahren Beweggründe der Ereignisse und entwirrt vor den Augen des Lesers die vielfach verschlungenen Fäden der politischen Intrigue. Réglas' Buch hat nicht nur den Vorzug, ein interessant geschriebener Roman zu sein, es bildet auch einen wertvollen Beitrag zur Geschichte unserer Zeit.

„*La Raison passionnée*“, das neue Buch, das Joseph Caraguel im gleichen Verlage erscheinen ließ, hat sich vom Roman nur das äußere Gewand geliehen, es ist in Wahrheit ein streng wissenschaftlich angelegtes Werk, in dem allerlei Tagesfragen politischer, ästhetischer und moralphilosophischer Natur eingehender sachkundiger Erörterung unterzogen werden. Es geschieht hier wohl zum ersten Mal, daß ein Schüler Comtes und Spencers nicht im trockenen Ton des nüchternen Kathedermannes, sondern als feinsüßiger, formgewandter Künstler über Dinge spricht, die als unantastbarer Besitz der Moralisten und Philosophen von der litterarischen Betrachtung und Erörterung bisher ausgeschlossen waren. Caraguel hat das Kunststück fertig gebracht, auf wenigen Seiten Gegenstände erschöpfend zu behandeln, über die man gemeinhin dickleibige Bände zu schreiben pflegt.

Von bedeutenderen Erscheinungen der Erzählungslitteratur, die auf künstlerische Würdigung Anspruch machen dürfen, hat sich in der eben begonnenen Saison noch nichts hervorgewagt. Was vorliegt, gehört zum Genre der leichten Unterhaltungsbelletristik, die jahraus, jahrein in ununterbrochener Folge produziert und publiziert zu werden pflegt. Als bemerkenswertere Neuheiten dieser litterarischen Stapelware nenne ich Reepmakors holländische Erzählung „*N'importe*“ und die Romane

„*Les petites Vattier*“ von *Maison-neuve* und „*Rosière et moi*“ von *Georges Beaume*, erstere bei *Stod*, letztere beiden bei *Blon* in *Paris* erschienen.

Von der tollen Romanharlekade, die *A. Robida* unter dem Sammeltitle „*La Mascarade parisienne*“ im Verlage der „*Librairie illustrée*“ veröffentlicht, erschien soeben der zweite Band, der den Untertitel „*La Clef des Coueurs*“ führt. Er steht dem schon erwähnten ersten an Erfindungskraft und derbkomischer Wirkung nicht nach.

Die bestbekannte billige Romanbibliothek „*Auteurs Célèbres*“, die in regelmäßiger Folge bei *Flammarion* in *Paris* zur Ausgabe gelangt, enthält in ihren lezt-erschienenen Bänden: *Tolstoi*: „*Premiers Souvenirs*“, *Révillon*: „*Les Dames des Neufvo-Eglise*“, *Flammarion*: „*Qu'est-ce que le Ciel?*“, *Uzanno*: „*Bohème du Coeur*“, *Cottin*: „*Elisabeth*“, *Moreau Vauthier*: „*Les Rapins*“, *Canivet*: „*Enfant de la Mer*“, *Silvestro*: „*Veillées galantes*“, *Guichés*: „*L'Imprévu*“, *Barral*: „*Napoléon I^{er}*“, *Nacla*: „*Par le Coeur*“, *Bonhomme*: „*Prisme d'Amour*“, *Noël*: „*L'Amoureux de la Mort*“, *Dollfus*: „*Modèles d'Artistes*“, *Lafontaine*: „*Contes*“ und *Rattazzi*: „*La Grand-Mère*“.

Marcel Schwob, „*Vies imaginaires*“ (*Paris*, *Charpentier*). Es ist ganz unmöglich, dem Leser in wenigen, dünnen Worten ein annähernd anschauliches Bild des gedankenreichen lebendigen Inhalts dieses Buches zu geben. *Schwob* hat mit den Gepflogenheiten der historisch-biographischen Forschung hier völlig gebrochen und bietet uns in einer Reihe von scharfsummrissenen Charakterporträts aus der Sittengeschichte der verschiedenen Zeitperioden eine neuartige Lebensbeschreibung auf Grundlage minutiöser psycho-physischer Beobachtung des Einzelwesens, dessen geheimsten Seelenbewegungen der feinsinnige Künstler mit verblüffender Sicherheit nachspürt. Der

Autor tritt nicht von außen her an seine Helden heran, er läßt das Licht nicht äußerlich auf ihren Lebensweg fallen, sondern beleuchtet sie von innen heraus, und dieses hellstrahlende Licht, das die Menschen transparent erscheinen läßt, gestattet uns auch die kleinste und feinste Nervenfaser zu erkennen und macht uns das Thun und Lassen dieser Menschen verständlich. Dieses psychobiographische Verfahren verstößt vielleicht hier und da gegen die strenge Forderung historischer Wahrheit und Treue, es hat aber den unschätzbaren Vorteil für sich, uns Gestalten, in denen eine uns innerlich fremde Welt- und Lebensanschauung zum Ausdruck kommt, menschlich nahe zu bringen, und giebt diesen Gestalten gleichzeitig die Bedeutung von Typen, die das Denken und Fühlen einer bestimmten Zeit-epoche lebendig und anschaulich verkörpern.

— Die Studien und Aufsätze, die *Marcel Schwob* unter dem Titel „*Spicilège*“ im Verlage des „*Mercure de France*“ erscheinen ließ, stehen im innigsten geistigen Zusammenhange mit dem Inhalt des eben genannten Bandes. Die „*Ahrenlese*“, die der Autor hier veranstaltet, liefert ein überreiches Erträgnis und kommt der ganzen Ernte so manchen geistigen Großgrundbesizers gleich. Denn *Schwob* ist alles andere eher, als ein notleidender Agrarier des Geistes, das beweisen diese beiden Werke aufs neue.

„*Aglavaino et Sélysette*“, das neue im Verlage des „*Mercure*“ erschienene Drama von *Maurice Maeterlinck* ist in Schwächen und Vorzügen ein echter *Maeterlinck* und fügt dem Charakterporträt des Dichters keinen wesentlich neuen Zug bei. Hier wie dort der berauschte Zauberduft echter Poesie und die eindrucksvolle Märchenstimmung, aber gleichzeitig auch das flackernde, ermüdende Zwielficht ewig wählender Dämmerung, die zitterige nervöse Unruhe und die symbolische Rätselmanier, die sich mit der Zeit zu unleidlicher Unnatur und Gesprenztheit ausgewachsen hat.

Das seltsame Wertchen, das der frühere

Kavallerieoffizier Gustave Norcy unter dem ominösen Titel: „La future Débacle“ bei Stock in Paris veröffentlichte, hat für den deutschen Leser im Grunde nur pathologisches Interesse, weil es greuliche Kunde giebt von der heillofen Verwirrung, die der Chauvinismus selbst im Kopfe eines sonst ganz verständigen Mannes anzurichten imstande ist. Nachdem der Verfasser die französische Armee einer vernichtenden Kritik unterzogen hat, nachdem er die Unfähigkeit und Kriegsuntüchtigkeit der französischen Offiziere in leitender Stellung bewiesen und nachdrücklich klargelegt hat, daß im nächsten französisch-deutschen Kriege die deutschen Truppen in längstens drei Monaten vor Paris stehen werden, bittet er die Regierung flehentlich, sofort den Krieg an Deutschland zu erklären, weil die russischen und türkischen (?) Waffenbrüder, die bekanntermaßen die besten Soldaten der Welt sind, schon dafür sorgen werden, Deutschland den Garauß zu machen und dem armen Frankreich Elfaß-Lothringen zurück und das linke Rheinufer, das Frankreich unbedingt haben muß, dazu zu übernehmen. Man sieht, die Sache ist nicht übel ausgedacht, und der Autor, der die französischen Armeeverhältnisse der Gegenwart in den schwärzesten Farben schildert, malt sich die Zukunft dafür um so rosiger aus. Ob sich freilich der französische Leser, dem hier schwarz auf weiß bewiesen wird, daß seine Armee nichts wert und ohne fremde Hilfe verloren sei, sonderlich über das Buch freuen wird, muß billig bezweifelt werden. Jeder Friedensfreund aber wird dem Verfasser für den Freimut, mit dem er hier aus der Schule plaudert, aufrichtig dankbar sein.

Album du „Flirt“ (Brüssel, Kistemaeders). Das hübsch ausgestattete Album, das zu der beliebten Sammlung Kistemaeders' gehört, enthält siebenundzwanzig Originalzeichnungen bekannter Maler, die allerlei pikante Situationen und bedenkliche Scenen aus dem Liebesleben unserer genuß-

freudigen Halbwelt beiderlei Geschlechts zu ergöglicher Darstellung bringen.

A. G—tze.

Spanische Litteratur.

Am Firmament der catalanischen Litteratur, das jedes Jahr heller leuchtet, ist ein neuer Stern erschienen: der junge Dichter Eveli Doria y Bonaplata hat in Barcelona unter dem Titel „Música volla“ (alte Musik) eine Sammlung von Fabeln herausgegeben, zu der Narcís Oller ein empfehlendes Vorwort geschrieben. Als besonders zeitgemäß ist die Fabel „L'Aigua-cuyt y la Dinamita“ (Das siedende Wasser und die Dynamitbombe) hervorzuheben. Gute alte Klänge aber sind die folgenden:

Der Weinstock.

An einem Stock, dran viele Trauben hingen,
Hört' man zu Duzenden der Vögel Singen.
Doch als der Weinstock war der Früchte bar,
Kein Spatz mehr im Gezweig zu finden war.
So geht es in der Welt, in der wir leben:
Selbst Vögel flehn den Stock, der ohne Reben.

*

Die Rakete.

Es stebet das Haupt ihr,
Es glühet das Haupt;
Den Schwefel, der von Golde,
Den breitet sie aus,
Dann steigt in die Lüfte
Sie zischend hinauf,
Und hinter sich läßt sie
Von Glut die Bahn.
Wer hält diese Narrin
Zurück nur im Lauf?
Da plötzlich ein Tosen
Erschallet im Raum:
Der Schwefel, er zerstreut sich,
Es schwindet der Glanz,
Und nichts blieb mehr, nichts von
Der thörichten Pracht.
So gleicht mancher Mensch auch
Im irdischen Lauf
Raketen im Steigen,
Raketen im Fall.

*

Der schlechte Bildhauer.

Ein Armer, dessen Augen plötzlich schauen
Von Marmor einen Block, der wunderbar
Spricht: „Gott, wenn doch behauen
Ich könnte diesen Stein!“ —

In guter Absicht geht ans Werk er munter,
Schlägt hier und dort was weg,
Zerbröckelt Stück auf Stück vom Block herunter,
Ohn' daß erreicht er seinen Zweck.

Daraus magst Du ersehen, daß im Finden
Doch nicht allein das Glück beruht,
Denn stets wird's wieder schwinden,
Wenn man nicht weiß es zu benützen gut.

Der greise Victor Balaguer, der zwei Litteraturen, der catalanischen und der castellanischen, mit gleichem Ruhm angehört, beschäftigt sich in dem zu Ehren der Stadt Zaragoza veröffentlichten Buche *Las Instituciones y Los Reyes de Aragón* mit den Königen von Aragón, insbesondere bringt er seine poetische Huldigung den drei aragonesischen Königen dar, die zugleich Troubadoure waren: nämlich zunächst Alfonso II., dem Reuschen, der, wie er in einer seiner rimas ricas sagt, nicht die Blätter und Blumen der Blumen besang, die der Wind umgaukelt, noch durch Schnee und Eis sich zu Liedern begeisterte, sondern nur Gott und der Liebe seinen Sang ertönen ließ. In die Walle der Leidenschaft, des Hasses und der Rache war die Feder des Troubadours und Ritters Beltran de Born, vizconde de Hautafort getaucht, als dieser Held des 12. Jahrhunderts gegen seinen Nebenbuhler in der Liebe und seinen Gegner ebenso auf politischem wie litterarischem Gebiete, Alfonso II., seine Satiren, seine *sorventesios* schrieb. Der zweite königliche Troubadour ist Alfonso's II. Sohn, Pedro II. von Aragón, der Edle oder der Katholische oder der der Navas oder der von Muret. Der dritte und letzte *roy trovador* ist Pedro III., der Große, der nach der Sicilianischen Vesper zum König der Sicilianer ausgerufen wurde und seine Staaten: Catalonien und Aragón gegen die zu Anfang des Jahres 1285 vorbereitete französische Invasion verteidigte. Von ihm hat sich aus jener Zeit des Einbruchs der Franzosen ein Gedicht erhalten, in welchem er den provençalischen Poeten Pairo Salvagg' (Pedro Salvaje) an die Tage erinnert, wo die Provence und Aragón unter Pedro II.

gemeinsam gegen Frankreich fochten. Pedro III. ist auch der Held von Balaguer's „*Pirineos*“.

Der sevillanische Dichter José María Gutiérrez de Alba führt uns in seinem vortrefflich geschriebenen humoristischen Werke „*Del Cielo á la Tierra. Viaje curioso del Apóstol San Pedro á esto picaro mundo, y sus consecuencias entre los ángeles, entro los diablos y entro los hombres* (Sevilla, 1896) in das Reich des Humors und der Phantasie. Bei diesem geistreichen Werke hat Voltaire Gevatter gestanden. San Pedro verläßt nach 1800 Jahren angestregten Dienstes an der Himmelspforte seine porteria und quartiert sich als Abate Simón Roca in Rom im Hôtel de las Cuatro Naciones ein. Die Schilderung seiner Erlebnisse auf Erden ist urköstlich, und die Lehren, die er der Menschheit giebt, sind ausgezeichnet.

Das Calderonianische Drama „*Die Tochter der Lust*“ aber hat im Teatro Español zu Madrid in der Neubearbeitung Echegaray's nur mäßigen Beifall gefunden, obgleich Echegaray von calderonianischem Geiste erfüllt war.

Mit zwei Trauernachrichten muß ich diesmal meinen Bericht schließen: Arturo Lliberós, der so kundig der deutschen Sprache und Litteratur war, und der es mit seiner Beihülfe ermöglachte, daß Todoró Llorentó Goethes „*Faust*“ und Heines „*Buch der Lieder*“ so vorzüglich ins Spanische übersetzen konnte, ist in seiner Vaterstadt Valencia gestorben. Eine gebrechliche Hülle beherbergte einen edlen Geist. Und in Madrid ist der guipuzcoanische Musikschriftsteller der „*Epoca*“, D. Antonio Peña y Goñi aus San Sebastián, entschlafen, der Verfasser des großen Werkes *La ópera española y la música dramática en España en el siglo XIX.* und der drei Bücher *Do buen humor, Cajón de sastro* und *Cuatro cosas*, der Meister des geistreich unterhaltenden Chronikstils, der in alle

seine Schriften und in alle seine Ideen sein Temperament und seine Seele legte, und der der begeistertste Vorkämpfer für Richard Wagner in Spanien war, als es noch ein Wagnis war, wagnerista zu sein, der aber auch mit andalusischer Anmut das blutige Schauspiel der Stiergefechte zu beschreiben verstand. Der Jesuit und Schriftsteller, geistreich wie Peña y Goñi, der P. Luis Coloma hat ihm in der Todesstunde beigestanden. Peña y Goñi hat den berühmten spanischen Komponisten Arrieta und Barbieri den Nekrolog geschrieben und die Biographie des baskischen Sängers Sparraguirre verfaßt. Immer aber sprach er als erster Südländer mit dem Feuer der Leidenschaft zur Seele des Volkes. Am Allerheiligentage des Jahres 1846 kam er zur Welt und am 13. des Monats der Toten ist er dahingeshieden, für die musikalische Kritik in Spanien unerseßlich.

Johannes Fastenrath.

Holländische Litteratur.

Zwischen meinem letzten Bericht über die Neuererscheinungen im holländischen Schrifttum und der heutigen Übersicht liegt eine geraume Anzahl von Monaten, und doch kann ich mich diesmal verhältnismäßig kurz fassen. In der Litteratur Hollands herrscht zwar auch heute noch eine erstaunliche Regsamkeit, aber die Qualität der litterarischen Produktion steht doch in keinem rechten Verhältnis zur Quantität. Es gab einmal eine Zeit, wo die litterarische Produktion in Holland einen mächtigen Anseh machte, als ob sie sich die Welt erobern wollte, wo Werke von internationaler Bedeutung Schlag auf Schlag nach einander folgten, so daß es schien, als ob sich das kleine Holland, dessen Litteratur bisher so gänzlich mißachtet und verkannt war, eine Stellung in der Weltlitteratur erobern wollte, wie sie zur Zeit Norwegen und Dänemark bereits einnahmen. Diese kühne Hoffnung war indes eitel, und der Optimismus, mit dem ich vor Jahren an-

ging, an dieser Stelle auf die moderne Litteratur Hollands hinzuweisen, hat sich als jugendliches Strohfeuer erwiesen. Immerhin muß anerkannt werden, daß sich die holländische Litteratur durch ihre Schöpfungen während des letzten Jahrzehnts einen Anspruch auf Beachtung innerhalb der Weltlitteratur erworben hat, wie nie zuvor seit der Blüteperiode zur Zeit Bondels. Bis dahin war alles, was aus Holland kam, mit dem Odium der Langenweile und Ungenießbarkeit behaftet. Dieses Odium ist jetzt — zum größten Teil wenigstens — geschwunden, und das ist immerhin ein Erfolg, mit dem Jung-holland zufteden sein kann.

Wenn wir die litterarischen Erscheinungen der letzten Monate überblicken, so finden wir nicht gerade viel des Hervorragenden. Von Louis Couperus, der von allen jüngeren holländischen Schriftstellern sich nun einmal der größten Beachtung im Auslande erfreut, ist ein neues Werk erschienen „Hooge Trooven“ (Hohe Trümpfe), [Amsterdam, L. J. Been], das dem Dichter allerdings keine neuen Lorbeeren eintragen wird, da es absolut nichts Neues bringt.

Hooge Trooven sind ein Mittelding zwischen Roman und Novelle und schließen sich eng an des Dichters letztes großes Doppelwerk „Majestät — Weltfriede“ an. Vermochte schon „Weltfriede“ nicht mehr in demselben Maße zu interessieren, wie „Majestät“, nicht etwa weil es schwächer war in Komposition und Durchführung, sondern wohl hauptsächlich deshalb, weil das Milieu und die Eigenart der Form für den Leser nichts Neues mehr waren, so ist dies in noch weit höherem Maße der Fall bei dem jüngsten Werke von Couperus. Es spielt wiederum in den höchsten Sphären: Könige, Prinzen und Hofräulein, dazu wieder die sublimen Sprache, so ungemein zart, so musikalisch weich, so voll feiner, abgetönter Farben, daß man sich ordentlich nach einem kräftigen Accent, einem vollen Wirklichkeitston sehnt. Aber Couperus thut uns den Gefallen

nicht, er bleibt in seinen höheren Regionen, geistlich jede Berührung mit der gemeinen Wirklichkeit vermeidend. Ein Noch weiter auf dem Wege, den Couperus jetzt beschritten hat, giebt es nicht. Die Kunst würde dann zur Künstelei werden. Hoffentlich macht der Dichter in seinem nächsten Werke wieder einen Schritt näher der Erde zu, vielleicht nach der Richtung, wo „Noodlot“ liegt, daß ich trotz „Majestät“ für Couperus' individuellstes, abgeschlossenstes Werk halte.

Die Lyrik liegt gegenwärtig ganz darnieder. Seit Pol de Mont's prachtvollem, schwerwiegenden Gedichtbände „Iris“ ist nichts von Bedeutung erschienen. Was indes die Litteratur Hollands auf dem Gebiete der neueren Lyrik Schönes und Hervorragendes aufzuweisen hat, veranschaulicht so recht deutlich eine Anthologie, die Pol de Mont soeben veröffentlicht hat unter dem Titel: „Sedert Potgieters dood. Verzen von Noord- en Zuid-Nederlandsche dichters 1875—97. (Zwollo, Tjeenk Willink.) Es ist vor nicht allzu langer Zeit eine andere Anthologie der neuern holländischen Lyrik erschienen von dem verdienstvollen Gids-Redakteur J. N. van Hall. Während aber die Anthologie van Hall's mehr für den Salontisch ist, bietet uns Pol de Mont ein breit angelegtes Werk von litteraturgeschichtlichem Werte, für dessen Herausgabe wir dem bekannten Antwerpener Dichter aufrichtig Dank sagen müssen. Zu einer kritischen Auswahl der holländischen Lyrik der letzten zwei Jahrzehnte war wohl niemand besser berufen, als Pol de Mont, der selber eine so hervorragende Stellung in der niederländischen Poesie der Gegenwart einnimmt und zugleich auch als Kritiker sich weitgehender Achtung erfreut. Die ungeheure Entwicklung, die die holländische Lyrik in dem Jahrzehnt 1880—90 durchgemacht hat, tritt uns von neuem deutlich vor Augen, und wir vermögen es Pol de Mont nachzufühlen, wenn er in diesem stolzen Bewußtsein in der Vorrede sagt, „daß durch

diese jüngere holländische Poesie endlich, zum ersten Male wieder nach Bondel und Hoofst, die nationale Litteratur Hollands ihr unbestreitbares Recht auf ein eigenes, unentwendbares Plätzchen in der Weltlitteratur bekommen hat. Eine Plejade Poeten wie Willem Kloos, Frederik van Eeden, Albert Verwey, Helene Swarth, Herman Gorter weist in dem letzten Vierteljahrhundert kein anderes Land in Europa auf.“ Und wenn wir die holländische Lyrik nach 1880 mit der gleichzeitigen von Deutschland, Frankreich, Italien, England und den anderen Ländern vergleichen, können wir Pol de Mont kaum unrecht geben.

Noch eine andere schätzenswerte Veröffentlichung verdanken wir Pol de Mont: „Dat Liedeken van hore Halewyn.“ Die Ballade vom Herrn Halewyn ist eines der ältesten Monumente der niederländischen Volkspoesie, welche ja so reich ist an den herrlichsten Dichtwerken. Das vorliegende Buch enthält den ursprünglichen Text der Ballade nebst zwei modernen Umdichtungen von Pol de Mont: „Halewyn's erste Braut“ und „Halewyn's letzte Braut“. Hinzugefügt ist dem Buche noch eine französische Übersetzung der drei Stücke. Das Hauptverdienst an der vorliegenden Veröffentlichung gebührt indessen dem Verleger, dem Antwerpener Buchdrucker J. E. Buschmann. Der antike Pergament-Einband, die farbigen altgotischen Lettern auf schwerem holländischen Papier, die großen Zeichnungen und Buchstabenverzierungen von Karel Doudelot, in Holz geschnitten von Ed. Pellens, machen das Buch zu einem Meisterwerk der Buchdruckerkunst, das Auge und Herz erfreut.

Auch die holländischen Zeitschriften haben mit diesem Jahre eine bemerkenswerte Bereicherung erfahren in der von Frans Notschor herausgegebenen „Hollandsche Revue“ (Haarlem, de Erven Loosjes). Die neue Zeitschrift ist eine Nachahmung von Steads „Review of Reviews“, und wie man gestehen muß,

eine sehr geschickte Nachahmung. Die Zeitschriftenchau ist mit großem Verständnis redigiert und mit der Unparteilichkeit und Objektivität, die für ein derartiges Unternehmen unerlässlich ist. Eine besonders dankenswerte Einrichtung ist die Rubrik „Hot book van den maand“, in welcher jedesmal eine besonders markante Erscheinung der holländischen oder gelegentlich auch der fremden Litteratur herausgegriffen und einer eingehenden Würdigung unterzogen wird. — Dagegen könnte die am Schlusse befindliche Bücherchronik eine Ausdehnung vertragen. Die Bücherkritik wird in den holländischen Zeitschriften, auch in den rein litterarischen, meist nur sehr stiefmütterlich und willkürlich behandelt. Es wäre ein Verdienst der Revue, wenn sie auf diesen Teil etwas mehr Gewicht legen wollte.

Über die übrigen wichtigen Erscheinungen auf dem holländischen Büchermarkt während des letzten Halbjahres demnächst.

Paul Nachó.

Italienische Litteratur.

Zu einer Zeit, in der die meisten deutschen Blätter und Monatschriften ihren neuen Jahrgang beginnen und die neuesten Romane, Novellen und sonstigen geistigen Produkte ihrer „stars“ volltönend annoncieren, dürfte vielleicht auch ein Wort über die italienischen Blätter am Platz sein.

Es ist wohl noch kein Decennium, daß die verschiedenen Blätter und Monatschriften, die textlich von jeher auf der Höhe der deutschen standen, auch bildlich bemerkenswert sich emporgeschwungen haben, so daß sie nun kühn sowohl mit den deutschen als französischen illustrierten Zeitschriften und selbst mit den unübertrefflichen Old Englands sich messen können. In erster Linie ist die große „Illustrazione Italiana“ der berühmten Mailänder Firma Fratelli Treves zu nennen; denn das sorgfältig redigierte Blatt, das in Wort und Bild nur Vorzügliches bringt, kann der berühmten Leip-

ziger Illustrierten Zeitung von J. J. Weber kühn zur Seite gestellt werden. Auch die italienische Illustrierte hat sich das Ziel gestellt: alles, was auf jeglichem Gebiete der Kunst, der Erfindungen, Gewerbe und Industrien aktuell ist, dem großen Publikum vorzuführen, ebenso jene Persönlichkeiten, die in irgend einer Weise in den Vordergrund treten. Die Unglückschronik zur See und zu Land bietet leider genugsame Abwechslung, und zur Vermeidung der Monotonie des illustrierten Teiles, tauchen, in bunter, gefälliger Reihe, von Zeit zu Zeit die Sittenbilder und Naturschönheiten aller Herren Länder in dem beliebten Blatte auf. Der Text wetteifert an Interesse mit den feinst ausgeführten Illustrationen. Ganz besonders hervorzuheben sind die „Convorsazioni della Domenica“ aus der geistprühenden Feder des auch als Dramatiker hochgeschätzten, vormaligen Kultusminister Ferdinando Martini. Würdig reihen sich ihm die prädelnden Artikel des beliebten Schriftstellers Domenico Giuriati an, der das Wunder vollbringt, zugleich ein gediegener juristischer Fachschriftsteller und ein fesselnder Belletrist zu sein. Die mit Leporello gezeichneten Kunstartikel, die Großstadtberichte von Paris, Wien, Berlin und anderen Städten, ebenso wie die larger vertretenen novellistischen Beiträge, unter denen die berühmte Cordolia glänzt, entsprechen vollkommen den Ansprüchen, die das Publikum heutzutage an ein gutes Blatt stellt. Das Gleiche kann man von der noch viel mehr verbreiteten „Illustrazione popolare“ desselben Verlages sagen.

Ein Blatt, das nicht vergessen werden darf, ist die monatlich erscheinende „Rivista Italiana“ in Florenz, die zwar illustrativ nur durch Porträts zeitgenössischer Berühmtheiten hervorsticht, doch infolge ihres gediegenen Inhalts unter der vorzüglichen Leitung des bereits seit fünf und zwanzig Jahren als Direktor fungierenden Cavaliere Cattanzaro, allgemeine Anerkennung findet.

Eine hervorragende „Rivista Illustrata“ zu gründen war aber erst dem berühmten, sozusagen internationalen Litteraten, dem Grafen Angelo de Gubernatis beschieden. Es ist die an Schönheit und Feinheit der Illustrationen wahrhaft Herrliches bietende „Vita Italiana“, die nun in den dritten Jahrgang tritt und in der Liste ihrer collaboratori die ersten Namen Italiens zählt. Der geniale Begründer, der zwar mit Beiträgen etwas geizt, glänzt in erster Linie mit seiner Prosa und seinen wundervollen Versen, die eine Gemüts-tiefe und Herzenshöhe verraten, wie sie nur den Elite-Naturen eigen. Ganz besonders hervorzuheben ist das Neujahrs-gedicht 1896 und die kulturhistorische Studie: „L’Africa nel mito o nella storia.“ Sie wurde von Angelo de Gubernatis gelegentlich einer Vortragstournee nach Oberitalien und Südösterreich mit größtem Erfolge gelesen, und der Verfasser erntete auch am Lesetisch die gebührenden Vor-beeren.

Die Rivista, die den edlen Litteraten bedeutende Opfer gekostet, da die Abonnenten-Misère, wie überall, so auch in Italien vorherrscht, erscheint jetzt im Ver-lage der „Società Editrice Dante Alighieri“ in Rom; doch erfreut sie sich noch immer der Gunst Angelo de Gubernatis’, der auch gegenwärtig die Stelle des Direttore bekleidet. Die Mit-arbeiter sind gleichfalls dieselben geblieben, und ruhmgekrönte Namen wie De Amicis, Salvatore Farina, hochgeschätzte wie die der Dichter Riccardo Pittori und Luigi Pinelli, bestbekannte wie Andrea Verga, der durch den ursprüng-lich von ihm verfaßten Text der Cavalleria rusticana auch den Deutschen kein Fremder ist, prangen in der langen Liste, die das weibliche Schrifttum nicht minder beherrscht. Allen voran die Romanschriftstellerin Luigia Capacci Zarlatti, die Con-tessa Lara, die Duchessa d’Esto, die schwärmerische Yolanda und die hoch-verdiente starkgeistige Redattrice des „Cor-

riero di Gorizia“ unter dem Pseudonym Giusto Lando di Valdarsa. Die tapfere Frau, welche in den schwierigen Kämpfen des Parteihaders der im übrigen so sym-pathischen Hauptstadt des Küstenlandes die Fahne Italiens treulichst schwingt, ver-tritt in der beliebten Rivista, und zwar vorzüglich, die Vita Giulia. Das Blatt veranschaulicht nämlich die Phasen des italienischen Lebens und Webens in den verschiedenen Städten und Provinzen Ita-liens, sodaß Berichte der Vita Romana, Milanese, Riminese, Fiorentina, Bolognese, Abruzzese u. a. fast in jedem Hefte abwechselnd gebracht werden. Die Vita Eritrea von der leider bis zum jetzigen Friedensschluß, mehr Trauriges, denn Er-bauliches zu melden, ist gleichfalls ver-treten, ja die Italiener wissen sogar was ihre Landsleute jenseits des großen Wassers in La plata treiben. Die Nota politica ist ebenso wie die Economica e finanziaria vertreten, nicht minder die Nota d’igiene und Mondana, deren reizende Plaudereien von der Principessa Tiborini stammen. Dem bon ton in Modefachen ist gleich-falls eine Spalte eingeräumt, und der Gazzettino bibliografico berichtet über die einheimische und ausländische Litteratur. Der Kunst zollt die „Vita Italiana“ selbstredend den schuldigen Achtungs tribut, sowie auch der industria, agricoltura und dem commercio, wobei jedoch auch die Ge-samtereignisse des Weltalls, die in Wort und Bild vorgeführt werden, durchaus nicht vergessen sind. Die Rivista ist mit einem Wort ein Elite-Blatt, das mit den besten deutschen Blättern kühn wetteifern kann. Ganz besonders hervorzuheben ist das Oktoberheft, das, ebenso wie die in goldgeschmückter Prachtausgabe erschienene Illustrazione Italiana der Fratelli Treves, die Hochzeit des italienischen Kronprinzen verherrlicht.

Paul Maria Sacroma.

Raggi ed Ombra. Versi di Rachele Botti Binda. (Firenze, Barbera.) Unter so mannigfachen Gaben italienischer Sprache,

die mir seit Jahren zuzingen, haben diese jüngsterhaltenen Poesieen auf mich besonderen Eindruck gemacht. Denn sie gemahnen daran, wie sehr Italien immer noch das Land der klassischen Form blieb. Modern im Fühlen, tritt solche jungitalienische Poesie im Brokatgewande einer Formvollendung vor uns hin, die wir gröber webenden und mit unfeinerem Sprachstoff ausgestatteten Nordländer nicht einmal nachzuahmen vermögen. An zarter Melancholie fehlt es nicht, wie in dem schönen Seufzer „Sono occhi dol passato“, S. 9, und auch nicht an heißem Mitleid mit den Enterbten, wie in dem Aufschrei „Oh non udite il doloroso grido“, S. 181. Das Ganze aber bewahrt in stiller anmutiger Heiterkeit eine statuarische Ruhe, durchaus unserm nordischen Welterschmerz grollen fern. Für die Leichtigkeit der Melodie-Windungen bieten wir nur eine beliebige Strophe als Probe aus dem sinnreichen Liede „La Trottole“ (S. 47):

Nel pio silenzio antichi spirti fremono,
e la morta esultanza,
senza speranza,
piangono.

Karl Bleibtreu.

Litterarische Gesellschaft.

Die Litterarische Gesellschaft in Leipzig, die ihre Theater-Vorstellungen in Ermangelung einer geeigneten Bühne bis zur Eröffnung des „Leipziger Schauspielhauses“ suspendiert hat, ist in diesem Winter um so eifriger und erfolgreicher mit Gesellschafts-Abenden hervorgetreten. Sie begann mit einem Vortrag des Nietzscheforschers Dr. Friß Koegel über „Nietzsche und Wagner“, einer gelehrt erschöpfenden dabei lebendigen Analyse dieser ideellen Gegnerschaft. Herr Ludwig Fulda brachte darnach ein paar recht nette Kleinigkeiten aus seiner gewandten Feder. Zu Schillers Geburtstag kam Frau Wilbrandt-Vaubius mit einem Programm älterer Observanz: Keller, Heise, Wilbrandt, Marriot, und erwies sich wieder als die gemüthvolle, lebenswürdige Künstlerin, die voll von

schallhafter Herzlichkeit und stillem Humor sich vor allem auf volkstümliche Wirkung im besten Sinne versteht.

In scharfem Gegensatz dazu stand Thema und Vortrags-Kunst von Marcell Salzer, der am 20. November Dichtungen der modernen Wiener Autoren recitierte. Die Art, wie er seinen Stoff mit ernstem, litterarischem Verständnis durchbringt und mit mannigfach reiz- und stimmungsvollem Temperament zum Ausdruck bringt, ist bereits im letzten Junihefte der „Gesellschaft“ gewürdigt worden. Diesmal erschien er mit Dichtungen seiner Wiener Freunde, deren Interpretation ihm besonders zu liegen scheint. Die großen Feiertags-Empfindungen von Loris und Anton Lindner gab er ebenso klar und suggestiv wieder, wie das zarte, kokett-innige Geplauder der Schnitzler und Altenberg. Loris-Hofmannsthal stellte er mit drei Gedichten vor, Gedichte von einer Größe der Auffassung und einer Vollendung in der Form, wie man sie jetzt wohl kaum einem zweiten Lyriker nachrühmen kann. Die Distichen „Unendliche Zeit“ könnten aus den „Römischen Elegieen“ sein. Auch Lindner zeigte vielversprechende Anläufe zu eigener Meisterschaft, wenn man auch noch hier und da an Dehmelsche Einflüsse glauben möchte. Von Altenberg wirkte vor allem eine süß-schmerzliche Skizze „Ein schweres Herz“, von Schnitzler eine Scene aus „Anatol“. Es wäre zu wünschen, daß die vornehme, originale Kunst dieser jungen Poeten durch Salzers Recitationen in ganz Deutschland die Verehrung fände, die sie verdient. T.

Proceßprozeß.

Für das naive Publikum, wie es unsere patentierten Thron- und Altarschüßer und Ordnungsparteien so unbändig lieben, haben die Gerichtsverhandlungen gegen die journalistischen Hochstapler v. Lütkow, Ledert und Genossen im Bunde mit dem potitischen Kriminalpolizisten v. Tausch angeblich unerhörte, nie dagewesene Dinge

enthüllt. Zum Glück ist aber nicht ganz Deutschland so naiv. In immer weiteren Kreisen hat sich die Einsicht verbreitet, wie unendlich vieles saul in unserem Staatsbetriebe und in unserer politischen Ordnungsmacherei ist — und je höher hinauf, desto sauler. So daß schließlich einer der höchsten Beamten des Reichs, der Leiter des auswärtigen Amtes, Herr Marschall v. Bieberstein, „in die Oeffentlichkeit flüchten mußte, um dieses Treiben zu brandmarken.“ Das ist das Ende vom Lied von aller staatlichen und bureaukratischen Geheimnisthuerie: sie erstickt in Korruption und Gaunerei. Und wie im Staatsbetrieb, so im Betrieb der großen und kleinen Presse. Warum räumt man in unserer Publizistik nicht mit der feigen Anonymität auf? Warum zwingt man die Leitartikler, Korrespondenten und Reporter nicht zur Namensnennung? Hätte die Presse den Mut, mit offenem Bistire zu kämpfen, dann bliebe dem deutschen Volke die Scham solcher Enthüllungsprozesse, wie der jüngste, der sich in der kaiserlichen Reichshauptstadt abgespielt, gewiß erspart. M. G. C.

Bibliographie.

Vom 15. November bis zum 15. Dezember sind folgende Bücher bei der Schriftleitung eingegangen:

Donner und Blik: 101 Senseshiebe von einem Gast- und Kraftbauern. — Braunschweig, Diehr. Janssens Verlag. — Preis 75 Pfg.

P. Dysonius: Der Bauernadvokat. Eine psychologische Skizze aus der norwegischen Gesellschaft. — Berlin W., Verlag von Richard Taendler.

Curt Eckberg: Feuerfest. Humoristischer Roman. — Jena, Hermann Costenoble, Verlagsbuchhandlung. — Preis Mk. 4.—

Leo Ebermann: Die Athenerin. Drama in drei Aufzügen. Zweite Auflage. — Stuttgart, 1897. Verlag der F. W. Cottaschen Buchhandlung Nachf.

M. v. Egidij: Über Erziehung. Ethisch-sozialwissenschaftliche Vortragskurse, veranstaltet von den ethischen Gesellschaften in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz.

Herausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft für ethische Kultur. (Zürcher Reden. Band III. Lieferung 9—12.) — Bern, Verlag von A. Siebert, 1896. — Preis 60 Pfg.

D. Elster: Erloschene Sterne. Roman aus dem Harze. — Mannheim, Druck und Verlag von J. Bensheimer. 1896.

Gustav Adolf Erdmann: Glockenklang und Mönchsgesang. Humoristisch-Satirisches. — Bamberg, Druck und Verlag der Handelsdruckerei. — Preis Mk. 1.—

Jacob Ernst: Über die Wirren im Orient. Zeitfragen des christl. Volkslebens. Herausgegeben von E. Frhr. von Ungern-Sternberg in Berlin und Pfarrer H. Dieß in Bischofsheim. Heft 160. Band XXI. Heft 8. — Chr. Belfer'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. — Preis 80 Pfg.

Hermann Falkenhagen: Loretta. Erzählung. — Verlag von A. Schneider, Düsseldorf. — Preis Mk. 3.—

Theodor Fontane: Die Poggenpuhls. Roman. Zweite Auflage. — Berlin W., F. Fontane & Co., 1896. — Preis Mk. 2.—

Karl Theodor Gaedert: Aus Friß Reuters jungen und alten Tagen. Neues über des Dichters Leben und Werden auf Grund ungedruckter Briefe und kleiner Dichtungen mitgeteilt. Zweite Folge. Mit Reuters Selbstporträts als Schüler und Festungsgefangener, einem Farbendruck „Entpeltter Bräsig“ nach einem Aquarell des Hofmalers Schloepfle, sowie zahlreichen Skizzen, Bildnissen, Ansichten und Facsimiles, meist nach Originalen von Theodor Schloepfle und Friß Reuter. — Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung, Verlagsconto, 1897.

Colmar Freiherr v. d. Wolz: Anatolische Ausflüge. Reisebilder. Mit 37 Bildern und 18 Karten. 8.—10. Tausend. — Berlin, Verein der Bücherfreunde, Schall & Grund.

Charles Gounod: Aufzeichnungen eines Künstlers. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von E. Bräuer. — Breslau, Leipzig, Wien, Verlag von L. Frankenstein, 1896.

Hans Grasberger: Adam und Eva. Eine Wiener Künstlergeschichte. — Leipzig, Verlag von Georg Heinrich Meyer, 1896. — Preis Mk. 1.50.

M. E. delle Grazie: Moralische Walpurgisnacht. Ein Satirspiel vor der Tragödie. — Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel, 1896. — Preis Mk. 1.—

Rudolf Heinrich Greinz: Zu Olms Zeiten. Sieben Märchen. — Ausbach, Druck und Verlag von C. Brügel & Sohn, 1896.

Sofie Haemmerli-Marti: Miß Chindli. Ein Liederfranz für junge Mütter. Mit einem Vorworte von Prof. Dr. J. Winteler. — Zürich und Leipzig, Verlag von Karl Hendell & Co.

Verhart Hauptmann: Die verjunktene Glocke. Ein deutsches Märchen-drama. Zweite Auflage. — Berlin, S. Fischer, Verlag, 1897. — Preis Mk. 3.—

Fr. Hauptvogel: Das große Geheimnis. (Shakespeare oder Bacon?) Satire. — Leipzig und Baden-Baden. Konstantin Wilds Verlag, Separat-Conto, 1896.

Georg Hermann: Spielkinder. — Berlin W., F. Fontane & Co., 1897. — Preis Mk. 3.—

Arno Holz: Sozialaristokraten. Berlin. Das Ende einer Zeit in Dramen. — Kommissionsverlag von Manice & Jahn, Rudolstadt und Leipzig.

Henrik Ibsen: John Gabriel Borkmann. Schauspiel in vier Aufzügen. — Paris, Leipzig, München, Verlag von Albert Langen, 1897.

Walter Jasinghaus: Sehnsuchtslänge. Gedichte. — Verlag von Eduard Moos. Leipzig, Erfurt, Zürich, 1897.

Ossit: Ilse. Deutsch von Georg Freiherr von Ompteda. — Berlin W., F. Fontane & Co., 1897. — Preis Mk. 2.—

S. Kleimenhagen: Beiträge zur Synonymik der Hebräischen Sprache über Gegenstände theologischen, psychologischen, naturhistorischen und archäologischen Inhalts. — Frankfurt a. M., Verlag von J. Kauffmann, 1896. — Preis Mk. 2.50.

Dr. Rudolf Kleinpaul: Das Fremdwort im Deutschen. — Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlags-Handlung, 1896. — Preis 80 Pfg.

Sonja Kowalewskaja: Jugenderinnerungen. Aus dem Russischen überfetzt von Louise Glachs-Foschaneann. — Berlin, S. Fischer, Verlag, 1897. — Preis Mk. 3.—

August Kunert: Auf stillen Wegen. Gedichte eines Handwerkers. — Mit einem Geleitwort von Heinrich Stumpe. — Berlin, 1897, Verlag von E. Ebering.

Kürschners Bücherschaz: Jede Woche erscheint ein Band. — Berlin, Eisenach, Leipzig, Hermann Hillgers Verlag. — Preis pro Band 20 Pfg.

Paul Maria Lacroma: Kleeblätter. Novellen-Sammlung. — Zweiter Band. — Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag, 1897. — Preis Mk. 2.—

Margarete Lent: Des Pfarrers Kinder. Erzählung aus der Zeit des 30jährigen Krieges. — Zwickau i. S., Druck und Verlag von Johannes Herrmann. — Preis Mk. 3.—

Rudolf Lindau: Türkische Geschichten. — Berlin W., F. Fontane & Co., 1897. — Preis Mk. 6.—

H. Matthes: Das Urbild Christi. In vier Teilen: Lehre, Charakter, Leben und Nachwirkung bis in die Gegenwart. Nebst einer Einleitung in das Verständnis der Quellen, besonders des neuen Testaments. Nach den Ergebnissen der Wissenschaft und eigenen Forschungen. Mit einem Bildnis Christi, einer Karte von Palästina mit Nebenkarte von Jerusalem, einer Zeit-tafel des Lebens Jesu und anderen Beigaben und Tabellen. — Berlin, 1897, Verlag von S. Calvary & Co. — Preis Mk. 4.50.

Johannes Richard zur Megede: Nismet. Frühlingstage in St. Surin, Schloß Tombrowka. — Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1897. — Preis Mk. 4.—

Johannes Richard zur Megede: Unter Zigeunern. Roman. — Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1897. — Preis Mk. 4.—

Meyer-Eigen: Gräfin Übermuth. Lustspiel in vier Aufzügen. — Graz, 1896. — Im Verlage von Hans Wagner, Druckerei „Leysam“, Graz. — Preis Mk. 1.20.

Börries von Münchhausen: Gedichte. — Göttingen, Verlag von Lüder Horstmann, 1897. — Preis Mk. 2.—

Hermann von der Ostmark: Die Mißstände der Rechtspflege im neuen Deutschen Reiche. Offenherzige Betrachtungen. — Erster Teil, 2. Auflage. — Im Selbstverlage des Verfassers, Hermann von der Ostmark, Colberg. — Preis 75 Pfg.

H. P.: Handlung und Dichtung der Bühnenwerke Richard Wagners nach ihren Grundlagen in Sage und Geschichte dargestellt. — Heft 1—10. — Berlin, Frommisch & Sohn. — Preis pro Heft 50 Pfg.

Gestur Pálsson: Drei Novellen vom Polarkreis. Aus dem Neu-Isländischen übertragen von Dr. Carl Rüdler. — Einzige autorisierte Übersetzung. — Leipzig, Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. — Preis 20 Pfg.

Oskar Panizza: Die Habersfeldtreiben im bairischen Gebirge. Eine sittengeschichtliche Studie. — Berlin, S. Fischer, Verlag, 1897. — Preis Mk. 2.—.

Gertrud Pfander: Passifloren. Herausgegeben von Karl Hendell. — Zürich und Leipzig, Verlag von Karl Hendell & Co.

Friedrich Plettke: Strandgut. Dichtungen. — Geestemünde 1896, Verlag von J. H. Pente.

J. N. Potapenko: Erzählungen und Skizzen. Vom Verfasser autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Wilhelm Arnold Christiani. — Leipzig, Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. — Preis 20 Pf.

Max Procella: Irmgard. Novelle. — Verlag der Akademischen Buchhandlung (E. Grob) Berlin S. W., Friedrichstraße 14. 1897.

Stanislaw Przybylski: Auf den Wegen der Seele. — Kritik-Verlag, Berlin, 1897.

Paul Rathmann: Die Nachtigall. Humoristische Gedichte. — Hamburg, Conrad Klopff, 1897. — Preis Mk. 3.—.

Hermann Ritter: Franz Schubert. Geb. 31. Januar 1797. — Gedenschrift zur 100. Geburtstagfeier. Dem „Schubert-Bund“ in Wien gewidmet. — Bamberg, Druck und Verlag der Handelsdruckerei. Preis 60 Pf.

L. Rosenzweig: Die Urenkelin und andere Geschichten. — Verlag von Eduard Moos, Leipzig, Erfurt, Zürich, 1897.

Emil F. Ruedebusch: The Old and the New Ideal. A Solution of that part of the Sozial Question which pertains to Love, Marriage and Sexual Intercourse. — Published by the Author, Mayville, Wis., U. S. A., 1896.

Otto Rühle: Aus jungen Tagen. Ein neues Liederbuch. — Großenhain i/S., Verlag von Herrmann Starke (E. Plasnid), 1896.

Eugen Salinger: Ein moralisches Stück. — Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, 1896. — Preis Mk. 3.—.

August Sauer: Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte. Vierter Band, Erstes Heft. — Wien, Verlag der I. u. I. Hofbuchdruckerei und Verlags-Handlung, Carl Fromme, 1897. — Preis Mk. 4.—.

Heinrich Schaumberger: Im Hirtenhaus. Eine oberfränkische Dorfgeschichte. Mit Illustrationen von Rudolf Krefelitz. — Verlag von Julius Zwisler, Wolfenbüttel, 1896. — Preis Mk. 3.—.

Lothar Schmidt: Juvencus dumsumus! — Breslau, Leipzig, Wien, Verlag von L. Frankenstein, 1896.


Lothar Schmidt: Sprechstunde. Einakter. — Breslau, Verlag von L. Frankenstein, 1896.

Rudolf Schreiber: Schön- und Schnell Schreiben in 10—12 Stunden durch Selbstunterricht ohne Lehrer zu erlernen. — Essen-Ruhr bei G. D. Baedeker, 1896. — Preis 60 Pfg.

Felix Stillfried: In Lust und Leed. Plattdeutsche Gedichte. — Nebst Nachdichtungen zu Horaz und Scenen aus Homer. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, Verlagsconto, 1896. — Preis Mk. 3.—.

Alfred Stoebel: Mutter und Tochter. — Dreizehn Briefe und eine Postkarte. — Kritik-Verlag, Berlin 1897.

Rudolph Straß: Friede auf Erden! Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege. — Zweite Auflage. — Berlin W., F. Fontane & Co., 1897. — Preis Mk. 2.—.

 Wir bitten, sämtliche Manuskripte, Bücher u. Sendungen ausschließlich an

Herrn Hans Merian, Schriftleitung der „Gesellschaft“

in Leipzig, Inselstraße 7

zu richten.

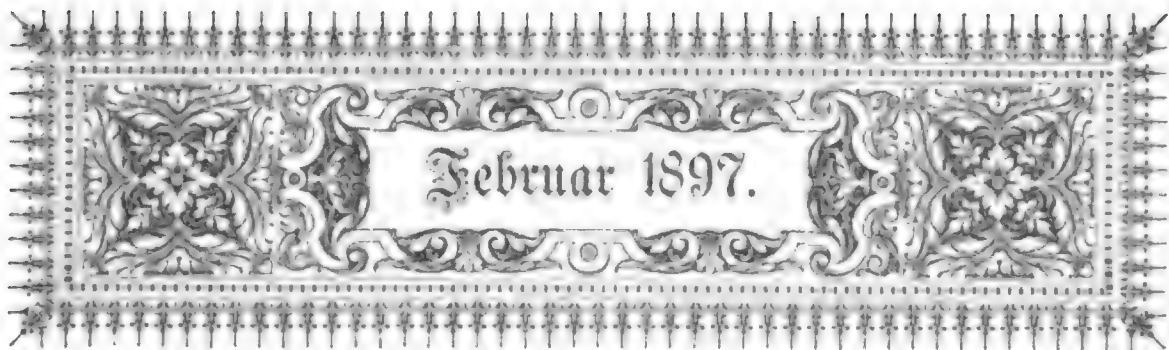
Schriftleitung und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortlicher Leiter: Hans Merian in Leipzig.

Kommissionsverlag von Hermann Haacke in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.



Geo Kayser



Deutsche Nationalfeste.

Von M. G. Conrad.

(München-Berlin.)

Das Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses Herr E. von Schenkendorff-Görlitz hat in diesen Tagen eine „Denkschrift über die Einrichtung deutscher Nationalfeste“ versendet. Dieselbe erörtert den Entwicklungsgang des Planes, verbreitet sich über die Ziele des Nationalfestes und macht Vorschläge für dessen Organisation.

Seit einigen Jahren hat man in engeren Kreisen die Sache behandelt und rückt jetzt damit in die weiteste Öffentlichkeit. Die Krönung einer Preisschrift, verfaßt von den Herren Dr. Witte-Braunschweig, Hofrat Dr. Kofls und Realschullehrer Walthers-München, schloß die Vorbereitung des gedanklichen Materials ab. Die Besprechung vor versammeltem Volke kann beginnen.

Klassisch gebildet, wie wir sind, und eifrige Kopisten altertümlicher Kulturbilder in all ihrer Schul- und Museumsherrlichkeit, fliegt uns sofort der Name Olympia über die festbegeisterten Lippen. Olympia! Ein deutsches Olympia!

Haben wir nicht auf Reichskosten das alte Olympia ausgegraben zum Entzücken all der Schulmeister, die bei Sadowa und Sedan gesiegt? Vortrefflich. Und haben wir's nicht zu derselben Zeit ausgegraben, da ein gewisser Richard Wagner, der Meister von Bayreuth, seine grandiosen Nibelungen, das gewaltigste Werk deutschen Kunst- und Lebensgeistes mit olympischen Hoffnungen den siegreichen Deutschen auf dem Präsentierteller brachte? — Und siehe da, er fand statt des Volks, des Kaisers und Reichs

nichts als einen kümmerlichen „Patronatsverein“ und in der höchsten Not einen einzigen, aber herrlich großherzigen, spendefreudigen König, der schließlich seine Schwärmerei und Opferfreude für höchstes „Leben in Schönheit“ mit dem Verlust seiner Krone und dem Todesprung am Starnberger See bezahlte. Ein warnendes Exempel für alle, die im heutigen deutschen Reiche ihr kunstbegeistertes Herz nicht hüten und mit den Idealen ihrer von klassischer Schulung und romantischer Sehnsucht erfüllten Jugend Ernst machen wollen.

Also an den Meister Wagner und sein Bayreuther Olympia wollen wir lieber nicht mehr denken, wenn sich's um deutsche Nationalfeste handelt! Bayreuth gehört der ganzen Welt. Die Feste, die dort gefeiert werden, sind Heiligtümer der Menschheit. Das deutsche Volk, der deutsche Kaiser und das deutsche Reich haben für die Ermöglichung dieses hehren Wunders nicht die geringste Spende übrig gehabt. Kaiser Wilhelm I., von seinem Enkel Kaiser Wilhelm II. zum „Großen“ ernannt, war ein einziges Mal in Bayreuth und sah sich die Sache an. Einen tieferen Eindruck schien er nicht davongetragen zu haben. Als er starb, hinterließ er seiner Familie fünfundvierzig Millionen Erspartes. Einigen Lakaien, Dienern u. s. w. mögen Legate aus dieser Hinterlassenschaft zugefallen sein — der alte Kaiser galt als dankbares Gemüt — für die heilige Kunststätte auf dem Festspielhügel von Bayreuth war nicht ein Pfennig ausgekehrt. Der jetzige Kaiser hat Bayreuth noch nicht betreten. Im vorigen Jahre soll er die Absicht gehabt haben hinzugehen, allein die Bayreuther Festtage kollidierten mit seinen übrigen Reisedispositionen — wenigstens las man so in den Zeitungen — und so ließ er Bayreuth links liegen und fuhr nach Norwegen. Im übrigen dichtet und komponiert, zeichnet und malt Seine Majestät allerhöchst selbst (siehe den berühmten „Sang an Agir“, die Knackfuß-Bilder u. s. w.), und er hat den italienischen Maestro Leoncavallo beauftragt, ihm eine brandenburgische oder Berliner Oper zu komponieren. Die von Seiner Majestät Wilhelm II. entworfene „Siegesallee“ in der Gegend der unbeschreiblichen Siegessäule soll, nach den Urteilen Eingeweihter, gleichfalls sehr schön zu werden versprechen. Warten wir's ab.

Als Ziele für die geplanten deutschen Nationalfeste führt die Schenckendorffsche Denkschrift an: „Anregung zur Bildung von örtlichen Volksfesten, Schaffung einer Belebungs-, Veredelungs- und Erhaltungsquelle für dieselben; Anregung auf die große und breite Masse des Volkes, Körperzucht zu üben, die Leibesübungen zu einer Volkssitte zu machen und diese zu normaler Entwicklung zu führen; Förderung sozialen Ausgleichs durch Weckung einer Bürgersitte, welche soziale Gesinnung schätzt und pflegt; Stärkung des Nationalgefühls, Festigung des deutschen Einheitsgedankens.“

In dem Abschnitt über die Organisation u. s. w. sagt Herr v. Schenkendorff unter anderm: „Wie die Vorführung körperlicher Tüchtigkeit das Fest beleben soll, so ist, deutscher Auffassung entsprechend, an die Mitwirkung der Kunst in der Richtung des Gesangs, der Musik und des Volksdramas als Verschönerung des Festes gedacht. Bei der Darstellung der Kunst ist ein Wettstreit in den Vorführungen nicht in Aussicht genommen.“

Wo ist das Volk, dem man mit diesen Dingen zu imponieren hofft?

Die Denkschrift spricht selbst auf S. 22 von dem tiefgreifenden sozialen Zerfetzungsprozeß unserer Zeit, welcher große und breite Massen des Volkes erfaßt hat, die offenkundig deutsches Wesen verleugnen und ein Vaterland nicht mehr kennen.“ Das zielt auf die organisierte Sozialdemokratie, die bekanntlich in dem als deutsches Reich verkleideten Großpreußen von allen Parteien die höchste Zahl von Wählerstimmen auf sich vereinigt. Bei welcher andern Partei ist dann aber das echte „deutsche Wesen“ anzutreffen? Etwa bei dem ultramontanen Centrum, das nächst der Sozialdemokratie die stimmengewaltigste und im deutschen Reichstag thatsächlich vorherrschende Partei ist? Oder ist das agrarische Junkertum der Konservativen oder der Antisemitismus der Herren Ahlwardt und Liebermann von Sonnenberg musterhaftes „deutsches Wesen“? Man braucht sich nur die Köpfe und das Gebahren dieser Musterdeutschen näher zu besehen, um von dem Wahne kuriert zu sein, von diesen Herrschaften könne auch nur ein Schatten von vorbildlicher Deutschheit oder gar die Wiedergeburt des deutschen Volkstums erwartet werden.

Oder ist das chauvinistische Knallprozentum der Nationalliberalen, dieser Generalpächter von „Bildung und Besitz“ und aller hurrahpatriotischen Hochgefühle, patentiertes „deutsches Wesen“? Doch wozu der Fragen! Volkskundige wissen längst, daß eine Fülle der feinsten und stärksten Wesenszüge urdeutscher Art in den Landesteilen anzutreffen sind, die wohl zu dem heiligen römischen Reich deutscher Nation gehört haben, aber jetzt außerhalb des neuen Großpreußen-Reichs liegen, das sich fälschlich rühmt, alle getrennten deutschen Stämme im Jahre 1870 wieder geeinigt zu haben. In der allemannischen Schweiz, im bayerischen Tirol, in Ober- und Niederösterreich, in der Steiermark, in Flandern, Holland u. s. w. findet sich soviel herrliches typisches Deutschtum, während in Preußen eine greuliche Mischbevölkerung immer mehr obenauf kommt.

Und die Zerfetzung schreitet vorwärts und kann durch kein Schaugepränge eines Nationalfestes aufgehalten werden. Mehr als aller Sozialismus hat die Reaktion von oben an der reinen deutschen Art gesündigt. Die polizeiliche und bureaukratische Rückwärtserei, die Bedrückung durch Alerokratie, Plutokratie und verwandte Sündhaftigkeiten haben den deutschen

Volksgeist von seiner alten gesunden Art abgedrängt. Nur ein freies Volk ist in seinem Wesen einig und froh und scheidet die Gifftropfen fremder Einflüsse aus oder paralysiert sie durch seinen Überschuss an rasse-reinen Kräften.

Wie brutal ist die Polizeireaktion nach achtundvierzig mit der Freiheit und der aus ihr organisch gewachsenen eigenartigen Volksitte in den deutschen Groß- und Kleinstaaten umgegangen! Bis in die geringsten Dörfer hinein wurde bürokratisch schabloniert und aller Eigenwuchs an alten Sitten und Gebräuchen bei der Feier der Kirchweihen, der Neujahrsnächte, der Hochzeiten, der Kindstauen u. s. w. zerstört. Heute noch wird in Bayern die Abschreckungstheorie praktiziert, um mit so starken Resten der uralten Volksitte in den Alpenländern wie z. B. Habersfeldtreiben aufzuräumen. Die männliche Bevölkerung ganzer Dorfschaften wurde ins Gefängnis geworfen. Sei, werden diese biederen Gebirgler selig sein, wenn sie nach Abfüßung von ein- bis dreijähriger schwachvoller Gefängnishaft zu den neuen deutschen Nationalfesten eingeladen werden.

Wie will man überhaupt noch von berechtigten Volksitten reden, wenn man die Habersfeldtreiber unterschiedslos als Landesfriedensbrecher mit dem höchsten Strafmaß beehrt? Oder wenn die Standessitte der Adelligen und Offiziere diesen gestattet, entgegen dem Strafgesetze, das Duell geradezu als eine Art von konzessioniertem Totschlag unter Beobachtung von gewissen Förmlichkeiten aufrecht zu erhalten? Oder wenn von hoher Stelle Worte fallen wie: „Ihr müßt auf Vater und Mutter, Bruder und Schwester schießen, wenn es euch kommandiert wird“ — oder so ähnlich?

Dies nur als Andeutung nach der politischen Seite. Nach der künstlerischen Seite sind die Bedenken nicht weniger zahlreich und ernst.

Das Volksdrama soll in den Dienst der Nationalfeste gestellt werden. Vor fünf Jahren haben Münchener Dichter und Künstler eine Denkschrift an den Magistrat der bayerischen Hauptstadt gelangen lassen, um eine Veredelung des arg heruntergekommenen bayerischen Nationalfestes — des bekannten Oktoberfestes auf der Theresienwiese — durch Zuziehung der Dicht- und Schauspielkunst zu befürworten. Der kunstsinninge Magistrat, sowie die beiden kunstsinningigen Bürgermeister Widenmayer und Borscht und andere kunstsinninge Herren im hohen Rat (die „Künstlerkommission“) erachteten es nicht einmal der Mühe wert, den Empfang jener Denkschrift zu bestätigen, geschweige auf den Inhalt zu antworten. Warum? Weil die Verfasser und Unterzeichner zu den damals verfehmten „Modernen“ gehörten. Volksdramen — sehr schön. Aber werden denn nicht gerade die wahrhaftigen Volksdramen von der Art der Hauptmannschen von den meisten staatlichen und städtischen Bühnen des deutschen Großpreußen-Reiches

polizeilich ausgeschlossen und mit Acht und Bann belegt? Burden nicht die von Bruno Wille in Berlin begründeten freien Volksbühnen von der Behörde zu Tode drangsalirt?

Also Volksstücke von der Art der Wildenbruch'schen Geschichtsspektakel-dramen? Selbstverständlich. Denn nachdem Wildenbruch von dem Kaiser mit dem doppelten Schillerpreis begnadigt und Gerhart Hauptmann von der Liste der Würdigen gestrichen wurde, kann man darauf wetten, daß bei diesen nationalen Volksfesten unter dem allerhöchsten Protektorate Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm II. nur Schillerpreisdichterei zugelassen werden wird.

Genug damit. In einem mit schwerer Polizei-Censur belasteten Reiche kann der Dichter nicht mit höherhobener Fackel einem unterthanen- und soldatenseligen Volke voranschreiten. Er hat nichts auf „National-festen“ zu suchen, wo gesicherter Platz nur für Hofpoeten und Surreal-Keimer zu finden sein wird. Alles, was in Kunst und Dichtung wahrhaft frei und kühn, seelenerlösend und volkerhebend ist, das hat sich der Sakaiengeist des heutigen Pseudovolkes proscribieren und verketen lassen. Die große, die mächtige, die heilige Kunst — auf offiziellen nationalfestlichen Maskeraden? Die göttliche Speerwerferin und Schrankenbrecherin als ehrfame Festjungfrau, von Gensdarmen und Spitzeln flankirt?

Wer's besser weiß, der melde sich. Die Diskussion über die Einrichtung deutscher Nationalfeste ist hiermit eröffnet!





Die Notlage der Landwirtschaft.

Volkswirtschaftliche Studie von R. Bartolomäus.

(Schmiegel.)

„Nichts blüht ewig; eine Zeit folgt der andern.“
Cicero.

I.

Eine Notlage ist vorhanden, wo eine derartige Beschädigung vorhanden ist oder droht, daß sie mit den gewohnten Mitteln nicht abgewehrt werden kann.

Wo eine Gegend alle Frühjahr teilweise und auf kurze Zeit unter Wasser gesetzt wird, liegt eine Notlage weder dann vor, wenn die gewohnte Überschwemmung da ist, noch, wenn sie droht — wohl aber dann, wenn eine Hochflut die ganze Landschaft derartig überschwemmt hat, daß alle Bewohner ertrunken sind, oder wenn eine solche Hochflut droht.

So lange in der Landwirtschaft die wirtschaftliche Wellenbewegung nicht mehr abriß oder abzureißen drohte, als man gewohnt war; so lange nur hier und da eine Existenz verloren ging, konnte von einer Notlage der Landwirtschaft im allgemeinen nicht die Rede sein. Sobald aber anzunehmen wäre, daß eine wirtschaftliche Hochflut die sämtlichen Landwirte hinwegschwemmen wird, oder daß sie bevorsteht, dann wird niemand sich der Einsicht verschließen können, daß eine Notlage der Landwirtschaft in ihrer jetzigen Erscheinung gegeben ist.

Eine solche Hochflut steht bevor; der Notstand ist vorhanden, denn man hat sie hinweggeräumt, die Dämme und Deiche, welche die Landwirtschaft vor ihrem ewigen Feinde schützten, dem Kapitalbesitz. Wie jeder andere Erwerbszweig, jeder andere Beruf bedarf sie dieses Schutzes; nur der Kapitalbesitz selbst bedarf keines Schutzes, denn er vermag sie zu beherrschen.

Der Kapitalbesitz schafft sich sein eigenes Recht und bringt es zur Anerkennung. Er schafft sich seinen eigenen Schutz, seinen eigenen Verdienst und giebt diesem seinen Wert. Er macht etwas zu gewinnbringender Thätigkeit, was an sich keine ist, nämlich sich selbst. Er setzt anderen Erwerbszweigen den Lohn fest und bestimmt, wo, wann und wie sie ihn

zu empfangen haben. Er verzehrt jedes andere Recht, jeden andern Besitz, jede andere Persönlichkeit, jede Existenz. Ob die Rechtslage der Völker für ihn günstig oder ungünstig ist, bleibt ihm gleichgültig; er rettet sich durch die ungünstigste hindurch.

Die deutsche Landwirtschaft ist nicht die erste, die der Kapitalbesitz zerstört hat. Die Geschichte der Vernichtung der Landwirtschaft im römischen Staate beweist seinen mächtigen Anteil an der Auflösung eines der gewaltigsten Staatswesen, die jemals bestanden haben, Schritt für Schritt, weil niemand die Quelle der Umwälzung erkannte und den Bestand des Staats zu schützen vermochte.

Entsprechend der Entstehung des römischen Volkes aus einer Handelsstadt, aus einem Sammelpunkt verschiedener Nationen, war der Stand der Landwirte zunächst der der unterworfenen, die eroberten Unterthanen, der Plebejer, von denen sich der Kern der Bevölkerung, die Kapitalbesitzer, die Patrizier, sehr weit unterschieden. Ein fast einhundertfünfzigjähriger Verfassungskampf entstand aus ihren Beziehungen; in ihm erzwang die Landwirtschaft gegen den heftigsten Widerstand Niederschrift der Gesetze, namentlich des, bis dahin nur gewohnheitsrechtlich, ungeschrieben, bestehenden Schuldrechts.

Dauernd war der Erfolg nicht.

Zwar befestigte ein zweihundertjähriger Kriegszustand nach außen zum Teil unter äußerster Gefahr für den Staat, die mühevoll errungene Rechtsicherheit der Landwirtschaft vor ihrem inneren Feinde, indem dadurch sein Erstarken verhindert wurde; und noch den spätesten Geschlechtern erschien diese Zeit als der Idealzustand des römischen Volkes, der längst verloren und unwiederbringlich verloren sei. Glückliche Friedensschlüsse aber veränderten die Sachlage fast im Augenblick.

Kapital strömte in das Land; die durch die Kriege verschuldete und in ihnen vernachlässigte Landwirtschaft brauchte es und erhielt es. Ihre Arbeit indes lohnte nicht mehr, denn der allgemeine Friede ermöglichte die Einfuhr fremden Getreides und billigeren Getreides, als sie zu liefern imstande war. Der Gläubiger drängte. Der Landwirt verkaufte oder mußte verkaufen und zog nach Rom.

Die Auflösung des römischen Volkes in großstädtischen Pöbel und Kapitalbesitzer hatte begonnen. Alle Gesetzgebung zu Gunsten der Landwirtschaft — hervorgehoben sei nur das Bestreben der Gracchen — verhinderte der Kapitalbesitz; alle Warnungen voraussehender Staatsmänner (Montesquieu, *Grandeur et décadence*, chap. 3) ließ er unbeachtet. Zu Anfang des letzten Jahrhunderts vor Christus war die Auflösung so fortgeschritten, daß C. Marius sein Heer aus steuerfreien, d. h. besitzlos ge-

wordenen Bürgern rekrutieren lassen mußte, um genug Soldaten und kriegsfähige Soldaten zu haben. Selbst Sallust (jugurthin. Krieg c. 86) führt freilich diese Maßregel auf staatsfeindliche Beweggründe zurück, nämlich auf die Absicht allein, unbedingt ergebenes Kriegsvolk zu schaffen, so gut ihm auch die Verarmung des waffenfähigen Mittelstandes (plebs), zwischen Kapitalbesitzern und Sklaven, d. h. besitzunfähigen Leuten, bekannt war (catilinarische Verschwörung c. 39). Selbst Männer, die den Ereignissen persönlich und zeitlich so nahe standen, verstanden ihre Entwicklung nicht, den Übergang des Grund und Bodens aus den Händen der Landwirte in die der Landbesitzer.

Die Kapitalbesitzer (zugleich Besitzer von Land in größten Ausdehnungen) hielten sich vom Kriegsdienst als Gemeine fern; sie betrieben ihn wie den Ackerbau, als Zuschauer oder Befehlshaber oder Lieferanten.

Diese Vernichtung eines wohlhabenden und politisch unabhängigen Mittelstandes war für die Umwandlung der Republik, der Selbstbestimmung des Volks, in eine Herrschaft Weniger außerordentlich förderlich. Das sahen die leitenden Staatsmänner, ein Marius, Sulla, Pompejus, Cäsar vollkommen ein; aber ebenso deutlich gewahrten sie, daß die Stütze ihrer eigenen Stellung, das Heer, selbst wanken müsse, sobald die Landwirtschaft oder ihre Ausläufer keine Männer mehr liefern. Mit aller Energie haben sie sich bemüht, aus ihren Soldaten nach der Entlassung wieder Landwirte zu machen, aber umsonst. Umsonst wurden den Veteranen Land, Geld zum Ackerkauf geschenkt. Sie verthaten das Geld, ohne Land anzukaufen. Sie verkauften das Land oder ließen auch ohne Verkauf ihren Besitz im Stich und zogen nach Rom. Blieben sie auf ihrer Scholle, so waren sie durch ihre Prozeßsucht und Gewaltthätigkeit der Schrecken, durch ihre Faulheit der Verderb der ganzen Umgegend.

Es war vorbei mit der römischen Landwirtschaft. Zunächst spürte man ihr Eingehen nicht. Getreide schaffte die Einfuhr nach Italien, Soldaten die Werbung in den Provinzen, dann im Auslande. Es herrschte das, was man Wohlstand nennt, im römischen Volke; in Wahrheit aber hatte seine Auflösung begonnen. Der gesamte Grund und Boden geriet in die Hände weniger Kapitalbesitzer, die ihn zur Weide, zu Waldungen, zu Luxusbauten verwerteten; Italien wurde der Garten von Rom, wie Montesquieu in der angeführten Schrift (Kap. 17) sich ausdrückt.

Daß aber in diesem Garten die Eigenart des römischen Volkes begraben wurde, hat weder Montesquieu in seinem eigens zur Erklärung des Unterganges des Weltreichs geschriebenen Buche, noch Adam Smith eingesehen. Letzterer meint sogar, die Völkerwanderung habe die römische Landwirtschaft vernichtet. (Wealth of the nations, Bd. II., 1791, S. 81.) Sie war vielmehr vernichtet, als die Germanen die Grenzen überschritten;

der vermeintliche Wohlstand war eine Blüte gewesen, auf welche keine Frucht folgt, sondern die Verwesung.

Der Kapitalbesitz blieb bestehen; er überdauerte den Untergang der politischen Freiheit, den Untergang der Nation, und betrieb seine Geschäfte mit Marich, wie er sie einst mit Cäsar betrieben hatte. Er lebte und gedieh und ging in das Mittelalter hinüber unter allgemeinem Zusammenbruch.

Niemand hätte ihm ein Leben von nur einiger Dauer voraussagen können.

Das Mittelalter griff zu einer Abwehr gegen ihn von Grund aus. Es stellte das gesamte Staatsleben auf den Grundbesitz und verbot das Zinsennehmen; Wucher war schon jede Mehrforderung über das Beliehene hinaus. (§§ 11—16 Karl I. 806. §§ 1—4 Karl I. 813. § 17 capital. Nr. 105 der Bratius'schen Ausgabe.) Diese Wandlung war in der Lebensgewohnheit der herrschenden germanischen Völker begründet. Wer kein Landeigentum hatte, war ein Knecht oder ein Diener. Die Bodenerzeugnisse genügten für die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse, die außerordentlichen wurden durch Krieg (Raub) und geringen Handel befriedigt; Geld war wenig vorhanden. Waren die römischen Landwirte Plebejer, die Kapitalbesitzer Patrizier gewesen, so waren im Mittelalter die Grundbesitzer im Besitz der Staatsgewalt und bildeten den Adel.

Der Kapitalbesitz war dennoch nicht vernichtet.

Er setzte sich, da er in keiner Nation sichern Fuß fassen konnte, zwischen die Nationen, die in fortwährendem Kriegszustand mit einander begriffen waren; er wurde international, er schuf sich seinen Verkehr zwischen den Nationen. Die wesentlichsten Dienste leisteten ihm hierbei die vorhandenen internationalen Kräfte, die Kirche und die Juden, die beide zuerst keinen Anteil an der vorhandenen Gesellschaftsbildung hatten, und von denen die erstere ihn langsam und mit Mühe gewann, die letzteren ihn nie erhielten. Das Zinsverbot erwies sich als praktisch gänzlich wirkungslos; die Kirche nahm selbst Zinsen, wenn auch — wie die Juden — nicht von ihren Angehörigen, wenigstens nicht als solchen. Die Kirche vermittelte den Kapitalverkehr von Land zu Land, von Volk zu Volk nach Rom, die Juden von Gemeinde zu Gemeinde, schließlich auch von Volk zu Volk.

Je mehr die Kirche in das Leben der Völker hineinwuchs, je mehr sie selbst Grundbesitz erwarb, desto mächtiger erhob sich ein noch wichtigerer Bundesgenosse für den Kapitalbesitz, als sie selbst gewesen, die heraufstrebende Staatsgewalt auf Grund römischer Grundsätze. Sie war es erst, die das Eindringen des Kapitalbesitzes in die Nationen ermöglichte.

Das ganze Mittelalter befindet sie sich mit ihren Völkern im Streit, sucht die gesamte Politik an sich zu ziehen, eine Politik zu befolgen, die von ihren

Völkern nicht gebilligt, oft nicht verstanden wurde. Sie brauchte das, was diese nicht besaßen, Geld, und suchte den Kapitalbesitz für sich zu gewinnen. Aber dieser war ein gefährlicher Bundesgenosse; die Kirche arbeitete im Grunde nur für sich und ihre eigene Macht, und die Hilfe der Juden verdrängte die gute Meinung der Bevölkerung. Es kam darauf an, den Kapitalbesitz zu nationalisieren.

Die Gelegenheit fand sich dazu und wurde benutzt, an den Plätzen, wo nicht Landwirtschaft betrieben wurde, in den Städten. Sie gaben ihre Hilfe, aber nur um den Preis politischer Selbständigkeit gegenüber dem Grundbesitz. Seit dem 13., dem 14. Jahrhundert treten die Städte in die Landtage ein, denn es hing von dem Landesherrn ab, wen er dort hören wollte. Der Grundbesitz erkannte sehr wohl, daß es sich hier um seine Existenz handelte, und brachte dieser Neuerung den heftigsten Widerstand entgegen; unterstützt vom Kapitalbesitz konnte die Staatsgewalt den Kampf mit voller Aussicht auf Erfolg beginnen.

Zunächst hatte der Landbesitz das Monopol der Gesetzgebung und der Staatsverwaltung verloren.

Das bedeutete einen größeren Umschwung, als man ihn gewöhnlich ansieht. Es war nicht mehr allein „das Land“; es gab eine Macht im Volke, welche ihm entgegen war und ebenfalls beanspruchte, „das Land“ zu sein. Die Städte, der Kapitalbesitz, hatten gar kein Interesse an der allgemeinen Gesetzgebung, an der allgemeinen Verwaltung. Vorausgesetzt, daß man sie ihre Angelegenheiten verwalten ließ, ließen sie das Königtum machen, was es wollte; sie zahlten nach Übereinkunft und waren damit ihrer Pflichten gegen den Staat entledigt. Der Grundbesitz dagegen, der die Kriege persönlich zu führen hatte, mußte ein dringendes Bedürfnis haben, darüber gehört zu werden, mit wem Krieg zu führen sei und wie lange. Der Grundbesitz, der wenig zu geben hatte, mußte ein dringendes Bedürfnis haben, daß Rechtsprechung und Polizei nach Herkommen verwaltet, nicht mit hohen Geldstrafen und Besizentziehungen verfahren wurde.

Die Auffassung des Kapitalbesitzes vom Staatswesen erschien dem Königtum als die wünschenswerte, die des Grundbesitzes als Ungehorsam, grundsätzliche Unzufriedenheit. Mit ersterer konnte es regieren, mit letzterer nicht; die Vertreter dieser hatten oft nicht einmal Verständnis für das, was das Königtum hohe Politik nannte, und wofür der heranwachsende Kapitalbesitz Steuern zahlte.

So stand das Verhältnis am Ausgange des Mittelalters. Jetzt trat eine neue Bewegung hervor, welche die Nationalisierung der Kirche ermöglichte, die Reformation; es ist bezeichnend, wie sich die europäischen Staatsregierungen zu ihr verhielten.

Die Länder mit auswärtigem Kapitalbesitz in Kolonien (Portugal, Spanien), mit steuerfähigem inländischen Kapital (Frankreich) wiesen die Nationalisierung der Kirche zurück, während die Länder mit geringen Einnahmen des Königtums (England, Dänemark, Schweden) sich der Reformation zuwandten und den Besitz der Kirche teils an sich nahmen, teils für sich versteuerten. In Deutschland blieben die reichen Landesherrschaften des Südens bei der alten Kirche; die ärmeren des Nordens traten zu der neuen über.

Hieraus allein ist die überraschende Gleichförmigkeit der Entwicklung des Staatslebens zu erklären, daß überall die Staatsgewalt mit mächtiger Kraft um sich griff und zunahm, ob sie nun die Reformation duldete oder von sich wies. Sie hatte sich überall nach der Seite gewandt, von welcher sie eine Stärkung oder eine Erhaltung ihrer Stellung zu erwarten hatte. Die Reichsgewalt in Deutschland allein, die weder Kapitalbesitz hatte, noch erwerben wollte, fing an zu verschwinden.

So entstand, zum ersten Male seit dem Untergange des römischen Reichs, in Europa jene politische Lage wieder, in welcher der Staatsgewalt gegenüber an einen Widerstand nicht mehr zu denken war, in welcher vor ihr alle Bewohner ihres Gebiets gleich machtlos und, wenn sie wollte, gleich rechtlos waren. Der Landbesitz verlor seine politische Bedeutung. Die Landtage wurden zur Ceremonie, denn es gab keinen Widerstand für sie mehr. Die sogenannte Gleichheit vor dem Gesetz, d. h. die allgemeine Machtlosigkeit vor dem Staatswillen, bereitete sich vor.

Im Grunde hatte aber nicht die Staatsgewalt, die Monarchie, gesiegt, sondern der Kapitalbesitz den Landbesitz niedergeworfen, seiner politischen Macht mit Hilfe des Königtums beraubt. Das erste, was er in dieser Lage seinem Verbündeten abdrang, war die Auflösung der Berufsstände der Staaten in eine Bevölkerung, die in der Möglichkeit des Erwerbes durch nichts — weder durch Stand, noch durch Religion, noch durch Nationalität — beschränkt ist. Wohl erkannte das Königtum die ihm drohende Gefahr. Durch Schöpfung neuer Stände, durch Kreierung eines Adelsstandes, eines Beamtenstandes, eines Offizierstandes, eines Soldatenstandes mit besonderen Rechten und Schranken, suchte es ein Untergraben seiner Wurzeln zu hindern. Das Unternehmen war vergeblich, denn diese Stände hatten kein selbständiges Leben, also auch keine politische, nachhaltige Bedeutung. Zum Teil hob das Königtum auch die Bedeutung einzelner Einrichtungen, durch Nachgeben im allgemeinen Drange nach Gleichheit, wieder auf.

Es war jene Zeit des Anfanges des 19. Jahrhunderts, in welcher der General von York zum Prinzen August von Preußen sagte:

„Wenn Euer königliche Hoheit mir und meinen Kindern ihre Rechte nehmen, worauf beruhen dann die Ihrigen?“

Die Staatsleitungen wußten nicht, worum es sich eigentlich handelte; das Königtum glaubte wirklich, endlich sei die Zeit einer friedlichen Regierung ohne Widerstand von irgend einer Seite gekommen. Es hatte sich verrechnet. Es hatte nur für den Kapitalbesitz gearbeitet; er hatte die Stände innerhalb des Volks hinweggeschafft und arbeitete nun an Beseitigung des Erfordernisses der Nationalität zur Staatsbürgerschaft. Er hatte auch hier vollständigen Erfolg.

Jetzt war alles vorbereitet zur Einführung eines internationalen, alle staatsrechtlichen Überlieferungen der Völker übersehenden Verfassungsschemas um die Mitte des 19. Jahrhunderts in fast allen europäischen Staaten. Wer Steuern zahlte, hatte Recht nach Maßgabe seiner Steuern, gleichviel, woher er stammte, welcher Religion er angehörte. Der Staat war entnationalisiert, je lauter — in umgekehrtem Verhältnis zu der Bedeutung dieses Rufes — der Ruf nach Nationalität ertönte.

Damit, mit diesem Verlust einer vielhundertjährigen politischen Vormacht, war auch das wirtschaftliche Schicksal der Landwirtschaft entschieden.

Sie kann so wenig wie irgend ein anderer Berufsstand mit dem Kapitalbesitz konkurrieren; sie ist verloren, wie jeder andere Berufsstand, wo sie nicht vor ihm geschützt ist. Sie ist so wenig wie jeder andere Berufsstand bestimmt, Zinsen hervorzubringen, d. h. Kapital zu sammeln, sondern nur geeignet, Früchte, Nutzungen zu liefern; sie kann sich selbst, wie jeder andere Berufsstand, ernähren, sich selbst erhalten, aber nicht, wie der Kapitalbesitz, sich selbst aufs neue hervorbringen. Die Gleichstellung der Zinsen und Früchte in ihrer rechtlichen Natur durch das allgemein angenommene, vom Geist des Kapitalbesitzes durchtränkte römische Recht ist für die Landwirtschaft von den verhängnisvollsten Folgen gewesen, denn diese ist ruiniert, sobald ihre Produkte nicht mehr Zweck, sondern Mittel zum Zweck, zum Kapitalerwerb oder zur Zinszahlung sind.

Sie muß untergehen, nicht wegen des wirtschaftlichen Mißerfolges oder Unverstandes eines einzelnen Landwirts oder mehrerer Landwirte, sondern weil die Entwicklung des neueren staatlichen Lebens eine Bahn genommen hat, die sie ebensowenig gehen kann, wie die des späteren römischen Staats.

Das ist der Notstand der Landwirtschaft, in welchem sie sich jetzt befindet. Der Privatbetrieb der Landwirtschaft, die heutige Form der Landwirtschaft, die heutige Landwirtschaft, kann sich wirtschaftlich nicht mehr halten; es fehlt ihm die Grundlage seines Bestehens, es entgeht ihm mehr und mehr sein volkswirtschaftlicher Wert.

Die Grundlage fehlt ihm, denn es mangelt ihm an einer landsässigen

Arbeiterbevölkerung, d. h. an zuverlässigen, billigen, dauernden Arbeitern. Es hat noch niemals eine Landwirtschaft ohne sie gegeben oder ohne sie sich auf die Dauer halten können. Die Sklaven des Altertums, die Leibeigenen, die Gutshörigen, die Unterthanen späterer Zeiten sind nacheinander die Stützen, die notwendigen Grundlagen eines landwirtschaftlichen Betriebes gewesen, der auf Rechnung eines Einzelnen geschah, der nicht sein eigener Arbeiter war. Die Stellung dieser Leute war auch eine Wirkung wirtschaftlicher Notwendigkeit; jetzt sieht man in ihr nichts als willkürliche menschliche Erniedrigung. Eine fließende, dienstbotenartige Arbeiterschaft muß die Landwirtschaft zu Grunde richten; denn sie verlangt zu viel Lohn, veruntreut zu viel ohne Möglichkeit des Erfasses, wechselt zu oft unter Kosten und versteht nichts; ein landwirtschaftlicher — gewöhnlicher — Arbeiter muß geistig und sittlich mehr leisten als ein — gewöhnlicher — Fabrikarbeiter; denn er kann nicht so eingehend beaufsichtigt werden wie dieser.

Der volkswirtschaftliche Wert entgeht mehr und mehr der Landwirtschaft; der landwirtschaftliche Grundbesitz hört auf, ein erstrebenswertes Gut zu sein.

Er bringt weniger ein als der Kapitalbesitz und giebt nicht mehr Recht als dieser; nur persönliche Gründe können jemand noch veranlassen, sein Kapital durch Landwirtschaft verzinsen zu lassen.

Es gab Zeiten, in denen der Kapitalbesitz im Staate nicht, Zeiten, in denen er nur genossenschaftlich berechtigt war; er war auf seinen größeren Gewinn verwiesen. Jetzt hat er den größeren Gewinn und — in der Theorie — das gleiche, in der Praxis das höhere Recht. Auch jenes frühere Verhältnis war das Ergebnis volkswirtschaftlicher Einsichten jener Tage; es gilt jetzt ebenfalls als nichts wie als Ausdruck willkürlicher menschlicher Erniedrigung.

Trotz dieser Furcht vor Erniedrigung, diesem Haß gegen Herabsetzung, ist die Zeit von mancher andern Erniedrigung nicht fern.

Die Lage aller Stände hat sich seit Anfang des 19. Jahrhunderts bedeutend gebessert, aber nicht in dem früheren Verhältnis zu einander gebessert. Die Lage der Tagelöhner, der vorzugsweise sogenannten Arbeiter, der unteren und mittleren Beamten hat sich vielmehr gehoben, als die Lage der früher höheren Stände sich in derselben Zeit hat verbessern können. Mit der größten Energie und mit ganz besonderen Schutzmaßregeln muß z. B. dem Offizierstand seine bisherige Stellung erhalten werden; vor neunzig Jahren lebten seine Mitglieder in oft — nach heutiger Vorstellung — dürftigen Verhältnissen und doch in bei weitem besserer Lage gegenüber den anderen Ständen als heute und ohne jene Schutzmaßregeln.

Dazu kommt, daß sich das Verhältnis aller Stände, welche nicht dem

Kapitalbesitz angehören, einander genähert hat; nur zwischen Kapitalbesitz und Nichtkapitalbesitz besteht noch eine bemerkenswerte, sich stetig erweiternde Kluft. Immer mehr ist dem Gelde alles erreichbar, oft das, was ihm früher nicht zugänglich war, Adel, Ehre, verlorene Ehre, Stellung. Naturgemäß ist aller Besitz, der nicht Geld ist und sich nicht in Geld umsetzen läßt, im Werte gefallen und desto tiefer gefallen, je schwerer er sich in Geld umsetzen läßt. Unter diesen gehört hervorragend der Landbesitz, denn der Landbesitz als Geldwert ist nur ein geringer Teil dessen, was er früher wert war. Mit seinen früheren politischen Rechten und wirtschaftlichen Vorrechten erhob er sich über allen übrigen Besitz; ohne sie ist er um so viel im Preise gefallen.

Mit den staatlichen Einrichtungen früherer Zeiten müssen auch die darauf gegründeten, mit ihnen verwachsenen wirtschaftlichen Lebensformen fallen; sie müssen vergehen, denn der Geist der Bevölkerung erträgt nicht mehr eine verschiedenartige Rechtsgestaltung, erträgt sie wenigstens nicht mehr in der Theorie.

II.

Keine Gesetzgebung, keine verbesserte Krediteinrichtung wird diese Entwicklung hindern; der Kapitalbesitz wird sofort die Wege finden, auf denen er jede Gesetzgebung, jede verbesserte Krediteinrichtung gänzlich wirkungslos macht, wie er seit Jahrhunderten jede Gesetzgebung gegen den Wucher völlig wirkungslos macht, wie er alle Hindernisse seiner freien Entwicklung wirkungslos gemacht hat, wie er jede Beschränkung seines Wachstums überschreitet.

Die Menschen, in deren Händen er wirkt, sind daran ebenso schuldlos, wie die, aus deren Händen die Machtstellung früherer Zeiten gleitet, an diesem Verfall. Es ist ein Naturgesetz, daß der Kapitalbesitz alles verschlingt, daß er alles zuvor mit jenem Schleime überzieht, der es ihm möglich macht, alles zu verschlingen — mit der Marktwertung alles Besitzbaren. Er kann alles kaufen und macht alles kaufbar, denn er will alles kaufen.

Das ist im praktischen Leben der Fall, in der Wissenschaft nicht minder. Schon zeigt sich in der Rechtswissenschaft das Bestreben, sämtliche zweiseitigen Rechtsgeschäfte (Darlehn, Miete, Pacht u. s. w.) nach den Grundsätzen von Kauf und Verkauf aufzufassen, des Hingebens gegen bar, mit anderen Worten, nach Rudolf von Ihering, die Auflösung des Bestandes dieser Rechtsgeschäfte in eine Art „Wertbrei“.

Nicht nur die wissenschaftlichen, die gesamten staats- und privatwirtschaftlichen Unterschiede droht der Kapitalbesitz in einen Wertbrei aufzulösen.

Die Theoretiker des Schutzes der Landwirtschaft haben deshalb ihren ganzen Scharfsinn eingesetzt, Wege zu finden, auf denen sie vor dieser Auflösung geschützt werden kann. Sie führen sämtlich nicht zum Ziel.

Am geringsten wert sind diejenigen Theorien, bei denen die Einwirkung des Kapitalbesitzes auf die Landwirtschaft bestehen bleiben, gesetzlich aber festgestellt werden soll, wie weit sich diese Einwirkung ausdehnen mag -- Beleihungsgrenze, Unveräußerlichkeit, Rentengüter. Alle diese Dinge, wenn sie der Besitzer selbst noch so sorgfältig ertragen würde, sind Spielzeug für den Kapitalbesitz; er wird die Hindernisse nehmen, sobald er sie bemerkt.

Viel gefährlicher für seine Bestrebungen ist der Vorschlag, den Kapitalbesitz gänzlich auszuschließen von einer Einwirkung auf die Landwirtschaft, die Landwirte zu einer Kreditgenossenschaft (zwangweise oder freiwillig) zusammenzufassen und ihnen selbst die Möglichkeit zu geben, ihre Kapitalbedürfnisse durch Papieraussgabe (Grundnoten des Dr. W. von Starzyński) zu decken. Die Landwirtschaft soll die Waffe, mit der sie der Kapitalbesitz tödlich zu treffen gedroht, selbst in die Hand nehmen. Sie wird sie nicht führen können oder sich der gegnerischen Kräfte bedienen müssen, um sie zu führen, und damit auch hier ihr eigentümliches Leben aufgeben.

Schon daß ein Zustand, der in den Zeiten gedeihender Landwirtschaft ein Ausnahmezustand war, und ein vorübergehender sein muß, der des Kapitalbedürfnisses, als ein dauernder, ein normaler vorausgesetzt wird, beweist allein, daß jener Vorschlag nur Nothbehelf, ein Aufenthalt bei allgemeinem Kräfteverfall sein kann. Niemand kann ernstlich daran denken, daß der Kapitalbesitz sich ein so ergiebiges Feld wie die Landwirtschaft entziehen lassen wird ohne Kampf, ohne den Versuch, den Wert der landwirtschaftlichen Produkte, des Bodens so sehr herabzudrücken, durch Import und Aufkauf, daß die Papiere der landwirtschaftlichen Genossenschaften entwertet sein werden, bevor sie anfangen zu wirken.

Auch Schutzzölle vermögen nicht mehr Einhalt zu thun. Die Politik der einzelnen Staaten läßt sich nicht mehr allein aus dem Gesichtspunkt des Schutzes ihrer eigenen Landwirtschaft betrachten, Schutzzoll also nicht alsbald einföhrbar, sobald er für diese erforderlich ist. Die entnationalisierte Bevölkerung sieht sofort einen solchen Akt der Erhaltung als einen Versuch zur Erhaltung eines bestimmten Standes an und zieht dahin, wo billigere Landesprodukte zu haben sind; sie zurückzuhalten, hat der Staat kein Recht mehr. Wird außerdem eine solche Maßregel nicht zwischen den Völkern allgemein verabredet und durchgeführt, so ist der Schaden, welchen der Kapitalbesitz jener Länder verursachen kann, in denen sie nicht besteht, völlig unübersehbar.

Aber abgesehen auch von Schwierigkeiten der Durchführung der Abhilfeprojekte im Einzelnen, treffen diese nicht den Hauptpunkt, daß nämlich die Landwirtschaft als solche nicht mehr lohnt, daß also die drohende Aufgabe der Bewirtschaftung von Grund und Boden der eigentliche Notstand ist. Diesem ist durch nichts abzuhelpfen, am allerwenigsten dadurch, daß das jetzige Kapitalbedürfnis der Landwirtschaft ihr noch besonders eingeimpft wird.

Es ist nicht die wirtschaftliche Lage des Einzelnen oder der Gesamtheit; es ist die Führerrolle, welche dem Kapitalbesitz im volkswirtschaftlichen Leben der Jetztzeit zugefallen ist, die ihn veranlaßt, sich des Kredits zu bedienen. Geld muß da sein, und wenn Geld nicht da ist, so muß es im Wege des Kredits beschafft werden. Für bedeutend in wirtschaftlicher Hinsicht gilt nur der, welcher Kapital hat oder welcher Kapital braucht, nicht der bloße Arbeiter und Besitzer. Nach diesem Grundsatz — bewußt oder unbewußt — arbeiten die Staaten, die Gemeinden, die Gesellschaften; darnach zu leben wird der Einzelne fortgerissen, auch wenn er nicht will; er will schließlich lieber wagen mit Gefahr des Unterganges, als überholt werden. Der Kapitalbesitz ermöglicht ein Leben ohne Besitz, oft auf lange Zeit, mit dem Schein des Besitzes, aber er duldet kein Leben ohne Rücksicht auf ihn. Sparkassen mit ungenügenden Einlagen entnehmen Gelder aus den Verbandskassen und gewähren so das Bild eines blühenden Gedeihens auf Grund von Spareinlagen; thäten sie es nicht, so wären sie in Gefahr, einzugehen.

Das ist der Zustand, in welchem der Kapitalbesitz gedeiht; es ist der Zustand, in welchem alle Einzelnen, alle Gemeinschaften, alle Stände verkommen müssen, denn ihnen ist der Nährboden entzogen, der Nährboden selbständigen Daseins. Es ist unmöglich, mit zwingender Naturgewalt unmöglich, daß sich die Landwirtschaft dieser Entwicklung der Volkswirtschaft entziehe, ebensowenig wie das Handwerk es vermocht hat; es besteht — trotz Innungen, Innungsverbänden — nur noch abseits von den Verkehrsstraßen als Zusammensezungs-, als Flickanstalt, im übrigen ist es untergegangen oder Handlanger des Kapitalbesitzes geworden. Eben solches Schicksal erwartet die Landwirtschaft vor ihrem gänzlichen Untergange; ebensolches Schicksal erleidet sie schon jetzt, wenn man betrachtet, wofür die meisten Landwirte jetzt schon zum größten Teile arbeiten.

III.

Hat denn der Staat ein Interesse daran, fragt man, diese Menschen und ihr Eigentum auf der Stufe zu erhalten, auf welcher sie sich selbst nicht gegen die Entwicklung der Dinge zu erhalten vermögen? Warum

sollen sie nicht untergehen, wie andere Eigentums- und Rechtsverhältnisse untergegangen sind und täglich untergehen?

Scheinbar hat der Staat nicht nur kein Interesse, den Untergang der Landwirtschaft in ihrem jetzigen Bestande zu hindern, sondern eher ein Interesse, diesen Untergang zu befördern, denn er bedeutet das Verschwinden der letzten Trümmer jener Besitzverhältnisse, die ihm einst jahrhundertlang ebenbürtigen Widerstand leisteten. Aber es fragt sich, ob derjenige Staat, welcher diesen Widerstand endlich besiegen wird, noch derselbe ist, wie der, dem er einst geleistet wurde.

Nach den Erfahrungen der Geschichte wäre diese Frage zu verneinen. Ein Staat, das Staatswesen eines Volks, ist kein Ackerfeld, auf das man eine neue Frucht säen und die frühere unterackern kann; er ist selbst eine Frucht mit bestimmten Existenzbedingungen. Man kann ihn nicht weiterführen mit anderen Mitteln, als mit denen er aufgewachsen ist. Als der römische Ackerbauerstaat dem Kapitalistenstaat mit seinen besitz- und rechtlosen Massen Platz gemacht hatte, erwuchs nicht eine neue Zeit römischen Wesens, sondern sofort begann der Untergang.

Darüber kann auch die militärische Größe Roms gerade in diesen Jahrhunderten nicht hinwegtäuschen.

Mit der militärischen Größe ist es eine eigene Sache. Noch heute begeistern sich nicht nur die Franzosen über den Ruhm der alten Garde Napoleons I., obwohl die Präsenzlisten dieser Truppe hauptsächlich polnische und holländische Namen nachweisen und die Rekruten hauptsächlich aus Elsaß entnommen wurden. Auch die Truppen des kaiserlichen Rom bestanden aus Nichtrömern, zum Teil aus Ausländern, und wurden von Nichtrömern, selbst von Ausländern geführt; Rom lieferte bald weder Kaiser noch Soldaten, wenn auch die Amtssprache seiner Heere die römische war und es sich die Erbfolge in die Siege dieser Heere durch seine Litteratur sicherte. Gerade hier vermag diese Art Litteratur nationaler Eitelkeit unendliche Dienste zu leisten; noch jetzt schreiben die Franzosen die militärischen Erfolge Karl I., des Germanen, und Napoleon I., des Italiens, in das Ruhmesbuch ihrer Geschichte, ebenso wie die meisten neueren Staaten seit Ausgang des Mittelalters die Thaten der Söldnerheere ihrer Fürsten und ihrer fremdländischen Anführer.

Auch die heutigen Staaten, die so machtvoll dastehen mit ihren glänzenden Heeren und deren kriegerischer Zucht, wie noch niemals Staatsgebilde der Geschichte, täuschen sich mit ihnen über ihre eigene Kriegstüchtigkeit. Die Entscheidung, ob Krieg geführt werden soll oder nicht, steht, abgesehen vom Fall einer Verteidigung, schon lange nicht mehr ihnen, sondern dem Kapitalbesitz zwischen den Völkern zu. Ein Volk, das nicht den Mut haben

wird, für seine Freiheit im eigentlichen Sinne alles zu opfern, wird verloren sein, trotz eines tapfern, geschulten Heeres, trotz eines ehrliebenden Offizierskorps, im Kampfe gegen ein anderes, dem der Kapitalbesitz zur Seite steht.

Der Staat, in welchem die Landwirtschaft in Privathänden vernichtet ist, kann nur sein: entweder ein Staat, in welchem es überhaupt keine Landwirtschaft mehr giebt, der also auf Einfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse angewiesen ist, oder ein Staat, der die Landwirtschaft selbst betreibt, wie die Verwaltung, die Verteidigung des Staats, durch seine Angestellten. Keiner von beiden ist der heutige Staat, und der letztere, der die Landwirtschaft selbst betreibt, ist nur, bei unseren Kulturverhältnissen, unseren unzerreißbaren Verbindungen von Volk zu Volk, ein Übergang zu dem ersteren — vielleicht jenes „sanfte Abendrot“, von dem die Darsteller verschiedener Rettungsmittel für den Fall ihrer Verwendung zu reden wissen. Sie ist nicht nur ein Übergang, sondern sie ist im Grundsatz dasselbe, nämlich die Auslieferung des letzten Privateigentums, also auch der letzten Privatrechte, an eine höhere Macht, die es nicht mehr anerkennt, die es als nicht vorhanden ansieht.

Gegenüber dem Staat oder dem ihn beherrschenden Kapitalbesitz giebt es dann kein Recht mehr, und die verzehrende Thätigkeit beider Mächte hat sich vollendet. Mit dem Privateigentum, mit dem Privatrecht fällt auch das Interesse am Erwerb, die Möglichkeit von Erwerb hinweg; der einzelne erwirbt nichts mehr und kann nichts mehr erwerben.

Auf dem Lande sitzt dann nicht mehr der Besitzer mit seiner Familie, seinem Gesinde, seinen Tagelöhnern, seinen Beamten, sondern das Landwirtschaftsamt, mit praktischer und leitender Abteilung. Mächte jener Fehler, wie alle übrigen Menschen, so kann dieses keine Fehler machen, denn es befolgt die geltenden Vorschriften aufs pünktlichste.

Dann wird nicht mehr jeder noch so kleine Besitzer Weizen, Roggen, Kartoffeln, Rüben bauen, Holz anschauen; dann wird das ganze Land, vielleicht schon ganz Europa, chemisch auf seine Bodenbeschaffenheit untersucht, mit den geeigneten Früchten quadrateilenweise bestellt und die Roggen-, Weizen-, Rüben-, Holz-, Kartoffelämter, besetzt mit den erforderlichen Räten und Schreibkräften, sorgen dafür, daß die neuesten Erfindungen des Erfindungsamts stets angewandt werden.

Die Ernährungsämter, mit Abteilungen für feste und flüssige Nahrung, sorgen für billige und gute Volksernährung. Alle Nahrungsforgen der einstigen Besitzer, inmitten fortwährender Produktion von Nahrungsmitteln, sind zusammengeschrumpft in Bedürfnisse für Tinte, Federn, Formulare, für Frachtkosten.

Für Bevölkerung, für muskel- oder nervenreiche, je nach Bedarf, sorgen die Fortpflanzungsämter durch sachgemäße Kreuzungen, für Zufriedenheit endlich mit allem dem die Bildungsämter; der Staat ist, was frühere Zeiten Gottheit nannten.

Aber auch dieser Zustand wird einst vernichtet werden, wie er den früheren vernichtet hat. Er wird stehen bleiben und verfaulen. Zunächst wird er dahin ausarten, wohin so manche Verwaltung durch Beamte ausartet, in die Neigung, nicht selbst zu arbeiten, sondern andere arbeiten zu lassen und sich die Direktion des Ganzen vorzubehalten, und mit dem Widerstande der eigentlichen Arbeiter enden.

Vielleicht giebt es dann noch — durch Atavismus — Individuen, welche sich der früheren Zeiten erinnern, jener Zeiten, da es noch Selbstständigkeit einzelner Menschen gab, und vielleicht beteiligen sie sich in unbewusstem Triebe an Bemühungen, den alten Zustand wieder herzustellen, die dann so vergeblich sein werden, wie die von heutzutage.





Das Geheimnis in Byrons Leben.

Von Karl Bleibtreu.

(Berlin.)

Büchst. erschien in London bei Heinemann eine neue sorgfältige Byron-Ausgabe von Henley, mit mancherlei Noten. Darin wird über die Gleichgültigkeit und Vernachlässigung geklagt, die England seinem größten modernen Dichter angedeihen lasse. Aus welchen ästhetischen und zeitpsychologischen Gründen, wollen wir hier nicht erörtern. Der Radikalismus Byrons hat jedoch nichts mehr damit zu schaffen; denn die überwiegende Majorität der angelsächsischen Rasse in beiden Hemisphären denkt heute radikal, und demokratische Gesinnung drang bis in die obersten Kreise. Das einst relativ konservative England, was wir jedoch nicht mit dem kontinentalen reaktionären Konservatismus zu verwechseln bitten, hat sich „amerikanisiert“ (americanized), wie die treffende Phrase lautet. Aber gerade in demokratischen und fortgeschrittenen Sphären hat Lord Byron die wenigsten Bewunderer, die sich heute vielmehr an den wahnwitzig überschätzten, einst so arg verkümmerten, Shelley halten. Abgesehen von einer ästhetischen Anschauung, die auf Carlyle und Tennyson schwört oder bei der mindergebildeten Masse sich lediglich dem sozialen Sittenroman zuwendet, wird diese Abwendung vom Byronismus, ja dieser Widerwille gegen die Erscheinung des Dichterlords, von einem subjektiv richtigen Instinkt geleitet, wie die moderne Opposition gegen die Napoleonlegende: von dem wohlüberlegten Haß der demokratischen Massennivellierung gegen den aristokratischen Herren- und Übermenschen. Inwiefern diese Stellungnahme gegen den helbischen Herold des Freiheitsgedankens und hochherzigen Befechter der Volksrechte, als welcher Byron über die Erde schritt, auf niedrigem Undank und blöder Verkennung beruht, wollen wir dem Radikalismus hier nicht auseinandersetzen. Wir sind aber überzeugt, daß die Anti-Byronlegende, geradeso wie die Anti-Napoleonlegende, neuerdings einem reiferen und unbefangeneren Verstehen Platz zu machen scheint, in nicht ferner Zeit in sich selbst zerfallen, und Europa erkennen werde, wie kleinlich und oberflächlich man sich mit dem Napoleon der modernen Dichtung, dem titanischen

Übermenschen, abgefunden hat, und wie viel Litteratur- und allgemeine Geistesentwicklung des 19. Jahrhunderts ihm verdankt.

Doch das soll nicht hier unser Thema bilden. Vielmehr wenden wir uns nur der sehr richtigen Klage Henleys zu, daß für Byrons Vergessenheit in England hauptsächlich die konventionelle Verpönung seiner Immoralität entscheide. Wir erinnern uns, als wir uns 1877 anlässlich der Byron-Exhibition in London aufhielten (ein mittelmäßiges Denkmal ward 1880 enthüllt), im „Punch“ eine reizende Wortspiel-Persiflage des Londoner Gemeinderats gelesen zu haben: „Sprecht mir nicht von eurem unmoralischen (immoral) Byron! Stimme. Unsterblichen! (immortal). „O, das ist ganz dasselbe!“ Den Kernpunkt der über den armen Don Juan umlaufenden Schaudergeschichten bildet bekanntlich das völlig beweislose, nichtsdestoweniger im großen Publikum gläubig nachgebetete Gerücht eines Incests. Dies sei die wahre Ursache jener „atrocities“ gewesen, wegen deren seine Gattin sich von ihm trennte. Der Entkräftung dieser Ammenmär einerseits und des allerdings ungewöhnlichen Scheidungsgrundes andererseits soll nachfolgende Untersuchung gewidmet sein. Wir fühlen uns dazu berufen, nicht nur als gründlichster Byronkenner in Deutschland und sein leidenschaftlichster Verehrer, sondern auch aus persönlichen Umständen, die am Schlusse klargelegt werden. Die Stunde, auf die wir seit fünfzehn Jahren warteten, scheint uns gekommen, und wir werden sie, da sie uns bereit findet, nicht ungenützt verstreichen lassen. Diese neue Ausgabe Byrons am fin-de-siècle klingt uns gleichsam wie eine mahnende Botschaft des verewigten Genius, in den wir uns seit frühester Jugend versenkten, der mit seinem Marino Falieri an die Nachwelt appelliert: „Ich spreche zu der Zeit und Ewigkeit, von der ich bald ein Teil, und nicht zu Menschen.“ Vorher aber müssen wir feststellen, daß dieser Henleysche Versuch offenbar in Verbindung steht mit einem wichtigeren litterarhistorischen Ereignis, nämlich der in nächster Zeit (1900) erfolgenden Entsiegelung der sogenannten „Broughton-Papers“ im British Museum, in denen man die Wahrheit über Byrons Lebensgeheimnis zu finden hofft. Ob mit Recht, wird sich zeigen. Auf die Bedeutung dieser bevorstehenden Veröffentlichung, der hinterlassenen Papiere des intimsten Freundes und Testamentsvollstreckers Byrons, kommen wir später. Wir aber werden, ganz unabhängig davon, eine Version dieses dunklen Rätsels bieten, die wir schon 1883 und nachher in unserer „Geschichte der englischen Litteratur“ angedeutet, nicht aber — aus guten Gründen, wie am Schluß ersichtlich — mit wünschenswerter Klarheit und Deutlichkeit verkündet haben. —

Goethe spricht im Trauerlied Euphorions, worin er bekanntlich Byron im II. Teil „Faust“ symbolisierte, ihm zu: „Liebesglut der besten Frauen.“

Seine Liaisons 1813—15 mit exaltierten „Löwinnen“, seine kurze Haremswirtschaft in Venedig 1817, kümmern uns hier ebensowenig, wie seine sechsjährige Freie Ehe mit der Komtesse Guiccioli. Wir beschränken uns auf die Feststellung, daß Byron von sich aussagen durfte, er habe noch nie ein Mädchen verführt, und daß er, so arg ihn das in den Augen modernster Übermenschen herabsetzen mag, nichts weniger als ein Don Juan gewesen ist. Abwehren, den Frauen aus dem Wege gehen, war die einzige Methode, mit der er sich retten konnte, da sich ihm Tugend- und Lasterhafte mit dem gleichen Hypnotisierungsschrei an den Hals warfen: „Dies bleiche Gesicht ist mein Schicksal!“ Da hatten die Frauen ja einen sehr guten Geschmack, aber ihm selbst behagte dieser Weihrauch nur mäßig, und mit Ausnahme jener ganz kurzen, nur aus Troß sich abgerungenen Ausschweifungen in Venedig neigte sein Naturell durchaus zur germanischen Häuslichkeit der Monogamie. Zwar beliebte es der Welt, die erdichtete Wüstlingschaft des „Childe Harold“, welche der junge Dichter ganz beiläufig in den Einleitungsversen erwähnt hatte, ihm selber zuzuschreiben. Der Byronforscher hingegen weiß genau, daß das angeblich so vielseitige Liebesleben des Jünglings nur auf eine einzige „heftige Leidenschaft“ einschrumpft, ein dreijähriges Verhältnis vor seiner Haroldsfahrt mit einem Mädchen, das ihn oft in Männerkleidung begleitete, und die er als „jüngeren Bruder“ ausgab wegen ihrer frappanten Ähnlichkeit. Hierauf bezieht sich der verkleidete Page im „Lara“ und die Schwester Astarte im „Manfred“, die Anlaß zu solcher Mißdeutung gab: „Sie glich von Antlitz mir, von Haar, von Auge, in allem selbst bis zu der Stimme Ton. Sie liebte und tötete ich mit dem Herzen, das das ihre brach.“

Zu den „besten Frauen“, was richtiger „die schönsten und hochgeborenen“ heißen sollte, die Goethe großmütig seinem Euphorion als Liebchen verleiht, dürfte nur Lady Byron selber gerechnet werden, und sie ist die einzige außer jener mysteriösen Jugendflamme Thyrza, die der Mann Byron je wahrhaft geliebt hat. Auch auf dies für alle Uneingeweihten befremdliche Thema können wir uns hier nicht näher einlassen und müssen uns auf die Feststellung beschränken, daß Byrons unglückliche Ehe eine Liebesheirat auf beiden Seiten war, und die beiden stolzen Menschen sich nie zu lieben aufhörten. Lady Byron hat böse Charakterschwächen besessen oder richtiger zu viel „Charakter“ im englischen Sinne, zu viel „morals“, obschon weit davon entfernt, eine dumme bigotte Prüde zu sein, wie das Gerücht ihr andichtet. Sie hätte dem Mann, den sie bewunderte und liebte, verzeihen sollen, was immer er verbrach, statt ihrer beider Dasein für immer zu zerstören. Denn daß zuerst er bitter und später sie selber noch viel bitterer leiden würde, konnte sie vorhersehen. Lange den

Glorreichen überlebend, dessen unsterblichen Namen sie trug, hat sie ihre vernichtete Existenz mit einer gewissen tragischen Würde getragen, verwitwet für immer, nachdem die Todeskunde aus Missolonghi, wo ihr Name auf den Lippen des fernen Sterbenden schwebte, sicher kein Herz so unheilbar durchbohrte als das ihre. Gewiß belastet sie der Vorwurf schönder Unreblichkeit und Unwahrhaftigkeit in ihrem Verhalten gegen Byrons Stiefschwester Mrs. Leigh, indem sie dem Andenken ihres Gatten das Brandmal des Incests angeblich aufdrückte, trotzdem sie bis an ihren Tod mit ihrer Schwägerin eng befreundet blieb. Sie hat der amerikanischen Sensationsmacherin Harriet Beecher-Stowe angeblich schon 1856 im Vertrauen diese Schaudergeschichte erzählt, die natürlich nach Lady Byrons 1860 erfolgtem Tode 1869 eiligst Indiskretion beging und den angeblichen Incest Byrons derartig in alle Winde trompetete, daß noch heute alle Halbgebildeten und Halbwissenden daran wie an historisch Bewiesenes glauben, und die englische Moralheuchelei eine bequeme Handhabe fand, das Andenken ihres größten modernen Dichters zu ersticken. Obschon wir freier Denkenden der Meinung sind, daß ein solches an sich bedauerliches und verwerfliches Liebesverhältnis mit einer Stiefschwester, die allein mit treuer Freundschaft den einsamen Jüngling getröstet hatte, noch keineswegs den allgemeinen Charakter Byrons unauslöschlich brandmarken würde, so würde unsere Analyse doch ein schiefes Bild gewinnen, wenn wir gleichgültig diesen antikonventionellen Schandfleck bestehen ließen. Denn nur die volle Wahrheit belehrt, und Byrons Welt Schmerz würde durch solches Schuldbewußtsein bedeutend an ethischem Wert verlieren. Es war eine komische Bestrafung seiner koketten Mystifikationsgelüste, daß er, der sich als „fanfaron de ses vices“ mit dem fragwürdigen Nimbus erdichteter Ausschweifungen umgab, gerade dort von tödlicher Verleumdung betroffen wurde, wo sein Fühlen am fleckenlosesten. Die Liebe beider Stiefgeschwister beruhte auf innigster Freundschaft und gegenseitiger Dankbarkeit, auf unerschütterlich treuer Zuneigung der Blutsverwandtschaft. Nichts anderes mischte sich ein, und die in glücklichster Ehe mit Oberst Leigh lebende Augusta, Mutter von sieben Kindern, allgemein hochgeachtet und beiläufig keineswegs mit physischen Reizen geschmückt, wäre die Letzte, der man überhaupt solche freigeistige Naturwidrigkeit zumuten könnte. Und wer die tiefe Wahrhaftigkeit der Byronischen Poesie trotz aller Mystifikationsgelüste erkennt, der weiß von vornherein, daß schlechterdings nicht jene unsäglich zarten und edeln Gedichte an seine Schwester, die erst lange nach dem Tode Byrons veröffentlicht wurden, und in denen er deutlich auf jene schändliche Mißdeutung anspielt, einem schuldbewußten Gemüte entspringen konnten. Es verträgt sich nicht mit unserer Aufgabe, die schmutzige Kontroverse hier

aufzunehmen, und verweisen wir wiederum auf unsere ausführliche Darstellung in unserer „Geschichte der englischen Litteratur“, Band II. Nur so viel möchten wir mitteilen, daß zwar jenes namenlose Gerücht offenbar schon in der Schweiz zu Byrons Ehren drang, daß aber nie bei Lady Byrons Lebzeiten offiziell damit hervorgetreten wurde, und daher Byrons Beteuerung korrekt war, er wisse absolut nicht, welche geheimen Gründe seine Gattin und ihre Sachwalter bestimmt hätten, die Trennung für unvermeidlich zu halten. Da auch Lady Byrons hinterlassene Papiere nie veröffentlicht wurden, von denen wir einst in London einige auf Byrons Poesie bezügliche Auszüge lasen, die aufs schreiendste der verbreiteten Auffassung widersprechen, man habe die Tochter Adah in Abscheu vor ihrem großen Vater erzogen, so stützt man sich lediglich auf das Gefalbader der Beecher-Stowe, wofür ja jedes andere Bestätigungs-Zeugnis fehlt. Es haben sofort die Verwandten Lady Byrons, insbesondere der lebende Enkel Lord Wentworth, öffentlich erklärt, diese angebliche Mitteilung Lady Byrons sei nicht authentisch, und entspreche ihr Inhalt jedenfalls nicht der Wahrheit. Später hat dann noch der Sachwalter Lady Byrons, Dr. Rushington, auf dem Totenbette versichert, daß die geheimen Gründe, die ihm Lady Byron zuletzt nach langem Zögern angab, und nach deren Kenntnisaufnahme er seine anfängliche Mahnung zur Versöhnung für alle Zeit zurücknahm, ja den gegnerischen Kollegen veranlaßte, Byrons juristische Vertretung aufzugeben — man bemerke diese in der Geschichte der Rechtsanwälte wohl seltene Thatsache! —, nichts mit dem angeblichen „Incest“ zu schaffen hatten.

Hat nun die Beecher-Stowe wissentlich gelogen und entstellt? Wir mögen dies von der frommen Muckerin nicht glauben, obschon ihr eigener Bruder, der gefeierte Kanzelredner Beecher, später als infamer Heuchler und Lügner entlarvt wurde, obschon bekanntlich ein gottwohlgefälliger Zweck wider Kezer Byron jedes Mittel heiligt. Daß ihre Standalgeschichte an größten inneren Widersprüchen krankt, wurde sofort nachgewiesen. Daß aber in England damals die ernste Kritik das ganze Märchen aus einer Art monomanischer Geistesstörung Lady Byrons erklärte, scheint uns nur halb wahr, zumal man dabei immer zur Basis nimmt, die Ehescheidung sei wirklich wegen diesem monomanischen Argwohn der Lady erfolgt. Wir schließen allerdings nicht aus, daß sie die voreingenommenen Fragen der Interviewerin ausweichend beantwortete und noch durch halbe dunkle Andeutungen bestärkte, ja daß sie zuletzt thatsächlich den Unsinn zugestand. Hierzu muß man ihren eigentümlichen Charakter berücksichtigen, wie er aus vielen gedruckten einwandfreien Zeugnissen sich ergibt. Die angeblich ihrem Gatten so unähnliche Lady, wie er ein verzogenes einziges Kind,

befas nämlich zu ihm erstaunliche Geistesverwandtschaft. Großmütig, nobel, allem Gemeinen abhold, eine durch und durch aristokratische und idealistische Natur, selbst ein halber Blaustrumpf und voll poetischen Gefühls — aller anderslautender Klatsch ist öder Schnickschnack — neigte sie andererseits zu krankhafter Lauenhaftigkeit und jähem, pathologisch zu nehmendem, Mißtrauen selbst gegen ihre Vertrautesten, die sie sonst mit Wohlthaten überhäufte. Aus der Geschwisterliebe im „Manfred“ und der Geschwisterehe im „Kain“ sog sie in dumpfem Brüten solches Gift und erlag zudem der Suggestion des allgemeinen Klatschgerüchts, das man übrigens, wie die Welt nun einmal ist, wohl verzeihen kann. Denn man hatte beide Gatten miteinander glücklich gesehen, man erfuhr, daß die plötzliche Trennung einen geheimnisvollen Grund habe, und da verfiel man gleich auf das Ungeheuerlichste. Wenn aber die wenigen Wissenden — nämlich 1) Lady Byron und ihr juristischer Vertreter, während die Schwiegereltern von ihrer Tochter nie den wahren Grund erfuhren, und die Scheidung unter dem Vorwand wichtigster äußerlicher und obendrein böswillig entstellter Kleinigkeiten erfolgte, sowie 2) Byrons Freund Hobhouse, in späterer Zeit ferner ein Neffe Lady Byrons und heute noch ihre Enkelkinder — diese Verleumdung sich fast ohne jeden Widerspruch verbreiten ließen und dauernd auch nach Byrons Tode schwiegen, trotzdem sie unablässig zur Offenheit ermahnt wurden, und etwas Schlimmeres als der Incest nach englischen Begriffen überhaupt nicht möglich war, so wird in Unbefangenen wohl oder übel der Verdacht erwachen, daß jenes wahre Geheimnis vielleicht Lady Byron selber oder ihren Nachkommen schädlich sei. Es begriffe sich also ihr posthumer Racheakt gegen ihren Gatten sehr gut. Da sie ihn thatsächlich in einer andern Beziehung schuldig wußte, die sie nicht verraten durfte, warum sollte er nicht möglichenfalls auch ein anderes Verbrechen begangen haben, das die Welt ihm zuschrieb? Allerdings hatte Lady Byron bei der Ehescheidung absolut nicht daran gedacht, und den vollen Nonsens der Beschuldigung ermesse man daran, daß sie während der ganzen unliebsamen Affaire mit Mrs. Leigh in intimster Freundschaft blieb und bis an ihren Tod stets ihre Verehrung für ihre Schwägerin versicherte. Sie schrieb während der Trennungsklage an letztere: sie müsse zwar auf das Recht verzichten, von ihrer teuersten Augusta noch als Schwester betrachtet zu werden, hoffe jedoch, daß dies keinen Unterschied in der Güte machen werde, die sie stets erfuhr. „In diesem Punkte wenigstens bin ich die Wahrheit selbst, wenn ich sage, daß niemand existiert, dessen Umgang mir teurer ist. Diese Gefühle werden sich nie ändern, und es würde mich tief schmerzen, wenn Du sie nicht verständest. Solltest Du mich später verurteilen, so werde ich Dich doch nicht weniger lieben.“ Das

ist doch deutlich. Also Lady Byron selber fürchtet, umgekehrt von Mrs. Leigh verurteilt zu werden, d. h. offenbar wegen ihres hartnäckigen Schweigens über den Scheidungsgrund. Schreibt so eine Anklägerin an eine Schuldbewußte?! „In diesem Punkte wenigstens“ sei sie die Wahrheit selbst; „in andern also nicht?“ kommentiert der Deutsche Biograph Elze. Ganz richtig, aber nicht in dem Sinne, den Elze in das seltsame Selbstbekenntnis hineinträgt. Und wenn sie gleichzeitig an eine Freundin schrieb, die wegen der Incest-Gerüchte über den Grund der schwebenden Scheidung anfragte: sie beklage dies elende Gerede aufs Tiefste, hochachte und liebe ihre Schwägerin und versichere, daß keiner der Ihrigen solche Verleumdung je sanktioniert oder unterstützt habe, — so legt Elze dies falsch als niedrige Zweideutigkeit aus: „Allem Anscheine nach schoß sie heimlich den Pfeil ab und stellte ihn öffentlich in Abrede.“ Zwischen den Zeilen sei deutlich zu lesen, daß sie trotzdem in diesem Sinne ihren Rechtsvertreter aufgeklärt habe — warum? weil sie schreibt: „Die Bekanntmachung der wahren Scheidungsgründe würde für mich sehr unpassend sein“, und so müsse sie sich in Übereinstimmung mit juristischem Beirat jeder Aufklärung enthalten. Ist denn wirklich niemand auf den Gedanken verfallen, daß ein solches Schweigen stets nur im Interesse der schweigenden Partei zu geschehen pflegt, und daß es doch sicher andre zwingende moralische und juristische Gründe geben könne, die ein weiteres Zusammenleben unmöglich machten? Aus Schonung für Byron schwieg man doch gewiß nicht, dem man Schlimmeres nicht mehr andichten konnte, so daß die Entdeckung der Wahrheit, selbst eines juristisch strafbaren Verbrechens, seinen Feinden jedenfalls nur eine schwere Enttäuschung gewesen wäre. Denn schlimmstenfalls — und vielleicht lag ein subjektives Verschulden Byrons nicht mal vor, wie wir später andeuten werden — hatte er eine objektive Verschuldung aus seiner Vergangenheit übernommen, die oft genug vorkommt, sich auf natürlichste Weise erklärt und eigentlich nur Mitleid herausfordert, aber freilich für Gattin und Kind schwerwiegende Folgen haben konnte. Naive Leute hielten ja den imaginären „Corsaren“ und „Lara“ jeder Schandthat fähig, und seine verabschiedete Geliebte Lady Lamb hatte seine Melancholie, die ihn plötzlich selbst nach lustigstem und kindlichstem Lebensbehagen zu überfallen pflegte, aus einem begangenen Mord erklären wollen (in ihrem lächerlichen Anklageroman „Glenarvon“), ein Gewäsch, das bekanntlich Goethe für bare Münze nahm. Nun hätte aber selbst dies unmöglich Lady Byron zu dem ebenso plötzlichen als unerschütterlichen Entschluß bewegen können, den geliebten Mann zu verlassen, für dessen Ungewöhnlichkeit sie volles Verständnis besaß, und der vor allen Dingen der Vater ihres Kindes war. Wenn wir letzteres bedenken, möch-

ten wir sogar behaupten, daß selbst erwiesener Incest ihre Härte nicht motivieren könnte, da sie dieselbe Verstellung, die sie angeblich später gegen Mrs. Leigh bethätigte, doch recht gut in der Ehe fortsetzen konnte, und dies impropere Verhältnis doch jedenfalls nur in der Vergangenheit lag. Denn daß sie mit Byron sonst in äußerlich glücklichster Ehe lebte, ist von niemand ernstlich bestritten und von Byron selber stets betont worden. Dem Amerikaner Ticknor fällt in seinen Memoiren das galante und verlebte Benehmen des verhätschelten jungen Lords gegen seine glückstrahlende Gattin auf, und sie selber, Lady Byron, bezeugt einmal in einem Briefe, daß er in ihr sein ganzes Glück gesucht habe, dessen er jedoch nicht würdig zu sein behauptete. Eine hochmütig rigorose Weltdame scheut aber nichts mehr als den Skandal und nun vollends einen solchen, wo ihr möglichenfalls gegen den gefeierten großen Mann die Welt unrecht geben konnte, wovon zwar anfangs das unberechenbare Gegenteil eintrat, nachher aber with a vengeance die volle Wucht des Odiums sie traf. Daß sie eine „unmögliche Heilige“ sein wollte, wie man ihr angedichtet hat, widerspricht aufs Bestimmteste allen Aussagen über die bedeutende und nichts weniger als bigotte Frau, die doch vor allem wie jedes eitle und impulsive Weib eine abgöttisch liebende Mutter war. Daß sie aber die Zukunft ihres einzigen Kindes, nicht nur die eigene, für immer trüben und bemakeln würde, in der konventionellen englischen Gesellschaft, mußte ihr der gewöhnlichste common sense sagen.

In der That ist Adah Lady Lovelace auch nach unverbürgter und nach unsern persönlichen Ermittlungen sogar grundfalscher Sage gewissermaßen an diesem Unglücksstern ihrer Geburt, als Kind feindlicher Eltern, feilisch zugrunde gegangen. Wahr bleibt jedoch nur daran, daß Byrons Tochter, die wir aus Forsters Dickensbiographie auch als besondere Bewunderin dieses Romanciers treffen, in die Poesie ihres Vaters sich leidenschaftlich vertiefte, jedoch keineswegs gegen Willen ihrer Mutter, sondern sogar mit deren Anleitung. Stellen wir solche psychologischen Erwägungen zusammen, so wird wohl niemand zweifeln, daß nur ein ganz besonderer Grund Lady Byron zu ihrem hartnäckig durchgeführten Entschluß bestimmen konnte, und zwar ein Grund, der mindestens unabhängig von dem Incestverdacht blieb, den sie bis auf die posthume Beecher-Stowe-Behauptung ohnehin stets von sich abwies. Wenn sie wirklich, von der zudringlichen Amerikanerin bis aufs Blut inquiriert, deren schon vorgefaßte Meinung gebilligt hat, so läßt sich dies, obgleich an sich unentschuldigbar, doch menschlich begreifen. Einmal durch die Hypnose, der sie in ihrem isolierten weltabgeschiedenen Brüten durch das allgemeine Weltgeklatsche unterlag: warum sollte am Ende Byron nicht auch dies noch begangen haben gegen sie, die

unglückliche Märtyrerin? Ferner befand sie sich in sehr gereiztem Zustande durch die plötzliche Parteinahme aller Höhergebildeten gegen sie, nach Erscheinen der Mooreschen Biographie und der Memoiren der Gräfin Guiccioli, welche letzteren, bezüglich der Ehescheidung ein kritisch wertloses Geschreibsel trotz der sonstigen Gewandtheit und vieler treffenden geistvollen Betrachtungen, übrigens die Beecher-Stowe nicht unzutreffend als „Maitresse contra Ehefrau“ bezeichnet. Hier war überall die Schwester glorifiziert, die Gattin in den Staub gezogen worden. Lady Byron hätte keine Tochter Evas sein müssen, wenn nicht weibliche Eifer- und Rachsucht gegen Mrs. Leigh daraus entkeimt wäre, die ihr also auch jetzt noch alle Sympathien raubte. Auch trat wirklich zeitweilige Entfremdung zwischen den beiden Freundinnen nach 1830 ein, doch wie es scheint nur eine vorübergehende. Wir wissen aus persönlichster Quelle, daß Lady Byron ihren jungen Neffen, als er vom Lande in die Londoner Welt eintrat, zu allererst der Güte ihrer „teuersten Schwägerin“ empfahl. Wäre das möglich bei einer Dame von solcher „Moral“ einer andern gegenüber, die sie einer nach Frauenbegriffen schmähdlichsten Unsittlichkeit schuldig hielt? Wobei noch zu erwähnen, daß Mrs. Leigh eine sanfte echtenglische Hausmutter gewesen ist, nicht ohne Philistrität, die sich vorm bloßen Gedanken eines Incests entsetzt hätte. Wenn Lady Byron eine Dulderin war, so vergaß sie gewiß nur in Augenblicken eifersüchtigen Grolls, daß diese ihre Wahlschwester im Leiden und Lieben für denselben Mann wahrhaftig keine geringere Bürde unter solcher Verleumdung trug. Wie lächerlich unwahr dieselbe, beweist beiläufig auch das Verhalten des Oberst Leigh, der in völlig friedlicher Ehe mit der Verleumdeten blieb. Das seltsame Verhältnis der beiden Freundinnen und Schwägerinnen mit seiner Untrennbarkeit trotz versteckter Antipathie erklärt sich sehr einfach so, daß sie beide Mitwisserrinnen und Hüterinnen des gleichen Geheimnisses waren, an dem Mrs. Leigh ein großes, Lady Byron aber ein noch größeres Interesse hatte.

Hier wäre nun auch der Ort, auf die mysteriöse Sensationsgeschichte von Medora Leigh einzugehen, einer Tochter Mrs. Leighs, die auffälliger Weise auf den Namen der Byronschen Heldin im „Corsar“ getauft war und dieser byronischen Tendenz durch ein Leben voll Schuld und Sünde Ehre machte. Für dies Geschöpf empfand seltsamer Weise ihre Tante Lady Byron ein noch lebhafteres Interesse, als ihre eigene Mutter, die sie später förmlich verstieß, und soll erstere angeblich Medora mitgeteilt haben, sie sei Lord Byrons Tochter. Wohlgemerkt, ohne genau anzugeben, von welcher Mutter, so daß uns stets die Vermutung offen bleibt, daß Mrs. Leigh dies Kind ihres Bruders an Kindesstatt annahm. Das anfangs besonders achtsame, später aber sehr unwäterliche und unmütterliche Be-

nehmen der Leigh'schen Eheleute gegen Medora, die ursprünglich als angebliche „Lieblingstochter“ verzogen wurde, bestärkt nur diesen Verdacht. Leighs waren Byron in Geldsachen sehr verpflichtet, so viel steht fest; es heißt sogar, daß er schon früh einen Teil seines Vermögens den Kindern Mrs. Leighs vermachte. Jedenfalls entsprach dem noch das letzte Wort des verröchelnden Helden in Missolonghi, nach der authentischen Niederschrift seines alten Kammerdieners Fletscher: „Er drückte krampfhaft meine Hand. ‚Nun ist's bald vorüber. Ich muß alles sagen, ohne einen Moment Verzug . . Mein armes Kind, meine Adah! Mein Gott, hätt' ich nur einmal — und Augusta und ihre Kinder — und geh zu Lady Byron und sag alles, was . .‘ Se. Lordschaft schien hier furchtbar ergriffen. Aber er murmelte eine halbe Stunde mit äußerstem Ernst. Ich verstand nur am Schluß: ‚Nun hab ich alles bekannt. 4000 Dollars für die . . und . . doch 's ist zu spät. Ich hab ja alles bekannt. Verstehst Du mich? Wenn Du nicht gehorchst . .‘ Hier teilte ich Sr. Lordschaft mit, daß ich nicht ein Wort verstehen konnte. ‚Nicht verstanden!‘ rief er mit einem Blick unaussprechlicher Verzweiflung. ‚Dann ist alles verloren. Denn 's ist zu spät . .‘ Er stammelte dann noch einige Worte, konnte aber nur einiges verständlich wiederholen, als da ist: ‚Augusta — Adah — Hobhouse — Kinnaird — geh zu Mrs. Leigh und sag ihr — und alles und . . ihre Kinder. Und‘, mit einem schweren Seufzer, ‚sag Lady Byron — Du weißt alles — mußt alles sagen — kennst meinen Befehl — dies sind Sterbensworte. Es ist zu spät.“

Was war dies Geheimnis, das er vergeblich offenbaren wollte? Zu welchen Scenen schweifte sein Gedächtnis zurück? Augenscheinlich im Zusammenhang mit Weib, Tochter, Schwester — und Hobhouse, sein ältester bester Freund, und sein finanzieller Beirat, der Bankier Kinnaird, standen in Beziehung dazu. Auf den Lippen des Sterbenden schwebte außer dem Namen Lady Byrons und ihres Kindes, Mrs. Leighs und ihrer Kinder — noch ein anderer; alle anderen Ereignisse seines Lebens schienen vergessen außer einem einzigen, das er in letzter Agonie zu enthüllen suchte. Dies Geständnis, das sich nur auf dem Sterbelager seinem Munde widerwillig entrang, aber im letzten Odem röchelnd erstarb, muß also ein leid- und schuldbolles und sein ganzes Privatleben bestimmendes gewesen sein. Seltsam berührt auch die Wendung „4000 Dollars“, ein Legat, das also nach Amerika zu stiften wäre. Nach Byrons Tod trat sofort ein Komitee von sechs Vertrauenspersonen zusammen, um die in Moores und Murrays Besitz befindliche „Autobiographie“ durchzusehen, worauf die sofortige Vernichtung derselben beschlossen wurde. Das spricht doch Bände. Im Interesse Byrons konnte diese Vernichtung schwerlich liegen, denn seine

Memoiren würden dem Toten gewiß nichts geschadet haben, da er sie sonst schwerlich verfaßt hätte, und sie mindestens dem allgemeinen Verleumdungsklatz über den Incest ein Ende gemacht hätten. Es muß sich also vor allem um Lady Bryons Interessen gehandelt haben, und Moores Verhalten wirft, was man auch zu seiner Entschuldigung sagen mag, auf ihn kein günstiges Licht, wenn wir nicht annehmen sollen, daß Byrons Selbstbekenntnis auch das Andenken seines Freundes belastet hätte. Dies gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn wir Byrons Wahrheitsliebe bedenken und daher vermuten, daß er die volle Wahrheit gesagt hat. Unmöglich hat er etwa seine Frau darin angeklagt, da dies seinem ganzen späteren Benehmen widersprechen würde. Somit war eine Thatsache in den „Memoiren“ enthalten, die allen Beteiligten schädlich sein mußte. Walter Scott, der zweifellos etwas unterrichtete, erklärt ausdrücklich: „Es war ein wichtiger Grund vorhanden, die Memoiren zu vernichten.“ Zum Überfluß hat aber Byrons Intimus Hobhouse (Lord Broughton) die berühmten „Broughton Papers“ verfaßt, die also 1900 ihres Siegels entlastet werden sollen. Nun möge man sich erinnern, daß Lord Broughton bei einem Ausfall auf Byron sich zu dem Ausspruch erhob: „Mein Freund hatte Fehler, aber keine Laster, und seine Tugenden waren alle vom höchsten Rang.“ Außerdem bewahrte er für Lady Byron nie verminderte Antipathie. Ein so ehrliebender Mann wie Hobhouse würde nie einen solchen Ausspruch gethan haben, wenn ihm etwas bekannt gewesen wäre, das auf Byrons Privatleben einen Schandfleck geworfen hätte. Warum dann aber die ungeweinte Vorsicht, die erst lange nach dem Tode (1869) Broughtons, wo er selber jeder Verantwortung und Ausforschung entledigt, und vollends am Schluß des Jahrhunderts die Veröffentlichung freigab? Da müssen doch immerhin bedenkliche Dinge darin stehen, bedenklich nicht für Byrons Charakter, sondern für — Familieninteressen.

Stellen wir nun nochmals fest, daß Lady Byron das Incestgerücht wiederholt brieflich in Abrede stellte und mit Mrs. Leigh gerade während der Scheidung in voller Freundschaft blieb und bis zuletzt in intimstem Verkehr, daß Lord Wentworth nach Einsichtnahme der hinterlassenen Papiere seiner Großmutter die Erzählung der Beecher-Stowe für unwahr erklärte, daß — wie uns Kunde ward — auch Dr. Rushington feierlich vor seinem Tode beschwor, das ihm von Lady Byron entdeckte Geheimnis habe durchaus nichts mit diesem Klatz zu thun, so könnte man Lady Byrons Gesamtbetragen gegen ihre „teuerste Freundin und Schwägerin“ nur als Beweis einer fast unglaublichen Perfidie und Gemeinheit auffassen. Dem widerspricht aber wiederum das einstimmige Zeugnis auch ihr keineswegs wohlgefinnter kühler Beobachter, die ihr nur Launenhaftigkeit und miß-

trauischen Stimmungswechsel zuschreiben.*) Dies Mißtrauen gegen Motive und Gesinnungen der Nebenmenschen entsteht aber gerade in idealistischen Naturen am leichtesten, und an Verbitterung fehlte es der Lady nicht, auch nicht an berechtigten Gründen dazu. Sie hatte die launenhafte Parteinahme der Welt nur zu herb erfahren, sie, die anfangs als buldende Märtyrerin vergöttert, dann als zänkische bornierte Närrin beiseite geschoben und zu einer europäischen Lächerlichkeit verdammt worden war. Daß in eine ursprünglich hochsinnige, nach Wahrheit und Gerechtigkeit schon etwas pharisaisch haschende Natur so allmählich Unaufrichtigkeit und Ungerechtigkeit hineingetragen wurden, darf nicht Wunder nehmen. Aber wir haben das unverwerflichste klassische Zeugnis ihres eigenen Gatten dafür, daß sich „kein besseres, liebenswürdigeres, gütigeres, heiteres Wesen denken lasse, als Lady Byron als Gattin“!! Wie ungewöhnlich müssen also die Gründe gewesen sein, die sie zur Zerstörung dieser glücklichen Ehe bewogen! Das schwankende Verhalten Byrons nach der Scheidung erklärt sich ziemlich einfach und steht damit in Verbindung. Er entschuldigte seine Gattin anfangs, läßt sich noch von Moore bestätigen, daß er nie übel von ihr geredet habe, richtete an sie das unsäglich zärtliche „Fahrewohl und wenn für immer“, begann aber dann seine Stimmung zu ändern, nannte sie in einem bei Lebzeiten unpublizierten Gedichte „Hörend, daß Lady Byron krank war“ seine „moralische Klytämnestra“, legte aber dann wieder bis ans Ende die größte Verehrung für sie an den Tag. Seine Versöhnungsversuche wurden alle von ihr abgelehnt, dennoch ließ er nie ab, sich ihr indirekt zu nähern, wobei bezeichnenderweise natürlich immer Mrs. Leigh die Mittelsperson abgab. An sie, die Pathin ihres Kindes obendrein, gingen alle Mitteilungen Lady Byrons über ihre und ihres Kindes Gesundheit, als prompte Antwort auf Anfragen des geschiedenen Gatten. Die vorübergehende Erbitterung Byrons erklärt sich durch die Kenntnismahme der schon damals kursierenden Incest-Verleumdung, die er von seiner Frau ausgehend betrachtete, sowie seiner wiederholt beteuerten Unkenntnis ihrer wirklichen Gründe. Über letzteres ist kein Zweifel möglich, da er schon 1817 privatim ein Zirkular an Freunde verbreiten ließ, daß er aufs

*) Selbst ihre Nebenbuhlerin Lady Lamb gesteht ihr im „Glenarvon“ einen „hohen edlen Charakter“ zu u. s. w. „Ich bin überzeugt, daß Lady Byron von ehrenhaftesten und gewissenhaftesten Absichten war.“ Howitt. Sie widmete sich in strenger Zurückgezogenheit einer großartigen Armenpflege. Wie lächerlich der noch von Elze vertretene Irrtum, sie habe gar kein Verständnis für Dichtertum gehabt (Byron selbst hingegen sagte ihr mal: „Du könntest selbst eine Dichterin sein!“), beweist wohl der Umstand, daß Miß Milbank die besondere Patroneß eines armen Poeten war, „Schuhmacher und Poet dazu“, worüber sich Byron 1800 unbekannterweise in „English bards and Scotch Reviewers“ mokierte.

dringendste wünsche, die Sachwalter Lady Byrons möchten offen der Welt ihre Anklagen mittheilen, was er später mehrfach wiederholte. Diese Offenheit Byrons spricht dermaßen für ihn, daß noch jeder Unbefangene hierin einen Beweis seiner Unschuld sah. Allein, dies bezog sich offenbar immer nur auf die bekannte Verleumdung, in der Annahme, daß sich für Lady Byrons Verhalten nur hier die Lösung finde.

In welchem Lichte hätte ihm aber da Lady Byron erscheinen müssen, die trotzdem in steter Freundschaft mit Mrs. Leigh blieb und letztere fort-dauernd als Mittelsperson benutzte! Kann man sich damit sein später andauernd respektvolles Benehmen gegen seine Gattin zusammenreimen? Nein, sondern man muß vermuten, daß er später Aufklärung empfing oder er wenigstens erriet, was Lady Byron zur Trennung bewog. Und als ihm dies Licht aufging, verlor er alle Berechtigung, ihr anders zu zürnen, als ihrem Mangel an Größe. So klagt er in einem Gedicht, sie habe alle Tugenden besessen, nur nicht die des Verzeihens. Also hatte sie ihm doch etwas zu verzeihen? Das Schwankende in Byrons Verhalten ist also ein ganz natürliches. Schon die Scheidungsklage auf „insanity“ schien dazu bestimmt, absichtlich Byron zur Wut zu reizen, um ihn zur Trennung williger zu machen, deren wahren Grund er nicht vermuten sollte. Also sollte sogar vor ihm, dem Angeschuldigten, dieser Grund geheim gehalten werden, damit er nicht bei seiner übermäßigen Aufrichtigkeit selber öffentliche Indiskretionen begehe. Also mußte das betreffende Faktum wohl der Gegenpartei schädlicher sein als ihm selber? Nun wohl, beide Parteien haben wiederholt unbewußte Indiskretionen begangen, sie sind aber unverstanden geblieben, und man hat kein Gewicht darauf gelegt. Wenn man nämlich Byron gegenüber die mutmaßlichen Differenzursachen auseinandersetzte, die in etwaigen religiösen oder sittlichen Meinungsverschiedenheiten beider Gatten zu suchen seien, so bestritt er dies ebenso ruhig als entschieden. So versicherte er an Parry, daß Lady Byron nichts weniger als bigott, sondern sehr liberal gewesen sei, und gab zwar an Dr. Kennedy zu, daß sie sich mehrfach über Religion gestritten hätten, im ganzen aber ihrer beider Auffassung sehr ähnlich übereingestimmt habe. Lady Byron ihrerseits soll (Robinsons Tagebücher) sich als die Liberale hingestellt haben gegenüber Byrons kalvinistischem Glauben an die Prädestination. Jedenfalls zerstören diese Mittheilungen die haltlose Legende von Lady Byrons bornierter Konventionalität, die angeblich zu ihrem freidenkenden Partner nicht paßte. Die Trauzeugin und langjährige vertraute Gesellschafterin Lady Byrons, Mrs. Minns, hat in der Quarterly Review 1869 bezeugt, daß alle Klatschereien von Mrs. Stowe und der bekannten Schriftstellerin Harriet Martineau von Grund aus erlogen seien, daß es nie eine glücklichere

junge Gattin gegeben habe als Lady Byron; von der Incestverleumdung habe sie nie reden hören, wohl aber habe ihre Freundin über die Scheidungsgründe stets das tiefste Schweigen bewahrt.*) Wie wir bereits erwähnten, geschah dies auch ihren Eltern gegenüber: ist das nicht mehr als sonderbar? Prüfen wir nun ihre eigene offizielle Erklärung 1830. „Mir hatte sich die Überzeugung aufgedrängt, daß Byron unter dem Einfluß geistiger Krankheit stehe.“ D. h. momentan, und will sie dies aus Mitteilungen seiner nächsten Verwandten (natürlich sind Leighs gemeint) und seines treuen Kammerdieners entnommen haben. Daß dies Erfindung sei, ist nie behauptet worden, obschon Mrs. Leighs Verneinung genügt hätte. Auch traut niemand Lady Byron eine positive Lüge zu. Also muß sich Byron tatsächlich damals in einer besorgniserregenden Gemütsverfassung befunden haben, die sogar Verdacht einer Selbstmordabsicht nahelegte, wie man Lady Byron berichtet haben soll. Nun gut, dieser Verzweilungszustand muß irgend einen Grund gehabt haben, wie auch seine seltsame Melancholie am Hochzeitstage, sein tödliches Erbleichen bei der kirchlichen Trauung, das allgemein bemerkt wurde. Drückten ihn Reue oder Furcht vor etwas?! Wir stoßen sofort auf das weitere seltsame Symptom, „seinen Wunsch, daß ich London verlassen sollte“, wie Lady Byron schreibt. Durch diese unwidersprochene Mitteilung wird ihr dunkler Brief an Lady Barnard 1818 etwas heller, worin sich der unverständliche Satz vorfindet: „Byron hat mir nicht erlauben wollen, seine Gattin zu bleiben (!), aber er kann mich nicht hindern, seine Freundin zu bleiben“!! Deshalb verschweige sie Anklagen, die sie weit vollständiger gerechtfertigt haben würden, — als nämlich die Aufzählung seiner Wahnsinnsymptome oder Sonderbarkeiten. (So hat er einmal im Schlafzimmer sein Pistol abgefeuert; vielleicht in einem Anfall spiritistischer Hallucination? Vergleiche die Geister-scene im „Lara“.) Daß die ungeheure heimliche Erregung, unter der Byron plötzlich zu leiden schien, auf Wahrheit beruht, gesteht er doch selber in den „Stanzas an Augusta“ zu: „Als die Vernunft schon halb ihr Licht verhüllte (When reason half withheld her ray).“ Allein, solche Paroxysmen unerträglicher Seelenzerrissenheit sind gewiß nicht mit wirklicher Geistesstörung zu verwechseln. Beweis genug, daß der Heldenville des Mannes den Dämon auch dann überwand, als Lady Byrons Verrat, wie er es auffaßte, und der beispiellose Entrüstungsturm gegen ihn sein vorheriges

*) Daß Byron sie manchmal schlecht behandelt habe, wie sie vorzüglichste, steht in striktem Widerspruch auch mit den einstimmigen Aussagen der Dienerschaft: er habe sich stets zärtlich und rücksichtsvoll gegen Milady benommen, und sie hätten nie einen wirklichen Zank gehabt. Wie scharfsinnig der Domestikenklatsch, hat ja Thackeray schon im „Pendennis“ richtig betont.

Herzensunglück noch verzehnfachten. In seinem ganzen Leben finden wir noch minimale Anfälle nervöser Überreiztheit, nie aber wieder jene entsetzliche Stimmung, von der Lady Byron zu berichten weiß. Da er nun durchaus für domestic life angelegt war und als echter Engländer sein stilles Heim zu schätzen wußte, wie sein späteres langes häusliches Zusammenleben mit der Guiccioli bewies, so muß in der Ehe, der legitimen Ehe, irgend etwas verborgen gelegen haben, was ihn zur Verzweiflung brachte.

Lady Byron behauptet auch, er habe bei Abahs Geburt ausgerufen: „O welches Marterwerkzeug habe ich in Dir erlangt?“ Das konnte humoristisch gemeint sein, aber auch tieferen Sinn haben. Als Hobhouse in seinen Freund drang, ob er sich nicht irgend einer Brutalität gegen Lady Byron entsinnen könne, erwiderte Byron: „Nur einer. Ich stand in tiefen Gedanken — peinvollen Erinnerungen — vorm Kamin, als Lady Byron, die mich schon mehrmals unterbrochen hatte, hineinkam und auf eine Bewegung meinerseits sagte: „Bin ich Dir im Wege?“ „Ja, verdammt!“ antwortete ich unbewußt, unwillkürlich. Sie verließ augenblicklich den Raum. So ging ich denn, so schnell ich konnte“ — „armer Teufel!“ setzt Hobhouse hinzu, „bei seiner Lahmheit.“ — „zu ihr hinauf und entschuldigte mich.“ Ja wohl, aber mochte in Lady Byrons Frage: „Bin ich Dir im Wege?“ nicht ein weitergehender Sinn liegen, den er nicht erriet?

Doch hören wir Lady Byron weiter. Ob sie an Byrons Geistesgestörtheit glaubte oder nicht (seine hochgradige Erregung als wahr vorausgesetzt), war für sie offenbar Nebensache und keineswegs ein Anlaß, ihn zu verlassen. Denn als ihr nunmehr ärztlich versichert ward, der Lord befinde sich, wie immer seine Düsternis sich äußern möge, im vollen Besitz seines Verstandes, da erklärte sie ihren Eltern, daß dann erst recht „nichts mich bewegen kann, zu ihm zurückzukehren“. Das heißt zu deutsch: War er so vom Schicksal geschlagen, so wollte sie abwarten und dulden; allein sie selbst gesteht ja vorher, daß ihr schon „Zweifel an der Wahrheit seiner angeblichen Krankheit aufgetaucht“ seien; also war diese erste Motivierung nur eine Art Finte oder Manöver, um Zeit zu gewinnen. Sie sandte nunmehr ihre Mutter, Lady Noel, zu Dr. Lushington, dem befreundeten Rechtsvertreter der Familie, und wenn Byron stets auf seine Schwiegermutter Verdacht warf, obschon Lady Byron versichert, beide hätten stets im freundlichsten Verkehr gestanden, so thut er ihr offenbar Unrecht. Beweis: Dr. Lushington hielt gerade nach Lady Noels Besuch, trotz der von Lady Byron schriftlich fixierten Darstellung, eine Ausöhnung für richtig, die er herbeizuführen versprach. Da plötzlich erschien Lady Byron persönlich, nachdem sie, wie sie 1830 schrieb, „Gründe hatte, einen Teil (!) des Sachverhaltes selbst vor meinen Eltern zu verbergen“, und teilte Dr. Lushing-

ton unter Eid ihren wahren Beweggrund mit. Sofort schlug des Juristen Meinung in das allerentschiedenste Gegenteil um, und er betrieb mit wahren Feuereifer die unverzügliche Trennung. Von vornherein muß zweierlei auffallen. Der Jurist, sich der Tragweite eines solchen Skandals wohl bewußt, würde nie eine so entschlossene Haltung angenommen haben, wenn Lady Byron ihm mit dunkeln Vermutungen gekommen wäre. Es liegt aber auf der Hand, daß z. B. der Incest-Verdacht einzig auf unfassbaren Beobachtungen, nie aber auf juristisch beweiskräftigen Thatsachen fußen konnte. Wäre man also Byron mit solchen Anspielungen auf den Leib gerückt, so hätte er die Gegenpartei einfach auslachen oder auch mit einer bösen Klage wegen „libel“ hineinlegen können. Demnach hat Lady Byron ihrem Anwalt ganz etwas anderes unterbreitet, nämlich eine Thatsache, und zwar eine bewiesene Thatsache, vielleicht durch ein schriftliches Dokument; wir werden gleich sehen, woher und wie. Was also den Ausschlag gab, wie Elze (p. 161) bemerkt, „war ein schuldvolles Geheimnis, das die junge Frau nicht mal ihrer Mutter, sondern nur ihrem Rechtsbeistande mitteilen konnte (trotzdem er damals ein junger Mann war), und das diesen so entsetzte, daß er darüber die Rechtsregel vergaß: Man soll sie billig hören beide“. Das aber hat Elze gar nicht im Bereich der Möglichkeit geahnt, daß möglichenfalls der von Lady Byron vorgelegte Schuldbeweis, weil er sich auf eine unumstößliche Thatsache bezog, gar keine Gegenrede mehr zuließ. Sehr treffend ist die Elzese Parenthese: „trotzdem er ein junger Mann war“, aber in ganz anderem Sinne, als er es versteht. Eine so delikate, nach englischen Begriffen für eine Lady einfach nicht über die Lippen zu bringende Klatschgeschichte wie den Incest hätte sie allerdings einem jungen Manne niemals persönlich mitgeteilt, sondern durch ihre alte Mutter, und dieser sie anzuvertrauen hielt nichts auf der Welt sie ab. Wenn sie also ihren Eltern gegenüber hartnäckig schwieg und letztere lieber auf „atrocities“ des bösen Gatten schließen ließ, die im damaligen high life wahrlich nichts Seltenes waren, so darf man dies nur so deuten, daß diese Mitteilung die Eltern ins Herz getroffen und Lady Byron selber in Gefahr gebracht hätte. Denn Eltern schweigen nicht, wie ein kühler Rechtsanwalt. Sie erklärte 1830 auch wörtlich: „Wenn die Angaben, auf deren Grund meine Rechtsbeistände ihre Meinung bildeten, falsch waren, so sollte die Verantwortung dafür ausschließlich mich treffen.“ Dieser Satz ist ein rein hypothetischer, soll nur ihr isoliertes Vorgehen mit Dr. Rushington entschuldigen und schließt keineswegs einen nachträglichen Zweifel an ihren „Angaben“ ein. Nun muß aber Byrons eigene Stellungnahme höchlich Wunder nehmen. Sein Schwiegervater schlug ihm sofort auf Dr. Rushingtons Erklärung hin freundschaftliche

Trennung vor; der gute alte Landadelmann that, was seine Tochter wünschte, ohne zu wissen, was vorlag. Das lehnte Byron ab. Da wird ihm mit gerichtlichen Schritten gedroht, und kampflos unterschrieb er den Scheidebrief. Er hat freilich die Sache nachher etwas anders dargestellt und behauptet, gerade die Gegenpartei habe das am Tage vor Unterzeichnung des Scheidebriefes gemachte Anerbieten öffentlichen Rechtsweges abgelehnt. Warum hat er dann aber nicht darauf bestanden? Sieht das einem so trotzigem und herrischen Manne ähnlich, daß er sich kampflos mit gebundenen Händen dem Feinde überliefert, auf Grund hinfälliger Beschwerden, die ihn nur noch mehr reizen mußten, und mit strenger Ablehnung seines angeblichen Dringens, die wahren Motive seiner Frau kennen zu lernen?! So feig und schwach hat sich wohl selten jemand sein Liebstes (denn er liebte seine Frau und sein Kind) entreißen lassen und sich dem öffentlichen Skandal überliefert, wenn er sich im Rechte fühlte. Auch sein Kind überließ er der Mutter, trotzdem die berühmten Strophen im III. Canto des „Childe Harold“ genugsam bezeugen, wie bitter er es empfand: „Und werdest Haß Du auch als Pflicht gelehrt.“ Auch diese Widersprüche lösen sich sehr einfach durch den Verdacht, daß Byron bald ahnte, was vielleicht dahinter stecke, das Schlimmste nämlich, daß seine Frau etwas erraten oder sogar erfahren habe, was ihr ewig verschwiegen bleiben sollte. Ob er hierüber im Ungewissen geblieben ist, wissen wir nicht, vermuten aber, daß er später in Italien durch Mrs. Leigh weiteres erfuhr, wonach dann seine spätere versöhnliche Haltung gegen Lady Byron sofort erklärt würde.*) Unter solchen Umständen hatten aber beide Teile ein gleichmäßiges Interesse daran, die Scheidung so rasch wie möglich ohne Erörterung herbeizuführen. Als ihm nun noch in seinem letzten Lebensjahr jemand die im Publikum verbreiteten mutmaßlichen Ursachen herzählte, versetzte er trocken abbrechend: „Die Ursachen waren zu einfach, um leicht gefunden zu werden.“ Ja, das waren sie, äußerst einfach, es kann sogar nichts einfacheres geben, aber nicht in dem trivialen Sinne, den man obenhin herauslesen sollte. Einmal aber hat Byron sich vollständig verraten, allerdings wohl wissend, daß nur die paar Eingeweihtesten seine dunkle Anspielung verstehen würden. Richtig hat auch kein einziger Byronforscher dies Dokument benutzt, selbst wenn er es kannte. In „Blackwoods Magazine“ war ein vehemente Ausfall gegen seine Person und Lebensführung 1821 erschienen, und seine heftige Entrüstung machte sich in einem zu langatmigen, sonst aber würdevollen Artikel Luft, der gedruckt, dann

*) Beim Tode seiner Schwiegermutter legte er sogar mit seiner ganzen Dienerschaft in Pisa Trauer an.

aber „nach besserer Erwägung“ unterdrückt ward; sah Byron vielleicht ein, daß er schon zu viel gesagt habe? Darin finden sich folgende merkwürdige Andeutungen: „„Die mit den Hauptereignissen in Byrons Privatleben bekannt sind — und wer wäre das nicht!““ „Sicher, wer immer damit bekannt sein mag, der Artikelschreiber ist es nicht, oder er würde eine ganz andere Sprache führen. Was er für ein „Hauptereignis“ zu halten scheint, war zufällig ein sehr untergeordnetes und nur die natürliche und fast unvermeidliche Folge von Vorfällen und Umständen, die jenem Zeitpunkte lange vorangingen. Der letzte Tropfen macht den Kelch überfließen, und meiner war schon voll.“ Und indem er mit edlem Stolz den Vorwurf der Selbstsucht zurückweist und auf seine beispiellose Generosität und verschwiegene Wohlthätigkeit dies erste und einzige Mal hinweist, entschlüpft ihm das Bekenntnis: „Wäre ich je selbstisch, ja auch nur weltklug gewesen, so würde ich nicht sein, wo ich heut bin: ich würde nicht den Schritt gethan haben, dessen Folgen einen Abgrund zwischen mir und den Meinen aufgethan haben. Doch in dieser Hinsicht wird die Wahrheit eines Tages bekannt werden.“ Selbst wer die tiefe Aufrichtigkeit Byrons nicht kennt und nicht wie wir in Rücksicht zieht, von welchem überaus edeln Menschen dies Bekenntnis ausgeht, wird von dem Ton der Wahrheit in diesen Worten betroffen werden. Byron leugnet hier nicht, daß er in seiner Vergangenheit einen verhängnisvollen Schritt that, so wie er auch in der „Epistel an Augusta“ (nach seinem Tode publiziert), die mit der so bezeichnenden Innigkeit anhebt: „Schwester, meine süße Schwester, könnte ein Name reiner und teurer sein, er würde Dir gehören“, ausdrücklich bekennt: „Mein waren meine Fehler, mein sei ihr Lohn“, und in der grandiosen Apostrophe an die Nemesis (Childe Harold IV) abermals: „Es ist nicht, daß ich für meine eigenen und meine ererbten Fehler die Wunde nicht verdient hätte, an der ich innen verblutete, und wäre sie geschlagen von einer gerechten Waffe, sollte sie unverbunden fließen.“ Aber er betont, daß sein Vergehen, was immer es gewesen sein mag, nicht „selbstisch“ zu nennen sei, und er verkündet zugleich frei und offen, daß seine Heirat und Scheidung nicht das bestimmende Ereignis seines Lebens bilde, sondern als nebensächliche logische Folge aus wichtigerem keimte, ja er nennt diese Folge „fast unvermeidlich“. Was kann das wohl sein, was „unvermeidlich“ zur Ehescheidung zwang, was ein Vergehen seiner Vergangenheit war, aber kein selbstisches? Und wie kam Lady Byron auf die Spur? Da werden wir uns erinnern, daß Byron im ersten Grimm ausrief: „Das ist Mrs. Charlemonts Werk!“ und diese Haushälterin und Vertraute Lady Byrons in seinem mächtigen Verspanphlet „Eine Skizze“ mit seiner besonderen

Rache beehrte. Mit deren Beihilfe hat Lady Byron wiederholentlich Byrons Schreibtisch erbrochen, gereizt durch dunkle Anspielungen seinerseits. Das letzte Mal ließ sie notorisch durch ihre Vertraute dies Manöver vornehmen, als sie bereits zu ihren Eltern gereist war, und vermutlich lieferte gerade dies letzte Mal sichere unumstößliche Beweise einer Thatsache. Oder hatte sie schon vorher geheime Briefe von einer mysteriösen Person erhalten, die ihr anonyme Warnungen und endlich Aufschlüsse gaben? Von welcher Art, werden wir bald sehen.

Wenn Lady Byron, von der Yankee-Interviewerin zudringlich inquiriert und bis aufs Blut gepeinigt, sich dazu hinreißen ließ, deren voreingenommene Annahme des Incests halb oder ganz zu bejahen, so that sie dies offenbar, zur Verzweiflung gebracht, um die Sache abzuschneiden, da sie ja doch die Wahrheit weder sagen konnte noch wollte. Mrs. Leigh war lange tot (1851), Byrons dichterische Unsterblichkeit gesichert, sie selber ihrem Ende nahe; warum nicht das unheilvolle Geheimnis übers Grab hinüberretten um den Preis einer beweislosen Verleumdung, die eines Tages ja doch entlarvt werden würde! Sie mystifizierte also absichtlich die Beecher-Stowe, und zum Überfluß hat Lushington später versichert, seiner absolut sicheren Überzeugung nach habe sie das ihm allein Mitgeteilte nie einer andern Person mitgeteilt! Hierin liegt nicht nur bedingt, daß selbstredend von dem Incest keine Rede war, sondern auch, daß das Geheimnis nur ihn als juristischen Beirat anging. Auch würde er wohl schwerlich bis an seinen Tod eine ritterliche treue Verehrung für seine Klientin bewahrt haben, angesichts so zweideutigen Doppelspiels ihrer lebenslangen Freundschaft mit Mrs. Leigh.

Wenn man einem scharfsinnigen Kriminalisten nun all diese Thatsachen vorlegte, so würden wir uns wundern, wenn er — auch ohne jede sonstige Kenntnis anderer noch zu erwähnender Dinge — nicht kombinieren würde: Da bleibt nur eine natürliche Lösung, nämlich . . . Es ist ein juristisches Fremdwort von drei Silben, wir wollen es noch nicht aussprechen, sondern erst unsrerseits einen Schritt zurückthun: In Byrons Vergangenheit vor der Ehe. In seinem später Moore überlassenen und 1830 publizierten „Tagebuch“ von 1813/14 monologisiert er mehrfach seltsame Dinge. „Gobhouse erzählt mir ein kurioses Gerücht — ich selber sei Konrad der Korsar*) und ein Teil meiner Reisen ganz geheim verbracht. Hm! Manchmal streifen Leute die Wahrheit, nie die ganze. G. weiß nicht, was ich durchlebte, nachdem er mich in der Levante verließ. Noch irgend ein anderer — noch — indessen 's ist eine Lüge. Doch ich

*) Er nennt die Dichtung „sehr nach dem Leben und con amore“ geschrieben.

liebe Lügen nicht, die der Wahrheit so ähnlich sehen.“ „Morgen bekomme ich Briefe von Wichtigkeit. Was . . . oder? Heiho! . . . ist in meinem Herzen, . . . in meinem Kopf, . . . in meinen Augen . . . und die Einzige gottweiß wo.“ „Letzte Nacht beendete ich „Die Braut von Abydos“. Ich glaube, die Komposition hielt mich am Leben. Denn ich schrieb, meine Gedanken wegzureißen von . . . o heiliger Name, bleibe stets verschwiegen! Selbst hier würde meine Hand zittern, ihn zu schreiben.“ „Ich erwache aus einem Traum. Wohl! Und haben nicht andere auch geträumt? Solch ein Traum! Doch Sie überrumpelt mich nicht. Ich wünschte, die Tote hätte Ruh. Wie mein Blut erstarrte — und ich konnte nicht erwachen.“ Er verzeichnet später sorgfältig, wenn er keine Träume hatte, und fühlt sich dann „fest wie Marmor — bis zum nächsten Erdbeben“. Wer ist dieser quälende Schatten, dies „Mädchen von Byzanz“, wie er im Manfred an die Vision des Pausanias erinnert, diese Vision, die sich im „Giacur“ und „Lara“ in Poesie umsetzt? Das Tagebuch beginnt mit den Worten: „Wäre dies früher angefangen und getreulich ausgefüllt! Doch es giebt zu viel Dinge, die ich nicht erinnert sehen möchte.“ Aus diesem Diary, worin mehrmals betont, er könne Romane weder lesen noch schreiben, da sein eigenes Leben jede Phantasie übersteige, hat Moore eingeständenermaßen die interessantesten Stellen entfernt. Warum wohl? Und Byron selbst gesteht einmal naiv: „Riß zwei Blätter heraus.“ Die Vision wiederholt sich nochmals in der „Belagerung von Korinth“; dort heißt die Heldin Francesca, und es ist auffällig, vielleicht kein Zufall, daß auch die Medora im „Korsaren“ ursprünglich Francesca hieß. Beide Gestalten sind innerlich identisch, beide sterben aus Kummer um ihren finstern Geliebten. In der „Braut von Abydos“, die Byron mit solcher inneren Erregung (siehe oben) schrieb, handelt es sich um die Liebe zwei als Geschwister geltender, die aber Cousin und Cousine sind; daß im „Manfred“ die Betonung der wunderbaren Ähnlichkeit Hartes sich auf jenes intime Verhältnis Jung-Byrons mit einer in Mannskleidern als angeblicher Bruder ihm folgenden Geliebten 1806—1809 bezieht, die zugleich den Pagen im „Lara“ bedeutet, erwähnten wir schon. Wer dies Mädchen gewesen, blieb in Geheimnis gehüllt. Ob aber auch alle Quellen schweigen, wir ahnen genug, daß ein Wesen, dem sich in der Schweiz, als Byron die Summe seiner Menschenentfremdung im „Manfred“ zog, zuerst mit ganzer Kraft das Gedächtnis des Menschen und die Phantasie des Dichters zuwandte — ein Wesen, das in poetischer Verherrlichung bereits all seine griechischen Epen durchzieht, weit mehr als eine Episode dieses abenteuerlichen Dichterlebens war. Und siehe da, am Schluß der ersten Gesänge „Childe Harolds“ finden wir dazu den Kommentar in der berühmten

Strophe: „Auch du gingest dahin, Geliebte und Liebenswerte, die Jugend und Jugendneigung an mich fesselte, die für mich that, was kein anderer gethan und nimmer zurückschrafft vor einem, der deiner doch unwürdig! Was ist mein Sein? Du bist nicht mehr. Nicht weitest du länger, deinen Wandrer wieder daheim zu schauen, der über Stunden trauert, die wir nie mehr schauen — o daß sie nimmer gewesen wären! Daß er nie zurückgekehrt wäre, neuen Grund zum Pilgern in die Fremde zu finden! O du immer Liebende, Liebliche, Geliebte! Wie selbstlicher Gram über Vergangnem brütet und zu fernem Scenen zurückschweift! Doch deinen Schatten kann die Zeit nicht von mir reißen. Alles, was du von mir haben konntest, grimmer Tod, hast du: Mutter, Freunde und sie, die mehr als Freund!“ Diese Stanze hat man einstimmig in Verbindung gebracht mit den berühmten Gedichten „An Thyrza“. Es geht auch nicht anders, da letztere genau in derselben Woche, als Byron jene Stanze schrieb, in Newstead, dem verödeten Heim des Pilgers, als Ausbruch einsamer Verzweiflung entstanden. Trelawney berichtet, daß jede Erinnerung an diese mystische „Thyrza“ noch den Mann in seinem letzten Lebensjahre erbeben ließ. Nun stehen aber die seltsamsten Dinge in diesen ursprünglich nicht für Publikation bestimmten intimsten Bekenntnissen. „Ganz ohne Stein, der die Wahrheit verkündet, so liegst du in kalter Erde!“ „Hätt' ich nur einen Blick von dir im Tode erhalten können, der mir gesagt hätte: Ich scheide in Frieden.“ Auf welche Todesumstände deutet die peinliche Wiederholung hin: „Nicht frag ich, wo du ruhst, will den Ort nicht sehen. Dort mag das Unkraut wuchern, so ich es nur nicht schaue. Mir braucht ja kein Stein zu sagen, daß nur ein Nichts ist, was ich liebte.“ Die Geliebte starb also in Kummer, von ihm getrennt, und besitzt nicht mal einen Grabstein; einsam ist sie verscharrt wie solche, die Hand an sich gelegt. Wir haben an anderer Stelle die komischen und wahrhaft kindlichen Versuche beleuchtet, die Moore und nach ihm Jeaffreson anstellten, diese „Thyrza“ als eine poetische Fiktion auszugeben. Moore, wahrscheinlich ein halb Eingeweihter, mochte gute Gründe dazu haben. Es erfordert einen Köhlerglauben, daß Byron diese unverkennbar mit dem Herzblut geschriebenen Elegieen als selbstentlastende Tagebuchblätter derartig fingiert habe, daß er sich gleichzeitig in seine Schloßruine vergrub und sein physischer und psychischer Zustand ein treues Abbild dieses eingebildeten Grames bot! Zum Überfluß liegt aber ein Brief Byrons vom 11. Oktober 1811 vor, dem gleichen Datum, wo er jene Schlusstrophe des „Childe Harold“ und das erste Gedicht „An Thyrza“ schrieb, an seinen Intimus Dallas, worin er ihm eine besondere Todesnachricht mitteilt, worauf dieser so antwortet: „Ich danke für Ihre kon-

fidentielle Mitteilung. Wie sehnlich wünschte ich, dies Wesen wäre leben geblieben, hätte als die Ihrige gelebt! Was Ihre Verpflichtungen gegen sie (to her) in diesem Falle gewesen wären, ist kaum zu ermessen (inconceivable).“ Das ist doch schon sehr deutlich. Nun entdecken wir aber aus den Jahren seiner „violent passion“ in Cambridge, jener „romantischsten Zeit meines Lebens“ zwei erst 1830 publizierte Gedichte. Zuerst das von Brandes mit Recht hochgefeierte „When we two parted“, wo es wörtlich heißt: „Dein Schwur gebrochen, zerstört dein Ruf, deinen Namen hör ich gesprochen und teile seine Schande.“ Das ließe auf einen Bruch mit der Geliebten schließen, veranlaßt nach üblicher Weise durch hinterbrachten Klatsch. „Als wir zwei schieden in Schweigen und Thränen, herzgebrochen für Jahre getrennt . . . In Schweigen trafen wir uns, in Schweigen traure ich, daß dein Herz vergessen konnte. Wenn ich dich wiedersehe nach langen Jahren, wie werd ich dich grüßen? In Schweigen und Thränen.“ Immer wieder liegt der Nachdruck auf einer geheimen Liebe, von der niemand nichts weiß: „sie wissen nicht, ich kenne dich, die dich zu gut kannten. Lang, lang werd ich um dich klagen, tiefer als ich sagen kann. Sie nennen dich vor mir, Grabgeläut meinem Ohre, ein Schauder kommt über mich, warum warst du mir so teuer?“ Hier steckt eine dunkle Geschichte von Scheiden und Meiden, wahrscheinlich von Verleumdungen, Mißverstehen, später Reue. Die „lange Jahre“ der Trennung beziehen sich auf seine bevorstehende Abreise von England. Außerdem aber traf man in Byrons Hinterlassenschaft ein noch deutlicheres Gedicht, angeblich schon 1807 geschrieben: „An meinen Sohn.“ Das verursacht viel Kopfzerbrechens, denn niemand will von einem solchen gehört haben. Zwar findet sich in Canto XII des „Don Juan“ bei der Schilderung des englischen Landlebens und der Friedensrichterjustiz eine halbfrivole Stelle, auf welche in Murrays großer kritischer Ausgabe ausdrücklich eine Anmerkung hinweist, die aber offenbar nur als burleskoser Witz, nicht ernst zu nehmen ist. Das Gedicht „An meinen Sohn“ enthält hingegen wieder auffallende Einzelheiten von allerernstester Art.

„Du kannst Vater lispeln — ach, William, wäre dein Name der deine! — dann würde ihn keine Selbstanklage — doch genug, meine Sorge für dich soll mir Frieden erkaufen. Deiner Mutter Schatten soll freudig lächeln und verzeihen all das Vergangene, mein Knabe! Ihr niedres Grab drückt Rasen heut, und du lagst an einer Fremden Brust. Spott höhnt deine Geburt und gönnt dir keinen Namen auf Erden, doch ein Vaterherz bleibt dein, mein Sohn . . . Den Rest meiner Jahre will ich verbringen, dir Gerechtigkeit zu erweisen. So jung dein unbedachtsamer Vater . . . wärst du mir auch minder teuer, Helens Form

aufersteht in dir und das Herz, das in Erinnerung schlägt, wird nie ihr Pfand verlassen.“ Hierzu versichert nun Thomas Moore, daß Byron weder in Gespräch noch Schriften je eine Andeutung solcher Begebenheit gemacht habe. „Andererseits,“ sagt er, „so gänzlich war alles, was er schrieb, die Nachschrift wirklichen Lebens und Fühlens, daß es schwer fällt, ein Gedicht so voll natürlicher Zärtlichkeit nur der Einbildung zuzuschreiben.“ Ob Moore hierbei nicht mehr ahnte oder wußte, als er aussprechen wollte? Ob das Datum 1807 nicht auch von ihm absichtlich so angegeben wurde, statt eines späteren wie 1811 (siehe oben „Thyrza“), um den so frühen Tod der Mutter festzustellen? Jedenfalls widerspricht letzterem sofort das folgende Gedicht der gesammelten Lieder mit dem Datum 1808; das bekannte „Farøwell, if ever foudest prayer“, das nur oberflächliches Zusehen etwa auf den Flirt mit Mary Chaworth beziehen könnte, wenn es dort heißt: „O mehr, als blutige Thränen aus dem sterbenden Auge des Schuldigen, ist in dem Wort Fahrwohl. Diese Lippen sind stumm, doch im Hirn erwacht die Qual, die nie vergeht, der Gedanke, der nie wieder schläft. Meine Seele wagt nicht zu klagen, wenn auch Gram und Leidenschaft sich empören, ich weiß nur, wir liebten umsonst, ich fühle nur — Fahrwohl! Fahrwohl!“

Nehmen wir also diese geheimen Tagebuchgedichte als Grundlage, so ergibt sich folgendes: Der junge Lord hatte ein dreijähriges heimliches leidenschaftliches Verhältnis, dem ein illegitimer Sohn entsproß. Es kam vielleicht zu einem Bruch; jedenfalls verließ er die Geliebte und ging auf Reisen. Der Gedanke an sie verließ ihn nie, wie's in den Liedern an Thyrza tönt: „Ich höre eine Stimme, die ich nicht hören wollte, eine Stimme, die nun wohl schweigen könnte.“ Er blickt auf einen Ring, das „bittere Pfand“, und er will ihr auch im Tode Treue bewahren. Wenn er im Ägäischen Meer zum Monde blickte, dachte er: „Jetzt schaut sie zu ihm auf“ und ach, ihr Grab beschien er nur. Als er in schwerem Fieber lag, tröstete ihn, „daß Thyrza nicht mein Leiden kennt“. „O lehre mich, zu früh von dir gelernt, zu dulden, vergebend und vergeben!“ Bei seiner Heimkehr erfährt er ihren Tod, in bitterster Reue und Verzweiflung, er kennt nicht mal ihr Grab, das keinen Grabstein hat, und er will es nicht kennen. Denn in der glanzvollen Aufregung des plötzlich ihn bestrahlenden Ruhmes möchte er die Erinnerung abschütteln. Dies gelingt ihm jedoch nicht, wie wir schon sahen, und plötzlich nach Geburt seiner legitimen Tochter Adah befällt ihn eine unerklärliche Erregung. Diese erfüllt Lady Byron mit steigender Besorgnis, dann mit Argwohn, und setzt sie sich endlich in Besitz eines Geheimnisses, das sie zu sofortiger Trennung zwingt. Hierfür kann das obige Resumé noch keine Begründung bieten. Denn daß

Byron einen illegitimen Sohn besaß und dessen Mutter unter traurigen Umständen, vielleicht durch Selbstmord gestorben war, konnte doch auf die Rechte seiner legitimen Gattin und ihres Kindes keinen Einfluß haben. Wohl aber war dies der Fall, wenn mit jener Geliebten selber Byron heimliche Ehe geschlossen hatte und ein legitimer oder adoptierter Sohn vorhanden war. Dieser hätte dann nach dem Rechte der Erstgeburt die Lordschafft geerbt. Schon dies würde Lady Byrons subjektiven Entschluß erklären; aber es bliebe noch dunkel, woher sie und ihr Anwalt das objektive Recht auf Trennung herleiteten, und vor allem, warum sie ein so düstres unverbrüchliches Schweigen bewahrten, und warum der Anwalt sich über die Mitteilung Lady Byrons so empörte, daß er sogar den Rechtsbeistand Byrons zur Aufgebung seines Klienten bewog. Der Fall muß also nicht so einfach gelegen haben, zumal die Frage der Erbfolge gar nicht so schwer ins Gewicht fiel. Vorerst handelte es sich ja nur um eine Tochter, die keinerlei Ansprüche darauf zu erheben hatte, und selbst wenn Lady Byron später einen Sohn erhielt, so würde derselbe durch sie selber später Graf Wentworth geworden sein, unabhängig von dem Lordstitel seines Vaters. Und zwar schlimmsten Falles; es wäre aber wohl möglich gewesen, daß der erstgeborene Sohn jener Verstorbenen, weil unebenbürtiger Herkunft, später abgefunden sein würde. Obschon also eine peinliche Überraschung, schien diese Entdeckung doch keineswegs so schwerwiegend, um sofortige Ehescheidung moralisch, geschweige denn gesetzlich, zu rechtfertigen. Es würde zwei kaltblütige nüchterne Juristen nur bewogen haben, den „schönen Fall“ juristisch zu erörtern und ein Arrangement zu treffen. Etwas Ungewöhnliches und Außerordentliches lag dabei keineswegs vor; derlei passiert ja oft, zumal im damaligen Highlife mit seiner Abenteuerlichkeit und Sittenlosigkeit. Und wenn dies der ganze Grund war, wie hätte die Aufdeckung desselben erstauntes Gelächter erregt! Von einem wirklichen Vergehen Byrons in juristischem Sinne konnte dabei doch keine Rede sein — und nur ein solches konnte zwei ruhige weltmännische Geschäftsleute zu solch jähem Meinungsumschwung veranlassen, daß sie, gleichsam erdrückt von etwas Unwiderstehlichem, jede schonende Behandlung des Falls ablehnten. Dieses praktisch juridische Motiv aber involvierte augenscheinlich auch eine schwere Gefahr für Lady Byron selber, weil es eine so zähe Verschwiegenheit für alle Folgezeit, auch über Lady Byrons und der beiden Anwälte*) Tod hinaus erforderte. Wenn diese drei also die in Umlauf gesetzte Incestverleumdung unwidersprochen ließen, ja zu aller-

*) Der Anwalt Byrons, Sir Samuel Romilly, beging 1818 Selbstmord, und Byron faßte dies als Gottesgericht auf!!

lezt Lady Byron sie noch obendrein bekräftigt haben soll, so verfolgte man dabei den Zweck, von der Spur eines richtigeren Verdachtes für immer abzulenken. Hierdurch schwinden auf einen Schlag alle bisherigen Widersprüche, und die ganze dunkle Angelegenheit lichtet sich sofort, wenn wir annehmen: daß Byron, nachdem er vom Tode „Thyrzas“ erfuhr, ohne ihr Grab zu kennen — „nicht will ich fragen, wo du ruhst“, er hat sich also nicht überzeugen können, vielleicht starb sie in der Fremde —, plötzlich nach Adahs Geburt die drohende Kunde erhielt, man habe ihn getäuscht, und jene lebe noch, und daß zugleich auch Lady Byron Gleiches erfuhr. In diesem Falle lebte sie also in **Bigamie**, und ihre Tochter war gesetzlich ein Bastard. Wird nun nicht sofort die überstürzte Eile der Trennung und ihre unerbittliche Unversöhnlichkeit klar? Und vor allem das tiefe düstere Schweigen, das vom ersten Augenblick an für den Psychologen eben so viel Drohung gegen Byron als verstecktes Angüßgefühl für Lady Byron verrät? Und wird nicht plötzlich die Festigkeit der Klagepartei erklärlich, der man durchaus keine Unsicherheit, wie Füßen auf bloßen fernellen Klatschereien, sondern starkes Rechtsbewußtsein anmerkt? Die scheinbaren Widersprüche in Byrons Betragen schwinden hier noch mehr. Gewiß werden wir seine Wahrhaftigkeit nicht anzweifeln, wenn er, allerdings nur privatim und in den ersten Jahren nach der Scheidung versicherte: er kenne den Scheidungsgrund nicht, und man werde ihn durch Veröffentlichung nur verpflichten. Denn dies bezog sich natürlich auf die gegen ihn geschleuderten Bezeichnungen unnatürlicher Laster, wie ihm denn nicht nur Blutschande, sondern noch andere Niedlichkeiten zugeschrieben wurden.*) Daneben wäre die Veröffentlichung einer wissentlichen oder vollends unwissentlichen Bigamie ihm in den Augen aller Unbefangenen nur förderlich gewesen. Und woher sollte er ahnen, daß Lady Byron hinter sein Geheimnis kam? Ist nicht sogar die Möglichkeit gegeben, daß er selbst höchstens eine unbestimmte Kenntnis vom Weiterleben „Thyrzas“ hatte oder vielleicht nicht einmal die, sondern seine auffällige Erregung sich nur auf Gewissensbisse oder seinen verlassenen Sohn bezog, daß vielmehr nur seine Gattin heimlich davon in Kenntnis gesetzt war? Diese romantische Möglichkeit gewinnt sogar an Wahrscheinlichkeit, wenn wir die Psychologie der Frauenseele bedenken und aus den notdürftigen Bruchstücken der eigenen poetischen Beichten Byrons diese Medora und Thyrza kombinieren. Einem so hingebend liebenden Wesen dürfte es entsprochen haben, sich zu opfern.

*) Uns selbst ist von Engländern, die im Klatsch der höheren Englischen Gesellschaft bewandert, feierlich bedeutet worden, Byron habe mit seinem Jugendfreund Lord Clare (den er seither nie, nur einmal in Italien auf eine halbe Stunde wiederjah!) und sogar mit seinem — zahmen Vären geschlechtlichen Umgang gepflogen!!

Erkennend, daß sie, unter seinem Stande, seine materielle Laufbahn (vielleicht als Staatsmann) hindern werde, überzeugt, daß er ihrer überdrüssig und deshalb in den Orient gepilgert sei, wünschte sie durch fingierte Todesnachricht, vielleicht aus fremdem Lande, für ihn zu sterben. Auf die Kunde seines plötzlichen Dichterruhms und seiner Heirat lockte sie aber echt weibliche Neugier, anonym brieflich mit ihrer Nachfolgerin in Verbindung zu treten oder vielleicht gar sie persönlich insgeheim aufzusuchen, wobei sie sich eventuell verriet. So konnte Lady Byron dies gefährliche Geheimnis recht wohl erfahren, ohne daß ihr Gatte selber davon wußte. Geringegen muß ihm später irgendwelche Aufklärung gekommen sein, denn sonst würden seine früher citierten Äußerungen über „die nur zu einfachen Gründe“ und den verhängnisvollen „Schritt“, den er einst vor seiner Ehe gethan habe, unverständlich bleiben. Letzteres aber läßt uns zugleich eine Ehrenrettung ahnen, die uns Byrons so durchaus edeln und reinen Charakter von dem sonst unvermeidlichen Flecken reinigt. „Wäre ich je selbstsüchtig gewesen, so würde ich nicht den Schritt gethan haben u. s. w.“ läßt — auf Grund unsrer letzten Auseinandersetzung — nur die Erklärung zu, daß er seine Geliebte, um sie und ihr Kind zu retten, nachher heimlich geheiratet hat, auf seiner Seite gewiß ein hochherziges Opfer. Und wenn wir nun hoffen dürfen, daß er thatsächlich an den Tod „Thyrsas“ glaubte, vielleicht auch an den Tod des Kindes, so werden wir gern entschuldigen, daß er es nicht für nötig hielt, Lady Byron von diesem Vergangenen und Begrabenen in Kenntniss zu setzen. Freilich bliebe dann noch die Frage offen, ob er sich seinem Kinde gegenüber durch irgend ein materielles Legat abgefunden wähnte, wobei vielleicht — was Lady Byron dann vermutlich unbekannt blieb — ausdrücklicher Verzicht auf die aristokratische Erbfolge bedingt war. Allein, hier rückt die Affaire der Medora Leigh wieder eine andre Konjektur nahe. Obschon nämlich Byrons Gedicht „An meinen Sohn“ lautet, so könnte dies ja möglichenfalls eine poetische Fiktion, d. h. nur eine Halbwahrheit bedeuten und nur eine Tochter vorhanden gewesen sein; möglichenfalls ein Sohn und eine Tochter (jenes Verhältnis dauerte von 1806—1809). Diese Tochter — deshalb auch Byrons Mißvergnügen, daß Lady Byron ihm nicht einen erbberechtigten Sohn gebar — der Obhut von Mrs. Leigh zu übergeben als deren angebliche Tochter, lag doch sehr nahe, und wir begreifen dann auch, warum Byron schon früh einen Teil seines Vermögens „an die Kinder der Mrs. Leigh“ vermachte, d. h. hauptsächlich an jenes eine, Medora, so zugleich das Schweigen Oberst Leighs erkaufend.

Wir sind zu Ende. Unsrer Erklärung ist die einzige, die das Byrongeheimnis lüftet, die zu allen obwaltenden Verhältnissen paßt und alle

Fragen beantwortet, alle Widersprüche beseitigt. Auf einmal erscheint das Dickicht gelichtet, in dem schon so viele Byronforscher irrewandelten. Und damit wäre unsere Aufgabe, als Forscher und gleichsam als Psychologe, vollendet. Aber für diejenigen, die auch der scharfsinnigsten Beweisführung nicht trauen, so lange nicht strikte Thatsachen reden, wären wir noch nicht zu Ende. Ja, wir haben noch etwas zu sagen, gewissermaßen zu beichten, und wir zögern, ob wir die Feder nicht weglegen sollen. Als wir 1883, also vor fast 15 Jahren, bereits ähnliches andeuteten, theils weitschweifiger, theils minder ausgeführt und klar, beschränkten wir uns auf Fingerzeige und überließen die Schlußfolgerung dem Leser. Diesmal drückten wir uns mit voller Klarheit aus, ohne Rückhalt. Allein, uns zwingt die Pflicht der Wahrhaftigkeit, ein Bekenntnis zu machen, da man unsere Kombinations- und Divinationsgabe zu hoch anschlagen könnte. Wer unsere Darlegung liest, wird wohl nie auf den Gedanken kommen, daß der dabei verfolgte Weg kein vorwärtsschreitendes Forschen, sondern ein retrospektives Zurücklegen war. Mit einem Wort: Wir sind nicht durch eigenen Scharfsinn zu unsrer Entdeckung gelangt, sondern umgekehrt durch eine uns gemachte Enthüllung zur rückwärtsleitenden Beweisführung derselben. Die Begründung ist unser Verdienst, wenn es sich um ein solches handelt, nicht die Entdeckung selber.

Nachdem wir aber aus Wahrhaftigkeit zu dieser Erklärung gezwungen, sehen wir uns, wie sich ja stets alle Dinge logisch verketteten, zu einer weiteren genötigt. Denn wenn wir bekennen, daß wir von einem Wissen ausgingen, so wird man natürlich begehren, das Wie und Woher zu kennen. Wollten wir uns also in jene affektierte Verschleierung hüllen, wie Hamlet sie so richtig persifliert „Wir könnten, wenn wir wollten“, so setzen wir uns dem Verdacht aus, daß wir mit prahlerischer Ziererei uns eines Wissens berühmen, das gar nicht besteht. Andererseits aber — und auch diesen Fall halten wir offen — könnte dies „Wissen“, immerhin nur halb wie es sich herausstellen wird, schwächer im Eindruck wirken, als unsere sonstige Beweisführung. Wieder aus Wahrhaftigkeit wollen wir also nicht den Anschein erwecken, als ob unser privates Wissen ein absolut unanfechtbares, wissenschaftlich und sozusagen juridisch thatsächliches, sei. Denn eine Mitteilung, selbst von autoritärster Seite, ist darum noch kein Beweis. Um daher zu einem etwaigen Dementi, das nur von einer einzigen Seite in England ausgehen könnte, bereitwillig Gelegenheit zu geben, stellen wir genau und ehrenwortlich fest, was wir wissen. Zu diesem Behuf berühre ich notgedrungen Persönliches, um Nachsicht bittend. Als ich das erste Mal 1877 nach London ging, um dort zu studieren, begleitete mich u. a. auch eine Empfehlung meines unvergeßlichen väterlichen

Freundes Berthold Auerbach an einen früheren Bekannten desselben, der einige Zeit in Dresden gelebt hatte, wie so viele Engländer, einen Mann, den Auerbach nach deutschen Begriffen „Baron Noel“ nannte, der jedoch richtig der „sehr ehrenwerte Major Robert Ralph Noel“ war. Nicht ohne tiefe Bewegung kann ich den Namen niederschreiben, an den sich, um mit Byron zu reden, „die romantischste Zeit meines Lebens“ knüpft, und von dem ich sagen darf: „Ich werde nimmer seinesgleichen sehn“, an echt menschlicher Vornehmheit das Idealbild eines altenglischen Gentleman. Noch jetzt in hohem Alter von imponierender Schönheit, ein britischer Mannestypus von seltener Raffeechtheit, dabei von kindlicher Herzensgüte verklärt, voll jenes Unübersetzbaren, was die englische Sprache kindness nennt, entsprach er ganz der bekannten Definition des Wortes Gentleman: gentlo in his manliouss and manly in his gentleness. Major Noel war nicht nur ein vielgereister Weltmann, der u. a. den alten Metternich genau gekannt hatte, und durch Stand und Geburt im Highlife aufgewachsen, sondern vor allem ein Philantrop und Gelehrter, auch von umfassender literarischer Bildung. Für mich aber war er ja weit mehr als das: gewissermaßen der letzte ehrwürdige Überrest, der von Noel Byron geblieben war. Die Familie Noel, eine der ältesten Englands, war wie die Byrons direkt mit Wilhelm dem Eroberer über den Kanal gekommen, und an den „großen Noel“, seinen Ahnen, erinnerte sich scherzhaft der alte Herr, er selbst noch unverkennbarer Normannenabkömmling mit aristokratischer Habichtsnase und dem eigentümlichen Falkenauge. Lady Noel, die Mutter Lady Byrons, und Lady Byron selber waren seine Großtante und seine Tante, Byrons Tochter somit seine Cousine, und Byrons Enkel, Lord Wentworth, sein Nefte zweiten Grades. Da alle andern älteren Familienglieder tot, mit Ausnahme des Earl of Lovelace, Byrons Schwiegersohn, so galt Major Noel gleichsam als Senior der Familie und ward von Lord Wentworth wie ein Vormund in allen Dingen respektiert.

Dieser außerordentliche Greis, der kinderlos mit seiner betagten Gemahlin, einer österreichischen Gräfin, in ruhiger Zurückgezogenheit lebte, faßte für mich vom ersten Augenblick an eine Zuneigung, die er mit einer Art Wahlverwandtschaft und physiognomisch-phrenologischen Gründen erklärte, und beehrte mich bis an seinen Tod 1883 mit edelster Freundschaft. Noch auf seinem Totenbette sandte er mir letzte Grüße, befahl, sein Ableben mir sofort zu melden, was sein naher Verwandter und Sohn seines intimsten Freundes, eines gleichfalls als Philantrop berühmten Edelmannes, ein österreichischer Graf, mit den Worten erfüllte: „Unser gemeinsamer väterlicher Freund ist nicht mehr.“ Noch zuletzt hatte er mein bekanntes „Dies Irae“ (über Sedan) laut vorgelesen.

Ich muß diese Einzelheiten feststellen, um jeden Verdacht einer Mystifikation auszuschließen. Für die buchstäbliche Richtigkeit meiner Angaben kann ich mich ja einfach auf das Zeugnis jenes österreichischen Grafen berufen, der 1880 in London mit mir bei Noel verkehrte. Major Noel hatte die Güte, mich auch mit Lord Wentworth selber in Wentworth House bekannt zu machen, und mit der Enkelin Byrons, Mrs. Blunt, der ich auch einmal eine Übersetzung aus Byron vorlas. Sogar die Enkelin der Jugendflamme Byrons, jener Mary Chaworth von Annesley Hall, habe ich dort kennen gelernt.

Nun wohl, nach vielerlei Gesprächen über Byron und sein Leben, wobei mir mein verehrungswürdiger Freund gar mancherlei aus dem Schatz seiner Erinnerungen erzählte — er war z. B. als Knabe mit Byron in dessen Loge im Theater gewesen und schilderte ihn als bezaubernd lebenswürdig —; geschah es eines Abends in höchster Vertraulichkeit, daß er mir unumwunden mitteilte, da ich, je mehr ich von Lady Byron und Mrs. Leigh erfuhr, immer bestimmter betonte, das Geheimnis der Ehescheidung scheine mir ganz wo anders zu stecken, vielleicht in der Thyrsa-Affaire: Allerdings sei dem so, Byron war schon verheiratet, hatte Kinder u. s. w. Darüber kam Mrs. Noel, hörte schweigend zu und suchte nachher mit mir eine Unterredung unter vier Augen: Trotz aller Freundschaft, die auch sie für mich fühle, sei sie aufgeregt und erschrocken, daß Noel mir dies Geheimnis anvertraue. Mit einer persönlichen Motivierung, die ich übergehe, weil ich nicht weiß, ob sie begründet war, — es handelte sich um gewisse Erbrechtsfragen —, bat sie mich, jedenfalls zu schweigen, so lange sie beide oder wenigstens Noel lebe, was ich natürlich versprach und hielt. Jetzt nun ruhen beide lange im Grabe. Trotzdem habe ich, als ich nach Noels Tode mich über das Byrongeheimnis äußerte, wie schon erwähnt, nur Allgemeinheiten geboten, sogar privatim nie deutlich mitgeteilt, was mir von Noel berichtet war. Jetzt aber scheint mir ein längeres Schweigen nicht mehr geboten im Interesse irgend einer Person, wohl aber verboten im Interesse Byrons selber, über den immer noch alberne Verleumdungen kursieren, denen diese Aufklärung ein für allemal ein Ende macht. Wir nähern uns dem Jahrhundertende, und wer weiß, ob Falbs Kometenprophezeiung nicht ein wenig Recht behält! Wozu also zaudern! Denn 1900 sollen ja doch die „Broughton-Papers“ geöffnet werden, und wenn sie etwas Besonderes enthalten, so kann es nur dieses sein. Wozu also diese Enthüllung nicht vorwegnehmen!

Die einzige Person, die mir widersprechen dürfte, wäre Lord Wentworth (heut Earl of Lovelace) selber. Ich wäre gespannt, ob er dies thun wird, nur im Interesse der Wahrheit. Denn wir dürfen nicht verschweigen,

daß nach den sehr bestimmten Aussagen der Noels für uns kaum ein Zweifel bestehen konnte. Obschon ich aus Taktgefühl nicht weiter inquirierte und das Thema bis zum Äußersten verfolgte, so ging doch aus den jeweiligen Mitteilungen auch Mrs. Noels so viel hervor, daß sie nicht nur den Fall sehr genau kannte, sondern ich glaube sie sogar dahin verstanden zu haben, daß sie selbst, Mrs. Noel, jene erste rechtmäßige Gattin Byrons insgeheim gesehen habe, natürlich in deren hohem Alter, wohl erst nach Lady Byrons Tode. Ferner gab Noel zu, daß er mit jenen Nachkommen Byrons verhandelt habe, die sich bei Lord Wentworth gemeldet haben sollen. So weit ich unterrichtet wurde, befänden sich jene Enkel Byrons in Amerika; hingegen blieb mir verschlossen, wo denn eigentlich jene geheime erste Ehe Byrons stattfand. So ich mich recht erinnere, habe ich einmal etwas von Spanien gehört, wohin jene „Thyrza“ sich begeben habe. Doch wie gesagt, genau bis aufs J-Tüpfelchen sind meine Informationen nicht geworden, da ich, wie oben angedeutet, es für undelikat hielt, schärfer nachzuforschen. Jetzt aber kann mich keinerlei Rücksicht binden, vielmehr steht Rücksicht auf Byrons geschmähtes Andenken mir ungleich höher. Allerdings bleibt vieles dunkel bezüglich seiner subjektiven Verschuldung. Denn während Major Noel als Philosoph und teilweiser Bewunderer Byrons den Fall milde beurteilte, warf Mrs. Noel meiner optimistischen Auffassung entgegen: wenn er denn so edel gewesen sei, warum habe er dann die Frau verlassen! Und sie fügte — mit einem Blick und Ton, der auf persönliche Bekanntschaft schließen ließ — hinzu: „Sie war — sie soll doch eine so vortreffliche Person gewesen sein!“ Wie dem aber auch sei, und wie sich dies Dunkel lichten wird, jedenfalls wird dies absichtliche oder unabsichtliche Vergehen Byrons seinem Andenken unendlich zuträglicher sein, als die geflissentlich fortgenährte dunkle Verleumdung. Offenbar sind etwaige juristische Folgen längst verjährt, und die hohe Familie, um die es sich handelt, hätte wohl schon damals nichts anderes zu fürchten gehabt als unangenehmen Skandal. Die Lordschaft Byron ist 1824 auf seinen nächsten männlichen Erben, Capitän Byron, übergegangen; daß dieser bei der Ehescheidung trotz persönlicher Freundschaft mit seinem berühmten Vetter heftig gegen ihn Partei nahm, läßt vielleicht darauf schließen, auch ihm als dem Nächstbeteiligten seien Winke über den geheimen Thatbestand gegeben worden, die natürlich auch sein Interesse als etwaigen Erben und Agnaten der Familie Byron bedeutend tangierten. Die Kinder Abdah Byrons haben mit dem Erbe des Großvaters nichts mehr zu schaffen, sie haben lediglich von ihrer Großmutter die Lordschaft Wentworth geerbt, wie sie sonst Erben ihres Vaters sind. Dieser, der Earl of Lovelace Viscount Ockham (geb. 1805), lebte noch, als wir in London waren, und erhielten wir durch seine Be-

glaubigung Zutritt im House of Lords. Von seinen drei Kindern starb der älteste Sohn schon 1862. In Byron-Noel Viscount Ockham Lord Wentworth lebte der Radikalismus des Ahnen auf. Er verachtete seine Standesgenossen und diente als Matrose und dann bei einem Schiffsbau-meister in Deptford! Eine großartige Excentricität des Idealismus, wie er nur bei Engländern vorkommen kann. Der jetzige Lord Wentworth — Ralph Gordon Noel Viscount Ockham — ist 1839 geboren. Elze erzählt in seiner Biographie: „Die Enkelkinder betrachten ihren Großvater als den Schandfleck der Familie, und man darf in ihrer Gegenwart nicht von ihm reden,“ woran eine Bemerkung über die Unbedeutendheit der Nachkommen großer Männer sich schließt. Dies „man sagt“ erkläre ich auf Grund eigener Erfahrung als eine plumpe Unwahrheit, so wie auch die vorher von Elze breitgetretene Geschichte Adah Byrons nach meinen Informationen nur auf Legende beruht. Lord Wentworth machte mir den Eindruck eines modernen englischen Gentleman von gründlicher Bildung, der freilich über die Poesie Byrons geradesowenig enthusiastisch dachte wie alle seine Zeitgenossen. Das hat aber mit ungebildeter Verkennung nichts zu thun. Als ein upright gentleman wird er auch begreifen, daß eine Aufhellung des Byrongheimnisses sich endlich ziemt: aus Gründen nicht nur historischer Wahrheit, sondern einfachster Gerechtigkeit gegen den Vielverleumdeten. Und nicht nur das: auch das Andenken Lady Byrons, das ihre Familie hochhält, kann nur durch diese Enthüllung gewinnen. Denn die gebildete Welt hat sich gewöhnt, sie als eine bössartige pharisäische Närrin zu verurteilen, die auf grundlosen Argwohn hin ihren großen Gatten verließ und herzlos zu Grunde richten wollte.

Deshalb durften wir mit gutem Gewissen diese Enthüllungsthat beginnen. Ob die „Broughton Papers“ mehr als bloße Andeutungen oder ob sie die volle Wahrheit und nichts als die Wahrheit bieten werden, wissen wir nicht. Major Noel, irre ich nicht, verneinte sogar meine Frage, ob man von diesen mysteriösen „Papieren“ eine wirkliche Aufklärung erwarten dürfe. Wichtiger wären schon die hinterlassenen Papiere Lady Byrons selber, die sowohl Noel als Lord Wentworth genau bekannt waren. Auch diese sollten doch endlich der Öffentlichkeit übergeben werden. Für die Aesthetik aber, ja mehr für die allgemeine Psychologie, hat unsre Enthüllung einen bleibenden Wert. Denn sie liefert einen wichtigen Beitrag zu der These, daß, gemäß Byrons eigenen Worten: „Poesie ist nur Leidenschaft,“ „Ich hasse alle Dichtung, die nur Erdichtung,“ Wahrhaftigkeit auf dem Grunde jeder echten Poesie schlummert, in dem Grade, daß eine fiktive Schmerzenswollust nicht künstlich sich erzeugen läßt. Byrons angebliche Posen und Selbstanschwärmungen mystificierten keineswegs, sondern sein

Schuld- und Reuegefühl quoll aus Selbsterlebtem.*) Der instinktiven Ahnung dieser Thatsache entspringt eben das hartnäckige Beharren des Gerüchts von einer geheimen Schuld in seinem Leben. Ja, sein Weltschmerz war kein gemachter Lordschmerz des Übersättigten, sondern die tiefste leidvollste Erfahrung des rätselhaften Naturgesetzes, daß nichts Großes und Schönes unbesudelt durchs Dasein schreiten darf, daß die liebevollste großmütigste Gesinnung nicht vor Sünde der Selbstsucht schützt, daß wir leiden und andere leiden lassen, so lange wir atmen. Der Byronismus ist ein verzweifelter Empörungsschrei gegen unerbittliche harte Schicksalsmächte, die eine reicher als Menschenmaß angelegte Natur in kleinliche Misere hinabziehen und eine selten edle Dichter- und Heldenseele gerade durch eine selbstlose, aber unbefonnene Einzelhandlung in eine Kette verderblicher Übel für sich und andere verstricken.

*) Während des Scheidungsstandals schreibt Byron: „Könnte mein Herz brechen, dann wäre dies schon in früheren Zeiten geschehen.“ Und: „Vergangene Ereignisse haben mich entnervt.“ In Italien soll er immer nur einen seltsam geformten Ring getragen haben. Als man ihn auf der Fahrt nach Griechenland plötzlich fragte, wer Thyrsa gewesen sei, wurde er leichenbläß, entfernte sich mit wankenden Schritten und kam zwei Tage nicht zum Vorschein. Schon 1808 finden wir ein Gedicht auf eine geliebte Tote: „Bright be the place of thy soul.“ Das Lied an Inez (Harold I) mag vielleicht einen tieferen Sinn verborgen haben: „Was auch komme, ich kannte das Schlimmste. Was ist dies Schlimmste? Frage nicht! Aus Mitleid stehe ab vom Forschen! Ahne nur ein Menschenherz und die Hölle darin!“ — Im Todesdelirium rief er: „Warum ging ich nicht vorher nach England?“ Offenbar, um gewisse Dinge zu ordnen. In den „Unterhaltungen mit Byron“ der Lady Blessington heißt es: „Meiner Schwester, die, selber unfähig zu Schlechtem, nichts Schlechtes in anderen argwöhnte, schulde ich das Gute, das in mir ist. Sie kannte alle meine Schwächen, aber hatte Liebe genug, sie zu verbergen. Mir war sie in der Not ein Turm der Stärke.“





Unser Dichteralbum.

Der Dank der Erde.

Was hilft es dir, verwegener Schiffer,
Der alle Himmelsräume durchfuhr,
Was hilft es dir, daß du die Siffer
Enträtselst auf der Weltenuhr —

Daß du geschwebt in Adlerfernen,
Die Welt tief unter dir gesehn,
Einsiedler unter ew'gen Sternen,
Ein Sterblicher, du konntest sehn?

Du mußt zurück auf deine Erde,
Zurück an eines Weibes Brust;
Voran dein junges Leben zehrte,
Sie giebt dir neue Schaffenslust.

Dort, wo du erste Lebensäfte
Einst sogst in kindlich frischem Mut,
Dort zündest du dir neue Kräfte,
Aufblodernd hell in Schöpferglut.

Drum deine Mutter Erde ehre,
Ehr' sie wie deines Weibes Schoß:
Vergieb sie nie um fremde Lehre,
Um kein verlockend Himmelslos!

Was dir auch ew'ge Götter bieten,
Trug ist es, glaub' mir, leerer Schein;
Ein Bürger bleibe du hienieden,
Nur Erdenbürger gehr' zu sein.

Sie wollten dir die Welt verleiden,
Mit allen Listen ward's versucht, —
Bis du von schalen Himmelsfreuden,
Bethört, o Mensch, der Welt gefucht:

Gefucht der Brust, die dich gesäuget, —
Sehnsüchtig, Thor, nach goldner Stille;
Gefucht dem Leib, der dich gezeuget, —
Schwindsüchtig, ach, in Lebensfülle!

Kehr' nun zurück zu meinem Leibe,
Mein Aug', sieh, thränt im Sonnenlicht —
Erlab' dich an dem Erdenweibe
Und traue den Götterdirnen nicht.

falsch sind sie alle, die dir winken
Auf weichlich buntem Wolkenchein,
Denn unter deinen Füßen sinken
Die Wolkenbrücken tückisch ein.

Laß gehn, wer will, auf Himmelsmatten
Leidlos, wie Engel angethan;
Komm, gieb die Hand, ich will euch gatten,
Das schönste Weib dem stärksten Mann:

Dann wächst ein schöpferisches Werde
Aus Menschenbrust mit Menschenschall —
Hältst du nur treu zu mir, der Erde,
Dann mach' ich dich zum Herrn des All!

Berlin.

H. Driesmans.

Berlin N.

Der Sturm heult durch die engen Gassen,
Bekommt das volle Haar zu fassen
Der schwarzen Not, die durch die Straßen
Mit fatten runden Augen geht.

Un jedem Lager stand ihr Jammer
Und blickte zufrieden aus jeder Kammer,
Saß schmachend hinter der Gardine
Und hat mit stillvergnügter Miene
Aus jedem nackten Fenster geblickt.

Da steigt es zum Himmel blutigrot,
Wie Feuerbrand, das Morgenrot.

Die Sünden all hat sie ausgesandt.
Dareichten sich Mord und Notzucht die Hand,
Die Wollust, die nackt im Zimmer stand,
Schlich gierig mit, treppauf, treppab.

Es lallt ein Mann im Straßenkot,
Der ihm die letzte Ruhe bot.

Zu Hause tanzt mit seinem Weib
Der Hunger sich zum Zeitvertreib
Galopp, und der Sturm spielt die Geige
dazu.

Im Morgenrot eine Wolke loht,
Wie eine Faust im Torne droht.

Da speien all die engen Gassen
Aus ihren Häusern ihre blassen
Gebeugten Menschen auf die Straßen:
Ein neuer Tag in alter Frohn.

Die Not schimpft hinter ihnen drein,
Und Elend und Jammer sich heiser schrein
Nach ihren Menschen, die sie ernähren,
Die erst zum Abend wiederkehren,
Um ihnen die volle Brust zu reichen.

Wie gelber Schwefel der Himmel schwält,
Sein Dunst sich mit dem Sturm vernählt.

Die Hände.

Gehe deine beiden Hände
Ein in meine Hand,
Hebe deinen Fuß behende,
Der so stille stand.

Wollen einen Reigen gehen,
Reigen du und ich,
Und das Glück herniederflehen,
Sieh, es nahet sich.

Frankfurt a/M.

Nimmer wird es wieder weichen,
Sieh, es blickt schon her,
Wenn wir gehn in schönem Reigen
Leise um es her.

Darum lege deine Hände
In die meine ein,
Sieh, nun ist es ohne Ende,
Ist es mein und dein.

Kurt Uram.

Der Treulosen.

Tritt nicht mit Füßen jene Zeit,
Die Dich mir ganz zu eigen gab,
Bedenk — mit der Vergangenheit
Sinkt die Erin' rung nicht ins Grab!

O schwaches Weib, voll eitler Lust,
Kein Priesterwort zerstört Dein Bild,
Das aufersteht an meiner Brust
In nächt'gen Träumen, — schwül und wild. —

Du stießest mich in Not und Pein,
Und wähtest tot die alte Zeit —
Und ahnst nicht, daß Du dennoch mein,
Wenn Du auch jenem Dich geweiht. —

Du stehst am Altar züchtig mild,
Und weiße Seide hüllt den Leib —
Ich aber seh Dich glutenwild
Ein nacktes, liebetrunkenes Weib.

Und Deine Lippen sprechen „Ja!“ Und weihen Dich dem fremden Mann, Sie, die ich blutend zucken sah In meiner Küsse wildem Bann! —	Mein bist Du für die Ewigkeit Seit jener ersten Liebesnacht, Da Du nach trunkner Seligkeit An meinem Herzen aufgewacht. —
---	--

Mein war zuerst Dein keuscher Leib,
 Der oft in meinen Armen lag — — —
 Nun aber folg als treues Weib
 Dem Narren, der Dich dennoch mag!

Wien.

Paul Wilhelm.

O weißt Du noch?

O weißt Du noch?
 Denkst auch wohl Du noch heut zurück,
 Wie ich Dich damals traf allein,
 Und Du mit feuchtem Sehnsuchtsblick
 Scheu flüstertest: Es darf nicht sein? . . .

Der Kuckuck rief wohl durchs Revier,
 Pirole fielen munter ein,
 Die Amsel sang und scherzt' mit Dir,
 Wie kann man, Kind, so thöricht sein?

Die Sonne lachte durch den Wald,
 Warf Strahl auf Strahl in unsern Pfad,
 Ein schimmernd Netz, in dem sich bald
 Dein kleiner Fuß verfangen hat.
 O weißt Du noch? . . .

Berlin.

Curt Heinrich.

Mekka.

Pilgerfahrt ist dieses Leben.
 Müde wallen wir hienieden
 Nach dem großen teuern Mekka,
 Das uns ferne ist beschieden.

Allen, allen! nur ich einzig
 Weiß kein Mekka an dem Ende
 Meines müden weiten Wallens,
 Wo mein tiefes Leiden schwände.

Und ich zieh durch große Wüsten,
 Und ich rufe, schmerzentrunken:
 Mekka, mein gelobtes Mekka,
 Warum bist Du mir versunken?

Wien.

Emil Rebert.

Nach dem Fest.

Nein, Kind, noch nicht ins Schlafgemach!
Wir bleiben noch im festlich-hellen Saal,
Allein wir beide. Ringsum Kerzenstrahl.
Wie lange schlief Dein Herz? Ist es nun wach?

Der Blütenduft, ein Wollustduft des Mahls.
Dein enges Kleid, komm, wirf es fort!
Dich friert? Weißt Du, ein leises Wort
Haucht Gluten in die leere Luft des Saals.

Du schämst Dich, Deine Haare hängen wirr
Vor Deine Augen, die Du niedersenkst,
Die Wangen glühen Dir, die sehnsuchtsirr
Du heiß an meine kalten Schultern drängst.

Allein wir beide. Ringsum Kerzenstrahl.
Auf meinen Armen Du im festlich hellen Saal.
Hei, wie wild, wie groß sich das Leben regt,
Wenn nackte Kraft die nackte Schönheit trägt.

München.

Wilhelm von Scholz.

Eine Nacht.

Ich schleiche zur Scheune. Das Thor steht auf.
Ich taste mich langsam die Leiter hinauf.

Da fassen mich Arme so fest wie noch nie,
Ein Füßchen bettet sich an mein Knie.

So lachte das Glück bis die Hähne schrien,
Bis die Sonne durchs staubige Spinnweb schien.

Dann stieg ich leise die Leiter hinab
Und schlug mir die Rippen vom Rocke ab.

Eifel.

Ferdinands.

Mein Gott.

In heißen Thränen hab ich Dich gerufen
Durch manchen Tag — durch manche bange Nacht —
Geächzt hab ich an Deines Thrones Stufen:
Mein Gott — wie hast Du elend mich gemacht! —

Verstegt sind jene Thränen. — Heißer Groll,
Empörung, der gepreßten Brust entstiegen —,
Sie geißelten mich auf. Mein Gott — was soll,
Da Du nicht hörst, der Geist im Staube liegen?

Der Geist, den deines Odems Blut entflamnte,
Der Gott aus Dir! Nun lern ich Dich verstehn,
Wenn er sich selbst zum Elendsein verdamnte
Und ächzt im Staub — wie soll ihm Heil geschehn?!

Wenn er nicht selbst um seine Rettung ringt,
Zu Dir sich hebt und Dir den Hauch vom Munde,
Des Schöpferdranges Flammenzüge trinkt,
Verliert er Dich und geht im Staub zu Grunde.

Heut greif ich, Kühn im Fluge Dich erfassend,
In Deine Schwingen, wo der Sturm sie dehnt,
Und häng an Dir, von Deiner Kraft nicht lassend,
Die alles birgt, was meine Kraft erschent.

Du trägst mich, Ewiger! zerschmetterst nicht
Die — von der Zeitgunst Dirnenhand zerschlagen —
Im Schacht der Brust von Deiner Wahrheit Licht
Den Funken wie ein Heiligtum getragen.

So laß ihn stark an Deinem Hauche werden
Und zünden dort, wo ihn Dein Wink entfacht,
Der, von Dir zeugend, Wunder wirkt auf Erden —
Und feile Niedertracht zu schanden macht!

Berlin.

Editha v. Reichenstein.

Abendstimmungen.

I.

Der fromme Glockenton schlief längst schon ein,
Die Mühle stockt und dreht sich wie im Traum,
Wir sehn das Dörflein in der Dämmerung kaum
Und sind nun ganz allein.

Nur eine Flöte klingt: Am Wiesrain
Bläst sie der Abend, der, ein blinder Mann,
Nicht unsre süßen Küsse sehen kann:
Nun laß uns zärtlich sein . . .

II.

Genwärts der Stadt steht ein Gewittersturm.
Scheu flattern Dohlen um den Rathhausturm,
Tief unten zündet der Laternenmann
Die ersten trüben Blinzellichter an.

In meinem Zimmer raunt die Dunkelheit,
Ich träume mich in süße Traurigkeit,
Und wie ein Kind, das dunklem Drang entflieht,
Singt meine Seele zag ein kleines Lied . . .

III.

Ewig das gleiche Bild:
 Braunviolett der Abend niedertaut.
 Ein altes Weib sucht Beeren noch im Kraut.
 Den Hügel schnauft herauf ein Ochsenjoch
 Und schlürft sich satt im sumpfigen Wasserloch.

Dann tiefe Stille. Nacht und tausend Sterne —
 Und meine heiße Sehnsucht in die ferne . . .
 Bisweilen raffelt aus dem Dorf die Uhr,
 Aus meinem Haus tönt Deine Stimme nur . . .

Berlin.

Hans Benzmann.

Aus Laskaris, III. Teil.

Neunter Gesang.*)

Die Wandervögel waren heimgekehrt,
 Geschmückt war längst die Flur, sie zu empfangen,
 Die Wälder, die ihr Lied so lang entbehrt,
 Begrüßten sie im reichsten Frühlingsprangen.
 Und alles funkelte im Sonnenlicht,
 Die kleinen Gräser sprossen auf den Auen,
 Ja, selbst manch Blümchen hob sein Angesicht
 Nach langem Schlaf, die Welt sich anzuschauen.
 Durch die Natur ein wildes Jauchzen bebte —
 Ach! alles atmete und alles lebte.

Vorbei war ja der Winter endlich wieder,
 Der grimmige, der alles Leben haßt,
 Vor dessen Eishauch schweigen alle Lieder,
 Vor dessen finstern Jörn die Blum' erblaßt.
 Wild rauschte jetzt der Wasserfall zu Thal,
 Es zog der Strom zum Meer mit mächt'gen Wellen,
 Aus ihrem Bann erlöst mit einem Mal,
 Am Wegestrände rieselten die Quellen,
 Und golden glitzerten die Meereswogen —
 Der Frühling war in Schweden eingezogen.

Auch auf dem Herrnsitz, wo gramverloren
 Durchlebte Laskaris die Winternacht,
 Erschien der Frühling jubelnd an den Thoren
 Und rief den Schläfern laut ins Ohr: „Erwacht“!
 Da war's, als lüfte sich der Trauerschleier,

*) Aus dem in Kürze im Verlag von Ferd. Dümmler in Berlin erscheinenden dritten Teile des großen philosophischen Epos.

Der dicht für Laskaris die Welt bedeckte.
 Des Frühlings wunderreiche Siegesfeier
 Aus seinen düstern Träumen ihn erweckte,
 In denen leis an ihm vorbeigeglitten
 Das tiefe Menschenweh, das er erlitten.

Es lockte ihn die Sonne in der Frühe
 Zu seinen Feldern und zu seinen Wiesen;
 Er sah die Bauern dort in heißer Müh
 Den hartgefrorenen Boden neu erschließen.
 Geduldig schritten hinterm Pflug sie her
 Und blickten glücklich auf die schwarzen Schollen —
 Da wurde Laskaris das Herz so schwer,
 Aus seinen Augen heiße Thränen quollen:
 „O hätt' ich es vermocht, wie sie zu leben,
 „Statt hilflos mich dem Schicksal preiszugeben.“

So ging er sinnend durch die Felder hin
 Im Morgenwind, sein Reich sich anzuschauen.
 Doch überall, wo er am Weg erschien,
 Die Bauern blickten scheu auf ihn, voll Grauen;
 Für sie war er der Wunderthäter ja,
 Dem alles kund im Himmel und auf Erden,
 Und jeder staunend auf den Zaub'rer sah,
 Den alle Herrlichkeit nicht froh ließ werden;
 Der alle Schätze dieser Welt gewann,
 Und düster schritt einher — ein armer Mann.

Es war sein Haar ergraut, und tiefe Falten
 In seinem Antlitz waren eingegraben.
 Er glich den sagenhaften Lichtgestalten,
 Die ihren Völkern die Gesetze gaben.
 Noch leuchtete sein Auge, wie vor Zeiten,
 Als er am Quell des Lebens gierig trank,
 Als er am Meere spähte nach den Weiten
 An Cyperns Küste, klagend, sehnsuchtskrank.
 — Er träumte nicht mehr von den Zukunftstagen,
 Es schrie in ihm: „Entbehren und entsagen.“

Und doch, wenn er durch seine Felder streifte,
 Da wick aus seiner Brust der tiefe Gram,
 Sein Auge über grüne Wiesen schweifte,
 Und sel'ger Friede neu ihn überkam.
 Gar köstlich schien es ihm, in stiller Treue
 Um schlichte Gaben der Natur zu werben,
 Hier gab es keine Schuld und keine Reue
 Und keine Lösung: „Siegen oder Sterben!“
 Hier sah der Mensch mit jedem neuen Tag,
 Wie wenig er aus eigener Kraft vermag.

Der Schatten der Vergangenheit erblaßte
 Allmählich wohl für Easaris, doch ach!
 Sein Herz urplötzlich neues Weh erfaßte,
 Und neue Qualen wurden in ihm wach.
 Denn Philaleth, der ihm allein geblieben
 Von allem Glück, das jäh vor ihm versank,
 Der letzte, ach, von allen seinen Lieben,
 Er lag mit bleicher Stirn, zum Sterben krank.
 Und Easaris, in tiefster Seel' beklommen,
 Verzweifelnd frug: „Wirßt Du mir auch genommen?“

Er saß am Bett des Kindes Nacht und Tag
 Dem Schicksal fluchend, dem erbarmungslosen,
 Das grimmig holte aus zum letzten Schlag,
 In tiefste Tiefe ihn hinab zu stoßen.
 Die Ärzte blickten auf das Kind so bang
 Und wagten nicht, dem Vater Trost zu geben.
 Doch Philalethes mit dem Tode rang
 Mit wunderbarer Kraft — er wollte leben!
 Der Tod fand ihn zum Sterben nicht bereit —
 Noch lockte ihn die Welt zur Frühlingszeit.

Des Jägers blondgelocktes Töchterlein,
 Die Spielgefährtin des verwaisten Knaben,
 Schlich lautlos oft in das Gemach herein,
 Den Fiebernden mit einem Trunk zu laben.
 Er drückte ihre Hände, wenn er wachte,
 Und sah beseligt ihr ins Angesicht.
 Einst sprach er leis: „Im Traum ich Dein gedachte,
 „Wenn ich Dich sehe, Ellen, sterb ich nicht.“
 Da wollt' sie stets bei Philalethes weilen,
 Die langen bittern Stunden mit ihm teilen.

Sie pflegte liebevoll und unverdroffen
 Den bleichen Knaben, der so lieblich war.
 Und Kummer um den franken Spielgenossen
 In ihrer Seele nagte immerdar.
 Doch mählich wichen seine Fieberschauer,
 Und Easaris, der tiefbekümmert flagte
 Um seinen einz'gen Sohn, in wilder Trauer,
 Auf Rettung zitternd jetzt zu hoffen wagte.
 Das Letzte, was er nannte sein auf Erden,
 Es sollt' ihm nicht vom Tod entrisfen werden.

Und Philaleth genas — war es die Sonne
 Des jungen Frühlings, die ihn leben hieß?
 War es die Sehnsucht nach des Daseins Wonne,
 Die den Begehrenden nicht sterben ließ?
 Er durfte weiter froh im Lichte leben

Und hochbeglückt durch Wald und Wiesen schreiten,
 Er sah in seinen Träumen um sich schweben
 Im Sonnenglanz der Erde Herrlichkeiten.
 Die Vögel süß vor seinem Fenster sangen —
 Durch seine Seele zitterte Verlangen.

Es tröstete ihn Ellen fort und fort
 Mit schönen Märchen und mit alten Sagen —
 Auch Easkaris wohl lauschte ihrem Wort,
 Still träumend von verwehten Jugendtagen.
 Und einst am Abend, als die Sonne sank,
 Vom Garten tönten leis der Vögel Lieder,
 Sprach Philaleth: „Jetzt bin ich nicht mehr krank,
 „Bleib bei mir, Ellen, und erzähl uns wieder.
 „Ich bin nicht müd, ich will noch nicht zur Ruh,
 „Ach, Vater, bleib und höre mit mir zu.“

Und Ellen sprach: „„Wenn ich beim Spinnen saß,
 „„Vernahm ich viele seltsamen Geschichten,
 „„Die ich in meinem Herzen nie vergaß —
 „„Wenn's Dich erfreut, will ich sie gern berichten.““
 Und Philaleth erfaßte ihre Hand
 Und preßte sie mit stehendem Verlangen,
 Er lauschte ihren Worten unverwandt,
 Die traulich durch die Abenddämmerung klangen.
 Doch Easkaris saß schweigend da und sann,
 Als zu erzählen Ellen leis begann:

„„Ein König lebte einst vor langer Zeit,
 „„Der mächtig war und reich und klug im Rat;
 „„Der unerschrocken, tapfer war im Streit,
 „„Ein milder Richter und ein Mann der That.
 „„Und dieser König wurde grau und alt
 „„Und fühlte, daß er nun bald sterben werde,
 „„Allein er liebte noch mit Allgewalt
 „„Das Leben auf der schönen Gotteserde.
 „„Da fing er an, darüber nachzuspinnen,
 „„Wie er dem Tod vermöchte zu entriemen.

„„Er frug die Weisesten in seinem Reich,
 „„Doch keiner wußte Antwort ihm zu geben.
 „„Sie schüttelten die Köpfe, trüb und bleich:
 „„Die Alten sterben — und die Jungen leben.
 „„Da plötzlich eines Tages kam daher
 „„Des Weges eine alte Zauberin,
 „„Die sprach zum König: Härme Dich nicht mehr,
 „„Dir Rat zu geben ich gewandert bin.
 „„Von Deinem schweren Leid hab ich vernommen
 „„Und Dir zu helfen bin ich hergekommen.

„„Ins Herz des Königs zog jetzt Freude ein,
 „„Der Kummer schwand, der seine Seele quälte,
 „„In Wonne wandelte sich seine Pein,
 „„Als sie vom Land der Jugend ihm erzählte.
 „„Weit, weit von hier, wo andre Wasser schäumen,
 „„Liegt jenes Land, in ew'ger Himmelsbläue,
 „„Dort reifen Zauberäpfel an den Bäumen,
 „„Wer sie verzehrt, wird wieder jung aufs neue.
 „„Und sie zu kosten — viele sind bereit,
 „„Allein gefahrvoll ist der Weg und weit.

„„Der König gab der Zaub'rin reichen Lohn,
 „„Weil sie gekommen, seinen Schmerz zu enden,
 „„Und er beschloß alsbald, den einz'gen Sohn
 „„Ins ferne Land der Jugend auszusenden.
 „„Er rüstete ihn aus mit Geld und Gut
 „„Und küßte ihn und gab ihm seinen Segen.
 „„Der Jüngling schiffte durch die Meeresflut
 „„Und wanderte dem Jugendland entgegen.
 „„Er kämpfte mit den Wettern und den Winden,
 „„Das Zauberland der Jugend aufzufinden.

„„Und unverdrossen zog er kreuz und quer
 „„Von Ort zu Ort, bis zu den fernsten Reichen.
 „„Die Jahre schwanden, doch nicht sein Begeh'r
 „„Nach jenem einz'gen Kleinod ohnegleichen.
 „„Das Land der Jugend schwebte immerdar
 „„Vor seinem Blick, gleich einem lichten Sterne,
 „„Und ob die Zeit entschwand, ob Jahr für Jahr
 „„Vorüberzog — er schweifte in die Ferne —
 „„Er währte, einmal müsse es ihm glücken,
 „„Im Zauberland die Äpfel abzupflücken.

„„Und eines Abends spät sah er ein Licht
 „„In einem Walde flimmern durch die Bäume.
 „„Und freudig jauchzte er, als ständ er dicht
 „„Vor der Erfüllung seiner kühnsten Träume.
 „„Er ging dem Lichte nach und fand ein Haus
 „„Und klopfte leise an die kleine Pforte —
 „„Da trat ein altes, altes Weib heraus
 „„Und frug, was sein Begeh'r, mit gült'gem Worte.
 „„Und als er bebend vor dem Weibe stand,
 „„Sprach er: „Ich such den Weg zum Jugendland.“

„„Da sagt das Weib: „Ich habe schon gesehn
 „„Dreihundert Winter hier auf Erden kommen,
 „„Dreihundert Winter sah ich wieder geh'n,
 „„Doch lange, lange hab ich nichts vernommen
 „„Vom Land der Jugend, das Dein Herz begehrt,

„„Das Du zu suchen auszogst, sehnsuchtstrunken.
 „„In Kindertagen hat man mich gelehrt,
 „„Das Land der Jugend sei schon längst versunken.
 „„Dreihundert Eichenwälder kamen, schwanden,
 „„Seit sich im Jugendlande Aepfel fanden.“

„„Verzweifelnd zog der Königssohn zurück
 „„Und fand den Vater tot, sein Reich zerstört;
 „„Und klagend sah er jetzt verweht sein Glück
 „„Und suchte jenem Bild, das ihn bethört.
 „„Geworden war der Jüngling ja zum Greise,
 „„Derweil er nach den Zauberäpfeln jagte,
 „„Vorbeigerauscht war seines Lebens Reise,
 „„Derweil er nach dem Land der Jugend fragte.
 „„— So ward die böse Zaub'rin sein Verderben,
 „„Er mußte gleich dem alten König sterben.“

Schön Ellen schweigt; der fühle Abendwind
 Still flüsternd durch der Bäume Wipfel geht —
 Und Easkaris sah sinnend auf das Kind.
 „Wie traurig ist die Welt!“ sprach Philaleth.

Frankfurt a/M.

Arthur Pfungst.





Aus „Freimuts Weisen“.

Von Ola Hansson.

(München.)

I.

Es war einmal ein kleines Menschenkind, das hatte die ganze Nacht im Walde gewandert, wo die Leuchtkäfer aus dem Dunkel lockten. Als der Morgen kam, stand es am Waldrain und sah die Sonne aufgehen über dem Meere.

Das kleine Menschenkind ließ sich am Strande nieder und weinte. Als es endlich die Augen aufschlug, sah es den großen Meergott draußen auf den Wassern ruhen. Er lag ausgestreckt in seiner ganzen Länge, den Arm gebogen und das Haupt in die Hand gestützt. Das grüne seidene Gewand spielte lose um seinen Körper und leuchtete gewässert, wenn es wogte, sein Haupthaar floß über den Wasser Spiegel wie ein breiter Sonnenstreifen, und seine grünen Augen ruhten auf dem kleinen Menschenkind, das am Strande saß und weinte.

„Warum weinst Du?“ fragte der Meergott.

„Ich ging in der Irre,“ antwortete das kleine Menschenkind. „Ich bin eine ganze Nacht gewandert und bin müde. Ich möchte schlafen, aber ich kann nicht; ich möchte heimgehen, aber ich hasse mein Heim. Ich bin müde des Lebens.“

„Da kannst Du ja sterben,“ sagte der Meergott.

„Ich kann nicht sterben,“ antwortete das kleine Menschenkind und schauderte. „Denn das Leben war so schön, und ich bin so jung.“

„Dann gehe doch zu meinem Bruder Pan,“ sagte der Meergott.

Da lachte das kleine Menschenkind bitter. „Er wies mir Blumen, aber als ich sie pflücken wollte, wurden es Schmetterlinge, die davon flogen, und als ich einen gefangen, hielt ich einen Wurm in der Hand. Dein Bruder Pan ist ein Schelm.“

„So komm zu mir,“ sagte der Meergott.

„Was gibst Du mir denn?“

„Ich gebe Dir das Salz und den Sonnenschein und den weiten Ausblick.“

„Du bist so groß, — ich fürchte mich vor Dir.“

Da nahm der Meergott eine Muschel in seine Hand:

„Und doch finde ich Raum in so einem kleinen Ding,“ sagte er.

„Aber Du siehst so streng aus und Deine Miene ist unheimlich.“

Da lächelte der Meergott und sein Lächeln ergoß sich wie Sonnenschein weit über das Meer, und er erhob die Hand, und die Tiefen öffneten sich, und das kleine Menschenkind sah in eine rote Korallenarchitektur hinein, an der hellgrüne Blattgewächse hinaufkletterten, und deren Wände von Perlenmosaik waren.

„Aber ich bin gebunden,“ rief es wie in Seelennot. „Löse mich! Denn ich liebe ein Weib.“

Und wieder lächelte der Meergott das kleine Menschenkind an.

„Kind,“ sagte er, „Du sagst, mein Bruder Pan sei ein Schelm, und bist doch noch nicht hinter sein größtes Schelmenstück gekommen.“

Und er tauchte seinen kleinen Finger ins Meer, und ein Wirbel erhob sich im Wasser, mit großen Tropfen wie grüne Perlen und mit Schaum gleich einem silberweißen Schleier in der Sonne, und unter dem Schleier sah das kleine Menschenkind ein weibliches Antlitz, liebreizender als es jemals eins gesehen. Und der Meergott hauchte es an, und es verschwand wie ein Rauch und löste sich auf in das leere Nichts.

Da erhob sich das kleine Menschenkind und die Erde glitt weg unter seinen Füßen, zog hin und rollte sich am Horizont zusammen, und es sah sich selbst als einen kleinen schwarzen Punkt auf dem unendlichen Meere, und unter dem unendlichen Himmel, und es war so still, als wäre alles Leben tot, und die Sonne leuchtete einsam im Weltraum.

Und das kleine Menschenkind legte sich mit einem Gefühl unendlicher Zuversicht an das Herz der großen Einsamkeit.

II.

Ich tauchte mein Schwarzbrot in Wasser, um es aufzuweichen, und aß es. Am Nachbartisch saßen meine Gegner, aßen Lerchenzungen und tranken köstlichen Wein.

„Glaube nicht,“ sagte einer, „daß wir Dir nicht die Ehre geben, die Dir zukommt. Wir lassen Dir volle Gerechtigkeit angedeihen in unseren Gedanken. Wir achten Deinen Mut und Deine Festigkeit hoch. Du bist nie auf Kompromisse eingegangen, Du hast Dich immer in die Bresche gestellt, Du hast nichts gescheut, um Deine Überzeugung zu wahren, und vor allem warst Du ehrlich gegen Dich selbst: prüftest, forschtest, wertetest immer von neuem. Das ist groß, wir wissen es; wir können

nicht anders, als Dich dafür hochachten, obgleich wir doch meinen, daß Du am schlimmsten gegen Dich selbst bist und Dir selbst im Wege stehst.“

Da antwortete ich:

„Gutes Essen giebt Wohlsein und gute Laune. Du siehst die Welt in Weinbeleuchtung und Speisendunst, und auch Dein Feind erscheint vor Dir in dieser Beleuchtung. Du wirfst mir Dein Mitleid zu und meinst damit eine gute That zu thun; denn Deine Duzendseele begreift nicht, daß das mir nur ein Knochen von Deinem Tisch ist.

Aber ist auch Dein Gesicht gedunsen und blank von zuviel Verzehrung, so sehe ich doch das Sklavenzeichen auf Deiner Stirn brennen, während Du so sprichst. Kannst Du nicht merken, wie Deine Seele entblößt und nackt in Deinen Worten liegt? Sie liegt rauchend in Deiner Hand, und ihr Rauch stinkt mir entgegen.

Richte Deine Ohren auf und öffne Deinen Mund und sperre Deine Augen auch recht weit auf, daß die Gewißheit durch alle Öffnungen in Dich hineingelange:

Du lobst mich, weil ich nie eine Wetterfahne war, die sich in der Windrichtung des Tages drehte. Du lobst mich, weil ich immer das Leben aus der Vogelperspektive betrachtete, in der die Alltagsinteressen so klein wurden, daß sie meinem Blick entgingen. Du lobst mich auch, weil ich lieber ärmlich esse, als dem Dummen Weisheit anzulügen und die Rohheit zu küssen. Alles das lobst Du — warum? Weil Du glaubst, ich hätte eine Wahl gehabt, — darum weil Du selbst gewählt hast; weil Du nicht begreifst, daß alles dies nur das natürliche Wachstum meiner Seele und ihre notwendige Ausdrucksform ist. Du hast Gewichte auf der Waagschale nach Händlerart Dein ganzes Leben hindurch, bei allen Deinen Handlungen; Du kennst keine anderen Antriebe als die des Handelsmanns und spiegelst in allem nur Dein eigenes Krämerbild; Du mißest mit Händlermaß und richtest aus einem Händlerherzen.

Warum bedauerst Du mich? Weil ich für Dich ein Händler bin, der schlechte Geschäfte macht. Warum lobst Du mich? Weil ich für Dich ein Händler bin, der sich niemals falscher Gewichte bedient hat.“

III.

Als die Abendsonne über dem Bergkamm im Westen stand wie eine große rote Kugel, stieg ich auf ein Feld hinab, auf dem es von Geschöpfen wimmelte. Sie sahen aus wie Menschen, ich mußte aber doch nicht, ob ich sie mit diesem Namen nennen durfte. Anfangs hatte es den Anschein, als würde ein Karneval aufgeführt; später glaubte ich, ich befände mich auf dem eingehegten Platz um ein Irrenhaus.

Dem einen fehlte der eine Armel in seinem Rock; der andere hatte nur ein Bein in der Hose. Wer einen Kopf besaß wie ein Elefant, trug einen Hut von der Größe eines Spielzeugs, während sein Nachbar, dessen Körper die Natur mit einem Stecknadelkopf geschmückt, in einer Hauptbekleidung von Riesenumfang umher spazierte. Da gab es Jacken, die bis an die Knie gingen, und Hosen, die an den Knien aufhörten. Goliathsfüße hinkten in lackierten Schuhen, und Wasserstiefel wurden strauchelnd von Kinderbeinen getragen.

Aber alle waren in Bewegung, keiner stand eine Minute still, das ganze Feld war wie ein großer wimmelnder Ameisenhaufen. Alle schienen nach etwas zu suchen, als hätten sie es verloren, oder als wüßten sie nicht, wonach sie suchten; alle Köpfe waren vorgestreckt, alle Körper vorübergebeugt. Eilfertigkeit flackerte in aller Augen, und die Gesichter umgaben mich wie ein sichtbares Stöhnen. Denn kein Laut war zu hören, nicht einmal der von Schritten; es schien mir, als hätten alle diese Ungetüme solche Eile, daß sie nicht Zeit fänden zu atmen, oder als hielten sie den Atem zurück, wie Leute, die sich im Dunkeln fürchten.

Inzwischen war ich quer über das Feld gegangen. Die Sonne war hinter dem Berge versunken, und die Abendkälte begann. Auf einem Stein am Wege, nicht weit von dem Gewimmel, saß einsam ein alter Mann. Seine Kleider bestanden aus Lumpen, und als er mich erblickte, machte er eine heftige Bewegung, um sie besser um sich zusammenzuziehen, da stachen aber die Ellenbogen und Kniescheiben aus den Löchern hervor wie spitze Holzspitze.

Ich blieb stehen und fragte:

„Sage mir, alter Mann, was ist das für eine Schar auf dem Felde, warum sind sie gekleidet wie Narren und Hanswürste, und warum sitzt Du hier, während die Nachtkälte kommt?“

Da entblözte der Greis sein kahles Haupt, erhob seine hohlen erloschenen Augen zu mir und sagte:

„Das ist die Menschheit, die nach ihrem Leben sucht. Es soll eben so viele Leben geben, wie es Menschen giebt, und jedes Leben ist ein Kleid, das einzig in seiner Art ist, ebenso wie jeder Mensch ein Körper ist, der einzig in seiner Art ist. Aber alles ist vertauscht, keiner hat das Kleid, das er haben sollte, und ein jeder sucht nach dem, was für ihn bestimmt ist.

Du fragst, warum ich hier sitze, während die Abendkälte sich breitet. Darum, junger Mann, weil ich umhergerannt bin, wie die andern alle umherrennen, bis die Füße mich schmerzten und das Haar mir vom Haupt fiel und meine Augen nicht mehr sahen. Ich wollte mein eigenes Leben haben, auch ich, aber was ich bekam, war nie mehr als diese Lumpen.“

Da ergriff mich Entsetzen, und ich wanderte weiter, in die Berge hinein. Und die Dämmerung sank tief und tiefer über das Feld, aber obgleich ich nichts mehr sehen noch hören konnte, fühlte ich doch mit anderen verborgenen Sinnen den Totentanz nach dem Leben, der unter mir vor sich ging im Dunkel. Grübelnd schritt ich durch die Nacht; und als der Morgen kam, und die Sonne aus dem Meere emporstieg, war meine Seele voll bis an den Rand von der Sehnsucht, daß ich mich einst in mein Leben möchte hüllen können wie der Mann des Altertums in seine Toga.

IV.

Als der Wein anfang schal zu schmecken, und Eva einen Vorderzahn verloren hatte, ergriff mich die Begierde, das Rätsel des Lebens zu erforschen.

Fünf Jahre lang untersuchte ich die Beine einer Fliege, denn ich hatte gehört, man solle das Große im Kleinen suchen, und die ganze Mannigfaltigkeit der Schöpfung läge in einem Grashalm verborgen. Aber als ich nach den fünf Jahren mir eine Erholung gönnte und meinen Blick nach oben richtete, da sah ich, daß ich in einem Loch tief in der Erde saß und die ganze Welt aus dem Gesicht verloren hatte und nur mit Mühe ein Fleckchen blauen Himmels wahrte, wenn ich den Kopf hintenüber lehnte. Da ließ ich das Fliegenbein liegen und kroch aus dem Loch hervor. Aber das Tageslicht blendete mich fast, und ich saß mitten in der sonnenhellen und farbenreichen Natur blind wie eine Eule.

Im sechsten Jahre traf ich einen alten weisen Mann, der mir mitteilte, der Baum, den ich für den der Erkenntnis gehalten, trüge bloß Holzäpfel. Der alte weise Mann belehrte mich auch darüber, daß man kein Material brauche, um sein Haus zu erbauen, sondern daß dazu die mathematischen Punkte und Linien des Gedankens genüigten. Und ich zimmerte nun lustig, und es ging wie ein Tanz, doch unhörbar. Aber eines Tages kam ein schwacher Windstoß, und da flog die ganze Herrlichkeit davon, und ich sah sie in der Luft herumwirbeln wie ein Wölkchen aus Spinnweben.

Da zupfte ich den alten Weisen an seinem weißen Greisenbart und ersuchte ihn, sich einen Sarg zu bestellen, falls er ihn sich nicht selbst aus seinen mathematischen Punkten und Linien zusammenzimmern könne.

Und ich schloß meine Augen und lag und ruhte in großem Schmerze. Und die Nacht kam, und ich fühlte den Schmerz plötzlich bersten gleich der Schale um einen Kern, und empfand, wie etwas in mir wuchs, wie es seine Wurzeln in mein Herz hineintrieb und als Wachstumsaft durch meine Adern rollte, und Blättchen sprangen aus Hülsen, und Farbe und

Form war da, aber nicht von dieser Welt: und als der Tag kam, sah ich in dem Morgenrauen meiner Seele eine Knospe, — die große halb ausgesprungene Knospe einer fremden Blume.

Und von dieser Blume giebt es nur ein Gewächs, und von meinem Blut sind ihre Wurzeln genährt, und in meinem Innern ist sie gewachsen, unsichtbar für alle außer für mich selbst. Aber ich weiß, wenn die Knospe sich öffnet, so werde ich auf ihrem Grund das große Unbekannte finden.





Die Sabisch-Jungen.

Von Karl Klings.

(Tresselwitz b. Cosel.)

So lustig war der Weizenkranz seit langem nicht gewesen. Schon um vier Uhr nachmittags hatten die Mädchen ihre dünnen Rattunleibchen oder -Jacken durchgeschwigt, und ihre runden Gesichter glühten wie die grellen Mohnblumen, die in die Böpfe geflochten, ihre federleichten hingefälligen Blättchen wie rote Schmetterlinge in alle Winkel flattern ließen. Wirklich, die jungen Burschen thaten ihre Schuldigkeit, obwohl auch ihnen der Schweiß unaufhörlich, bei vielen in schmutzigen Gleisen, über Stirn und Wangen schoß. Nur ganz selten blieb eine der Dirnen während eines Stückes sitzen.

Am meisten im Schweiß war unzweifelhaft die Weizenbraut, eine starkknochige Ruhmagd mit fuchsrotem Haar, auf dem sie eine aus reifen Weizenähren gebundene Krone trug. Und das war ganz erklärlich; mit ihr mußte jeder, der überhaupt sich am Tanze beteiligen wollte, die ersten Schwenkungen auf den mit Seife eingeriebenen und nun spiegelglatten Dielen versuchen. Immer und immer wieder wurde sie vom Brautdiener ausgetanzt und neuen Tänzern zugeführt; kein Stück konnte sie pausieren. Der Rücken ihres blaßgelben Kleides war schon über und über naß zum Auswinden und in der Gegend der Lenden von unzähligen Fingerabdrücken so schwarz, als wär er mit Schuhsmiere überklebt. Aber unermüdlich war sie auf dem Posten und drehte sich wie ein Kreisel, daß die steifgestärkten Röcke nur so flogen und die in zinnoberrote Strümpfe gezwängten Waden mit ihren straffen Muskeln bei jeder Drehung einmal aufblitzten. Und sie tanzte mit jedem, der ihr angeboten wurde. Ein einziges Mal prallte sie entsezt aufstreichend zurück und lief mitten durch die tanzenden Paare zu ihrem bekränzten Sessel und hielt sich verschämt die Hände vor die Augen.

Der Brautdiener hatte sich einen Scherz erlaubt und sie den „Sabisch-Jungen“ präsentiert, zwei schmutzigen, vollständig verwahrlosten Bettelburschen, die hinten am Schenkensims lehnten und wie zwei Blödsinnige den Schleifern und Hopsfern zuguckten. Sie hätten der strammen Ruhmagd

kaum bis an die breiten Hüften gereicht, so zwerghaft klein waren sie, und trugen zudem gar nicht einmal ein festtägliches Gewand. Freilich, ihre Garderobe erlaubte diesen Luxus nicht. Ihre vor vielen Jahren verstorbenen Eltern hatten ihnen nichts hinterlassen als einen wackligen Tisch, einen dreibeinigen Stuhl, einen Schusterschemel, etliche Scherben und Lumpen. So lange sie von der Gemeinde gepflegt und bekleidet wurden, besaß zwar jeder einen Wochen- und einen Sonntagsanzug. Als sie aber den größten Teil ihres Unterhaltes sich selbst erwerben mußten, verzichteten sie auf jeglichen Kleiderwechsel und hielten das jeweilige Kleid so lange auf dem Leibe, bis es in Fäden herunterfiel und sie genötigt waren, irgend eine Vogelscheuche im freien Felde zu berauben oder durch Bettel Erfaß zu schaffen. Infolgedessen nahmen sie, zwar nur als Zuschauer, auch am Weizenkranz teil in ihren zerschlizten und befransten Pluderhosen und Barchentjacken mit aufgekrempten Beinen und Ärmeln, denn sie waren für größere Verhältnisse berechnet. Daß sie barfuß und barhäuptig erschienen, war selbstverständlich. Gegen Schuh- und Mützenwerk waren sie unerbittliche Feinde. Es genügten ihnen fast durchs ganze Jahr ihre langen verfilzten Haare, die bis in die Augen herabhingen, als Kopf- und die dicken schwarzen Schmutzkrusten von den Knöcheln bis zu den Zehenspitzen als Fußbekleidung.

Ihre Lippen verzogen sich zu einem tierischen Grinsen, die Mundwinkel krochen fast bis an die Ohren zurück, und zwischen den gesunden weißen Gebissen streckte sich die Zungenspitze lüstern hervor, als die „rote Marie“ vor ihnen zurückstob. Ob sie sich in diesem Augenblicke ein besseres Kleid, oder der Tanzkunst kundig zu sein wünschten, wer kann es wissen? Sie stießen sich nur gegenseitig in die Rippen: „Jakob — Naz!“ und schmunzelten und beleckten sich die Lippen und warfen die funkelnden Augen triumphierend im Kreise herum. Schließlich stimmten sie mit ein in das Gelächter der Umstehenden, guckten dabei hierhin und dorthin und blinzelten manchmal nach der „roten Marie“.

Kurz darauf gelang es ihnen, sich in einen stillen Winkel zu drücken, wo sie auf einer Wandbank ein notdürftiges Plätzchen erwischten und der Musik ungestört lauschen, das Drehen und Wirbeln anstieren, heiße, staub- und tabakqualmschwere Luft im Übermaß schlucken konnten. Die mit großer Überwindung in der vorhergehenden Woche ersparten Bettelpfennige waren schon in Schnaps angelegt, und die auf den Straßen und Dünghäufen aufgelesenen Cigarrenstummel verpaßt, noch ehe der halbe Nachmittag vertanzt war. So saßen sie, fast gänzlich unbeachtet, die ganze Zeit, den Rest des Nachmittags und die halbe Nacht, und wurden nicht müde zu sehen und zu hören. Am liebsten flogen ihre Blicke hinüber zum Schenktisch,

dessen Rante allerlei gefüllte Flaschen beschwerten, und dann glühten sie so leidenschaftlich gierig wie die eines hungrigen Stubenkötters, der der Mahlzeit seines Herrn schweigend zusehen muß.

Als ob in ihren Augen Zauberkraft gelegen hätte: Auf einmal kam ein Fläschchen zu ihnen herübergewandert. Ihren Vormund, der sie, so lange sie noch schulpflichtig gewesen, auf Gemeindeunkosten beherbergt und versorgt hatte, wandelte eine Laune von Großmut an, er ließ seinen ehemaligen Schutzbefohlenen ein Fläschchen Korn reichen. Und noch ehe die Lippen trockneten, erschien eine zweite Auflage, spendiert von ihrem ehemaligen Lehrmeister, der trotz Hungertur und Knieriemen sie doch nicht für Pech und Leisten zu begeistern vermochte. Nach vierzehn Tagen schon waren sie ausgelernt und bei Nacht und Nebel verschwunden. — Hei, das war heut was für die armen Bettler! Solche Freigebigkeit! Glückselig strahlten ihre Gesichter, und auf die schmutzig-blaffen Wangen legte sich's gar wie ein leiser Hauch von Rot. Aber die leeren Mägen konnten diese Überschwemmung nicht lange vertragen.

Es dauerte nur kurze Zeit und den beiden schien der Saal mit einer so dichten Staubwolke erfüllt, daß sie kaum hindurchsahen. Nur ein Gewimmel geisterhafter Schatten war zu erkennen, und die Lichter in den Wandlampen glühten alle düster blutrot und so groß wie Monde. Nach einer Weile fing die Stube noch an zu tanzen, und sie drehten sich mit ihr im Kreise; dann stand alles still, und sie allein fuhren auf der Bank um die ganze Stube. Und das ging ohne Musik, schneller und immer schneller, daß sie vor Angst enger aneinanderrückten und sich fester an das Sitzbrett klammerten.

Endlich ging die Fahrt etwas langsamer, und die Bank hielt schließlich in der Ecke, wo sie anfangs gestanden. Es ward auch ein wenig heller im Saale, und sie sahen in dessen Mitte eine dicke Frau, die mit einem Besen Wasser nach allen Seiten schleuderte, so daß einzelne Tropfen bis zu ihnen in den Winkel spritzten. Diese Pause wollten sie benutzen, um von ihrem unheimlichen Karussell hinabzusteigen und den Heimweg anzutreten, da es auch auf ihren Wimpern lag wie ein schwerer Druck. Jakob rutschte schnell von der Rante und schob einen Fuß vor; die Dielen aber waren noch nicht erreicht, er plumpete schwer nieder und machte einen gewaltigen unfreiwilligen Diener. Dabei stieß er seinen Bruder von hinten; dieser flog knurrend ein Stück seitwärts und taumelte. Kein Wunder, daß ihr Torkeln und Tappen bald Aufmerksamkeit erregte und spottlustige Gruppen herbeilockte. Sie taumelten und taumelten bis sie lang auf den Boden schlugen. Bei den Versuchen sich aufzurichten, rissen sie sich gegenseitig wieder nieder. Das gab neues Gelächter. Als sie's

aber satt waren, krabbelten sie kurz entschlossen auf allen Vieren zur Thür hinaus, mitten durch die aufreißenden und auseinanderstiebenden Mädchen.

Draußen gelang es ihnen, sich über die Straße hinüber zu wälzen und ein Rasenplätzchen zu erreichen, wo sie in aller Ruhe zunächst ein Viertelstündchen ungestört und ungefehrt verschmausen konnten, denn die rings an den Ecken aufgestellten Pärchen, Burschen, die ihren Mädchen verb zusetzten, hatten trotz der nicht finsternen Nacht kein Auge für ein paar berauschte Betteljungen. —

Um Mitternacht traten sie den Heimweg an. Das Gemeindehaus, in dem sie seit vielen Jahren wohnten, war das letzte Gebäude am andern Ende des Dorfes, und obwohl dieses nur wenige Nummern zählte, war es doch von beträchtlicher Ausdehnung, da zwischen den Häusern sich große Obstgärten und teilweise selbst Ackerstücke breit machten. Die so schöne, fast tischebene Straße, über und über mit Ausnahme weniger Stellen mit kurzem struppigem Gras bewachsen, dünkte ihnen heute voll frisch aufgeworfener Maulwurfshaufen, die oft erst jetzt und gerade dort aus der Erde zu schießen schienen, wo die Burschen ihren Fuß niedersetzen wollten. Freilich mußten sie dann darüberpurzeln. Die Gartenzäune, an die sie sich zuweilen klammerten, um sich daran weiterzutasten, zeigten sich ganz hartherzig und stießen sie zurück, daß sie bis mitten auf die Straße stolperten und dort sich bisweilen überschlugen. Ebenso die Häuser. Einzelne machten am Ende Miene, ihren Giebel auf sie zu stürzen.

Als die Morgensonne durch die schmutziggrünen, mit Spinnweben in den Ecken verbräunten und vielfach zersprungenen Glasscheiben schoß, lagen die zwei Brüder auf ihrem über die vorderen Dielen gebreiteten, schon ganz plattgedrückten Strohlager, gekrümmt wie zwei kranke Würmer, die sich dann und wann vor innerem Schmerz hin- und herwinden. Ihre bleichen, trotz ihrer achtundzwanzig Jahre noch immer kinderhaft nackten Gesichter waren heut aschgrau, und die wulstigen Lippen des offenen Mundes blau unterlaufen. Die Füße ins Stroh vergraben, hatten sie die Beine dicht an den Körper gezogen, und der eine den linken, der andere den rechten Arm als Kissen unter den Kopf geschoben. Ein anderer Unterschied war wohl kaum zu entdecken. Im Gegenteil hätte sich die frappierende Gleichheit ihrer Gesichtszüge, Haltung, Jahre, kurz ihre Zwillingenbrüderschaft, sicherlich dem ungebühtesten Auge verraten. Sie schnarchten unablässig wie zwei langsam gezogene Holzsägen, zuckten manchmal plötzlich zusammen und warfen sich dann ächzend und stöhnend auf die andere Seite.

Außer Ofen, Tisch, Stuhl und Schemel enthielt die kleine Stube nur noch einige Kleinigkeiten; die Wände waren völlig kahl bis auf die in den Ecken angenagelten Weidenäste. Etliche Kohlmeisen hüpfen darin herum,

schwirrten an die Fenster und hämmerten an den Scheiben und piffen und lockten, denn sie vernahmen draußen im Busch, der gleich hinter dem Giebel begann, das Antworten ihrer freien, gesättigten Genossen. Neben dem Straßenfenster an einem Nagel hing ein Dreieck aus starkem rostigem Draht und darüber, auf zwei lange Nägel gelegt, ein gerades Eisenstäbchen. Das war der Triangel, das kostbarste und neben einer Weidenflöte das wichtigste Instrument, das den Burschen den Unterhalt erwerben half. Wo und wie sie es erworben, hat niemand erfahren.

Eines schönen Tages, als sie wahrscheinlich des nackten Bettelns überdrüssig waren, wie ehemals des Knieriemens, brachten sie es mit heim und traten von der Stunde an als Musikanten auf, und es währte gar nicht lange, so waren sie im Umkreis von 2—3 Quadratmeilen als „die Fuchswinkler Kapelle“ bekannt. Im Geburtsorte freilich blieben sie die Sabisch-Jungen, von ihren ersten Hosen bis zum letzten Auftritt beim Weizenkranz. Dem Musikergewerbe blieben sie nun treu, sie erkannten darin ihren Beruf. Mit heißem Eifer lernten sie nach dem Gehör Melodien pfeifen und den Triangel klingen. Kapellmeister spielten sie abwechselnd; den Takt hatte der Pfeifer mit der Flöte zu schlagen oder mit den Füßen zu treten. Auch bestimmte er das vorzutragende Lied; am liebsten spielten sie den Fischersjungen: „Ich bin ein Fischersjunge.“ Daneben vergaßen sie auch nicht Meisen und Rotkehlchen einzufangen, eine Kunst, darin ihnen nicht bald jemand gleichkam, und die ihnen manchen Fünfspennig eintrug. Freilich besaßen sie eine vieljährige Übung. Anstatt in die Schule zu gehen, schlichen sie schon damals lieber mit ihren Spreukeln in den Busch, und keine Strafe war imstande, ihnen diese Freude zu versalzen. Dafür konnten sie heut aber weder lesen noch schreiben. Selbst das Vaterunser war ihnen lückenhaft geworden, welcher Umstand sie wohl hauptsächlich zum Musikbetrieb bewogen hatte, wenn man nicht annehmen will, daß der plötzlich erwachende Kunstbetrieb die alleinige Ursache dazu war. —

Erst nachmittags um die Beisepzeit erwachten die Langschläfer, von Hunger, noch mehr aber von Durst gequält. Naz schlug die Augen zuerst auf. O, die Sonne stand schon hoch! Und er versuchte den Kopf zu heben. Aber da stach es, es summte unter der Stirn und kribbelte als wären Ameisen darein gekrochen, und er ließ den Kopf wieder fallen. Doch warf er sich auf die andere Seite, und weil Jakob noch ruhig und fest schlief, nahm er einen Strohhalm und kitzelte ihn in den Nasenlöchern. Jakob hieb ein paarmal in die Luft, als wollte er eine hartnäckige Fliege verschrecken und schlug die Augen auf. Auch ihm war der Kopf schwer, und er fühlte kaum, wo er stand, und die Zunge klebte ihm vor Trockenheit und Dürre an den Lippen.

„Naz, 's is wohl schon Tag?“

„'m freilich wohl.“

„Mir is Maul ganz ausgedorrt. Dir auch?“

„'m freilich auch.“

„Geh, hol 'n Krug 'rüber, 's hat vielleicht noch 'n Schluck Wasser drin.“

„'m. Geh Dir alleine!“

„Naz, hast Du keinen Hunger? Sieh in die Schublade und hol 'n Kruste.“

„'m, wär ich dumm. Geh Dir alleine.“

Eine Weile lagen sie dann noch still nebeneinander und starrten an die Decke. Naz machte keine Miene, Wasser und Brot zu holen, obwohl Hunger und Durst ihn ebenfalls quälten. Jakob mußte schon selbst aufstehen und zum Wasserkrüge stolpern. Glücklicherweise war noch etwas darin. Er machte einige tiefe Züge, verzog das Gesicht enttäuscht und spuckte den Trunk lang auf die Dielen. Den Kopf in die Hände drückend, fauerte er sich wieder auf die Streu.

„'s Wasser thut nichts. 's is warm. Der Schädel wird mir noch schlimmer. Brummt Deiner auch?“

„Freilich, zum Zerspringen.“

„Weißt Du's, was gut wär jetzt?“

„'n Einfache.“

„Nisch.“

„'n Ingwer.“

„Schon gar nich.“

„'n Rummel oder gedoppelte Liebe.“

„Nisch. — Gewöhnlicher Schnaps. Spiritus wär noch besser, daß der Brand eher aufhörte.“

Naz machte zu dieser Eröffnung anfangs ein erstauntes Gesicht, zog dann die Augenbrauen in die Höhe und schob die Lippen schnutenartig vor und nickte zustimmend, weil er den Bruder für bedeutend klüger als sich selbst hielt und ihm gern in allem recht gab. Er richtete sich ebenfalls auf, und nun hockten sie auf dem Stroh, die Hände verschränkt, die Arme über die gewinkelten Kniee geschoben, und starrten auf die Decke oder ließen den Kopf winselnd auf die Brust sinken, als wäre der Hals plötzlich abgebrochen. Jakob schien am meisten zu leiden. Nach einer ziemlich langen Zwischenpause knirschte er:

„'n Schnaps muß sein, sonst sterb ich.“

„Woher? Wir haben keinen Pfennig mehr! Geborgt krieg wer nichts.“

Dagegen war nichts einzuwenden, und mit der Miene stummer Verzweiflung duselten sie weiter, stöhnten manchmal, drückten die Hand gegen die Stirne oder kratzten, wo es allzuheftig juckte. Auf einmal öffneten

sie dann den Mund gleichzeitig, Jakob nur zum Stöhnen. Der dumme Naz aber hatte es gefunden.

„Der alte Hildebrand“ —

Wie von einer Biene gestochen fuhr Jakob in die Höhe, und auch der andere sprang auf die Füße.

„Freilich, der hat ja immer so was im Hause.“

„Unterm Kopfkissen.“

„Ober 'm Strohsack.“

Unwillkürlich waren sie bis an die Stubenthür gekommen und horchten.

„Gutwillig giebt er nichts.“

„Er muß, sonst sterb ich. — Geht's nicht im Guten, geht's im Bösen.“

Inzwischen war Naz von der lechzenden Sehnsucht seines Bruders angesteckt worden. Auch er fühlte, daß er ohne einen Schluck Schnaps auf der Stelle sterben mußte, und war nun entschlossen wie Jakob.

„Geht's nicht im Guten, dann im Bösen; wir zwingen ihn wohl, den alten Knaster.“

Und leise krochen sie zur Thür hinaus und schlichen über den Flur hinüber zur Thür auf der andern Seite und horchten mit angehaltenem Atem. Es war mäuschenstill. In diesem zweiten Stübchen des Gemeindehauses wohnte ihr einziger Hausgenosse, der alte Hildebrand, ein abgelebter schwindfüchtiger Weber, der jeden Tag sterben wollte, aber immer noch vom Schnaps erhalten wurde.

Leise zogen sie am Schnürchen, die Klinke hob sich, und die Thür drehte sich nach innen mit ganz leisem Geräusch. Hildebrand lag im Bett und schlief. Vorsichtig tastete Jakob unters Kopfkissen. Hildebrand machte eine Bewegung mit der Hand, und die Diebe fuhren zurück. Da er aber gleich wieder still blieb, begann Naz mit der Untersuchung des Strohsackes. Ungeschickt und gierig tippte und stieß er wiederholt an die Füße des Alten, bis dieser erwachte und voll Angst, noch ehe er die Augen völlig geöffnet: „Mörder, Diebe, Feuer, Wasser“ aus voller Kehle schrie. Die Rufe kamen aber nur kreischend, wie ein heiseres Geträchz heraus. Nachdem er sich mühsam aufgerichtet und die Gebrüder Sabisch erkannt, hielt er ein und sah sich verwundert im Stübchen um.

„Vater Hildebrand, gebt uns 'n Schluck Schnaps!“

„Hildebrand, 's brennt uns im Halse wie Feuer. Macht flink.“

„Gebt gutwillig, Hildebrand!“

Der alte Mann verfärbte sich; die letzten Tropfen Blut, die seinem Gesichte noch einen matten Schimmer von Farbe verliehen, wichen aus den hohlen Wangen. Unheimlich blickten die Augen in den tiefen Höhlen, und er ballte seine dürre Knochenfaust und fing wieder an zu kreischen:

„Ihr spitzbübischen Hunde, Euch 'n Schnaps! Ihr Faulenzer, geht betteln, und packt Euch 'raus aus meiner Kammer.“

Trotzdem tastete Jakob von neuem unter das Kopfkissen des Kranken, und gerade in dem Augenblicke, als er das kühle glitschrige Glas mit den Fingerspitzen berührte, fühlte er die Faust des alten Webers im Gesicht, daß ihm rote, grüne und blaue Funken um die Augen spritzten. Aber das Fläschchen ließ er nicht los, er riß es hervor. Dann faßte er den Alten an der Kehle, und Naz schlug mit seinen Fäusten drein, ohne darauf zu achten, wohin sie trafen. Natürlich konnte Hildebrand nichts thun, als sich in Schimpfen und Schmäreden zu erschöpfen; er ward dabei so matt, so schwach, daß man ihn kaum noch verstand.

Das Fläschchen war noch fast voll. Im Augenblick war es bis über die Hälfte geleert. Dieser Anblick trieb den Alten, seine letzten Kräfte aufzubieten und nach den Dieben zu schlagen und Stöße zu versuchen. Wütend darüber fielen sie noch einmal über ihn her und bearbeiteten ihn dermaßen, daß er sich bald winnend im Bett hin- und herkrümmte und mit gefalteten Händen zu Gott und allen Heiligen flehte, sie möchten ihn von den ruchlosen Burschen befreien. Aber je mehr er bat und winselte, desto mehr Lust fanden diese an ihrer grausamen Arbeit. Hatte der jäh hinuntergegoffene Korn sie so erregt, oder war es die Freude darüber, daß sie, die seit achtundzwanzig Jahren immer und immer von der ganzen Welt geprügelt worden, nun auch einmal zu schlagen Gelegenheit fanden? Als sie endlich nachließen, fiel Hildebrand dumpf wie ein Stück Holz in die Kissen, zitterte am ganzen Körper und ächzte nur noch ganz leise und weinte. Die Jungen schlichen hinaus und hörten noch, wie Hildebrand von seinem bösen Husten überfallen wurde, der so unheimlich, so hohl und erstickend durch die Thür scholl, daß es ihnen ganz kalt über den Rücken hinunterlief. Aber plötzlich ließ er nach, wie abgerissen. Dann war es still im ganzen Hause, totenstill. — —

„Wohin werd' wir heute?“ fragte Naz drüben.

Jakob antwortete nicht bald, trat an die Schublade, begann an einer verdorrten Brotkruste zu nagen und brummte schließlich mit vollem Munde:

„Wir gehn heut' nirgends.“

Naz war damit zufrieden, nahm ebenfalls ein Stück Brot und biß hinein. — So knusperten und knapperten sie wie hungrige Mäuse, und die Kohlmeisen kamen zahm und zutraulich herzugeflattert, trippelten auf der Tischplatte, und wenn sie ein Bröschchen erhaschten, schwirrten sie mit freudigem „Pink, Pink“ auf den Zweig, erfaßten es dort mit den Zehen und zerstückten es mit fleißigen Schnabelhieben.

Der Appetit der Musikanten war indessen bald gestillt. Die Köpfe,

die bis jetzt ganz in Ordnung schienen, fingen wieder an zu summen und zu glühen. Jakob legte den Schädel auf den Tisch und drückte ihn gegen die Kante, um durch den Druck die Schmerzen zu vertreiben, und Naz schob die heiße Stirn gegen die feuchte Fensterscheibe. Für den Augenblick that ihm dies ganz wohl. Aber die prickelnden Nadelstiche kehrten immer wieder, immer schneller und schmerzhafter. Am Ende empörten sich auch die Mägen und gaben die unverdauten Brotrinden wieder zurück. Das brachte einige Erleichterung, und sie kamen währenddessen zur Überzeugung, daß sie nur zu wenig Schnaps getrunken, um die Kopfschmerzen völlig zu bannen. Sofort waren sie sich klar darüber, was zu thun sei.

„Mir scheint, 's war noch 'n hübscher Tropfen dringeblichen.“

„Wenn 'n der Alte nur nicht ausgenuttschelt hätt'.“

Und sie schlichen abermals hinüber in Hildebrands Kammer, aber nicht so heimlich wie zuvor. Das Fläschchen stand noch, wo sie es hingestellt hatten. Ein ziemlicher Rest glicherte noch drin.

„Prost, Hildebrand,“ grunzte Jakob und nahm einen Schluck.

„Prost, Hildebrand,“ höhnte auch Naz und hob den Rest aus dem Glase.

Aber Hildebrand rührte sich nicht. Finster starrten seine großen Augen auf die Giebelwand, als hätt er dort etwas fixiert, etwa eine Fliege. Die Wangen waren noch etwas mehr eingefallen als gewöhnlich und kreidebleich. Der Mund stand offen, zwischen den vorgeschobenen Lippen lag die Zungenspitze, wie wenn er husten wollte. Die Finger krallten sich in die Betten.

„Bezahls Gott, Hildebrand!“ — Er regte sich nicht.

„Auf 'n Sonntag kriegt Ihr 'n Groschen für Euren Schnaps, Hildebrand!“ Er blieb stumm.

„Stehlen wollen wir Euch nichts, Hildebrand!“ Keine Antwort.

Und sie traten von geheimer Angst ergriffen näher ans Bett und sahen ihm in die starren Augen. Die Wimpern blieben steif. Naz faßte ihn an der Nase: „Hildebrand“ — — aber er fuhr bestürzt zurück, sie war kalt wie Eis. Ebenso die Hände. Es gelang ihnen nicht, sie von den Betten los zu machen. Jakob schrie ihm ins Ohr: „Hildebrand, Ihr schläft ja mit offenen Augen.“ Es sollte spöttisch klingen, aber die Stimme zitterte.

„'s Auge hat sich jetzt bewegt,“ behauptete Naz nach einer Weile, und sie rüttelten von neuem an seinen Händen. Vergeblich. — Da fingen sie an zu begreifen. Plötzlich waren sie ganz nüchtern, Kopf- und Magenschmerzen schwiegen.

„Er ist tot,“ murmelte Naz, und Schweiß trat ihm auf die Stirn in großen, schweren Tropfen.

„Dann hast Du 'n erschlagen.“

„Was, ich? Du bist's gewesen. Ich hab 'n bloß gehalten.“

Und leise, leise schlichen sie hinaus aus der Kammer, hinüber in ihre Stube, sanken ganz ratlos auf die Streu und stierten vor sich hin.

Wenn eine von den Weisen, die schon aufgeplustert im Geäst saßen, sich im Schlaf regte, oder wenn der Holzwurm im Tisch oder der Bretterdecke tickend bohrte, fuhren sie voll Schreck zusammen und schielten ängstlich auf Thür und Fenster. Endlich fiel es ihnen auf, daß die Sonne schon wieder verschwand.

„'s wird gar nicht ordentlich Tag.“

„Die Sonne kriecht wieder runter.“

„Daß wir nich etwa 'n ganzen Tag verbuselt haben und 's wird schon Abend?“

„Was wär auch weiter.“ — — —

„Ob er wirklich tot is?“

„Freilich wohl.“

„Geh mal 'nüber sehn, vielleicht schläft er doch bloß.“

„Geh Du, Du hast 'n totgeschlagen.“

„Naz, ich verhan Dich, wenn Du nich aufhörst.“

„Geh' wir miteinander.“

Und sie gingen zitternd, zagend und mit klopfenden Herzen.

Der Körper des alten Mannes war fast eiskalt. Das Herz klopfte nicht mehr, von Atmen keine Spur. Er war wirklich tot. Nun waren sie ganz sicher und schlichen voll Grausen und Schauder hinaus.

Lange hockten sie wieder stumm nebeneinander, voll unbeschreiblicher Angst und Furcht und bebten schon und zuckten zusammen, wenn einer so laut stöhnte oder atmete, daß es der andere vernahm.

Als es schon ganz grau durchs Stübchen ging, flüsterte Naz ganz leise und heimlich: „Ob die Toten wirklich wiederkommen?“

„Freilich kommen se.“

„Weißt Du's genau?“

„Ganz genau.“

„Nachher bleib ich nich meh' übernacht hle.“

„Ich auch nich.“

Doch blieben sie noch sitzen. Sie wagten nicht, sich zu rühren, weil sie sich vor dem eigenen Geräusch fürchteten. Naz sah bereits Gespenster. Er mochte die Augen schließen oder offen halten, er sah den alten Hildebrand vor sich und ward sein Bild nicht los. Er fing an zu beten, brachte jedoch das Vaterunser nicht mehr zusammen. Wenn er die Augen einmal öffnete, kam es ihm jedesmal vor, als ginge der Tote gerade hinaus und hätte die Faust auf ihn gerichtet.

Jakob hatte gegen ganz andere Gedanken zu kämpfen; ein anderer Kummer quälte ihn, von dem Naz noch gar nichts zu ahnen schien. Er zwang sie nicht allein, die bangen Gedanken, Naz mußte ihm helfen, und er sagte zu ihm: „Ob's uns an den Hals geht?“

Naz machte ein langes Gesicht, und es ward starr wie die Wand. Daran hatte er noch nicht gedacht. Aber er sah bald ein, um was es sich handelte, nickte verzweifelt mit dem Schädel und verzerrte die Lippen zu einem schmerzlichen Flunsch.

In der Stube und draußen war es still wie im Grabe. Einmal schwirrte eine Fledermaus um die Scheiben und schlug mit der Schnauze gegen das Glas, und es klorrte dumpf. Darüber erschrafen sie so, daß sie vor Entsetzen willenlos auffuhren und mit den Zähnen klapperten. Alle Haare standen ihnen zu Berge. Als es wieder still war, jammerte Jakob:

„Wir müssen fort.“

„Ich bleib hie nich meh'; aber wohin?“

„Wo uns niemand find't.“ — —

Dann war es ganz Nacht. Still und heimlich, mit angehaltenem Atem, schlüpfen sie hinaus, als sollte der Tote sie nicht hören. An der Hausthür aber stießen sie auf die Klinke, und es gab einen heiseren Bleckklang, der die Flüchtlinge so erschreckte, daß sie mit den Knien schlotterten und einen Augenblick sich nicht von der Stelle bewegen konnten. Sie mochten nicht einmal hinter sich sehen, weil sie meinten, der Tote käm ihnen nach. Naz war hinten gekommen, wollte aber nicht zuletzt aus dem Hause, er drängte vorwärts und stieß auf das Eisen.

Hinter dem Häuschen liefen sie in den Busch, ohne sich umzusehen, sie fürchteten immer noch die Verfolgung seitens des toten Hildebrand. Schon tief zwischen den Weiden und Haselsträuchen hielt Jakob plötzlich an, keuchend und ganz außer Atem stotterte er gebrochen und ganz mühsam die Worte hervor:

„Wir — mü — müssen noch einmal zurück.“

„Warum?“

„Die Koblmeisen verhungern sonst.“

„Ich geh nich mit.“

Und Jakob mußte allein zurück. Als er aber des Häuschens ansichtig wurde, wagte er sich nicht vor. Kalt und heiß lief es ihm über den Leib. Es flimmerte und zitterte so geisterhaft, geheimnisvoll um die Fenster. Das Häuschen sah ihn so fremd, so feindselig und drohend an. Er suchte Steine und warf nach den Scheiben. Wie ein tückisches Gelächter, wie Lachen und Weinen zugleich klorrten die prasselnden Scheiben. „Nun werden sie das Loch schon finden.“ Und er tauchte zurück in den Busch.

Unterdeſſen hatte Naz ſich einen Plan ausgedacht.

„Was meinteſt Du mit Amerika?“

„'s geht. Hab's auch ſchon gedacht.“

„Wie weit mag's ſein?“

„Hundert Meilen.“

„Dah! — Aber wir haben Zeit.“

„So vier Wochen ſind nötig. Ganz gut.“

„Wenn uns aber jemand erwiſcht?“

„Dummer Naz! Wer kennt uns denn? Und was wir gar machen? Gib mir Deine Jacke und Deine Hoſen, und Du nimmſt Dir meine. Nachher kennt uns ſchon gar niemand.“

Der Kleidertauſch war bald bewerkſtelligt, und dann traten ſie die Reiſe an in der Richtung auf den Reichenſteiner Gebirgswall zu, deſſen Gipfel, vor allem die Heidelkoppe, ſich mondlichtverſilberte Nebelhauben anzogen. So wanderten und wanderten ſie nach — Amerika. — —

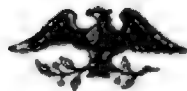
Am Mittage des nächſten Tages wurde der alte Hildebrand von der Botenfrau, die zur gewohnten Stunde kam, um ihm die Mittagſuppe zu bringen, tot im Bett gefunden. Sie erſchrak darüber ſo heftig, daß ſie den Krug aus der Hand fallen und in Scherben brechen ließ. Sie wiſchte die Suppe auf, warf die Scherben hinter den Ofen und ging davon. Am dritten Tage ward der Tote begraben. Niemand kümmerte ſich, auf welche Weiſe er geſtorben. Niemand weinte. Ein Mann in dieſen Jahren und dieſer Verfaſſung konnte jeden Augenblick einſchlafen, um nimmer aufzuwachen.

Das Fehlen der Sabiſch-Jungen beim Begräbniß wurde zwar bemerkt, aber nicht als eine Liebloſigkeit oder etwas Verdächtigendes empfunden. Wo konnten ſie anders ſein als auf einer Kunſtreiſe, von der ſie wie gewöhnlich erſt nach mehreren Tagen heimkehren würden?

Erſt nach vielen, vielen Wochen fiel es auf, daß ſie ſich gar nicht mehr ſehen ließen. Ehe man zur ſicheren Überzeugung von ihrem spurloſen Verſchwinden gelangte, war der erſte Schnee gefallen. Aber kein Menſch nahm ſich die Mühe, nach ihnen zu forſchen. Vielleicht ſaßen ſie irgendwo hinter Schloß und Riegel. Lange Finger hatten ſie ja. Oder ſie waren ertrunken, erfroren. Wozu ſollte die Gemeinde ſich darum kümmern? kamen ſie nicht mehr zurück, ſo hatte ſie monatlich 6 Mark weniger Armengeld zu zahlen. Waren ſie irgendwo eingesperrt oder umgekommen, dann hätte die Gemeinde am Ende Verpflegungskosten, Begräbnißgelder u. dergl. erſetzen müſſen. Also lieber ſtill ſein. Möchten ſie bleiben, wo ſie wollten. — —

Nur ein einziger machte ſich manchmal Gedanken über den Verbleib

der Sabisch-Jungen, ein alter grauköpfiger Fischer. Wenn er im nächsten Frühjahr stundenlang mit der Angel am Fischeiche saß, meinte er oft im Wasser ein seltsames Wimmern und Weinen zu vernehmen. Und wenn er Morgen für Morgen am Nachthaken einen Hecht fand, einen immer größer als den andern, schüttelte er den Kopf und murmelte dumpf in seinen Bart: „So fett sind die Hecht' seit zwanzig Jahren nicht gewesen. Dazumalen hatte sich der dicke Amtmann hier ersäuft. Wir fanden beim Schlämmen bloß noch die Knochen. Wer weiß, wer weiß?“





Marionetten-Theater.

Von Peter Altenberg.

(Wim.)

Der alte Herr kam mit der vierjährigen Enkelin Rosita aus dem Puppen-theater.

Er war krebsrot. Dazu die weißen Haare, wirklich Frühling im Winter.

„Wer das nicht gesehen hat — — —!“ sagte er und blickte ganz schief auf Rosita.

„Ich wäre gerne mitgegangen, natürlich,“ sagte die junge blasse Mama, welche den Erdapfel-Salat für Rosita mit Essig anmachte und die beiden gelben Fläschchen gegen das Licht der Lampe hielt, um sich nicht zu irren. Niemand in der Welt kennt Öl und Essig auseinander. Immer sagt einer: „Nun, was glaubst Du, dies ist natürlich Essig.“ „Dieses?! Keine Spur,“ erwidert man.

„Sehr gerne wäre ich mitgegangen. Selbstverständlich. Aber Du mit Rosie, ein Liebespaar! Und diese Exaltationen! Erzähle übrigens, Rosita.“

„Ich war in einem Theater — — —.“

„Nun und — — —?!“

„Und ich war in einem Theater!“

„Wenn Du dumm bist — — —?!“

Peter A. erwiderte der Dame: „Ich war in einem Theater. Alles liegt darin. Braucht man mehr zu sagen?! Wie ein Genie drückt sie sich aus. Süße! Feine! Zarte! Mehr braucht man nicht zu sagen: Ich war in einem Theater.“

„Gehe zu Deinem Peter, der versteht Dich,“ sagte die Dame glücklich und stolz und ließ das Kind von ihrem Schoße herab. Dann schnitt sie das Fleisch für Rosita in kleine Stücke. „Willst Du Erdapfel-Salat oder grüne Erbsen?!“

„Zuerst Salat — — —.“

„Hat sie nicht hinaus wollen?!“ fragte die Dame.

„Nein,“ erwiderte der alte Herr, „wir haben alles früher besorgt.“

Die Dame saß da, die Arme hingen gleichsam weß herab. Sie dachte: „Ich habe ihn heute Nachmittag wiedergesehen, den Feind meines Lebens!“

Oh welcher Feind ist es. So muß Absinth wirken. Es zerstört mein Nervensystem. Wie eine fixe Idee der Seele ist es. Ein Symptom von Zerrüttungen. Statt frei zu sein, gebunden! Das ist es. An mein Leben schleicht er heran und knebelt es. Ich hätte mitgehen sollen mit meinem Kinde — — —.“

Der Großvater saß da, krebssrot: „Wer Rosie heute nicht gesehen hat — — —!? Schön dumm bist Du, Hanny. Immer Besorgungen, Wege — — —.“

Der alte Herr war ganz voll von Liebe, angetrunken mit Liebe, welche ihm Jugend gab und namenloses Glück, Vergessen. Wie einer war er, der Laute schlägt vor der schönen wundervollen Welt, in welcher viele krause Schicksale sind, die verlöschen können bei einem Frühlings-Hauche. Er fühlte: „Meine Tochter ist mäßig verheiratet, immer präoccupiert, bedenklich in allem. Was macht es?! Rosita kam auf die Welt!“

Rosie saß auf Herrn Peters Schoße. Er küßte sanft ihre goldenen Haare.

„Eljén,“ rief sie und trank ihm zu.

„Wer macht es denn immer so?!“ sagte die Dame.

„Der da!“ sagte Rosita und zeigte auf den alten Herrn.

„Liebe, Süße, Zarteste — — —,“ sagte Herr Peter und drückte sie sanft an sich.

„Hast Du schon dem Großpapa gedankt?!“ fragte die Dame gereizt, „gewiß nicht!?“

„Ja, ich habe — — —. Nein, ich habe noch nicht.“

Peter küßte ihre seidenen Haare. Er fühlte: „Wem braucht sie zu danken?! Wir müssen ihre Händchen mit Küßen bedecken, weil sie uns giebt und giebt und giebt. Ganz krebssrot ist der alte Herr vor Geschenken, und ich selbst bin warm in meinem Herzen.“

Der alte Herr fühlte: „Sich bedanken?! Oh Gott.“

„Gehe hin, bedanke Dich,“ sagte die Dame, welche vom Feinde ihres Lebens besessen war wie vom Teufel und zu keiner Raison kommen konnte. Eine Jugendliebe nennen es die Unbetheiligten, etwas von damals. Aber den Betheiligten frisst es sich hinein wie ein Vorkenkäfer, gräbt Gänge in das Mark, unterminiert, bringt innerlich zu Falle. Frei ist man keinesfalls. Bedrängt von sich selbst.

„Bedanke Dich, nun, wird es?!“

Diese Worte „bedanke Dich, bedanke Dich, bedanke Dich — — —,“ waren wie Schüsse in den Frieden. Hole der Teufel das „bedanke Dich“. Wie ein Gespenst stellt es sich auf. Gar keinen Inhalt hat es. Knöchern. Immer diese Lüge „bedanke Dich“. Alle bringt es in Verlegenheit.

„Kusch!“ sagte Peter Altenberg innerlich, „so halte doch Dein Maul!“

Zu Rosita sagte er: „Sage es ihm ins Ohr, ganz leise.“

„Großpapa, ich muß Dir etwas ins Ohr sagen.“

Der alte Herr hörte nur: „bf bf bf bf bf — — —.“

Er war ganz verlegen. Außerdem kitzelte es ihn. Von Dankesworten keine Spur.

Die Mama sagte: „Das ist eine Raffinierte. Ich weiß nicht, wie es werden wird. Immer nehmen und nehmen und nehmen. Wer wird es sich gefallen lassen?!“

„Die alten Herren und die Dichter!“ erwiderte Herr Peter und drückte das geliebte Geschöpfchen sanft an sich. Dann sagte er hart und aggressiv: „Die Reichen überhaupt! Die, die nicht mehr betteln am Wege des Lebens, die Vollen, die, die Wärme aufgespeichert haben und ausstrahlen können wie die Sonne, die Unabhängigen der Seele, die Mündigen, die nicht mehr greinen um Liebe wie kleine Kinder um Milch und Ruhe, die Großen des Reiches, welche in der Lage sind, auf das armselige Nehmen verzichten zu können, die Könige, jawohl, die Könige, welche vom Geben leben! Siehe, Krebsrot sind wir vor Liebe!“

Die junge Frau dachte: „Alt oder verrückt muß man sein. Wir aber sind zu jung geblieben. Was können wir dafür?! Säfte saugen wir noch ein wie ein Sommerbäumchen. Die Natur berauben wir, um zu sein. Und übrigens, die Erde hat auch noch einen heißen Kern, und die Rauchfänge desselben verschütten blühende Ortschaften. Nicht?! Feind meines Lebens, Brand meiner Seele, Edgar, Geliebter, in Jugend hältst Du mich, läßt mich nicht altern!“

Alle saßen schweigend.

„Rosie, sei nicht ungezogen. Du wirst Herrn Peter zu schwer werden. Überhaupt, gehe schlafen. Ich glaube, es war ein schöner Tag für Dich.“

„Wo warst Du heute?!“ fragte Peter Altenberg.

„Ich war in einem Theater!“

„Wo warst Du?!“ sagte er, denn er wollte es hunderttausendmal hören.

„In einem Theater war ich!“

„Gute Nacht, mein süßes Leben,“ sagte der Krebsrote mit den weißen Haaren und war ganz weg.

Rosie zog sich bei offenen Thüren aus, stand splitternaht, zog das Nachthemd an, legte sich in ihr Bettchen, schlief gleich ein. Alle saßen schweigend. Die Arme der jungen Frau hingen herab wie weh.

Peter A. fühlte: „Leben, ich verneige mich vor Dir! Zwei Augen, zwei Ohren besitze ich, ich Kaiser!“

Der alte Herr saß Krebsrot da. Er sagte: „Gott, wer heute dieses Kind nicht gesehen hat — — —!“

Die Dame fühlte: „Feindseliger meines Lebens! Mit Dir hätte ich Rosita zeugen sollen! Mit Dir, verstehst Du mich?! Gerade mit Dir!“

Sie sagte: „Was würde aus Rosita bei Euch Beiden werden?! Gut, daß wir bald abreisen. Diese Veränderungen. Von einer Hand in die andere. Für Kinder ist es nichts. Sie debauchieren.“

Die beiden Herren waren verlegen wie Schulknaben.

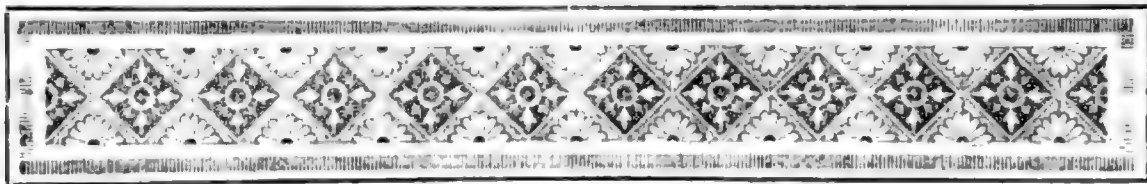
Herr Peter blickte die junge Frau an: „Friedlose! Woran gehst Du vorüber?! Immer strenge und gemessen. Nie eine Kapriole.“ Dann nahm er den kleinen silbernen Löffel, welcher die Ehre gehabt hatte, sich in Rosies Munde zu befinden, und drückte ihn an seine Lippen.

Der Großvater wurde ganz verlegen. Jeder versteht nur seine eigene Poesie. Die junge Frau lächelte glücklich: „Wirklich, ein Narr sind Sie. Wie Sie möchte ich sein, Herr Peter, eine freie Seele im Raume!“

Rosie träumte im Nebenzimmer: „Ohohoho! In einem Theater war ich!“

Die alte Kinderfrau dachte: „Unruhig schläft sie. Lauter unnötige Dinge. Die schleppen sie ins Theater, um eine Hez zu haben. Kinder brauchen Ordnung. Unsere Frau ist gescheit, nicht so verrückt. Wer hat die Plage davon?! Ich.“





Ola Hansson,

Von Rudolf Klein.

(Hüsseldorf.)

Während Zola — das Erbe Balzacs angetreten — auf dem Felde der objektiven Naturschilderung unter lärmenden Beifallssalven seine aus dem Geist der Zeit gewonnenen Siege focht, sproßten im Stillen die Keime einer anderen Kunst, die der Zolas noch bei Lebzeiten den Kampf aufs Messer liefern sollte: in den Gebrüdern Goncourt regte sich zum ersten Mal das Bedürfnis zur Schilderung von états d'âme, hervorgegangen aus einem neuen Geist, einer neuen Gehirnverfassung, dem esprit d'analyse, diesem Selbstspionagenfaktor, der die Spaltung des Ich bewies und beständig auf der Lauer lag, jede Empfindung, die in die Nervenphäre geriet, zu notieren. Er war der große Zerstörer, doch gleichzeitig der große Reformator: er zerstörte den unmittelbaren Lebensgenuß und nahm somit unseren Kunstwerken die Größe, aber er reformierte die Kritik, unser Vierteljahrhundert ausschließlich zum kritischen machend, kurzum er machte die Kunst zur Kritik und die Kritik zur Kunst.

Auf gallischem Boden jedoch, dem Lande des esprit, da man immer mit dem Verstande Jongleurkunststücke aufgeführt, konnte diese Gehirnverfassung keine samenfrüchtige Frucht reifen; denn die schöpferische Sensibilität blieb, da alle Eindrücke erst das Bewußtsein passierten, peripherisch, und somit das Kunstzeugnis unorganisch. Kunst und Kritik kamen nicht über psychologische Filigranarbeit hinaus bei Paul Bourget, dem sophistischen Vertreter dieser Richtung. Die Kunst konnte auf diesem Standpunkt nicht stehen bleiben, und so kam aus germanischem Blute Rettung, der Bläme Maurice Maeterlinck ging als neuer Stern auf. Mit der ganzen modernen Verfeinerung und dennoch sozusagen atavistisch, als Reaktion gegen die Gehirnsensibilität der Gallier, trat er, ganz Instinkt, ganz naives Rückenmark, der Natur gegenüber und löste in sprühenden Symbolen die heißen Schauer aus, mit denen die Landschaft seine Nerven erschüttert.

Damit war viel gewonnen, doch konnte, da bei der gänzlichen Abstellung des Intellekts die Menschen bei ihm über eine pantomimische Schattenhaftigkeit nicht hinauskamen, die Kunst auch hierbei nicht stehen bleiben, denn das Verlorene wurde durch die gewaltige Lyrik allein auch nicht ersetzt, und so mußte denn Ola Hansson erscheinen, Ola Hansson, die organische Verschmelzung von Bourget und Maeterlinck, um die Lösung der neuen Kunst, die organische Vereinigung von Wissenschaft und Dichtung, die psycho-physiologische Kunst zu verkörpern.

* * *

Es war in den letzten Tagen des Naturalismus, als Ola Hansson wie eine Rakete am nächtigen Himmel aufstieg und die weichen blaugrünen Leuchtugeln seiner Seher-Seele in zwei Werken niedersinken ließ, die an Macht und Tiefe gleich, seine bedeutendsten geblieben sind: „Sensitiva“ und „Parias“. —

Es ist eine nicht zu leugnende Tatsache, daß das Ich-Bewußtsein das geheime Spiel und die visionären Kräfte der Seele hemmt — d. Traum beweist es. Bei der modernen Gehirnverfassung nun, die eine Spaltung des Ich herbeigeführt und die Nervencentren geteilt funktionieren läßt, trat die Seele wieder in ihre Rechte. In ihrer ganzen Übersensitivität arbeitet sie als reiner Reflexmotor, ohne jede Bewußtseinskontrolle. Durch irgendwelchen Anlaß, sei er zeitlicher oder räumlicher Natur, wird das entsprechende Residuum aus dem Unbewußten, diesem dunklen Seelenchaos, ausgelöst, ungeachtet der Folgen, die es nach sich zieht. In Hansson wurden zum ersten Male diese geheimen Triebe bewußt und künstlerisch gestaltet. Als durch Generationen dem Plasma angeerbte Eigenschaften schlummern sie auf dem Grund der Seele, wie die Blüten jener insektenfressenden Pflanzen, die sich mechanisch schließen, wenn ein solches in ihren Reich gerät. Aus diesen organischen Voraussetzungen entstanden die Novellensammlungen, „Sensitiva“ und „Parias“.

Es ist etwas Eigentümliches um diese beiden Bücher, deren Gestalten so unproportional und riesengroß vor einem auswachsen und dennoch scharf umrissen wie die Silhouette einer Nachtlandschaft, die man sich in der dunklen Tiefe eines Teiches spiegeln sieht, über den man lautlos im Rahn dahingleitet, während im gleichen Augenblick ein Blitzstrahl das Dunkel spaltet, und man für eine Sekunde den wunderbaren Organismus des ewig dunklen Seelenrätsels in seinem geheimen Räderwerk funktionieren sieht, um gleich darauf mit in die Hoffnungslosigkeit dieses Fatalismus zu versinken.

Wie Hansson das erreicht, ist schwer zu sagen. Es ist die gewaltige Intuition seiner Seele, die, vom Intellekt geleitet, doch nicht bevormundet,

sich in diese Tiefen hinabläßt und das Geahnte dann in einem Stil verkörpert, der dem Leser für den Augenblick wieder die geheimen Schleusen öffnet und Fäden mit der Weltseele spinnt, dessen willenlose Kinder wir sind. Bei Hansson erreicht in der ganzen Litteratur zum ersten Mal das Wort als Produkt dieser psycho-physischen Voraussetzungen organische Wärme, es zuckt vor einem wie ein eben ausgetragener Embryo.

* * *

Während in sämtlichen Novellen der „Sensitiva“ der Mann immer derselbe, an dessen empfindlicher Seele die Experimente vollzogen werden, und das Weib eigentlich nur Mittel zum Zweck, war zu erwarten, daß dieser sensitive Erotiker sich demnächst eingehend mit dem Weibe beschäftigen würde.

Da die Frauenfrage in der Luft lag und die Köpfe reichlich verdrehte, rief Hansson mit Recht in der Vorrede zu seinem folgenden Werk „Alltagsfrauen“ aus: Die moderne Litteratur ist zwar voll vom Weibe, doch nicht vom Weib als Eva, als Geschlecht; von welchem Standpunkt aus er sich dann der Sache näherte. Er stellt sich weder auf den Standpunkt Strindbergs, noch den Björnsons, ihm ist das Weib in diesem Werk eine psychosexuell Erkrankte. Er sieht den Hauptgrund der modernen Frauenbestrebungen (sofern sie nicht durch soziale Not dazu gezwungen werden, was bei den Verfechtern der Idee ja fast nie der Fall ist) in einem seelischen Unbefriedigtsein, oder einem Mangel an Befriedigungsfähigkeit. Von diesem Standpunkt aus deckt er die Ursachen auf, die diese Frauen zu dem gemacht haben, was sie in dem Augenblick waren, als sie ihm begegneten. Über dem ganzen Buche liegt eine eigentümliche Stimmung. Es ist eine Spitalluft, ein Ruch von Jodoform und Carbol, der einem aus diesem Buch entgegenschlägt, und wir sehen Hansson mit dem Seciermesser arbeiten, innere stechende Eiterbeulen aufschneiden und seelische Krebsrosen bepinseln, wie einen Arzt im Krankenzimmer mit matt gedämpftem Licht. Und auf dem Operationsbett liegen diese Weiber, einen kranken feuchtwarmen erotischen Dunstkreis um sich verbreitend, sich verzehrend in innerer unstillbarer Blut, weil das Befriedigungsvermögen in seinem Centrum zerstört ist.

Es ist um diese Weiber etwas Eigentümliches; obgleich ihnen nichts von dem hergebracht Schönen, Anziehendem des Weibes anhaftet, nichts von dem Ewig-Weiblichen, erregen sie dennoch, sie, diese Sphinx, Rätsel, und Ungeheuer, diese gefährlichen Tiere in schneeweißem Leib und langem Haar, die locken um zu töten und beißen mit holden Bissen, dennoch das größte Interesse des Erotikers. Es ist fast etwas wie um die geheimen Lüste des Satanismus, minus seines religiösen Zubehörs natürlich.

* * *

Auf diesem Wege jedoch, dem der psycho-physiologischen Sexualanalyse, war die Kunst Hanssons einen Augenblick ernstlich bedroht, und ließ das Interesse wanken, ich erinnere nur an Novellen wie „Ausgeschlossen“.

Mir scheint, als ob Hansson sich dessen selbst bewußt geworden und so läßt sich denn von dem Augenblick an eine ganz neue Phase datieren. Mit „Frau Esther Bruce“ und „Vor der Ehe“ griff er, der vorher nur seelische Zustände geschildert oder analysiert, auf das Gebiet des alten Romans zurück. Bei der Lektüre dieser Bücher konnte es einem gar seltsam ergehen. Wenn man umher ging und an Hansson dachte, in der Erinnerung seiner ersten Novellen und gesammelten Essays, die auf jenen hellen lyrischen Akkord gestimmt waren, der gleich den Gesängen Zarathustras die Seele wie mit geheimem Zauberstab berührt und sie einwiegt in die dionysischen Rhythmen weltentrückter Sehnsuchtsphären, deren Rausch das Blut heiß und trunken macht wie der Klang fieberischer Geigen, so konnte man sich einer Enttäuschung nicht erwehren, vor allem bei „Vor der Ehe“. Man sah sogleich, daß bei diesem Roman nicht am Verfasser, sondern am Stoff die Schuld lag. So sensitive Lyriker und subjektive Adelsmänner wie Hansson können nur auf dem Gebiet der rein lyrischen Novelle und des modernen Essay mit Erfolg thätig sein, in denen neben der zu schildernden Figur oder dem zu analysierenden Dichter ihre Seele von Satz zu Satz mitspricht wie ein unsichtbarer Chor.

So war es bei Hanssons früheren Arbeiten, und da dies diesmal wegfiel, erfüllte trotz aller Feinheiten der Roman „Vor der Ehe“ die Erwartungen nicht, mit denen man jedes neue Buch von ihm in die Hand nimmt. Es hätte ihn auch ein anderer Skandinave schreiben können. In „Frau Esther Bruce“ jedoch erkannte man Hansson bald als den alten Auserlesenen wieder, der diesmal nur in gewechseltem Gewande einherging. Während Hansson in seinen „Alltagsfrauen“ das Weib als psychisch-sexuell Erkrankte schilderte und so gewissermaßen in etwas Stellung gegen Strindbergs einseitige misogynne Weibauffassung nahm, vertritt er in diesem Buche vollständig den entgegengesetzten Standpunkt. Dieser Roman ist einer der feinsten Beiträge zur Psychologie des Weibes, die die moderne Litteratur besitzt. Das Weib ist ein Wesen, dessen seelisches Zur-Blüte-Kommen in den meisten Fällen ganz von dem Manne abhängt, in dessen Hände es gerät, es ist Wachs in seinen Händen. Auch könnte man sagen, das Weib steigt oder fällt mit dem Manne, um hiervon gleich einen weiteren Schluß zu ziehen, denn gerade diese, durch den Mann direkt oder indirekt seelisch gefallenen, seelisch geschädigten Weiber sind es, die mit dem einmal in ihrem Herzen entfachten Bösen am Manne zur Amazone werden und die Objekte der Misogynen abgeben — das gerade Gegenteil hiervon ist Frau

Esther Bruce. Sie gehört zu den seltenen Frauen, die mit einer wunderbaren geheimen Kraft ihrer Frauenseele dem Manne im Guten von Anfang an so unendlich überlegen sind. Sie gehört zu jenen Frauen, die durch ihre Persönlichkeit, nicht durch angelernte Kenntnisse etwas bedeuten, jenen Frauen, die heutzutage immer seltener werden. Und diese Kraft ihrer Seele war so stark, daß selbst ein Vieh von Mann sie nicht zu knicken vermochte, geschweige denn sie zu sich in den Schlamm zu ziehen. Nur etwas ist in ihr gestorben, sie kann sich nicht noch einmal mit dem Manne verbinden, sie hat nicht die Kraft; oder ist es eine unbewußte, instinktiv gewordene Furcht, die sie zurückbeben läßt. Selbst da, als sie noch einmal liebt, entsagt sie. Der sie liebende Mann ist ihr gegenüber so unscheinbar und linksch, wie ein bittender Sohn einer welterfahrenen Mutter. Diese Frau, die nur die frühe Morgenstunde liebt, wenn die Natur taufrisch aus dem Schlaf erwacht, und die kühle Dämmerstunde des Abends, scheint trotz ihres Lebensschiffbruchs dennoch die Lebensruhe gefunden zu haben, wie jenes schwarzumhüllte Weib auf Böcklins „Villa am Meere“, über dessen Haupt der Lebenssturm dahin fährt, die ihn aber nicht mehr hört, denn in ihr ist zu viel Tiefe, zu viel Ruhe. — In diesem Buche ist die Psychologie nicht fingerdick aufgetragen, weil es keinen Stoff enthält, dessen Psychologie selbst ungeschickte Finger zu greifen vermögen, in diesem Buche klopft sie leise und warm unter dem Worte, wie die Pulse des Lebens in einem atmenden ruhenden Organismus.

Von gleich feinem Werte sind die Novellen „Meervögel“ und im „Guldbreann“. In ihnen kehrt der sensitive Erotiker wieder, der als unpersonifizierter Schatten in der „Sensitiva“ all die gigantischen Geschichten erlebt. Die Haupteigenschaften dieser Bücher jedoch, das Gestalten des geheimen Wachsens der unbewußten Gefühle, hier näher zu erörtern, möchte ich mir für das nächste Buch „Der Weg zum Leben“ aufsparen, da es dort noch in weit intensiverem Maße geschieht. Eins jedoch sei hier erwähnt, da es nirgends sonst so deutlich zu Tage tritt wie bei „Meervögel“ — das Verhältnis zwischen Landschaft und Menschen. In dieser Novelle sind Landschaft und Menschen ein ineinander gewachsener Organismus, der rein vegetativ existiert und zwischen Schlafen, Essen, Baden ein rein unbewußtes Seelenleben führt, die Menschen scheinen die biologische Fortsetzung der Landschaft.

* * *

Wer von der Produktion Hanssons, die nach den Alltagsfrauen erschien, weniger entzückt war, und es gibt solche, der findet volle Genugthuung für seine Erwartungen in Hanssons neuestem Buche „Der Weg zum Leben“. Dieses Buch ist mir für Hansson in jeder Beziehung eins der bedeutungs-

vollsten. An Stelle der wetterleuchtenden Genialität der „Sensitiva“ und „Parias“ finden wir hier eine Atmosphäre wie der feimwarne feuchtschwangere Humus sie unter der rauchenden Frühlingssonne ausatmet. Hier ist zum ersten Mal das geheime Wachsen der Leidenschaften im Unbewußten aufgedeckt von jenem ersten Augenblick an, da das Wechselverhältnis zwischen Leiblichem und Seelischem durch irgend einen Anlaß den ersten Anstoß zu einer Leidenschaft erhielt, bis zu dem Augenblick, da sie ausgelebt abstirbt. Hansson hat hier jene spinnwebfeinen Empfindungen zu fassen bekommen, die nur wie ein Schatten über die Seele gleiten, ohne daß das tragende Individuum sich dessen bewußt würde. Hansson hat oft geschrieben: die ganze Litteratur ist voll von der Liebe, doch niemals, daß man das geheime Entstehen derselben geschildert fände. In diesem Buche, in der Novelle „Der Weg zum Leben“ und „Amors Rache“ geschieht es. Die Leidenschaft ist hier etwas pan-genetisch Wachsendes — das Schwierigste war natürlich, den ersten Zellenansatz zu belauschen. Hansson hat ihn wunderbar fixiert in beiden.

Die Ursache, warum vor ihm kein anderer dies gethan, ist die: die besten unter den modernen Dichtern sind experimentelle Psychologen, selbst ihr großer Vorläufer Edgar Poe, daher verschmilzt Dichtung und Kritik bei ihnen in eins, an Stelle des Gestaltens tritt erklärende feuilletonistische Verzierung; Hansson hingegen ist intuitiver Physiologe, daher läuft Dichtung und Kritik als Doppelast derselben Wurzel parallel und giebt jedem für sich die unvergleichlich hohe Bedeutung als organisches Kunstwerk. Hanssons ganze Produktion gleicht jedesmal einem gleichsam mit Urschleim überzogenen Organismus, in dem das Leben klopft und pulst wie der Fötus in der immer gleichen Wärme der Eihautblase. Bei niemandem außer Hansson findet sich diese uterine Fähigkeit, psycho-physiologisch zu gestalten.

Diese Fähigkeit, die ihn immer zur tiefen, innerlichen Synthese treibt, war es, die ihn als Gegensatz zu dem zur Analyse sonst allein befähigten modernen Geist eine Sonderstellung einnehmen, und was uns betreffs seiner Stellung zum Leben nicht klar werden ließ. Von außerordentlichem Interesse war für mich daher die Novelle „Der Punkt des Archimedes“. Ich habe lange auf sie gewartet. Zu Anfang dieser Untersuchung sprach ich von der neuen Gehirnverfassung, dem esprit d'analyse als dem Urheber der kritischen Kunst und künstlerischen Kritik und dem Zerstörer der Lebensfähigkeit. Er war es, der infolge der Sensationsgier der nie ruhenden Nerven den neuen Roman aufbrachte, den analytischen, subjektiven, selbstbiographischen, in dem der Autor als Künstler und Kritiker gleichzeitig auftrat. Da diese Romane das beste Rückschlusmaterial auf die Persönlich-

keit ihres Autors sind, habe ich lange auf einen solchen bei Hansson gewartet. Doch er kam nicht. In ihm lief der Doppelstamm des Dichters und Kritikers von Anfang an parallel, sie vernichten sich nie, und so war dieser Rückschluß weit unsicherer. Freilich waren Werke wie „Sensitiva“ und „Parias“ Äquivalente für seine Seele, von denen man rekonstruktiv auf den Organismus schließen konnte. Aber es waren keine Werke, von denen man auf das Allerpersönlichste schließen konnte, auf das, was den spezifischen Duft verschiedener Pflanzen derselben Art ausmacht, welcher Duft doch jedesmal sein eigenes Stoffliches voraussetzt. Diese Romane waren der beste Wegweiser für die Lebensfähigkeit ihrer Autoren. Während man bei Bourget immer wieder den Dilettanten findet, dem das unmittelbarste Genußvermögen weggetrocknet ist, und Huysmans seine Helden auf die Pilgerung nach ungekannten neuen Reizen schickt, die die nimmerruhenden modernen Nerven narkotisieren sollen, fand ich von alledem bei Hansson nichts. Es schien fast Absicht. Nur einmal, in der Novelle „Heimlos“ ist es ungefähr verkörpert, doch schließt Hansson da die Tatsache aus einer ganz anderen Ursache. Einen leichten Anflug daran fand ich sodann in der Novelle „Meervögel“ — nun jedoch liegt es klar vor in „Der Punkt des Archimedes“. — Wir sehen aus ihr, daß auch in Hanssons Seele der unheilvolle Riß klappt, dessen Unglück die Mehrzahl der modernen Dichter so weinerlich sentimental besingt. Aber bei Hansson tritt sie uns mehr nur als eine Heimlosigkeit entgegen, gegen die der Künstler — das ist das Charakteristische — nicht etwa in immer neuen Sensationen oder religiöser Schwärmerei Genesung oder doch Befriedigung sucht, sondern in der versteinerten Einsamkeit des Gebirges, um in dieser Ruhe aus dem Grund seiner Seele die Blasen des inneren Friedens aufsteigen zu fühlen, und die Fäden mit dem All zu knüpfen, die zum Leben auf immer zerschnitten sind; er sitzt nicht mehr unmittelbar im Leben, doch er irrt auch nicht trostlos in ihm umher, er sitzt auf einem einsamen Felsen über ihm, und wird nicht müde, in diesem Sommer Sonnenuntergangsfrieden so zu sitzen. In der Novelle „Vom Tode“ blüht der elektrische Funke einen Augenblick aus dem All und dem Individuum, um sie für eine Sekunde zu vereinigen, während der Angelusfriede seine Fittige so gewaltig ausbreitet, als seien es die dem müden Lebenswanderer willkommenen des Todes.

Hier hat Hansson wieder die Tiefe erreicht, von der er in der „Sensitiva“ ausging. Und das ist das Bedeutungsvollste, hier ist zum ersten Mal in der modernen Litteratur das Glück, die Lebensruhe, der Friede. Es schien immer, als ob die höchste Verfeinerung etwas Krankhaftes sei und Glück und Frieden ausschloße, hier beweist Hansson zum ersten

Mal das Gegenteil. Hansson findet hier das, was Bourget und Guynmans, diese unglücklichen Skeptiker, vergeblich in religiöser Reaktion suchen, den inneren Frieden, den Frieden der „Toteninsel“ und der „Gefilde der Seligen“.

* * *

Nun bliebe noch der zweite, doch nicht minder wichtige Punkt der Hansson'schen Produktion, seine eminent feinen Kritiken. Ohne Zweifel gebührt Hansson unter sämtlichen zeitgenössischen Kritikern die erste Stelle. Es giebt heute verschiedene Arten der Kritik. Die, die schulmeisternd dem Künstler Vorschriften macht und das Kunstwerk detaillistisch auf seine Qualität prüft, ist so ziemlich veraltet, und wird heute, wenn es sich um ernste Fragen der Kritik handelt, nicht mehr mitgezählt. Die neue Kritik, von naturwissenschaftlicher Methode ausgehend, befaßte sich zuerst nur mit dem Künstler als Kassetypus und Produkt des Milieu; dann ging sie eine Stufe weiter, sie suchte den reinpersönlichen Duft zu fassen: die Einen impressionistisch neubildend, die Andern dies mit analytischem Aufdecken der physiologischen Ursachen verbindend, aus denen dieses Allerpersönlichste hervorgehen konnte und mußte, das Ganze dann zur Porträtbüste abgießend. Zu diesen gehört Hansson. Hanssons Kritiken, auf demselben Wege entstehend wie seine Dichtungen, dem intuitiv physiologischen, sind diesen als Kunstwerk völlig kongenial. Sie sind ebenso wertvoll als Kunstwerk, wie als wissenschaftlicher Beitrag zur Geschichte der Zeitpsychologie unerseßlich. Niemand fühlt mit solcher Sicherheit jede neueste Richtung, wenn sie noch, als unsichtbare Miasmen in der Luft liegend, im Entstehen begriffen ist, und formuliert sie so geschickt wie er. Hansson ist der sensitivste Organismus der ganzen gegenwärtigen Generation, und daher seine Seele der sicherste Gradmesser ästhetischer Werte. Er nimmt die Eindrücke eines Kunstwerks in sich auf und löst sie als neugewachsenen Organismus wieder von sich ab, der deutlich die Physiognomie des Künstlers trägt, und an dem sich jede Ursache seiner Erscheinung nachweisen läßt.

* * *

Eine Persönlichkeit wie die Hanssons voll zu erschöpfen, konnte nicht im Rahmen dieses gedrängten Überblicks geschehen, das sei anderer Gelegenheit und einer geschickteren Hand überlassen.

Wenn wir aber nun zum Schluß einen Rückblick auf Hansson als Zeitererscheinung werfen, so fragen wir uns unwillkürlich: Wie steht es denn um ihn her? Ist er ein Vorläufertypus, der eine neue Schule im Kielwasser hat u. u., so ist das ein trostloser Umblick. Nie wohl ist die Litteratur

so voller Reime, und doch so ratlos und verdorrungsnahе gewesen, wie am Ende unseres Jahrhunderts. Als Fortsetzung auf dem Wege der physiologischen Seelenentwicklung ließe sich nach Hansson Przybyszewski bezeichnen. Bei ihm ist an Stelle des bei Hansson wieder ausgeheilten Ich die völlige Auflösung getreten. Er ist ein Nicht-Ich, ein Komplex fixer Ideen, der Übermensch, der Niedergang. Und aus dieser Asche der Moderne hebt sich als neuer Vogel Phönix der geometrische Realismus Ballatons, der zum ersten Mal wieder an Stelle der états d'âmes als psychologisch scharfe „typenbildende“ Kraft auftritt.

Doch das ist bildende Kunst, was bleibt der Litteratur?





Richard Behmels Lyrik.

Von Arthur Moeller-Bruck.

(Leipzig.)

Das Wesen einer jeden neuen Periode Menschheitsevolution und der mit dieser notwendig hereinbrechenden Neukultur hat von jeher seinen prägnantesten Ausdruck in den mit der betreffenden Epoche eng verbundenen Künstlern gefunden.

Und zwar waren es vor allem die zwischen den Entwicklungen Stehenden, die von „alter“ in „neue“ Zeit hinübertragenden, die den sich ändernden Werten in der machtvollsten Weise zum Durchbruch verhalfen. Sie hatten den verhältnismäßig größten Widerstand zu überwinden und infolgedessen einen ungleich hohen Kräfteaufwand zu ihrer Verfügung nötig, denn sie waren die Brecher, die Verbrecher, wie Nietzsche sagen würde, — die Einsamen, die Einzelnen, die Offenbarter aus dem mystischen Orakel sich langsam emporringenden Wissens; sie waren es, die dem eigentlichen Verufe des Dichters — dem des Propheten — am denkbar nächsten kamen.

Die anderen, die Nachkommenden, die, welche in der von ihren Vorgängern prophezeiten Kulturzeit leben durften, fanden andere Aufgaben: sie waren die Erfüller; sie mußten das Leben in seinen veränderten Äußerungen deuten und das dem betreffenden Sinne nach gedeutete nachbilden, veranschaulichen — und zwar in einer Weise, die für ein anderes Material auch andere Formen fand. Das heißt: sie mußten Stil bilden, oder vielmehr den vorbereiteten Stil ausbilden.

Sie waren die Realisten im Gegensatz zu jenen Idealisten.

Freilich darf nicht vergessen werden, daß zuweilen einige besonders machtvolle Persönlichkeiten Seher und Deuter zugleich waren oder doch hernach von der Kunst„geschichte“ mit einer derartigen doppelten Bedeutung bedacht werden konnten, weil sie in ihren Werken eine Schöpfung geboten hatten, die sowohl für die Gegenwart wie für die betreffende Kultur-zukunft alles sagte, was überhaupt gesagt werden konnte, resp. mußte.

Es mögen diese Formeln von den ewigen Gesetzen, nach denen Kunst

und Leben sich immerfort ergänzend weiter entwickeln, wohl von allen Kulturen gelten: von den großen, oft Jahrtausende umfassenden sowohl, wie von den kleinen, den Teilkulturen, ja, selbst mehr oder weniger von allen jenen einzelnen Phasen, in die sich jede Evolution der Gedanken- und Empfindungswelt teilt. Auf diese letzteren Rücksicht zu nehmen, ist man namentlich einer Gegenwartskunst wie der modernen gegenüber gezwungen, wenn man aus den zahlreichen Wandlungen, in denen sich das innere Milieu der *fin de siècle*-Zeit und -Kunst darstellt, das voraus-sichtliche Bild der Zukunft so plastisch wie möglich herauslösen will. Man wird da sehen, daß die übergroße Menge der Erscheinungen in Kunst und Leben nur einen Wert haben als charakteristische Zeichen der Zeit, als Gegensätze, als Anstoßgeber zu irgend einer für die Zukunft wertvollen Reaktion u. s. w., und eine Hochschätzung, eine Hoffnung nach der anderen muß schwinden. Was aber bleibt, das sind — um jetzt von der Kunst allein zu sprechen! — ein paar Menschen, in deren schon gewordener und noch werdender Entwicklung ein Kampf um ihrer Gegenwart Zukunft lebt. Und weil die Kultur dieser Zukunft notwendig nur eine einzige, ganz bestimmte sein kann, so muß auch die paar Auserwählten, die sie ahnen dürfen, ein gewisses Etwas verbinden, ein Fluidum, das schon von jenem Kräfteherd stammt, in dem sich das zur Zeit Vorbereitende einst konzentrieren wird. Es mag vielleicht das sein, was der Zarathustradichter unklar und dunkel unter dem Begriff der ewigen Wiederkunft verstand: ein seither ungekanntes tiefes Verstehen des ewigen Werdens und Vergehens — und wiederum Doch-nicht-Vergehens. Also eine ethische und ästhetische Parallele zu der Naturanschauung, die uns Darwin gelehrt hat! und ihre Umwandlung in eine Weltanschauung zugleich! Oder vielmehr nur ein Beitrag dazu; denn ich spreche ja hier nur noch von einem Teile des „Lebens“, der Kunst.

Und um zu ihr zurückzukommen: das Gemeinsame, das jene wenigen Volkskünstler, die klar in ihren Mitteln, klar in ihren Zwecken sind, mit einander verbindet — das Gemeinsame, das sie der Menschheit voraus jenen Thoren zuführt, hinter denen die Reiche der Zukunft noch unerkannt und lichtlos liegen: es scheint mir die Sehnsucht zu sein, den modernen Menschentypus zu einer anderen Existenzform fortentwickeln zu dürfen und zu können. Man wird verstehen, daß ich die Erziehung zum Übermenschen im Sinne habe, der in den Sehnsuchtsträumen eines Nietzsche als Phantasiegebilde von visionär-ektatischer Größe lebte. Aber bitte: um des Wortes „Übermensch“ willen kein Mißverständnis! Es liegt mir durchaus fern, anzunehmen, eine derartige philosophisch-soziale Utopie würde jemals in Praxis umgesetzt werden können. Vielmehr handelt es sich hier für

mich lediglich um den vom Scherblick erschauten personifizierten „Sinn“ der Zukunftskultur, den aus allen Entwicklungsmöglichkeiten und Entwicklungswahrscheinlichkeiten der Gegenwart mit unerhörter Kühnheit zuerst zu folgern dem theoretischen Genie Nietzsche-Zarathustra vermöge seiner grandiosen Psychologie gegeben war. Die Heranzüchtung des oder der praktischen Genies des Herrenmenschentums ist die Aufgabe, die er seinen Nachfolgern gelassen hat — jenen Künstlern vom Geiste der Zukunft, die der alten Erde das neue Leben bringen soll.

Einer der vornehmsten Erfüller dieser hohen Anforderung an die Kunst, ein großer Enträtsler, ein Mystiker mit Kulturberuf, scheint mir nun der Dichter zu sein, von dem ich hier sprechen will: Richard Dehmel, der der Lyrik ein neues Glied angefügt hat dadurch, daß er in ihr zuerst jenen Typus des modernen Herrenmenschen offenbarte, von dem ich oben sprach. Freilich hat er noch manches andere Verdienst. Doch der Kernpunkt seines Wesens, seiner Stellung in der kulturellen Entwicklung der Menschheit scheint mir hier zu liegen.

Die Generation der Lyriker, die chronologisch vor Dehmel stehen, war die der Unzufriedenen, der Weltflüchter und Menschenhasser. Schopenhauer, nicht Nietzsche war ihr Philosoph. Und die einzige Hoffnung, an die sie sich mit einem oft rührenden Glauben klammerten, das war die soziale Revolution! Für die schwärmten sie. Die besangen sie in glühenden Strophen der Begeisterung und beklagten es bitter, daß sie zu früh geboren seien, um in jenem Reiche der Freude leben zu können. Ein eigenes Leben nach persönlichen sich selbst gegebenen Gesetzen wagten sie nicht zu führen: stets hielten sie sich in den Grenzen der einmal herrschenden, wenn auch verachteten Gegenwartsmoral. Der einzige, den man vielleicht ausnehmen kann, war der zu früh verstorbene Hermann Conrady.

Richard Dehmel — und vor ihm Ludwig Scharf, der jedoch die Kraft nicht zu finden scheint, sich weiter zu entwickeln — hat den Mittelpunkt der Welt wieder in sich entdeckt. Auch er ist gewiß nicht „zufrieden“ mit dem Anblick, den das moderne Europa bietet, auch er möchte manches erhabener, größer wissen. Aber er vermag nicht einzusehen, warum nicht er in seiner Gegenwart groß und erhaben dastehen kann — trotz der erbärmlichen Kleinheit ringsum. Warum er nicht seine eigene Moral haben soll, da er nun einmal die ganze Lächerlichkeit der Moral seiner Mitmenschen erkannt hat. Und er setzt sich über alles hinweg, was diesen seinen Mitmenschen heilig erscheint: über ihr Zehn-Gebote-Leben und ihr ekelhaftes Glück und Lebengenießen überall da, wo zufällig ein elftes Gebot vergessen ist. Und er sagt wieder ja! zu dem Leben — zu seinem Leben. Ja!! nicht nur zu der Freude, sondern als moderner Mensch auch

zu dem Schmerze . . und gerade zu dem Schmerze. Die Forderung, die sich daraus für sein Leben folgert, aber ist: aus dem Verhältnis, in dem sein noch unzeitgemäßes Ich zur Welt steht, neue Werte entwickeln zu suchen. Neue Werte, die ihm — und später einmal der Zukunftsmenschheit — die Kraft geben, nicht über allen Situationen zu stehen, wie man vielleicht annehmen könnte, sondern sich über alle Situationen zu stellen. Denn nach Kampf dürstet es ihn. Und nach einem immerwährenden Siegen seines Ich über die Welt und über — sich! Darin liegt seine große Bedeutung — als Mensch wie als Künstler —, daß er sich nicht begnügen kann mit dem, was er einmal erreicht hat: immer weitere Kreise muß er in den Bereich seiner Macht bringen: mögen sie tief verborgen unsichtbar in ihm ruhen — mögen sie außer ihm in der Welt liegen. Die Hauptsache für ihn ist, daß er seine Macht erproben kann. Und dieses Machterproben ist ihm Lebensgenuß — es ist zugleich der neue Lebensgenuß überhaupt und als solcher das hauptsächlichste Attribut des von Richard Dehmel offenbarten modernen, d. h. zukünftigen Individuums. Ich sagte oben schon und will es hier wiederholen, daß auch der Schmerz ein solcher Lebensgenuß sein kann und vielleicht der vornehmste, größte, zukunfts würdigste! Freilich muß man den beiden Worten „Freude“ und „Schmerz“ immer eine Bedeutung von außerordentlicher Weite zugestehen und sie als psychische Umsetzungen von Gott und Teufel, Gut und Böse nehmen. So wäre denn auch das, was ich vorher „sich über alle Situationen stellen“ nannte, nichts anderes, als zu einem „jenseits von Gut und Böse“ gelangen.

Einmal hat Richard Dehmel für dieses Ringen der modernen zweigeteilten Seele ein Bild von bis dahin unerhörter symbolischer Plastik gefunden. Ich meine das machtvolle Gedicht „Bastard“ aus „Über die Liebe“. Da es menschlich wie künstlerisch den Dichter ganz giebt, mag es hier ungekürzt folgen.

Nun weißt du, Herz, was immer so
in deinen Wünschen bangt und glüht,
wie nach dem ersten Sonnenschimmer
die graue Nacht verlangt und glüht,
und was in deinen Lüften
nach Seele dürstet wie nach Blut,
und was dich jagt von Herz zu Herz
aus dumpfer Sucht zu lichter Blut.

In früher Morgenstunde
hielt heut mein All mich schwer umstrickt:
aus meinem Herzen wuchs ein Baum,
o wie er drückt! er schwankt und nickt;

sein seltsam Laubwerk thut sich auf,
und aus den düstern Zweigen rauscht
mit großen heißen Augen
ein junges Vampyrweib und lauscht.

Da kam genacht und ist schon da
Apolon im Sonnenwagen;
es flammt sein Bild den Baum hinan
die Vampyrbraut genießt den Bann
mit dürstendem Behagen.

Es sehnt sein Arm sich wild empor,
vier Augen leuchten trunken;
das Nachtweib und der Sonnensfürst,
sie liegen hingesunken.

Es preßt mein Herz die schwere Last
der üppigen Sekunden,
es stampft auf mir der Rosse Gast —
er hat sich ihr entwunden.
Schon schwillt ihr Bauch von seiner Frucht,
hohl steht ihr Auge: bleibe!
Er stößt sie sich vom Leibe,
von Ekel zuckt des Fußes Wucht,
hin rast des Wagens goldne Flucht.

Es windet sich im Krampfe
und stöhnt das graue Mutterweib,
mit ihren Vampyrfingern gräbt
sie sich den Lichtjohn aus dem Leib,
er ächzt — ein Schrei — Erbarmen: ich,
mich hält der dunkle Arm umkrallt,
da bin ich wach — — doch höre ich,
wie noch ihr Fluch und Segen hallt:

Drum sollst du dulden dies dein Herz,
das so von Wünschen bangt und glüht,
wie nach dem ersten Sonnenschimmer
die graue Nacht verlangt und glüht,
und sollst in deinen Lüften
nach Seele dürsten wie nach Blut
und sollst dich mühen von Herz zu Herz
aus dumpfer Sucht zu lichter Blut!

Vielleicht nie wieder hat Dehmel so tief in sich hineingewählt und so Wesentliches, so psychologisch Erschöpfendes zu Tage gefördert, als in diesem Gedicht grausamen und schmerzhaften Sich=Verstehens. In scharf umrissenen Zügen liegt die Entwicklung, die er nehmen konnte — mußte, darin vor-gezeichnet, sodaß man die ganze weitere Schöpfung, die er heute hinter sich hat, als eine Ergänzung nehmen kann; freilich eine Ergänzung, die der

Welt eine Menge Material zu der Geschichte des Kampfes zwischen dem modernen Ich-Menschen und seiner „moralischen“ Zeit geliefert hat. Gleich das auf den „Bastard“ folgende Gedicht „Ideal“ giebt eine außerordentlich bezeichnende Umsetzung der Sucht „nach Seele, wie nach Blut“; so oft diese auch schon erfüllt ist, so oft er sie schon gebüßt: ewig liegt der Segen-Fluch auf ihm mit seinem:

„Doch hab' ich meine Sehnsucht nie verlernt;
ich ging nach Liebe aus auf allen Wegen,
auf jedem glänzte mir ein andrer Segen,
drum hab' ich meine Sehnsucht nie verlernt.“

Wieder und immer wieder will die Sehnsucht erfüllt sein in dem Dichter, der ewig getrieben von jagender Unrast nie zu dem einen reinen Genusse kommen kann und will. Denn er weiß wohl: eine dauernde Erfüllung, dauerndes Glück würde den „Fluch“ zwar aufheben, aber er würde auch den „Segen“, der so eng mit ihm verbunden war, ertöten. Und in dem Glück, in dem er so völlig aufgehen würde, müßte er auch — untergehen. Dieser Gedanke ist ihm eine hohe Befriedigung: die schauerliche Größe und wilde Schönheit des Qualenschicksals der modernen Seele erfüllen ihn mit einem prachtvollen Stolz, der ihn das Martyrium seines Glückverlangens wie Sieg, schmerzhaften Sieg empfinden läßt. Er verzweifelt nicht, zergrübelt sich nicht in fruchtlosen Philosophistereien, sondern wagt ewig von neuem den alten Kampf der alten Sehnsucht — ein Kampf, der schließlich zu einem mächtigen Symbol, einem wie Vision vorübergleitenden Weltbilde auswächst. Ich meine Richard Dehmels stärkste Schöpfung, den Cyklus „Die Verwandlungen der Venus“. In ihm offenbart sich das, was der Dichter Weltgeist nennt: das Geschlecht — das große Einheitliche — das sich anpassen werdende — Anfang und Ende aller Entwicklung.

„Ewige lächle, deine Kerzen bleiben,
alle andern sind verblühen,“

ruft der Dichter der Venus zu.

Und dann gleiten alle die Gestalten, die sie seit Menschengedenken angenommen, in einem wüsten Fest der Nacht als Traumgesichte vorüber: ein toller irrsinniger Taumel — bis endlich der Morgen graut und mit ihm ein leises Gefühl von Ekel und Übersättigung und ein Verlangen nach reiner heiliger Einsamkeit aufsteigt: nur seine Seele, seine Venus moa mag bei ihm sein. Denn tief sind die Erkenntnisse, die er in der wüsten Feier gewonnen hat — tief genug, um weite, menschenferne Wege auszufüllen, Wege, die auf Höhen führen, auf denen das Getöse des Lebens schweigt, das Windesbrausen des Weltgeistes aber auch, und zwar deutlicher und reiner denn anderswo zu vernehmen ist.

„Nach der Nacht der blinden Süchte
seh ich nun mit klaren bloßen
Augen meine Willensfrüchte“

heißt es zum Schluß.

Doch bleibt der Dichter seiner Erde getreu, und seine Kunst Lebenskunst, und nicht, wie man annehmen könnte, reine Ideenkunst. Es folgen in Richard Dehmels Produkten nunmehr die „Lebensblätter“. Hatte er in „Über die Liebe“ das Tiefste und Perspektivreichste gegeben, was ihm zu geben möglich war, so galt es nun, auf dieser Basis weiter zu bauen und wie ich schon sagte, zu ergänzen. Eine derartige Ergänzung mußte notwendig in einer Vertiefung der Psychologie liegen. Qualitativ ist das dem Dichter bereits gelungen: es steht eine Anzahl von Gedichten in dem Bande, die an Innerlichkeit und in der Art, wie sich in ihnen Form und Inhalt verbinden, selbst alles übertreffen, was in dem Vorhergegangenen als das Beste zu bezeichnen ist. Ich erinnere nur an die prachtvollen Stücke „Getroffen“, „Unsre Stunde“, „Entbietung des Strauß“, „Herr und Herrin“, „Masken“, in denen sich der Dichter auf Seelengebiete gewagt hat, die der Menschheitsmenge von heute noch verschlossen sind, die aber der zukünftigen Gemeingut sein werden. Die Schlusstrophe der „Masken“ möchte ich hier folgen lassen:

„Und du, bist du's, du Domino im Spiegel,
in dessen Bild die Farben meerhaft schwanken,
du maskenlos Gesicht? Zeig her das Siegel,
das mir ausdrückt den Grund deiner Gedanken!
Bist du es selbst? Ausdruck, du nickst mir zu;
Grundsiegel — Maske — Bist Ich du?“

Es will mir fast scheinen, als könne man diese Verse als Überleitung zu dem auf die „Lebensblätter“ folgenden neuesten Gedichtbuche „Weib und Welt“ nehmen; wenigstens scheint mir ein Zusammenhang — wenn auch tief geheim — zwischen ihnen und dem so shakespearisch klingenden Motto zu schwingen:

„Erst wenn der Geist von jedem Zweck genesen
und nichts mehr wissen will als seine Triebe,
dann offenbart sich ihm das wahre Wesen
verliebter Thorheit und der großen Liebe.“

Die ruhige Weisheit dieser Strophe verdankt der Dichter einem Erlebnis, das so tief wie keines zuvor in ihm gewühlt zu haben scheint: es war die Liebe zu der Frau eines anderen. Seelengewaltige Gedichte, wie die „Verklärte Nacht“ legen Zeugnis ab von der zuvor nie gekannten Höhe, zu der sich der Dichter emporgeschwungen. Doch auch diesmal blieb die Ernüchterung, die Enttäuschung nicht aus — größer und

stärker wohl denn je zuvor. Wenigstens scheinen die Erkenntnisse, die diesmal der Dichter daraus zog, darauf hinzuweisen, und irgend etwas muß in der betreffenden Liebe mitgespielt haben, das den Dichter hat ahnen lassen, es gebe eine Vereinigung von „Schmerz und Glück“, „Gott und Teufel“, „Gut und Böse“. Klar ausgedrückt ist das eigentlich nur in dem Motto und dem, wenn ich mich recht entsinne, nach Angabe Dehmels gezeichneten Sinnbilde. Dann erinnern ein paar Gedichte wie „Die Harfe“, „Eines Tages“, „Nacht für Nacht“ daran. Auf jeden Fall aber glaube ich, daß man auf Richard Dehmels nächste Publikation sehr gespannt sein muß. Denn die paar Keime zu einer weiteren Fortentwicklung seiner Persönlichkeit, die er jetzt gegeben hat, scheinen mir so fruchtbar zu sein und so sehr auf dem Wege der Fortentwicklung des modernen Menschen zu liegen, der in sich die Erkenntnisse des Individualismus und Fatalismus trägt, daß ihr Ausbau von unendlichem Werte wäre. Denn weiter als zu dem „Jenseits von Gut und Böse“ ist seither noch keiner gedrungen; denn der einzige, der die praktische Umwertung wenigstens hätte voraus bestimmen, und der damit den ersten Anstoß zur Heranzüchtung jener praktischen Genies, von denen ich zuvor sprach, hätte geben können — dieser einzige, der größte unter den Propheten — der Dichter des Herrenmenschentums, Friedrich Nietzsche, wurde zu früh von seinem Schicksal zerstört.

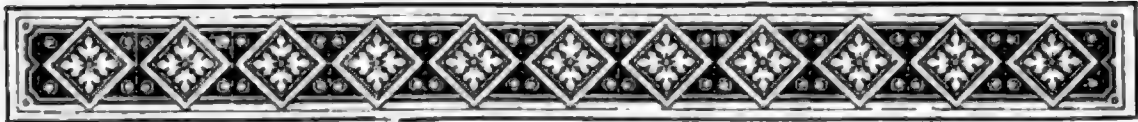
Ein Dichter muß es ja freilich sein, der die Gegenwartsmenschheit weiterführt, jener Neukultur entgegen, von deren Zukunftsmöglichkeiten ich ausging — jener Neukultur, durch die die Moral-Weltanschauung, die unsere Gegenwart und zweitausendjährige christliche Vergangenheit so entkräftet, entnerot hat, endlich abgelöst wird. Dann hätte man den Triumph jener seltenen Einzelmenschen, wie eben Dehmel, — jener Freien, die stark durch den Selbstwillen sind, der in ihnen lebt und mit unerbittlicher Zuversicht schafft: auf daß dieser Moral des „Gut und Böse“ auch der letzte Schein von Existenzberechtigung genommen werde! auf daß die Zeit der Übermenschen — das Wort immer sehr real genommen — hereinbreche, von denen der Dichter, mit dem ich Dehmel schon vorher an einer Stelle zusammengebracht habe, Ludwig Scharf, in seinen „Liedern eines Menschen“ sang:

Und es steigt ein neues Licht,
Blutrot steigt es auf,
Leuchte ist's im Weltgericht:
Vorweltfluch hört auf!

Singend jauchzen sie herein,
Dual- und schrankenlos,
In den Augen Hirnglutschein —
Übermenschengroß.

Teilweise scheint sich diese Prophezeiung ja auch schon in eine Tatsache umgesetzt zu haben: wenigstens weist die Möglichkeit, daß heutzutage überhaupt schon solche in sich geschlossene, monumentale Persönlichkeiten wie Dehmel entstehen können, darauf hin. Denn das mag noch zum Schlusse gesagt sein, daß dieser Dichter alle die Bedingungen zu erfüllen scheint, die jene „besonders machtvollen“ Erscheinungen, von denen ich am Anfange sagte, daß sie Seher und Deuter zugleich seien, auszuzeichnen pflegen. Er hat jetzt schon eine Schöpfung hinter sich, die in eine so absolut neue Form gegossen ist und sich in der Art und Weise, wie die betreffenden Stoffe dieser Form angepaßt und mit dem tiefsten Geiste der Zeit durchdrungen erscheinen, so außerordentlich plastisch darstellt, daß sie aus ihrer Gegenwart heraus weit in die Zukunft reicht, und erst von dieser als vollerschöpfend erkannt werden wird. Dann wird Richard Dehmel die lyrische Persönlichkeit der ganzen sich jetzt erst vorbereitenden Kultur- und Kunstperiode sein, an deren Werten ich seine Größe messen zu müssen glaubte.





Religion innerhalb der Grenzen der Humanität.

Ein Kapitel zur Grundlegung der Sozialpädagogik von Paul Natorp.

Besprochen von Dr. Arthur Pfungst.

(Frankfurt a. M.)

Es ist gewiß nicht empfehlenswert, ohne Not die Rolle eines Propheten zu übernehmen, trotzdem können wir es uns nicht versagen, nach wiederholter Lektüre des Natorp'schen Buches zu behaupten, daß es voraussichtlich nicht einen einzigen Rezensenten finden wird, welcher auf demselben religiösen Standpunkte wie sein Verfasser steht. Diejenigen Beurteiler, welche sich auf der äußersten linken Seite befinden, werden staunen, wenn sie sehen müssen, wie ein Philosoph, der sich ihnen unbesorgt genähert hat, plötzlich wenige Schritte vor Erreichung ihres Standortes Halt macht und ein eigenes, stark verschanztes Lager aufführt, zu dessen hartnäckiger Verteidigung er sich anschickt, — während es gleichzeitig die Rechtsstehenden nicht werden fassen können, daß ein von ihnen reklamiertes gläubiger Theist sich so sehr vom „Linken umgarnen“ lassen konnte, daß er seinen „eigentlichen“ Gefährten ganz aus dem Gesichtskreise entschwinden mußte.

Wenn wir noch hinzufügen, daß Natorps Buch außerordentlich geistvoll und klar geschrieben ist, so daß es Jeder zur Hand nehmen müßte, der sich für die darin behandelten Fragen interessiert, und daß sich der Verfasser trotz seiner officiellen Stellung als Professor an einer preussischen Universität in sozialen, religiösen und pädagogischen Fragen ein in jeder Beziehung unbefangenes Urteil bewahrt hat, kann es nicht Wunder nehmen, daß wir das kürzlich erschienene Buch für würdig erachten eingehender behandelt zu werden, als sein Umfang zu rechtfertigen scheint.

Natorp verfolgt das Ziel, nachzuweisen, daß es möglich sei, Religion in die Grenzen der Humanität einzuschließen. Unter Humanität versteht er die Vollkraft des Menschentums im Menschen und unter humaner Bildung: nicht einseitige Entwicklung des intellektuellen oder des sittlichen

oder des ästhetischen Vermögens, noch weniger der bloß physischen Kräfte der Arbeit und des Genusses, sondern die Entfaltung aller dieser Seiten des menschlichen Wesens in ihrem gesunden, normalen, gleichsam gerechten Verhältnis zu einander. Aber diese Definition erscheint dem Verfasser noch nicht erschöpfend. Als wesentlichste Bedingung einer derartig harmonischen Entfaltung der menschlichen Kräfte im einzelnen Individuum erscheint ihm die lebendige innere Teilnahme des Einzelnen an der Gesamtheit, an der menschlichen Gemeinschaft. Diese Auffassung drückt dem Buche nach der sozialwissenschaftlichen Seite hin den Stempel auf.

Aber diese Gemeinschaft ist dem Verfasser nicht ein durch äußeres Gesetz erzwungenes Zusammenleben Einzelner, sondern nur ein solches Leben mit und für einander, das in der eigenen Gesinnung eines Jeden in der schlichten Einsicht sicher ruht, daß man kein Einzelner ist.

Hierauf wendet sich Ratorp der eingehenden Behandlung der Frage zu: „Welches sind die wesentlichsten Bestandteile humaner Bildung?“ — Er sieht den Weg in der Mitarbeit Aller und bekämpft die Meinung, daß sich Moral einpreßigen, oder durch Zucht und Strafe aufzwingen lasse. Er will Erziehung zur Moral durch unmittelbares Einleben in die sittlichen Lebensordnungen, in die sittlichen Formen menschlicher Gemeinschaft. Die Frage, die oberflächlich als Unterrichtsfrage erscheint, heißt in Wirklichkeit: Wie soll das menschliche Gemeinschaftswesen organisiert werden? — Mit anderen Worten: die Unterrichtsfrage wird ihm zur sozialen Frage. — Aber selbst dann, wenn die Bildungsfrage in der Weise geordnet wäre, daß man den Zusammenhang der eigenen Arbeit mit der von der Gesamtheit verstehen gelernt hätte, und darnach sein Leben lebte, hätte man die menschliche Bildung noch nicht ausgeschöpft, weil etwas höheres noch fehlt: Die Religion.

Dieses Wort ist der Erisapfel, den der Verfasser unter diejenigen wirft, welche bis jetzt seinen Ausführungen noch zustimmend gefolgt sind.

Bekanntlich giebt es unzählige Erklärungsversuche für das Wort „Religion“. — Max Müller hat in seinen Gifford Lectures eine große Anzahl von Definitionen hervorragender Denker und Forscher gesammelt, welche beweisen, daß unter „Religion“ schon die heterogensten Dinge verstanden worden sind. Ratorp will den Begriff so gefaßt wissen, daß er weiter nichts bedeutet, als den Ausdruck des höchsten Idealismus in der Sittlichkeit. Er versucht den Nachweis zu führen, daß seit dem zweiten Jesaia der Monotheismus in seiner Tiefe ganz diese Bedeutung gehabt habe. Er verweist auf das älteste Christentum, auf den Glauben an Gott, den einigen Vater aller Menschen, auf die Heilsbotschaft des Christentums, welches das Himmelreich auf Erden begründen will. — Um dem

Standpunkte des Verfassers vollkommen gerecht zu werden, sei folgende Stelle wörtlich angeführt:

„Also Religion hat einen stillen Kern. Es ist insofern jedenfalls nicht berechtigt sie in ausschließendem Gegensatz zu den Aufgaben menschlicher Kultur, zu Wissenschaft und Sittlichkeit, zum Gemeinschaftsbewußtsein der Menschheit zu denken. Die deutsche Aufklärung hatte ein Recht, sich, wo nicht zum Christentum, doch zur Religion, zum Gottesglauben zu bekennen. Wer mit Religion ganz aufräumen oder doch sie vom gemeinsamen Kulturbesitz der Menschheit scheiden und in die Isolierkammer der Individualität einschließen will, der muß wissen, daß er sich damit nicht bloß von Propheten, Religionsstiftern und Reformatoren, sondern von den Männern der Aufklärung, von Lessing, Kant, Fichte, ja von Goethe und Schiller scheidet; denn sie alle waren, in wie freier Form immer, Gottesgläubige und sind ohne Verständnis für die universal menschliche Bedeutung des Namens Gott ihrem ganzen Wesen nach nicht zu begreifen“.

Hierauf ist folgendes zu erwidern: Wir wachsen immerfort, und es ist daher selbstverständlich, daß wir mit der Zeit auch über die Größten hinaus wachsen müssen. Aber hindert uns denn das wirklich daran, diese Heroen und ihre Werke trotzdem ganz so zu begreifen, wie die, welche den gleichen religiösen Glauben mit ihnen besitzen? Glauben wir noch an den griechischen Götterhimmel, und sind uns die Werke eines Homer oder eines Euripides dadurch weniger verständlich, als demjenigen, der an Zeus und Pallas Athene mit Inbrunst glaubte? Verstehen wir die Größe eines Dante weniger zu würdigen, als der Katholik des Mittelalters, dem Hölle und Fegefeuer Realitäten waren, wie ein Tisch, ein Stuhl, ein Baum? Werden wir nicht von der Sakuntala ergriffen, obwohl wir keinerlei Berührungspunkte mit dem religiösen Glauben ihres milieus besitzen? Ich bin der Ansicht, daß wir diese Fragen ohne weiteres verneinen können. Aber etwas anderes möchte ich fragen: Was ist denn das Große an den Großen? Ist es ihr Glaube? Ist es der gottesgläubige Lessing, der uns so hoch steht? oder ist es nicht vielmehr der Lessing, der althergebrachte finstere Anschauungen durch das Licht seines Geistes erhellt und uns Nachgeborene in den Stand gesetzt hat, weiter an der Aufklärung des Menschengeschlechtes zu arbeiten?

Die Darstellung, welche der Verfasser von dem Wesen und von dem Begriffe „Religion“ giebt, müssen wir hier übergehen. Seine Schlußfolgerung lautet: Die Religion vertritt ein eigenes Gebiet menschlichen Bewußtseins — nämlich das Gefühl, und zwar das Gefühl in seiner höchsten Potenz, in seinem Anspruch, die universelle, alle andern umfassende und vereinende Grundkraft, den ursprünglichsten, unerschöpflich lebendigen

Quell alles Bewußtseins darzustellen. — Aber Natorp verschließt sich durchaus nicht der Erkenntnis, daß in dieser Auffassung eine große Gefahr liegt. Dieses höchste Gefühl strebt darnach, die Grenzen unsicher zu machen, die unserer endlichen Natur gezogen sind, es rüttelt mit titanischem Ungestüm an den Schranken des Menschentums, vermag aber nicht sie tatsächlich zu übersteigen. „Damit,“ sagt der Verfasser, „fällt der Transcendenzanspruch der Religion“, und er sucht nun nachzuweisen, daß dieser Transcendenzanspruch kein so wesentliches Moment ist; daß eine Religion, welche auf ihn verzichtet, nicht trotzdem weiter Religion bleiben könne. Er sagt: „Religion, oder was sich unter diesem Namen seither barg, ist genau so weit festzuhalten, als sie innerhalb der Grenzen der Humanität beschloffen bleibt, dagegen nicht mehr, sofern der ungemessene Drang des Gefühls sie verleitet, deren Grenzen zu durchbrechen und ihren ewigen Gesetzen den Gehorsam zu versagen.“ Es kann aber dem Verfasser selbst nicht entgehen, daß mancher ihm die Berechtigung abstreiten wird, das überhaupt noch Religion zu nennen! Dazu bemerkt er: „Wir könnten der Frage ausweichen durch die Entgegnung, daß es uns auf den Namen gar nicht weiter ankomme, wenn man nur die Sache gelten lasse. Allein hinter der Frage der Benennung verbirgt sich die ernstere der geschichtlichen Kontinuität.“ Da scheint die Bemerkung am Platze zu sein, daß wir der geschichtlichen Kontinuität durchaus keine so entscheidende Bedeutung beizulegen vermögen. Ganz von dem Umstande abgesehen, daß sich Veränderungen auf religiösem und sittlichem Gebiete überhaupt in der Regel nur langsam vollziehen, jedenfalls viel langsamer als politische, so ist doch auch die Thatsache zu berücksichtigen, daß ein neues Ideal möglichst hoch gegriffen werden muß, um die Geister überhaupt zu veranlassen, darnach zu streben. Ein Ideal, das dem existierenden Zustande sehr nahe kommt, wirkt überhaupt nicht in dem Maße als Impuls auf die Gemüter, daß ein wesentlicher Fortschritt davon zu erhoffen wäre. Glaubt man wirklich durch Einengung des Begriffes „Religion“ fördernd auf die Moralität der Massen wirken zu können? Wieviele unserer Zeitgenossen werden denn überhaupt imstande sein, eine Religion ohne Transcendenzanspruch auch nur zu erfassen? Aber noch ein anderer wichtiger Punkt kommt hier in Betracht: Welche Bestrebungen, die auf Fortschritt gerichtet waren, haben sich jemals um die geschichtliche Kontinuität gekümmert? Man kann im Gegenteil sagen: In der Regel lag das Element der Kontinuität bei großen Umwälzungen auf geistigem Gebiete bei den Urhebern dieser Umwälzungen selbst, so daß in vielen Fällen leicht nachzuweisen ist, daß den Reformatoren reaktionäre Eigenschaften anhafteten, welche aus dem Umstande zu erklären sind, daß die Neuerer aus einem Milieu hervorgingen, welches sie selbst erst zu über-

winden hatten. So sagt Rhys Davids von Buddha: „Er ist ganz Hindu gewesen, und man kann nur für ihn den Anspruch erheben, daß er der größte, der reinste und edelste der Hindus war.“ — So war Kant aus frommen pietistisch gesinnten Kreisen hervorgegangen, und dies hat ihm sein Lebenlang angehangen. Und ist nicht kürzlich erst in einer Publikation nachgewiesen worden, daß Lassalle kurz vor seinem Tode im Begriffe stand, eine Stellung innerhalb der preussischen Verwaltung anzunehmen? — wo er seiner Erziehung nach gewiß eher hinpaßte, als in die Arbeiter-Versammlungen der damaligen Zeit!

Also — die historische Kontinuität braucht uns keinerlei Sorge zu bereiten, die Personen und vor allem die Trägheit, welche allen Zuständen immanent ist, sorgen schon dafür, daß sie gewahrt bleibt.

Niemand wird leugnen, daß jenes Gefühl, welches Natorp Religion nennt, in weiten Kreisen des Volkes vollkommen verschwunden ist. Die Kirchen haben sich vergebens bemüht, es zu erhalten, und es tritt die Frage an uns heran, was für die Humanität da erzielt werden kann, wo das religiöse Gefühl nicht mehr vorhanden ist? Da bleibt doch kaum ein anderer Ausweg, als die Forderung nach einer Humanität, welche sich auf die sittlichen Gesetze ohne weiteres stützt und es einem jeden Denkenden selbst überläßt, darüber zu bestimmen, ob er noch religiöse Gefühle zur Sanktion seiner Humanitätsbestrebungen vor seinem eigenen Gewissen ins Feld führen will oder nicht.

Zudem ist es ungemein mißlich, Althergebrachtes nur zum Teile abzuschütteln. In der Regel finden sich sofort Anhänger, welche radikaler sind, als der Reformator und weiter nach links gehen wollen. Das ist aber das Merkwürdige an Natorps Standpunkt, daß er bis zu einer ganz bestimmten Grenze nach links marschiert und dann stehen bleibt. Ist es in der Praxis auch nur für möglich zu halten, daß viele andere Individuen diesen erwählten Standpunkt ebenfalls einnehmen werden? Es ist zu befürchten, daß der Vorschlag dem Schicksale so vieler Kompromißvorschläge verfallen wird. Wie wir schon eingangs andeuteten, werden die Fromm-Gläubigen den „radikalen“ Standpunkt des Verfassers unerhört finden, während es die Freidenker sans phrase nicht werden fassen können, daß ein Mann, der den Transcendenzanspruch ohne weiteres aufgibt, nicht auch noch den letzten Schritt thut und einfach zur Ethik, als der einzigen Grundlage für alles sittliche Handeln übergeht.

Der Verfasser des hochinteressanten und wertvollen Buches erstrebt ein Ziel, das in unseren Tagen nicht mehr zu erreichen ist. Die Millionen Gebildeter, welche sich einst um das Lösungswort „Religion“ geschart haben, erscheinen mir wie ein ungeheueres, auf dem Rückzuge befindliches

Heer, dessen Mannschaften sich ungeordnet, ohne jede autoritäre Führung, über unabsehbare Länderstrecken dahin wälzen. Von Zeit zu Zeit bleibt ein Trompeter stehen und läßt das Signal zum „Sammeln“ ertönen. Er bläst, und diejenigen, welche sich in der Nähe befinden, horchen einen Augenblick auf die altbekannten Klänge. Aber die große Masse ist schon zu weit weg. Kein Windhauch führt ihr die Signale zu und der Trompeter läßt seine Hand müde sinken.





Zur Dienstbotenfrage.^{*)}

Von Dr. G. Schnapper-Urndt.

In den Versammlungen, die von sozialdemokratischer Seite gehalten worden, sind den bürgerlichen Frauenbestrebungen manche Vorwürfe gemacht worden, denen gegenüber zu sagen ist, daß sie dem historisch und psychologisch Natürlichen nicht genügend Rechnung trugen. Daß die bürgerlichen Frauen, als sie für ihr Geschlecht zu reden und zu schreiben begannen, zunächst von ihrem eigenen Leide — welches auf jener Seite wohl etwas unterschätzt wird — ausgingen, daß dieses Leid sie zunächst anspornte, ist erklärlich. Auf die Länge der Zeit hin werden freilich nur solche Bestrebungen aussichtsvoll sein, die von der Sorge für das eigne Wohl auf die Sorge für das allgemeine Wohl übergehen; nur aus einer solchen werden sie die nötige, allzeit sich verjüngende Kraft schöpfen können. Außerordentlich viel hat sich ja in dieser Beziehung schon geändert; wir haben ja gehört, wie warm von mehreren Seiten der Leiden der industriellen Arbeiterinnen gedacht worden ist. Aber ich habe es vermist, daß gerade jener Arbeiterin so wenig Erwähnung geschehen, welche direkt Ihrer Fürsorge anvertraut ist, und so möchte ich den Wunsch ausdrücken, daß Sie, die vorgeschritteneren Damen, sich auch dazu vereinigen, der kleinlichen und gehässigen Haltung entgegen zu treten, die von dem philiströsen Teile der Bourgeoisie — und das ist der größere — von Herren wie Damen, einer Millionen umfassenden Klasse Ihrer Schwestern gegenüber eingehalten wird, Schwestern, die ganz besonders Ihrem Schutze empfohlen sind, die Sie nicht erst auf der Straße zu suchen brauchen, die in Ihrem Hause sind: ich meine das weibliche Gesinde.

Diese Kleinlichkeit, „Philiströsität“ und Ungerechtigkeit äußert sich in der Gesetzgebung, in dem was sie befiehlt und zu befehlen unterläßt, in der sozialen Sitte, in dem Geiste, welcher die bürgerliche Litteratur beherrscht.

Lassen Sie mich nur vorübergehend an jene faden Anekdoten über „moderne Dienstboten“ erinnern, die noch immer und immer nicht aus den Wigblättern und den Feuilletons der Zeitungen verschwinden wollen. Und

^{*)} Nach einem vom Verfasser bei Gelegenheit des Internationalen Frauenkongresses gehaltenen Vortrage.

doch sind die Klagen und Anklagen, die ihnen zu Grunde liegen, nichts weniger als modern, sondern meist ebenso alt wie unberechtigt.

Die Reihen zelosischer und satyrischer Schriften, „Dienstabotenteufel“ und dergl., die seit Jahrhunderten wider das Gesinde gerichtet worden, würden stattliche Reihen in Bibliotheken auszufüllen vermögen.

Was wird in jenen Anekdoten nicht alles als ein unbilliges Verlangen des Dienstaboten hingestellt! Zum Beispiel, es wird persifliert, daß ein Dienstabote sich nach der Kinderzahl im Hause erkundigt. Aber warum soll es denn nicht berechtigt und natürlich sein, daß jemand, ehe er ein Vertragsverhältnis eingeht, sich über den Umfang der Pflichten, welche er übernimmt, unterrichtet?

Die Stellung, welche heute der Dienstabote im Haushalte einnimmt, ist eine unwürdige, sie widerspricht in gleichem Maße den Geboten der positiven Religionen wie denjenigen der ihnen gegenüber stehenden Aufklärung und des Freidenkertums.

Dies ist um so beklagenswerter, als dadurch der Geist der Ungleichheit gleichsam in jedem Bürgerhause gehegt und gepflegt wird. Während die Behandlung des Gesindes im Hause für die heranwachsenden Kinder wie nichts anderes eine Schule der Menschenliebe und der Menschenachtung sein könnte, wird sie gegenwärtig zu einer Schulung in Hochmut und sozialer Selbstüberhebung.

Was nutzen alle Ergüsse gegen Hoffart und Dünkel, in Moralpredigten, auf Kanzeln und in Schulen, wenn es bei dem Rebelhaften und Unfaßbaren bleibt, wenn auf die gegebenen Gelegenheiten, jene Laster zu bekämpfen und die entgegengesetzten Tugenden zu üben, nicht deutlich und bestimmt und prosaisch hingewiesen wird.

Wieviele Mädchen, frage ich, können wohl sagen: „Meine Herrin hat mich auf diese und jene Wege der Bildung hingewiesen, hat mir Bücher empfohlen.“ Schätzen Sie das, aufrichtig!

Wie viele Mädchen haben an ihrer Herrin eine Freundin, die sich um ihre Familienverhältnisse bekümmert? Schätzen Sie deren Zahl!

Über mangelnde „Treue“ und Anhänglichkeit der Dienstaboten wird seit Jahrhunderten geklagt. Aber ist das Manko auf der andern Seite nicht zum mindesten ebensov groß? Aufrichtig; härmen sich nicht mehr Dienstaboten an dem Krankenbett ihrer Herrschaften, als Herrschaften an dem Krankenbett ihrer Dienerinnen? Fließen nicht ihre Thränen über unsere Leiden reichlicher, als die unsrigen über ihr Weh, verfolgen sie, aus unserem Hause geschieden, nicht unsere Schicksale mit lebhafterer Teilnahme, als wir die ihren? Mancher Dienstabote hat klagend an dem Grabe seiner Herrschaft gestanden — kennen viele Herrschaften die Orte, wo ihre Dienerinnen

ruhen? Sind nicht viele, sehr viele von uns in ihrer Kindheit von liebevollen Dienstboten mit mütterlicher Sorgfalt gepflegt worden? Aus meiner Kindheit habe ich mir wesentlich nur Erinnerungen schönster Art an Treue und Hingebung mit in das Leben genommen, und gewiß, wer ernstliche Umschau und Rückschau hält, wird ähnliche Beispiele, wie sie mir vor-schweben, sich vor Augen führen können.

Auch in freien Ländern herrschen anstößige Sitten. In einem Lande, das ich hoch verehere, das uns sozial in den meisten Stücken weit voran ist, und in dem auch das Gesinde einer angeseheneren und besseren Lage sich erfreut, in England, ist es, wie mir gesagt worden, und wie ich auch selbst f. B. beobachtete, Regel, daß Dienstboten und Dienstherrschaft sich gegenseitig nicht begrüßen. Der Dienstbote soll sich also noch nicht einmal die Vertraulichkeit erlauben, der ins Haus zurückkehrenden Herrschaft einen „guten Tag“ zu wünschen.

Arbeiterschutzgesetze für das Hausgesinde sind so gut wie nicht vorhanden, nur im wesentlichen Arbeiterzwangsgesetze. Wie unendlich wenig oder nichts ist geschehen, um den Dienstboten ein menschenwürdiges Obdach, freie Zeit zur Erholung und zur Fortbildung zu garantieren. In wie elender Weise ist z. B. in Wien das Gesinde untergestopft, wie traurig sieht es hierin auch in anderen Großstädten (z. B. auch noch in Berlin, trotz neuerlichen Fortschritts) aus.

Mit den Gesindeordnungen sollten sich überall die Frauen bekannt machen, nicht um deren Schärpen zu verschärfen, sondern um sie abzuschleifen.

Die Gesindeordnungen sind eines der häßlichsten Überbleibsel des Geistes der Bevormundung, dem sich die Männer in den meisten Berufsarten zu entziehen verstanden haben. In der Macht, welche Ihnen, meine Damen, über Ihre Dienstboten gegeben ist, sollten Sie darum nicht ein Vorrecht, sondern eine Beleidigung Ihres Geschlechts erblicken, denn die Gesindeordnungen sind eine Ausnutzung der Schwäche des weiblichen Geschlechts. Klassenbedrückung und Geschlechtsbedrückung haben sich in ihnen zu einem gemeinsamen Werk verbunden.

Die mir zu Gebote stehende Zeit ist zu knapp, um hier Punkt für Punkt die in den Gesindeordnungen zum Ausdruck kommenden Ungerechtigkeiten auch nur zu erwähnen. Mehrere Gesindeordnungen, darunter die wichtige preussische, erkennen der Herrschaft ein Züchtigungsrecht zu; den Dienstboten wird vielfach das Klagerrecht Beleidigungen gegenüber verkümmert; es wird ihnen also eine weniger empfindliche unter-schnittliche Ehre zugesprochen. Die Herrschaft soll, obwohl der gebildetere Teil, aufbrausen dürfen, der Dienstbote nicht. Theoretisch ist sogar diese Lehre noch neuerdings in einem, hier in Berlin erschienenen „Katechismus

für Dienstboten“ so naiv und gemüthlich vorgetragen worden, daß man kaum ernstlich böse darüber werden kann. Gewerkschaftliche Vereinigung mit Standesgenossen ist den Dienstboten so gut wie unmöglich gemacht.

Verwerflich ist insbesondere die nach den meisten Ordnungen auch dem erwachsenen Dienstboten obliegende Verpflichtung, Gesinde=Dienstbücher zu führen. Wohl verstanden: Nicht dagegen, daß man beim Mieten eines Dienstboten nach dessen Zeugnissen frage, widersehe ich mich. Aber es muß dem Ermessen des Dienstboten, so gut wie dem eines Commis oder sonstigen Angestellten, überlassen bleiben, ob er von den Zeugnissen, die er besitzt, Gebrauch machen oder auf seine eigene Gefahr hin auf deren Vorlegung verzichten will; er darf nicht von Polizeiwegen gezwungen sein, eine fortlaufende Personalbeschreibung mit sich herumzuschleppen, auch dann, wenn er sie ungerecht oder für sein Fortkommen schädlich findet.

Man kann sagen, der Dienstbote könne die Ausmerzung unwahrer Noten erwirken. Gewiß. Aber kann nicht ein Zeugnis wahr und doch ungerecht oder hart dadurch sein, daß eine gereizte Herrschaft der guten Eigenschaften des Dienstboten gleichmäßig zu gedenken, unterlassen hat?

Ich erkenne an, eine Dienstherrschaft, die einen Fremden in ihr Haus aufnimmt, muß vorsichtiger sein, als ein Arbeitgeber, welcher eine Person nur in der Werkstatt oder im Freien beschäftigt; aber das Gleiche gilt umgekehrt von dem Eintretenden. Läuft nicht der unerfahrene Dienstbote, der z. B. vom Lande, aus dem Elternhause heraus, in die Stadt geschickt wird, sogar ein unendlich größeres Risiko? Für sein Fortkommen, seine Gesundheit, seine Sittlichkeit? Welches Buch wird ihm vorgelegt? Kaum daß er sich verstoßen erkundigen kann, wohin er geraten sei. Die Herrschaft will dagegen geschützt sein, einen „wechselnden“ Dienstboten zu erhalten; ist es für den Dienstboten etwa minder schlimm, zu launischen, unzufriedenen, wechselnden Herrschaften zu geraten, dadurch stellenlos, gezwungen zu werden, die paar ersparten Groschen in immer neuen Zahlungen an Herbergen, Verdingfrauen u. s. w. aufzuwenden?

Also Abschaffung des Gesindebuchs, vollends nicht Agitation um dessen Wiedereinführung, wo es nicht besteht. Eine solche Agitation hat man beispielsweise leider jüngst in dem Großherzogtum Baden, das einer relativ freisinnigen Gesindeordnung sich erfreute, mit junger Kraft aber den uralten Argumenten ins Werk gesetzt.

Mit dem Dichter sagen Sie, verehrte Damen, ohngefähr: „So reich' ich denn dem Manne meine Rechte, die freie Frau dem freien Mann“; fügen Sie dann auch bei: „Und frei erklär' ich alle meine Knechte.“





Aus dem Münchner Kunstleben.

Von Gustav Morgenstern.

(München.)

Als ich das letzte Mal meinen Bericht über die Ereignisse im Münchner Theaterleben abschloß, da sah ich wahrhaftig nicht als Optimist in die Zukunft. Wenn ich aber jetzt nach Verlauf von zwei Monaten das inzwischen Geleistete überblicke und zusammen zu fassen suche, da muß ich gestehn, daß selbst meine bescheidensten Hoffnungen nicht erfüllt sind. Ich weiß so gut wie gar nichts Erfreuliches vom Schauspiel zu berichten.

Das Residenztheater hat drei Novitäten gebracht, von denen eine etwas staubig war und keine eine Bereicherung des Repertoires bedeutet.

Am 19. Dezember bestellte der schalkhafte Leiter der Hofbühne ein Jubiläum zu feiern. Man höre und staune: am 19. Dezember 1796 wurde Don Manuel Bretón de los Herreros geboren, den sein Übersetzer Johannes Faßner ath der spanischen Komödie *Heros* benamst. Also Jubiläumsvorstellung; denn wir leben in Deutschland und sind um so fröhlicher, je spanischer man uns kommt. Drei einaktige Schwänke werden zusammengeloppelt, die für den Abend ein dünnes Programm abgeben, und vorher wird ein litterarhistorisches Festgedicht deklamiert. In dem ersten Einakter „Sie ist er“ hat die Frau die Hosen an, und als der tölpelhafte gutmüthige Gatte von ihrem ehemaligen Liebhaber zum Duell gefordert wird, da bringt sie auch dieses Duell aus der Welt. In dem zweiten Einakter „Ein weiblicher Don Juan“ treibt eine lebenswürdige Dame mit zwei Liebhabern Spott. Ihr Wohnhaus hat zwei Hausthüren nach verschiedenen Straßen hin. An der einen Thür empfängt sie Don Andres, an der andern Don Miguel, und es läßt sich schwer entscheiden, wen sie zärtlicher behandelt. Die Liebhaber geraten eines Nachts an einander und sagen der allzu lebenswürdigen Dame den Dienst auf; diese aber geht, sich schleunigst mit einem dritten zu trösten. Der dritte Einakter „Der Friedliebende“ ist ein tolles, übersprudelnd lustiges Stück, das die Leiden eines guten ältlichen Don schildert, der gern seine Ruhe haben möchte und immer wenig freundlich von der Mittwelt auf die Hühneraugen getreten wird. Er hat seine Not mit einer ältlichen Schwester, der zu Liebe er auf den Maskenball geht, um sich zu langweilen und zu ärgern, und er hat seine Not mit dem Polizeikommissar, der ihm ein paar Dukaten abnimmt. Er hat auch ein Abenteuer mit einer konfusen Dame, die vor ihrem Vater in sein Haus flüchtet und mit hochromantischen Phrasen um sich wirft. Sie ist etwa eine Figur wie die Schulmeisterstochter Else bei Holberg, als er dem „zierlichen Stil“ auf den Leib rückt. Alle diese Bagatellen sind mit einer gewissen spielerischen Eleganz gemacht und hundert Schritt vom Leben entfernt; der Dichter steht zu seinem Stoff, wie der gewandte Kurmacher zu der Dame, die er eine Weile lang nasführt, bis es ihm zu langweilig wird. Es sind ganz hübsche Bagatellen, die man sich als Ausfüllsel gern gefallen läßt. Wenn sie aber hintereinander gespielt

werden und gar unter der prätentlösen Firma „Jubiläumsvorstellung“, so danken einfache Leute, die keine litterarische Lektion im Theater suchen, recht energisch für die dünnen Suppen.

Außer den drei spanischen Kleinigkeiten brachte das Residenztheater noch das neue vieraktige dramatische Märchen von Ludwig Fulda „Der Sohn des Kalifen“ und die drei unter dem Titel *Morituri* veröffentlichten Einakter von Hermann Sudermann. Fulda kommt uns orientalistisch, Sudermann gotisch, neuzeitlich-preussisch und rofoko — nirgends weltlerisch. Man sieht, es giebt am Residenztheater Abwechslung genug.

Ludwig Fulda errang seinen letzten großen Theatererfolg mit der Verarbeitung eines Märchens von Andersen; diesmal hat er seinen Stoff aus 1001 Nacht geholt. In Bagdad sitzt auf dem Throne ein Greis, der des Herrschens müde geworden ist. Er ist ein guter Herrscher gewesen. Der gute Kalif Mohamed Ahadi hat niemand etwas zu leide gethan; sein Fehler war nur, daß er seinen Dienern zu viel Spielraum gelassen hat, und so ist es gekommen, daß er oftmals Maus war, wo er hätte Kaze sein sollen. Sein Sohn Assad ist ganz anders geartet als der Vater. Er ist ein arger Wüterich, und das Volk fürchtet sich vor der Zeit, da er das Szepter führen wird. Er hat kein Gefühl für fremdes Leid. Gefühl heißt ihm Schwäche. Stolz lehrt Assad heim aus siegreichem Krieg. Er tyrannisiert seinen Vater und benimmt sich brutal gegen seine ganze Umgebung, gegen den Diener wie gegen die erbeutete Geliebte. Da erreicht ihn sein Geschick. Der graue Derwisch, der Unglücksgeist seines Hauses, verflucht ihn. Vor vielen, vielen Jahren hat einst ein Vorfahr Assads dem Derwisch Weib und Kinder hingemordet, ihn aber zu seiner Qual leben lassen; die Unsterblichen haben dem armen Manne für die ausgestandene Not magische Gewalt und Unsterblichkeit verlehren. So ist er der böse Geist des Herrscherhauses geworden; droht ein Unheil, so ist er da als Verkünder. Er flucht nun dem Wüterich Assad, der bislang jedes Gefühl in sich niedergelämpft hat, daß er die Gefühle, die seine Handlungen und Thaten bei denen erregen, die davon betroffen werden, jetzt selber in gleicher Stärke fühlen soll. Da Assad ein großer Wüterich ist, geht es ihm erst herzlich schlecht. Er giebt seinem Diener eine Ohrfeige und fühlt sie selber. Er macht seinem alten Vater Kummer und erleidet ihn selber. Er verstoßt seine Geliebte und empfindet ihr Herzensweh. Keiner der herbeigerufenen Ärzte kann ihn heilen. Schon will er dem Thron entsagen; da hat endlich sein Diener den glücklichen Gedanken, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß er auch Wohlthaten erweisen könne. Und siehe da, sobald er jemand mit einer Wohlthat erfreut, zieht auch in sein Herz Freude. Da wird er wohlthätig, daß es nur eine Lust ist. Die Gefangenen läßt er frei. Hausenweise schmeißt er Geld unter das Volk. Nun ist ja alles gut, und das Stück könnte ausgehn; aber es muß noch ein vierter Akt kommen, wahrscheinlich weil das Stück sonst zu klein wäre. Die Wendung zum Guten ist bei Assad etwas zu spät gekommen. Als er seine verstößene Geliebte auf den Thron setzt, bricht sie tot zusammen, da sie zu viel gelitten hat. Der gute Assad betet an ihrer Bahre. Um jeden Preis will er sie wieder lebendig haben. Da erscheint der graue Derwisch und verkündet ihm, daß die Geliebte zum Leben erwachen würde, wenn Assad sein Leben opfere. Assad ist jetzt so seelengut, daß er sein Leben gern hingeben will. Die Geliebte wird wieder lebendig. Aber es ist natürlich etwas traurig, daß nun Assad sterben soll. Da erscheint zur rechten Zeit der graue Derwisch noch einmal und erklärt, der alte böse Assad sei ja schon gestorben, und der gute könne weiterleben. Darauf natürlich eitel Freude. Das Volk ruft Heil, und Assad hält noch eine schöne Rede, die für sein Regiment das Beste erhoffen läßt.

Man kann diesmal wahrlich nicht behaupten, daß es Fulda gelungen sei, den Stoff in die rechte dichterische Form zu kleiden, ja nicht einmal sagen, daß er starke Bühnenwirkungen erzielt habe. Will uns einer in die Zauberwelt von 1001 Nacht führen, dann muß er vor allem eine herrlich schönere Sprache reden, der Wohlklang der Verse muß mit den Prachtgewändern harmonieren und Märchenstimmung hervorzaubern helfen. Aber Fuldas Verse sind entsetzlich nüchtern. Sie sind echtes Produkt eines witzigen Verstandes, aber nicht einer berauschten und berauschten Phantasie. So kommt es, daß die Banalität des Stoffes beleidigend klar zu Tage tritt. Aus dem Stoffe ließe sich ja etwas machen. Wenn der Übermensch Assad das Mitleid kennen lernt durch den Fluch des Derwischs, da sollte man doch meinen, daß in seiner Seele ein Kampf entstände, daß seine ureigene Natur sich aufbäumte gegen die fremden Gefühle — um nun entweder zu siegen oder zu unterliegen. Aber von alledem bei Fulda keine Spur. Der Übermensch wehrt sich nicht, er winselt wie ein Weib, sucht bei Ärzten Heilung und ist sofort ein anderer, sobald ihn der Rat des Dieners auf den Weg der Rettung gewiesen hat. Das ist eine Oberflächlichkeit der Charakterentwicklung, die man höchstens in den Pöffen der Vorstadttheater hingehen lassen kann.

Bezeichnend für Fulda ist, daß die komischen Szenen am besten wirken. Da ist der witzige Versemacher und Theatraliker in seinem Element. Er hat neben Assad und seine edle Geliebte einen Diener gestellt, der eine nicht besonders liebenswürdige Gefährtin hat. Sobald dieses edle Paar auf der Bühne erscheint, kommt in das leblose Stück ein gewisser Zug; sonst ist es eine einzige große Banalität.

Es wäre wohl an der Zeit, daß Fulda endlich einmal von dem hohen Postament des phantastischen Märchenspiels herunterstiege und sich, seinen Kräften entsprechend, als Possendichter etablierte. Da könnte er sogar erspriehliches leisten, die rohe plumpe Posse verfeinern und an seinem Teil mitwirken, daß das Repertoire der Vorstadttheater einen feinem Anstrich bekäme.

Auch ein anderer würde gut daran thun, die Prachtgewänder abzuwerfen und einfach den Handwerkskittel anzulegen, der ihm zukommt. Ich meine Hermann Sudermann. Ich habe einen großen Respekt vor diesem Herrn als Arbeiter. Man kann sagen, was er auch gewollt hat, das hat er gekonnt. Wenn er heute einen Stoff aus der assyrischen Geschichte behandeln wollte, ich bin überzeugt, er könnte es, brächte es fertig — in seiner Art; d. h. er würde ein wirkungsvolles Theaterstück schreiben, und nichts mehr. Man mag seiner Persönlichkeit nachgehen, auf welchen Wegen man will, immer wird man am Ende den geschickten Handwerker, den Theatraliker finden. Nichts ist für den ganzen Sudermann bezeichnender, als das erste Stück der *Morituri*. Da kommt uns Sudermann bekanntlich gotisch. Man vergegenwärtige sich den Stoff. Das Volk der Ostgoten hat sechzig Jahre lang in Italien geherrscht. Es hat unter Theodorich seine Glanzzeit erlebt, um dann allmählich von Stufe zu Stufe zu sinken. Einem, Totila, hat noch einmal sich dem Untergange mit Erfolg entgegengestellt. Aber nach seinem frühen Tode hat der Verfall rasend schnelle Fortschritte gemacht. In achtzehnjährigem Kampfe gegen den griechischen Kaiser haben sich die Goten ausgerieben, und nun steht unter Teja der letzte Rest eines untergehenden Volkes dem zehnfach überlegenen Feinde gegenüber. Eingeschlossen, von aller Zufuhr abgeschnitten, beschließen sie, als Helden unterzugehen. Welche Gedanken mögen Teja und seinen Goten in der letzten Nacht vor dem Entscheidungskampfe durch das Gehirn gezogen sein! Rings um sie, zu Füßen des Besuzs, „der schönste Schauplatz der Welt“. Angesichts des Wolfes von Neapel gehen sie mit festem Schritte in den Tod, mit dem Bewußtsein, daß mit ihnen eines der edelsten Völker der Germanen vom Erdboden verschwindet. Welcher

Stoff für einen Dichter! Aber was hat Sudermann aus diesem Stoffe gemacht! In seinem Drama erscheint Teja als ein König, der vom weiblichen Geschlecht nichts wissen will. Aber seine Goten haben, treu dem alten Gesetz, wie es heißt, beschlossen, ihm ein Weib zu wählen, ehe sie sich zu neuem Nottkampf rüsten; „denn am eignen Leibe soll der König kosten, wofür der Gote den Tod liebt.“ Die Vermählung findet statt am Tage vor der Schlacht. Der König hat kaum ein Wort für sein Weib und heißt sie gehen. Aber des Abends erscheint sie, von der Schwiegermutter geschickt, in seinem Zelte und bringt Speise und Trank. Da fällt der weiberhassende Teja. Es kommt ein kleines Liebesidyll zustande, etwa von der Art, wie in dem romantisch-süßlichen „Sohn der Wildnis“ von Halm. Der wilde Teja wird ganz lieb und zärtlich, und es ist gut, daß sein Speerträger hereintritt und zum Kriegsrat ruft. Da wird Teja wieder ganz Held. Er nimmt Abschied von seinem Weibe. Dem Bischof erklärt er, daß er nun auch wüßte, „wofür der Gote den Tod liebt“. Er versichert außerdem noch, „es ist schad um uns“ (nämlich die Gote) und führt das Volk in die Schlacht.

Alles, was an dem Stoffe groß ist, packt Sudermann nebenher. Die Hauptsache ist, daß die Geschichte auch pikant ist. Ohne Pikanterie geht es nicht ab, und wenn auch sonst alles zum Teufel geht. Es ist nichts so bezeichnend für den Handwerker Sudermann, als dieser Teja. Der Geschichtsschreiber, der das Ende der Ostgoten erzählt, spricht ergriffen von einem „Untergang, der noch heute mit Schmerz erfüllt, aber durch seine wahrhaft tragische Größe reichlich versöhnt“. Und mit ihm werden wohl die meisten fühlen. Aber Sudermann geht kalt und berechnend an den Stoff heran und stuft ihn für überfatte Nerven zurecht. Was ist ihm ein Held, der nicht am Weibe leidet? Einfach unbrauchbar. Also muß Teja am Weibe leiden. In dem dritten Einakter wird die Weisheit verzapft; „es ist des Mannes Los: er stirbt am Weibe“. So schlimm ist es Teja nicht ergangen. Ja, aber wenn der Speerträger nicht zur rechten Zeit erschienen wäre, dann hätte der gute Teja vielleicht ganz vergessen, daß er Held ist.

Das zweite Stück „Frischen“ hat bei der Aufführung am stärksten gewirkt. Hier geht ein Leutnant in den Tod. Der junge Herr von Drosse ist von einem Rittmeister in einer Situation ertappt, die über die Beziehungen des jungen Herrn zu seiner Frau keinen Zweifel mehr zulassen. Der Rittmeister hat den Burschen gepeitscht, und nun heißt es natürlich: Duell. Da kommt denn der liebe Sohn nach langer Zeit wieder einmal zu seinen Eltern, um Abschied zu nehmen; denn er weiß, daß er sterben wird. Hier ist Sudermann in seinem Element. Er hat kaum etwas Geschickteres geschrieben als diesen Einakter. Die Scene, in der der Sohn dem Vater berichtet, ist raffiniert wirksam, zumal wenn sie von zwei Schauspielern wie den Herren Schneider und Lützenkirchen gespielt wird. Es ist bewundernswert, mit welcher Geschicklichkeit wir über die einzelnen Personen des Stückes aufgeklärt werden, über den Vater mit seinen junkerlichen Vorurteilen und den saubern Sohn, die alte, in ihren Leutnant vernarrte Mutter und die unglückliche Braut. Das geschieht alles in knappster Weise, und die gedrückte Stimmung vor dem Duell wird mit sicherer Hand herausgearbeitet. Aber es ist bezeichnend für den Dichter Sudermann, daß hier auch in keinem Augenblick der Dichter der „Ehre“ zum Vorschein kommt, der falsche Ehrbegriffe zerfaserte. In dem dritten Einakter wird das Duell verspottet; hier im zweiten gilt es für selbstverständlich, daß sich der Leutnant über den Haufen schießen läßt, und für eine große Schande, daß das Duell nicht bewilligt werden könnte. Das ist bezeichnend für Sudermann. Er kann alles; er kann heute feudal sein und morgen freisinnig. Es wird im „Frischen“ nebenher ein Motiv angeschlagen, das gefährlich werden konnte. Der Sohn

erinnert den Vater daran, wie er seiner Zeit um die Hand einer jungen Verwandten angehalten habe und vom Vater mit der Bemerkung abgewiesen sei, er solle erst etwas erleben. Damit wird ein guter Teil der Verantwortung auf den Vater hinübergewälzt, und ein Dichter, der seinen Stoff ganz durcharbeitet, wäre wohl hier weitergegangen und hätte diese Seite der Sache weiter verfolgt. Aber Sudermann läßt den Faden rasch fallen. Es würde ja dann etwas mehr aus dem Stoff als ein einfaches Stimmungsbild, und vielleicht müßte dann gar Farbe bekannt werden. „Frischen“ hatte, wie gesagt, den größten Erfolg des Abends. Es wurde allerdings auch brillant gespielt. Außer den Herren Schneider und Lüpfenkirchen sei Frau Dahn-Hausmann als Frau von Drosse hervorgehoben. Sie gehört zu den Schauspielerinnen der Hofbühne, die nur selten auftreten, aber es ist immer ein Fest, wenn sie eine Rolle hat.

Dann das dritte Stück „Das Ewig-Männliche“. Sudermann hat also auch Verse geschrieben. Nun ja, das Publikum will jetzt Verse. Fulda verselt Märchendramen. Schönthan und Koppel-Elsfeld belustigen ein geneigtes Publikum mit Knallbonbonversen. Das muß doch ein Sudermann auch können. Die Verse sind freilich so gedreht und gesucht, daß es keine Lust sein kann, sie zu sprechen. Der Marschall sagt zu dem Maler, der ihn über das Benehmen der Königin belehrt: „Aus euren Worten quillt ein Gift, das freßend mir das Mark der Seele trifft.“ Dem Versmaß zuliebe werden unerträgliche Formen wie gehet, habet gebraucht, die nie existiert haben. Ich rate niemand, die Verskunst Sudermanns genauer zu prüfen; man kommt zu schauerlichen Resultaten. Aber bei Fulda, Schönthan & Co. sieht es auch nicht besser aus. Dafür hat Sudermann vor den andern etwas ganz Besonderes voraus. Die allerneueste Sensation! Über dem Thron der koketten Königin schwebt ein „Kind als Amor, an der Lendendraperie aufgehängt“, eine Krone über dem königlichen Haupte haltend. Lange bleibt das Kind glücklicherweise nicht in der Luft schweben. Es fängt an zu jammern, daß es kalte Beine habe, und wird dann allernächtigst heruntergelassen. Der kleine Amor machte bei der Aufführung seine Sache gut und wurde gebührend beachtet, mit weit größerem Interesse als das allzu massive Frä. Heese als kokette Königin. Was die Herren Sturm (Marschall) und Rémond (Maler) in schrecklicher Versdeklamation leisteten, bleibe hier unbesprochen. Ebenso sei es mir gestattet, wegen des trivialen Stückes selber auf die Besprechung Leonhard Piers im Kunstwart zu verweisen.

Zu schauspielerischen Leistungen großen Stils gaben alle Novitäten der Hofbühne keine Gelegenheit. Im „Sohn des Kalifen“ zeichneten sich der ausgezeichnete Sprecher, Herr Schneider, als Derwisch aus und Frä. Dandler als die zänkische Frau des Dieners. In dem spanischen Lustspiel „Sie ist er“ konnte Herr Basil sich als tölpelhafter Ehemann hervorthun und Herr Wohlmutz im „Friedliebenden“ als der geplagte Don Benigno. Über die Darstellung des „Frischen“ ist schon oben gesprochen.

Im großen und ganzen kann man also auch dieses Mal wieder von der Leitung der Hofbühne sagen, daß sie bestrebt gewesen ist, von moderner Litteratur nichts künstlerisch wertvolles auszuführen. Um so erfreulicher ist es, daß ich zum Schluß mitteilen kann, daß die Intendanz Ibsens neuestes Werk zur Aufführung angenommen hat.

* * *

In der schönen Weihnachtszeit gab es natürlich verschiedene Ausstattungsstücke. Das Ballett „Der Kinder Weihnachtsstraum“ am Hoftheater hab ich nicht gesehn. Das Theater am Gärtnerplatz brachte ein erschreckend leeres Märchenstück „Der Zauber-

„Spiegel“ von Hans Markow (Fritz von Ostini), die Geschichte von dem Schussflügel, der sich die Prinzessin erobert. Das Ding befriedigte weder die große noch die kleine Welt. Ein kleines Mädchen meiner Bekanntschaft, das ich als kompetente Richterin in die Vorstellung mitgenommen, war lediglich darüber entzückt, wie Frau Norris als Frucht- händler Datteln und Orangen ausrief. Mehr blieb bei ihr nicht haften, und ich selber muß gestehn, daß ich heute das Nachwerk so gut wie ganz vergessen habe. Das Deutsche Theater hatte mit der Aufführung von Aschenbrödel mehr Glück und bot eine vorzügliche Ausstattung und in Frä. Centa Bré ein sehr gutes Aschenbrödel. Dagegen war Der Wilderer von F. Ploch, den dieselbe Bühne aufzuführen für gut fand, noch schlechter als der Zauberspiegel, von vollendeter Geschmacklosigkeit und elendester Mache.

Das Theater am Gärtnerplatz steht seit Neujahr im Zeichen der wüthendsten Posse. Herr Felix Schweighofer absolviert hier ein einmonatiges Gastspiel. Ihm verdanken wir die Vorksprünge von Hirschberger und Kraak, Die beiden Purz- bichler von Mannstädt und Costa und den Rabenvater von Hans Fischer und Josef Jarno. Das Publikum lacht nicht bloß, es brüllt und wiehert, und das Haus ist immer ausverkauft. Dasselbe Theater soll die versunkne Glocke von Gerhart Haupt- mann zur Aufführung erworben haben. Wie sich das Stück unter dem übrigen Repert- totre ausnehmen wird, darauf darf man billig gespannt sein.

Das Volkstheater hat mit der Aufführung des Sensationsstücks Schul- dig von Richard Bock einen Bombenerfolg gehabt. Es gab tosenden Beifall, wie bei der Tendenz des Stückes zu erwarten war. Hervorzuheben ist, daß ein Schauspieler Karl Schroth als Carl Lehr eine recht beachtenswerte Leistung bot, die für die Zukunft das Beste erhoffen läßt. In nächster Woche will das Volkstheater kein geringeres Werk als Hauptmanns Weber zur Aufführung bringen. Davon also im nächsten Bericht.

Das unglückselige Deutsche Theater hat seit Anfang Dezember in der Person des Schriftstellers Viktor Naumann einen neuen Direktor bekommen, leider auch nur wieder eine Zwischenregierung. Es scheint, daß das Theater nie zu gedeihlicher Ent- wicklung kommen soll. Kaum war Herr Naumann zum Direktor ernannt, so wurde die Nachricht in die Presse lanciert, daß der frühere Direktor, Herr Emil Meßthaler, der wegen Unfähigkeit entlassen, das ganze Unternehmen, Theater und Restaurant pachten wolle. Und in der That war Herr Meßthaler in Unterhandlungen eingetreten, die lediglich an der Geldfrage scheitern sollten. Wahrhaftig der schönste Beweis dafür, daß die Leitung des Unternehmens nicht das geringste Recht gehabt hat, den ehe- maligen Direktor wegen Unfähigkeit zu entlassen. Kaum war nun die Kandidatur Meßthaler aus der Welt geschafft, so tauchte schon wieder ein andres Projekt auf. Herr Emil Drach vom Theater des Westens in Berlin kandidierte als Pächter des Theaters. Herr Drach ist hier als Schauspieler nicht in bester Erinnerung. Jetzt ist der Vertrag mit ihm perfekt geworden, und nun wird sich von Ende März an zeigen, ob er als Direktor erspriehlicheres leistet denn als Schauspieler.

Man muß die heillos verworrenen Verhältnisse des Theaters in Betracht ziehen, um die Thätigkeit Viktor Naumanns nicht zu gering einzuschätzen. Ich habe im letzten Bericht ausgeführt, wie tief das Theater gesunken war. Das Repertoire bildeten Offenbachjaden und fade Schwänke, und die schauspielerischen Leistungen gingen immer mehr zurück. Die letzten Leistungen der Zwischenregierung waren „Ein delikater Auf- trag“, nach dem Französischen von C. F. Wittmann, „Die goldne Spinne“ von Schön- than und „Fernanda“ von Sardou. Über den litterarischen Wert der Stücke braucht kein Wort verloren zu werden, und Darstellung und Regie soll ebenso mit höflichem

Schweigen übergangen sein. Unter der Direktion Raumann ist zum Vorteil des Theaters sehr viel Wert auf das Einstudieren der Stücke gelegt. Der in der letzten Zeit der Zwischenregierung kalt gestellte tüchtige, freilich auch allzu nüchterne Regisseur George Stollberg hat die Regie wieder übernommen, und es muß anerkannt werden, daß die Schauspielaufführungen jetzt auf anständiger Höhe stehen. Dazu kommen ein paar gute neue Kräfte, Fr. Heibel, die jetzt die Mizl Schlager in der „Liebelei“ spielt und die komische Alte, Frau Czerniawski-Löwe, die die Madame Bonivard mit gutem Erfolg gegeben hat.

Mit dem Repertoire hat es freilich unter Raumann nicht wenig gehapert. Die „Madame Bonivard“ war kein Gewinn und ebensowenig „der Besuch nach der Hochzeit“ von Alexander Dumas, der von dem entrüsteten Publikum ausgezischt wurde. Ebenso war es kein Verdienst, die „Sklavin“ des Herrn Fulda auszugraben. Erfreulich daran waren nur die Leistungen des Fr. Renter und des Herrn Stollberg. Wertvoll waren lediglich die Aufführungen des kleinen Juwels „Die sittliche Forderung“ von Otto Erich Hartleben und des dreiaktigen Schauspiels „Freiwild“ von Arthur Schnitzler. Mit der sittlichen Forderung wußte das gute Publikum nichts Rechtes anzufangen. Sie kam ihm recht unmoralisch vor, und es fehlte nicht viel, so hätte der ungezogene Einakter einen Durchfall erlebt. Die Wirkung des Stücks wurde einigermaßen dadurch beeinträchtigt, daß Fr. Dornj der großen Momente der Rolle („Nieder mit der Bande“) nicht Herr wurde. Sie gab die Sängerin ansprechend und klug, wuchs aber nicht über das Mittelmaß heraus, und diese Rita Revera ist doch ein Teufelsweib.

Die bislang beste Vorstellung unter der Direktion Raumann war die des „Freiwild“. Sie litt freilich wie die andern Vorstellungen auch unter ungenügender Besetzung der männlichen Hauptrollen, des Leutnants Karinski und des Paul Rönning. Dafür wurde das Schmierenvölkchen aufs Ergößlichste dargestellt von den Herrn Raumann, Martini, Sieder, und den Damen Rebauer und Heibel. Über das Stück selbst genüge ein Hinweis auf den Berliner Bericht.

* * *

Zum Schluß sei mir noch gestattet, der mit der dreizehnten Nummer selbig entschlafenen Wochenschrift „Mephisto“ zu gedenken. Unter der Redaktion des Herrn Julius Schaumberger ist es diesem unglückseligen Theaterblatte niemals gelungen, eine führende Stellung einzunehmen. Der „Mephisto“ war von der ersten Nummer an entschieden meßthalerisch, und zwar in einer Weise, die vom ersten Augenblick an stußig machen mußte. Gleich in der ersten Nummer hieß es: „Wir wissen, daß seine (Meßthalers) Feinde identisch mit den unsrigen sind, und daß ihre Gegnerschaft ihm gegenüber vorwiegend darauf beruht, daß sein Panter die auch von uns hochgehaltene Fahne, die Fahne der „Moderne“ ist. Es sollte sich leider zeigen, daß die Gegnerschaft mit ihrem Mißtrauen, das sie dem Theaterdirektor Meßthaler entgegenbrachte, vollauf im Recht war. Nun versiel aber der Mephisto in den groben Fehler, die schauspielerischen Leistungen des Meßthalerensembles in einer Weise herauszustreichen, die fast komisch wirken mußte. Eine gewiß talentvolle Anfängerin wie Centa Bró wurde überschwänglich gefeiert und eine andere ebenso sicher mittelmäßige Schauspielerin in den Himmel erhoben. Das ging denn doch nicht an. In seiner letzten Nummer konnte „Mephisto“ triumphierend berichten, daß Herr Meßthaler wieder Direktor werden würde. Herr Meßthaler wurde nicht Direktor, — und Mephisto verschwand spurlos auf Nimmerwiedersehn. R. I. P.



Aus dem Wiener Kunstleben.

Von Otto Sachs.

(Wirk.)

„Das Land der Griechen mit der Seele suchend.“

Und es geschah zu Wien anno Eintausendachtundneunzigundsechse, da wurde an einem Herbstabende im guten, alten — nein, neuen — Burgtheater aufgeführt: „Die Athenerin“, Drama in drei Akten von Leo Ebermann. Da konnte man Ohren sehen, die sich spitzten und aufrichteten, wie die eines alten Streitrosses, das den ehemals gewohnten Trompetenklang wieder hört; ehrwürdige Greise, alte und junge, nahmen die Baumwolle aus den Ohrmuscheln, mit der sie sich sorgsam gegen jeden Zugzug frischer und bewegter Luft gesichert hatten, und saßen nun, Behagen und Zufriedenheit in den aufgeheiterten Gesichtern, verklärt horchend da. Denn es klingelte schellenlaut durch den weitgespannten Raum, von süßfüßigen Jamben — etliche hatten auch sechs, wie die Schmetterlinge und Affeln, oder nur vier, wie so viele, viele andere Tiere — und von klugen, superklugen, ungemein allgemeinverständlichen Sentenzen. Zum Beispiel:

„An allgemeinen Dingen ist so wenig
Und das Persönliche, es ist so viel!“

Die flogen himmelnd um die Ohren der Zuhörer und schlüpfen behend hinein; je länger die Ohren, umso leichter. Sie läuteten feierlich ein Großes ein — eifrige, andächtige Ministranten. . . .

Und am nächsten Morgen geschah das Große auch richtig vor aller Welt Augen; da beugte der alte Hohepriester in seinem gewaltigen Tempel, der aus Zeltungspapier und Druckerchwärze kunstvoll aufgebaut ist, — aere perennius — sein steifes Knie vor einem neuen Altar, und um ihn stand die ganze große Assistentz, wie er im vollen Ornate, und machte fleißig andächtige, verklärt glänzende Augen, schwang die silbernen Rauchfässer und orgelte in volltönendem Chorus ihr: „Hosianna!“

Denn Er war gekommen, der Dramatiker war da, „der die Lücke ausfüllte, welche uns Grillparzers Tod leer gelassen hatte,“ und er hieß Leo Ebermann, und Ludwig Speidel war sein Prophet.

Es that mir nur weh, daß gerade der sein Prophet sein mußte. Da hätte auch ein Anderer genügt. Schade!

Denn, daß der Dramatiker, Er, erst jetzt gekommen war, daß die Lücke, die Grillparzers Tod gelassen hat, erst jetzt ausgefüllt ist, das that mir gar nicht weh. Das ist heiter und sehr zum Lachen.

Die „Athenerin“ ist ein Griechenstück. Das heißt nein, sie ist kein Griechenstück. Oder doch? In der kurzangebundenen Vorrede zur Buchausgabe seines Dramas sagt der Dichter: ihm sei es nur um ein allgemein Menschliches zu thun gewesen — *errare humanum est* — und er habe diesen menschlichen Irrtum nur aus Bequemlichkeits- oder Verzierungsrücksichten in den weißen, schönfälligen griechischen Mittel — pfui! Chiton sagt man! — gesteckt. „Töne und Farben!“ Mehr brauchte er nicht. „Die Chronologie war ihm sehr gleichgültig.“ O Herakles! Es waren ihm noch andere Dinge „sehr gleichgültig,“ wie sich sofort aufs Dieblichste erweisen wird.

. . . Ich wollte mich nämlich ernsthaft hinsetzen und gründlich und genau die ganze Anlage des Stückes, seine Voraussetzungen, seine Charaktere und die Weltanschauung, die daraus redet, erzählen und kritisieren. Aber nun seh ich, daß meine Willenskraft dazu nicht ausreicht. Ich kann mich auf eine breite, behaglich im seichten Uferwasser herumplatschende Erzählung nicht einlassen. Also hinauf aufs Trampolin und einen tüchtigen Schwung genommen und — hinaus ins tiefste Fahrwasser! Ah, das ist etwas ganz Anderes!

Phryne, die schöne, schamlose, üppige, an ihrer eigenen Schönheit toll trunkene Phryne, ist die Heldin des Stückes. Mich freute das, als ich es von — damals noch geheimen — Bekennern des Ebermann-Glaubens hörte; denn mir bedeutet von jeher diese Phryne etwas und nicht wenig: das Symbol und Sinnbild ihrer Zeit, einer schönen, üppigen, schamlosen und in ihre eigene Schönheit verliebten Zeit: so verliebt in ihre eigene Schönheit, daß sie diese als „die Schönheit“ schlechtweg aufstellte und durchsepte, so siegreich, daß noch wir Späten die Schönheit dieser Zeit unter dem Druck der ererbten Liebe als die Schönheit schlechtweg empfinden müssen!

Solch eine Phryne, also eine richtige Phryne, erwartete ich denn auch zu sehen. Freilich durfte sie nun gleich auf dem Theaterzettel nicht mehr Phryne heißen, sondern wurde in eine charakterlose, namenlose „Charis“ abgeändert; es hätten sich sonst wohl die zarten Herzen, die Phrynen nicht entbehren können, in ihren zarten Ohren beleidigt gefühlt; so durfte man sie nicht nennen. Also Charis, nicht Phryne.

In das Athen des reichen Thrasyllus, des Millionärs und Arthons, der nach Medicinerart Staat und Stadt fouteniert und obendrein noch die liebliche Phryne, in dies Athen des Ebermann, das eine weichliche, vielrednerische und nichtstuerische Genußstadt recht niederer Ordnung gewesen sein muß — wie etwa Wien einmal gewesen sein soll . . . — kommen als Gesandte zwei rauhe Spartaner mit ehernen Rüstungen und kavallerieoffizierlichen Ehrbegriffen: der aus Königsblut stammende junge Agis und sein Freund Terpander. Mitten in einem Gelage werden sie, im Hause des Thrasyllus, vom athenischen Senat empfangen; dabei sieht Phryne zuerst den schönen, mannhaften Agis und wirbt sogleich um seine Liebe, die sie auch nach einiger Widerborstigkeit und etlichem keuschen Widerstreben des noch gesitteten und unverdorbenen Jünglings gewinnt. Nebenbei bemerkt, scheint mir, daß auch der spartanischeste Spartaner, der ja ein Keuschheitsgelübde nach Lykurgs Verfassung nicht abzulegen hatte, ein hübsches Weib, das ihm von ungefähr an den Hals flog, kaum wird zurückgewiesen haben; es ist vielmehr von je gute Kriegerart gewesen, und die Spartaner waren von guter Kriegerart, ein leicht vorbeiflatterndes Liebesglückchen frisch am Flügel zu packen und zu rascher Kurzweil an sich zu reißen. Agis aber ist nicht von dieser Art; er bleibt in Athen zurück, angeblich um wegen Niederreißung der vertragswidrig neu errichteten Festungsmauern der Stadt weiterer Verhandlungen zu pflegen, in der That aber, um mit Phryne, der endlich in ihrer vagtsentimentalen Glückssehnsucht befriedigten, das Liebesglück aus bekränzten vollen Bechern zu schlürfen. So blind taumelt er auf den Irrwegen seiner unbegreiflich gewundenen und langwierigen Leidenschaft dahin, daß er nicht einmal merkt, welche Gemeinheit er dabei begeht, und wie er eigentlich fortwährend den von ihm verachteten Thrasyllus aufs Niedrigste betrügt; denn er lebt in Thrasyllus eigenem Hause, auf dessen Kosten, mit der von diesem ausgehaltenen Hetäre in Liebe und läßt sich in dem behaglichen Liebesnestchen, das sich der Athener und Millionär für seine eigenen Schäferstunden hergerichtet hat, herzlich wohl sein.

Freilich quält ihn dabei von Zeit zu Zeit die Reue über sein „eines Spartaners“ unwürdiges Benehmen, aber er weiß sie tapfer niederzukämpfen, wobei ihm ja Phryne

am Besten helfen kann, und folgt selbst dem zu seiner Errettung aus Sparta herbeigeeilten Freunde Terpander, der ihn mit Hohn und Vorwürfen überschüttet, nicht nach Hause. Erst Thrasyll, der endlich dem Lustverlorenen bemerklich macht, wie unschön und wenig ritterlich er sich denn doch benommen habe, ruft seine eingeschlummerten Seelenkräfte zu neuer Regung wach und dem Enteilenden, der in der Flucht Heil seiner Schmach sucht, folgt Phryne zu meinem und Thrasylls äußersten Staunen ins ferne Elend, um es mit ihm zu teilen. Das Paar geht aber nicht sehr in die Ferne; es quartiert sich in einer Fischerhütte nah vor Athens Mauern ein, und während Phryne sich in der unbehaglichen Umgebung trotz der Liebe ihres Agis immer weniger wohl fühlt, findet Agis in der Einsamkeit den rettenden Gedanken, sich im verlorenen Vaterlande durch Auskundschaftung der schwachen Stellen, die Athens Befestigung aufweist, und durch einen darauf gegründeten Handstreich gegen die verhasste Stadt, festliche Wiederaufnahme zu sichern. In der That führt er auch den vorbereitenden Teil seines Planes aus und sendet deshalb nach Sparta Botschaft.

Phryne aber, der er — zu meinem und ihrem größten Erstaunen wiederum — sein Vorhaben anvertraut, verrät es, schon vorher durch Sehnsucht nach den Freuden der Weltstadt, Eifersucht und Langeweile mürbe gemacht, dann endlich von Thrasyll durch den ausgehängten Köder eines kostbaren Schmuckstückes gelodt, in dessen funkelnder Juwelenpracht und mildem Perlenglanze sie das Zeichen ihrer wachen Sehnsucht, das leuchtende, lächelnde Athen sieht, an ihren früheren Liebhaber. Agis, um Hochverrat verhaftet, giebt sich den Tod. Phryne, anfangs in ratloser Verzweiflung, beschließt zuletzt, ihren Schmerz den mildwehenden Lüften des heitern Sizilien sanft dahinzugeben — auf Rat des Epikur, der als „Raisonneur“ sprüchelnd und geflügelte Worte prägend, sonst aber thatlos durch das Drama wandelt. Und . . . und so ist das Stück aus . . .

Ich hätte gar nicht so viel Worte darangesetzt, um mit der „Athenerin“ zu rechten, wenn nicht gewisse Gründe da wären. Aber da habe ich noch das Dankgebet des jubilerenden Hohepriesters im druckpapiernen Tempel in den Ohren, und die respondierenden Lobpsalmen seiner Assistenz, und all das Ministrantengebimmel und Geklingel der Zamben und Sentenzen — das brummt und läutet durcheinander und verbirgt mir hinter seinem Wust die reine, erhabene Harmonie des Grundtones, der mir an jenem Abend in der Seele aufgeklingen ist, wie von den Saiten einer Windharfe. Aber gerade auf diese reine und goldige Harmonie möchte ich kommen, die möchte ich mir wieder auffuchen, um sie vor meinem innern Gehör durchkostend vorbeischnellen zu lassen — und darum muß ich mit hastiger, unwilliger Arbeit forträumen, was da vorliegt.

Also denken Sie sich einmal, meine hochzuverehrenden Damen und Herren, die dem neuen Griechendrama geneigtest applaudiert haben, die folgende Geschichte: Ein junger, etwas beschränkter und charakterischwächtlicher Mann von sehr sittenstrenger Erziehung — sagen wir, der Sohn eines schlesischen Landpastors — kommt nach Wien, um dort irgend etwas zu thun. Eine . . . eine Heläre oder Vertreterin der besseren Halbwelt verliebt sich in den hübschen, frischen Burschen und nimmt ihn zu sich, in ihre von einem reichen älteren Mitgliede des heimischen Hochadels oder von einem glücklichen Finanzritter eingerichtete, luxuriöse Villa in Hiebing oder im Cottage draußen, und nun lebt er dort mit ihr vom Gelde des Souteurs, bis es kracht und bricht. Die Schöne rettet sich vor dem Elend in die Arme eines andern oder desselben Gönners zurück und läßt den armen verdorbenen und zu Grunde gerichteten Pastorssohn sitzen. Der hat nun gar nichts mehr, weil ihn auch sein Vater programmgemäß

und pünktlich verflucht hat, und hängt sich im Dornbacher Park an den schönsten Eichenbaum.

Ist das ein Griechendrama?

Es ist natürlich keines, obwohl in der Ausführung noch tausendmal mehr seelisches Griechentum des Dichters bekundet werden könnte als in dem griechischsten Jambendrama. Aber es ist eine Geschichte, die ich seit der Cameliendame in tausend und etlichen französischen Romanen gelesen und auch einige duzendmal auf der Bühne gesehen habe; besser und schlechter, aber immer dasselbe. Und auch Herr Ebermann hat diese Romane gelesen und diese Stücke gesehen, und ihn reizte es, das Gleiche zu wagen. Kein großer Wagemut, wahrhaftig! Aber . . . aber er schrieb ein Griechendrama. Wohlberachnet und klug schrieb er ein jambenstolzes und sentenzentriefendes Griechendrama und . . . und füllte die Lücke aus, die Grillparzers Tod bei uns gelassen hat.

Grillparzer, als er seine „Sappho“ schrieb, hüllte, wie er selbst sagte, eine „Fialer-idee“ in das griechische Gewand und schlug den leuchtenden Mantel seiner farbigen Verkunst in weichen Falten darum; Ebermann bekleidete eine . . . Omnibus-Idee mit einem abgetragenen Kostüm aus der alten Theatergarderobe . . .

Aber all das wußte ich ganz genau erst, als ich, lange nach der Aufführung, die „Athenerin“ noch einmal durchlas. Während ich aber im Theater saß, ging es mir ganz sonderbar, und meine Seele, eigenwillig und zerstreut, spielte mir einen neckischen Streich. Kaum nämlich hatte sie bemerkt, daß ihr auf der breiten, staubigen Landstraße, die sich drei Meile lang unabsehbar nach vorne erstreckte, die gehofften Blumen nicht blühen konnten, als sie schon mit einem kühnen Seitensprung abschweifte und sich in die Wildnisse seitab der Heerstraße verlor, die sie so liebt. Und sie führte fed und rücksichtslos mitten im Spiel der Bühne sich ihr eigenes Schauspiel zu ihrem Ergötzen auf.

Und ich träumte. Zuerst waren es nur drei matt schimmernde, gelblichweiße, schlanke Marmorsäulen, die auf ihren stolz geschwungenen Kapitellen ein gebrochenes, marmornes Gebälkstück trugen. Das ragte einsam in einen leuchtend dunkelblauen, sonnenerfüllten Himmel hinaus, und darüber lag ein versonnenes, ehrfürchtgebietendes Schweigen gebreitet, ein Mittagsschweigen.

Ich hätte nie gewagt, dieses Schweigen mit meiner Stimme frech zu brechen.

Aber das Bild wich und schwand, und ein anderes tauchte aus wogenden Nebelmassen hervor.

Es war der Markt von Athen, überragt von dem säulenprangenden Tempelhügel der Akropolis. Rings auf Stufen saßen die Männer von Athen, ernst und fest im Richteramt. Und das Volk umlagerte in schweigender Menge den weiten Platz. In der Mitte aber stand ein Weib — Phryne — und sollte um Verachtung der Götter gerichtet werden. Sie aber zerriß mit einer kühnen, stolzen Geberde ihr weißes, weites Gewand von oben bis unten, daß es an ihrem Leib hinabrieselnd auf ihre Füße sank, und bot sich, mit heiliger Schamlosigkeit in den weit offenen Augen, erhobenen Hauptes und ernst lächelnden Mundes, in der göttlichen Nacktheit ihrer Schöne den Blicken der Richter dar. Und die ersten festen Männer im Richteramt, wie das ganze Volk, das in schweigender Menge den weiten Platz umlagerte, besiegten stumm in sich das jäh aufspringende Begehren nach dem Weibe, in ihr nur die leibgewordene göttliche Schönheit sehend, die, weil sie selbst Gott ist, der Götter spotten darf, und sprachen sie frei.

Als das Bild dann wieder in wogenden Nebeln schwand, stieg ein Name auf meine Lippen: Pierre Louys und sein Werk: „Aphrodite.“ Da zuckt die griechische

Seele in ihren letzten Todeskämpfen und weist uns in dem Greuel des Sterbens noch einmal ihre ganze, unheimliche, teuflische Schönheit von allen Selten. Schamlos, wie die nackte Phryne vor den Männern des Richteramtes.

Aber die Erinnerung huschte nur vorbei, und ein neues Bild stieg auf: Ein Theater. Der freie, riesige Raum erfüllt von Menschen in weißen Feierkleidern, die schweigend lauschen. Darüber aufragend wieder die schimmernde Tempelburg der Akropolis. Und in der Ferne das veilschwarze, unendliche Meer in die Bläue des Himmels hinausgestreckt. Auf der Bühne unten leidet in Stolz und Übermut der mythische Held und rechnet wild mit den Göttern und dem Schicksal. Und wie seine Kraft, die aufs Höchste dem Göttlichen zugesteigerte, übervermessene Menschenkraft, unter dem Ungeheuren, nicht zu Tragenden, das sie sich ausgebildet hat, zusammenbricht, da erschauern in mächtiger Wonne all die Tausende und empfinden die durchbohrende Seligkeit, ihre Härte und ihren Stolz im Mitgefühl für einen Stärkeren, der unterliegt, hinschmelzen zu fühlen, und nun erst sich ihrer in hundertfacher Kraft bewußt zu werden. Und ich sah unter ihnen einen schönen, starken Jüngling von edlen Zügen, dessen Faust krampfte sich um die Marmorlehne hinter ihm, als ob sie den Stein zerdrücken wollte; er kämpfte gegen seine tragische Freude, weil er in die Schule des Sokrates gegangen war und dort das böse Gewissen seiner reinen und freien Kraft gelernt hatte. Er war ein Held, wie der mythische, unten auf der Bühne; auch er hatte sich mit freiem Willen zu schwerem aufgeladen. Da dröhnte das Himmelsgewölbe plötzlich von dem jubelnden Beifallsruf, der aus tausend süß gequälten Seelen brach, und der Jüngling kämpfte nicht mehr, sondern warf einen wilden Ausschrei des Jubels aus tiefster Brust himmelan.

In diesem Augenblicke zerstob aber das Bild, und ich war wieder im Wiener Burgtheater bei der Erstaufführung der „Athenerin“. Der Vorhang fiel. Ein gedämpfter, aber lange anhaltender Applauslärm erhob sich, und auf der Bühne erschien ein schwarzbefrackter Herr und dankte mit Tanzmeistergrazie im Namen des Dichters dem lieben, braven Publikum. Aber mir kam es vor, als wenn jeder behandschuhte Applausschlag auf meine glühende Wange niederfiel; als ob der klatschende Lärm um mich von lauter derben, lächtigen Ohrfeigen herrührte, die man einem eigentlich im Hause gar nicht anwesenden Geschöpf, einem geheim gehaftten, mit schadenfroher Wonne applizierte. Ich fühlte für dieses fremde Wesen jeden Schlag als eine absichtlich ange-thane Schmach. Wißt Ihr, wen sie damals geschlagen haben? Der „Athenerin“ haben sie applaudiert und zugleich haben sie jene neue Kunst gehrfeigt, die von ihrer faulen, fetten Trägheit die verhaßte Bemühung einer neuen Aufmerksamkeit und eines erneuten Sehens- und Fühlenlernens forderte: nun jubelte ihre fette Trägheit einem Manne zu, der ihnen längst Abgestempeltes, stets ihrer Bewunderung Bereites als „Schönheit“ brachte und von ihnen nichts verlangte als eine halbe, gesellschaftlich zerstreute Aufmerksamkeit und einige rasch erweckte Gymnasialerinnerungen, die ihnen noch gestatteten, sich mit Stolz als die „Gebildeten“ zu fühlen.

Aber die Bilder, die meiner Seele, während man die „Athenerin“ spielte, aufstiegen waren, riefen mir die nachdenkliche Frage wach: Könnte denn ein modernes Griechendrama nicht geschrieben werden?

Ich denke mir, es müßte sogar bald irgend einen jungen Dichter geben, dem das neue Wissen, das unsere Zeit um das innerste Wesen des Griechentums hat oder zu haben meint, die Kraft zu einem schönen und großen Bühnenwerke in die Seele gießt. Entweder sehen wir vermöge unserer neuen Wesenheit das Griechentum, das selbst gewesen sein mag, wie immer, mit neuen Augen an und haben an dem unendlich Viel-

seitigen neue Seiten entdeckt, die mit Zaubergewalt zu uns reden; oder kennen wir nun diese teuerste Vergangenheit wirklich besser als ehedem; jedenfalls könnte mancher von unsern jungen Deutschen ein bedeutsamer Grieche werden, vielleicht auf einem ähnlichen Wege, wie der, auf dem der Pariser Louys ein Grieche geworden ist . . . ein deladenter Grieche.

* * *

Von der „Athenerin“ zur Ausstellung der Werke des frühverstorbenen Wiener Bildhauers Viktor Tilgner ist nur ein kleiner Sprung. Die Plastik ist und bleibt nun einmal, trotz aller Versuche der italienischen und französischen Barocke, wie der modernen Kunst, etwas Anderes aus ihr zu machen, eine ganz besonders griechische Kunst, von griechischen Schönheitsgesetzen beherrscht und nur in diesem Zeichen siegreich. Und wenn ein Meister von großem Willen und starker Begabung, wie Viktor Tilgner, den Marmor wieder einmal erweichen und das heilig Unbewegliche hastig bewegen will, so wird er oft malerischen und sinnlichen Reiz erreichen und weiche, runde Grazie und freundliche, erfreuliche Gefälligkeit, aber nicht die volle Wirkung eines Kunstwerks. Das alle eingeborenen Gesetze seiner Kunstart in sich zugleich eröffnet und beschließt. Unter all den zweihundertzweiundzwanzig Werken von Tilgners Hand, welche die größten Räume des Künstlerhauses erfüllten, war auch nicht eines, das mit unwiderstehlicher Gewalt seinen Reiz dem Beschauenden auferlegt hätte. Freilich waren darunter manche „reizende, entzündende“ Arbeiten, geschaffen, um dem nach Ausruben verlangenden Auge eines reichen, bequemen Wiener, dem schmetterlingsgleich umherhuschenden Blick einer schönen und lustigen Wienerin wie üppige, einladende Ruhelissen entgegenzuschwellen; und schöne, pikante Frauen- und Mädchenköpfe lächelten in reicher Fülle von den Postamenten, so leichtsinnig hübsch und liebenswürdig haltlos und gemüthlos, wie die Kunst dessen, der sie nachgeschaffen hat.

Zugleich war dort auch eine große, ungeheuer große Maschine von Baclav Brozil, dem Geschickten, ausgestellt, und es war gewiß ein sehr schönes Bild, denn es war auf Befehl des Kaisers gemalt und hatte einen sehr patriotischen Vorwurf. „Tu, felix Austria, aube“ nannte sich das Gemälde und stellte mit sehr vielen, überlebensgroßen Figuren jene Kinderdoppelhochzeit dar, die im Jahre 1515 die Kronen von Ungarn und Böhmen mit der habsburglischen Krone von Österreich vereinigte; es hat auch gewiß eine Menge Geld für Farben und Leinwand gekostet und viele, schwelgende Mühe des Malers. Sonst weiß ich nichts davon.

Ein ganzes Zimmer enthielt eine Menge von Werken des Ludwig Dettmann, den Sie ja kennen und gewiß auch hochschätzen, wie ich. Wir Wiener, die so außerordentlich selten Werke der neuen deutschen Malkunst zu sehen bekommen, sind von der wilden Kraft des Lichtes und der Farbe, die so ein Freiwüchsling über uns ergießt, immer gleich halbberauscht und verlieren das nüchterne, vergleichende Urtheil und das Gedensken des Besten gegenüber dem Guten, das einer starkwilligen, auf das Große gerichteten Kunstbetrachtung nie fehlen soll. Aber auch vom älteren Besten war Bottschaft zu uns gekommen und kleine, köstliche Landschaften des Diaz, Courbet und Corot erinnerten mich von Neuem an das, was der „modernen“ Abteilung unseres kaiserlichen Kunstmuseums noch immer fehlt: nämlich Alles.

Und nun ereignete sich etwas sehr Merkwürdiges. Unter vielen anderen guten und schlechten Bildern hing eine kleine, schmale Tafel von Alma Tadema: „Das Fest.“ Ein paar nackte griechische Jünglinge, wildblodige, ephuebetränzte, heißblidende Häupter, und sehnige, magere, athletisch in jeder Muskel durchgearbeitete junge Körper, schleppen in schnellem Schritte Festgerät heran. Das ist Alles. Aber mir schien so

unendlich viel echtes Griechentum in diesem Bildchen zu liegen, daß es mich gewaltig ergriff. Die Freude der vollen Kraft an sich selbst, daß sie stark genug ist, sich zu beherrschen und zu bezähmen und bewußt an ihrer höchsten Steigerung weiterzuarbeiten, schien mir absichtslos und frei ausgesprochen.

Es war wie ein wilder Ausschrei gegen das weiche, träge Behagen der Teilgnerischen Bildwerke.

* * *

Sudermanns „Morituri“ kennen Sie gewiß schon längst; das Einzige von den drei Stückchen, das ernste Aufmerksamkeit verdient — nämlich „Frischen“ — und das ich für das ehrlichste und echtste von allen Stücken des Sudermann halte, gefiel in Wien nicht; begreiflicherweise, denn es beruht auf spezifisch norddeutschen Voraussetzungen und zieht die ganze Kraft seiner Tragik aus einem Standesgefühl, das uns in allen unseren Kreisen fremd ist.

Georg Hirschfelds „Mütter“ waren das letzte und stärkste Theaterereignis der abgelaufenen Zeit. Nachhaltig allerdings blieb, wie von unsern Wiener Verhältnissen zu erwarten war, der Erfolg nicht, und das eindringliche, tief erlebte Drama, das mit dem heißen Hauch der Jugend zur Jugend spricht, ist schon jetzt wieder fast ganz vom Spielplan des Deutschen Volkstheaters, das guten Willen und einige Kraft auf dessen Darstellung verwendet hatte, verschwunden.

In der nächsten Zeit soll die „versunkene Glocke“ und „John Gabriel Borkmann“ auf das Burgtheater kommen: eine Fülle von versprochenem Schönen, die mich fast an der Erfüllung zweifeln läßt.



Soziale Chronik.

Von Bruno Pezold.

(Leipzig.)

(Die Not der deutschen Volksschullehrer und das preussische Lehrerbeförderungsgesetz. — University-Extension in Deutschland. — Beschränkung des Duellunfugs in der Armee.)

Die soziale Frage wird von den meisten als bloße Magenfrage behandelt. Um sie zu lösen, soweit man sie überhaupt lösen will, sucht man den wirtschaftlichen Ständen, den Bauern und Handwerkern, den kleinen Fabrikanten und Kaufleuten, den Land- und Industriearbeitern zu helfen. An die geistigen Arbeiter jedoch, die durch Heranbildung eines neuen Geschlechts ihr wesentliches Teil zur Lösung der sozialen Frage beitragen sollen, denkt man nur selten. Und doch zählen auch sie zu den Notleidenden.

Von dem Elend der Volksschullehrer merkt die Welt nur wenig. Denn auß Schreien verstehen sich diese bescheidenen Deutchen nicht, wohl aber auf die Kunst, die Armut durch ein sauberes Kleid und durch ein freundliches Gesicht zu verdecken. Überdies wird das Publikum über die wirtschaftliche Lage der Volksschullehrer systematisch von der Presse getäuscht, welche die auskömmlich bezahlten Lehrer der Großstädte als die Repräsentanten des Volksschullehrerstandes hinzustellen beliebt. Hinter diesen Renommierlehrern aber stehen viele Tausende verkümmerte Lehrer-

existenzen. Von ihnen ist hier die Rede. In den Dachstuben und Kellern der Mittel- und Kleinstädte, in den spelunghaften Abseiten und haufälligen Gemeindegäusern der Dörfer haben sie ihr „Heim“ aufgeschlagen. Mit einem Durchschnittsgehalt von 700—800 Mk. bei freier Wohnung und Feuerung, also mit einem Jahresverdienst von ca. 1000 Mk. müssen sie ihr Dasein fristen, nachdem sie im Seminar ein 6—7 Jahre langes angestrenktes und kostspieliges Studium erledigt haben, das manchen für lange Zeit mit Schulden belastet. Aber selbst dieses Almosengehalt ist nicht selten nur ein nominelles, da von ihm für Landnutzungen, Brandnutzungen und Accidenzien oft weit höhere Abzüge gemacht werden, als die Nutzungen und Accidenzien in Wirklichkeit einbringen. Zur Heirat ist der junge Lehrer in der Regel bald nach seiner Anstellung gezwungen, da es der Bauer oder Gastwirt schnell müde wird, den Lehrer für 100 Thaler jährlich zu verköstigen. Kommen in der Ehe noch einige Kinder zur Welt, stellen sich gar Krankheit oder unvorhergesehene Unglücksfälle ein, so ist das Elend fertig.

In welche Verbitterung müßten die Lehrer durch ihre Notlage geraten, wenn ihnen nicht ein bewunderungswürdiger Idealismus ihr Elend erträglich machte. Dieser Idealismus hat dem kalten Hohn standgehalten, mit dem im preussischen Herren- und Abgeordnetenhaus und zu Puttkamers Zeiten auch vom Regierungsrathe aus die Lehrer so oft bedacht wurden, dieser Idealismus hat alle Enttäuschungen, welche den Lehrern fortgesetzt bereitet wurden, tapfer überwunden. Seit nunmehr fast hundert Jahren werden die preussischen Volksschullehrer auf ein Dotationsgesetz vertröstet, immer wieder haben Liberale und Konservative im Wahlkampfe die Stimmen der Lehrer durch den Hinweis auf ein solches Gesetz gelodert; und immer wieder sind ihre Hoffnungen schmählich betrogen worden. Das einzige, was die Lehrer wirtschaftlich bis jetzt erreicht haben, ist ein Pensionsgesetz, das nur die äußerste Not des invaliden Lehrers einigermaßen mildert und seine Hinterbliebenen vor dem Hungertode schützt. In der verfloffenen Landtagsperiode hatte es den Anschein, als ob endlich ein Lehrerbefoldungsgesetz zu stande kommen würde. Doch scheiterte es schließlich im Herrenhause an dem Widerstande der Liberalen und Konservativen. Die liberalen Bürgermeister der Großstädte waren nicht damit einverstanden, daß den städtischen Schulen die staatlichen Zuschüsse entzogen wurden, und die Konservativen wollten das den Lehrern zugedachte Minimalgehalt von 900 Mk. nur um den Preis der Unterordnung der Schule unter das Regiment der Kirche bewilligen. Die Lehrer aber hatten Standesbewußtsein genug, ihr Recht auf Selbständigkeit nicht für ein Linsengericht zu verkaufen und wollten lieber weiter hungern, als die freie Schule der Kirche ausliefern. So wurde die *lex Zedlitz* abgelehnt.

Dem jetzigen Landtage ist von der Regierung abermals ein Lehrerbefoldungsgesetz vorgelegt worden. Es schließt im Wesentlichen eng an den vorjährigen Entwurf an, insofern es gleichfalls ein Minimalgehalt von 900 Mk. für Lehrer (von 750 Mk. für Lehrerinnen) festsetzt. Dieses Grundgehalt soll aber erst vom fünften Dienstjahre ab erreichbar sein; Anfänger im Amt erhalten nur einen Bruchteil im Betrage von $\frac{1}{6}$ des Grundgehalts. Nach siebenjähriger Dienstzeit soll der Bezug der Alterszulagen beginnen. Sie können neunmal gleich hoch in Zwischenräumen von je drei Jahren gewährt werden. Die Höhe der Zulagen soll gemäß den Kommissionsbeschlüssen in keinem Falle weniger als 100 Mk. für Lehrer (als 80 Mk. für Lehrerinnen) betragen, im Ganzen also mindestens 900 Mk. (resp. 720 Mk.).

Was nun zunächst das in Aussicht gestellte Minimalgehalt von 900 Mk. anbelangt, so ist es offenbar nicht imstande, der Not der preussischen Lehrer ein Ende zu

machen. Nur das bitterste Elend vermag dieses Grundgehalt einigermaßen zu mildern. In Anbetracht dessen wagten die Lehrer ein Minimalgehalt von 1200 M. zu fordern. Bei dieser bescheidenen Forderung zogen sie einerseits die ganz ausgezeichnete Finanzlage des preußischen Staates in Rücksicht, der augenblicklich über einen Überschuß von 60 Millionen verfügt, andererseits beriefen sie sich auf den Plan der preußischen Regierung, die Gehälter der mittleren und höheren Beamten von den durch die Konvertierung erübrigten 20 Mill. M. aufzubessern. Was dem einen recht ist, ist dem andern billig, meinten die Volksschullehrer. Die „Post“ aber, das Stumm'sche Organ derer von Besitz und Bildung, belehrte die nimmerfatten Schulmeister eines besseren, und während sie die Erhöhung des Unterstaatssekretärgehalts von 15000 auf 20000 M. für gerechtfertigt erklärte, nannte sie das Verlangen der Lehrer nach einem Grundgehalt von 1200 M. trivial. Der Präsident des Abgeordnetenhauses v. Köller hielt diese Forderung der Lehrer von vornherein für unannehmbar und der allmächtige Finanzminister Miquel wußte schließlich auch den wohlmeinenden aber schwächlichen Kultusminister v. Bosse davon zu überzeugen, daß ein Minimalgehalt von 900 M. das äußerste sei, was heute der preußische Staat seinen Volksschullehrern zu gewähren imstande sei. Der Rücksichtslosigkeit des Finanzministers fügten sich auch bald die Abgeordneten. Sie begnügten sich nach kurzer Widerrede mit den in der Regierungsvorlage verheißenen 900 M., „um nicht das Zustandekommen des ganzen Gesetzes zu gefährden,“ wie es in der parlamentarischen Sprache euphemistisch heißt.

Was die Alterszulagen betrifft, so soll dem Lehrer ein rechtlicher Anspruch auf ihre Neugewährung nicht zustehen. Vielmehr kann „bei unbefriedigender Dienstführung“ Versagung der Alterszulage erfolgen. Dadurch aber, daß sie nicht ohne weiteres auf Grund zunehmenden Alters bezogen werden kann, sondern von dem „Wohlverhalten“ des Lehrers abhängig gemacht wird, verliert die Alterszulage den Charakter einer Alterszulage und sinkt zur bloßen Gratifikation herab. Sie wird stellvertretend für Zuderbrot und Peitsche angewendet, um die Lehrer gefügig und mürrisch zu machen, und erweckt, indem sie die Lehrer wirtschaftlich von der Willkür ihrer Vorgesetzten abhängig macht, hier gesinnungsstüchtige Streberei, dort Unzufriedenheit und Verbitterung. Denn daß die Gewährung oder Nichtgewährung der Alterszulage nur von dem Wohlverhalten im Dienst abhängig gemacht wird und nicht in gleicher Weise auch von dem Wohlverhalten außerhalb des Dienstes z. B. bei politischen Wahlen, daran wird nur glauben, wer den feudalen Geist des preußischen Beamtentums nicht kennt. Übrigens entblödete sich die preußische Regierung nicht, in dem vorjährigen Entwurf zu einem Lehrerbefoldungsgesetz offen auszusprechen, daß bei Gewährung der Alterszulagen auch das außerdienstliche Verhalten in Rechnung gezogen werden solle (sfr. Affessorenparagraph). In dem Text des neuen Entwurfs ist nun zwar diese Bestimmung nicht wieder enthalten, wohl aber in der Begründung zu dem Entwurf. Die Beschränkung, daß die Vorenthaltung der Alterszulage der Zustimmung einer bestimmten Instanz bedarf, daß über die Versagung der Alterszulage dem Lehrer ein schriftlicher Bescheid erteilt werden muß, und daß gegen die Vorenthaltung der Zulage eine Beschwerde erlaubt ist, schiebt der Willkür der vorgesetzten Behörde bei Verteilung der Alterszulagen nur einen sehr schwachen Kiesel vor. Sollen die Lehrer wirtschaftlich unabhängig von ihren Vorgesetzten dastehen, so muß ihnen wie den Richtern das klagbare Recht auf Alterszulage gewährt werden. Der Umstand, daß auch den Verwaltungsbeamten die Alterszulage auf Grund unbefriedigender Dienstführung versagt werden kann, beweist natürlich nichts gegen die Verwerflichkeit dieses Prinzips.

Vom Abgeordnetenhaus ist das neue Lehrerbefoldungsgesetz bereits angenommen. Ob das Herrenhaus dem Beispiele des Abgeordnetenhauses folgen wird, bleibt noch abzuwarten. Die Herren vom befestigten Grundbesitz und von der pfälzischen Klerikalität wollen allerdings das Schicksal des Lehrerbefoldungsgesetzes diesmal nicht wieder von dem Zustandekommen eines christlich-konfessionellen Schulgesetzes abhängig machen; setzen doch die vereinigten Konservativen, Ultramontanen und Polen mit Bestimmtheit voraus, daß ihnen für ein allgemeines Volksschulgesetz auf kirchlicher Grundlage, für eine zweite vox Vedliß, die Zustimmung der Regierung und der Landtagsmehrheit diesmal sicher sei auch ohne Anwendung des *do ut des* Principis. Denn wie könnten eine preussische Regierung und ein preussischer Landtag dauernd ihre Hilfe versagen, wo es gilt, die heiligsten Güter des Volkes zu schützen? Energischer Widerstand droht aber auch diesmal wieder dem Lehrerbefoldungsgesetz von Seiten der liberalen Bürgermeister der Großstädte, die auch schon zu dem Scheitern des vorjährigen Entwurfs beigetragen haben. Auch in dem neuen Entwurf soll nämlich den großen Städten die staatliche Zubuße zu den Schulen teilweise entzogen werden. Um die Vertreter der großen Städte mit dieser teilweisen Entziehung der staatlichen Zubuße auszuföhnen, hatte die Regierung den Städten, die einen selbständigen Kreisverband bilden, die Vergünstigung zugehacht, den Alterszulageklassen fern zu bleiben. Das Abgeordnetenhaus hat aber diesen Regierungsvorschlag, der das Freizügigkeitsrecht der Lehrer schmälerte, verworfen und nur die Stadt Berlin von den Alterszulageklassen ausgeschlossen. In diesem Anschluß an die Alterszulageklassen erblicken nun die Großstädte eine Verkümmernng ihres Selbstverwaltungsrechts. Daß aber die freisinnigen und national-liberalen Bürgermeister des Herrenhauses mit dieser vermeintlichen Beeinträchtigung des kommunalen Selbstverwaltungsrechts und mit der teilweisen Entziehung der Staatsbenefizien, die man den städtischen Schulen seit 1888 gewährt, nicht schlechtthin einverstanden sind, ist begreiflich. Doch ist ihr Widerstand um so weniger für den Entwurf gefährlich, als die preussische Regierung erklärt hat, daß sie wegen der Annahme oder Nichtannahme des die staatlichen Zubußen betreffenden Paragraphen das Lehrerbefoldungsgesetz nicht scheitern lassen wolle.

Kommt also, was sehr wahrscheinlich ist, das Lehrerbefoldungsgesetz noch in diesem Winter unter Dach und Fach, so hätten sich die preussischen Volksschullehrer endlich nach heißen Kämpfen ein gesetzliches Minimalgehalt erstritten. Dieses Minimalgehalt von 900 Mk. stellt — wir schämen uns es zu gestehen — die Volksschullehrer den Boten und Dienern gleich: So hoch schätzt der preussische Staat die Thätigkeit seiner Lehrer, denen er das beste, was er hat, die Jugend seines Volkes anvertraut. Selbst die Weichensteller und Maschinisten, Portiers und Kastellane werden vom preussischen Staate besser bezahlt als die Lehrer, ganz zu schweigen von den mittleren Beamten, die sich bestens dafür bedanken würden, mit dem Gehalt der Volksschullehrer zu tauschen. Und doch dürfen sich die Lehrer sowohl ihrer Vorbildung wie ihrer Bedeutung halber den mittleren Beamten mindestens gleichstellen. Gesellt doch selbst die Staatsregierung die Lehrer insofern den mittleren Beamten zu, als sie den Abiturienten der staatlichen Lehrerseminare das Recht des einjährigen Militärdienstes eingeräumt hat. Kommt aber die Besoldung in Betracht, so hört die Wertschätzung auf: da glaubt die Staatsbehörde die Volksschullehrer den untersten Unterbeamten gleichstellen zu dürfen. Um Zahlen zu nennen, so beziehen beispielsweise die Zollamtsassistenten und Thorcontroleure ein Anfangsgehalt, das das Grundgehalt des Lehrers um 300 Mk. übersteigt und bald um 600 Mk. übersteigen wird, wenn erst die Gehälter der mittleren Beamten erhöht sind. Der Mensch wird nun aber von der Welt in der Regel nach dem taxiert,

was er besitzt. Das ist brutal, aber es ist nun einmal so. Auch an die Lehrer wird dieser materielle Maßstab gelegt. Daß da ihr Ansehen, dessen gerade sie besonders bedürfen, außerordentlich leidet, ist begreiflich. Der Lehrer, der dem Bedienten gleich bezahlt wird und im günstigsten Falle soviel bezieht, wie der Reitknecht eines Land- oder Börsenmagnaten im Herrenhause, wird auch wie ein Bedienter und Reitknecht von der Welt behandelt. Das kann man heute schon auf dem Dorfe beobachten, wo der halbwegs auskömmliche Bauer mit Geringschätzung auf den schulmeisterlichen Hungerleider herunterblickt, und wo oft die ganze Gemeinde ihren Herrn Lehrer den auf öffentliche Kosten erhaltenen Almosenempfängern gleichstellt.

Die Lehrer haben das Schandgrundgehalt von 900 Mk. angenommen, ist es doch immerhin besser als nichts. Aber sie werden nicht eher aufhören, mehr zu fordern, als bis ihre wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung auf den Stand erhoben ist, welcher der Bildung und der Bedeutung der Lehrer entspricht. Mit den wucherischen Revenuen eines Börsenjobbers und Häuserspekulanten wird das bescheidene Einkommen eines Lehrers allerdings nie konkurrieren können, und kein Lehrer fordert solches. Wohl aber verlangt er mit Recht, daß ihm ein Gehalt gesichert werde, das ihn dem bittersten Kampfe um des Lebens Notdurft enthebt und ihn nicht zwingt, vor der Thüre des Reichen um Almosen zu betteln. Einfach aber auskömmlich — besser will es der Lehrer garnicht. Er besitzt genug Güter, die nicht Motten und Rost fressen, als daß ihn danach verlangte im Glanze irdischer Herrlichkeit mit den blöden Knechten des Mammons wetteifern zu können.

Schlussfrage: Warum bezahlt der heutige Staat seine Volksschullehrer so erbärmlich? Antwort: Weil er sie nicht sonderlich nötig hat. Warum hat der heutige Staat die Volksschullehrer nicht besonders nötig? Weil er in vieler Hinsicht auf der Unmoralität und Dummheit des Volkes basiert, und weil die Volksschullehrer diese Unmoralität und Dummheit des Volkes durch Lehre und Erziehung möglichst beschränken wollen. So sind also die Lehrer gewissermaßen die erklärten Feinde des heutigen Staates? Allerdings, und der Staat wird sich hüten, diese seine Feinde noch sonderlich zu unterstützen. Er wird ihnen nur soweit behilflich sein, als sie ihm selbst nützlich sind, das Volk auf der Höhe zu erhalten, auf der es sich schlechterdings befinden muß, um dem heutigen Staat und der in ihm herrschenden Gesellschaftsklasse zu Macht und Üppigkeit zu verhelfen. Über dieses Maß hinaus aber wird der heutige Staat seine Lehrer nicht nur nicht fördern, sondern nach Möglichkeit schädigen, indem er sie leiblich auf des Lebens notwendigsten Unterhalt beschränkt und geistig in Ausbildung und Amtsführung dem Regiment der Kirche unterwirft. Denn dem heutigen Klassenstaate ist ein einigermaßen selbständiger, von der gemeinen Not des Lebens unabhängiger Lehrerstand ein Greuel; er erblickt in der aufstrebenden Volksschule ein ihm gefährliches Institut der Aufklärung, das er mit allen erdenklichen Mitteln, am liebsten mit dem Korporalstock (Recept des verbliebenen Universitätspredigers Treitschke) niederzuhalten bestrebt ist.

Das Rätsel von der Not der Volksschullehrer ist gelöst, sobald wir uns daran erinnern, daß unser heutiger Staat kein Kultur- und Rechtsstaat, sondern ein Klassenstaat ist. Er braucht vor allem Soldaten und Richter, Ärzte und Geistliche, alles negative Größen, die ihre Existenz wesentlich von der seelischen und physischen Halb- fäulnis unserer Gesellschaft herleiten, und die der Kapitalistenklasse die Herrschaft sichern helfen. Er braucht aber wenig oder garnicht und besoldet darum am schlechtesten seine Lehrer, die als Vorkämpfer einer besseren Zukunft der seelischen und physischen Fäulnis, der „Sünde“ des Volkes ein Ende bereiten, die bisherigen Stützen des Staates, Soldaten, Richter, Ärzte und Geistliche, im wesentlichen unnützig machen und

im Sinne Pestalozzis positiv das ganze Volk geistig und leiblich zum guten, wahren und schönen emporheben wollen. Die in der Halbbildung der Gesellschaft wurzelnde kapitalistische Staatsidee ist also diametral entgegengesetzt der auf Vollgesundheit der Gesellschaft abzielenden Erziehungsidee. Die moderne Volksschule als Werkstätte zur Ausgestaltung der Erziehungsidee ist demnach an sich staatsgefährlich, und die Lehrer, die im idealen Sinne Lehrer, d. h. Söhne Pestalozzis sind, bethätigen sich fort und fort als Feinde der heutigen Gesellschaftsordnung. Darum werden die Lehrer so lange unterdrückt und auf des Lebens notwendigsten Unterhalt angewiesen bleiben, als eben unsere heutige Gesellschaftsordnung besteht und die Machtverhältnisse im Staate dieselben bleiben. Erst wenn eine vernünftige Demokratie die Macht erlangt und den Klassenstaat zum Rechtsstaat erhoben hat, werden die Volksschullehrer diejenige Wertschätzung und soziale Stellung erlangen, nach der sie heute noch vergeblich streben. —

Mit welchem Mißvergnügen die herrschenden Klassen unserer Bourgeoisie auf jeden Versuch blicken, der auf Hebung der Volksbildung, auf Hebung der Volksgesittung und auf Anbahnung des sozialen Friedens abzielt, zeigte sich übrigens auch kürzlich wieder bei Gelegenheit der University-Extension-Bestrebungen. In Berlin, München, Leipzig und Jena hatten sich eine Anzahl volksfreundlicher Professoren dazu bereit erklärt, durch populäre Unterrichtskurse und Vorträge die Ergebnisse ihrer Wissenschaft den breiten Massen des arbeitenden Volkes unmittelbar mitzuteilen, um auf solche Weise die deutschen Hochschulen ihrer mandarinenhaften Abgeschlossenheit zu entreißen und dem in die Brüche gehenden Bunde von Bildung und Besitz einen neuen dauerhafteren Bund von Bildung und Arbeit entgegenzustellen. Mit großem Glück haben sich solche Bestrebungen bereits in Nordamerika, England, Dänemark, Norwegen, Finnland, in der Schweiz und in Osterreich, ja selbst in Rußland geltend gemacht. Im Lande der Dichter und Denker aber schnaubte der Lindwurm Kapitalismus Gift und Galle gegen die geplanten Volkshochschulen, durch welche man nur die Halbbildung, die Aftersbildung und den rein oberflächlichen Bildungsfirnis vermehre. Rein oberflächlicher Bildungsfirnis — wo findet man den wohl oberflächlicher aufgetragen als in den blasirten Kreisen der Land-, Geld- und Gütenbarone, die gegen die University-Extension zu Felde ziehen? Doch wollen wir diese Herren nicht für so inferior halten, daß sie nicht das schönrednerische Geschwätz von der Halbbildung auf seine Nichtigkeit zurückführen könnten, daß sie nicht einzusehen vermöchten, der Weg zur wahren und ganzen Bildung führe immer durch die Halbbildung. Weiter geben wir diesen Aristokraten des Geldsacks zu bedenken, daß die von durchgebildeten Männern der Wissenschaft hervorgerufene Halbbildung zweifellos um vieles besser ist als die Viertelbildung der Volksschule und die Achtelbildung des Gesellschaftssalons. Wovor die Herren Kapitalisten sich fürchten, ist aber weit weniger die „Halbbildung“ — denn was kümmert sie die Bildung oder Halbbildung des Volkes? — wovor sie sich fürchten ist vielmehr die Perspektive, daß die arbeitenden Klassen bei erhöhter Bildung auch zu erhöhtem Verständnis ihrer traurigen Lage gelangen werden. Die Erkenntnis des Volkes von seiner Knechtschaft ist aber für die Unterdrücker des Volkes das Gefährlichste. Wie sagt doch Marquis Posa zu König Philipp? „Ich bin gefährlich, weil ich über mich gedacht.“

Gegen die Volkshochschule wird heute mit denselben Waffen gelämpft, wie einst gegen die allgemeine Volksschule. Daß dieser Kampf von vornherein vergeblich ist, bedarf keines Wortes. Denn wie mächtig auch das kapitalistisch-pfäffische Dunkel-männertum ist, so ist es doch nicht mächtig genug, die Volkshochschule zu verbieten und

das allgemeine Bildungsbedürfnis zu unterdrücken. Die Volkshochschule wird blühen und gedeihen, gleichviel ob der Sozialismus dabei profitiert oder nicht, die Volkshochschule wird sogar politische, soziale und religiöse Tagesfragen vorurteilsfrei und unerschrocken in den Kreis ihrer Erörterungen ziehen, ohne darauf zu achten, ob dies hüben und drüben Anstoß erregt. Vom Staate freilich ist unter heutigen Verhältnissen kaum eine nennenswerte finanzielle Unterstützung oder gar eine Behandlung der Volkshochschule als öffentliche Anstalt zu erwarten. Die akademische Volkshochschule wird sich vorläufig damit begnügen müssen, privatim an dem Bau weiterzuarbeiten, zu dem die Commentius-Gesellschaft, die Humboldt-Akademie, die Gehe-Stiftung, der evangelisch-soziale Kongreß, die Hamburger und Greifswalder Volkshochschulen, die verschiedenen Fortbildungsvereine, Bibliotheken und öffentlichen Lesehallen den Grundstein gelegt haben. —

Eine Neujahrsüberraschung hat S. Majestät den Offizieren der preussischen Armee und der kaiserlichen Marine durch eine Kabinettsordre bereitet, die bestimmt, daß bei Ehrenhändeln von Offizieren unter einander die streitenden Parteien fortan die Vermittlung des Ehrenrates anrufen müssen. Dieser von Offizieren gebildete Ehrenrat hat die Aufgabe, zunächst den Thatbestand festzustellen. Daraufhin hat der Ehrenrat entweder zu erklären, daß die Ehre der Beteiligten unverletzt, also zu einem weiteren Verfahren kein Grund vorhanden sei; oder im Falle daß eine Ehrverletzung thatsächlich vorliegt, muß der Ehrenrat versuchen, die Sache gütlich auszugleichen, aber nur „so weit Standesehre und gute Sitten es zulassen“. Lassen Standesehre und gute Sitte einen Ausgleichversuch nicht zu, so hat der Ehrenrat die Entscheidung zu treffen, daß ein ehrengerichtliches Verfahren notwendig sei. Diese Entscheidung darf allerdings niemals auf eine Nötigung zum Zweikampf oder auf seine Zulassung lauten. Denn solches widerspräche dem ausdrücklich kundgegebenen Willen des Kaisers. Doch schließt die in der kaiserlichen Kabinettsordre geforderte Erklärung des Ehrenrats, daß ein ehrengerichtliches Verfahren notwendig sei, ganz von selbst schon die Nötigung zum Zweikampfe in sich. Um verbindliche Kraft zu erhalten, bedarf der Beschluß des Ehrenrats noch der Bestätigung des Kommandeurs, der auch zu Abänderungen befugt ist. Den Beteiligten steht es nun frei, Berufung einzulegen, und über diese trifft dann nach gutachtlicher Äußerung der Vorgesetzten der Kaiser selbst die Entscheidung. Ob ein Duell unter Offizieren fernerhin noch offiziell stattfindet oder nicht, wird also in vielen Fällen nur noch von S. Majestät abhängen.

Da offenbar viele der bisherigen Offizierduelle aus ganz geringfügigen Ursachen hervorgegangen sind, die der Ehrenrat und S. Majestät nicht als zum Zweikampf verpflichtend anerkennen werden, so ist von der neuen Kabinettsordre eine nicht unwesentliche Verminderung der Offiziersduelle zu erwarten. Insofern erklären wir uns mit der Kabinettsordre einverstanden. Doch können wir der kaiserlichen Verordnung nicht zustimmen, insofern sie an dem mittelalterlichen Duellprinzip weiter festhält und zuläßt, daß in einem aus den Taschen der Steuerzahler unterhaltenen Heere auch fernerhin jener feudale Terrorismus ausgeübt werde, der gemäß der Kabinettsordre vom 2. Mai 1874 jeden ernst und frei denkenden Offizier nötigt, seinen Abschied zu nehmen, wenn er im gegebenen Falle nicht zum Duell bereit ist. Was wir verlangen, ist, daß der Zweikampf in der Armee prinzipiell verboten werde, und daß Offiziere, welche dieses Verbot übertreten, nicht mit gelinder Festungshaft, sondern mit empfindlicher Gefängnisstrafe belegt und aus der Armee ausgestoßen werden. Totschlag im Duell ist wie Mord zu bestrafen. Eine Kabinettsordre über das Duell, wie wir sie wünschen, hat mit den Worten zu beginnen: „Ich will, daß die Zweikämpfe meiner

Offiziere ausgerottet werden“, und nicht: „Ich will, daß Zweikämpfen meiner Offiziere mehr als bisher vorgebeugt wird.“

Da kommen aber die Leisetreter, die Herren ohne Knochen und Mark, die jede noch so geringfügige Neuerung sacht stets und bedacht stets durchgeführt wissen möchten, und sagen: Der Kaiser müsse den in „gebildeten“ Kreisen herrschenden Anschauungen von Ehre und Satisfaktion Rechnung tragen und könne darum seinen Offizieren das Duell nicht prinzipiell verbieten. Das hieße die Autorität des kaiserlichen Willens in der Armee, das hieße die unbedingte Unterordnungsbereitschaft des Soldaten unter den Willen seines obersten Kriegsherrn doch gewaltig unterschätzen. Glücklicherweise erblickt der preussisch-deutsche Offizier noch immer in dem Könige und Kaiser seinen Herrn und empfindet den ganzen Umfang dieses großen Wortes, so daß er thut, was jener gebietet, mögen auch Verstand und Herz ihm lebhaft widersprechen. Se. Majestät hat wahrhaftig nicht nötig, seine Gnade über Duellanten sichtbarlich walten zu lassen und behutsam auf eine nur allmähliche Umwandlung jener mittelalterlichen Duellbegriffe hinzuwirken. Se. Majestät braucht nur das Duell für nicht mehr hofsähig zu erklären und ihm das Brandmal aufzudrücken, das ihm das deutsche Volk längst aufgedrückt hat, und das Duell verschwindet über Nacht aus unserer Armee. Se. Majestät kann mit einem Federstrich die widerspruchsvolle Thatsache beseitigen, daß die Landgerichte im Namen des Königs Duellanten bestrafen, während die Ehrengerichte im Namen des Königs darüber entscheiden, ob Duelle zu erlauben sind. Die neue Kabinettsordre bringt diesen Widerspruch aufs Schärfste zum Ausdruck. Will aber Se. Majestät nicht, was Se. Majestät kann und was das Volk wünscht, so giebt es ein ebenso einfaches wie radikales Mittel, um an höchster Stelle Geneigtheit für die Wünsche des Volkes zu erwecken: Das Parlament braucht nur so lange jeden Pfennig für militärische Neuforderungen zu verweigern, bis Se. Majestät das feudale Duellprincip aus der Armee entfernt hat.

Der Prinzregent von Bayern, die Könige von Sachsen und Württemberg haben sich der preussischen Kabinettsordre angeschlossen; die besprochene Verordnung erstreckt sich also bereits auf alle Offiziere der deutschen Armee. Da die Kabinettsordre auch bei Streitigkeiten zwischen Offizieren und Civilpersonen, soweit es die Umstände gestatten, den Ehrenrat zur Vermittlung auffordert, ist auch in dieser Hinsicht eine Verminderung der Duelle zu erwarten. Nicht zu erwarten ist jedoch, daß durch die Kabinettsordre die Anschauungen der „gebildeten“ Kreise über das Duell selbst irgendwie geändert werden. Diese Änderung wird erst erfolgen, wenn die gesetzlichen Strafen wegen Duell sowohl wie wegen Beleidigung und Verleumdung bedeutend verschärft sind, wenn ständische und gemischt ständische Ehrengerichte mit weitgehenden Befugnissen in Funktion sind, wenn vor allem die Bildung der „gebildeten“ Klassen um ein wesentliches erhöht ist.

Doch damit hat es noch gute Wege. Eher wird wohl die wahre Bildung der unteren Klassen der Scheinbildung der oberen Klassen ein Ende bereiten.





Kritik.

Romane und Novellen.

Die Poggenpuhls. Roman von Theodor Fontane. Zweite Auflage. (Berlin W. F. Fontane & Co. 1896.)

Friede auf Erden. Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege von Rudolph Straß. Zweite Auflage. (Berlin W. F. Fontane & Co. 1897.)

Es ist im Ganzen ein recht liebenswürdiger Kreis, in den uns Theodor Fontane führt, eine verarmte adlige Familie, die sich trotz allem Mangel ehrenwert und immer noch standesgemäß aufrecht erhält. Da ist die Mutter, eine geborene Bürgerliche, deren Stolz und Selbstbewußtsein durch die Not und Sorge des Lebens zermürbt ist; dann ihre drei Töchter, die älteste prude und adelsstolz, die ihrer Mutter die bürgerliche Abstammung nicht verzeihen kann; die zweite, liebenswürdig und praktisch; die jüngste, klug berechnend und mit Bankierstöckern Freundschaft haltend. Von den Söhnen hat der ältere die günstigsten Lebensaussichten; ernst und begabt, ein guter Stratege, wird er bald von seinem polnischen Regiment in den Generalstab versetzt werden; während der jüngere, ein Leichtfuß, frisch und fröhlich als Leutnant hinlebt, der Liebling seiner Familie, der in sich noch am reinsten das Blut seiner Väter fließen fühlt, welche als tapfere Offiziere in den Kämpfen fürs Vaterland fochten. Das Leben dieses engen Familienzirkels, der Besuch eines Onkels in Berlin, der Aufenthalt der mittleren Schwester bei diesem und seiner Frau im Riesengebirge, der Tod dieses Onkels, und das endlich kommende Glück der Familie durch die Erbschaft; das ist

der Inhalt des Romans. Mit genau in die Tiefe dringendem Verständnis wird uns die gesamte Umwelt geschildert, oft nicht ohne einen leichten Anflug von Ironie. Man fühlt, daß der Dichter seine geschilderten Gestalten nicht kalt beobachtet und dann beschreibend vor unsere Augen stellt; nein, er lebt und fühlt mit ihnen, er versteht die sozialen Bedingungen und Verhältnisse, welche die Charaktere gerade so, wie sie sind, werden ließen. Das zeigt sich besonders bei der Gegenüberstellung der Mutter und der Frau des Onkels. Beide sind Bürgerliche; während aber die erstere im Leben die Demut gelernt, hat sich die letztere zum vollen Adelsbewußtsein emporgeschwungen; sie kann es auch, sie steht auf der eigenen Scholle, auf fest begründetem Besitz. Nichts wirkt jedoch als Tendenz: wir haben es einfach mit hoher Wirklichkeitskunst zu thun, mit einer künstlerischen Gestaltung des tief geschauten Lebens durch eine kraftvolle Persönlichkeit.

Weit aus dem mächtig flutenden Leben der Gegenwart, aus der Welt der „Talmiexistenzen“ der Großstadt hinweg, die er bis jetzt meist zur Darstellung wählte, führt uns diesmal Rudolph Straß in seinem: „Friede auf Erden!“ Es ist die letzte Zeit des 30jährigen Kriegs, die er uns schildert, jene gewaltig bewegte Epoche, wo die mittelalterliche Welt völlig zerschlagen ward, und aus dem entstandenen Chaos eine neue, die moderne Welt entstand. Die Handlung spielt sich ab zur Zeit der Schlacht bei Zusmarshausen, der letzten des Kriegs, in der die kaiserlichen Völker nach schwerem Kampfe von Schweden und Franzosen vernichtet wurden, und ihr Generalissimus, der hessische Renegat Graf

Melander, Ruhm und Leben verlor. Der Held der Erzählung, Albin von Habstein, der Führer eines berühmten Regiments, der letzte Sproß seines Hauses, ist aus ehrlicher Überzeugung in den Kampf gezogen, gegen die Feinde seines Glaubens, die das Schloß seiner Ahnen in Asche gelegt und seine Familie gemordet hatten. Auf dem Rückzug nach der unglücklichen Schlacht tödlich verwundet, wird er von seinem jungen adeligen Mädchen, das er selbst früher gerettet, in Sicherheit gebracht. In der Erwartung des Todes läßt er sich von ihr aus einem zufällig gefundenen Neuen Testament vorlesen. Die Worte von der Feindesliebe in den „herben Tönen der Muttersprache“ vernichten ihn schier; er, der bisher gemeint, nicht zur Liebe, sondern zum Haß seien wir geboren, sieht nun plötzlich, wie die Lehre des Gottes, für den er gestritten hat, doch ganz anders sei als er geglaubt. Und als ihm nun gar ein protestantischer Prediger, dessen Kirche er einst niedergebrannt, durch liebevolle Pflege beweist, daß man seine Feinde lieben könne, da entsagt er dem Kriegshandwerk und will sein Leben den Mitmenschen in Liebe widmen. Er, der bis jetzt treu dem Gelübde der Keuschheit gelebt und das „sündige Unkraut“ der fleischlichen Liebe in seiner Brust auszumergen gesucht hat, nimmt jetzt die junge Adlige zum Eheweib und zieht nach Augsburg, wo ihm Glockenlang, Kanonendonner und heller Volksjubel verkünden, daß Friede in deutschen Landen geworden ist.

An der Schilderung des Kampfes merkt man deutlich den frühern Offizier, der die „berauschende Pracht und die fürchterliche Größe“ des Krieges mit bewunderndem Blick erkennt und die „waffenklirrende, blutdunstende“ Welt mit erstaunlicher Plastik vor unsere Augen zu zaubern vermag. Alles erscheint einem echt und wie miterlebt, auch die Sehnsucht nach endlichem Frieden, nach Erlösung von dem unglücklichen, länderverwüstenden Krieg. Von den Charakteren ist mit besonderer

Feinheit der des Albin Habstein herausgearbeitet, dieses alten Haudegens, der in Glaubensdingen recht viel peinliche Skrupel hegt, und es giebt oft spasshafte Situationen, wenn dieser z. B. das Mädchen bittet, sie möge sich an ihm festhalten, denn er dürfe einem Gelübde gemäß kein Weib berühren. — Im Ganzen genommen ist die künstlerisch in sich geschlossene Erzählung ein sehr schätzenswertes historisches Gemälde, das mit großer Treue das bunte kriegerische Getriebe und das trostlose wirtschaftliche Elend während des großen Krieges darstellt. Paul Wendner.

Seine Gottheit. Roman von Emil Marriot. (Verlag von Freund & Jedel, Berlin.)

Frauenliteratur? Warum denn nicht? — In Stunden geistiger Abspannung lesen wir sie recht gerne, diese gefühlvoll und schwärmerisch geschriebenen, von Seufzern, Händedrücker und Thränen durchsetzten Romane, in deren letztem Kapitel gewöhnlich die Strahlen der untergehenden Sonne die Häupter zweier Glücklichen umspielen, die sich in den Laubgängen des Gartens verlieren, oder ein blaßes Mädchenantlitz sich über irgend einen Sarg beugt und zwei große Thränentropfen auf das Antlitz irgend eines geliebten Toten fallen läßt. . . . Warum sollte also dieser Zweig der Litteratur nicht auch seine Existenzberechtigung neben allen anderen haben? Warum sollte seinen Vertretern nicht auch die wohlverdiente Anerkennung der Mitwelt werden? — Bloß weil sie Frauen sind? — Wie ungerecht! Wenn die Emanzipationsbestrebungen der Frauen überhaupt berechtigt sind, so sind sie es vor allem in der Dichtkunst. Hier haben sie Gebiete, auf denen sie unbefugte männliche Konkurrenz nicht zu befürchten brauchen. Hier harren ihrer Aufgaben, wie sie nicht schöner und lohnender gedacht werden können.

Giebt es etwa einen herrlichern Beruf, als halbreife Backfische in die zauberhafte Welt der blondstutenden Vollbärte und

der ritterlichen Cousins einzuführen, die ohnedies nicht recht klaren Köpfe höherer Töchter mit allerhand romantischem Blödsinn aus der Rumpelkammer vorweltlicher Schmachtpoesie anzufüllen, oder halbblasierte Welt Damen, denen die Fähigkeit zu denken längst schon in Üppigkeit und entnervendem Wohlleben abhanden gekommen ist, mit flachen Romanmotiven über die geistige Ode ihres Lebens hinwegzutauschen? Wahrlich, dieser fast ausschließlich den Frauen reservierte Zweig der Litteratur ist des Schweißes der Edelsten — unter ihnen wert. Aber sie sollten sich auch damit begnügen die Junghans, die Klindowströms, die Schubins und wie sie alle heißen. Sie sollten sich begnügen und nicht usurpatorische Seitensprünge machen auf Gebiete, die der Lahmheit ihrer geistigen Flugkraft unzugänglich sind. Das thut nicht gut, und es geschieht ihnen dann schon ganz recht, wenn sie bei einer solchen Gelegenheit — — — doch wir wollen nicht vorgreifen.

Da liegt vor uns ein Roman, dessen Verfasserin ihre Persönlichkeit hinter dem Pseudonym „Emil Marriot“ zu verbergen wußte, aber nicht imstande war, die weiblich-beschränkte Art ihres Denkens irgendwie mit Erfolg zu maskieren. — Nein — „Seine Gottheit“ trägt in jeder Zeile unläugbar den Stempel echtweiblicher Erfindung und echtweiblichen Gedankenganges — wenn man angesichts dieser kläglichen Nachbildung unverstandener Vorbilder überhaupt von Erfindung oder Gedankengang sprechen kann. Aber das ist so recht charakteristisch für unsere Zeit der kalt konstruierten Nachahmungen berühmter Muster. Die ethischen, sozialen oder wissenschaftlichen Probleme, die den größten Teil der ernstesten Litteratur in Anspruch nehmen, werden auch in Minderbegabten Regungen eines verderblichen Ehrgeizes und führen dann zu Auswüchsen von der Art des vorliegenden Romanes. Männer, wie Zola, Ibsen, Sudermann u. s. w., deren Schaffen sich auf

der Grundlage eingehender künstlerischer Studien und tiefer Menschenkenntnis bewegt, wollen gründlich verstanden werden. Ihr Naturalismus ist vielleicht — so paradox das auch klingen mag — eine der idealsten Erscheinungen. Das Leben ist schmutzig und erbärmlich. Gewiß! — Das ist ja nicht in Abrede zu stellen. Aber es giebt in diesem Absud von Perfidie und Gemeinheit nichts so Gemeines, daß beispielsweise ein Zola es nicht mit einem Schimmer von Idealismus zu umgeben wüßte. Zola ist wohl der Poet der Gemeinheit, aber er ist eben ihr Poet. Er schildert sie nicht, sondern er poetisiert, er idealisiert sie, die doch keine Macht der Erde aus der Welt schaffen kann.

Nun kommt ein Weib, dessen Denkfähigkeit nicht weiter reicht, als bis zu den Papillotenlöckchen, die ihre Stirn umkränzen, und in ihrer Unfähigkeit, die Größe und Bedeutung ihrer Vorbilder auch nur zu erfassen, glaubt sie sie erreicht zu haben, wenn sie den edlen Verismus jener durch eine an das Unglaublichste grenzende cynische Brutalität des Ausdrucks ersetzt.

Weil es gerade Mode ist, sozialphilosophische Probleme zu behandeln, greift sie nach dem Thema des Vernichtungskampfes zwischen Natur und Gesellschaft, gießt ihn in die Form eines Kampfes zwischen dem Manne, der begehrt und dem Weibe, das sich ihm versagt, modelliert dann mit roher Hand die plumpen Träger ihrer verlogenen Sentenzen, erfindet zum Schlusse einige mit echtweiblicher Schamlosigkeit ausgestattete erotische Szenen, und der Roman ist fertig. Ein Roman, dessen logischer Aufbau gleich Null, dessen Ethik eine einzige ungeheuerer Lüge ist. Es ist ja am Ende nicht schwer, aus einer falschen Prämisse eine Reihe von Schlussfolgerungen abzuleiten, deren jede an sich logisch durch die vorhergegangene erklärt wird. Aber man braucht nur ganz leise an die Negativität des Grundpfeilers zu

erlöhen, und das ganze Gebäude stürzt jählings zusammen.

So verhält es sich auch mit dem Roman der Frau Marriot. Es läßt sich gegen die Thesen, die sie in dem Wesen des proletarischen Doktors zum Ausdruck gebracht hat, vom Standpunkte der Logik wirklich nichts einwenden, sie alle ergeben sich aus der ganzen Anlage dieses Charakters. Aber unser besseres Empfinden sträubt sich dagegen, in dem halbthierischen „Natur“-Fetischisten die Personifikation der gesunden Natürlichkeit zu erblicken. Dieser Doktor mag wohl ein Repräsentant des rohen aber keineswegs des veredelten Naturzustandes sein, dem unsere Denk- und Empfindungsweise, vielleicht, ohne daß wir selbst es wissen, zustrebt, der das Endziel der ethischen Entwicklung des Menschengeschlechtes ist. Frau Marriot ist für diese Entwicklung natürlich blind. Sie hält es für ein Ergebnis der ungesunden widernatürlichen, engbrüstig-verweichlichten Erziehung unserer Zeit, wenn ein kaum siebzehnjähriges Mädchen von jungfräulicher Angst vor dem begehrenden Ungeklüm ihres Bräutigams erfaßt wird und beim Anblicke des Ehebettes in ihrer zukünftigen Wohnung sich zitternd an den Arm der Mutter klammert. Sie hält es für eine Art Gefühlschwäche, wenn ein junges Mädchen sich bei dem Gedanken an Vivisektionen, die ihr Bräutigam, ein berühmter Chirurg, an Tieren vornehmen muß, entsetzt und sie „grausam“ nennt.

Und so gäbe es noch hundert andere Beispiele anzuführen, aus denen zur Genüge hervorgeht, daß Frau Marriot einfach kein Verständnis besitzt für den Unterschied zwischen Natur und Bestialität, daß in ihrem Fassungsvermögen kein Raum ist für den Begriff eines Mittelbingses zwischen unkultivierter Rüdität und glattegelecker Gesellschaftslüge.

Doch genug davon — wir haben uns wahrlich schon zu viel befaßt mit diesem sogenannten „Werk“, mit dieser Unsumme

von geistiger Ungeschultheit, kindischer Unreife und isomorpher Nachahmungssucht. — Schade um die Mühe!

Nein, Frau Marriot, das dürfen Sie nicht wieder thun. Besinnen Sie sich auf Ihr Geschlecht und steigen Sie schleunigst herab von den steilen Abhängen der spekulativen Philosophie. Tief unten in den lieblichen Gefilden der Gelbweiglein-Poesie werden Sie manches Blümchen finden, das sich leicht und mühelos pflücken läßt — zu Ruh und Frommen aller Freunde — pardon! Freundinnen — einer „spannenden“ Lektüre.

Otto Berned.

Georg Freiherr von Ompteda: Sylvester von Geyer. Ein Menschenleben. Roman. 2 Bände. (Berlin, F. Fontane & Cie. 360 u. 472 S.)

Ich weiß nicht, ob die Offizierskasinos auch Büchereien und ob die Regimentsbibliotheken Platz für Belletristik haben. Wenn ja, so werden sie sich v. Omptedas neuesten Roman nicht entgehen lassen dürfen. Ebenso wenig die Familien, die im Gothaer Almanach stehen oder wenigstens Reserveleutnants im Hause haben. Wir anderen gewöhnlichen Sterblichen sind kaum verpflichtet, diese zwei dicken Bände adeliger Offiziersfamiliengeschichte zu lesen, außer es treibt uns ein starkes litterarisches oder sozialpsychologisches Interesse dazu. Und bei einem Autor von der künstlerischen Güte und berufsmenschlichen Korrektheit eines v. Ompteda kann einen dieses Interesse schon packen. Ich will nicht schwören, daß ich, bei aller Sympathie für den Dichter, jemals dieses Werk auf einen Sitz lesen werde. Aber das will ich laut bekennen, daß mich die Kapitel, die ich zur Stichprobe gelesen habe, namentlich aus dem 2. Band, in hohem Grade zu fesseln vermochten. Noch schärfer als bei seinem Reiterbild „Unser Regiment“ treten in dieser Familiengeschichte v. Omptedas Vorzüge zutage: seine Klarheit in der Komposition, sein Geschmaek in der Behandlung der Farbenwerte, seine Exaktheit im Psychologischen, seine edelsinnige Welt-

auffassung. Von ihm möchte ich einmal ein bis ins Intimste ausgeführtes Charakterbild eines Brüsewitz haben: die Tragik der uniformierten Seele in der Verstrickung des Milieus mit den aufeinander wetternden militaristischen und bürgerlichen Leidenschaften. Als Sohn der *misora ploba*, d. h. als einem vom uralten Bauernstande aus dem früher adelig so hart bedrückten Franken — der Wiege des Bauernkriegs! — wird mir in diesem „Schwester von Geyer“ das adelige Gethue derer, die sich, aller Stammbaums-Herrlichkeit zum Trost, auf der Linie des niedersteigenden Lebens befinden, schließlich doch zu arg. Ich habe für den aparten Kampf ums Dasein dieser „Exklusiven“ und „Gewappelten“ in der Zeit der wachsenden Massennot keine Mitleidsgefühle übrig. Vieles, was der Verfasser tragisch gemünzt hat, vermöchte ich kaum tragikomisch zu honorieren. Für die wahrhaft modernen Geister ist das alles auch in der Dichtung, nicht bloß im Leben, überwundenes reaktionäres Zeug, sentimentaler Reliquientram. Laßt die Toten ihre Toten begraben und haltet euch nicht bei diesem Trauerceremoniel auf, ihr Lebendigen und Zukünftigen!

M. G. C.

Ist das die Liebe? Kleine psychologische Erzählungen und Betrachtungen von Elsa Asenijeff. (Leipzig, W. Friedrich, 143 S.)

Die Verfasserin hat vor das Titelblatt eine Warnungstafel gestellt: „Schwarze hiermit alle Unreife, Nervenschwachen und sonst alle zimperlichen Biedermänner mit engem Horizonte vor der Lektüre dieses Büchleins.“ Sodann verwahrt sich Frau Asenijeff gegen den Vorwurf der Tendenz, womit manche unkritische Leute so rasch bei der Hand sind. „Zu einer Tendenz bin ich zu ehrlich.“ (Man merkt der Ausländerin hier und an manchen andern Stellen das Ringen mit dem Ausdrucke an.) Von den zehn Stücken der Sammlung sind die längsten die bedeutendsten. Das Agitatorische im Wesen der Darstellerin

fordert Raum zum Ausleben. In der Beschränkung kommt sie nicht rasch und nachdrücklich genug auf die Hauptsache. Hat man zu Ende gelesen, klingt der Buchtitel doppelt naiv. Mein Gott, nein, gnädige Frau, das ist vielleicht nicht die Liebe — aber die Frage so stellen, heißt sie im Vorhinein verdächtig machen: die Frage — und die Liebe! Die Sache ist übrigens gar nicht so schrecklich wie sie ausschaut. Was Liebe ist, darüber gehen die Meinungen der Götter und der Menschen, der Weiber und der Männer, der Jungen und der Alten, der Affen und der Pfaffen ewig auseinander. Siehe Wagners Sängerkrieg auf der Wartburg im Tannhäuser: *casus belli* = „der Liebe reines Wesen“! „Was hast denn, Armster, Du genossen?“ fragt der schlumme Heinrich vom Venusberg den biedern Bitterolf. Und im Goetheschen Faust die mephistophelische Stelle von dem „einen Punkt“, aus dem das ewige Weh und Ach so tausendfach zu kurieren, ist sogar im prüden Deutschland, wo der Philister das große Maul auch in den zartesten Problemen hat, zum geflügeltesten Wort geworden. Und läßt man nach den Sängern und Dichtern erst die Philosophen, einen Schopenhauer, einen E. v. Hartmann, einen Nietzsche, ihre Sprüche über die Liebe sagen, so wird einem erst ganz blüherant. Frau Elsa Asenijeff hat glücklicherweise nach keiner begrifflichen Formel ihrer Anschauung von der Liebe gesucht. Sie hat als Künstlerin gehandelt und ihre Beobachtungen in Geschichten, Szenen, Anekdoten dargestellt. Und als Künstlerin hat sie das sehr interessant gemacht. Denn sie hat ihre eigenpersönliche scharfe Art zu sehen und sich auszudrücken. Neben den Frauen Marholm, Janitschel, Croissant-Rust, Döry, Reuter, neben den Halbmannern Strindberg, Jakobsen u. a. kann sie sich dereinst mit Glanz sehen lassen. Jetzt verrät sie sich noch zu oft als Anfängerin und verpufft in ihrer Hast, in ihrer Leidenschaft-

lichkeit, unnötig viel Kraft. Wenn ihr einmal die große ruhige Reife kommt — sie ist noch blutjung, die Glücklich! — werden ihr vortreffliche Werke gelingen. Ihr erstes Buch ist nicht nur eine starke Talent-, sondern auch eine imponierende Charakterprobe. M. G. C.

Lyrik und Epos.

Liebesstürme. Aus den Papieren eines vielgenannten Malers von Robert Waldmüller (Eduard Duboc). (Dresden. Hellmuth Hencklers Verlag.)

Die Titanen, eine Phantasie (Nachtrag zu den „saturnischen Phantasien“) von Adolf Schafheitlin. (Berlin. Rosenbaum & Hart.)

Als man vor einhundertundfünfzig Jahren auf Bodmers Anregung hin anfing, sich auf die litterarische Vergangenheit des deutschen Volkes zu besinnen und die verstaubten Handschriften der Minnesinger wieder hervorzusuchen, da war es neben der Lyrik in erster Linie das Epos, das man immer wieder, und in hochentwickelter Kunstform, antraf. Mit Erstaunen bemerkte man, daß man ihm in der eigenen Litteratur der letzten Jahrhunderte nichts gleichwertiges an die Seite stellen könne, und angefeuert durch Miltons vielgefeiertes „Verlorenes Paradies“ ward es der glühende Wunsch der Dichter und das litterarische Ideal der Zeit, ein großes deutsches Epos zu schaffen. Das Sehnen fand keine Erfüllung; die Fortsetzung von Klopstocks Messias enttäuschte ebenso sehr wie die meisten folgenden Werke der Klassiker und Romantiker, und der vorübergehende Erfolg, den Schaffel und Daumbach durch Einführung lyrischer Elemente errangen, bahnte nur der Zerfegung der alten epischen Form den Weg. Ja, indem ihre Nachtreter, besonders die weiblichen Dichterlinge, die Handlung vollends verwässerten und in leichte Gefühle auflösten, brachten sie das Epos überhaupt in Mißkredit. Während sich aber die ganze Menge fortan in ehrlichem Entsetzen vor

allen versificierten Erzählungen bekreuzigte und ihren Leschunger mit Prosaromanen stillte, entwickelte sich im stillen der Zerfegungsprozeß der alten, beschränkten epischen Kunstform rastlos weiter, so, daß man heute sich sagen kann, daß wir am Ende dieses Prozesses stehen, da, wo es kein Weiter giebt und ein anderer neuer Prozeß einsetzen muß. Zwei interessante Zeugen dafür sind die beiden vorliegenden kleinen Werke.

Die „Liebesstürme“ geben in durchweg dreistrophigen Stimmungsgedichten eine Geschichte aus dem Seelenleben eines Künstlers. Von einer epischen Schilderung, einer realistischen Darstellung der Ereignisse findet sich nirgends eine Spur, alles ist aufgelöst in die Stimmung, in der sich der Handelnde jedesmal vor oder nach einer Handlung befindet. Der Ausdruck „Stürme“ ist übertrieben, gerade das Stürmische fehlt diesen Gedichten. Die Verse sind äußerlich glatt und auch inhaltlich bisweilen voll tiefer Empfindung, aber im allgemeinen herrscht darin etwas gezwungenes, reflektierendes. Es fehlt das elementare Feuer der Leidenschaft; man spürt, was man bei der Lyrik nie spüren soll, daß der Dichter die Gefühle nicht selbst durchlebt und durchlitten hat, und man merkt insolgedessen nur zu bald die romanhafte Konstruktion des ganzen trotz der Fiktion der „Papiere eines vielgenannten Malers“ auf dem Titelblatte. Ein Roman in lyrischen Gedichten, wie ihn schon Scherer bei einzelnen Minnesingern zu entdecken glaubte, ist nicht unmöglich, aber er läßt sich nicht komponieren und dichten wie eine Geschichte in Briefen oder Tagebuchblättern, er ergiebt sich dem Dichter nur unbewußt. Mit jenem Streben nach innerer Abrundung und Einheit muß der kunstvoll disponierte Roman dem individuellen aus der Stimmung herausgeborenen Wechsel der Lyrik notwendig feindlich gegenüber stehen und ihn auszugleichen suchen. Diese Ausgleichung charakterisiert das Werk Waldmüllers in hohem Grade und macht es damit zu einem lehrreichen

Beispiel, wohin die einseitige Anlehnung des Epos an die Lyrik führen muß.

Ganz andern Geistes sind die Titanen Schafheitlins. Die Töne, die er im ersten Teile seiner saturnischen Phantasien anschlug, klingen hier wieder, aber voller, stärker, freudiger, berauschter. Drei Weltalter nimmt er an, ein erstes, wo die titanische Kraft durch die Herrschsucht, ein zweites, wo sie durch den Knechtsinn in Fesseln gehalten wird, und ein drittes, das noch bevorsteht, wo die Kraft siegt und sich befreit und sich mit der Schönheit eint zu einer Verbindung in ewig harmonischer Freiheit. Dem phantastischen Mythos liegt die griechische Titanensage zu Grunde, aber der Dichter hat frei mit ihr geschaltet. In der Sprache zeigt er sich als den alten Meister, in der Form hat er sich kühn hinweggesetzt über alle überlieferte Schablone. Dramatische, lyrische und epische Elemente wechseln in bunter Mannigfaltigkeit, je nach dem Bedürfnisse des Augenblickes; eine Auflösung und ein Durcheinander der Kunstformen herrscht in dem Gedichte, die dem schulmeisterlichen Poetiker einen Schauer nach dem andern über seine wohl gegebte Haut jagen wird. Aber gerade in dieser Wirrnis, meine ich, liegen die Anfänge eines neuen Stiles, der freilich kein epischer im alten Sinne, kein erzählender mehr sein wird, sondern ein rein darstellender, der einmal die Kunstformen, die sich jetzt befanden, zusammenfaßt in einem Werke zu einem neuen Ganzen. K. Cr.

Ideale und Skeptizismen. Lyrische Gedichte von Max Zahn. (Leipzig. Wilhelm Friedrich.)

Morgengrauen von E. S. (Zürich und Leipzig. Verlag von Sterns litter. Bulletin der Schweiz.)

Lieder einer Livländerin von Maria Carlita Gleye. (Zürich und Leipzig. Verlag von Sterns litter. Bulletin der Schweiz.)

Gedichte von Gräfin Anna Amadei. (Wien. Wilhelm Fried.)

So befremdend auch der Titel, den Max Zahn seinem Buche vorgesetzt hat, sich bei einer Sammlung lyrischer Gedichte ausnimmt, so hat er doch in diesem Falle eine gewisse Berechtigung, und ist dem Denkenden schon ein Wegweiser für die Richtung, in der sich die Poesien Zahns bewegen, — der Reflexion. Die Gedankendichtung überwiegt denn auch bei weitem; es finden sich ja einige Stimmungsglieder darunter, aber sie sind unbedeutend und belanglos, desgleichen ein paar andere mehr lyrischen Charakters, die der Dichter selbst schon entschuldigend als Jugendgedichte bezeichnet, und in denen er sich vergeblich müht, den Ton des Volksliedes zu treffen. Das Wort Ideale hat heute einen ziemlich verpönten Klang. Man braucht es nicht gern, weil sich so oft Dummheit und Unklarheit damit brüsten, und der Dichter hat es wohl auch nur angewandt, um den Gegensatz zu den Skeptizismen zu bezeichnen, ein Gegensatz, der sich übrigens in dem Buche nicht allzuhäufig bemerkbar macht. Im allgemeinen herrscht dann der „energierende Zweifel an allem“, eine an Scharf erinnernde Freude am Einreißen der Trugbauten erbten Wahns, verbunden mit einer witzigen, mehr Heineschen Spottlust, ohne daß Zahn gerade von den beiden Dichtern abhängig wäre; noch weniger freilich sie zu erreichen vermöchte. Trotzdem bleiben die Gedichte, als Jugendwerk betrachtet, eine ganz annehmbare Leistung. Besonders hervorheben will ich noch die sieben recht guten Übersetzungen Paul Verlaines, eine Beisteuer, ohne die, wie es scheint, unsere jüngste Lyrik nicht mehr auskommen kann.

Ein schwer verschwommenes zukunftsberauschtes Selbstvertrauen ist das Kennzeichen des ungenannten Verfassers des „Morgengrauens“. In epigrammatisch-kurzen Gedichten werden meist gesunde moderne Anschauungen vorgebracht, die man sich trotz der mangelnden tieferen Durchbildung immerhin gefallen lassen könnte, wenn die äußere Form nicht eine gar so

ungleiche wäre. So aber hat man den Eindruck, als ob die einzelnen Gedichte von zwei gleich denkenden aber verschieden begabten Verfassern herrührten oder zum mindesten aus sehr verschiedenen Lebensaltern, die Kindheit mit eingerechnet, stammten. Neben unsinnigen Geschmacklosigkeiten, wie „wenn unter Menschenhänden uns der Tag zur Nacht erbleicht“, und rein stümperhaften Sachen stehen wieder Verse, deren sich wenige zu schämen brauchten. Es ist schade, daß der Verlag keine strengere Kritik an dem freilich ohnehin schon kleinen Bande hat üben lassen.

Nur des Kuriosums halber verdienen eigentlich die Lieder einer Livländerin, der Jungfrau Maria Carlita Glebe, erwähnt zu werden. Auch an ihr ist ein Hauch des neuen Geistes vorbeigestrichen, insbesondere der einer „gewissen Richtung der modernen Litteratur“ und hat sie ihr Weibstum feurig empfinden gelehrt, aber sie bringt es nicht weiter, als zu einer familienzeitschriftmäßigen Abfage an eben diese moderne Litteratur, welche „die Verworfenheit noch heilig sprechen will“. Dafür preist sie denn in einem dem armen Mirza Schaffy nachempfundenen Liede, das „frische Kraftgefühl“, daß „der Jungfrau Brust schwellt“. Möge sie ruhig weiter singen wie bisher, „wenn's auch“, wie sie selbst leider aber nicht im Motto ausfragt, „kein Menschensinn verstand“, bis — ein Mann sie heilt.

Eine echte begnadete Dichterin findet sich endlich wieder einmal in der Gräfin Anna Amadei. Man mag eine Seite in dem Hefte aufschlagen, wo man will, man wird immer die angenehme Empfindung haben, vor einer Künstlerin zu stehen, die ein ausgereiftes formales Können mit tiefem Gefühle vereinnigt. Die Dichterin hat die Lieder ihrem verstorbenen Sohne gewidmet, und diese Widmung schon würde den Schlüssel zu ihrer Persönlichkeit geben, wenn sich nicht ein und derselbe Gedanke durch alle Lieder hindurch zöge, und aus der ganzen Anschauungsart, aus jedem

poetischen Bilde in der gleichen Weise zum Leser spräche, der Gedanke der Mutter-schaft. Diese Einseitigkeit nimmt ihren Dichtungen nichts von ihrem Werte, da die Amadei bei ihrer großen Begabung außer Gefahr ist, etwa auch eintönig zu werden, vielmehr gewinnen sie gerade dadurch an Interesse, denn die Dichterin wird damit zu einem Typus des modernen weiblichen Menschen überhaupt und erhebt sich so über das Individuelle zum Allgemeinen. Die deutsche Frau am Ausgange des 19. Jahrhunderts steht einsam und ausge-stoßen inmitten einer reichen Kultur, eines übergroßen Schapes von Bildung und Wissen, geknechtet und zur Teilnah-mlosigkeit verdammt. Alles was man konnte, hat man ihr genommen, nicht durch das Gesetz, sondern durch die Sitte, Wissen und Charakter, Handlungsfreiheit und Selbstbestimmung; schließlich hat man ihr überhaupt den Verstand abgesprochen und das so lange, bis sie es selbst glaubte. Nur eins hat man ihr lassen müssen und — gern gelassen, ihre edelste natürliche Bestimmung, kraft deren sie zur Zeit der Nicht-Kultur eine unumschränkte Herrschaft über den Mann ausübte, und die allmäh-lich das Mittel zu ihrer Knechtung wurde, die Mutter-schaft. Ob das Mädchen un-wissend nach einer pruden Erziehung von ihren Eltern zum Manne geführt wird, oder ob das Weib in überlegter Berech-nung dem Manne folgt, weil er ihr in der Ehe ein Versorgungsinstitut sichert, macht keinen Unterschied; ein Kamerad kann sie dem Manne nicht sein, sie ist nur seine Dienerin, im besten Falle sein Spiel-zeug, und all ihr Fühlen und auch ihr Denken, soweit es nicht von den Sorgen um das materielle Wohlbefinden ihres Herrn in Anspruch genommen ist, konzen-triert sich demgemäß in seiner ganzen Stärke auf ihre Mutter-schaft. Die mo-derne Litteratur hat sich wiederholt mit dieser Seite des Frauenlebens beschäftigt, und die Folgen dieser einseitigen Mutter-gefühle für das moderne Leben gezogen,

so wahr in seinen Mittern, weniger klar Hirschfeld und Tobote. Auf dem lyrischen Gebiete findet sich besonders bei den Dichterinnen selbst ein Niederschlag dieser Entwicklung; so erklärt sich eine so seltsame Erscheinung wie Mia Holm, die speziell nur Mutterlieder singt und trotz ihrer Eintönigkeit doch einen gewissen Namen sich erworben hat. Durch die Umadei wird sie bedeutend übertroffen. K. Cr.

Soziale Litteratur.

Die Siedlungsgenossenschaft. In dem sozial-politischen Verlage von Dunder und Humblot in Leipzig ist kürzlich unter dem Titel „Die Siedlungsgenossenschaft“ ein „Versuch einer positiven Überwindung des Kommunismus durch Lösung des Genossenschaftsproblems und der Agrarfrage, von Dr. Franz Oppenheimer“ erschienen. Fürwahr, ein „aktuelles“ Werk. Genossenschaftsproblem und Agrarfrage — welchen Sozialpolitiker beschäftigten diese beiden Fragen heute nicht!

Folgen wir zunächst den Schlagworten des Untertitels. Wir haben einen „Versuch einer positiven Überwindung des Kommunismus“ vor uns, des eisernen Kommunismus, der mit jähem Gewalt allen Individualismus zu ersticken, alle Freiheit des Einzelwesens dem unbeschränkten Zwange zu unterwerfen trachtet. Der Mensch ist nicht nur ein Herdentier, er ist in erster Linie ein selbständiges Einzelwesen, das seine Rechte, sein Ich, gegen alle Mitmenschen zu verteidigen hat, das im wirtschaftlichen Kampfe gegen alle gewappnet sein muß. Dann erst ist er das Gemeinschaftswesen, das sich mit einer bestimmten Gruppe freiwillig vereint, um die gemeinsamen Ziele zu verfolgen, um anderen Gruppen von Menschen, besonders aber um der Natur gegenüber seine Herrschaft behaupten zu können. Um dem zwangsweisen Zusammenschluß, der absoluten Unterordnung des Kommunismus positiv gegenüberzutreten, muß man zunächst

dem Menschen als Einzelwesen seine vollen, freien Rechte einräumen, und dann den freiwilligen Zusammenschluß, die Genossenschaftsbildung fördern; daß das Oppenheimer'sche Werk diesen Weg geht, ist einfach selbstverständlich, ebenso selbstverständlich, daß es dazu der eingehendsten Erörterung des Genossenschaftsproblems bedarf. Die geschichtliche Entwicklung des Genossenschaftswesens weist auf eine Scheidung der städtischen und ländlichen Genossenschaften hin, wie die städtischen und ländlichen Betriebe so völlig geschieden sind. Dort, in der Industrie, der Großbetrieb, der Kapitalismus, der alles aufsaugt, dem gegenüber der Kleinbetrieb oder auch eine wenig kapitalkräftige Genossenschaft lebensunfähig ist; hier gerade der Kleinbetrieb, der sich als bedeutend leistungsfähiger erweist, der wirtschaftliche Miß- und Ubelstände besser und länger zu tragen vermag, der Tausende von selbständigen, freien Menschen auf derselben Scholle zu ernähren vermag, die früher von einigen hundert unfreien, unwilligen Arbeitern schlecht genug bestellt wurde. Genossenschaftsproblem und Agrarfrage greifen immer und immer wieder ineinander, die städtischen und ländlichen Genossenschaften sind nicht über einen Leisten zu schlagen, die ländlichen nicht ohne eingehende Prüfung der Agrarfrage zu behandeln. Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen steht noch im Anfange seiner Entwicklung, und schon beginnt es sich so mächtig auszudehnen. Es giebt gerade dem Kleingrundbesitz eine neue, kräftige Stütze und bewirkt, daß die Erzeugnisse der Technik auch in dieser Betriebsform ausgedehnteste Anwendung finden können. Es würde zu weit führen, hier auch nur die hauptsächlichsten Vorteile des Kleinen gegenüber dem Großgrundbesitz aufzuzeichnen; sie sind so zahlreich und so augenfällig, daß die Regierung in ihrer Denkschrift über die zur Förderung der Landwirtschaft in den letzten Jahren ergriffenen Maßnahmen eine möglichst aus-

gedehnte Aufteilung von Grund und Boden in Kleinbesitz als wirksames Mittel zur Hebung des Agrarwesens — — — bestimmt abgelehnt hat. O über die selbstlosen Agrarier, die alles für das Wohl der Bauern einsetzen! —

Daß der genossenschaftlich zusammengehaltene Kleinbesitz unendlich leistungsfähiger nach jeder Richtung und damit auch für den Staat, als Steuerempfänger wie als bürgerliche Gesamtheit unvergleichlich wertvoller wäre, als ein ausgedehnter Latifundienbesitz, daß mit ihm nicht nur die ländliche, sondern auch die städtische Arbeiterfrage ein ganz anderes, ungefährliches Gepräge annehmen würde, daran zweifelt heute wohl kein einsichtiger Nationalökonom und Sozialpolitiker. Oppenheimer aber geht noch weiter. Was er bis zu diesem Punkte in dem umfangreichen Werke geboten, ist zwar, ganz besonders für den nationalökonomischen Laien, höchst wertvoll, aber es ist wenig Eigenes, vielmehr emsig aus den Werken der hervorragendsten Pioniere auf den berührten Gebieten zusammengetragen und in der That geeignet, dem Laien, der sich in diese Fragen hineinarbeiten will, eine kleine Bibliothek zu ersetzen. Als geschickter Arzt aber will Oppenheimer nicht an der Oberfläche stehen bleiben, er will der großen agrarischen Wunde nicht das Pflaster Kleinbesitz-Genossenschaft aufkleben, er will sie von Grund auf ausschneiden. Und die Wunde, die Ursache der ganzen Agrarkrise, insbesondere aber auch die ländliche Arbeitsnot, sieht Oppenheimer in dem Bestehen des römisch-rechtlichen Grundeigentums an Stelle des deutsch-rechtlichen Nahrungsrechtes; die Bodenspekulation aus der Welt zu schaffen, ohne den Bodenbesitz — in Form eines lebenslänglichen und erblichen Nahrungsrechtes — zu stören, ist Oppenheimers Ziel, das er als fester Liberaler natürlich nicht durch staatlichen Zwang, sondern aus freier Initiative der Bauern auf genossenschaftlichem Wege erreicht wissen will. Er selbst will den

Versuch praktisch durchführen und die erste „Siedlungsgenossenschaft“ gründen, überzeugt, daß seinem ersten Erfolge Hunderte nachfolgen werden.

In höchst geistvoller Weise hat Oppenheimer wieder einmal die Frage des Privateigentums an Grund und Boden angeschnitten; die Akten sind hier noch lange nicht geschlossen; jedenfalls aber ist auch für einen entschiedenen Gegner dieser überaus tief einschneidenden Maßnahme ein derartiger Vorschlag diskutabler als die ganz „großen Mittel“ der extremen Agrarier. Diesen und allen, die es werden wollen, kann man übrigens nur die Lektüre, namentlich des ersten Teiles, dieses Buches empfehlen; *sino ira et studio*, ohne einen politischen Partehaß und Schwarzfärberei finden sie dort die historische Entwicklung und den heutigen Stand der Agrarfrage gekennzeichnet; sie könnten aus jenen, weder geschminkten, noch gehässig übertreibenden Kapiteln manches lernen — wenn sie wollten. Freilich — von der Privateigentumsfrage ganz abgesehen — anzuerkennen, daß dem Kleinbesitz und der Genossenschaft die Zukunft gehört, ist nicht ihre Sache. Doch wenn ihnen diese „kleinen Mittel“ nicht genügen, mögen sie sich an das große halten, die Beseitigung der Bodenspekulation durch Abschaffung des Privateigentums an Grund und Boden. Arthur Dix.

Volksbibliothek und Volklesehalle eine kommunale Veranstaltung! Von Dr. jur. et phil. P. F. Aschrott, Landrichter in Berlin. (Berlin, Verlag von Otto Liebmann.)

Jenes stolze Wort, daß Deutschland das Land mit der breitesten und tiefsten Bildung sei, an dem die Chauvinisten sich berauschen, hört immer mehr auf, einer ernstesten Kritik Stand zu halten. Unsere Volksschule, die Basis der Volksbildung, befindet sich nach dem Urteile Sachverständiger in Deutschland in einer Verfassung, daß sie, weit davon entfernt anderen Staaten als Beispiel zu dienen, wie es früher einmal der Fall war, bei

einer Reorganisation sich an fremde Muster halten müßte. Österreich, Frankreich, England, die Vereinigten Staaten und von allen die Schweiz leisten gegenwärtig im Volksschulwesen weit mehr als Deutschland, und aus dem Munde eines kgl. preussischen Kreisschulinspektors aus Westpreußen hörte ich den Ausspruch, daß er auf einer Studienreise durch das westliche Rußland gelernt habe, die dortigen Landschulen über die preussischen zu stellen. Denkt man ferner daran, daß die deutschen Universitäten in ihrer zünftigen Abgeschlossenheit immer mehr verknöchern, während sie in der neuen Welt sich dem modernen Leben anzupassen verstanden haben, daß ferner die englisch-amerikanische Bewegung der university extension nur die dürftigsten Versuche der Nachfolge gezeitigt hat, so wird man sich der Einsicht nicht verschließen können, daß Deutschland auf dem Gebiete des Bildungswesens weit hinter anderen Ländern zurückgeblieben ist. Betrachtet man unter diesem Gesichtspunkte die Aschrott'sche Schrift, so gewinnt das dort Gesagte erst die richtige Bedeutung. Es werden dort die allgemeinen Gesichtspunkte, die hier kurz skizziert sind, ganz außer Acht gelassen, und ein einzelner Zweig des Volksbildungswesens herausgegriffen und für sich behandelt. Es ist nun natürlich ein Umding, zu verlangen, daß ein Volk, das für die elementarsten Bildungsinstitute so wenig Mittel übrig hat, für ihre Ergänzung und Fortführung mehr Interesse haben soll. Und darum ist die Schrift, die für Einrichtung guter Volksbibliotheken in Verbindung mit Volkslesehallen eintritt, in die Reihe gut gemeinter, aber recht unpraktischer Vorschläge zu rechnen. In ihrem ersten kritischen und deskriptiven Teil ist sie deshalb von ungleich größerem Werte, als in ihrem zweiten, in welchem der Gang einer vorzunehmenden Neuorganisation vorgezeichnet ist.

In Deutschland wird die Bewegung für Gründung von Volksbibliotheken mit Lesehallen fast allein durch die „Deutsche

Gesellschaft für ethische Kultur“ getragen. Diese hat bis jetzt in Berlin, Frankfurt a. M. und Freiburg i. Br. Volkslesehallen begründet und will in Jena und Breslau demnächst zwei neue eröffnen. Daneben kommt nur noch die „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung“ in Betracht. Die Einrichtungen beider Gesellschaften werden durch freiwillige Geld- und Bücherspenden erhalten. Die Erfahrungen, die man mit diesem Grundsatz gemacht hat, sind sehr traurig. Es hat sich zur Evidenz ergeben, daß die Institute in dieser Weise nicht zu erhalten sind. Aus öffentlichen Mitteln sind in Deutschland noch keine Volksbibliotheken oder Volkslesehallen errichtet worden. Ganz anders in England, wo fast seit einem halben Jahrhundert die Begründung und Verwaltung von Public Libraries durch Gesetz zu einer Funktion der Gemeindeverwaltung gemacht worden ist. Die Zahl der Public Libraries belief sich im Jahre 1895 auf 297. Auf die Einrichtung kann nicht näher eingegangen werden; als Grundsatz gilt der Verwaltung, die Entnahme von Büchern möglichst bequem zu machen. Die Schilderung der englischen Verhältnisse ist das Beste an dem Buche.

In Deutschland, glaubt der Verfasser, könnte etwas Ähnliches erreicht werden, wenn die Kommunen die Sache in die Hände nähmen. Das ist für den, der den ganzen Erscheinungskreis des deutschen Bildungswesens zu übersehen versucht, zum mindesten sehr fraglich. In der Art, wie Aschrott sich die Ausführung denkt, nämlich durch Centralisation der im Besitze der Gemeinden befindlichen Bücherschätze und Decentralisation der Ausgabe, wäre sie nicht einmal wünschenswert. Vielmehr dürfte eine Verteilung mehrerer kleiner, aber gut zusammengestellter Bibliotheken, in Verbindung allerdings (nach dem Vorschlage Aschrotts) mit Handbibliotheken und Zeitungslesehallen, als die praktischere Lösung der Frage zu behaupten sein.

A. E. G.

Philosophie.

Dr. Eduard Loewenthal: Geschichte der Philosophie im Umriss. (Berlin, 1896. Hannemanns Buchhandlung. 90 Pf.)

Der Verfasser will auf sehr engem Raume so viel von der Geschichte der Philosophie zusammendrängen, als „zur Durchschnittsbildung erforderlich“ ist. Doch giebt er sich auch der Hoffnung hin, daß seine Darbietungen dem Studierenden als lares Repetitorium nützen und die von ihm gelübte Kritik dem Fachgelehrten Interesse bieten dürfte. Er sucht also, ziemlich überall Käufer für seine Aufzeichnungen und versteht sich nicht übel aufs Anpreisen — besser jedenfalls als auf die Geschichte der Philosophie. Zwar sind ihm einige knappe Formulierungen recht wohl gelungen, doch wäre es bei der Fülle tüchtiger Vorarbeiten ein Wunder, wenn dem nicht so wäre. Als Ganzes ist das Heft unhistorisch und unphilosophisch. Unter dem engen Winkel einer seltsam-grauen Theorie betrachtet Loewenthal die historisch feststehenden Systeme, von denen er zum meist bloß vorbringt, was ihm gerade genehm ist. So wird Hobbes lediglich als Vorläufer Lockes erwähnt, Bacon's ungeheure methodologische Bedeutung kaum gestreift. Dazu werden anderorts ganze Reihen von Namen gegeben, über deren Träger der Verfasser lediglich Geburts- und Todesjahr mitteilt, höchstens noch einen dünnen Kollektivbegriff angiebt, der dann nur auf einige paßt. Wie zuverlässig jene Data sind, soll eine Stichprobe zeigen. Seite 30 bringt auf vier Zeilen drei fehlerhafte Angaben. Franz Sanchez (Sanctius) erscheint als Sachez, de la Mothe Le Vayer († 1672) erfährt eine nachträgliche Lebensverlängerung um eine Dekade, und den Erdentagen Pierre Bayles werden sogar 54 Jahre zugelegt. Da Seyer und Korrektor des Loewenthalschen Heftes sonst nicht schlecht gearbeitet haben, scheinen solche Dinge — ebenso wie die

falschen Angaben selbst bei Descartes und Leibniz — dem Autor zur Last zu fallen, der auch im übrigen flüchtig gearbeitet hat. Entwicklungsgeschichtliche Darstellung ist kaum versucht; in bunter Reihe folgen z. B. auf Spinoza: Leibniz (die von Loewenthal beliebte Schreibung „Leibniz“ hat der Philosoph selbst zurückgewiesen), Berkeley, Hume, Wolff, Geuling, Malebranche, Locke! Der Gipfelpunkt aber, zu dem Loewenthals unhistorischer Sinn führt, wird damit erreicht, daß Kants „einziger möglicher Gottesbeweis“ (1763) als Inkonsequenz des Kantischen Kriticismus (seit 1781 festgelegt) dargestellt wird. Wer Derartiges losläßt, ist dem „Laien“ ein blinder Blindenleiter, dem „repetierenden Studenten“ ein gefährliches Irrlicht; dem „Fachgelehrten“ aber bietet er höchstens ein psychologisches Interesse. Dr. G.

Eduard Loewenthal, Dr. phil.: Der letzte Grund der Dinge und die Entstehung der beseelten und geistigen Organismen. (Berlin, 1896. Hannemanns Buchhandlung.)

In der Loewenthalschen „Geschichte der Philosophie“ laufen die „kritischen“ Bemerkungen darauf hinaus, daß alle bisher bekannten Philosophen den letzten Grund der Dinge unerklärt lassen. Die philosophische Forschung bedarf neuer, positiverer Bahnen, sagt Loewenthal, und diese bringe ich (a. a. O. p. 48).

Das solchermaßen angekündigte Druckwerk enthält auf seinen 16 Textseiten aber nicht etwa knappe Sätze metaphysischen Inhalts, sondern zunächst wörtliche Citate aus dem oben charakterisierten Umriss der Geschichte der Philosophie. Der „Blauderer“ Schopenhauer, der „durch dessen äußere Erfolge ermutigte“ E. von Hartmann, der „unzurechnungsfähig gewordene“ Nietzsche haben die Philosophie beinahe zum Bankrott gebracht, — aber man bewundert auch noch ihre Werke. Loewenthal will nun freilich nicht bloß die versalzene Suppe tadeln; er will auch besser kochen als jene. So seht er seinen Drei vor. Da fällt ihm

noch rechtzeitig ein, daß die Welt ein Recht hat, über ihn als den kommenden Mann etwas Näheres zu erfahren: „Ich habe,“ schreibt er, „auch Rechenschaft über meinen eigenen Entwicklungsgang abzulegen“. Als solche Rechenschaft giebt er ein paar günstige Recensionen, die eine frühere Produktion von ihm gefunden hat. So ist alles bereit, und nach einem hundertmal schon von anderen ausgeführten Seitenhieb auf Kant, rückt Loewenthal mit seinem neuen Evangelium, wie er sein Elaborat (cf. Schluß) nennt, hervor. Hatten die dummen Philosophen von ehemals einen Dualismus von Geist und Stoff angenommen oder den Geist auf die Materie, oder auch die Materie auf das spirituelle Prinzip reduziert, so sind für Loewenthal solche Mühen unnötig. Er statuiert (p. 11), daß Stoff gleich Äther gleich Geist ist, und behauptet auf Seite 16 sogar, diese Hypothese bewiesen zu haben. Die Überfülle des absolut freien, neutralen Stoffes (= Äther = Geist) verdichtet sich, die verdichteten Stoffgebilde dagegen haben einen — natürlich unbewiesenen — Verflüchtigungsdrang, und diese Doppelspannung ist die gleiche, welche die Elektrizitätserscheinungen zum Ausdruck bringen. Im abgeschlossenen organischen Stoffgebilde entsteht kraft jenes Dualismus das Selbstbewußtsein des Geistes. Es lohnt nicht, diesem Hexeneinmaleins weiter nachzurechnen. Erwähnt sei nur, daß Loewenthal dort, wo er einen philosophischen Anschein gewinnt, an Schelling'sche Naturphilosophie und an Fechner's mystisch-populäre Schriften erinnert; bloß daß ihm die Denkenergie des ersteren und der poetische Sinn des letzteren abgeht. Mit dem Versprechen, uns nächstens eine Ethik zu beschreiben, empfiehlt sich der Mann, der sich als Bannerträger der Philosophie wie auch der Religion der Zukunft ansieht.

Zu raten wäre, daß er bei einer zweiten Auflage der vorliegenden Schrift alles Phyllosofische weglasse. Was dann bliebe, muß als bedeutend im denkbar

höchsten Grade angesehen werden: es ist das Selbstbewußtsein Loewenthal's.

Dr. G.

Essays von Thomas Henry Buckle. Aus dem Englischen übersetzt von Eugenie Jacobi. (Leipzig, 1896. August Schupp.)

Es ist die Übersetzung von Buckles Essays dankbar zu begrüßen. Nicht bloß das Interesse an den behandelten Problemen — „Einfluß der Frauen auf die Wissenschaft“ und „Miß über die Freiheit“ —; auch die Untersuchungs- und Darstellungsweise sichert dem Buche einen weiten Leserkreis. Buckle gehört nicht zu jenen Forschern, die den Leser von vornherein in die eisernen Bande eines bestimmten Systems zwingen, ihn auf einen einzelnen Endpunkt führen. Er leitet vielmehr den, der sich ihm anvertraut, von einem Punkte gefällig zum andern, eröffnet die verschiedenartigsten Aussichten und Einblicke und bringt so zum gewinnreichen Nachdenken auch denjenigen, der eigene Pfade zu wandeln liebt. Das ist die freundliche Rehrseite jenes Mangels an Disposition, der ihm nicht mit Unrecht vorgeworfen wird.

Die Abhandlung über den Einfluß der Frauen auf die Wissenschaft birgt als wertvollsten Kern eine sehr klare Darstellung und Würdigung der deduktiven und der induktiven Methode wissenschaftlicher Forschung. Es ist immer erfreulich, wenn durch einen Angehörigen der anglikanischen Kirche jene Vergötterung der induktiven Methode, der Bacon die Bahn geöffnet hat, getadelt wird. Wie der Hund mit der Nase auf dem Boden witternd, streichen die meisten anglikanischen Gelehrten dahin: Buckle betont solchem Treiben gegenüber die Notwendigkeit, daß auch der Spezialist den Blick ins Weite richten, Übersicht erstreben müsse. Als besonders geeignet zum Betreten des deduktiven Weges erscheinen ihm die Frauen, die schneller denken und darum leichter zu höheren Standpunkten kommen (pp. 37, 39). Ihre bloße Existenz hält den Männern das Vorhandensein

eines zweiten Wegs zur Wahrheit vor Augen.

Mills Buch über die Freiheit hat Budle zu einer Auseinandersetzung über theoretisches und praktisches Verhalten Anlaß gegeben. Budle bestreitet das lange gepredigte Vorrecht des Genies, ungestraft hinwegzusehen über die Forderungen des Alltagslebens, an denen so manche Tassonatur Schiffbruch erlitten hat. Er verlangt vielmehr, daß die Ritter vom Geiste den Blick für das nahe und kleine schärfen, um dann um so kräftiger für das Recht des Schwachen und Unterdrückten wirken zu können und solcherweise für die Freiheit zu wirken, „welche die Lebenslust ist, in welcher das Einzelwesen gedeihen und die Gesamtheit zu wahrer Größe sich entwickeln kann“. —

In der Arbeitsweise Budles liegt es, wenn er Einzelheiten unvorsichtig verallgemeinert, ja Inkonsequenzen begeht. Er ruft nach kühnen Neuerern, welche die Sturmglocke läuten sollen, um die Menschheit aus Geistessträgheit aufzurütteln (p. 102), statuiert aber eine Zunahme der Gerechtigkeit auf Grund des gegenseitigen Zusammenhaltens der Rechtlichen, die in der Übermacht sind (p. 114) und die führende Rolle immer unbestrittener spielen. Er gründet anderorts (p. 38) den Satz, daß Frauen behender denken als Männer — darauf, daß diese schneller Auskunft erteilen. Daß er hier die weibliche Zungenfertigkeit, das Produkt einer auch von ihm beklagten fehlerhaften Erziehung, in bedenklicher Weise heranzieht, ist unleugbar: er selbst betont anderwärts, daß die feineren Instrumente langsam zu funktionieren pflegen. All solche Kleinigkeiten beeinträchtigen den Wert seiner Ausführungen nur wenig.

Die biographische Skizze, welche die Herausgeberin ihrer im allgemeinen glatten, tüchtigen Übersetzung vorangestellt hat, leidet an einer gewissen Zerfahrenheit, mit der sich recht viel Notizenkrämerei verbindet. Daß sie von zwei allgewaltigen Werken redet,

ist eine fatale Phrase. Doch wird der Leser durch einige hübsche Bilder und Gleichnisse mit den vorhandenen Mängeln versöhnt. Dr. G.

Vermischte Schriften.

Platens Werke. Herausgegeben von G. A. Wolff und B. Schweizer. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Zwei Bände. (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.)

Am 24. Oktober 1896 wurde Platens hundertster Geburtstag in Ansbach und München festlich begangen. In literarischen Zeitungen erschienen sogenannte „Würdigungen“, mehr sauer als süß. Ein einziges Blatt, die Wiener „Zeit“, brachte einen tüchtigen, umfassenden, von großen künstlerischen Gesichtspunkten ausgehenden Artikel über den fränkischen Dichter von Hermann Ubell in Graz (nachgedruckt in Sterns litterarischem Bulletin der Schweiz). Man braucht nicht Wort für Wort zu unterschreiben, was Ubell zu rühmen und zu preisen weiß, aber der heißlutende Strom der Begeisterung wird doch auch kältere Herzen rühren und sie bereit machen, sich aufs neue mit dem Dichter zu beschäftigen. Damit ist schon viel gewonnen in dieser stumpfen, weihelosen Zeit. Das Beste zu Platens Lebensfeier hat unzweifelhaft das Bibliographische Institut durch die Herausgabe dieser wissenschaftlich tadellosen Gesamtausgabe der Dichtwerke geleistet. „Nur ein freies Volk ist würdig eines Aristophanes.“ Von den Deutschen der Platenschen Zeit, der Zeit der Robeuerereien in der Litteratur und der Demagogenschmüffeleien in der Politik, kann man beim besten Willen nicht sagen, daß sie sich dieses Dichters wert gemacht, auch wenn er, absolut genommen, noch weniger Bedeutendes geschaffen hätte, als die pedantisch strengen Kriti- und Piffistusse ihm zugestanden wissen wollen. Die vorliegende Ausgabe hat den unschätzbaren Vorzug, von tüchtigen, durchaus vertrauenswürdigen Männern besorgt zu sein. Die

Einleitungen zu den einzelnen Abteilungen sind mustergiltig. Man kann sich keine besseren Führer wünschen. Platen hat stets eine begeisterte kleine Gemeinde von künstlerischen Feinschmeckern um sich versammelt. Ihr wird diese wunderschöne und in jedem Betracht vollständige Ausgabe ihres Dichters willkommen sein. Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß die Schätzung Platens sich in aufsteigender Linie bewegt. Jemehr wir aus der Verrohung der deutschen Kultur in den letzten Jahrzehnten durch die Überwindung des Philistergechmacks herauskommen, destomehr wird sich die Vorliebe der ästhetischen Naturen wieder diesem aristokratischen Künstler zuwenden. Schließlich wird auch er sein Volk finden. Weniger als Mensch, denn man wird aus seiner Biographie immer wieder den Eindruck empfangen, daß er bei Lebzeiten ein fränkischer, ungemüthlicher Gefelle gewesen. Das Bedeutende und Liebenswerte an ihm ist seine Kunst. Daß er sie oft zu spezifisch literarisch, ja klügelhaft eng genommen, daß ihm die Größe einer genialen Weltanschauung nicht stets als Untergrund der Ästhetik gegeben war, wird für eine geistig, politisch und sozial bedeutendere Nachwelt neun Zehntel seiner Schriften tot machen. Ein Zehntel aber wird in sonnenhaftem Glanz erstrahlen. Um dieses Glanzes willen kann alles in verschwiegener Finsternis bleiben, was als Schlacke an seiner irdischen Persönlichkeit klebte. Man wird sogar gleichgültig gegen die Gemeinheiten werden, die Heine ihm angedichtet. Man wird sich nur an dem Dichter der Schönheit, der Sehnsucht und der künstlerischen Freigeistigkeit erfreuen. Seine „Form“, soweit sie nur papierne Glätte und kalter Handwerksekniff gewesen, wird von denen nicht mehr überschätzt werden, die durch die gesunde Schule des Naturalismus gegangen. Kurz, Platen wird endlich das Beste finden, was die Welt einem hochstrebenden, aber in seiner Zeit sich unglücklich fühlenden Dichter bieten kann —

Gerechtigkeit, und die Welt wird um einen köstlichen Schatz königlicher Schönheit reicher sein. M. G. C.

Anselm Feuerbach. Sein Leben und seine Kunst. Dargestellt von Julius Allgeyer. Mit dem Selbstbildnis des Künstlers und 38 Textbildern. Bamberg, C. C. Buchner (Rudolf Koch). 432 S.

Ein Standard-Werk, wies die Engländer mit auszeichnender Schätzung nennen. Allgeyers Verdienst um Feuerbachs Kunst sichert ihm den freudigen Dank aller Schöngelster. An Feuerbach wurde viel gesündigt. Sein Leben war ein Martyrium bis ans Ende. Mit tiefer Ergriffenheit folgt man den Darlegungen Allgeyers, die von psychologischen Feinheiten erfüllt und sachlich absolut zuverlässig sind. Ganz meisterhaft wird die Frage nach Feuerbachs kunstgeschichtlicher Stellung von Allgeyer beantwortet. Nichts entgeht seinem kritischen Scharf- und Weitblick, nicht einmal eine kleine Ungenauigkeit, die sich bezüglich der Selbstschätzung Feuerbachs in Richard Muthers Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert eingeschlichen. Die Ausstattung ist vornehm, dem edlen Gegenstande angemessen. Ein sorgfältiges Verzeichnis sämtlicher Werke des Künstlers beschließt als Anfang das nicht genug zu rühmende prächtige Buch. M. G. C.

Hans Blum: Bismarcks Mahnworte an das deutsche Volk. (Erlangen, Palm & Enke.)

Wenn Könige bauen, haben Kärner zu thun. So ein unermüdblicher Kartenschieber für den König Bismarck ist der Doktor Blum. Abgesehen vom Geschäft, ist es gewiß auch ein Vergnügen, mit den Kraft- und Schlagworten einer Bismarcknatur schwungvollen Handel zu treiben. Der politische Immoralist, der sich als Staatsmann „jenseits von Gut und Böse“ in großem Stile eingerichtet, hatte, wenn auch nicht das Herz, so doch das Maul auf dem rechten Fleck. Für das Volk ist eine Sammlung von Bismarcksprüchen zweifellos eine empfehlenswertere Lektüre,

als das erste beste Käseblättchen der Partei-journalisten, die nach der Moralregel schmieren: „Wess' Brot ich ess', dess' Lied ich sing.“ Bismarck hat in der Hauptsache sein eigenes Lied gesungen, und der Schnabel war dem genialen Junker nicht schlecht gewachsen. Wer nun noch das kann, was dem Volke im allgemeinen versagt ist: mit psychologischer Kritik lesen, der wird auch an der tendenziösen Auswahl eines Hans Blum noch seine Extrafreude haben. Der „große deutsche“ Bismarck ist ja bekanntlich ein großer Mischling, worin das Wendisch-Slavische ungeheuer vorschlägt. Vom Gesichtspunkt der feineren deutschen Geisteskultur ist das vom naiven Verehrervolk am meisten Bewunderte gerade das Un- und Anti-deutsche in Bismarck. Für Ironiker ist das ganze Problem des „großen deutschen Bismarck“ eine unerschöpfliche Fundgrube.

M. G. C.

Für die Jugend des Volks. Illustrierte Monatschrift zur Belehrung und Unterhaltung für Kinder im schulpflichtigen Alter. Herausgegeben vom Wiener Lehrerverein. Schriftleiter: Hans Fraungruber. (Verlag: Buchhandlung Anton Neumann, Wien. VI. Jahrgang. Preis 1 fl. 20 kr.)

Die Deutschen im Reich und die Deutschen außer dem Reich, das wird immer mehr Zweierlei. Im Reich nimmt die reaktionäre Unterthanen-, Soldaten- und Beamteneligkeit auf der einen, der revolutionäre Nihilismus auf der andern Seite erstaunlich zu. Die deutsche Natur, wie wir sie historisch mit einem Schimmer von idealistischer Vergoldung zu sehen gewohnt sind, treffen wir bald nur noch außerhalb dem großpreussischen Reich. Im Reich hat die charakterlose Erfolgspolitik zu Gunsten der Hohenzollerischen Haus- und verbündeten Fürstenpolitik an der ursprünglichen deutschen Volksnatur in den letzten 25 Jahren ungeheurere Verwüstung angerichtet. Das spürt man auch an der staatlichen Zwangsberziehung der

Jugend immer deutlicher. Der Lehrerstand ist gedrückt, eine vollkommene Kasernenwirtschaft herrscht in der Schule. Der herrschende Geist ist in allen entscheidenden Stellen reaktionär. Eine Jugendzeitschrift wie die des Wiener Lehrervereins würde im ganzen Reich kein Lehrerverein herauszugeben wagen. Man vergleiche nur die „Jugendlust“, die vom bayerischen Lehrerverein herausgegeben wird, mit dieser Wiener Jugendzeitschrift! Der Unterschied ist einfach schreiend. Schon in der künstlerischen Ausstattung springt die resolute Modernität der Wiener Zeitschrift in die Augen. Nicht nur in der Technik, vielmehr noch im Geiste der Illustration sind die Wiener ihren bayerischen Kollegen weit überlegen. Dann dieser frische, muntere, bewegliche Geist in den litterarischen Beiträgen! Da ist keine Spur von dem muffigen, frömmelnden, pfäffischen Geschwäckchen, das der bayerischen „Jugendlust“ anhaftet. Die bayerischen Lehrer sind eben nicht frei, sie sind bedrückt von der Hierarchie und Bureaokratie und müssen stets nach oben himmeln, wenn sie ungeschoren bleiben wollen. In Osterreich ist die deutsche Schule unvergleichlich viel freier, d. h. sie ist nach pädagogischen Grundsätzen geordnet und geleitet, während sie in Deutschland konfessionsgläubige und fromme Unterthanen zu drillen hat, trotz aller Prunkreden von Sachaussicht und wissenschaftlicher Pädagogik. Ich empfehle den deutschen Lehrern eindringlichst die Vergleichen ihrer Jugendchriften mit der des Wiener Lehrervereins.

M. G. C.

Notizen.

Arno Holz. Infolge des Aufrufs der Künstlerzunft „Leipziger Auguren-Kolleg“ an die Mitglieder der von derselben gegründeten „Litterarischen Gesellschaft in Leipzig“ sind bis jetzt folgende Beiträge eingelaufen, über die wir, zugleich im Namen des Dichters, hiermit herzlichst dankend quittieren: Meister B., H., H.,

H., H., L., K., M., M., W. Mt. 141.—
 Herren Dreydorff 5, Eg. St. 5, My. 5,
 Gobschewsky 2, H. Zehl 10, Prof. H. 10,
 Dr. Blaut 5, Anonymus 20, F. A. B. 2,
 P. Pabst 10, F. R. Pfau 10, Dr. Will-
 mar Schwabe 10, Dr. Hans Meyer 10,
 Wilhelm König 15, Frl. Dr. Sochayn 50,
 Verein „Leipziger Presse“ 20, Herren
 Zeitlin 10, C. P. 5, J. Petersen 10,
 Dr. Mendheim und Karl Haubold 4, R.
 F. Köhler 20, v. W. = Dresden 26, Dr.
 Auerbach-Löbau 5, Paul Augustin 20,
 G. Hübler 10, Chr. Jasper Klumter 3,
 Dr. Dreydorff 2, H. H. Werthauer 4,
 Junghans 3, Heinzig 1, Pudor 2, Mauren-
 brecher 3, H. Haade 10, Dr. Freudweiler
 5, Dr. E. 2, Dr. S. 1 Mark, in Summa:
 Mt. 476.— Ausgegeben wurde für Ver-
 sendung der Aufrufe, Porti, Couverts zc.
 Mt. 20.— Gesandt wurden an Herrn
 Maximilian Harden für Herrn Holz:
 Mt. 456.—

Leipzig, 2. Januar 1897.

Das Leipziger Anguren-Kolleg.

C. Hans von Weber,
 Obermeister.

Diesem Hefte liegen Titelblatt und
 Inhaltsangabe des IV. Quartal-
 bandes 1896 der „Gesellschaft“ bei, die
 dem Dezemberheft 1896 irrtümlicherweise
 nicht beigegeben worden waren. D. Schr.

Bibliographie.

Vom 15. Dezember 1896 bis zum
 15. Januar 1897 sind bei der Schriftleitung
 der „Gesellschaft“ folgende Bücher einge-
 gangen:

Ferdinand Avenarius: Lebe! Eine
 Dichtung. Zweite verbesserte Auflage. —
 Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs. —
 Preis Mt. 2.—

Samuel Bach: Aus allen Töpfen.
 — Dichtungen und Sichten. — Zweite
 vermehrte Auflage. — Bunsiedel 1897. —
 Verlag von G. Köhler. — Preis Mt. 1.50.

Adolf Bartels: Die Deutsche
 Dichtung der Gegenwart. — Die Alten
 und die Jungen. Eine literaturgeschicht-
 liche Studie. — Leipzig, Eduard Avenarius,
 1897. Preis Mt. 1.50.

Dr. Jacob Baffreund: Das Frag-

menten-Targum zum Pentateuch, sein
 Ursprung und Charakter und sein Ver-
 hältnis zu den anderen pentateuchischen
 Targumim. — Breslau, Schles. Buch-
 druckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von
 S. Schottlaender, 1896. — Preis Mt. 2.50.

J. E. Bauer: Tiroler Kriegs-
 lieder aus den Jahren 1796 und 1797.
 Gesammelt und zur Jahrhundertfeier
 herausgegeben. — Innsbruck, A. Edlingers
 Verlag, 1896.

August Beder: Hedwig. Ein Roman
 aus dem Basgau. Zweite Auflage. Erster
 und zweiter Band. — Berlin, Deutsche
 Schriftsteller-Genossenschaft, 1896. — Preis
 Mt. 4.—

Woldemar Freiherr von Bieder-
 mann: Goethes Gespräche. — 10.
 Band. — Nachträge 1755—1832. — Leip-
 zig, F. W. v. Biedermann, 1896. —
 Preis Mt. 5.—

Paul Blich: Der verlorene Sohn.
 — Berliner Sittenbild. — Drittes Tausend.
 — Frankfurt a. M., Verlag von Alfred
 Baternahm, 1897. — Preis Mt. 1.—

A. von Boguslawski: Der Ehr-
 begriff des Offizierstandes. Ein
 kurzes Wort zur Aufklärung. — Berlin,
 Schall & Grund, Verein der Bücherfreunde.
 — Preis 60 Pfg.

Helene Böhlau: Das Recht der
 Mutter. Roman. — Berlin W., F.
 Fontane & Co., 1896. — Preis Mt. 6.—

Jean Coronna: Ikarus. — Phan-
 tastika. — Berlin, 1897. — Karl Siegismond.

Jrene S. Eserhalmi: Ungarischer
 Dichterwald. — Poesien ausgewählt und
 im Versmaß der Originale übersezt. —
 Mit vielen Porträts und Facsimiles und
 einem Vorwort von Georg Ebers. — Stutt-
 gart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt,
 1897. Preis Mt. 7.—

E. H. Daenell: Gedichte. — Kommissi-
 ons-Verlag von Léon Sauniers Buch-
 handlung, Stettin, 1896.

J. J. David: Frühhschein. — Ge-
 schichten vom Ausgange des großen Krieges.
 — Leipzig, Verlag von Georg Heinrich
 Meyer, 1896.

Gaston Deschamps: Das heutige
 Griechenland. Autorisierte Übersetzung
 von Dr. Paul Markus, Realschulober-
 lehrer, Meissen. — Großenhain und Leip-
 zig, Verlag von Herrmann Starke. —
 Preis Mt. 4.—

Gottfried Doehler: Gedichte. —
 Mit 11 Bildern aus dem Vogtland. —
 Gera, Verlag von A. Rugel, 1896. —
 Preis Mt. 2.—

Friedrich Drexler: Der neue

Doktor. — Drama in vier Aufzügen. — München, Pöffenbacher'sche Buchdruckerei Franz & Altd, 1897.

Heinrich Garibert: Die alte Geschichte und Anderes. — Königsberg i. Pr., Thomas & Oppermann (Ferd. Beyers Buchhandlung), 1896. — Preis Mf. 2.—.

Rudolf Goldlust: So muß' es kommen. Roman. — Leipzig und Zürich, Verlag von Th. Schröter, 1897. — Preis Mf. 2.40.

Paul Hartwig: Ein Vampyr und Anderes. Novellen. — Frankfurt a. M., Verlag von Alfred Baternahm, 1897. — Preis Mf. 1.—.

Richard Hennig: Die Charakteristik der Tonarten. — Historisch, kritisch und statistisch untersucht vom physiologischen und musikalischen Standpunkte aus. — Berlin, Ferd. Dümmelers Verlagsbuchhandlung, 1897.

Jens Peter Jacobsen: Gedichte. — Aus dem Dänischen übersetzt von Robert F. Arnold. — Leipzig, Georg Heinrich Meiner, 1897.

D. Julius Raftan: Das Christentum und Niepshes Herrenmoral. — Ein Vortrag, gehalten im Berliner Zweigverein des Evangelischen Bundes. — Berlin, Georg Nauk (Fritz Rühle), 1897. — Preis 50 Pf.

Otto Kägi: Erste Liebe. — Aus dem Leben eines Landschullehrers. — Zürich und Leipzig, Verlag von Th. Schröter, 1897. — Preis Mf. 1.20.

Kains Schuld und ihre Sühne. Wort- und Tondichtung für die Schaubühne in sieben Teilen. I. Teil, Kain. — München, Druck und Verlag von Ph. L. Jung.

Rebereien aus dem Bayreuther Heiligtum. Bühnen-„Fest“-Spiel 1896

von einem Gläubigen. — München, 1897, Verlagsgesellschaft Münchener Freie Presse. — Preis Mf. 1.20.

A. von Klindowström: Weltkinder. Roman. — Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, 1896. — Preis Mf. 4.—.

Heinrich Lee: Der Liebesbrief und Anderes. Humoresken. — Frankfurt a. M., Verlag von Alfred Baternahm, 1897. — Preis Mf. 1.—.

Eduard Voewenthal: System und Geschichte des Naturalismus oder die Wahrheit über die Entstehung der Weltkörper und ihrer Lebewesen. Sechste, vollständig umgearbeitete Auflage. — Berlin, Verlag von S. Calvary & Co., 1897. — Preis Mf. 3.—.

Maurice Maeterlind: Die Blinden. Aus dem Französischen von Leopold von Schlözer. — München, Verlag von Albert Langen. — Preis Mf. 1.50.


Adolf Mähler: Österreichische Volksschulzustände. Ein Wort an das Volk und seine Lehrer. — Wien, 1897, Verlag der ersten Wiener Volksschulbuchhandlung (Ignaz Brand), VI., Gumpendorferstraße 8.

Odysseus: Gloria, der Glänzende. Trauerspiel in fünf Akten. — Luzern, Buchdruckerei Imbach & Weber, 1897. — Preis 50 Pf.

Anton Reut: Ein Narr. Novellette. Selbstverlag des Verfassers. 1897.

René Maria Rilke und Bodo Wildberg: Wegwarten. III. Deutsch-moderne Dichtungen. — Wegwarten-Verlag, München, Dresden.

Wilhelm Schindler: Dorfleute. Geschichten aus der sächsisch-böhmischen Schweiz. — Leipzig, Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. — Preis 20 Pf.

 Wir bitten, sämtliche Manuskripte, Bücher u. Sendungen ausschließlich an

Herrn Hans Merian, Schriftleitung der „Gesellschaft“

in Leipzig, Inselstraße 7

zu richten.

Schriftleitung und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortlicher Vetter: Hans Merian in Leipzig.

Verlag von Hermann Haacke in Leipzig. — Druck von Carl Dito in Meerane i. S.



Karnevals - Epistel.

Von M. G. Conrad.

(München-Berlin.)

zwanzigstes Jahrhundert,
XCVII. Frühlings Anfang.

Mein teurer Urrentel Siegfried-Nikolaus!

Sreut mich, daß Du Deinen ersten Hunderter vollgemacht. Der Anfang des zweiten, ich spreche aus Erfahrung, ist leicht wie Kinderpiel. Man akklimatisiert im Patriarchenland, daß es eine Wonne ist. Nur immer vorwärts, es giebt noch heimliche Winkel genug mit verborgenen Lederbissen. Sobald man sich die Rückschau abgewöhnt hat, ist auch das magenkränkende Schwindelgefühl überwunden. Ach, das Leben! Gibt's ein köstlicheres Ding, sag'? Und erst der steinalte Mensch ist der wahre Mensch, der Jahrhundert-Sieger, dem die Freude in die Augen und der Appetit in den Mund wächst. Weißt Du, wann ich die letzte Thräne geweint? Als ich vor achtzig Jahren mein letztes eheliches Weib einäscherte. Nummer Sieben, ohne Scherz!

In Parenthese: der Kuckuck mag wissen, wo das Aschengefäß hingekommen. Eigentlich war nichts mehr drin, und es ist nicht schade drum. Als Kunstwerk war's auch nicht bedeutend. Mit den schönen hohen Jahren wird man so köstlich leichtsinnig und pietätslos. Das giebt die neue Gesundheit. Und die neuen beweglichen Maßstäbe, wie machen die in allen feineren Dingen anspruchsvoll! Du wirst sehen, es ist der reine Zauber! Und doch so natürlich: mit der Höhe wächst man in die Sonne hinein. Sonnigkeit, das ist der Schlüssel zu jeder frechen Göttlichkeit. Verzeihung — das ist Ketzerei. Wenn auch nur Wortketzerei. Ich wollte sagen — na ja. Schluß der Parenthese.

Du bist, höre ich, extra von Bombay nach Zürich hinüber gegendelt, um bei Deiner Großtante — die süße, verrückte Haut! — das Centennariums-Geburtstags-Hemd zu wechseln. Keiner hat wie Du die Findigkeit in zarten Schmeicheleien. Ich hätte mich's gern auch den Luftsprung kosten lassen, um mit Euch den festlichen Hopsier am lieblichen Gestade zu tanzen. Ich schaukelte aber damals gerade die bewußten Reichsgrenzen ab zwischen Wladiwostok und Amsterdam. In Moskau besah ich mir die närrischen Umzüge zur Jahrhundertfeier der siegreichen Vereinigung Asiens mit Europa. Diese rückständigen Gemütsmenschen können nun einmal die politischen Possen nicht lassen. Die alten Reichslügen und Kaiserfabeln scheinen ihnen noch heftig im Blute zu spuken. Letzte Nachwirkung aus dem Zeitalter der Knute und des Schießprügels. Heilige Mutter Erde, was mußte damals die Menschheit aushalten! Aber wäre ihr sonst das widerstandsfähige, gesund gegerbte Fell gewachsen, ohne diese Blut- und Eisentur?

Na, ausnehmend schön war dieser Centennariums-Karneval nicht. Die Phantasie ist erschöpft. Die Gauflerin kommt nicht mehr auf die Kosten. Da thut sie's so billig als möglich. Als archäologische Studie war's immerhin amüsant. Die aufmarschierenden Dynastengeschlechter-Häuptlinge machten urdrollige Gesichter. Man belehrte mich, daß diese Grimassenschneiderei das „Majestätische“ sei, echt nach echten Urkunden. Das Beste war, daß sie sich auf die Mimik beschränkten und keine Sprüche losließen. Schweigen ist in diesem Fall auserlesener Geschmack. Und so löste sich, dank dieser höchsten Wohlstandigkeit im stummen Spiel, alles in Wohlgefallen auf. Nicht einmal im Scherz wurde man zu einer Widerrede gereizt. So kann man den Komödianten und Gaffern die gegenseitige Freude lassen. In meiner Jugend hatte es die Menschheit noch nicht ganz so gut. Aber was geht mich meine erste dumme Jugend an? Ist es nicht unsere lustigste Weisheit, diese Jugend und ihre dummen Jungenstreiche zu vergessen? Wir, die herrlichen alten Jungen in der musterhaft verbesserten Auflage? WJA?

Die Vergangenheit überwinden — das ist das stärkste Stück. Die Summa aller Moral: Vergessen können. Die Menschheit hat ein furchtbares Lehrgeld bezahlt, bis sie hinter diesen einfachsten aller Kniffe kam, die verkehrt erfasste Natur zu bändigen. Nun vertragen sie sich aufs Beste, Natur und Menschheit im innigst begriffenen Erdentum, und den supranaturalistischen Schächer möchte ich sehen, der sie jemals wieder verfeinden könnte!

Am goldnen Horn reisen die ersten Feigen. Der Bosphorus wellt sich wollüstig wie tiefblaue Seide. Komm wenigstens zum Maienfest herüber, mein teurer Junge. Die Ausgrabungen in dem frostigen Paris werden Dich doch nicht fesseln? Du kannst auch die gelehrte Mexikanerin mitbringen — wie heißt sie nur gleich? Mit dem runden Popo in dem Namen, endlos

wie eine Wagnersche Melodie? Galapopoderifac oder so ähnlich. Sie erinnert mich an meine niedliche Japanerin, die unergründliche Historikerin, die jene boshafte aller Ehrenrettungen aus dem eisernen Zeitalter „Bismarck der Große“ geschrieben, das Meisterbuch in Plattgriechisch, und Nietsche kommentiert hat.

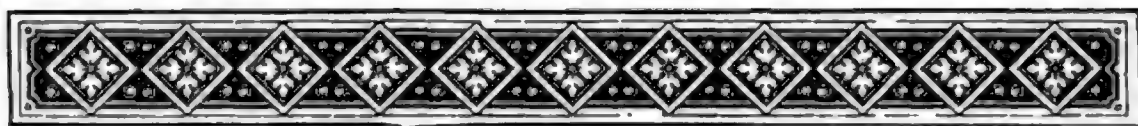
Du übergelehrter Schwerenöter könntest mir auch ein wenig in meinen Sprachstudien helfen. Ich habe nämlich in meinen vielen freien Stunden die Übungen in unserer deutschen Ahnensprache wieder aufgenommen. Wo alle Welt in Hochgriechisch schwelgt, hat das bißchen Deutsch, das neben Russisch übrig geblieben, einen seltsamen Reiz. Heine und Tolstoi, diese Antipoden in der judenchristlichen Fleischbehandlung, muß man doch ab und zu im Originale lesen, um den ganzen Biedermeierwitz des selig-unseligsten Tollpatzch-Säkulum zu genießen. Das kristallklare Griechisch bringt die verhochte Sentimentalität nicht voll heraus. Das haben sich unsere Schulmeister vor hundert Jahren auch nicht träumen lassen, daß die bankrotten Gräken noch einmal diesen höchsten Trumpf ausspielten!

Halte Deinen Leib offen und freue Dich!

Dein

Stier aus Uri.





Die heutigen Kulturfragen und das Bürgertum unserer Zeit.

Von Wilhelm Unfeld.

(Mm.)

Das Bürgertum unserer Zeit ist in einer Lage, in der es von keiner Seite her mehr die Achtung genießt, die es ehemals genossen hat, und die es immer noch für sich selber beansprucht.

Für den auf den Pfaden der heutigen Kulturentwicklung wandelnden Arbeiterstand ist das Bürgertum, oder besser der Bürger des sogenannten Mittelstandes, zum Bourgeois geworden. Der Feudaladel hat im Bürgertum von jeher seinen größten Feind erkannt und will heute nur noch insofern etwas von ihm wissen, als er denkt, es könnte da oder dort seinen eigenmütigen Bestrebungen förderlich sein. Für das Militär und einen größeren Teil der Beamten ist das Bürgertum etwas, das gerade recht ist, um die Leistungen zu vollbringen, die von ihm gefordert werden. Die Großkapitalisten haben für den Bürgerstand nur ein ironisches Lächeln, seine Zeit hat geschlagen! Der Kleinbauer hat im Bürger noch nie, ebenso wenig wie der Feudaladel, seinen Freund erkannt, und die Klerisei klagt, daß auch im Bürgerstand der alte gute Glaube mehr und mehr schwinde.

Wohin wir also schauen, überall ein Rückgehen der Achtung, welche der Bürgerstand früher genossen hat, nur an einer Stelle finden wir diese noch, und das ist im Bürgerstande selber. Er selbst glaubt, auch in heutiger Zeit noch, der kraftvolle Körper zu sein, der er einst war; daß dies Selbsttäuschung ist, das glaubt der Stand nicht, o nein! er nennt sich heute noch, indem er sich bramarbasierend in die Brust wirft, die beste Stütze des Staates.

Doch sehen wir einmal näher zu, wie es um den Bürgerstand steht. Bei Gott! Wir erschrecken, wie wir da aus letzter Zeit erfahren, daß die Regierungen an der Arbeit sind, für das Bürgertum eine Zwangsorganisation auszuarbeiten. Der Stand, der sich als Stütze des Staates fühlt, soll mit

einer Zwangsorganisation beglückt werden! Ja weshalb denn das? Je nun, wer keine Kraft mehr in sich selbst fühlt, der muß injiziert werden, damit ihm in seinem kranken Körper das trüg gewordene Blut wieder feuriger durch die Adern rolle. Es ist nur ein gefährliches Unternehmen, das Injizieren; denn die Gefahr liegt gar nahe, daß der Körper, statt zum Kraftbewußtsein geführt zu werden, den Weg alles Fleisches geht. Untersuchen wir nun, ob der Körper des heutigen Bürgerstandes für eine solche Injektion auch noch widerstandsfähig genug ist.

Daß der heutige Bürgerstand jeglicher wirtschaftlicher Organisation abgeneigt ist, können höchstens die Innungsleute verneinen. Sie behaupten, das, was sie verbindet, sei eine wirtschaftliche Organisation. Mag sein, daß solche Innungsleute dies glauben, allein unsere heutige Zeit mit ihren großen Kulturfragen und Forderungen versteht etwas anderes unter wirtschaftlicher Organisation. Sie macht gegen jegliche Förderungen der Sonderinteressen einzelner Gesellschaftsgruppen Front, und wird nicht eher ruhen, bis eine höhere, ethischere Auffassung des Lebenszweckes erreicht ist.

Und damit haben wir sofort die kranke Stelle aufgedeckt, die unseren Bürgerstand als fast- und kraftlos in den Augen aller anderen Gesellschaftsgruppen erscheinen läßt.

Die höhere, ethischere Auffassung des Lebenszweckes! Was ist denn heute der Lebenszweck und die Devise des Bürgers, nach der er lebt und handelt? Die Antwort ist nicht schwer: „Wenn es nur mir als Einzelindividuum erträglich geht, alles andere kann mir total schnuppe sein! Auch meinem Vetter Gevatter soll es gut gehen, doch er soll womöglich selbst sehen, daß er in genießbaren Verhältnissen lebt, ist es möglich, ohne Opfer zu bringen hier mitzuwirken, dann bin ich zu haben, sonst aber zeichne ich mit hochachtungsvollst und ergebenst!“

Das ist der wirtschaftliche Standpunkt fast unseres gesamten Bürgertums. Freiheit, die jeder nach seiner egoistischen Auffassung seines Daseins sich zurechtnimmt, ist das Idol, ein großes Gemeinsames, das gesamte nationale Wirtschaftsleben Fördernde kennt der heutige Bürgerstand nicht mehr, dazu ist er zu fast- und kraftlos geworden.

Diese Anklage mag manchem etwas schwer in den Magen fallen; daß aber dem doch so ist, dafür zeugt am Besten, daß von Seiten der Regierungen zu einer Zwangsorganisation geschritten werden will; es ist ein *testimonium paupertatis*, wie es dem Bürgerstande, seit es einen solchen gegeben, noch nlemalen ausgestellt worden ist.

Was durch aus eigenster Initiative entsprungene Organisation geleistet werden kann, das zeigen die Arbeiterorganisationen in Deutschland, noch mehr aber in England, und wenn auf diese hingewiesen wird, so

zittert heute der gesamte Mittelstand, das Bürgertum, und nimmt neue Militärlasten gerne auf.

Der Arbeiterstand hat heute mit vollem Kraftbewußtsein da eingeseht, wo der Bürgerstand lahm und kraftlos geworden ist. Ja, es ist soweit gekommen, daß der Bürgerstand, der doch sich aus dem Arbeiterstand rekrutiert, in dem Arbeiterstand, nächst dem Großkapital, seinen gefährlichsten Feind glauben zu müssen, und er muß es auch, sofern er selbst nicht mehr die Kraft in sich fühlt, sich zu organisieren, und zwar im Anschluß an die Arbeiterorganisationen.

Aber nun kommt der Hase im Pfeffer: da sind die gräßlichen Worte „Sozialismus und Sozialdemokrat“, Worte, denen viel Politisches anhängt, so viel, daß es die wirtschaftliche Seite völlig vergessen läßt. Daran denkt der Bürger nicht, daß ein Eintreten in eine Organisation, deren Grundzug wirtschaftlicher Natur ist, nur zu bald das Politische zurückdrängen würde und müßte. Der Bürger stellt sich die soziale Frage heute noch immer als eine „Teilungsfrage“ vor, er weiß gar nicht, daß die soziale Frage die ist, wie ist dem zerstörenden Wirken des Großkapitals entgegenzutreten? Er ist sich noch gar nicht klar geworden, daß die große soziale Frage zuerst vom Großkapitalismus und dessen Wirken an die Oberfläche unseres gesellschaftlichen Lebens gerufen worden ist.

Ja der heutige Bürgerstand zittert um sein Besitztum, das ist es, was ihn zur Memme gemacht, was ihn fast- und kraftlos gemacht hat. Das weiß der Großkapitalismus, und er reibt sich im stillen die Hände, und durch die ihm feile Presse läßt er dieses Schreckgespenst in allen Variationen von Tag zu Tag wiederholen. Das Bürgertum ahnt nicht einmal, wie es vom Großkapitalismus gegen die Arbeiter sich verwenden läßt, statt sich mit denen zu liieren, aus denen es sich stets wieder rekrutiert und rekrutieren muß, ist es ihnen ein im Dienste des Großkapitals verständnislos wütender Feind geworden.

So und nicht anders stellt sich uns heute unser Bürgertum dar. Allein damit geht es auch seiner völligen Zerbröckelung und Auflösung entgegen, es fällt endlich dem Proletariat anheim, und es steht zu befürchten, daß das Kraftbewußtsein, das heute dem Bürgertum abhanden gekommen ist, erst wieder zum Bewußtsein kommt, wenn es nach und nach die Reihen der Sozialdemokratie füllt. Statt also beizeiten hier eine die Gesellschaft fördernde, die Kultur hebende Kraft zu werden, dadurch, daß sich das Bürgertum aus eigenem Kraftbewußtsein wirtschaftlich organisiert, wird es mit der Zeit eine kulturzerstörende Wirkung ausüben.

Für die heutigen Kulturfragen ist aber das Bürgertum eben völlig stumpf geworden, es glaubt, daß es allein das Volk darstellt, und fühlt

gar nicht, wie es am Narrenseil der Parteien tanzt. Es kann das nicht mehr fühlen, weil es keinen Lebensnerv mehr in sich spürt, es seufzt jahraus, jahrein nach Regierungshilfe, und bläht sich daneben auf, daß es allein die armen hungrigen Beamten erhalten müsse! Auf der einen Seite kein Kraftbewußtsein, auf der anderen alberne dumme Aufgeblasenheit.

Doch genug. — Wem nicht zu raten, dem ist nicht zu helfen, und in einen klaren Spiegel sehen wollen, über dem „Selbsterkenntnis“ geschrieben ist, ist nicht jedermanns Sache, am wenigsten aber in unseren Tagen Sache des Bürgertums, des großen Feindes der großen heutigen Kulturaufgaben.





Die deutschen Arbeitslosen.

Von Alfred Manes.

(Strassburg i. E.)

Als eine ebenso betäubende wie unvermeidliche Erscheinung des modernen Erwerbslebens ist der Umstand anzusehen, daß stets ein mehr oder minder großer Bruchteil der Arbeiter ohne Beschäftigung sein muß. Die Masse derer, die sich zum Arbeiten anbieten, ist eben größer, als die Masse der benötigten Arbeitskräfte. Was aber weit schlimmer ist, als die Arbeitslosigkeit an und für sich, sind die unmittelbar dadurch bedingten Folgen. Denn für die meisten Arbeiter ist Arbeitslosigkeit gleichbedeutend mit Brotlosigkeit; und zwar nicht nur für ihre Person allein, sondern häufig auch für ihre Familienangehörigen.

Wir betrachten es nun heutzutage allgemein als Aufgabe der Gesellschaft oder des Staates, derartige ungesunde Zustände nach Möglichkeit zu lindern, und, soweit es angängig, ihnen vorzubeugen.

Die notwendigste und zweckmäßigste Reformmaßregel obrigkeitlicher Natur ist daher in erster Linie die Sorge für eine gute Arbeitsstatistik, das will sagen die Sorge für die genaue Feststellung und Klarlegung aller auf die materielle und soziale Lage der Arbeiter bezüglichen, zu deren Beurteilung wesentlichen Verhältnisse.*) Denn an die wirksame Heilung einer Krankheit kann ich erst dann denken, wenn ich sie in ihrem ganzen Wesen erkannt habe, an Vorbeugungsmaßregeln erst dann, wenn ich mir über die Ursachen der Krankheit klar geworden bin.

So hat die deutsche Reichsregierung, bereit, ihre Arbeiterschutzgesetzgebung durch Stellungnahme zur Arbeitslosigkeit zu erweitern, im ganzen Umfang ihres Gebietes Erhebungen anstellen lassen über die beschäftigungslosen Arbeitnehmer. Und das Ergebnis der mühevollen, langwierigen Zählungen liegt jetzt in einem umfangreichen Tabellenwerk gedruckt vor.**)

*) Vgl. Art. „Arbeiter“ im Handwörterbuch der Staatswissenschaften.

***) Vierteljahrshefte zur Statistik des deutschen Reichs. Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt. Jahrgang 1896. Ergänzung zum IV. Heft. Berlin 1896. Verlag von Puttkammer & Mühlbrecht.

Studium des hier angehäuften Zahlenmaterials ist für jeden, der kein eingeleiteter Statistiker ist, schier unmöglich. Denn die uns angeborene Scheu vor langen Zahlenreihen nimmt bei der Lektüre solch eines statistischen Werkes ganz riesige Dimensionen an. Das ist ja der Fluch der Statistik: nur ihr Jünger bringt in ihre Lehren ein und preist sie, während das große Publikum sie wenig oder gar nicht achtet, weil es sie ziemlich oder völlig verkennt.

Wir wollen uns nun an die schwierige Aufgabe heranwagen, die trockene Zahlentrost umzuwandeln in verdaulichere Speise. Und wenn es uns gelingt, hierdurch einerseits der statistischen Wissenschaft einige neue Freunde zu gewinnen und andererseits von den deutschen Arbeitslosen ein, wenn auch nur in Umrissen gezeichnetes Bild zu bieten, so ist der Zweck dieser Arbeit erreicht.

Bei Gelegenheit der Berufszählung vom 14. Juni 1895 und der Volkszählung vom 2. Dezember des gleichen Jahres wurden zum ersten Male in den Zählungslisten an die ganze im Erwerbsleben stehende Bevölkerung auch die Fragen gerichtet:

- a) ob gegenwärtig in Arbeit (in Stellung); mit ja oder nein zu beantworten,
- b) wenn nein, seit wie viel Tagen außer Arbeit (Stellung),
- c) ob außer Arbeit (Stellung) wegen vorübergehender Arbeitsunfähigkeit; mit ja oder nein zu beantworten.

Da es uns bei diesen Ermittlungen nur auf die unselbständigen Gewerbetreibenden ankommt, nicht etwa auch auf die selbständigen Landwirte, Kaufleute u. dgl., ebensowenig wie auf die beschäftigungslosen geistigen Arbeiter des Staats-, Gemeinde-, Kirchendienstes, oder der freien Berufsarten, so müssen wir aus der etwas über 22 Millionen betragenden Zahl aller Erwerbsthätigen einen großen Teil ausschließen und uns nur mit den 15½ Millionen unselbständiger Arbeiter befassen. Es kommt also für uns über ein Drittel der deutschen Gesamtbevölkerung in Betracht. Und aus diesem Drittel schält sich wieder die Summe der Arbeitslosen heraus. Sie beträgt am Stichtage der Sommerzählung 292 678 Personen, das sind 1,89 % aller Arbeiter, und am Tage der Winterzählung 762 668 Personen, das sind 4,88 % derselben.

Schon diese beiden Zahlen allein bergen wichtige Thatsachen in sich. Und selbst der fanatischste Gegner statistischer Zählungen wird zugeben müssen, daß diese wenigen Ziffern lauter und deutlicher reden, als gar manch schönes Wort und gar manch geistreicher Satz. Aber wir sind eben verwöhnt und wollen Worte, keine Ziffern. Also Worte, so weit es bei unserem Thema möglich ist.

Es wäre nun völlig verkehrt, annehmen zu wollen, daß überall im deutschen Reiche an den betreffenden Tagen diese Verhältniszahlen ermittelt worden sind. Natürlich nicht. Im Gegenteil stellen sie den Durchschnitt dar von weit auseinanderliegenden Gegensätzen. Sie sehen ab von den einzelnen Städten; sie sehen ab von den einzelnen Gewerben; sie sehen ab vom Geschlecht der Arbeitslosen. — Erst die eingehende Differenzierung der Zahlen gewährt ein richtiges Bild der Arbeitslosigkeit, die ferner auch noch auf ihre Gründe hin zu untersuchen ist.

Während das männliche Geschlecht 10 Millionen unselbständiger Arbeitnehmer aufweist, partizipiert das weibliche nur mit $5\frac{1}{2}$ Millionen daran, und die Zahl der Arbeitslosen, nach dem Geschlechte unterschieden, ergibt für die Männer 2,13 % im Juni und 5,40 % im Dezember; für die Frauen 1,44 % im Sommer und 3,91 % im Winter. Der große Unterschied zwischen den im Sommer und den im Winter festgestellten Arbeitslosen-Zahlen beruht auf mehrfachen Gründen. Nach der Erklärung der Reichs-Statistik dürften zunächst die Vagabunden, d. h. die gewerbsmäßig Arbeitslosen, bei der Winterzählung vollständiger zur Aufnahme gelangt sein, als bei der Sommerzählung, da diese Leute im Sommer häufig im Freien nächtigen und für die Zählung daher schwer zu erfassen sind; im Winter dagegen suchen sie Anstalten und Herbergen zc. auf, und sind hier gelegentlich der Erhebung im Dezember wohl meist berücksichtigt. Weiterhin mögen die höheren Winterzahlen teilweise davon herrühren, daß in den Zählformularen nur der Hauptberuf und die Beschäftigungslosigkeit in diesem anzugeben war, ohne Rücksicht auf eine etwaige dennoch stattfindende Nebenbeschäftigung. Der Hauptgrund, der die besagte Differenz verursacht, ist aber in der Verschiedenheit der Jahreszeit zu erblicken, indem im Sommer die Mehrzahl der Betriebe ihre größte Thätigkeit entfaltet, im Winter hingegen ihre geringste.

Von welcher Bedeutung dieser letzte Grund ist, zeigt sich, wenn man die Arbeitslosen nach ihrem speziellen Berufe ins Auge faßt. Dann ergibt sich zum Beispiel, daß die See- und Küstenschiffahrt im Juni mit etwa 14 % Arbeitslosen vertreten ist, im Dezember hingegen mit fast 33 %. Die arbeitslosen Fabrikarbeiter, Gesellen und Gehilfen betragen im Winter fast 36 %, im Sommer hingegen kaum 5 %. In ähnlicher Weise wächst die geringe Sommerzahl auf eine kolossale Winterzahl an bei allen im Baugewerbe thätigen Personen, den Maurern von 2 auf 22 %, den Stubenmalern, wie den Dachdeckern von 3 auf 21 % u. s. w. Weisen auch nicht die Arbeitslosen aller Gewerbe ein solch unverhältnismäßig hohes Anwachsen ihrer Masse in der kalten Jahreszeit auf, so ist jedenfalls überall eine Zunahme im Winter zu verzeichnen. Beim männlichen Geschlechte treffen

die meisten Arbeitslosen auf die Industrie, die wenigsten auf die Berufsabteilung häusliche Dienste. Beim weiblichen Geschlechte steht naturgemäß mit den meisten Arbeitslosen im Sommer die Berufsabteilung häusliche Dienste (mit 40 %), im Winter die Abteilung Landwirtschaft obenan, während die wenigsten Arbeitslosen bei dem weiblichen Geschlechte an beiden Zählungstagen auf das Handelsgewerbe entfallen.

Wir haben jetzt einen Blick auf den Anteil einzelner Berufe an der Arbeitslosigkeit geworfen, dem möge sich eine kurze Übersicht anschließen über die Beteiligung der verschiedenen Landesgebiete an der Zahl der Arbeitslosen. Als hauptsächlichste Konzentrationspunkte der gewerblichen Produktion dürften hierbei die Großstädte in ihrem Verhältnis zu dem hier behandelten Thema am meisten interessieren. Und dieses um so mehr, als die kommunalstatistischen Nacherhebungen eine willkommene Erweiterung der Reichsstatistik eintreten lassen,*) indem der Statistiker, der nur einen kleinen Bezirk zu durchforschen hat, viel eingehender dem Individuum folgen kann, da er — und das charakterisiert besonders die große Bedeutung der sich gerade in letzter Zeit entfaltenden Kommunalstatistik — mündliche Erhebungen ohne weiteres anstellen kann, wo die schriftlichen unzulänglich erscheinen.

Unter den 28 deutschen Großstädten hat Berlin, wie nicht anders zu erwarten, die größte Zahl von Arbeitslosen, wenn man diese in Beziehung bringt zur Einwohnerzahl. Hier kommen auf 100 Einwohner am Tage der ersten Zählung 2,33 Beschäftigungslose, am Tage der zweiten Zählung 3,12. Straßburg hingegen weist bei dieser Betrachtungsweise die geringste Beteiligung auf. In der elsässischen Hauptstadt kommen auf 100 Einwohner nur 0,51 bzw. 1,02 ohne Beschäftigung. Anders wird das Bild schon, wenn man die Beschäftigungslosen in Beziehung setzt zu den Arbeitnehmern. Dann hat Straßburg zwar auch im Durchschnitt die günstigste Stellung mit 1,72 bzw. 3,51 % Arbeitsloser (ausgedrückt in % der Arbeitnehmer), aber Berlin mit seinen sich dann ergebenden 6,13 bzw. 9,91 % wird bei weitem übertroffen von Altona mit 7,60 bzw. 12,79 %. Doch diese Ermittlungen, die sich nur auf die Großstädte erstrecken, muß man ziemlich vorsichtig betrachten; denn bekanntlich verschwindet z. B. ein erheblicher Teil der Bauhandwerker beim Herannahen der kalten Jahreszeit aus der Stadt.

Betreffs der Dauer der Arbeitslosigkeit mußte bei dem großen Umfange der allgemein staatlichen Umfrage die denkbar einfachste Fragestellung gewählt werden. Diese konnte nur vom Tage der Zählung ausgehen und feststellen, wie lange die Arbeitslosigkeit bis zum Stichtag der Zählung ge-

*) Vgl. z. B. Heft I der Beiträge zur Statistik der Stadt Straßburg i. E., bearbeitet von Dr. R. Gelsenberger. „Die Erhebungen über die Arbeitslosigkeit am 2. Dez. 1895.“ Straßburg, Elsässische Druckerei.

dauert hat. Die einzelnen Arbeitslosen hingegen bis zum Ende ihrer Arbeitslosigkeit zu verfolgen, war die Reichsstatistik nicht in der Lage. Diese Aufgabe mußte den Gemeinden überlassen bleiben. Doch für unseren Überblick genügt das Ergebnis der Reichserhebungen.

Danach waren die meisten seit 8—14 oder seit 29—90 Tagen arbeitslos, im Durchschnitt je ein Viertel aller hier in Betracht kommenden. Und zwar sind diese Gruppen Sommer wie Winter am stärksten mit Beschäftigungslosen besetzt. Besser kann man sich über die Dauer der Arbeitslosigkeit vergewissern, wenn man auch den Grund derselben in Betracht zieht.

Auch dieser Grund konnte bei der allgemeinen Aufnahme nur unvollkommen festgestellt werden, und die staatliche Untersuchung beschränkt sich darauf, die wegen natürlicher Ursachen Beschäftigungslosen zu scheiden von denjenigen, für die der Grund in eigenem Verschulden, bezw. Wollen, oder in wirtschaftlichen Ursachen liegt. Von den dauernd Erwerbsunfähigen ist vernünftigerweise überhaupt abgesehen worden. Dagegen sind leider solche, die wegen Streikes u. dgl. außer Arbeit stehen, in eine Rubrik gebracht mit all denen, die nicht wegen Krankheit beschäftigungslos sind.

Das Ergebnis, das jedoch einen Einblick in den Gesundheitszustand der deutschen Bevölkerung überhaupt nicht gewährt, ist nun folgendes: Zwei Fünftel aller Arbeitslosen sind wegen Arbeitsunfähigkeit — Krankheit —, drei Fünftel aus anderen Gründen beschäftigungslos. So im Juni. Anders im Dezember. Da treffen nämlich erstaunlicherweise nur etwas über ein Viertel auf die Kranken, dagegen fast drei Viertel auf die anderen Arbeitslosen. Auf die einzelnen Berufe verteilt sich die Erscheinung ziemlich gleichmäßig. Zu erklären ist dies Paradoxon, daß die Kranken Arbeitslosen der Zahl nach zwar hinter den übrigen zurückbleiben, ihr Kontingent, das sie zu der Gesamtzahl der Arbeitslosen stellen, aber im Sommer relativ größer ist als im Winter, daraus, daß eben im Sommer die Gesunden zum größeren Teile Arbeit finden.

Die vorhin berührte Dauer mit den jetzt erörterten Gründen der Arbeitslosigkeit in Verbindung gebracht, zeigt, daß für die längeren Fristen der Arbeitslosigkeit die Arbeitsunfähigkeit als Grund überwiegt. Bei den kürzeren Fristen hingegen überwiegen andere Gründe, also teils wirtschaftliche, teils persönliche.

In welchem Grade sind nun die verschiedenen Altersklassen an der Erscheinung beteiligt? Da die jüngeren den größten Anteil an der Bevölkerung ausmachen, so ist auch diese Altersklasse bei den arbeitslosen Arbeitsnehmern am stärksten vertreten. Die Hälfte aller Arbeitslosen befindet sich im Alter von 14—30 Jahren. Das hohe Alter ist unbedeutender beteiligt; so stehen nur 15 % ungefähr der Beschäftigungslosen zwischen

50—70 Jahren, nur 2 % im Durchschnitt im Alter von über 70 Jahren. Faßt man in diesem Punkte die Geschlechter gesondert ins Auge, so ist die nicht sehr erfreuliche Thatsache zu konstatieren, daß die weiblichen Arbeitslosen in den beiden untersten Altersklassen (14—20, 20—30 Jahre) die männlichen ganz bedeutend übertreffen. Diese Erscheinung einer besonderen, eingehenden Prüfung zu unterwerfen, dürfte zu sehr interessanten Resultaten führen; nur käme man dabei sehr leicht in das Gebiet der Moralstatistik oder besser gesagt Immoralstatistik hinein, ein Zweig der statistischen Wissenschaft, der unbedingt auf das engste mit der Arbeitslosenstatistik zusammenhängt. In den Altersklassen von 30 Jahren aufwärts kommen hingegen die weiblichen Arbeitslosen weniger häufiger vor; das ist bedingt durch den häufigen Rücktritt der sich verheichelnden Frauen aus der Gruppe der Arbeitnehmer. Das Alter der Beschäftigungslosen in Beziehung zu bringen zu den Berufsarten, ist ebenfalls unternommen worden. Man findet hierbei, daß, abweichend von den eben gegebenen allgemeinen Eindrücken, in der Landwirtschaft relativ mehr bejahrte Beschäftigungslose vorkommen, als anderswo. Das stimmt überein mit der Beobachtung, daß in den größeren Städten die älteren Arbeitslosen im Verhältnis zu den jüngeren weitaus häufiger anzutreffen sind.

Es läßt sich darüber streiten, welches das kleinere Übel ist, die Arbeitslosigkeit der jüngeren oder die der älteren Klassen. Bei den älteren Arbeitslosen ist nämlich mit in Betracht zu ziehen, daß sie meistens eine Familie zu unterhalten haben, und daß durch ihre Beschäftigungslosigkeit, wie schon einleitend bemerkt worden ist, recht oft auch Frau und Kinder brotlos zu werden drohen. Die Frage nach der Zahl der von den Arbeitslosen abhängigen Angehörigen ist also sehr wichtig. Es lohnt sich daher eine Untersuchung, die feststellt, zunächst in welchem Maße die verheirateten Arbeitnehmer beteiligt sind, und im Anschluß hieran, wie viel Haushaltungsvorstände sich unter den Beschäftigungslosen befinden, sowie, wie viele nicht erwerbshätige Ehefrauen und Kinder unter 14 Jahren von diesen Haushaltungsvorständen materiell abhängen.

Auf die verheirateten Arbeitslosen treffen 33,34 bzw. 39,77 %. Beim männlichen Geschlecht ist der auf die Verheirateten fallende Bruchteil ziemlich ebenmäßig dem auf die Ledigen entfallenden. Beim weiblichen Geschlecht sind die ledigen Arbeitslosen weitaus in der Überzahl (73,78 bzw. 62,80 %). An Haushaltungsvorständen sind im Juni 104520, im Dezember 317382 als beschäftigungslos gezählt worden. Zur Haushaltung dieser Vorstände gehörten 67625 Ehefrauen und 126750 Kinder unter 14 Jahren am 14. Juni; am 2. Dezember gehörten zu ihnen 217727 Ehefrauen und 426280 Kinder in dem vorgenannten Alter. Durchschnittlich

waren also von 100 Haushaltungsvorständen, die ohne Beschäftigung, über 127 Kinder und 18 sonstige Familienangehörige zu unterhalten. Hieraus läßt sich erkennen, daß den arbeitslos gewordenen Haushaltungsvorständen nicht sonderlich viele Kinder zur Last fielen; es ist ja auch naheliegend, daß die Arbeitnehmer mit zahlreicher Familie vorzugsweise auf regelmäßigen Verdienst bedacht sind.

Wir sind zu Ende mit der Darlegung der Thatsachen, die über die wesentlichen Grundfragen der Arbeitslosigkeit zu geben sind. In schwachen Umrissen konnten wir nicht den ganzen Gegenstand erschöpfend behandeln, sondern nur flüchtig streifen. Dennoch glauben wir mit dem Gebotenen ein übersichtliches Bild von der Lage der deutschen Arbeitslosen entworfen zu haben. Es erübrigt noch in Kürze die Schlüsse zu ziehen, welche auf Grund der Erhebungen möglich sind.

Da zeigt es sich denn ganz klar, daß von einem großen wirtschaftlichen Notstand in Bezug auf Arbeitslosigkeit absolut im allgemeinen nicht die Rede sein kann. Wohl kann man hie und da von einem rein lokalen großen Notstand sprechen; aber zwischen lokalem und nationalem Notstand ist ein weiter Unterschied. An manchen Orten ist hingegen ein über Erwarten günstiges Verhältnis zu konstatieren. Sehr bedenklich scheinen dagegen die hohen Zahlen, welche Krankheit als Grund der Arbeitslosigkeit angeben. Das ist ein Punkt, wo die Schutzgesetzgebung in erster Linie einzusetzen hat durch Verringerung der Arbeitsstundenzahl und ähnliche Maßregeln. Aus den lokal so sehr verschiedenen Verhältnissen auf die Forderung zu kommen, daß nicht das Reich Stellung nehmen solle zur Arbeitslosigkeit, sondern vielmehr die einzelnen Bundesstaaten oder gar die einzelnen Kommunen und Bezirke, scheint ein naheliegender und beachtenswerter Gedanke zu sein. Einzelne Zahlen decken auch deutlich Mißstände auf, welche in diesem Zusammenhang als ganz besonders schwere gesellschaftliche Sünden zu geißeln sind. Ein Beispiel möge dies erhärten. Die Erklärung für die große Masse der außer Stellung befindlichen weiblichen Dienstboten ist zum großen Teil unbedingt in der in den höheren Kreisen so tief eingewurzelten Unsitte recht häufigen Personalwechsels zu suchen. Und so lassen sich noch manche Exempel anführen, wo der Staat nichts, die Gesellschaft, und zwar die höhere fast ausschließlich der Arbeitslosigkeit den Boden entziehen könnte, wenn sie wollte.

Je mehr man sich aber in das Tabellenwerk nicht nur der staatlichen, sondern vornehmlich auch der städtischen Statistiken, vertieft, desto überzeugender sieht man die Berechtigung eines Einwandes ein, der großangelegten Erhebungen und Zählungen oft gemacht wird, daß sie nämlich sehr geeignet sind, ein völlig falsches Bild von den thatsächlichen Einzel-

Zuständen zu entwerfen.*) Wenn irgendwo, so erfordert auf dem Gebiete der Arbeitslosenstatistik jeder Einzelfall seine individuelle Betrachtung. Angesichts dieses Umstandes muß daher derjenige, welcher die Verhältnisse der deutschen Arbeitslosen eingehend studieren will, auf die Lektüre der kommunal-statistischen Berichte verwiesen werden, die allerdings leider auch gar manches zu wünschen übrig lassen, teilweise nicht von überall vorliegen, nicht einmal von den wenigen deutschen Städten, die ein besonderes statistisches Amt ihr eigen nennen.

Wohl sind Maßnahmen gegen die Arbeitslosigkeit als ein unentbehrliches Postulat der Sozialreform anzuerkennen; aber sie bilden bei weitem nicht das Wichtigste der Reformmaßregeln. Geht es denn jedem Arbeiter so sehr viel besser, wenn er Arbeit hat? Ist nicht manchem eine arbeitslose Zeit mit Recht willkommener, als eine miserabel bezahlte, angestrengte Thätigkeit in engen Räumen und schlechter Luft? Bringt nicht gerade die Arbeit selbst viele Arbeiter zur Arbeitslosigkeit? Wie sollten sonst die hohen Krankheitsziffern der Arbeitslosen zu erklären sein? So lange nicht für die weitaus bessere Bezahlung der Arbeit Sorge getragen ist, erscheint uns eine Stellungnahme zur Arbeitslosigkeit als etwas ziemlich Müßiges und Verfehltes.

*) Vergl. betr. Kritik der staatlichen Erhebungen die Aufsätze von Prof. Dr. Georg v. Mayr im Österr. Handelsmuseum.



Unser Dichteralbum.

Das verbotene Lachen.*)

I.

In Dazien oder Crazien, irgendwo,
Die Quellen schweigen über Ort und Zeit,
Sah einst ein König, seines Thrones froh.
Er erbt seines Reiches Herrlichkeit
Von seinen Vätern. Bis auf Salomo
Griff sein Geschlecht zurück. Gelehrtenstreit
War drum entbrannt. Und der es klar bewiesen,
Bekam den Maulwurfsorden mit Türkisen.

O Fürstenmacht, zu lohnen und zu strafen!
Wär' ich ein König, jeden Morgen müßte
Mir mein Lukanus, wenn ich ausgeschlafen,
Die Liste bringen: Dem die Todesklüfte,
Der wird geheimer Oberscherer meinen Schafen,
Dem gnädigst meine allerhöchste Büste,
Hirsch Hirschfeld das Verdienstkreuz mit der Kette,
Und dies Collier der reizenden Lisette.

Ja wär' ich König! Doch ich bin's ja, bin's!
Ich bin die göttergleiche Majestät,
Die von erhabenem Chron, gelass'nen Sinns,
Verdienten Fluch, verdienten Segen sät.
Ein Augenblick, ein Zucken meines Kinns,
Und Papst und Kaiser zittern. Ich, Poet
Von Gottes Gnaden, mächtig über viele,
Zerschmettre euch mit meinem Gänsefiele.

Doch ja, pardon! Die Majestät von Dazien
Steht auf der Bühne. Ich vergaß. Nur schnell
Zurück zu ihr, geführt von allen Grazien,
Bevor der wackre kritische Pedell,
Herwandelnd unter Lorbeern und Akazien,
Herr Alfred Friedmann, mir mein Dichterfell
Mit Ruten stäupt, weil ich, als Byrons Affe,
Was in den Weg mir kommt, in Reime raffe.

*) Gustav Falke bietet uns mit diesem ersten Gesang eine Probe aus seinem noch unveröffentlichten komischen Epos „Das verbotene Lachen“.

Das Spiel beginne vor dem bunten Volke,
 Das im Parkett sich breit macht, in den Rängen.
 Ein tragisch Spiel mit Sturm und Wetterwolke,
 Ein heitres Spiel mit Tänzen und Gesängen,
 Ein Spiel voll giftigen Dunst aus sumpfigem Kolke,
 Ein Spiel mit Rosendüften, Laubengängen,
 Ein Potpourri: Kampf, Thränen, Mord und Liebe,
 Blut, Punschetrakt, Pathos und Pritschenhiebe.

Mein Held ein König, alt und tugendhaft,
 In dessen Reiche Freude herrscht und Frieden,
 Ein braver Mann, dem seine Tugendkraft
 Ein vielgeliebtes Kinderpaar beschieden.
 Doch war so stürmisch seine Leidenschaft,
 Daß seine Königin, schön wie nichts hienieden,
 Den zarten Leib dem Ehgemahl entzog
 Und mit den Engeln blaß zum Himmel flog.

Das war der schwerste Kummer, der ihn drückte,
 Bis ihm die Zeit die Bürde leichter machte,
 Die Tiefe seines Grammes überbrückte.
 Der Gattin kindlich zarte Schönheit lachte
 Noch einmal ihm. Liebreiz und Anmut schmückte
 Und, was ich mehr als alle Schönheit achte,
 Keuscheste Tugend die Prinzessin Abel.
 Preis ich nach Wahrheit, klingt es doch wie Fabel.

Und ihren Reiz erhöhte sanfte Schwermut,
 Ein Erbeil von Papa, und in den Wein
 Des väterlichen Glücks ein Tropfen Wermut.
 Ein König will viel heitern Sonnensche n,
 Denn zum Regieren braucht's, weiß Gott, oft mehr Mut,
 Als mancher denkt. Denn Sklaven sind gemein,
 Und Ekel packt die Könige zu Zeiten,
 Die einsam unter ihrer Krone schreiten.

Doch lachte eine immer heitre Sonne
 Dem Lande Dazien: der Prinzessin Bruder,
 Des königlichen Vaters ganze Wonne.
 (Auf Sonne fahrt man Reime nicht in Fuder,
 Sie wachsen spärlich: Wonne, Conne, Bonne.)
 Beim Prinzen führte Fröhlichkeit das Ruder,
 Sein Lebensfahn schwamm, wenn man's bildlich nimmt,
 Leicht wie ein Kork, der auf Champagner schwimmt.

Der tolle Dieb, der tolle Prinz, Prinz frohherz,
 Prinz Liederlich. Er hatte zwanzig Namen.
 Auf seine Kosten gab es manchen Strohscherz
 Und manchen guten Wit. Ein Stachelrahmen

Um ein geliebtes Bild gefaßt. Das Roherz
 War edel — will mein Reimgaul schon erlahmen? —
 Edelmetall aus königlichem Schachte,
 Das schlechte Prägung nicht zum Nickel machte.

Wo Diez sich zeigte, rief das Volk Hurrah!
 Umdrängte ihn. Mit freundlicher Gebärde
 Schuf er sich Platz, kam es ihm gar zu nah.
 Sie scheuten kaum die Hufe seiner Pferde,
 Sie ehrten mehr ihn als den Padischa.
 Die Schmeichler lagen vor ihm auf der Erde,
 Die Damen schwenkten mit den Taschentüchern,
 Schuljungen spielten Ball mit ihren Bäckern.

Der König liebte seinen Sohn. Zu matt
 Klingt hier das Wort. Er war vernarrt. Sein Sohn
 War alles ihm. Des langen Herrschens satt,
 Hielt Pflichtgefühl ihn nur noch auf dem Thron.
 Gern schrieb er finis auf das letzte Blatt
 Und suchte für erfüllte Pflichten Lohn
 In einem sorgenlosen Altenteil
 Und überließ dem Sohn des Reiches Heil.

Doch sollt er diese frohe Jugend stören?
 Das frische Rot von diesen Wangen nehmen?
 Ein König kann sich niemals selbst gehören,
 Er muß sich dem Gemeinwohl anbequemen,
 Zwar giebt es Leute, die das Volk bethören
 Mit giftigen Reden und sich, pfui, nicht schämen,
 Die Könige als fette Lebemänner
 In júbilo zu schildern. Sind das Kenner?

Ach, an der Krone hängen tausend Sorgen,
 Und schwerer drückt ihr prunkend Gold als Blei.
 Die Unterthanen schlafen bis zum Morgen,
 Und manchen trifft der Mittag noch dabei,
 In ihres Herrschers treuer Hut geborgen.
 Der aber sitzt oft Nacht für Nacht bis drei
 Und länger und regiert sich warm. Vergessen
 Wird drüber schlafen, trinken oft und essen.

Doch Alfred droht. Ad rem! Die Hauptfiguren
 Sind aufgestellt. Das bunte Stück beginne.
 Puppen avant! Des Dichters Kreaturen,
 Bewegt euch jetzt nach seinem krausen Sinne.
 Er pfeift, ihr tanzt die vorgeschriebenen Couren,
 Agiert Verzweiflung, Lachen, Mord und Minne.
 Doch gebt hübsch acht, was euer Herr befehlt,
 Daß eure Dummheit nicht den Kranz ihm stiehlt.

Hoffest, Parade, Pauken und Trompeten,
 Das ganze Land ein einziger Freuden Garten,
 Auf allen Kanzeln Ugendrehn und Beten,
 Auf Staatsgebäuden flaggen und Standarten,
 Ein schmerzlich auf die Hühneraugen treten
 In allen Straßen, stundenlanges Warten,
 Ein fackelzug, Beleuchtung, festspiieldichter,
 Reporter, Polizei und Diebsgelichter.

Ganz Dazien war Eines Jubels Beute.
 Ein groß Ereignis kündeten die Glocken,
 Ein allerhöchstes Wiegenfestgeläute
 Entfesselte ein stürmisches Frohlocken:
 Prinzessin Abel, Hoheit, feiern heute
 Geburtstag. Volksfest! Die Geschäfte stocken,
 Die Schulen schließen. Ruhetag allenthalben.
 Kein Huhn legt Eier, keine Kuh will kalben.

Im Schloß ist Hofball. Uniformen blitzen,
 Besternte Fracks und tief entblößte Nacken.
 Sittlicher ist's, wenn Kleider höher sitzen,
 Doch lästig ist der Tanz in Keuschheitsjacken,
 Denn selbst bei Hof macht viel Bewegung schwichen.
 Warum mit Überfracht sich da bepacken?
 Nicht mehr als nötig trug man. Grad so viel,
 Daß nicht der Hofkaplan in Krämpfe fiel.

Schön Abel war der Star, Schönste der Schönen.
 Nicht Schmeichelei verflawter Preßlakai'n
 Könn't herrlicher als die Natur sie krönen.
 Die Sonne hat an sich so goldnen Schein,
 Daß die Vergolder feiern. Hymnen tönen
 Könn't meine Leyer, doch ich schränk' mich ein.
 Nur eins zu Abels Lobe allenfals:
 Ihr weißes Seidenkleid schloß eng am Hals.

Der schönste Herr in diesem Glanzkreis? Nun?
 Prinz Diez natürlich! Hm! Ein schöner Mann.
 Und ging mein Wort auf weichen Hösflingsschuh'n,
 Ich legte weiter keine Elle an
 Und ließ die Frage flug auf sich beruhn,
 Doch hat's der Wahrheit Holzpantoffeln an
 Und klappert grob daher: Der Schönheit Krone
 Gebürte nicht, pardon, dem Königssohne.

Brinulf, des Kanzlers Sohn, war, wie befohlen,
 An diesem Tage grad aus Wittenberg,
 Wo er gewillt, den Doktor sich zu holen,
 Nach Haus zurückgekehrt. Ich Dichterzweg

Hab, wie man sieht, den Shakespeare hier bestohlen,
 Und ging's nach Friedmann, zupft' ich heute Werg,
 Wenn nicht, was schlimmer noch, er dekretierte,
 Daß seinen Merlin lernend ich standierte.

Ob ich dabei so viel gewinnen würde,
 Wie Brinulf bei den Wittenberger Weisen?
 Wozu? Gelehrsamkeit ist eine Bürde
 Für Leute, die auf Flügelpferden reisen.
 Ach, Professoren nehmen keine Hürde,
 Ihr Arbeitsgaul plumpst hin wie altes Eisen,
 Mein Pegasus, wupp, nimmt die höchsten Hecken,
 Kein Hindernis kann seinen Leichtsinnschrecken.

Des greisen Kanzlers Vaterstolz trieb Blüten,
 Als er den Sohn bei Hofe vorgestellt.
 Gar manche jungfräulichen Wangen glühten
 Verräterisch: Der junge Mann gefällt.
 Doch gab's auch Blicke, so zu deuten: Hüten
 Sie sich, mein Herr! Das war die Männerwelt,
 Die eifersüchtig ihre ältern Rechte
 Gefährdet sah, und klar war zum Gefechte.

Der König selbst empfand heimlichen Neid.
 Vor dieses Jünglings edler Wohlgestalt
 Verblich das allerschönste Prinzenkleid,
 Rang und Geblüt machten bescheiden Halt
 Im Wettlauf um den Preis. Es thut mir leid,
 Wenn man die Wahrheit oft auch Grobian schalt,
 Ich muß es sagen, wenig königlich
 Benahm in diesem Fall der König sich.

Doch blieben Majestät kühl und gemessen,
 Entschädigte Prinz Diez durch Herzlichkeit,
 Und ließ den förmlichen Empfang vergessen.
 Zwei Jugendfreunde, die geraume Zeit
 Auf einer Schulbank Kopf an Kopf geseßen,
 Umarmten sich. Von jedem Zwang befreit,
 Verplauderten sie eine Viertelstunde
 In einer abgelegenen Rotunde.

Diez fragte viel. Er wollte alles wissen:
 Ob noch Professor Kuhschwanz jus dozierte,
 Ob man noch in der Sonne bei Hans Nissen
 Den Landesvater sang und pokulierte,
 Ob Levy Cohn noch eben so gerissen
 Den Musensöhnen Wechsel prolongierte,
 Und ob die Bertha noch so dick wär', und:
 „Was macht Karline? Ist sie noch gesund?“

Vom Saal her klang ein Geigenpizzicato,
 Dann fiel das Cello sanft, cantando, ein.
 O Walzertakt! Wo bleiben Kant und Plato,
 Kuhschwanz, Hans Nissen, Grogk und Gänselein,
 Wenn du erklingst. Du, Herr der Welt bis dato,
 Hast du das Ohr erst, hast du auch das Bein.
 So ging's auch Brinulf, den die Töne lockten,
 Ihm war's nicht recht, daß sie hier schwagend hockten.

Als dem Geburtstagskind er gratulierte,
 Hatt' ihn Schön Abel gleich zum Tanz befohlen,
 Zum fünften Walzer. Dieses war der vierte.
 Nun saß der gute Junge wie auf Kohlen,
 Indes ihn Diez mit Fragen ennuvierte.
 Ihm brannten Kopf und Herz und Hand und Sohlen
 Nach diesem Tanz, denn im Orchester strich
 Amor die Bratsche gradzu meisterlich.

Doch einmal endet jede Erdenqual.
 Der fünfte Walzer brachte Diez zum Schweigen,
 Und Brinulf stürzte zitternd in den Saal.
 Auf der Tribüne stimmten sie die Geigen.
 Hoheit sprach laut mit einem General,
 Der kurz und dick war. Ehrfurchtsvolles Neigen.
 Mon chère, wie freu ich mich. Ein huldvoll Lächeln,
 Beglückte Miene, Plaudern, Blicke, Fächeln.

Und dann ein Wink, und alle Fiedeln streichen,
 Und alle Flöten trillern. Bässe brummen.
 Hoheit befehlen? Durch die neidesbleichen
 Höflinge läuft blitzschnell ein leises Summen.
 Das war ein Paar! Wo sah man seinesgleichen?
 Macht so viel Schönheit nicht den Neid verstummen?
 O holde Einfalt, niemals! Neid bei Hofe
 führt allemal zu einer Katastrophe.

Doch Brinulf merkte nichts von allen Tücken,
 Von Neid und Bosheit, die ihm Fehde schworen.
 Er kehrte ja der Feindeschar den Rücken,
 In Liebe und in Walzerlust verloren.
 Ihm war, als tanzt er über goldne Brücken
 Des Paradieses offenen Rosenthoren
 Selig entgegen. Was war Bertha Schnabel
 In Wittenberg gegen Prinzessin Abel!

Und Bertha war gewiß kein Dutzendkind;
 Kein Gretchen grade, wenn auch blond bezopft,
 Doch lieb und gut wie deutsche Mäd'el sind,
 Wenn erste Liebe zag im Busen klopft.

Sie stand am Thor und weinte sich halb blind,
 Als Brinulf seinen Mantelsack gestopft
 Und aus dem Mühlenthor gen Dazien ritt.
 Er nahm ihr Herz und ihren Frieden mit.

Vergessen schon vielleicht im nächsten Krug,
 Vielleicht im zweiten erst: Studentenliebe!
 Verweinte Wochen, endlich ist's genug,
 Das Bäumlein setzt auf einmal neue Triebe,
 Das Herzchen, das noch eben schmerzlich schlug:
 Ach, wenn er doch ein einzig mal nur schriebe,
 Beruhigt sich, schlägt plötzlich andern Takt,
 Und unterzeichnet einen Eh'Kontrakt.

Wehl Brinulf, wenn sich Berthas Thränen rächen,
 Ein jeder Tropfen Blei wird, ein Gewicht,
 Worunter stärkere Säulen glasgleich brechen,
 Als die dein Luftschloß tragen. Das Gericht
 Für Jünglinge, die erst von Liebe sprechen
 Und dann verzieh'n, heiraten thu ich nicht,
 Weht im Geheimen schon den Rächerstahl
 Und straft die Schuld und rettet die Moral.

Doch Brinulf dachte nicht an Schuld und Sühne.
 Was war ihm Bertha. Kaum ein Traumbild mehr.
 Er stand auf einer neuen Liebesbühne
 Und sagte neue Liebeschwüre her.
 Natürlich war er nicht der Überkühne
 Und sagte laut: Prinzess, ich lieb sie sehr.
 Sein Herz nur klopfte heiß beim Walzertanzen
 Die wahnsinntollsten schönsten Liebesstanzen.

* * *

Ein leises Lüftchen fliegt durch Wald und Wiese
 Und schaukelt sanft die feuchte Morgenrose
 Im stillen Park, und neckt auf der Remise
 Den Wetterhahn: Dreh dich! Er sitzt nur lose.
 Dann flügelt es sich unter der Markise
 Durchs offene Fenster, wo in Traumarkose
 Noch die Prinzessin, königliche Hoheit,
 Sacht sachte schnarcht. Doch dies ist eine Roheit.

Nicht daß sie schnarcht, nein, daß ich es verklünde,
 Das holde Bild mit diesem Strich entstelle.
 Dies ist ein Fall, wo Wahrheit wird zur Sünde.
 Bin ich auch Realist sonst nach der Elle,
 Der nichts verschönt, nicht um die fettste Pfründe,
 Dies Schnarchen klang, wie sag ich, glockenhelle,
 Wie Engelsfang am Thron der Patriarchen,
 Kurzum, es war ein königliches Schnarchen.

Vier stille Stunden schlief erst die Prinzess.
 Zwar hatte sie den Ballsaal früh verlassen,
 Die Etikette wollt' es so, indes
 Der Schlaf blieb lange aus. Auf die Terrassen
 Rief sie der Mond heraus. Sie stand, full dross,
 So still, als wollte sie sich malen lassen.
 Stand lange so, ganz regungslos, doch innen —
 Belebte sie ein reges Träumespinnen.

Der Walzer strafte sich. Ein Wagnis wär' es
 für jede, mit des Kanzlers Sohn zu tanzen,
 Und Abels junges Herz, was war denn mehr es
 Als andere? Frau'n gleichen sich im ganzen
 In diesem Fall wie Eier. Läuft ein leeres
 Einmal mit unter, brech ich tausend Lanzen,
 Daß es ein Schelm erst künstlich präparierte
 Und sich bei diesem Stück sehr amüsierte.

Schön Abels Herz war voll wie alle Herzen
 Von Jungfrau'n, die an Männerbrüsten ruhten,
 Und unter Tanz und Tuscheln, Schwatz und Scherzen
 Zum ersten Mal an Amors Giftpfeil bluten.
 Die Liebe brennt bald sanft wie Kirchenkerzen,
 Bald lodert sie wie ölgetränkte Gluten,
 Glimmt bald, versteckt, wie kleine Funfelkohlen,
 Bald wie ein Diebslicht, heimlich und verstoßen.

So häufen sich die Gleichnisse unendlich.
 Die Liebe ist, ich bitte um Pardon,
 Wird' ich in meiner Reimwut unverständlich,
 Allancenreich wie ein Chamäleon.
 Doch die Prinzessin ließ ich, es ist schändlich,
 Allein im Mondschein stehn und lief davon.
 Zurück zu ihr! Zu spät! Sie ging. O Jammer!
 Doch Mut! ihr nach! Ich weiß den Weg zur Kammer.

Grad reicht die Dose ihr das Nachthabit,
 Ein Lächeln, und das Käzchen ist entlassen.
 Wenn es uns hinter der Gardine sieht —
 Na, dies Gekreisch! Der Henker würd' uns fassen.
 Drum nicht gemuckst. Hurrah! Der Spaß geriet.
 Doch wer nun glaubt, daß wir mit faunsgrimassen
 Das Bild bedäugeln, irrt sich. Was wir sehn,
 Käzt keine Eilfsterheit vor sich bestehn.

Ein Mondstrahl, der sich leicht auf Schnee gebettet,
 Sieht nicht so keusch aus. Auf dem Rücken liegend,
 Die weißen Arme unterm Kopf verkettet,
 Entschlummert Abel. Feinste Brillfler wiegend,

Hebt sich und senkt sich sanft ihr Busen. Rettet
Den Kopf! Schon steigt ein Lächeln, siegend
Aus Wangengrübchen auf. Ein Kuß und Sterben!
Doch möcht ich's mit dem Leser nicht verderben.

Wenn ich hier keck um meinen Kopf mich küsse,
Hat er den Schaden. Blieb dies Lied fragment,
So käm' er um die höchsten Kunstgenüsse,
Gar manche Schöne, die vor Neugier brennt,
Ob sie sich kriegen, weinte Thränenflüsse,
Wenn man schon jetzt von meinem Kopf mich trennt',
Drum rett' ich schleunigst mich aus Abels Nähe,
Bevor man mich in ihren Armen sähe.

Kußhand! Uddio! Leise hingeflüstert.
Kußhand nochmal, dann Rückzug auf den Zehen,
Und umgeschaut, ob hier kein Spürhund nüstert.
Gottlob! kein Wächter hat den Schelm gesehen.
Schon bin im Park ich, wo der Mond noch küstert.
Die Marmorbilder, die am Wege stehen,
Verraten nichts. Stumm stehn sie auf dem Sockel.
Im Hühnerhof doch fräht im Schlaf der Gockel.

Doch halt! Ein Schatten! Längs den Tagushecken
Schiebt er sich vor, rückweis. Ein Dieb? Ein Wächter?
Ein Rhododendronbusch lockt zum Verstecken.
Belauschen wir den Gartenübernächter.
Grad guckt der Mond verschminkt um Wolkenecken.
Danke, alter Freund! Haha! Nur kein Gelächter:
Herr Brinulf geht im Mondschein hier spazieren,
Die Stirn gesenkt, in tiefstem Meditieren.

Ja ja, mein Herr, die Folge solcher Festel
Man tanzt sich warm und bringt sich um den Schlaf,
Und läuft zur Nacht umher mit offner Weste.
Und seufzt nach Kühlung. Einen Trost, Herr Graf:
Ich weiß noch manchen der vergnügten Gäste,
Den Schlimm'res als verschlechter Schlaf betraf.
Dem ist der Wein, dem schlecht das Eis bekommen,
Und der hat sich am Hummer übernommen.

Die Zeit heilt alles. Nur nicht gleich verzagt.
Geht nur ein Stündchen noch im Park spazieren,
Und eh's mit kühlen Morgenschauern tagt,
Wird sich die Indigestion verlieren.
Sonst freilich, wenn der Druck euch länger plagt,
Rat den Geheimrat ich zu konsultieren.
Die alte Excellenz mit ihren Pillen
Wird schnell und sicher eure Schmerzen stillen.

Anna-Marie!

Ich beuge die Knie
Vor deiner holden Schöne.
Ich weiß nicht, wie
Dein stolzes Haupt ich kröne
Anna-Marie!

Frau Venus lieh
Dir ihren Mund zum Küssen;
Nur sollt ich nie
Vergebens bitten müssen,
Anna-Marie.

Die Reue sieh,
Bleib nichts der Minne schuldig.
Holdselige, sieh,
Ich harre ungeduldig,
Anna-Marie.

München.

Heinrich v. Reder.

Die Spinnen.

Aus dem Dunkel kommen wir gestiegen,
Knüpfen ein paar Fäden in der Welt,
In die morgens ein Tautröpflein fällt,
Mittags wohl auch ein paar magre fliegen.

Abends Sturm! Ins fadenschein'ge Glück
Bläst mit vollen Backen er hinein,
Jagt die Fäden durch den Mondenschein,
Und ins Dunkel kriechen wir zurück.

Sehnsucht.

Die Hände zum Himmel erhoben
Wie ein griechischer Beter:
fülle die Hände mir, Herr!
Daß ich sie schließen kann,
Die müde wartenden.

Da fällt ein Tropfen aus den Wolken
Auf meine Rechte, die höher glüht,
Und rieselt spöttisch mir in den Armel,
Zerrinnt, das ist alles.

Schließe die Hände, du Thor.
Laß dir genügen
Um Klopfen des eignen Bluts
In den zuckenden Fingern,
Göttergeschenke berührst du niemals.

Warum dein Haupt
Immer noch aus dem Strom gehalten?
Warum dein Auge
Immer noch nach oben gehoben?

Deinen Wünschen wird doch kein Kranz gewunden,
Dir den Scheitel zu schmücken.
Deinen Augen wird doch kein Regenbogen
Die Sehnsucht überbrücken.
Tauch unter! tauch unter!

Frankfurt a. M.

Kurt Uram.

Zweierlei Frauen.

(Lady Tagebüchern.)

Wie glücklich bist du, blonde Sirene,
 Die, Erdenfreuden genießend, lacht,
 Mich ehrlich, herzlich verspottend,
 Weil ewig fremd unter Menschen ich stehe:
 Die Unbegriffene,
 Sich selbst nicht Begreifende,
 Die ewig einsam Erstarrende,
 Von brennender Sehnsucht der Seele
 Gefoltert, vom Hunger nach Liebesglück
 Termartert im tiefsten Herzensinnern —
 Verschmachtend, verdorrt, wie Blumen
 Im Sonnenbrande der Hochsommerglut.
 Ach, ich bin nicht gemacht zu rohem Genuß
 Und was dich entzückt und beglückt,
 Das wäre mir ekel, ein Grau'n ohne
 Gleichen,

Zu schwelgen in leiblichen Nervenwonne,
 Ohne im Manne die Gottheit zu sehen! —
 Ein Wesen ersieh ich voll Himmelsgüte,
 Ein Wesen, messianisch und heldenstark:
 Den Mann, gleich mir Ideale suchend
 Im Leben, im Alltag, im Schaffen,
 Die Liebe liebend, nicht die Brunst.
 Den Mann, der an der inneren Schönheit
 Meiner göttlichen Natur entbrennt,
 Der fühlt, daß ich das Höchste ihm sei,
 Daß er Keineres, Edleres nicht findet,
 Dessen Empfinden durchgeistigt, der Arbeit,
 Der Arbeit für Alle als Dichter nur loht
 Und der die Sinnenglut als Andacht fühlt,

Wien.

Als Kult einer Schöpfermacht erkennt,
 Dem niemals die Liebe zum Weibe
 Mit Sport und Suff und Völlerei
 In einer Reihe gestanden als Lust;
 Sondern, einen Mann will ich, gebietend
 Dem Tiere des leiblichen Menschen,
 Der es tritt, wie Madonna die Schlange tritt,
 Und nur als Unerläßliches, doch göttlich
 In heiliger Mäßigung, hehr empfindend
 Als Gottmensch, dem leiblichen Müßen
 opfert.

Aber wie du, liebste Helene,
 Die sich einwütet in die Lustbestie Mann,
 Die sich im Tollkrampf, ewig ungesättigt
 Windet und wälzt ohne Unterlaß —
 Nein! Verdammnis und Höllenpfehl
 Wäre mir solch entmenschetes Sündge-
 bahren!

Du friechst dann wankend einher,
 Mit hohlen Wangen, bleichen Lippen,
 Tief umrandet die Augen
 Mit schwärzlichen Schatten;
 Während ich, Sehnsucht leidend,
 Doch gesunder Blässe, immer noch
 Rosig behaucht, unter Thränen lächeln
 Und hoffen kann, daß ich erreiche,
 Was mein Geist erträumt, was mein Herz
 In Lichtgluten ersieht, was meine Seele,
 Lichtströme mächtig aussendend, will:
 Einen göttlichen Menschen, gleich mir!

Margarethe Halm.

Die alte Sehnsucht.

Wenn schwül der Wind um Mitternacht
 Des Meeres Duft herüberträgt,
 Und über dunkler Rosenpracht
 Blau flimmernd sich das Mondlicht regt,
 Wenn reif der Saft im Weizen schäumt
 Und gährend auf- und niedersteigt,
 Und wie versunken, wie verträumt,
 Im Liebesrausch die Weite schweigt, —

Dann treibt die alte Sehnsucht mich
Aus dumpfem Schlaf ins heilige Land
Wie damals, als, ein Knabe, ich
Vor junger Glut nicht Ruhe fand.

Wie damals, als ich scheu umschlich
Der zarten Mädchen Tanz und Spiel,
Und zitternd in die Weite wich,
Wenn wild die Glut mich überfiel. —

Dann wird die süße Sehnsucht laut,
Sie treibt mich fiebernd hin und her —
Bis über mir der Morgen blaut
Und purpurn schäumt das schwarze Meer.

Bis mir aufs wirre, feuchte Haar
Der Tag die kühlen Hände legt,
Und meiner Seele Flügelpaar
Sich leis zu lichtem Fluge regt.

Sehnsucht in den Herbst.

Und alle Jahre kehrt sie wieder:
Wenn noch der Weizen grünt und blüht,
Und kaum die Frucht im Keime glüht,
Dann klagt sie still durch meine Lieder,
Die süße Sehnsucht in den Herbst

Und Deutung will die Nacht mir geben,
Die mit der dunklen Stimme spricht:
Das ist die Sucht der Frucht zum Licht,
Ist deine Sehnsucht in das Leben,
Das dich im Herbst einst von mir schied

Berlin.

Hans Benzmann.

Eislauf.

Ich zieh' allein für mich die stillen Kreise
Und horch nach innen Schlag für Schlag.
Der Schlittschuh eilt die immer gleiche Reise
Dahin auf starrem, hartem Eise,
Das nur mein Herzblut schmelzen mag.

Hinziehst auch du wohl deine leichten Kreise
Im fernen Nord, zur gleichen Stund'!
Sag', kündet dir dein Herz nicht manchmal leise,
Daß hier ein andres hoch dich preise,
Das mehr als alle andern wund?

Und ewig nie berühren sich die Kreise,
 Ob nah sich auch die Herzen find.
 Das Schicksal treibt uns fort nach seiner Weise,
 Wenn längst die stillgewordenen Gleise
 Schon übertaut der Frühlingwind.

Wien.

Franz Himmelbauer.

Sturm und Sterne.

Sturm hat die Sternenlichter angefaßt
 Und droht sie zu verlöschen. Durch die Nacht
 In Reben saust und braust der Wind,
 Wirft wilde Ranken hin und her geschwind;
 Vom Winzerhaus, wo die Läden schlagen,
 Durch den Weingang nieder geht sein Jagen.

Windlichter die Sterne weit hinauf,
 flackern hell und flacken wieder aus;
 Kastanien knallen am Boden auf
 Vom rauschenden Baum beim Rebenhaus.

Die klappende Lattenthür öffn' ich am Hang
 Und steige den Weinberg steil hinauf,
 Und Schritt für Schritt im engen Gang
 Leuchten durchs Laub die Sterne auf.

Das weiße Häuschen, geisterbleich,
 Zitternd im Sturm, schauernd im Wind,
 Deckt mir den Rücken. Wie weites Reich
 Mir zu Füßen, wie weit noch Lichter sind,
 Wie weit das dunkle Land sich dehnt.
 Im flatternden Mantel angelehnt
 Seh' ich, wie Sehnsucht vorüberschwebt.
 Steilauf an des Daches Kante vorbei
 Mein Blick sich höher und höher hebt:
 Hoch über den Schindeln da geht es frei!

In die Luft greif' ich nach Tügeln;
 Mir ist, als müßt' ich das Sturmroß packen
 Und mich klammernd in seinen mähnigen Nacken
 Die Welt überflügeln.

München.

Wilhelm von Scholz.

Mondelle.

I.

Eine bitterböse Unke
Nörgelt nachts vor meinem Fenster.
Unaufhörlich knarrt und quarrt sie
In die hellen Julinächte.

Oh, so helft doch, Nachtigallen,
Helft doch eurem armen Bruder —
Eine bitterböse Unke
Nörgelt nachts vor seinem Fenster!

Ach! die Nachtigallen schweigen
Längst schon in den dunklen Büschen.
Lenz und Liebe ist geflohen —
Und geblieben nur die Sorge,
Eine bitterböse Unke.

II.

Durch die Beine der Heroen,
Eine Flucht von stolzen Thoren,
Wälzen sich in trübem Strome
Träg die niederen Geschlechter.

Wähnen, frei dahin zu ziehen —
Doch ihr Weg ist vorgezeichnet
Durch die Beine der Heroen,
Eine Flucht von stolzen Thoren.

Hoch im Lichte wiegen seltsam
Die Heroen ihre Häupter.
Wissende, mit tiefem Lächeln,
Stehn sie über allem Volke,
Eine Flucht von stolzen Thoren.

Berlin.

Christian Morgenstern.

Meine Liebe.

Zwei Prosagedichte.

I.

In einer Sommernacht wurde sie geboren.
Aus duftenden Rosen entstieg sie, die sich im dämmernden Garten leise wiegten.
Ganz plötzlich stand sie vor mir, mehr Duft als Körper, mit großen Rätselaugen.
Immer und immer mußte ich in diese Augen blicken, während mich Erwartungs-
schauer überliefen. Dabei lernte ich ihre ganze Schönheit sehen, die war rein und
ernst, nur wie Erinnern oder Ahnen hing ein Hauch von schwüllem Rosenduft um
ihren Leib.

Endlich flüsterte ich mit zitternden Lippen: „Wer bist Du?“
Und wie süße Traummelodie antwortete es: „Deine Liebe.“

II.

Was war meine Liebe.

Sie zitterte und wagte nicht, aus dem Dunkel zu treten, und hatte den jungen Leib in dicke, undurchsichtige Schleier gehüllt.

„Wer ist das? Wen versteckst Du da?“ fragten sie mich alle.

„Laß sehen, laß sehen!“

Und sie zogen meine junge Liebe an das grelle, alles wissende Licht.

Sie sträubte und wand sich unter diesen harten Griffen und schloß die entsetzten Augen.

Und sie redeten ihr begütigend zu: „So schäme Dich doch nicht, schäme Dich nicht; wir wollen Dir ja nur einen Namen geben, damit Du in Ehren leben kannst!“

Aber meine junge Liebe zuckte unter ihren Worten und wollte nicht genannt sein.

„Nein, wie drollig! wie empfindlich sie ist!“ riefen sie und lachten.

„Man muß ihr das abgewöhnen!“

Und sie faßten in die verhüllenden Schleier und zogen sie herab mit gierigen Händen und ehrbaren Mienen.

Da stand sie nun in ihrer göttlichen Nacktheit, meine junge Liebe. —

Und sie schaute sich selbst — und starb.

Jena.

Coni Schwabe.





Die Kraniche.*)

Von Henryk Sienkiewicz.

(Warschau.)

Das Heimweh ergreift am meisten Personen, die aus irgend welchen Gründen in ihre Heimat nicht zurückkehren können. Aber auch solche, deren Heimkehr nur eine Sache ihres Willens ist, pflegen ihm manchmal zu unterliegen. Die Ursache kann verschieden sein: der Sonnenaufgang oder -Untergang, der uns die heimische Morgenröte in Erinnerung bringt, die Melodie eines fremden Liedes, in der heimatliche Klänge ertönen, ein Walddiöcht und alles andere. Da ergreift unser Gemüt eine unwiderstehliche Sehnsucht, und es überkommt uns plötzlich ein Gefühl, wie wenn wir ein abgerissenes Blatt von einem fernen geliebten Baum wären. Und in solchen Augenblicken muß man entweder heimkehren oder, wenn man ein bißchen Phantasie besitzt — schaffen.

Einmal, es ist lange her, da wohnte ich an der Küste des stillen Oceans in Anaheim Landing. Meine Gesellschaft bestand aus einigen Matrosen, zumeist Norwegern, und einem Deutschen, der sie bewirtete. Tagsüber blieben sie am Meer, und abends spielten sie Pocker, den man schon lange bevor ihn noch die modernen europäischen Damen in ihren Salons einführten, in allen amerikanischen Schenken spielte.

Ich war einsam und vertändelte die Zeit mit Spaziergängen in den wilden Steppen oder am Strande des Oceans. Da suchte ich die Dünen auf, dort, wo sich ein kleiner Fluß mit seiner breiten Mündung ins Meer ergoß, und watete in den seichten Wassern, vertieft in die Betrachtung unbekannter Fische und großer Seelöwen. Vor mir lag eine kleine Stranddüne voll Möven, Pelikane, Albatresse, eine Art Vögelrepublik, lärmend, schreiend, freischend. Manchmal, an ruhigen Tagen, wenn die Tiefe eine veilchenblaue goldig schimmernde Farbe abspiegelte, da setzte ich mich in ein Boot und ruderte hinaus zur Düne, wo mich die Vögel voll Be-

*) Übersetzt und anlässlich der Sienkiewiczfeier der „Literarischen Vereinigung“ vorgelesen von Dr. S. R. Landau.

wunderung betrachteten, wie wenn sie fragen wollten: was ist das für ein Seehund, den haben wir bisher noch nicht gesehen? Von hier aus bewunderte ich stets den fabelhaft schönen Sonnenuntergang, der den ganzen Horizont in ein Meer von flammenden und goldigen Farben unwandelte, die dann allmählich erblaßten, bis der Mond erglänzte, und eine herrliche Äquatornacht Himmel und Erde mit ihren Armen umfing.

Das weite, wüste Land, die Unendlichkeit des Meeres und die Überfülle von Licht stimmten mich ein wenig mystisch. Ich verfiel in einen Pantheismus und hatte das Gefühl, wie wenn das alles, was mich umgab, eine große Seele wäre, die bald als Ocean, bald als Himmel, bald als Wüste erschiene, bald in diesen kleinen Lebewesen, wie Fischen, Vögeln und Meerespflanzen, sich ausdrückte. Manchmal schien es mir, wie wenn jene Dünen auch von unsichtbaren Geschöpfen gleich den griechischen Faunen, Nymphen und Najaden bewohnt wären. Man will daran nicht glauben, wenn man den Verstand als Maßstab ansetzt, und doch hält man es für möglich, wenn man so einsam und nur inmitten der Natur lebt. Da wird das Leben wie zu einem Schummer, und man hat mehr Visionen als Gedanken. Ich fühlte nur diese gewaltige Ruhe, die mich umgab, und ich fühlte, daß mir so wohl sei. Manchmal dachte ich an meine zukünftigen „Reisebriefe“, manchmal wie ein Jüngling an eine Unbekannte, die ich kennen lernen und lieben werde — und umgeben von diesem weiten glänzenden Meere, inmitten undefinierbarer Gedanken, namenloser Wünsche, halb träumend, halb wachend, fühlte ich mich so glücklich, wie nie zuvor.

Einmal am Abend kehrte ich von der Düne zum Ufer zurück. Die Flut lenkte selbst mein Boot, und ich brauchte nicht zu rudern. Wo anders pflegt die Flut stürmisch zu sein, aber in diesem Lande ewiger Ruhe fließen die Wasser so sanft, und nirgends hört man das Toben und Rauschen der Wogen. Es war so still, daß man in weiter Ferne vom Ufer jedes gesprochene Wort hören konnte. Ich hörte nichts, nur um mein Boot plätscherte das Wasser so sanft und ruhig.

Da plötzlich wurden Stimmen laut. Ich richtete meinen Blick zum Himmel, aber er war dunkel, und ich sah nichts. Die Stimmen wurden lauter, und ich erkannte eine Schar von Kranichen. Sie flogen weit, irgendwo gegen die Insel Santa Catarina.

Da erinnerte ich mich, daß ich einst als Kind, zu den Schulferien nach Hause kommend, diesen Stimmen lauschte, und ein unsagbares Heimweh erfaßte mich. Als ich in meine Wohnung zurückkehrte, konnte ich nicht einschlafen. Da erwachten in meiner Seele Bilder aus der Heimat: der Kiefernwald, die goldigen Kornfelder, die weißen Bauernhäuschen und die stille weihewolle Dorfkirche. Und ich sehnte mich nach diesem Anblicke.

Als ich des Morgens wie gewöhnlich ausging, da fühlte ich, daß dieser Ocean und dieser Himmel, diese Felsen und dieser Strand, daß mir das alles fremd sei, daß sie mit mir nichts gemein hätten, wie ich mit ihnen. Noch gestern hatte ich mich so wohl gefühlt in dieser Umgebung, und es hatte mir geschienen, daß mein Puls so harmonisch schlug mit dem Pulse dieser mächtigen Natur. Und heute fragte ich mich, was ich denn hier zu thun habe und warum ich nicht heimkehre? Das Gefühl der Ruhe und der Glückseligkeit hat mich verlassen. Die Zeit, die mir bisher so ruhig und so sanft verging zwischen Ebbe und Flut schien mir unendlich lang. Ich dachte nur an die Heimat und an das, was dort geblieben war, und was sich geändert hatte im Laufe der Zeiten. Amerika und meine Reise interessierten mich nicht mehr. In meinem Geiste wimmelte es von Phantasien, Visionen und Erinnerungen. Ich konnte sie nicht los werden, obwohl sie mich nicht freuten. Im Gegenteil! Es war viel Trauer und Bitterkeit darin, als ich die hilf- und Ratlosigkeit unserer Bauern mit dem mächtig sprudelnden Leben Amerikas verglich. Aber je mehr mir unser Leben hilf- und ratlos erschien, desto mehr sehnte ich mich nach ihm. Meine Visionen wurden mir mit jedem Tage klarer, heller, deutlicher, meine Phantasie begann sie zu entwickeln, zu ordnen, und in eine künstlerische Form zu bringen. Ich schuf mir eine eigene Welt.

Eine Woche später, als einmal des Nachts die Norweger aufs Meer hinausruderten, da setzte ich mich an meinen Tisch und begann zu schreiben:

„Im Dorfe Schafskopf war es in der Gemeindefanzlei so still, daß man seinen eigenen Atem hören konnte — — — —“

So gaben an der Küste des Stillen Oceans die Kraniche den Anlaß zum Entstehen der „Kohlenstizzen“.





Ehrliche Leute.

Novelle von Julius Knopf.

(Berlin.)

Familie Hein hatte soeben ihre solenne Sonntagsmahlzeit beendet. Die Mutter Hein räumte den Tisch ab und trug Messer, Gabeln und Teller, auf denen die nackten, abgeknabberten Gänseknochen lagen, behende in die kleine, saubere Küche.

Vater und Sohn zündeten sich die gewohnte, dicke Fünfpfennig-Cigarre an. Dann vertiefte sich der alte Hein in den Leitartikel der „Deutschen Warte“, während sich sein Fritz auf das breite, bequeme Ledersofa, das der Vater vor 28 Jahren gekauft hatte, legte und einnickte. —

Es wurde ganz still in der kleinen aber gemütlichen Stube, die sogar keinen Luxus aufwies. Drei ungraziöse, abgenutzte Mahagonistühle standen um den viereckigen Tisch; ein vierter war neben dem kolossalen, ungeschlachten Kleiderspind placiert, dem gegenüber das Bett des Sohnes stand. Ein paar Öldruckbilder, Phantasie-Landschaften darstellend, verunzierten die Wand, und der große, ungelente Kachelofen strömte eine behagliche Wärme aus. Die sauberen, weißen Gardinen bildeten den einzigen Schmuck des Zimmers. —

Fritz schnarchte. —

Eine halbe Stunde später kam die Mutter mit dem Kaffee herein. Die Tassen klinkten so laut, daß Fritz aus dem Schlafe auffuhr.

„Schon Kaffee!“ gähnte er. Er rieb sich die Augen, räkelte sich und stand langsam auf.

Wieder saßen Vater, Mutter und Sohn an dem scharfkantigen Tisch.

„Fritze,“ sagte die Mutter nach dem ersten Schluck, „Onkel Schuelle hat uns zu heute Abend eingeladen. Marthchen hat ein paar Freundinnen bei sich. Sie werden Klavier spielen und tanzen. Du kommst doch mit?“

„Ne, Mutter, ich kann nicht. Ich — ich —“ er wurde mäsig rot — „ich habe mich versagt — mit'n paar Freunden —“

„Binne!“ unterbrach ihn der Alte. „Du verlangst doch nicht, daß wir Dir den Schwindel glauben sollen! Bist wieder mit dem Weibstück zusammen.“

„Vater!“ Seine weiche, einschmeichelnde Stimme klang fast drohend.

„Na -- na -- ich mein's ja nich so,“ begütigte der Alte; „aber vor-schwindeln laß ich mir nichts. Wer mich für dumm verkauft, der soll sich man begraben lassen. Du bist doch wieder mit dem — dem Mädchen zu-sammen, das Dich so eingewickelt hat, daß Du nicht aus den Augen gucken kannst! He!“

„Wenn wenigstens was dran wäre,“ sekundierte ihm seine Frau.

„Na, is 'n ganz strammer Posten,“ unterbrach sie Vater Hein. „Ich hab sie 'mal mit ihm jeseh'n. Is was dran, groß und stark — wie 'ne Siebennummern-Figur.“

„Das meine ich ja nich, Vater; ich wollte sagen, se hat nisch. So'n nachtigtes Mädchen, das nichts besitzt, als was sie auf'm Körper trägt. Ich wette, die Person hat nich mal 'n Duzend Strümpfe,“ schloß sie triumphierend.

„Laß das, Mutter!“

Fritz sprang auf, trat ans Fenster und trommelte nervös mit den Fingern. Dann piff er den Tannhäusermarsch unter Fensterscheibenbegleitung. Er war gewöhnt an diese Scenen, die sich alle vier Wochen 'mal wiederholten und ihn nicht mehr sonderlich aufregten. — Merkwürdig, er ärgerte sich nicht einmal, trotzdem die Eltern über das Mädchen mehr als derb herzogten. — Ob ihm Anna nicht mehr so ans Herz gewachsen war wie früher? — Der Teufel mochte sich aus all diesen widerstrebenden Gefühlen herausfinden, die in ihm auftauchten! — Er wußte wirklich nicht: liebte er sie — oder liebte er sie nicht! — Aus der Gefühlsduselei und dem Akazienblätter-Drakel war er doch wirklich lange genug heraus! — Rein zum Davonlaufen war's!

Er zog die Stirn in Falten.

Da streichelte ihm eine abgearbeitete Hand zärtlich die Backen. — Die Mutter war's.

„Fritze, nich böse sein,“ bat sie. „Wir woll'n doch nur Dein Bestes. Du sollst 'ne gute Partie machen — Du mit Deine Bildung. Ein Mädchen mit Geld —“

„Nimmt keinen lumpigen Handlungscommis,“ warf Fritz unwirsch ein. „Unter'm Doktor machen die's nich.“

„Aber Fritze,“ — die kleine Frau reckte sich selbstbewußt in die Höhe —, „ich weiß eine, die leckt sich alle zehn Fingern nach Dir, Martha kriegt 'mal Fünfzigtausend mit, hat Onkel Schnelle gesagt.“

„Das Stel — das Scheusal — der Trampel — die ist ja alt, wie der Thüringer Wald.“ Fritz redete sich eifrig in Rage. „Und wenn die zehnmal in Gold eingepackt wäre und Brillanten spuckte — nich in die Hand!“

Die Mutter winkte begütigend.

„Es giebt noch andre, Fritschen, die noch mehr Geld haben —“

„Und für unsereinen erst recht nichts sind,“ unterbrach sie der Sohn heftig. „Ich kenne das. Je mehr Geld, desto mehr Ansprüche! Eine mit dreißigtausend Mark beansprucht ein Leben für sechzigtausend. Wo bleibt da für den Mann die gute Partie?! Die lumpigen drei Prozent Zinsen langen noch nicht für die Klebmasche.“

„Aber, Fritschen, es giebt Ausnahmen. Und für so'n hübschen, gerade gewachsenen Menschen wie Du“ — ihr Auge ruhte mit mütterlichem Stolze auf ihm — „findet sich alle Tage eine. Haben wir Dich deshalb ins reale Gymnasium geschickt und Dich Dein Einjährige kriegen lassen, daß Du so'n Rattunfummel heiratst. Meinen mütterlichen Segen kriegst Du nie!“

„Und meinen väterlichen auch nicht,“ schrie der Vater, angesteckt von der Aufgeregtheit seiner Frau. „Wir sind ehrliche Leute und brauchen uns nicht solche Schwiegertochter gefallen zu lassen.“

Fritz nagte trotzig an der Unterlippe.

Der Alte lenkte ein.

„Sieh mal, mein Sohn, ich habe ja nichts gegen das Mädchen — im Gegenteil. Sie ist eine elternlose Waise und schlägt sich ehrlich durch die Welt — allens was da sein kann! Aber ich möchte auch nicht, daß Du so zu kämpfen haben sollst, wie ich gekämpft habe — so ums tägliche Brot. — Glaube mir, mein Sohn, es giebt nichts so jammerbares, als so von der Hand in den Mund leben. Das drückt einen nieder und macht einen so klein!! Und man kommt sich so verkommen vor — so total überflüssig auf der Welt. Was thust Du mit der Liebe — die is nur für die reichen Leute, für so'ne, die im Couponschneiden jeübt sind. Bei der ersten Sorge fliegt sie zum Fenster raus.“

Fritz ging mißmutig durchs Zimmer, dann blieb er vor dem Vater stehen.

„Magst ja recht haben, Vater, magst ja recht haben. Aber nein — nein! Ihr wollt mich nur runkriegen, und das laß ich mich nicht!“

Er sah den Alten zornig an mit funkelnden Augen. Der ließ sich nicht aus der Ruhe bringen.

„Na, na, Fritze, mache nur nicht so'ne große Augen; die möchte ich uf meine Bouillon haben.“

Frau Hein schob ihren Mann beiseite.

„Laß doch den Fokus, Vater. Du siehst ja, Fritschen is ganz aufgereggt. Das arme Kind!“ Sie zog ihn auf das Sofa und strich ihm das Haar aus der Stirn. „Weißt Du, weißt Du,“ fuhr sie eindringlich fort, „Du hast Pflichten gegen uns, Deine Eltern. Wie haben wir für Dich gebangt und gesorgt, wie Du klein warst; denn Du bist so'n schwaches Kind gewesen und warst alle Nase lang krank. Die Masern, Scharlach —“

alles haste gehabt. Tag und Nacht haben wir an Deinem Bettchen gewacht, ich und Vater. Unser ganzes Geld haben wir für'n Doktor und für die Medizin verpulvert und dafür lieber Sonntags kein Fleisch jegessen. Ja, manchmal haben wir kaum was zu knabbern gehabt — aber Dein Hühnchen und Dein Süppchen hast Du gekriegt. Und als Du wieder jesund warst und's Laufen verlernt hattest, da haben wir unser Krüppelchen Horkeporke getragen nach'm Zoolog'schen, jeden Sonntag nach'm Ersten. Und wir haben Dich abwechselnd getragen — Pferdebahn gab's damals noch nich so. Aber wir thaten's gern, für Dich — unsern Einzigen. Und das willst Du uns jetzt so vergelten?"

Sie weinte — wirkliche, ehrliche Mutterthränen — und konnte vor Schluchzen nicht weitersprechen.

Der Vater steckte sich vor Nührung den zerkauteu Cigarrenstummel wieder an und that ein paar Züge.

„Sieh mal, Friße,“ sagte er, „wir meinen's ja so gut mit Dir. Geld — Geld — das sollste mal haben. Ich war hartnädig und unverdrossen, wie 'ne Fliege, aber's half nischt. Wo kein Moos, da is nischt los! Und wer für den Arbeitskittel jeboren ist, der bringt's nie zum Frack. Du aber sollst's dazu bringen; dazu haben wir Dir eine gute Erziehung anjedeihen lassen.“

Die Mutter hatte sich inzwischen erholt. Die herabkullernden Thränen wischte sie sich mit der Schürze aus den Augen.

„Weißt Du, Frißchen“ — sie nahm seine Hand, „wenn Du das Mädchen noch effektiv liebtest, dann würde ich ja schließlich auch nichts dagegen haben.“

„Aber ich liebe sie ja, Mutter!“ Es kam ein bißchen unsicher heraus.

„Nein, Du liebst sie nicht. Früher hast Du Dir's eingeredet, weil sie Deine Sinne reizte, denn damals warst Du ein dummer Junge, und dumme Jungen denken gleich eine zu lieben, wenn sie sie haben wollen. Und nu, wo Du vernünftig geworden bist, zieht es Dich zu ihr aus purer Gewohnheit. Aber die Liebe hat damit nichts zu thun. — Mein Sohn, ich kenne Dich ganz genau; Deiner Mutter kannst Du nichts vormachen. Eine Heirat mit der wäre das größte Unglück für Dich. Nein, Friße, mein einzigstes Kind, das thust Du nicht!“

Flehend sah sie ihn an. Ihm wurde weh ums Herz; aber er blieb standhaft. Was half das alles! — Er faßte ihre Hand.

„Ich kann nicht, Mutter, ich kann nicht. Was sollen denn die Leute dazu sagen! Sechs Jahre lang verkehre ich schon mit ihr, und nun auf einmal soll ich sie sitzen lassen, glattweg sitzen lassen! — Nein, ich kann nicht mehr zurück. Das müßt Ihr doch einsehen, daß das nicht geht! Man

wird mich verachten, man wird sagen, ich sei ehrlos — ein niedriger Charakter sei ich —“

„Laß se sagen,“ tröstete die Mutter. „Was schad't's Dir! Und was geh'n Dich die Leute an! — Sie geben Dir nich zu essen, wenn Du Hunger hast — sie unterstützen Dich nich mit 'nem Pfennig, wenn Du abgebraunt bist. Bleib mir mit die Leute vom Halse! — Glaube mir, nach 'nem halben Jahr denkt keine Menschenseele mehr dran. Sei mal erst ein reicher Mann, dann verachtet Dich keiner! Geld macht allens wieder glatt. — Überhaupt geht bei so 'nem Verhältnis 'nem jungen Mann nie was ab.“

„Aber das Mädchen, Mutter, das Mädchen!“

„Die wird sich trösten — mit 'nem andern.“

„Nein, die wird sich nicht trösten. Da kennst Du die schlecht. Die kriegt's fertig und thut mir was an.“

Ihn schauderte.

Doch der Vater beruhigte ihn.

„Nee, Friße, das wird sie bleiben lassen, denn sonst lernt sie Dreckslerfäuste kennen. Ich schlage ihr alle Knochen im Leibe kaput. Nee, nee, Junge,“ fuhr er ruhiger fort, „das wird sich allens schon machen, nur diplomatisch mußte dabei zu Werke gehen. Setze ihr in aller Ruhe auseinander, wie die Chose liegt, und mache Dich ganz jemütlich von ihr los, so peu à peu, ohne in Rage zu kommen. Rede ihr gut zu, wie 'nem kranken Schimmel. Fasse ihr an die Ehre, spreche ihr von Deinen guten, ehrlichen Eltern, die es nie zugeben würden, lasse was vom Entsagen fallen — mit einem Wort: werde poetisch; sei nich grob, wie'n Schutzmann, sondern sanft, wie'n Kommerzienrat, der'n Orden jekriegt hat. Schone ihre Gefühle. Denn meine Devise is: niemals kizeln, wo die Leute schwach sind. Du sollst sehen, Friße, die Sache wird bon!“

Der Alte steckte sich befriedigt eine neue Cigarre an und guckte seinem Sohn erwartungsvoll ins Gesicht. Der zuckte die Achseln.

„Nee, nee, Vater, es geht nicht. Die hat 'nen Charakter von Eisen und ist couragiert und dabei phantastisch und überschwenglich. Nee, nee, laßt man.“

Der Alte gab sich nicht zufrieden.

„Friße, Friße,“ warnte er, „folge uns. Breche mit das Mädèl — jetzt gleich; 's is die höchste Eisenbahn. Heirate sie nich, denn sonst biste verpfuscht und bleibst ein Unglückswurm Dein Leben lang. Dann gehörst Du, wie ich, zu denen, die 'ne halbe Stunde zu spät geboren sind und die halbe Stunde nie wieder einholen. Laß se schießen, Friße, und mach' es so, wie ich Dir sage. — Nich wahr, Mutter?“

Frau Hein schwieg eine Weile. Sie überlegte.

„Ich weiß nich, ob das so richtig is,“ meinte sie endlich. „Besser is, er tritt als Mann auf — fest, charaktervoll, mit'm Wupdich.“

Der Vater nickte bedächtig. „Nee, nee, Mutter.“

„Jewiß,“ trumpfte sie auf, „jewiß, Vater. Des fluscht besser bei so'n Mädchen. Woll'n wir wetten?“

Er lehnte ab. „Wetten nich — aber schwören möcht' ich —“

Fritz nahm Hut und Mantel. Er war zu erregt; es drängte ihn an die frische Luft. Er küßte die Eltern — das geschah sonst nur an den Geburtstagen — und ging.

Er sehnte sich förmlich, unter vielen, vielen Menschen zu sein, und ging nach den Linden. Wie im Traum ließ er sich von der Menschenmenge dort vorwärts schieben. Hin und wieder musterte er eine der gepudten Frauen, die in ihrem Sonntagsstaat die Linden entlang spazierten und so sicher und fesch auftraten, als sei das ihre tägliche Promenade. —

So kam er in den Tiergarten. Nachdenklich ging er und überdachte die letzten Jahre. Damals — vor sechs Jahren — hatte er sie im dramatischen Klub kennen gelernt — in jenem Klub, der schon so viele Paare zusammengebracht hatte, und den sie spöttisch den „Heiratsklub“ nannten. Er war dreiundzwanzig — sie neunzehn. Wie war sie frisch und duftig und lebenslustig — damals! Und sie hatte so schöne, große, braune Augen und so verlockende Lippen und eine so volle Figur! — Wie hatten doch die Jahre der Arbeit diesen poetischen Duft zerstört! Wie hatte die trockene, dumpfe Comptoirluft die frischen Backen der armen doppelten Buchhalterin entfärbt! —

Sie hatte ihm gefallen, gleich wie er ihr zum ersten Mal im Verein begegnet war, und er hatte sich mit ihr unterhalten. Dann waren sie sich näher getreten — erst geistig — dann im Flirt —; bald kam's zum Küssen, und in einer dummen Ferienlaune des Herzens hatte er vom Heiraten gesprochen, ohne sich eigentlich was dabei zu denken. — Umfomehr hatte sie sich dabei gedacht! . . . Allmählich, wie das nicht ausbleiben konnte, waren sie ins Gerede gekommen. Und nun war er glücklich hängen geblieben und konnte nicht mehr zurück. — — Er konnte nicht? — Man kann ja alles, was man will. Also er wollte nicht. — — Er wollte nicht? — Ach, wie gerne wollte er! Wie gerne — gar zu gerne! — Aber die Leute! — Und Anna! — Wenn sie ihn totschoß! — Brrr! Das wär 'ne Nummer! Es würde nicht das erste Mal sein, daß eine das thäte! Und Anna kriegte es wirklich fertig — effektiv! Berrückt genug war sie dazu! — —

Ach, wie seine Mutter doch recht hatte! Anna war ihm gleichgültig geworden — so gleichgültig wie'n toter Frosch. Nur die Gewohnheit,

diese süße Eiselei, hielt ihn noch fest, und die — ja, gerade heraus — die Furcht für sein Leben. — — —

Nein, er liebte sie nicht. Er war ja gar nicht fähig zu lieben, denn es war richtig, was die Bekannten sagten — trotzdem er es stets leugnete — er war viel zu egoistisch, um lieben zu können. — Überhaupt die Liebe! Eine veraltete Mode, der nur noch Schüler und Greise fröhnten. — —

Wie graute ihm vor der Ehe mit ihr! Ja, er war verpfuscht — sein ganzes Leben total verpfuscht. — Er, als Familienvater! — Er lachte grimmig und so laut, daß die Vorübergehenden ihn verwundert ansahen. Er achtete nicht darauf. — Das wäre unter diesen Verhältnissen ein Versauern und Verbauern. — Welch harte Strafe für eine Jugenddummheit! — Er mit seinen zweitausend Mark Gehalt hatte nicht viel gespart, und die paar Kröten, die sie sich abgeknapsft hatte, reichten kaum für'n anständiges Sofa. — Ein erbärmliches Proletarierleben, ohne Aussicht auf Besserung! — — Und er wollte doch so gerne leben — gut leben und genießen und Geld haben um jeden Preis, selbst wenn er seine Cousine — pfui Spinne! nein, das Ekeltier! Wie konnte er nur auf solche Kateridee kommen! —

Ah, zum Teufel, Donnerwetternichnochmal! Hat ja alles keinen Zweck, dieses Grübeln! Besser wird's dadurch auch nicht — im Gegenteil! — —

Er gab sich einen Ruck und sah auf. Er war am großen Stern. Eine vollgepfropfte Pferdebahn kam an. Auf dem Deck saßen die Menschen eng aneinander wie die Maikäfer und lachten und ulkten und amüsierten sich, während an seinem Herzen der Kummer nagte. Und er war doch brav und ehrlich wie irgend einer da droben — er Pechvogel! Und er war doch aus ganz guter Familie, und seine Eltern waren doch auch so ehrliche Leute! —

Die armen Eltern! Sie hatten's wirklich nicht an ihm verdient, daß er ihnen so mit Undank lohnte und ihnen solchen Kummer machte. —

Er zog die Uhr. Es war sechs. Um vier Uhr hatte er bei ihr sein wollen. Der arme Puffel wartete also schon zwei Stunden auf ihn.

Er seufzte schwer auf und sprang auf die Pferdebahn.

— — Jetzt stand er nun wieder vor dem vierstöckigen Kasernenhause, das er so ekelhaft genau kannte — vor diesem Hause mit der schmutzigen Fassade, den unsaubereren Treppen und den scheußlichen Schwaben. Alles ganz wie bei sich zu Hause. — Alle die Jahre hindurch war ihm das nicht aufgefallen, weiß der Ruckuck! Heute erst, wo er über sich nachgedacht, wo ihm die Augen aufgegangen waren, kam es ihm zum Bewußtsein. — Und in solchem Menschenstall sollte er sein ganzes Leben verbringen —? no, no, no! —

Mechanisch stieg er die zwei Treppen hinauf. Er zog die Nase. Wirklich! Das ganze Haus roch förmlich nach armen Leuten.

Vor der Thür blieb er zögernd stehen.

Nun sollte er wieder hinein in Annas Zimmerchen mit dem schmalen, unbequemen und durchgefressenen Plüschsofa, den beiden Rohrstühlen und den abgeschmackten Bücherregalen; zu einem Bücherschrank hatte sie's nie gebracht. — Sollte sich sein Blick wieder an den altbackenen Familienphotographien langweilen, Vater und Mutter und die Geschwister darstellend, Gott hab sie alle selig! Da hingen sie schon seit Jahr und Tag an der Wand mit der geblühten Tapete!

Nicht mal zum Fenster 'raussehen konnte man, denn das war mit Fuchsien, Geranien und einer Myrte garniert und verbarrikadiert. —

Myrte! — Es schüttelte ihn. Ach was, ihn sollte kein Myrtensträufchen schmücken! — wenigstens keines von der Myrte. —

Und überhaupt — von Rechts wegen dürfte sie ja gar keinen Myrtenkranz mehr tragen! —

Zögernd klingelte er.

Sie selbst öffnete ihm.

Eine große, kräftige Blondine mit nicht gerade auffallendem, aber doch apartem Gesicht, dem die großen, schwärmerischen Augen einen seltsamen Reiz verliehen. Einige scharfe Fältchen auf der Stirn ließen das Mädchen älter erscheinen, als es wirklich war. —

Ohne Empfindlichkeit über seine Verspätung empfing sie ihn. Er küßte sie flüchtig und folgte ihr ins Zimmer ohne ein Wort der Entschuldigung. Wurstig ließ er sich auf das Sofa fallen und starrte vor sich hin.

Aufmerksam studierte sie sein verstimmtes Gesicht.

„Du hast Ärger gehabt?“

Er drehte sich halb nach ihr um, sah ihr jedoch nicht ins Auge.

„Ja, zu Hause; Deinetwegen. Sie haben mir wieder einen Krach gemacht, daß die Wände wackelten.“

Der Ton, in dem er das sagte, war brüsk. Sie achtete nicht darauf.

„Fritz,“ sagte sie entschlossen, „Fritz, mach ein Ende.“

„Ja, das werd ich.“ Er sah sie prüfend an.

„Einmal,“ fuhr sie fort, „muß es ja doch zum Klappen kommen, und ehe Du Armster noch länger unter diesen Verhältnissen leidest —“

Begierig griff er diese Wendung auf.

„Und wie leide ich,“ bestätigte er. „Immer der ewige Zank zu Hause — das verdammte Kopfheißmachen — nicht mal ruhig essen kann man mehr! Den Tag über die Abtragerei im Geschäft, und abends der Tanz bei uns in der Familie. Uijeh!“ — er streckte die Füße weit von sich und zog ein elegisches Gesicht — „verdammtes Leben!“ Und melancholisch fuhr er fort: „Lieber tot!“

Erschrocken stürzte sie zu ihm und umfaßte ihn.

„Nein — nein — nein, Fritz; das wirst Du nicht.“

„Gewiß werd ich,“ bekräftigte er trozig.

Bewundernd — schwärmerisch sah sie ihn an. Ihre Augen leuchteten.

„Dann sterbe ich mit Dir, Fritz. Ja — ja —“ sie schmiegte sich an ihn — „laß uns beide sterben, mein Lieb, wenn es nicht anders geht.“

Er machte ein verdutztes Gesicht. Das konnte ihm gerade fehlen! Sie war auch zu dämlich, daß sie auf den Leim ging. Nun galt es ablenken und den Rückzug antreten. — Sanft machte er sich von ihr los.

„Ach, ich meinte ja nur so, Anna. Das wäre ja auch gegen Gottes Gebot.“

Das Mädchen sah ihn erstaunt an.

„Seit wann bist Du so fromm? Das habe ich noch nie an Dir gemerkt.“

„Seit immer bin ich's,“ eiferte er. „Wenn unsereiner in dieser gottlosen Zeit nicht mehr fromm sein soll — wer denn?“

Jetzt durchschaute sie ihn; hatte er doch mehr als ein Mal über Gott und Religion gewitzelt und ihre heiligsten Gefühle verlegt; denn sie war eine sehr fromme Katholikin.

„Nur schlimm, daß Du gläubig bist — nach Bedarf,“ entgegnete sie bitter.

Er sah sie beleidigt an.

„Laß doch die albernen Phrasen und diese dumme Verdächtigung. Wenn ich was sage, dann meine ich's auch so.“ Er rückte an die andere Sofaecke und setzte eine beleidigte Miene auf. Dann seufzte er: „Was das noch für ein Ende nehmen soll!“

Sie rückte zu ihm.

„Fritz“ — sie sah ihn bittend an, „mein Fritz, laß mich mit Deiner Mutter sprechen. Ich will ihr alles sagen, alles: wie ich Dich liebe — so sehr, wie Dich keine andere je lieben kann —, wie wir ineinander verwachsen sind —, wie wir beide ohne einander nicht leben können. Zu Füßen will ich ihr fallen, und meinen Bitten wird sie nicht widerstehen.“

Erschrocken sah er sie an. Das fehlte noch gerade.

„Um Gotteswillen,“ bat er, „laß das — hätte ja gar keinen Zweck. Du kennst meine Mutter nicht. Die ist hart — wie'n Bucherer. — Anna — Kind — ich liebe Dich ja wirklich — auf Wort. Aber sieh mal, was soll ich machen. Ich kann doch meine armen Eltern nicht so betrüben — sie werden's nie zugeben — nie — Sie würden mir fluchen — und der Eltern Segen, Du weißt ja, baut den Kindern Häuser — Laß uns vernünftig, Anna — sei klug — nimm, wie's ist — laß uns —“ Er stockte; dann nahm er seinen ganzen Mut zusammen — „ja, Anna, laß uns scheiden.“

Das Wort war heraus; endlich! Tief atmete er auf. Er war mit sich zufrieden; denn für so couragiert hätte er sich nie gehalten.

Anna schnellte empor. Ihre Augen leuchteten wild; die blassen Wangen waren ganz weiß geworden. Sie wollte sprechen, konnte aber nicht; denn die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Endlich kam es stoßweise hervor:

„Nie — nie — Fritz, nie! Warum hast Du Dir das nicht vor sechs Jahren überlegt, dann wäre es etwas anderes gewesen. Aber jetzt, wo ich Dir meine Jugend hingegeben habe — und noch mehr — jetzt darfst Du nicht mehr zurück — jetzt lasse ich mich nicht abschütteln und fort-treiben, wie'n lästiges Insekt —; nein, mein Lieber —“ Sie brach ab und zwang sich zur Ruhe. „Fritz, das ist Dein Ernst nicht. Du bist nur schwach, nicht schlecht — so bodenlos schlecht kannst Du ja gar nicht sein. Deine Mutter hat Dich überredet — sie hat Dich mürrbe gemacht, und Du — Fritz!“ — sie trat ganz dicht an ihn heran, so dicht, daß ihr weicher, warmer Körper ihn berührte — „Fritz, liebst Du mich denn gar nicht mehr?“

Er lächelte gezwungen.

„Wie kannst Du nur so fragen! Ich habe Dir ja schon gesagt, daß ich Dich liebe. — Auf Ehre!“ bestätigte er, da sie ihn prüfend ansah. „Aber Du bist so excentrisch! Ein bißchen vernünftiger wäre mir lieber.“

„Vernünftiger!“ Sie murmelte es mechanisch.

„Gewiß! Vernünftiger, Schatz.“

Er legte begütigend seinen Arm um ihre Taille und zog sie an sich — erst leicht, dann aber, berauscht von ihrer Nähe, fest und fester, und küßte sie glühend.

Nach einer Weile nahm er das Thema wieder auf.

„Kindchen, vernünftig mußt Du sein. Es kommt nichts heraus bei der Unvernunft. Man muß das Leben so nehmen wie es ist, nicht wie es sein sollte. Immer hübsch abwarten und mit dem zufrieden sein, was uns beschieden ist.“

Sie machte sich aus seinen Armen los.

„So vernünftig, wie Du es mir vorpredigst, kann ich nie werden. Deine Weltweisheit ist billig; denn Du brauchst sie nicht zu befolgen; nur ich bin der leidende Teil. — Fritz, seit vier Jahren giebst Du mir immer dieselbe Antwort: daß Du des lieben Friedens willen mit Deinen Eltern nicht ernsthaft reden magst. Nun aber ist's Zeit, sonst läuft das Faß über.“

Er sah sie ärgerlich an. Nun begann die Sache also wieder von vorne. „Es stürmt ja nicht,“ meinte er endlich. „Laß doch das ruhen.“

„Ich kann nicht, Fritz, ich kann nicht. So wie unser Verhältnis sich jetzt gestaltet hat, ist es mir unerträglich. Alle unsere Bekannten wissen

darum. Die Leute sehen mich so sonderbar an, daß ich mich garnicht mehr in Gesellschaft traue und, Du weißt's ja, einsamer lebe, wie ein Klausner. Diese ewigen Aufregungen bringen mich runter — sie machen mich noch wahnsinnig, Fritz. Manchmal, wenn ich hier so allein sitze, oder wenn ich nachts nicht schlafen kann — und wenn sich mir dann die bösen Gedanken aufzwingen über die Zukunft — ach, dann bohrt's in meinem Gehirn — dann plagt mir fast der Kopf auseinander — dann packt mich so ein gemeiner Ekel vor mir — vor allem — ich möchte ersticken — und ich sehe nichts als die Nacht — die schwarze, finstere Nacht —; meine Gedanken verwirren sich. — — Ach, Fritz, thue mir den Gefallen, heirate mich doch — bald — recht bald — denn —. Fritz, wenn Du einen Funken Liebe für mich hast, heirate mich sofort. Laß mich nicht verzweifeln, denn“ — sie wurde flammenrot und hielt einen Augenblick inne — „Fritz, ich — ich —“ fuhr sie mit schwerer Zunge fort — „ich fühle mich — Mutter.“

„Ei verflucht!“ Erschrocken prallte er zurück. „Da haben wir uns ja was schönes eingebrockt. Das fehlte auch noch gerade. Nein, wenn der Mensch Pech hat! — Da haben wir die Bescherung! — Mir kommt aber auch alles zu!“ —

Er ging verzweifelt hin und her. Über Annas Gesicht huschte ein dunkler Schatten, so daß er stehen blieb und ruhiger fortfuhr:

„Weißt Du, Anna, zum Verzweifeln ist's schließlich noch nicht — man könnte das ja — hm —“ er räusperte sich verlegen — „ja, man könnte es — redressieren.“

„Pfui!“ Mit Abscheu wandte sie sich von ihm ab. Er ließ sich nicht irritieren.

„Warum pfui? Das thun Tausende, und was Tausende thun, dürfen wir auch.“

„Nein,“ erwiderte sie bestimmt, „wenn Tausende ein Verbrechen begehen, brauche ich's noch nicht.“

Er sah sie ärgerlich an und zuckte die Achseln.

„Verbrechen! — Wie kannst Du Dich nur so scharf ausdrücken! — Nimm doch nicht alles gleich so tragisch! — Wo da das Verbrechen ist, möchte ich wissen! — Die alten Spartaner töteten ihre schwächlichen Neugeborenen, und das nannte man Heroismus. — Und das hier, was ich will, ist doch lange nicht so schlimm!“

Triumphierend blickte er sie an. Es that ihm wohl, mit seinen wenigen Kenntnissen zu paradien. Er hoffte sie damit überzeugt zu haben. Aber da sie schwieg, redete er mit Wichtigkeit weiter:

„Sieh mal, Kind, wenn auch unsere heutige Gesetzesordnung dummer

Weise sowas bestraft, braucht es immer noch kein Verbrechen zu sein, und man kann trotzdem als der ehrlichste Mensch von der Welt dastehen. — — Vor allem erfährt's ja keine Menschenseele, außer — —. Na," lenkte er ab, „es wird schon werden! Was woll'n wir uns jetzt schon den Kopf verdrehen! Komm, 'n bißchen spazieren gehen.“

Sie willigte ein und schien beruhigt.

Arm in Arm promenierten sie planlos, ohne viel zu sprechen. Jedes hing feinen Gedanken nach.

Ohne daß er es merkte, führte sie ihn in die Straße, in der er wohnte. Erst als er vor seinem Hause stand, blickte er auf.

Schnell wollte er sie fortzerren.

„Donnerwetter! Wenn uns die Alten sehen! Komm, woll'n schnell verduften.“

„Sind denn Deine Eltern zu Hause?“ fragte sie ihn.

„Vater wohl nicht mehr, aber Mutter.“

„Die Mutter,“ murmelte sie, „die Mutter. Das ist ein Wink des Schicksals.“

Energisch riß sie sich von ihm los und flog die drei Treppen hinauf. Bestürzt rannte er ihr nach. Aber schon hatte auf ihr Klingeln hin die Mutter geöffnet.

„Mutter — Mutter —“ keuchte er, „ich kann nichts für. Anna — hinterrücks — mit Gewalt — ich hab keine Schuld —.“ Dann ermannte er sich. „Mutter, das ist Anna — Fräulein Bürgel —“ verbesserte er sich — „Du weißt ja, Mutter.“

Frau Hein musterte das junge Mädchen vom Kopf bis zu den Füßen.

„Also Sie sind das Mädchen! — Na, kommen Sie man rein! — Schade, daß Vater schon weg is.“

Die drei gingen ins Zimmer.

„Segen Sie sich, Fräulein!“

Der Ton, in dem Mutter Hein das sagte, klang nicht sehr einladend; aber Anna, in ihrer furchtbaren Aufregung, achtete nicht darauf. In fliegender Hast bat sie:

„Ich kann nicht — ich habe keine Ruhe — ehe Sie nicht wissen —“

Frau Hein lachte höhnisch.

„Wissen Sie, ich weiß alles.“

„Nein, Sie wissen nicht alles. O, haben Sie Erbarmen, Frau Hein. Seien Sie mild, geben Sie Ihre Einwilligung — nehmen Sie mich auf als Tochter.“ —

Sie warf sich ihr zu Füßen.

„Mutter!“

Das klang so herzerreißend, aber es berührte die Frau vor ihr wenig.
 „Hat sich was zu muttern. Stehen Sie man auf. Ich bin nich für die Komödianten.“

Langsam erhob sich Anna und strich sich mechanisch das Haar zurück.
 „Sie haben recht, Frau! ja, Sie haben recht. Die Aufregung führt zu nichts. Wir wollen das in Ruhe besprechen. — — —

„Der Frik und ich verkehren schon sechs Jahre. Wir sind uns in diesen Jahren so nahe getreten, und der Frik hat versprochen, mich zu heiraten. — Nicht wahr, Frik?“ wandte sie sich zu ihm.

„Ja, ja! — Hab ich ja! — Allerdings!“ sprach er halblaut durch die Zähne. Er stand da, wie ein armer Sünder. Ihm graute vor der nächsten Viertelstunde.

Anna sah ihn zärtlich an und fuhr fort:

„Und nun möchten wir ein Ende machen und heiraten, und dazu erflehe ich Ihre Einwilligung. Ach, liebe Frau Hein, haben Sie Mitleid! Denken Sie, Sie besäßen eine Tochter, die in der gleichen Lage wäre wie ich! Dann wird es Ihnen leichter werden. — Ach, Frau Hein, ich will Ihnen ja dankbar sein mein Leben lang und alles thun, was sie wollen. Bitte — bitte —“

Mit erhobenen Händen ging sie auf Frau Hein zu. Die lachte höhnisch.

„Und wovon wollen Sie beide leben? He, Fräulein!“

„Frik hat sein Brot.“

„Ist gerade was rechts! — Er hat sein Brot! — Gewiß hat er das. Das heißt: er lebt von seiner Arbeit, macht keine Schulden und bezahlt seine Steuern pünktlich, ohne zu verhungern. — Lassen Sie nu aber erst Familie kommen! He! Was dann? Dann können Sie beide an den Hungerpfoten saugen — Sie und der Frik und die Jöhren auch.“

Annas Augen leuchteten zuversichtlich.

„Ich will ja gern arbeiten und mit verdienen helfen.“

Frau Hein zuckte geringschätzig die Achseln.

„Mit verdienen helfen! Nehmen Sie mir's nich übel, wissen Se, das sind so'ne Altjungfer-Ideen. Sie hören sich schön an, und 's ist nisch dahinter. — Mit verdienen helfen! — Und die Wirtschaft daheim — was? Woll'n Se sich etwa 'ne Köchin für zwanzig Mark den Monat halten und 'ne Amme dazu?! — Wenn 'ne Frau erst Mutter is, is's mit's Mitverdienen vorbei! Den Star lassen Sie sich man stechen. — Sie haben nisch — und Frik hat nisch — na, und davon können Sie doch nicht leben. — — Fräuleinchen,“ fuhr sie gemüthlicher fort, „Sie scheinen ja soweit 'n ganz vernünftiges Frauenzimmer zu sein, darum werden Sie auch selbst einsehen, wie recht ich habe. Thut mir leid, aber hilft nisch — für den

Tod und für die Armut ist kein Kraut gewachsen. Trösten Sie sich — 's geht Ihnen nicht allein so. Darum, Fräuleinchen, treten Sie zurück."

Anna drängte mit Gewalt die aufsteigenden Thränen zurück und faßte Frau Hein flehend an die Hand.

„Hergottedoch, haben Sie'n heißes Pätzchen. Sie fiebern ja. Wissen Sie — wissen Sie — hören Sie mal — gehen Sie man zu Hause und trinken Sie 'ne Tasse Kamillenthee und legen sich ins Bett und schwigen."

Sie faßte Anna fest an die Hand und führte sie an die Thür. Dort blieb sie einen Augenblick stehen.

„Du, Fritz, sag dem Fräulein Adieu."

Fritz ging gesenkten Hauptes an Anna heran. Ihm war schwül zu Mute, denn er kannte sie zu genau, um nicht zu wissen, daß sie sich so leicht nicht fügen würde. Bögernd gab er ihr die Hand. Anna sah ihn starr an.

„Fritz — Du — Du — willst wirklich — Abschied — Ah, das ist nicht möglich — das geht nicht — Du weißt ja warum! — Frau Hein," wandte sie sich an diese — „haben Sie doch ein Einsehen — trennen Sie uns nicht — bitte — bitte — bitte."

Mutter Hein war wütend. Sie hatte schon gedacht, gewonnenes Spiel zu haben, und nun fing die Geschichte von neuem an. Das Mädel war wirklich zu raffiniert und zähe wie Bast. Die Sanftmut zog bei der nicht, nun galt's einen andern Ton anzuschlagen. — Sie ließ Annas Hand los und wetterte:

„Wenn ich mal tot bin, kann Friße machen, was er will. Dann mag er Sie heiraten. Aber so lange ich lebe, sage ich nee, und nochmals nee, und zum dritten Mal nee, so wahr ich hier stehe. Und mein Friße is ein viel zu wohl erzogenes Kind, als daß er ohne die Einwilligung seiner Mutter heiratet. Nicht wahr, mein lieber Sohn?"

Der liebe Sohn sah in größter Verlegenheit auf die Erde und schwieg beharrlich. — Der Mut verließ ihn. — Eine verfluchte Sache! — Das konnten doch die beiden Frauen unter sich abmachen! Wozu brauchte er denn dabei zu sein! — Eine fürchterliche Rücksichtslosigkeit von den beiden! —

Er stand wie auf Kohlen. Am liebsten hätte er sich gedrückt. Aber leider ging das nicht. — Er verwünschte die Stunde, wo er das Weib kennen gelernt hatte. — Das Genick hätte er sich umdrehen mögen, daß er so elend dumm gewesen war, sie zu verführen. — Das hatte er nun davon. — Und sie — warum war sie so schwach gewesen, sich verführen zu lassen! Es geschah ihr ganz recht! Strafe muß sein! — Aber was sollte er jetzt, im Augenblick, anfangen?

Die Mutter kam ihm zu Hilfe.

„Mein Sohn hat überhaupt das Numgezerte mit Ihnen schon lange satt — bis oben ran.“

Zur Befräftigung schnitt sie eine Grimasse und führte die Hand an den Hals.

Anna zitterte an allen Gliedern. Nun war es auch um das winzige Nestchen ihrer Selbstbeherrschung geschehen. Ein dumpfes Stöhnen entrang sich ihrer Brust.

„Sie lügen, Frau!“

„Nu wird's Tag —“

„Ja, Sie lügen. Das ist nicht wahr, kann nicht wahr sein. Das ist eine schändliche, infame Lüge. — Nicht, Fritz?“

Sie sah ihn angstvoll an.

„Om, hm,“ bestätigte er zögernd, denn er hatte Angst, es zum äußersten kommen zu lassen. „Mutter, wie kannst Du nur — Anna, glaub's nicht —“

„Sagt er,“ fuhr ihm die Mutter ins Wort. „Das sagt er nur so, um Sie zu beruhigen, weil er so'n gutes Herz hat und er so anständig und ehrlich is. Wissen Sie — hören Sie mal — das können Sie sich doch an den zehn Fingern abzählen, daß er Sie über hat und Sie nich heiraten wird. — Geld haben Sie keins — mit Ihrer Hübschheit is es auch man so so — die Jüngste sind Sie auch nich mehr — also!“

Anna fiel ihr erregt ins Wort.

„Er muß mich heiraten, Frau Hein, er muß. Denn er hat mir alles genommen — verstehen Sie mich recht: alles — alles . . .“

Sie atmete auf. Nun war auch das überwunden. Diese gefühllose Frau mußte doch jetzt selbst einsehen, daß es für Fritz kein Zurück mehr gab.

Aber sie irrte sich in dem Charakter der Frau und rechnete nicht mit der Mutterliebe, die den Sohn vor dieser Mißheirat bewahren wollte. —

Frau Hein stemmte die Arme in die Hüften und schrie:

„Also gefallen sind Sie auch schon! I kief mal einer an! Sie sind ja 'ne nette Pflanze! — Tottedoch, Tottedoch, ich durchschaue Ihre Raffinerie. Das sollte der Kitt sein, womit sie mein unerfahrenes Kind an sich fesseln und kapern wollten. — Wenn Sie sich man nich jeirrt haben, Fräulein! — Nu jerade nich, nu jerade nich, nu erst recht nich! — Wie dumm Sie trotzdem sind! Denken Sie denn, daß ein Mann noch Heiratsgedanken für ein Mädchen hat, das er schon besitzt? — Nich in die Düte! — Ach,“ fuhr sie in zürnendem Tone fort, „so'n Jeschöpf — das will nu die Feine rausbeißn und vergift sich so! — Stille sind Se,“ brauste sie auf, da Anna sie unterbrechen wollte, „ich weiß, was Sie sagen wollen, aber wenn ein Mädchen fällt, so ist es immer ihre Schuld. Warum thut sie's?“ —

Anna zwang sich zur Ruhe.

„Sie hätten Recht,“ murmelte sie, „gewiß, Sie hätten Recht, wenn ich ihn nicht so liebte! — Überlegt man denn, wenn man liebt! Man verliert alles — Stolz, Verstand und Moral — und sinkt wie ein lecker Kahn unaufhaltsam in die Tiefe.“

„Fauler Zauber — Lebensarten!“

Jammernd schlug Mutter Hein die Hände über dem Kopf zusammen und zeterte:

„Oje, oje, oje, was giebt es doch für schlechte Menschen auf der Welt!“

Anna trat dicht an sie heran; die Selbstbeherrschung verließ sie, sie sah ein, daß sie verloren war.

„Ja, was giebt es doch für schlechte Menschen auf der Welt!“ wiederholte sie mit Nachdruck. „Pfui über Sie beide — über Sie und Ihren Sohn! Schämen Sie sich!“

„Dazu haben wir keine Veranlassung,“ fiel die Alte ein, „wir nicht. Wir haben uns nie was zu Schulden kommen lassen, kein Mensch kann uns was nachsagen — wir sind ehrliche Leute.“

„Ehrlich vielleicht — aber anständig nicht. Sie nicht, die Sie ein härteres Herz haben als ein Verbrecher — und Ihr elender Sohn nicht, der mich hingezerrt hat, der mich verpfuscht hat, der wortbrüchig geworden ist, und der jetzt feige dasteht, wie ein Schuljunge, der die Rute fürchtet, und an dem all meine Angst, mein Schmerz, mein Elend abgleitet wie an einem Eisblock. — O, diese ehrlichen Leute hier, die — weil sie mit der Polizei noch nichts zu thun gehabt haben — sich wunder wie ehrlich dünken und doch schändlicher handeln als mancher Bestrafte! — Und diesem Menschen da habe ich vertraut, und dem Schuft habe ich mich hingegeben! — O, ihr erbärmlich-ehrliehen Leute! — O — o — o —!“ sie stöhnte tief auf.

Frau Hein packte sie wütend am Handgelenk.

„Das brauchen wir uns nicht gefallen zu lassen! Wir werden Sie verklagen — bei's Schöffengericht!“ Sie schnappte nach Luft — der Sohn winkte begütigend — sie achtete nicht darauf. „Ja, gewiß, das wird Sie schon bestrafen, und der liebe Gott auch.“

Anna lachte bitter auf. Ihr Glaube war ins Wanken geraten. „Der liebe Gott! Was geht mich der an! Wenn's einen Gott gäbe, dann hätte er das nicht zugegeben!“

„Wa — was?“ Frau Hein sperrte Mund und Augen auf. „Hat man sowas schon gehört? So 'ne Gotteslästerei! — Und das wollte meinen frommen, ehrlichen Jungen heiraten! — So 'ne Gotteslästerei! — Man müßte das anzeigen, wissen Sie, anzeigen müßte man das, beim Staatsanwalt!“

„Frau Hein!“ Das Mädchen schrie auf. „Frau Hein, treiben Sie

mich nicht zum äußersten oder —“ sie sah so wild aus, daß Frau Hein erschreckt zurückwich. — Anna bemerkte es.

„O, fürchten Sie nichts! An Ihnen besudele ich mich nicht, und an dem Ehrenmann da auch nicht.“

Fritz stellte sich an den Ofen — außer Schußweite. Man konnte doch nicht wissen, und sein Leben war ihm lieb — die Sache fing an höchst ungemütlich zu werden.

Die Mutter hatte mehr Courage. Da ihr das Mädchen nichts thun wollte, gewann sie schnell die Fassung wieder, mit der auch ihre Wut, die sich bis zur Raserei gesteigert hatte, zurückkehrte.

„Was erlauben Sie sich!“ kreischte sie. „Sie — Sie — Sie Mädchen, Sie. Bei die Polizei melde ich Sie, die wird schon für sorgen, daß Sie in den grünen Wagen kommen, und dann nach Barmim. Raus! Sie, Sie — Sie Dirne!“

Es war heraus.

Einen Augenblick wurde es in der Stube totenstill.

Das Mädchen faßte sich an die Stirn — sah die Frau mit großen, unheimlichen Augen an — stöhnte tief auf — wollte sprechen — brachte aber nur ein paar gurgelnde Töne heraus — Sie ballte die Fäuste — lachte gellend wahnsinnig auf — leuchte, wie wenn ihr die Luft fehlte — rannte zum Fenster — riß es auf — holte tief Atem — schwang sich aufs Fensterbrett — und sprang die drei Stock hinunter. —

Hart prallte der Körper auf das Steinpflaster — man hörte den schweren Fall bis oben. Röchelnd blieb sie liegen. — Noch ein Zucken — dann streckte sich der Körper — der arme, zerschmetterte Kopf bewegte sich fast unmerklich — sie war tot. —

Dort oben hörten die beiden den Körper aufschlagen. Das ging ihnen doch peinigend durch die Glieder.

Fritz lief ans Fenster und beugte sich weit hinaus, wie wenn er ihr nachspringen wollte. Dann überlegte er sich's — ihm schwindelte — furchtsam lehnte er sich zurück.

Die Mutter hielt ihn angstvoll fest.

„Laß man,“ beruhigte er sie, „ich thu' mir nischt.“

Er war immer noch starr vor Entsetzen; seine Gesichtsfarbe schimmerte ins Grünliche. —

Er zitterte am ganzen Körper, und seine Knie schlotterten.

„Mutter — die Masse Menschen unten — sieh 'mal.“

Er setzte sich auf einen Stuhl und jammerte:

„Fatal — furchtbar fatal! Was werden nur die Leute dazu sagen! — Ich werde doch wohl 'runtergehen müssen — von wegen Fortschaffen.“

Nun sah auch die Mutter aus dem Fenster.

„Nee, Fritz, is nich nötig, da kommt ja schon 'n Schutzmann.“

Vor Angst und Schreck stürzten ihm die Thränen aus den Augen. Mitleidig streichelte ihn die Mutter.

„Mein armer Junge! Wenn Dir der Schreck nur nichts schadet! Beruhige Dich man!“

Sie wischte ihm mit ihrem bunten Taschentuch die Thränen ab. Er wehrte sie leicht ab.

„Laß mit man, mein Sohn, Dein reines Oberhemde könnte durch die Thränen beschmuddelt werden. — Und Du hast's erst heute angezogen! — Leg Dich hin, mein Kind, aufs Sofa. Das wird Dir gut thun. — Gräme Dich nich, Fritz. Du wirst Dich schon wieder zurechtfinden. — Bedenke doch, Fritz, nu bist Du frei — ganz frei. Und das is schon 'n kleinen Schreck wert. — — Ich wer' Dir auch zur Beerdigung einen Kranz besorgen — 'n sehr schönen, mit Schleife — für eine Mark fufzig, aus de Markthalle.“ — —

„Weißt Du, mein Kind, nach'n paar Monaten is alles vergessen und kein Mensch denkt mehr d'ran. Und heute über's Jahr bist Du glücklicher Gatte von einer mit dreißig Tausend Geh, leg Dich, mein Kind.“

Sie führte ihn nach dem Sofa, auf das er sich lang hinstreckte. — Dann deckte sie ihn sorgsam zu. — Nach einer Weile war er eingeschlafen. —

Inzwischen fertigte Mutter Hein den Schutzmann draußen ab. —

Als Fritz nach einer Weile aufwachte, rieb er sich verwundert die Augen. — Plötzlich fiel ihm ein, was vorhin passiert war, und er schauerte zusammen. — Es zwang ihn, das Fenster zu öffnen und herunterzusehen. — Nichts war mehr davon zu erblicken; denn man hatte die Leiche fortgeschafft, während er schlief, und das Blut gewaschen. —

Wie ein böser Traum kam ihm das jetzt vor. Beruhigt schloß er das Fenster.

Die Mutter kam herein. Sie hatte ihm nochmal Kaffee gekocht, extra starken, ohne Sichorien. Den goß sie ihm ein und strich ihm eine Schrippe mit Honig. Er ließ sich's gut schmecken und küßte der Mutter dankbar die knochige Backe.

Zärtlich betrachtete er sie, lange und unverwandt. Nachdenklich sah er noch einige Augenblicke da.

„Mutter,“ sagte er endlich einschmeichelnd, „weißt Du was, ich hab mir's überlegt, ich komme heute Abend doch mit zu Onkel Schnelle“





Die Gefilde der Seligen.

Von S. Hochstein.

(Berlin.)

Er lebte in der großen grauen Stadt. Das bedeutete für ihn soviel als: er rang mit dem Leben. Nicht mit der äußeren Not, denn die kannte er nicht, — sondern mit dem reichen, quellenden Leben, das ihn in tausend Gestalten und Bildern umwogte und auf ihn einstürmte; mit dem reichen, quellenden Leben, das ihm die Brust zersprengen wollte, um sich befreiend Bahn zu brechen.

Manchmal packte es ihn, daß er hätte aufschreien mögen, — das war das Leben.

In solchen Augenblicken flüchtete er zu seinen „Heiligen“, Böcklin und Goethe.

Bei ihnen fand er, wonach er rang — gebändigtes Leben — Kunst. Bei ihnen fand er reine, lautere Stille, — Andacht vor dem Leben.

Heute hatte es ihn wieder einmal gepackt; in der Galerie wollte er sich Ruhe holen bei dem einen seiner Schutzheiligen, bei Böcklin.

Er stand mitten in einer dichten Gruppe von Beschauern vor den „Gefilden der Seligen“. Doch die Menschen um sich herum sah er nicht, die halblauten Bemerkungen, die gedämpft hin und her schwirrten, hörte er nicht.

In sich versunken stand er da, die Hände in die Taschen seines Havelocks vergraben, den Kopf leicht vornübergeneigt. So trank er mit lechzenden Augen die leuchtenden Farben.

Weit hinter sich ließ er die graue Welt . . .

Er war entrückt in die Gefilde der Seligen. Er ruhte auf dem blumendurchwirkten Rasenteppich, er atmete die kühle, reine Luft.

Er hörte über sich das Rascheln der harten Pappelblätter, das Flüstern des feingefiederten Laubwerks der Büsche, das singende Wehen des Windes in den biegsamen Wedeln der Bachweiden, das klingende Rieseln der Bergquelle und ihr plätscherndes Fallen.

Und mit der Melodie des Wassers und der Winde mischten sich die

weichen Klänge einer Hirtenflöte, das helle Geficher der Nymphen, die klirrenden Schellen der Tamburins und die tönenden Reigengesänge am Altare des großen Pan.

Und die weißen Schwäne zogen lautlos ihre Kreise auf der dunklen, unergründlichen Tiefe . . .

So stand er und schaute, schaute.

Und als sich seine Augen satt getrunken hatten, kehrte er langsam zurück in die Wirklichkeit, zögernd, widerstrebend.

Er blickte um sich, wie man um sich blickt, wenn man aus einem Traum erwacht.

Er war allein geblieben vor dem Bilde. Nur eine schlanke Frauengestalt stand noch neben ihm. Goldig flutete das warme Sonnenlicht über ihr aschblondes Haar. Er streifte sie mit einem kurzen Blick und dachte: „Auch sie kennt die Sehnsucht nach den Gefilden der Seligen.“

Still wandte er sich ab, und als er ging, folgten ihm die schönheitsdurstigen Augen der schlanken Frau mit dem aschblonden Haar, und sie dachte: „Er geht durch das Leben und sucht die Gefilde der Seligen.“

Sie verstanden einander und hatten sich doch nie gesehen . . .

Achtlos ging er an den Menschen vorüber, die hastig und neugierig ihre Augen von Bild zu Bild schweifen ließen und doch kaum wußten, was sie sahen, wie Kinder, die ungeduldig Seite um Seite des neuen Bilderbuches wenden und nicht warten können, bis sie am Ende sind . . .

Vor dem zweiten Bocklin der Sammlung, der Pietà, ließ er sich nieder.

Die beiden Bilder waren für ihn die Pole dessen, was er das „gebändigte“ Leben nannte. Dort die gebändigte Freude am warmen Leben, hier der gebändigte Schmerz über den kalten Tod . . .

Wie manche Stunde schon hatte er vor dieser Pietà zugebracht, erschüttert von dem großen, stummen Schmerz der Mutter.

Als er heut vor dem Bilde saß, war es ihm, als entdeckte es ihm einen neuen, tieferen Sinn.

Der Tote, der dort so starr und regungslos auf dem kalten Marmor hingestreckt lag, war auch einer von denen gewesen, die mit Sehnsucht im Herzen die Gefilde der Seligen suchen. Und weil er sie für sich gefunden hatte, wollte er seinen leidenden Brüdern voll Liebe den Weg dorthin weisen. Das war für ihn die Aufgabe seines Lebens geworden.

Aber es war ihm ergangen wie dem edelsten der Hellenen vor ihm.

Die stumpfe Menge seines Volkes verstand ihn nicht, und weil sie ihn nicht verstanden, darum verhöhnten sie ihn als einen thörichten Schwärmer — denn die Menge kennt nicht die Sehnsucht der Edeln nach den Gefilden der Seligen.

Und als sie sahen, daß ihr Hohn ihn nicht beirrte, da fingen sie an ihn zu hassen.

Und als ihr neidischer Haß seine reine Liebe nicht vergiften, und seinen stolzen Glauben nicht brechen konnte, — da mordeten sie ihn . . .

Unverwandt starrte er auf den toten Christus und empfand eine große Ehrfurcht vor ihm und seiner Reinheit.

Hier war die uralte Tragödie der Menschheit in engen Rahmen gefaßt. Der tote Christus auf dem Bilde war das edelste Opfer in dem großen Kampfe des Guten mit dem Bösen, des Lichts mit der Finsternis.

Außerlich unterlegen — innerlich unbesiegt.

Und dieser Kampf wird gekämpft werden, so lange es eine Erde giebt und auf ihr eine ringende Menschheit.

So sann er . . .

Und neben der großen Tragödie spielte die andere — zwischen Mutter und Sohn.

Der tote Christus dort, der zu dem Weibe von Nain sprach: „Weine nicht!“ vermochte es nicht, das zweischneidige Schwert des Leides abzuwehren, das durch die Seele seiner Mutter ging, ohne sich selbst und seiner Aufgabe untreu zu werden.

Auf seinem Wege nach den Gefilden der Seligen durfte er nicht der Thränen seiner Mutter achten, sondern mußte sprechen: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?“

So sann er weiter . . .

Da schritt leise an ihm die schlanke Frau mit dem aschblonden Haar vorüber, ohne daß er sie merkte.

Sie sah ihn sitzen, wie er mit weit geöffneten Augen nach der schmerzgebrochenen Gestalt auf dem Bilde hinüberschaute, und sie fühlte: Er denkt an seine Mutter.

Und er dachte an seine Mutter, an seine fromme einsame Mutter, die um ihn weinte, weil er dem toten Christus auf seinem Dornenpfade nicht folgte, weil er, von der Unrast der Welt umgetrieben, seinen Weg ging und die Gefilde der Seligen suchte nach seiner Weise.

Und er dachte: „Wir müssen alle unseren Weg allein gehen. — Warum weinen die Mütter um ihre Söhne? Es ist so schwer, sich selbst treu zu bleiben, wenn eine Mutter weint! Warum ist es uns so schwer gemacht, die Gefilde der Seligen zu suchen?“

Langsam erhob er sich, um den dritten Bocklin der Sammlung aufzusuchen, den „Eremiten“.

Fast erschreckt blickte er auf. Vor dem Bilde stand wieder die schlanke Frau mit dem aschblonden Haar.

Sie merkte sein Kommen.

Einen Moment trafen sich ihre Blicke, es war ein stummes Grüßetauschen.

Wieder standen sie neben einander und schauten auf dasselbe Bild.

Sie sagten kein Wort und redeten doch miteinander.

Das waren ihre Seelen, die sich in der engen Klausel des grauen Siedelers auf dem Bilde begegneten.

Und ihre Seelen durften sich einander sagen, was ihr Mund nicht sagen durfte, weil es die Sitte verbot.

Für die Seelen giebt es keine Konvention, den Seelen ist alles erlaubt.

Und sie standen beide stumm und lauschten auf die Zwiesprache ihrer Seelen.

„Wie er geigt,“ sagte sie,“

„Was er geigt, ist gebändigtes Leben,“ antwortete er.

„Er sucht die Gefilde der Seligen. Mit dem Lied löst sich seine Seele von der Erde und schwebt auf tönenden Fittichen fort, immer weiter, immer weiter!“

„Er hat die Gefilde der Seligen gefunden — er sucht nicht mehr!“

„Wie die abenddunkle Welt hinter ihm versinkt!“

„Weil er entsagt hat, — seine Seele ist lauter und rein, sie haftet nicht mehr an der Welt!“

„Es ist so schwer zu entsagen!“

„Wir müssen alle entsagen, wenn wir die Gefilde der Seligen finden wollen — unsere Seele muß lauter und rein werden!“

„Ja — wir müssen entsagen!“

Ihre Augen grüßten sich noch einmal — sie gingen auseinander.

Und sie werden weiter durch das Leben gehen und die Gefilde der Seligen suchen; denn die Sehnsucht wird in ihnen wohnen bleiben — die Sehnsucht nach den

Gefilden der Seligen.





Henryk Sienkiewicz.

Von Dr. S. R. Landau.

(Wien.)

I.

„Wer den Dichter will verstehen,
Muß ins Dichters Lande gehen,“

so sagt der Dichterspruch. Und was will er anderes bedeuten, als daß man, um den Dichter und seine Schöpfungen verstehen und beurteilen zu können, in das Milieu, aus dem er hervorgegangen, in die Traditionen, in denen er erzogen worden, und die auf ihn eingewirkt haben, eindringen, daß man das geistige Leben, unter dessen Eindrücke sich sein Gefühls- und Empfindungsvermögen entwickelt hat, erkennen muß. Umso mehr, wenn es sich um polnische Dichter handelt, um Dichter eines gefallenen Volkes, die ihr Talent oder Genie auf dem Altare des Vaterlandes niederlegen und daher nicht bloß künstlerisch darstellen und geistig anregen, sondern auch die Gemüter zünden, entflammen, die selbst kämpfen und führen wollen — Sängereiner glorreichen Vergangenheit und Verkünder einer besseren Zukunft. Da müssen wir den Rahmen der Zeit, innerhalb welcher der Dichter gewirkt, erfassen, den Fundamenten, auf denen er weiter bauen soll, näher kommen, den nationalen Pulsschlag, den heißen, glühenden Pulsschlag fühlen, um die literarischen Erscheinungen, die dichterischen Schöpfungen und ihre Erfolge verstehen und würdigen zu können. Dann werden wir auch die Frage beantworten können, wieso es kam, daß der polnische Roman, dessen Anfänge kaum auf ein Jahrhundert, auf das Jahr 1776 und die Romane Krasickis zurückzuziehen, zumeist ein historischer Roman war, daß der historische Roman geradezu zum Befähigungsnachweis für einen polnischen Romancier wurde, daß Sienkiewicz, als er im Jahre 1884 den historischen Roman „Mit Feuer und Schwert“ veröffentlichte, einen seit Mickiewicz' Epos „Herr Tadeusz“ noch nicht dagewesenen Erfolg erzielte, ja daß er selbst den noch lebenden Altmeister Kraszewski in den Schatten stellte und eine unerschütterliche, unbestrittene Popularität erlangte.

Der historische Roman entsprach der Gemütsverfassung der polnischen Nation nach ihrem politischen Zusammenbruch. Die Zukunft war so trüb und düster, darum verschloß sie die Augen und suchte im Lethetrank der Vergangenheit und ihres Ruhmes das Ungemach der Gegenwart zu vergessen, in den farbensatten Schilderungen der guten alten Tage sich zu berauschen.

Der Leserkreis verlangte keine Betrachtungen, keine Seelen-Analyse, keine Untersuchungen sozialer oder religiöser Probleme; er wollte lediglich mit dem Geiste um ein oder zwei Jahrhunderte zurückblicken, um all das Leben und Denken, die Sitten und Gebräuche, Feste und Gelage, Electionen und Konföderationen in seiner Phantasie neu beleben zu können.

So ließ er vor sich die Geschichte seines Landes aufrollen. Die Geschichte Polens — das ist die Geschichte des polnischen Adels. Ihn mußte der Dichter schildern, wie er lebte und lebte, trank und raufte, mit seiner Tollkühnheit und Berwegenheit, Naivetät und Jovialität, mit seinem heißen Blut und der leichten Weltanschauung, im Kriege und im Frieden, in den weiten sarmatischen Steppen und im traulichen Heim, beim süßigen, braunen, altpolnischen Meth.

Raczkowski und Kraszewski verstanden das meisterhaft. Da kam einer und verstand es noch besser — Sienkiewicz.

Erst als er infolge der historischen Romantrilogie von der Nation auf das Piedestal gehoben worden war, da zog es ihn zu jener Richtung hin, die seiner schöpferischen Individualität mehr entsprach, die den Ausgangspunkt seines Schaffens gebildet hatte, zur psychologischen Betrachtung, zum psychologischen Roman. Und die Leser blieben ihm treu. Sein Ruhm wuchs immer mehr. Jetzt wendet er sich wiederum der polnischen Vergangenheit zu und schreibt einen historischen Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert „Die Kreuzherren“, ein Ruhmesblatt in der Geschichte Polens.

II

Auf der Höhe seines Ruhmes und seiner dichterischen Schaffenskraft, von seiner Nation voll verstanden und gewürdigt, feiert Henryk Sienkiewicz im Herzen Polens, in Warschau, sein fünfundzwanzig-jähriges Schriftsteller-Jubiläum. Ein schöner Kranz von Skizzen und Novellen, von Reisebriefen und Romanen, von der modernen Novelle „Zersplittert“ bis zum antiken Roman „Quo vadis“ bezeichnet den Entwicklungsgang des Dichters, des würdigen Nachfolgers des Altmeisters Kraszewski, den er durch die Tiefe seiner Beobachtungsgabe noch übertroffen und durch die Plastik seines glänzenden Stils weit überflügelt hat. Wenn Kraszewski das Verdienst zugeschrieben wird, die französischen Romane von Eugen

Sue, Victor Hugo und George Sand aus den polnischen Salons verdrängt und die Lektüre zu einem geistigen Bedürfnisse der breiteren bürgerlichen Kreise gemacht zu haben, so gebührt Sienkiewicz unstreitig der Ruhm, dem polnischen Roman eine Stellung in der Weltliteratur verschafft und gesichert zu haben. Kraszewski und Kracykowski haben das polnische Publikum lesen gelernt, Sienkiewicz hat seinen Geschmack verfeinert, sein Seelenleben geläutert und vertieft, er hat der polnischen Sprache die herrlichsten Farben und feinsten Töne entlockt

Schon sein Erstlingswerk „Zersplittert“, das er anfangs 1872, kaum 27 Jahr alt, veröffentlichte, zeigt den wahren Meister. Als es erschien, wurde es nicht beachtet. Ja, der „größte“ polnische Kritiker Chmielowski in Warschau hat in seinem unlängst erschienenen Werke „Unsere Romanciers“ diese Novelle nicht einmal erwähnt. Sie ist nicht national, sie schildert Menschen und nicht Polen, sie enthüllt das Stürmen und Drängen jugendlicher Gemüter, ihr Ringen nach Wahrheit und Erkenntnis, und nicht das nationale Weh und die patriotischen Seufzer. In einem polnischen Rahmen ein internationales Bild. Auch wir erkennen uns darin. So waren wir alle wie die Schwarz und Wassilkiewicz, als wir die Universität bezogen, mit heißen Kämpfen und glühender Brust, durstend nach Wissen und schmachtend nach Erkenntnis. Wohl dem, der es am längsten bleibt. Auch uns war die alma mater dasselbe, was den Helden Sienkiewicz’:

„Es schwärmten die jungen Leute um die Wissenschaft wie die Bienen um den Honig, sie drängten sich zusammen, sie zerstreuten sich, sie gingen haufenweise dahin, sie schöpften aus dem Born des Wissens, sie schöpften aus sich, sie schöpften aus dem Leben, sie gaben und empfingen es, schlossen es in sich oder verschleuderten es, schritten voran oder standen still, fielen oder rangen und siegten; einige sanken unter, andere schwammen obenauf. Die Universität war gleichsam ein gemeinschaftliches Mutterhaus, in dem die Gehirne sich befruchteten — eine Art Strudel, in dem Vernunft und Jugend kochend aufbrauste. Die Menschen wurden dort wiedergeboren. Es war schön anzuschauen, wie die Jugend ähnlich den Wasserwogen sich Jahr aus Jahr ein in die Welt ergoß, den Blinden Licht, der menschlichen Scholle gleichsam Nahrung bietend. Auf diesem Meere befand sich der Lebenskahn Schwarzens“

Verweilen wir ein wenig bei dieser Arbeit. Jetzt, wo wir die Früchte 25 jährigen Schaffens vor uns haben, können wir, von dieser ersten Arbeit ausgehend, die ganze Wellenlinie der Erfolge des Dichters bis zu seinem letzten Werke durchlaufen und beobachten, wie sie allmählich steigt, mit „Feuer und Schwert“ ihren Kulminationspunkt erreicht, bei den weiteren zwei Gliedern der Roman-Trilogie fällt, dann wieder steigt, immer höher und höher.

Und da werden wir im strahlenden Lichte der späteren Schöpfungen schon in „Zersplittert“ die Vorzüge des Meisters erkennen: die scharfe psychologische Beobachtungsgabe, die plastische Darstellung, die Meisterschaft in der Schilderung der wehmütigen, feinen, weichen Gefühle und die glatte, sanfte, berauschte Prosa, die die zartesten Saiten unseres Seelenlebens ergreift.

Im Mittelpunkte der Handlung steht ein junger Student Josef Schwarz. Er kam an die Universität nach Kiew, um hier Medizin zu studieren. Dort gährte es in den Köpfen der akademischen Jugend. Es waren die Zeiten, als in Warschau die „Jungen“ einen scharfen Kampf mit den „Alten“ führten, und indem sie auf die Lehren Darwins, Spencers, Büchners, dessen „Kraft und Stoff“ bereits im Jahre 1869 in polnischer Übersetzung erschienen ist, Comtes und John Stuart Mills schwuren, unter dem Schlagworte „Positivismus“ sich zusammenscharten.

Auch in Krakau gründeten einige junge Leute, darunter der Dichter Michal Balucki, der jetzige Grazer Professor Gumpłowicz, Graf Adalbert Dzieduszycki, jetzt Führer des Polenklubs im österreichischen Parlamente, ein Organ „Kraj“, in dem sie in lebhafter Weise für den Positivismus eintraten. Wundt, Darwin, Haeckel, Max Müller wurden übersetzt und mit fieberhafter Gier verschlungen.

Der Schlachtruf der Positivisten war „organische Arbeit“, d. h. in geistiger Beziehung: Fortschritt, wissenschaftliche Bethätigung, Popularisierung der Ergebnisse der Naturwissenschaft und Aufklärung des Volkes; in politischer Beziehung: nüchterne Beurteilung der politischen Verhältnisse, politische Erziehung der unreifen bäuerlichen Bevölkerung, Kampf gegen den unthätigen Adel und Klerus. Ein schöner, mächtiger Schlachtruf jugendlicher, thatkräftiger Gemüther. Bald verhallte er in der Ferne. Heute hören wir nur schwache Nachklänge; die positivistischen Stürmer stehen heute zumest im konservativen Lager.

Auch Sienkiewicz wurde von dieser Sturm- und Drangperiode fortgerissen. Als der Kampf am höchsten wütete, einige Monate nachdem Swietochowski im „Przeglad tygodniowy“ das Kriegsmanifest der Jungen „Wir und Ihr“ veröffentlicht hatte, erschien die Novelle „Zersplittert“.

Das muß vorausgeschickt werden, will man die Richtung, die Sienkiewicz' schöpferische Kraft im ersten Dezennium genommen hat, und besonders die Bedeutung und den nüchternen Abschluß seiner ersten Arbeit verstehen.

Schwarz kommt an die Universität, er soll lernen, forschen, arbeiten. Seine Energie des Gedankens und der Aktion, sein Selbstbewußtsein und seine Ausdauer, sein lebhaftes, unbeugsames Temperament, sein Wiß und Geist verschafften ihm die Achtung und Verehrung der Kollegen, und nur die, welche zum Monde feußten und die sentimentalen Saiten tönen ließen,

fürchteten ihn wie einen Satan. Aber statt zu lernen, statt sich für die wichtigen Aufgaben, die ihm in der Gesellschaft bevorstehen, vorzubereiten, vertändelte er die Zeit mit — Liebe.

Er verlor das Steuer des eigenen Bootes, und getrieben vom Winde der überwallenden Jugendjahre wurde er in den Strom der Frauenliebe gelenkt. Er verliebte sich in die Witwe Helene Pottanska. Und die Arme war wahnsinnig; denn sie litt an dem Wahn, daß ihr Mann noch lebe. Und jeden Tag kam sie in den Studentenklub, wo sie ihn zum ersten Mal kennen gelernt hatte, um ihn dort wiederzufinden. Sie fand ihn nicht.

Wie meisterhaft weiß der Dichter die Seelenstimmung dieses unglücklichen Weibes zu schildern. „Sie war wenn auch im höchsten Grade eine Statue, so doch auch im höchsten Grade Weib. Es war gleichsam eine eingeschlaferte Blume; der Schmerz hatte sie in Schlaf versenkt. In der That waren die erlittenen Geschicke Arztschläge aufs Haupt. Erinnern wir uns, daß auf dem Wege dieses Weibes am Ende der kurzen Augenblicke des Glückes zwei Särge standen. Als Jungfrau wußte sie zu lieben — der, den sie liebte, lebte nicht mehr; als Frau und Mutter gebar sie ein Kind — es starb. Was ihr Rechte gab, was die Ursache und Folge ihres Lebens war, ging zu Grunde. Nun hörte sie zu leben auf — sie existierte nur. Denken wir uns eine Pflanze oben und unten beschnitten — das war sie. Der Vergangenheit und Zukunft beraubt, trug sie anfangs in sich einen matten Begriff der ihr zugefügten ungeheuren Unbill. Im ersten Augenblicke des Schmerzes warf sie — es ist schwer zu bestimmen wem — die wie der Abgrund bodenlose Frage hin: warum ist all das geschehen?! Es kam keine Antwort, weder von der Himmelsbläue, noch vom Erdboden, weder vom Felde, noch vom Walde: das Unrecht blieb Unrecht, — die Sonne leuchtete, und die Vögel fangen wie früher. Darauf zog sich dies Unheil bringende Herz vom eigenen Weh zusammen und es erstarrte. Es kam keine Antwort, aber es kam der Wahn — da verlor sie den Glauben an den Tod des Mannes — sie dachte, er sei mit dem weinenden Kinde auf dem Arme wo hingegangen, müsse aber gleich heimkehren. Unfähig für jeden anderen Gedanken, suchte sie ihn nun mit jener widerwärtigen mechanischen Augenbewegung. Sie ging in den Klub; denn sie dachte ihn dort zu finden, wo sie ihn zuerst gesehen hatte. Zu ihrem Unglück starb sie nicht.“

Endlich fand sie — Schwarzen. Als eine an der Wand hängende Lampe sein Profil mit einer Feuerlinie übergieß, da sah er aus wie ein Doppelgänger Pottanskis. Da streckte sie die Arme aus, und mit einer Stimme, in der man Hoffnung und Bestürzung, Freude und Wiedererwachen hörte, rief sie aus: „Mein Kasimir, ich habe Dich wiedergefunden.“

Wie unter den warmen Strahlen der Frühlingssonne begann ihr erstarrtes Herz wieder aufzutauen. Sie übertrug jetzt ihre Liebe auf Schwarzen, bloß weil er Pottanski ähnlich war. Aber Schwarz flettete ursprünglich nur das Mitleid an die Witwe, dann, als der Freund ihres Mannes und ihr Beschützer Gustav starb und sie seiner Obhut empfahl, Pflichtbewußtsein, bis er sie endlich lieb gewann. Es war keine Liebe, es war nur ein Raufsch. Er war wie ein lebenslustiger Schmetterling, der von einer Blume zur andern flattert, die süßen Säfte nippend, naschend, kostend. Und als er wach wurde und bemerkte, daß er nicht sie, sondern die Gräfin Lula, eine junge aufblühende Knospe, ein Gemisch von „Blut und Leib, Blumen- duft und Sonnenstrahlen“, liebte, da entstand in ihm ein Konflikt zwischen Liebe und Pflicht, zwischen Herz und Gewissen. Die Pflicht siegte, er beschloß, Helene zu heiraten und der Gräfin zu entsagen. Doch die Aufregungen des inneren Kampfes warfen ihn aufs Krankenbett. Er schwebte in Todesgefahr. Als er genas, war Gräfin Lula fort, und Helene schlummerte sanft auf dem Grunde des Dutepr. Und nun kommt der Epilog — eine nüchterne Lehre für die akademische Jugend:

Augustynowicz, der Freund und Zimmergenosse Schwarzens sagt zu ihm: „Wir verbrauchen zu viel Lebenskraft auf der Jagd um Frauenliebe. Die Liebe entflieht wie der Vogel, und die Kräfte haben wir zersplittert.“

Schwarz schweigt. Wir könnten aber dem Dichter mit den Worten erwidern, die er an einer andern Stelle der Erzählung selbst gebraucht: „Traurig, wenn beim Erwachen dich nicht jemand für die ausgestandene Pein entschädigt. Die Ruhe kehrt wohl wieder, aber nicht das Glück. Der abgehauene Arm schmerzt nicht mehr, er ist aber auch dahin.“

III

Sienkiewicz ging auf Reisen nach Amerika. Er blieb dort vier Jahre. Da geschah es eines Abends, daß ihn am Meeresstrande des Stillen Oceans ein tiefes Heimweh und eine Sehnsucht nach den weißen Bauernhäuschen, nach dem schattigen Kiefernwald, nach den goldschimmernden Kornfeldern und der weihervollen Dorfkirche überkam. Da griff er zur Feder und begann die „Dorfgeschichten“.

Er wurde zum Streiter und Rufer im politischen Kampfe, zum Kämpfer für das Volk, seine Rechte und sein menschenwürdiges Dasein.

Es ist eine eigene Welt, in die uns der Dichter einführt. Der Schlachcicensohn nähert sich dem Dorfvölkchen, dem braven, biedern, aber ungebildeten, vorurteilsvollen Dorfvölkchen, das von der Leibeigenschaft erlöst mit seiner Freiheit und Autonomie nichts anzufangen weiß. Er will es belehren, erziehen, emporheben, zu sich, zu allen, um aus diesen Knechten-

seelen freie Bürger zu machen. Darum geißelt er den Pfarrer, der seine Schäfchen nur auf das Jenseits vertröstet und den hochmütigen Landedelman, der sich schmolend zurückzieht, darum sucht er das öffentliche Gewissen aufzurütteln, das sich an der Volkserziehung so schwer ver-sündigt hat.

In Sienkiewicz' Novellen sehen wir die Bauern, so urwüchsig und naturgetreu wie sie sind, wie sie leben und streben, wie sie sich abhärten, und wie sie ringen, wir hören ihre Sprache, wir fühlen ihren Pulsschlag. So gut, so tief, so wahr, so mitleidslos wahr hat das polnische Bauern-volk noch keiner geschildert.

Trotz der realistischen Darstellung erscheinen uns diese Gestalten wie verklärt durch ihre Leiden. Ein poetischer Hauch ruht auf ihnen, sie rühren und ergreifen uns, diese stillen Dulder, die auf Gott vertrauend in Geduld und Ergebung ihr Schicksal ertragen.

Im Rahmen der „Kohlenskizzen“ schildert uns der Dichter mit feiner Ironie und bitterer Satire die traurigen Verhältnisse auf dem Lande, wo der ungebildete Bauer, kaum der Leibeigenschaft entgangen, rat- und hilflos dasteht, dem Drucke pöflicher Dorfvorsteher und der Ausbeutung raffinierter Gemeinbeschreiber preisgegeben. Der Bauer Rzepa wird das Opfer dieser Leute. Der Gemeinbeschreiber Pan Polzikiewicz hat es auf „die junge, kaum zwanzigjährige und wunderbar reizende“ Bäuerin Rzepowa abgesehen, und der Dorfrichter der Ortschaft Schafskopf will statt seines Sohnes jemand anderen unter die Soldaten stecken. Sie lassen nun beide eines Tages den Rzepa zu tief ins Glas gucken und dann vom betrunkenen Bauer die Einberufung unterschreiben. Erst als er zur Besinnung kommt, wird ihm sein Entschluß klar. Er taugt jetzt zu nichts mehr, weder zur Wirthschaft, noch zur Sense, noch zur Art, er sitzt nur daheim und seufzt und stöhnt. Dann ergiebt er sich dem Trunke und erwartet fatalistisch sein Schicksal. Und doch ist das Papier ungiltig, aber der Bauer weiß es nicht, und Niemand ist da, um ihn aufzuklären. Da beginnt die Mission des heroischen Bauernweibes. Das Bauernweib Rzepowa, die Heldin der Erzählung, ist die Perle unter den weiblichen Gestalten Sienkiewicz', eine der wenigen, nicht bloß passiven Frauen. In der Weltliteratur hat sie ein Vorbild: die durch den Adel und Zauber echter Weiblichkeit, durch treuherzige Seelenreinheit und heroische Gattenliebe verklärte Gestalt der Imogen aus Shakespeares Schauspiel „Cymbelin“, eine Gestalt, die Shakespeare wieder der Zinerva in Boccacios Decamerone nachgebildet hat.

Die Rzepowa unternimmt einen langen wahren Kreuzweg um die Freiheit ihres Mannes. Sie eilt zum Pfarrer, sie bittet den Gutsherrn, sie fleht im Bezirksamt. Dort wird sie vertröstet, hier verspottet; helfen

will ihr Keiner. Nur Einer kann ihr helfen, der Gemeindefschreiber. Er besitzt das Dokument, er kann es vernichten. Der Dorfschenke macht sie in folgendem mit beißender Satire auf die öffentlichen Zustände durchtränkten Gespräche darauf aufmerksam:

— Wart Ihr beim Gemeindeggerichte? fragte er.

— Ich war!

— Wart Ihr beim Geistlichen?

— Ich war!

— Wart Ihr bei der Herrschaft?

— Ich war!

— Wart Ihr im Bezirk?

— Ich war!

— Und Ihr habt nichts erwirkt?

Die Kzepowa antwortete nur mit einem Seufzer, und Schmul begann wieder:

— Ni! Wie seid Ihr doch dumm, Dümmeres giebt's in ganz Schäfskopf nicht! Wozu seid Ihr überall hingegangen?

— Wohin hätte ich denn gehen sollen? fragte die Kzepowa. — Wohin? — erwiderte der Jude — Worauf steht der Vergleich? auf dem Papier, ist kein Papier da, ist auch kein Vergleich da: man zerreiße das Papier, und damit basta!

— O, wie gescheidt! — sagte die Kzepowa — wenn ich das Papier hätte, es wäre lange schon in Stücken!

— Bah! Wißt Ihr denn nicht, daß der Schreiber das Papier hat? Nun . . . ich weiß, daß Ihr bei ihm viel vermöget; er sagte mir selbst: „wenn nur die Kzepowa, sagte er, kommt und mich bittet, ich zerreiße, sagte er, gleich das Papier, und damit basta!“

Die Kzepowa erwiderte kein Wort, sie griff nur rasch nach ihrer Kanne und schlug den Weg zur Wohnung des Schreibers ein. Es begann schon „zu dunkeln“

Sie will das Papier holen. Der Preis ist ihre Ehre. Sie bringt dieses Opfer. Das Gefühl ist in ihr mächtiger als die Urteilstkraft, die Sprache des Herzens übertönt die des Gewissens. Denn ihre Liebe ist groß, grenzenlos. Aus ihr schöpft sie die Kraft des Martyriums. Dann, als sie spät heimkommt, gesteht sie ihrem Manne Alles und stirbt unter seinen Arthieben Eine Märtyrerin der Gattenliebe.

Die Kohlenskizzen legten den Grundstein zur Popularität Sienkiewicz, sie waren ein Weckruf an die obersten Schichten der Nation und ein heftiger Protest gegen ihre Laueheit und Passivität.

Auch „Janko der Musikant“, eine musikalische Seele in der gebrech-

lichen Hülle eines zehnjährigen Dorfjungen mit klaren, glänzenden Augen, aufgetriebenem Bauch und eingefallenen Wangen, dem alles singt und klingt, der Wald, das Echo, selbst die Mistgabel, wenn in ihr der Wind spielt, ist ein Opfer der Klassegegensätze. Er endet unter den Händen des Dorfbüttels, bloß weil er in das Zimmer des Schloßlafais geschlichen war, um beim Silberschein des Vollmondes das höchste Ziel seiner Träume und Phantasien, eine echte Geige zu — sehen. Die Tendenz der Erzählung geht am Klarsten aus dem Epilog hervor:

„Am nächsten Tage war die Herrschaft aus Italien in den Edelhof zurückgekehrt, auch das Fräulein und der Kavaliere, der um das Fräulein warb. Der Freier sagte:

— *Quel beau pays que l'Italie.*

— Und ein Volk von Künstlern. *On est heureux de chercher là bas des talents et de les protéger* fügte das Fräulein hinzu.

Über Jankos Grab rauschten die Birken“ Welch traurige Ironie!

„Ums Brot“, „Bartek der Sieger“, „Der Leuchtturmwächter“, „Die Walddidylle“ reihen sich den früheren Erzählungen würdig an, durchglüht von derselben Liebe zum Volke, von demselben Stimmungszauber, von derselben Wärme und Virtuosität der Sprache, die, so schlicht und einfach, die Akkorde unserer Seele mächtig bewegt und uns ungeahnte Tiefen des Gefühlslebens eröffnet. Als scharfer Beobachter und unvergleichlicher Seelenanatom weiß Sienkiewicz nicht bloß mit einigen Federstrichen eine ganze Individualität zu schildern und an ihr das zu sehen, was andern entgeht, sondern er versteht es auch, die feinsten Regungen und zartesten Empfindungen des Gemütes zu enthüllen und zu analysieren.

Dieser psychologische Realismus führte den Dichter zum psychologischen Roman. Zuvor entstand noch die historische Romantrilogie. Der Farbenreichtum seiner Sprache und die Plastik seines Stils, die sprudelnde Phantasie und die mächtige Gestaltungskraft prädestinierten den bisherigen Miniaturzeichner zum grandiosen Schlachtenmaler. Auf die Blätter des Lebens folgten Blätter der Geschichte. So trüb und düster, ohne Sonnenstrahl und Hoffnungsschimmer wie das Leben seiner Bauern, ist der historische Rahmen, in den er seine Schöpfungen einfaßt. Das XVII. Jahrhundert mit seinen Kosakenrevolten und Schwedenkriegen, Bruderkämpfen und Konföderationen, die erschütternde Tragik des zusammenbrechenden polnischen Staatsgebäudes, entrollt der Dichter in seinen Romanen „Mit Feuer und Schwert“, „Die Sturmflut“ und „Herr Wolodyjowski“ mit wahrhaft epischer Kraft vor unsern Augen. Bisher populär, wurde Sienkiewicz jetzt auf das höchste nationale Piedestal gestellt. Seit Mickiewicz' Epos „Herr Tadeusz“ wurde kein dichterisches Kunstwerk so begeistert auf-

genommen, wie diese herrlichen Schilderungen der öden, melancholischen, sagenumwobenen Steppen am Dniepr und der unheilvollen Bruderkämpfe zwischen den Kosaken und den Polen, wurde kein Buch so bejubelt wie „Mit Feuer und Schwert“, — dieser beste historische Roman in der ganzen polnischen Literatur. Ein ganzes Stück polnischer Geschichte schien sich neu zu beleben, man sah markante historische Gestalten aus den Gräbern emporsteigen, Typen aus der Vergangenheit wurden wieder lebendig, jeder mit seiner eigenen Sprechweise und mit seiner Weltanschauung.

Dabei sind die historischen Romane ganz tendenzlos; der Dichter, der in den „Dorfgeschichten“ als Kämpfer und Rhetor aufgetreten war, hat inzwischen seine Streitart begraben. Seine einzige Aufgabe war die Kunst: *l'art pour l'art*. Das sehen wir am besten in den psychologischen Romanen.

V.

Auf die Bilder der Geschichte folgten Bilder der Seele. Die Handlung tritt zurück, und die Analyse verworrenen Seelenprobleme, die Seelenkämpfe treten in den Vordergrund; Kämpfe müder Seelen, die in der Welt leben, ohne zu ihr Beziehungen zu haben, die sich mit ihr zu verbinden suchen, aber die Fäden nicht finden, ohne Fähigkeit zu einem Schicksal, ohne Willen und ohne Kraft zu einer That. Eine solche „müde Seele“ ist im Roman „Ohne Dogma“ der Held Ploszowski.

Er ist ein begabter und gebildeter, aber willen- und energieloser Mann, ohne Beziehungen zum Leben und ohne seelischen Halt, eingesponnen in das Gewebe der eigenen Seele, deren jeden Gedanken er zerfasert und zergliedert, eine moderne Hamletnatur, die ja im Leben nicht so selten ist, Sienkiewicz sagt darüber: „Der moderne Mensch wird in jeder Lebensstimmung, in jeder psychischen Disharmonie nirgends so viel Analogien finden wie im Hamlet. Hamlet das ist die menschliche Seele, wie sie war, wie sie ist, und wie sie sein wird! Nach meiner Anschauung hat Shakespeare die selbst den Genies gezogenen Grenzen überschritten. Ich verstehe Dante, ich verstehe Homer im Rahmen ihrer Zeit. Ich begreife, wie sie das schaffen konnten, was sie geschaffen haben — aber wie dieser Engländer im XVII. Jahrhundert alle Seelenstimmungen ahnen konnte, die ein Produkt des XIX. Jahrhunderts sind, das wird mir trotz aller Studien über Hamlet ein großes Rätsel bleiben.“

Ploszowski liebt ein Mädchen, allein er kann sich nicht entschließen, es ihr zu gestehen, sie heimzuführen. Als er sich dazu entschließt, ist es schon zu spät, sie gehört einem andern. Seine Liebe wird ihm zur Qual, er quält sich und sie und als sie infolge einer Frühgeburt stirbt, macht er seinem Leben gewaltsam ein Ende.

In diesem engen Rahmen finden wir eine erstaunliche Fülle der herrlichsten und tiefinnigsten Gedankenblitze über Männer und Frauen, über Liebe und Ehe, über Kunst, Litteratur, Krieg, Religion, Staaten, Ehre und Gesellschaft. Wir werden oft zum Widerspruche gereizt, wir werden durch die Kühnheit mancher Epigramme und Aphorismen verblüfft, aber es giebt keinen Gedanken, über den wir gleichgültig hinweggehen würden, der uns nicht zum Nachdenken gezwungen hätte.

Unwillkürlich drängt sich auf der Vergleich mit den Helden in den Romanen des neuesten Meteors am italienischen Dichterkimmel, Gabriele d'Annunzios. Auch sie sind voll Sehnsucht und Schwermut, ohne innere Blut und kühne Leidenschaft, auch ihnen vergehen die Tage mit Grübeln, mit Träumen und mit Selbstbetrachtung, auch sie werden ohne das Ruder des Willens auf dem Oceane des Lebens umhergetrieben. Und doch sind beide Dichter Antipoden. D'Annunzio will die Kunst zum Leben, Sienkiewicz das Leben zur Kunst bringen. Darum nimmt auch Sienkiewicz nicht wie d'Annunzio Vergleiche aus der Kunstgeschichte, sondern er greift zum Leben; denn seine Gestalten sind Hamlet-Sprößlinge von Fleisch und Blut und nicht Sinnbilder, künstliche Geschöpfe voll Pose und Kunst Raffinement. Und von dem Arbeitszimmer d'Annunzios erzählt uns Ugo Djetti („Auf der Entdeckungsfahrt zu den Litteraten“), es sei groß, mit drei weiten Fenstern, aber Fenster, Thüren und Wände haben lange Vorhänge von rotem Damast, und von der Räucherpfanne dampft von Zeit zu Zeit der Weihrauch empor; hingegen das Studierzimmer Sienkiewicz' ist einfach, bescheiden, im Winter ist die Seelust an der Riviera, im Sommer der Duft der Karpathenwälder sein bester Weihrauch.

Im Roman „Die Familie Polaniecki“, der richtiger „Das Ehepaar Polaniecki“ heißen sollte, steht Stanislaus Polaniecki im Vordergrund. Seine Frau Marie ist ein passives Wesen, wie die meisten Frauengestalten Sienkiewicz', eine von jenen, die er folgendermaßen schildert:

„Es giebt Frauen, für die außerhalb der Welt der gesellschaftlichen Formen eine andere große Welt beginnt; für andere beginnt nichts oder es endet alles. Das sind vollständige Automaten, deren Herz erst zu schlagen anfängt, wenn es die Mama aufgezogen hat. Es giebt viele solche Mädchen, und auch die, welche anders zu sein scheinen, sind ebenso, die ewige Geschichte der Galathea.“

Polaniecki grübelt auch, er vertieft sich auch in sein Inneres und zergliedert sein „Ich“, aber er handelt auch, er gelangt zu Entschlüssen, er sündigt, bekämpft dann seine Schwächen und wendet sich mit Abscheu von dem Weibe, dem er einmal in einem schwachen Augenblicke nicht zu widerstehen vermochte, er arbeitet und wirkt und erwirbt und gründet sich ein Heim.

Um dieses Ehepaar gruppieren sich 36 Personen, jede mit einer bestimmten Individualität, mit einem bestimmten Typus. Wie tief muß die Beobachtungsgabe, wie reich die Phantasie, wie plastisch das Talent eines Dichters sein, um jede dieser Personen zu zeichnen, daß man sie sofort erkennt, daß sie auffällt, daß sie sich aus der Mitte der Gesellschaft reliefartig hervorhebt. Und nicht bloß das. Jede Person reagiert anders auf die Motive der Außenwelt, jede handelt, empfindet anders, weil ihre Handlungen und Empfindungen psychologisch notwendige Folgen ihrer Individualität sind. Darin besteht ja das Wesen des psychologischen Romans. Da sehen wir den alten Plawicki, Marie's Vater, einen verschuldeten Krautjunker und Schlemmer, den Rechtsanwalt Maszko, einen modernen Streber und Abenteurer, den hohlköpfigen aber verführerisch schönen und eiligen Kopowski und den skeptischen, blasiierten, der Gefühlschwelgerei ergebenden Dekadenten Bukacki, der, obwohl ein Seitenstück zu Ploszowski doch durch seinen Sarkasmus, seinen sprühenden Humor und seine feine, tief sinnige Ironie bis zur Höhe eines wahren Hamlets heranreicht.

Der ganze Roman ist ein herrlicher, dem Gotte Gros erbauter Tempel mit der weit sichtbaren, aus den Geschichten des Helden folgenden Aufschrift auf den Thoren: „Der Instinkt treibt den Mann mit unwiderstehlicher Gewalt dazu, zu heiraten und sich einen häuslichen Herd zu gründen. Der größte Pessimismus ist diesem Instinkt gegenüber machtlos; es schützt vor ihm keine Kunst und keine Lebensaufgabe. Deshalb heiraten Menschenfeinde trotz ihrer Philosophie, Künstler trotz ihrer Kunst, und alle die Männer, die behaupten, ihrem Streben nicht mit halber, sondern mit ganzer Seele ergeben zu sein. Die Ausnahmen bestätigen nur die Regel, daß die Allgemeinheit nicht gegen den Strom der Natur schwimmen und nicht von der konventionellen Lüge leben könne. Es heiraten zumeist nur die nicht, die daran durch jene Kraft verhindert wurden, die Ehen stiftet, das sind die Enttäuschten. Daher ist das alte Junggesellentum, wenn nicht immer, so doch zumeist eine verhüllte Tragödie.“

VI

In seinem letzten Roman aus den Zeiten Neros „Quo vadis“ wird der Künstler und Ästhetiker zum Denker, zum Weltverbesserer, zum Philosophen.

Und damit knüpft er wieder an seinen Ausgangspunkt an. Dort war es die Jugend, die sich im Streben nach hohen Idealen „zersplitterte“, hier ist es unser ganzes Zeitalter, das suchend und tastend einer geistigen Umwälzung entgegengeht. Wie der Apostel Petrus den Heiland, so fragt der Dichter die dekadente Menschheit: „Quo vadis?“ Darum der Name des Romans. Und die Antwort, die Petrus im Romane vom Heiland hört,

lautet: „Du verläßt mein Volk — aber ich gehe nach Rom, um mich für die Menschheit zum zweiten Mal an das Kreuz schlagen zu lassen.“

Braucht also die Welt eine neue Erlösung? Stehen wir mit unserer Überfeinerung und dem Raffinement des Gefühlslebens vor demselben Verfall der Kultur und Sitte, vor demselben Abgrunde wie das römische Imperium? Sienkiewicz stellt diese Fragen nicht. Er stellt bloß die Frage: „Quo vadis?“ Was ist euer Ziel, wohin segelt ihr, wo ist der leuchtende Stern, der euch durch die stürmenden Wogen des Lebensoceans leitet? Und da wir die Frage nicht beantworten können, da wir diesen Weg erst suchen, ohne ihn noch gefunden zu haben, so zeigt er ihn uns: „Glauben und Liebe.“

Die künstlerisch meisterhaften, farbensatten Schilderungen des Geistes und der Kultur zu Zeiten Neros und des ersten Christentums sind nur ein historisches Gewand, in das Sienkiewicz unser degeneriertes Zeitalter zu kleiden versucht. Man denke an die Worte Fausts in seinem Gespräche mit Wagner:

„Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln.
Was Ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigener Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.“

Der historisch-wahre, in Tacitus' Annalen genannte Petronius, der schöngeistige Günstling Neros und Abgott der Frauen, der Repräsentant des alten, absterbenden, aber geistig und kulturell hochstehenden Heidentums mit seinem Gefühls-Raffinement, seiner Sittenverderbnis und Genußsucht, der, obwohl reich, angesehen und gefürchtet, sich das Leben nimmt, weil es ihm nichts mehr zu bieten vermag, nachdem er alle Genüsse durchkostet hat, das ist ein seelenkranker und geistesmüder „Moderner“ in Tunika und Toga. Der fanatische Asket Crispus, der in der Arena angesichts des Todes vor dem ganzen Volke den Tyrann an eine höhere Macht erinnert, das ist ein Märtyrer der neuen Zeit. Und was er gesäet, das erntet der Held, Markus Vinicius, der stolze, unbezähmbare Patrizier, dessen innere Blut und wildes Gemüt durch die Liebe zur sanften, reinen Callina, der Königstochter aus dem Lygierstamme, gedämpft und durch die Macht des neuen Glaubens geadelt und geläutert worden. In ihm triumphiert die neue Idee.

Die Liebe zwischen Vinicius und Lygia ist nicht menschlich, nicht irdisch, sie ist eine Seelenharmonie, eine Musik himmlischer Sphären. Die Gefängniszene, die uns das veranschaulicht, gehört zu den schönsten Prosa-Stücken im ganzen Romane.

„Als sich die ermüdeten Gefängniswärter nach vollendeter Tagesarbeit zur Ruhe begaben, schlich Vinicius in die Verließe und blieb hier bis zum Anbruch des Morgens. Lygia legte ihr Haupt auf seine Brust, und sie lispelten von der Liebe und vom Sterben. Beide entfernten sich in ihren Gedanken und Gesprächen, selbst in ihren Hoffnungen und Erwartungen, immer mehr vom Leben, vom irdischen Sein. Sie waren wie auf einem Boote, das sich immer mehr vom Ufer entfernt und auf die hohe, endlose See hinaussteuert, wie zwei Geister, die, durchglüht von der Liebe zu einander und zum Heiland, bereit sind, jeden Augenblick fortzuflattern

Noch auf Erden — befreiten sie sich vom irdischen Staub. Ihre Seelen wurden rein wie Thränen. Angesichts des Todes eröffnete sich ihnen auf dem harten Kerkerlager ein Himmel; denn sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn, selbst heilig und verklärt, zur ewigen Quelle — des Lebens.“

Wie durch ein Wunder wurde Lygia in der Arena gerettet. Ihr treuer Diener, der lygische Riese Ursus, hatte den Kampf mit einem wilden Stier, auf dessen Rücken sie gebunden war, aufzunehmen. Der gewaltige Mann streckte den Stier nieder — mit nackten Händen. Der großmütige Volkshaufen schenkte seinen Opfern das Leben. Marcus Vinicius verließ mit Lygia Rom, um sich in Sicilien niederzulassen, beglückt durch ihre Liebe und selbst verklärt durch die Macht des neuen Glaubens.

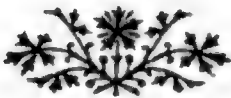
So gebe es auch für die moderne Menschheit nur ein Heil: in der Liebe und im Glauben.

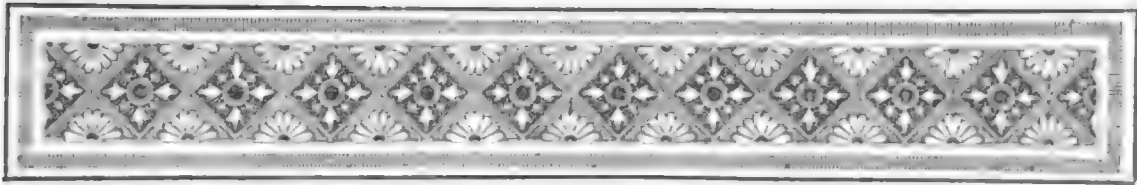
„Quo vadis“ ist eine Apologie dieser Lehre; denn es ist das Buch eines Gläubigen. Und einige Monate früher erklärte in der Metropole des modernen Heidentums Brunetière, die Wissenschaft sei bankrott, und ein Ungläubiger, ein Jünger Renans, „eine der gedrückten und gepeinigten Seelen dieses Jahrhunderts“, erhob einen ähnlichen Ruf wie Sienkiewicz: „Suchet ihn, versucht ihn zu finden; denn außer ihm ist nichts. Und um ihn zu sehen, braucht Ihr nicht feierlich nach Jerusalem zu ziehen; denn er ist überall.“ Und das Buch hieß „Jerusalem, le pèlerinage sans foi“ und der Verfasser — Pierre Loti.

„Quo vadis“ fand keinen Widerspruch, es fand sogar großen Beifall. Innerhalb eines halben Jahres wurde das achte Tausend erschöpft — der erste Fall in der polnischen Litteratur. Denn die Polen sind ein frommes, gläubiges Volk; der Adel, die Bauern und die Bürger. Die Frauen sind tugendhaft und wohlgesittet, passive Naturen, die nie aus dem Rahmen der Familie heraustreten, dogmatische Wesen, bei denen selbst der Atheismus zur Religion werden kann, zärtliche Gattinnen und aufopferungsvolle Mütter. Da giebt es keine Moras, die auf das „Wunderbare“ warten, da blüht

keine „Moderne“, da gedeihen keine naturalistischen Experimente. Nur Dichter und Künstler, die Blut von ihrem Blute und Geist von ihrem Geiste sind, finden Ruhm und Anerkennung. Beide wurden Henryk Sienkiewicz in höchstem Maße zu teil.

Aber nicht bloß bei den Polen; denn Sienkiewicz gehört der Weltliteratur an. Seine Werke werden in alle modernen europäischen Sprachen übersetzt und in beiden Hemisphären gelesen. In Boston hat sich unlängst ein englischer Sienkiewicz-Klub gebildet, und in Paris verkündete Jules Lemaitre, der nordische Taumel sei bald vertauscht und es wäre an der Zeit, eine polnische Ara zu inaugrieren. Vielleicht schwebte ihm dabei jene Zeit aus den vierziger Jahren vor, als die Säle des Collège de France vom frenetischen Jubel widerhallten, mit dem die französischen Zuhörer die Vorlesungen des großen Adam (Mickiewicz) über slavische Litteratur belohnten. Denn wie für die polnische Poesie Mickiewicz so bedeutet für den polnischen Roman Sienkiewicz den Glanzpunkt und den Ruhmestitel.





Melchior Lechter.

(Ausstellung im Salon Gurlitt in Berlin.)

Von Ernst Schur.

(Friedenau bei Berlin.)

Selle, frühlingsschimmernde Gänge, auf denen die Sonne leise spielt, und ein mattblauer Himmel mit ziehenden Wolken, dunkle, verschollene Winkel des Waldes zur Abendzeit, wenn die duftende, schwingende Luft sich rötet, mit Niefenschatten in der verschleiernden Dämmerung; ein verhaltenes, langsam verhaltendes Klagen und Sehnen, ein Hinabsteigen in jene tiefsten Qualen, ein Ringen und Ächzen und Verzweifeln, ein Aufreißen all des Geheimnisvollen und Dunklen, das der Mensch verdeckt und verhüllt und nur zuweilen küßt und liebkost wie etwas, das ihm Schmerz bereitet und Leid und Lust zugleich, das letzte, was jeder noch schützt und schont und pflegend hegt, und wovon er nicht läßt in seinen einsamsten Stunden, in der Offenbarung seiner höchsten Menschwerdung, jenes unsäglich und unklüdbare schlüchzende Empfinden: das ist das Werk Melchior Lechters.

Melchior Lechter ist ein Einsamer, und er hat es verstanden, es war ihm vergönnt, ein Einsamer zu bleiben. All das, was uns ängstigte und bewegte, ließ er wiederklingen in seinem Innern; der eigenwillige Westfale ließ jedoch nichts von seinen Studien zu uns den Weg finden. Eingeweihte versichern, er habe sechzehn Jahre gearbeitet, um die gegenwärtige Ausstellung fertig zu bringen. Es bedurfte nicht dieser Versicherung; seine Bilder reden die eindringende Sprache eines unendlichen, einsamen Ringens, sie reden von jubelnder Gewißheit, von dem männlichen Trost der aufsteigenden Thräne und einem seligen, alles überfliegenden Bekenntnis.

Wir gingen in die Wüste, ein jeder für sich, und jeder suchte seinen Weg — und da fand er den Zugang zu dem Unerkannten, Schlummernden, Tiefsten. Wie ein Spätherbstwind, wenn die Sonne noch einmal strahlend

die Erde trifft, wehmütiger Wokust voll den Winter kündet und von stolzer, stärkender Kraft.

Sein Weg war steil, und sein Ziel entlegen; Zeiten gab es, wo er aufschluchzend zusammenbrach, und das Fieber der Gebundenheit den Ohnmächtigen schüttelte, und da flüchtete er sich in jene stillen, säuselnden Trostgesilde, wo die silberweißen Schwäne in unberührter Pracht und Weichheit ihre schlanken Hälse im Wasser spiegeln und das Schilf sich des Abends zum Grunde senkt und schläft. Aber ernst und mit Kraft raffte sich der Künstler immer wieder auf; mit unheimlicher Strenge und Entsagung suchte er und rang; und er rang durch alle Gefühle hindurch, dunkel in Trauer und in verhülltem Schmerz, getränkt von weltflüchtender, verzückter Anbetung, und er rang und fand nach aller schmerzvoller Qualverzerrung das stolze, freudige Ja, das erlösende, das ihn wieder stark machte und zum Niesen, und das ihn emporhob und ihm die Lust am Leben brachte trotz allem Leid und trotz Sehnsucht und Qual.

Es giebt Künstler, denen der Stoff ihrer Darstellung ganz gleichgültig ist, die malen können, was sie wollen; Hauptsache ist der Beweis einer virtuos beherrschten Technik, ohne Anteilnahme an dem Dargestellten; der Vorwurf ist nur etwas, woran sie ihre Kunst zeigen. Diese Auffassung ist meist mit dem Interdikt belegt worden, meist von Nichtmalern; wir finden sie häufig vertreten von Malern, fortgeschrittenen Liebhabern, zum größten Teil in der Großstadt. Es ist ein vornehmer Standpunkt, voll Reserve und Adel, dem wir viel Hervorragendes, reine Freudigkeit und ein hohes Können verdanken; ein Gegengewicht gegen das Hinabsinken zur Philisterhaftigkeit, zur Anekdotenmalerei, zur Unkunst, gegen das Sich-breit-machen von familienhaften, schlafmützentragenden Kunstvätern, gegen ein Verlobdern und Versumpfen. Jedenfalls bedeutet diese Emanzipation immer einen frischen Zug, ein Aufrütteln, eine reine, künstlerische Erbauung und die Gewähr für eine stetige Fortentwicklung. Neben ihnen ziehen abge sondert einige Wenige einher, die eine Trennung von Kunst und Innerstem nicht kennen. Religion, innerstes Sehnen, persönlichste Weltanschauung, das ist ihre Kunst, getragen von der Kraft der einheitlichen Persönlichkeit; sie sind die Starren, die von Unbeginn Persönlichen, sie gedeihen nur in bestimmtem Klima; immer Wucht, immer Persönlichkeit, hat sie die Zeit nie zersplittert, sie stehen vor uns wie fremde Wesen aus einer Fabelwelt, aus uralter Zeit; Schamanen, Zauberer, Priester und Kunder, diese starken, umgrenzten Ichmenschen. Ihre Worte klingen wie Erz, ihr Kommen bedeutet für uns ein In-sich-gehen und ein läuterndes Erwachen, und wir sollen sie in Ehrfurcht grüßen und ihre Lehren empfangen und denken: auch Du glühstest einst in Sehnsucht wie sie, auch Du fühlst schlummern in Dir noch das

Letzte und Höchste, und vielleicht fällt es dann wie Schuppen, und Du erkennst klarer, und Du nimmst etwas mit, wenn Du gehst. So haben auch sie ihre Bedeutung, und ihre Worte fallen wie frühlingswarmer Regen auf den jungen Acker.

So ist das Werk Melchior Lechters. Wenn wir ihn richtig verstehen wollen, müssen wir immer diesen Persönlichkeitsstandpunkt wahren, und immer müssen wir daran denken, daß er abseits von uns lebte, und daß allerdings so manches, was uns bewegte, nicht zu ihm kam, aber daß er wiederum nie aufhörte, mit Ernst zu suchen und zu fragen nach Dingen, die uns in dem großen Wirrwar entfallen waren. Erkennen wollen wir und nicht richten, nachschildern und nachschaffen, wie wir es gesehen.

* * *

Vom Jahre 1891 haben wir zehn Kohlezeichnungen und zwei Entwürfe für Radierungen; tropig, rauh und großartig die einen, zart und fein die letzteren. In diesen Skizzen von großem Umfange lebt eine gewaltige Einfachheit; ohne Rücksicht auf Kleinlichkeiten groß gedacht und groß durchgeführt. Blöcke liegen aufgetürmt, riesige Schluchten gähnen hinunter, und uralte Stämme liegen regellos gestürzt in der Einsamkeit der Natur. Es ist, als wolle der Künstler seinen gigantischen Geist dokumentieren, den Zug ins Große, den Willen zur Kraft. Und ein gigantischer Geist offenbart sich in diesen Skizzen. Sie atmen ordentlich die Freude an der michelangelesken Wucht, es ist, als ob plötzlich ein Athlet, ein Kraftmensch auf die Bühne springe und seine sehnenstrogenden Muskeln zeige. Und wie sind die Zeichnungen ausgeführt! Ein zackiger Strich, gleichmäßig ausgefüllt, giebt den breiten Schatten, der ruhig-kolossal auf der Fläche liegt; nirgends etwas Kleinliches, ein allzuängstliches Eingehen, der Block liegt da, als wäre er eben mit Gepolter dahingerollt und gebe damit schon einen Beweis seiner Kraft: seht, da bin ich, und ich bin stolz, daß ich so gigantisch geraten bin. So ragen sie in die Luft in ihren tropigen Steigungen, knorrig, starr, von der Tiefe zur Höhe, von der Höhe zur Tiefe, und so sind sie gezeichnet, geradezu heruntergeworfen mit einer fabelhaften Treffsicherheit, von breiter, farbiger Wirkung. Es ist eine Natur, wie geschaffen für einen einsamen Riesen, und dieser Riese würde sich wälzen und schreien: Donnerwetter, hier ist es famos!

Gegensätze und Differenzen; das Kraftgefühl wird unterdrückt und weicht einer leisen, zarten Ahnung, einem Schimmer von Frühling und Sonne, von Keimen und Knospen und vom ersten, frischen, blaßgrünen Schauer. „Morgentraumgluten“ und „Frühlingstraum“ zeigen diesen Übergang, wenn man ihn so nennen will; in Wahrheit sind diese Gegensätze

ja im Reine gleich; wie vorher war es die Aufgabe, eine Empfindung, die im Innern leise bebte, zum Tönen, zum zitternden Klingen, zum Mitschwingen zu bringen. Es ist eine zarte, dünne, feine Luft, die den Frühling und den Morgen in sich trägt, und ein Ton von wunderbarer Feinheit und Grazie liegt über den beiden Bildern. In ruhiger Pracht steigt der Morgen auf, umbuftet von Frische und Glanz, hell rieselt der Tau den Abhang hinab, und die zartgrünen Blätter und die weißen Birken erwachen und trinken den Morgen, es ist ein verhaltenes Klingen, als zöge ein Sänger langsam den Hügel entlang, und seine Laute begönne leise zu tönen, und er sänge ein Lied voll verheißender Kraft und Jugend. (Morgentraumgluten.) Und wieder ist es ein erstes Ahnen, das aus den Augen bricht, und ein schüchternes Sehnen und Singen, unsicher und gewaltsam. Und mit Wucht legt es sich um Deine Seele, und es kommt feierlich den Bach entlang, mit staunenden Frageaugen. Es flüstert der grünende Frühlingsbaum, wo eilst du hin, und die weißwollige Wolke zieht; zur fliehenden Quelle, wo eilst du hin? Und es drängt sich und quillt, und es wächst und enteilt, und der quellende Frühlingsbrodem steigt, und ein süßes Feiern vor dem Feste zieht durch die Luft: das ist der Frühlingstraum des Künstlers.

Zarte, kleine Frühlingsgedichte mit einem wunderbar tiefen Stimmungsgehalt sind es, die der Künstler hier in entschwebenden Tönen geschrieben hat; diese Bilder scheuen die Berührung und weichen zurück; mit feinem Grau und elegantem Schwarz, aus einer tiefen, einfachen Klarheit und Gläubigkeit heraus gezeichnet wirken diese beiden kleinen Bilder wie ein Hauch des Frühlings, den sie schildern sollen.

* * *

Dieser feine, empfindungsarte Ton klingt weiter; aber nicht mehr er allein. Es mischen sich andere hinein, es wird ein Akkord daraus. Und der Akkord zeigt eine modifizierte Grundstimmung. Nicht Frühlingsfrische ist es, nicht das feierliche Ahnen, wo der Wind stiller wird und anhält, als käme die Offenbarung des Erwarteten: Lechter zieht sich zurück. Bis dahin aktiv, wird er nun passiv. Die Überfülle drückte ihn und war ihm lästig, er sah zu viel des Neuen und Großen, und da schloß er die Augen und horchte auf sein Inneres. Und da hörte er ein Schwirren und verträumtes Schwärmen, als wäre etwas bis dahin in einem Winkel vergessen worden und führe nun ein abgeschiedenes Leben für sich. Etwas wie Whistler- und Ganderastimmung, das ist die Devise des Jahres 1892.

Da sind es ferne, entlegene Gegenden, wo die dunklen, grünen Massen der Bäume hineinragen in den lilagefärbten Himmel, wo Jungfrauen in

schleppenden Gewändern einhergehen, sich bücken und die blauen Blumen pflücken auf der Wiese. (Wunderwald.) Da wirft die Sonne ihren warmen Schein auf den Abhang, und breitruhige Schatten lagern am Walde. Ein ruhiges, warmes Sich-Bersinken, ein sanftes Wehen des Nachmittagswindes, wie wenn man von stiller Laube aus über das Feld sieht. Wundervoll weich liegt die Wärme auf der Wiese. (Nachmittag.) Oder das „Adagio misterioso“. Wir sehen hin und wollen es nicht sehen, und es löst sich allmählich vom Dunkel und starrt uns an. Ein Körper und dunkelrotbraunes Haar, und unten glüht es in Röte. Da steht es, brennend und schonungslos, und geheimes Grauen und Sehnsucht klopft und lockt und stößt zurück, und es zittert und starrt verloren; und allmählich löst es sich in leisen, erschauernden Tönen, das immer geflohene, tiefste Geheimnis. Aber es schwindet alles, die Sonne sinkt in rosa Bläue, und dunkel träumt schon der Busch. Es dämmert, und die Gefährtinnen finnen in Stille und die Winde gehen nur noch in ermattenden Schwingungen, und in matte Röte getaucht spielt das Wasser mit den Gräsern und den schlafenden roten Blumen. (Dämmerung.)

Eine verschleierte Traumstimmung liegt über diesen Bildern, ein Dämmern und ein verschlehtes Sehnen; Lechter will nicht den Eindruck wiedergeben, den z. B. das Frühjahrserwachen der Natur auf ihn ausübt mit seinem Zauber und seiner Frische, also das Außenleben, das Widerspiegeln eines Vorganges außer ihm; er zieht sich auf sein Innerstes zurück er sucht seine ureigensten, nur in ihm ruhenden und aus ihm entwickelten Empfindungen in malerische Stimmungswerte umzusetzen. Es wällt ein unendliches Meer von Empfindungen; andeutend und eindringlich klopfend naht es und löst die starre Seele. Damit ändert sich auch die Art der Darstellung. Von der fast japanisch anmutenden Freiheit und Grazie, die die beiden Entwürfe zu Radierungen aufweisen, kommen wir zu verschwimmenden Farbentönen, zu jenen wie durch einen Schleier gesehenen, sanft ineinander gezogenen Farbenakkorden, in denen eine Generalfarbe (rot, blau, dunkelrotbraun) als Leitmotiv dominiert.

* * *

Für die Entwicklung einer Persönlichkeit giebt es keine Abgrenzung nach Jahren. Boriges, Früheres mischt sich mit Neuem und spielt hinein. 1893 rückt Lechter langsam vorwärts, immer tiefer und tiefer hinein in sein Innerstes. Das Weiter gegen das vergangene Jahr besteht darin, daß er nicht in verschwimmender Melancholie der Farben seine Stimmung ausdrückt, die Grundstimmung seines Wesens; das Dargestellte wird konkreter, umschlossener; es bleibt zwar ein allgemeines Gefühl, aber eben keine

Grundstimmung, sondern ein bestimmtes, genau umrissenes Gefühl. „E-moll“, „Stille“, „Weiße Wolken“, „Blaue Blume Einsamkeit“, „Traumblüten“, „Muse am Meer“, „Inspiration“, „Musenhain“, das sind die Früchte dieses Jahres. Aber etwas Neues will werden, es regt sich verstoßen und immer klarer, es ist die Zeit der fallenden Blüten, wo die Seele gebären will und Großes kündigt. Es ist das Jahr des erwachenden Stils.

Du träumst und sehnst und blickst hinaus mit verzerrtem Auge, und zarte Wollust zaubert Dir Rosen und Duft und süßen Schmerz vor die Sinne und schmeichelnder Mohn steht Dir zur Seite. Du erglühst wie die Wolken am Horizonte und rosa Schimmer liegt weit vor Dir bis zum letzten, zum Tode. (E-moll.)

Ein stilles, feines Gefühl von Ewigkeit und Vergehen klingt aus in „Stille“ und „Weiße Wolken“. Da fällt die letzte Sonne in die Bucht und über dunkeltiefen Wassern liegt der breitende Ewigkeitshimmel, an rote Mauern schlagen die Wellen und weiße schwebende Gestalten ziehen darüber hin. Da ist es ein brennender Schmerz und die Ahnung von Werden und Vergehen und von dem großen Leide. Das Auge wird größer und starrt zu den ziehenden Wolken hinauf, und es fließt unhörbar der Quell, und er fließt dahin, und in ihm spiegeln sich die Wolken. Etwas konzentriert Tiefes, Getragenes, Ewiges, wie in einem abgeschiedenen Thal mit hohen Hängen und dem Bergsee. Und da blüht die „Blaue Blume Einsamkeit“. Du bist allein, Du Einsamer, so redet zu Dir die große Stunde. Und die blaue Blume blüht und leuchtet zu Tausenden am Boden; kein Weichen, kein Kopfschütteln, Du weißt es, so redet zu Dir die große Stunde, kein Abwehren. Und die blaue Blume blüht und leuchtet Die Ruhe sagt Dir, die endlose, Du bleibst allein und Du sträubst Dich nicht, es verdämmert im Abend hinter den Stämmen; und die blaue Blume blüht und leuchtet. Es sieht Dich mit blauen Augen an, mit heiligem, unweigerlichem Schmerzen und Schweigen — — Und die blaue Blume blüht und leuchtet — — —. Und da hast Du geträumt und sitzt zu Hause bei Dir am Schreibtisch. Kennst Du die leuchtenden Blüten, die „Traumblüten“? Rosaweiß winken sie aus weiten Gegenden, und Dein Sinn schmeichelt um Fernes. Ein Tiefes, Fremdes, Absonderliches küßt Deinen Sinn, und Du wandelst über gelbbrennende Hänge mit breiten Schatten über der Erde zu dem Busch mit den geheimnisprengenden Wunderdolben und trinkst ihren Duft und — — — — !

Dies Jahr bringt noch drei Bilder: „Muse am Meer“, „Musenhain“, „Inspiration“. Alle drei zeichnen sich durch einen vornehmen, grauen Silberton aus, der über den Farben liegt. Gelbe Wiese und blaues Meer

und blaßgrüne Stämme, und zwischen ihnen schreitet die ernste, die schlanke, die Muse. Ebenderselbe feine Duft webt im „MUSENHAIN“, wo sich die Musen wirkungsvoll-weich abheben vom blaugrünen Hintergrund der Berge und Schalen tragen und Lilien und Kränze. Und in der „Inspiration“ ist der Ausdruck zu elementarer Konzentration gelangt, derselbe, den wir auf einem späteren Glasbild wieder finden. Ein kraftvolles, übermächtiges Zugreifen und Gestalten zu brennender, packender Wiedergabe, halb Ingentum und halb Gedanke. In düstern, dämmernden Umrissen liegt das Reimende, und die Laute schweigt; wie aus der Ferne nähert, in zartem Verschwimmen nähert es sich und flattert, schon tönt es und ringt und bringt empor.

Es ist das Jahr des erwachenden Stils. In „E-moll“ bleibt der Stil einfach malerisch, im Hintergrunde verschwimmend; leise meldet sich das Neue in der stilisierten Gestaltung des Auges, des Mundes der sitzenden Gestalt. „Stille“ und „Weiße Wolken“ zeigen den weiteren Fortschritt, Lechter wendet sich der Gestaltung der Farbe zu, sie wird dick, fest, fast klumpig. Das endliche, sieghafte Durchdringen findet sich in „Blaue Blume“ und „Traumblüten“. Namentlich in den Bäumen hinter der Gestalt, aufrecht stehen sie da, ohne Krümmung, gebildet durch zwei deutlich sichtbare Striche, zwischen denen die Farbe dick eingetragen ist. Man sieht deutlich das Bestreben, nicht so darzustellen, wie es die Wirklichkeit in ihrer Mannigfaltigkeit zeigen würde. Das Symbolische fordert andere Ausdrucksweise. Lechter giebt nicht das unendliche Vielfältige, sondern das Eine; er zieht aus der Unsumme der Teilchen des Wirklichen, z. B. des Baumes, den Kern, die Linie, die gebildet wird aus dem Zusammenwirken des Einzelnen, alles ist, alles berührt, aber nichts Einzelnes, in jedem Teil eine Summe von Kleinem, ein Ganzes: Stil; das Wesen jedes Dinges, zurückgeführt auf das Ureinliche. Lechter destilliert sozusagen. Die Wiedergabe des Wesens eines Dinges ist immer das Ziel, mag man einwenden. Wenn ich einen Baum male, so wird das Gemalte eben ein Baum sein und nichts anderes. Ganz gewiß; aber die Art und Weise, wie ich dies zu erreichen strebe, ist grundverschieden oder kann es wenigstens sein. Der Unterschied besteht also in dem Mittel zur Darstellung. Noch stärker tritt diese Stillisierung, diese Umwertung des Gegebenen auf in den drei letztangeführten Bildern. Die Gestalt wird hier umrahmt von einer stark und energisch auftretenden Linie; die eingetragene Farbe ist zum Unterschied gegen die vorige, dickflüssige, leicht, zart, flach, von einem Schleier bedeckt. Weiter legt der Künstler Wert darauf, alles mehr flächenartig zu geben. Die Berge sind eine gleichmäßig gefärbte, glatte Fläche, die Gestalten nur wenig, andeutend modelliert. Und doch ist hier besonders auffallend wieder die

wunderbar sichere Zeichnung in den Körpern, in der bizarren, trefflich umgesetzten Wiedergabe des Heranschwebens der Gestalten auf der „Inspiration“. Die drei letzten Bilder sind überhaupt mehr gezeichnet als gemalt, virtuos gezeichnet. Eine prägnante Wiedergabe des Gedanklichen und ein nur saches Anklingen der Stimmung in den matten, graugetünchten Farben. Wie wenn jemand mit dem Wort genau präzisiert, was er ausdrücken will; nur durch das Vibrieren seiner Stimme in bestimmter Weise, bald zitternd-leise, bald anschwellend, setzt sich die Luftwelle in Bewegung und die giebt seiner Absicht erst die Nuance, die macht das Gesagte zum vollwertigen Ausdruck. Ich sagte, es ist die Zeit der fallenden Blüten; wer Augen hat zu sehen, der sehe.

* * *

Das Meer sammelt seine Kräfte, und der Orkan hält inne, um desto unwiderstehlicher zu rasen. Es kommt die Zeit der Stille, des Insißgehens, der innersten Prüfung. Man hält Musterung über seine Kräfte und fängt im Kleinsten noch einmal an. Lechter läßt alles fahren, was er bis dahin gefunden und malt Kleines, anscheinend Unbedeutendes. Elf landschaftliche Studien, „Frühlingseindrücke“. Nur ein Bild fällt aus dem Rahmen dieser Studien; „Morgen“ betitelt, stellt es das Keimen der Natur, des ersten Frühlings dar. Ein frischer, klarer Bach rieselt den Abhang hinab, und die Bäume atmen und strahlen, und Neues kommt und lacht und jubelt. Der silbergraugrüne Ton weist es in das vorige Jahr. Dem Stoff nach bildet es den Übergang zu dem Neuen. Lechter hält Heerschau über seine Kräfte, und mit unheimlicher Sicherheit trifft er das Richtige. Er fühlt, daß Stilisieren auf dem intimsten Kennen des Kleinsten beruht, und da läßt er Stil Stil sein und wendet sich zum Einfachen, Stillosen, Getreuen, der Natur zu. Seine Landschaften in Pastell bilden in dieser Hinsicht einen wichtigen Punkt der Entwicklung. Ein weicher, sensistiver Duft liegt über diesen Studien, die weiter nichts bezwecken, als unmittelbar Gesehenes getreu wiederzugeben. Leichte, duftige Schatten schweben darüber hin und hüllen sie in zitternde Geheimnisse voll berückender Feinheit. Willkürlich herausgegriffene Augenblicke der Natur in der verschiedensten Beleuchtung; ein Waldquell, eine Wiese, ein einsamer, verlassener Winkel. Zuweilen ziehen schwere, grundschwarze Wolken darüber hin und werfen dunkelnde Flächenschatten, und die Sonne sinkt, und gelb liegt der Himmel im Waldsee. Oder der Abendnebel schwebt, und gespenstisch ragt es in Riesen-umrissen hinauf, und der Wald verschwimmt und löst sich in leichte Flächen auf. Oder Blumen nicken am blauen Rande, traumschwer. Oder die Sonne liegt breit, mit platten, weichtastenden Schatten, und die Büsche

streuen Licht und Blüten und herrliche Süße aus. Oder zwischen Bäumen hindurch fallen die zuckenden Lichtstrahlen und tanzen auf der hellen Fläche und den Stämmen in zarten Lichtern. Mit Feinheit und Vertiefung sind diese Studien gemalt. Es ist wahr, wir haben Maler, die landschaftlich weiter kommen als Lechter; Leistikow, der andere große Stilist, und Ury, der sensitive Elegant, um nur einige zu nennen. Auch Dettmann, der große Virtuose der Landschaft, wäre hier anzuführen. Und andere. Aber doch haben diese Bildchen von Lechter etwas Apartes, Rührend-Einfaches, Kindliches; wie zarte, verschleierte Geheimnisse, Frühlings-Gedächte, in der Stille mit huschendem Stifte geschrieben. Kein Stil, kein Bergewaltigen, kein Beugen zum Zweck, einfachste, liebevollste Selbstlosigkeit in der Rekonstruktion der Natur. Das war das Jahr 1894, das Jahr der einfachen Farbe.

* * *

Die beiden letzten Jahre 1895 und 1896 bringen die Zeiten der Ernte und der vollen Früchte, des Zusammenrassens und der jubelnden Kraft. Der Lenker läßt die Pferde noch etwas tänzeln und ihre Kraft üben, ehe er die Zügel strafft und in rasendem Galopp zur Höhe fliegt. Erst noch ein Probieren an Fremdem. Lechter zeichnet Kartons im frühgotischen und romanischen Stil, beide trotz der Anlehnung an Altes selbständig in Muster und Anordnung, beide in der Ausführung von einer stupenden Sicherheit, einfach und klar bis ins Einzelne trotz der Mannigfaltigkeit und von stolzer Wucht. Und dann folgen Schlag auf Schlag seine Entwürfe und Zeichnungen zu Glasgemälden, jedes ein unfehlbarer Treffer. Man sehe sie sich an, diese Vorlagen, sie wirken schon als Entwurf in Farbe und Ausführung so wunderbar eigenartig, daß sie mit Fug und Recht als Gemälde behandelt und eingerahmt werden. Der Künstler spielt virtuos auf der Skala der Empfindungen, und die Fähigkeit, das Gewollte in der dem Material und der Technik eigenen, vollkommensten Weise darzustellen, wetteifert mit dem geistvollen, originalen Inhalt. Herbe, heilige Größe (St. Michael), unnennbare Kraft und Wollust und machtvolle Glut (Tristan-entwurf), und dann wieder entsagend und sehnsuchtschwanger und schauernd (Entwurf zum Bücherzimmerfenster). Und so geht es hinauf, ein Wachsen von Aufgabe zu Aufgabe. Da begegnen wir dem schon früher (1893) angefaßten Stoff „Inspiration—Vision“, Entwurf für Schlafzimmereubelins. Genau aus dem Material heraus und für das Material gearbeitet. Im tiefsten Innern schläft es, und Du sinnst am Tage und denkst an Anderes, und wenn das Dunkel seinen Mantel um Denken und Sinnen schlägt, dann seufzt es leise und löst sich, und es strömt und quillt: wie ein Schatten zieht es vorbei. Es folgen zwei Glasgemälde, Zeichnungen für eine gotische

romanische Stil ist fortgebildet in origineller Weise, und jedes Fenster packt wieder im Innersten und zeigt, daß der Geist, der dies geformt hat, ein durchaus moderner ist. Sprüche flechten sich hindurch, und sie tragen das Gepräge des Nietzsche'schen Geistes; ich erwähne das Fenster: „Große, goldene, hehre Blumen ragen zu der Sonne auf“, wo außerordentlich hinreißend das Streben der Blumen zum Lichte, und damit jedes Sehnen hinauf zum Höheren, was man sich auch darunter vorstelle, zum Ausdruck gebracht ist. „Das macht so schön die halbverwehten Klänge“, in bizarrer Weise klingt das Schweben und Dämmern der Töne in das Bewußtsein. „Nacht ist es, nun reden lauter alle springenden Brunnen“, man braucht diese Sprüche nur anzuführen, und man weiß, was die energisch liebevolle Hand des Künstlers daraus hervorholte. Und es sind keine bloßen Devisen, mit denen der Künstler seine Schwächen verdecken wollte. Es ist eine gleiche Begabung, ein Mitzittern des Eigenen im Fremden, eine tiefgründige, innerste Verwandtschaft. Umrahmt sind diese Zeichnungen von einfachen, passenden Ornamentverzierungen. Dieselben Entwürfe sind farbig ausgeführt, und man kann sich da einigermaßen einen Begriff machen von der heimlichen Pracht dieser Wunderwerke. Es sind da noch andere, nur farbig ausgeführte, auch für das romanische Haus, die alle dieselben Vorzüge der kraftvollen Zeichnung, der stilvoll angewandten Ornamentik, der tiefwahren, elementar-wuchtenden Empfindung und der glutenden Farben aufweisen. Ebenso wie das Ex libris, das mit einer entzückenden Feinheit gezeichnet ist. Ein Experiment, und ein in jeder Beziehung durchaus gelungenes, ist der Versuch, einen Engel mit weißen, langen Flügeln in eine Rosette hineinzubringen.

Es schlagen die letzten Stunden. Noch zwei Bilder, „Schattenland“ und „Orpheus“. Ein tiefer, gelbroter Himmel, und aus dunklen Gängen leuchten rotbraune Büsche. Dort ragen die schlanken Bäume, die die blauen Blumen tragen. Die Farben brennen mit einer unheimlichen Glut; das Sehnen zum Wunder. „Orpheus“ ist wie ein leises Bekenntnis aus kraftvoller Seele, beglückend und stolz und schmerzvoll. Das Ziel ist gefunden; dem Künstler klingen die Weisen fremd und lieblich und wunderbar von oben. Aus seinem glutgefüllten, sehenden Auge leuchtet und bricht das endliche Erkennen. Hinter den Bäumen, den breiten, da ruht lila der Himmel, und es streifen nur noch die schwarzen Todesblumen das Gewand. Ein Hymnus ist es, ein Strom nach oben, voll Andacht und Größe. In diesen beiden letzten Bildern ist die Technik sehr interessant. Es ist ausgesprochen dekorative Konturmalerie, und mehr noch, es ist zugleich die wunderbare Wärme der Glasfenster darin. Namentlich im „Schattenland“ ist die Farbe so dick und leuchtend aufgetragen, daß man an die alten

Gemälde auf Holz und Kreidegrund denkt. Dies intensive Leuchten ist Lechter besonders gelungen. Es sieht beinahe wie Glasur oder Email aus. Der Vollständigkeit halber erwähne ich noch die eigenartig altertümelnden, modernen Bucheinbände.

So klingt es zum Schluß zusammen; es ist das leise, empfindungs- warme Tönen wie einer Orgel zum Zeugnis einer tiefen, ringenden Menschen- natur. — — — — — Langsam schwebt es und geheimnisvoll. — — — — — Und das macht so schön die halbverwehten Klänge.

* * *

Überblicken wir noch einmal die Technik. Feinheit und japanische Zartheit war in den Radierungen von 1891 und das Streben, einen Gedanken prägnant zu formen. Und in den Landschaften lebte ein sicherer, kraftvoller Zug ins Große. Wir haben damit die Vorbedingungen der dekorativen Kunst. Der Ton wird weich und ohne Kontur, lässig-schmeich- lerisch, wie schmerzhaft verzogene Lippen. Der Pinsel giebt keine einzelnen Striche, sondern sanfte, weite Flächen. Eine Ahnung von Pleinair, und die Farben beginnen mit einander zu spielen und zu kosen. Aber ein Dämmererschleier umhüllt die Farben, die leuchtenden. Und dann fängt das Stilgefühl an, in seinen Bildern sich vorzudrängen, erst schüchtern, dann stärker, erst bei Kleinem, bei den Bäumen, dann bei Schwierigerem, bei der menschlichen Gestalt. Nur ab und zu begegnen wir dann noch einer rein malerischen Auffassung. Im Ganzen wird die Technik dickflüssig, mit kräf- tigen, immer deutlicher auftretenden Umrissen. Die Flächen werden fest umgrenzt und breit und gleichmäßig-eben hingestrichen. Noch einmal kommt die eigentlich malerische Weise zum Durchbruch. 1894. Sein ganzer Malerdrang tobt sich hier aus, und es entstehen die wundervoll intimen, leise hingehauchten Stimmungen, die wir kennen. Es scheint, als schlummerten die Farbentöne; blaugraue Stämme und leises, flirrendes Sonnenlicht. Lechter studiert die Farbe. Und damit endet es. Es kommt das Jahr des siegreich zur Herrschaft gelangten Stils. Lechter waltet nun wie ein Herrscher. Eigenste Rücksicht auf das Material paart sich mit verblüffender Sicherheit und Kühnheit, immer klar, einfach, dekorativ, philosophisch-monu- mental. Es wird die Summe gezogen aus Probieren und Üben und Suchen der vorhergehenden Jahre, und daher trifft der Künstler immer. Mit welcher sicherer Empfindung sind die Farben zu einander gepaßt und in Kontrast gebracht, alles hat seine Bedeutung und alles seine Beziehung zum Ganzen. Daher diese köstliche Einheit in all seinen Werken. Das macht auch schon die bloßen Entwürfe zu kleinen Kostbarkeiten.

Wir haben den Weg verfolgt, wir haben versucht einzubringen, und da finden wir, daß Lechter trotz mancher hervorragenden Feinheiten, namentlich in seinen landschaftlichen Studien, eigentlich nicht das ist, was wir unter „Maler“ verstehen. Wenigstens das nicht in dem Maße wie etwas anderes. Wir haben dagegen gesehen, daß er immer eine lebhafteste Neigung besitzt zum Stil, zum großen, originellen Zuge, zu breiten Flächen und leuchtender Farbe. Schon von Anfang an, und wenn er abbiegt, dann thut er es mit bewusster Absicht, des Studiums wegen. Daher ist Lechter ein dekoratives Genie. Und gerade seine Fähigkeit zu tiefinnerster, symbolischer Darstellung feiert hier hohe Triumphe. Und ist nicht Kunstgewerbe zum gut Teil Symbolismus? Das befähigt ihn gerade ausnehmend zum Kunstgewerbe. Und daß er Wagner und Nietzsche so kraftvoll zum Ausdruck zu bringen vermag, daß er ein denkender Künstler ist, und daß er die Töne so tief zu künden vermag, und Zarathustras Bekenntnisse ihm ein vertrauter Besitz sind, das macht ihn mir lieb und wert und zum Herzenskunder. Und auch er hat sich durchgerungen zu dem freudigen Ja! Sein letztes Schaffen, das reine, technische Schaffen, nicht der Stoff, ist ein explosives Drängen, ein Trieb zur Kraftbethätigung, zum Schaffen. Es fehlt mir das Tanzen noch und das Lachen; der große Ringende ist noch nicht der große Freudige; das Kameel ist zum Löwen, noch nicht zum Kinde geworden. Aber es liegt in ihm und keimt und „will hinauf zur Sonne“, und schon ist es eine Freude, seine Technik zu sehen. Schon schimmert das Volle, das Höchste in seinem Werk. Ein Dichter ist er und ein Denker, er kennt und er kann. Und dies Zusammentreffen sollen wir feiern. Und daß er gerade kam, als die Zeit danach rang, und die Frage nach einer dekorativen Kraft immer brennender ward, wo andere nur tastende Versuche machten: das stellt ihn in die allererste Reihe und macht ihn so eminent modern.

* * *

Es ist ja wahr, was so viele munkeln von dem großen Einfluß anderer auf Lechter und von seiner „Abhängigkeit“. Jeder, der Böcklin, Klinger, die Präraphaeliten, die Symbolisten, Thoma und wer weiß noch wen kennt, wird ihre Spuren bald mehr, bald minder deutlich auf Lechters Gemälden wieder finden. Aber immer ist es etwas Eigenstes, Persönliches, das allem zu Grunde liegt. Und ich rechne ihm das hoch an, daß er die Meister seiner Zeit so wohl studiert. Denn er kann auch seinen Wert dazu geben. Ich liebe diese Kerle, die alles in sich aufnehmen und doch sie selbst bleiben. Nur aus ihnen können sie kommen, die großen Ränder und Zeitbefreier. Und wenn der Strom breit und mächtig strömen soll, muß

er viel Nebenflüsse in sich aufnehmen. Diese Geister verbinden das Getrennte und heben die Zeit empor. Ich will auch keine Ziele zeigen, keine Vorbilder nennen, die Wegweiser seien zum Produktiven: Wer gebären kann, der gebiert. So dringt sein Sehnen, das an Ewiges pocht, zum Stil, und von da weiter zum Dekorativen, zum Kunstgewerbe, und was er hier schafft, ist ureigen, originell. Hier redet eine vornehme, adlige Kunst. Mögen andere da klauen und Abhängigkeiten notieren, vielleicht auch Nachahmungen; cui bono? Die Kunstgeschichte richtet auf Grund anderer, ausführlicherer Akten doch anders; und was nützt uns die Kunstgeschichte? Seien wir ehrlich, wir müssen uns gewöhnen, uns selbst zu leben, nur unserer Zeit, erst dann kommt die Frische, der Frühling. Und es melden sich schon so schöne Anzeichen, daß die Künstler über das Gewesene hinaus wollen; und das kann nur geschehen unter Mitwirkung des Kunstgewerbes; das Kunstgewerbe ist begründet im Stil, und Lechter hat einen Stil. Ich rede ja nicht der Unwissenheit das Wort; ich denke ja an so manche feierlich-heimlichen Stunden von früher — und noch immer genieße ich sie —, wo ich mich versenkte in das Gewesene, und jenes empfangende Bittern über mich kam. Und wir müssen noch die alten Kunstwerke kennen, schon der Abwehr wegen. Aber dessen müssen wir uns klar sein, daß die wahre Vertrautheit mit der Kunst, mit der Zukunft der Kunst erst beginnt, wenn man mit dem Alten, Vergangenen auch zu spielen und sich darüber lustig zu machen vermag. Erst der genießt ein Kunstwerk voll, der zum Tiefsten zu steigen und zugleich zu lachen versteht. Wer das Leben im Innersten mitlebt und doch über diesen herrlichen, verfluchten Unsinn des Daseins jupiterähnlich mit Lachen sein Haupt schüttelt, erst der wird ein zielweisender Ränder des Herzens. Erst da beginnt die große Freiheit und das naive, unbesorgte Schaffen und das ununterbrochene Auf-den-Markt-werfen des neuen Erzeugten. Und darum soll man den Künstler gehen lassen, seine eigenen Wege, und ihn nicht einengen mit Hinweisen und Fesseln. Und wo sich etwas regt und nach Gestaltung ringt, da soll man helfend und verstehend eingreifen und es in Worten künden. Vielleicht fällt da ein Korn auf empfänglichen Boden, und ein heimliches Band wird gesponnen zwischen Künstler und Publikum. Damit ist der Boden für eine günstige Weiterentwicklung, für die Lebendigkeit derselben geschaffen, weit mehr wert, als wenn Herr Schulze mit dem erhebenden Bewußtsein Kunstwerke betrachtet: Das soll das bedeuten, das hätte er lieber so machen sollen, das hat Ury besser gemacht, das hier hat er von Böcklin. Auch mehr wert, als daß Herr Schulze nun von dem Leben des Künstlers, von der Einrichtung seines Hauses oder von seiner Familie erfährt. Und beides sagt ihm genau, — nicht er selbst, sondern ein anderer — er muß das

Publikum sich als dritte Macht neben Künstler und Kritiker stellen und nicht von letzterem erst seine Weisheit empfangen. Ich habe hier vielleicht mehr gesagt, als her gehört; das Wort vom Überströmen des Herzens wäre auch hier, bei den Schlusausführungen am Plage. Und ich nehme nun einmal lieber als alles zerstückelte Einzelne die Person und das Webende, Tiefe dahinter. Und Lechter ist ein ganzer Kerl; und da er zu der Art derer gehört, wie wir sie lange nicht besessen haben, und nach denen wir uns sehnten, darum sollen wir auch auf ihn stolz sein, und wir können nicht tüchtig genug auf ihn stolz sein.





Nansen und Annunzio.

Von Richard Schaukal.

(Dram.)

Nicht von Büchern wollte ich reden, sondern vom Leben. Aber weil ich die Bücher las, kam ich zu meinem Wollen. Es sind große, vornehme Schöpfungen, nicht bestimmt, von den ecken, schmutzigen Fingern der Allermeisten gegriffen zu werden. Und Wenige werden sie begreifen. Sie sprechen vom Weibe und vom Manne, immer nur von dem einen Weibe, an dem der eine Mann lebt, und sie sprechen wahr und hoch vom Weibe, weil sie das Weib begreifen als die Trägerin des Unsterblichkeitsgedankens. Sie schmeicheln dem Weibe nicht, wie es die „Beliebten“ thun, ihre Schöpfer sind freie Künstler, die unter dem feierlichen Zwange der Notwendigkeit schaffen, ihre Schöpfer haben durch das Weib gelitten, vom Weibe haben sie gelebt: die Sphinx des Lebens ist ihnen das Weib, die Schönheit, der wir alle entgegentingen, das uns hinarziehen soll, das uns adelt und klärt. Peter Nansen ist langsam zum „Gottesfrieden“*) gekommen. Von der Blasphemie des überjungen Eroberers, durch die zärtliche Lüsternheit und sinnliche Mystik der „Maria“ zu den langen, thränenfeuchten Blicken ins Tagebuch der kindlichfreien, unschuldig-unkeuschen „Julie“ und endlich zur höhenlustreinen Frühlings Schönheit seiner Müllerstochter. Aber nicht von seinem Werden wollte ich heute reden, sondern vom Leben. Und weil ich „Gottesfrieden“ las, kam ich zu meinem Wollen.

Der Tag peinigt uns. Entweder rauscht sein starker Flügelschlag an unsern achtlosen Ohren vorbei, wir wandeln oder rasen an den Dingen hin, wir sehen sie, ohne sie zu schauen, wir mühen uns in Plagen, die uns nichts verklären, wir werfen uns auf Verbrauchtes, fadenscheinig Getretenes und erwerben uns den stumpfen Schlaf des „Tagewerkes“ — oder wir liegen in Unthätigkeit und horchen dem Eisenschritt der Stunden, fürchten uns vor diesen zermalmenden Tritten, fürchten uns vor der Fülle der Dunkelheit und den unzähligen Stimmen der Stille und weinen die

*) Berlin, S. Fischer, 1896.

brennenden Thränen der thränenlosen Augen in unser gemartertes Innere. Wir fliehen dann diese gräßlichen Stunden, wir eilen zu den Menschen, den vielen Gesichtern, den vielen Lichtern, den Blumen, den Tönen, den funkelnden Steinen — wir lachen und reden, und plötzlich kommt so ein Moment des Stillewerdens um uns her, der Moment da wir uns ganz entfremdet reden und lachen hören, reden mit fremden Worten, lachen mit fremden Mienen, der Moment des großen Ekels, der roten Scham. Und dann gehen wir ganz fort, auf die hohen Berge, von wo aus wir die kleinen, alten, heimlichen Städte sehen und das weite Wasser, das uns trennt von dem „Tagwert“ und der „Gesellschaft“. Wir wollen allein sein und unerkannt wandeln unter lieben, alten Erinnerungen, an Kirchhofmauern und bunten Scheiben, und von Bergesgipfeln in die Fernen sehen, in die ewige Sonne, in das Nahen und Wenden und Dasein der Jahresläufte. Die Mühle haben wir zum Stehen gebracht, ihre langen, mächtigen Flügel an die Bretter genagelt und Blumen gepflückt zu Füßen der Liebe. An den Mühlenflügel gelehnt, gegen das Sonnenrot steht die Müllers-tochter, und sie ist dem Mühseligen und Beladenen bestimmt, sie wies ihm Ziel und Ende seines Daseins, sie ist ihm der Zweck seines Werdens, ihr eignet er, ihr giebt er sich, wie sie darnach zittert, sich ihm ganz zu ergeben, in ihrer jungfräulichen, reinen, heißen, starken Lebensfülle Aber der Wind ruht nicht, und der erblindete Müller spielt an der Mühle, die Flügel raffen sich auf, sie drehen sich wieder, das Leben läßt sich nicht nageln und fesseln, über die Müllerstochter weg fordert es seinen Sklaven . . .

Das ist es, was ich vom Leben sagen wollte. Und ich sagte es, weil ich „Gottesfrieden“ gelesen. Und ich habe Euch auch das Buch erzählt.

Weit stärker an den Nerven reißt „Der Unschuldige“ des D'Annunzio^{*)}. Ich habe das starke schwere Buch mit steigender Spannung fast in einem Zuge gelesen. Aber ich wünsche es mir nicht zum zweiten Male, wie ich mich auf den „Gottesfrieden“ schon freue. Wenn es auch keinen geringeren Künstler zeigt. Im Gegenteil. D'Annunzios Größe zu preisen, wäre ein lächelnswertes Beginnen. Er ist gewaltiger, überrumpelnder als der feine, zierliche Nansen. Und vom Leben weiß er mehr, unendlich mehr zu sagen. Der Nansen des „Gottesfriedens“ feiert in blühender Lyrik den Beruf des geliebten Weibes. All die Frauen, von denen ihr der Geliebte erzählt, kann ihm die ruhig lächelnde Tochter der Höhe verzeihen. Die haben ihn nie geliebt, und er hat sich an keine gegeben. „Aber mich würdigst Du Deines Unsterblichkeitsgedankens. Ich darf Dir den Sohn gebären.“ Und

^{*)} Berlin, S. Fischer, 1896. Einzige autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von M. Gagliardi.

als sie sterbend ihn anblickt, ist die große unsägliche Trauer in ihr um ihr verfehltes Hoffen. Er hat ihrer Jungfräulichkeit geschont und sie warten lassen, warten bis zum Brauttage, dem Todestage D'Annunzios Juliane ist nicht so einfach und die Leiden des Tullio Hermil sind nicht so elementar. Nansens Buch ist Menschenflucht, Liebe und Scheiden, getäuschtes Hoffen, ödes Weitertröten. D'Annunzio zermalt die Nerven des Lesers mit den Qualen dieses unseligen Tullio, der seine Juliane liebt, an seinem größeren Egoismus jedoch sich verzehrt, an seinem größeren Egoismus sein Weib langsam röstet, seine Mutter betrügt, seinen Bruder täuscht und sein Kind tötet Der Mann, der seine Frau nach zärtlichsten Liebesjahren verläßt, in der Eier seiner Lüste die Märtyrerin an seiner Seite zur Schwester maskiert, und an ihr so lange sündigt, bis sie selbst einer Schwäche sich ergiebt, er leidet unter dem unerforschlichen Leben, dem er mit aufgerissenen Augen zustarrt, und über dessen graufigen Anblick er sich die Haare rauft.

„Ich sah in mir und der Frau, die vor mir hingestreckt lag, nur das menschliche Leiden, die ewige menschliche Misere, das Unheil, das die unvermeidliche Sünde anrichtet, die Beschwerde, die unsere tierischen Triebe verursachen, den Schrecken des Verhängnisses, das schon an den Wurzeln unseres Seins unabänderlich haftet, und all das physische Elend unserer Liebe“

„So ist es denn wahr,“ ruft er aus, „daß auf dem Grunde jedes Gefühls, das zwei menschliche Kreaturen mit einander verbindet, das heißt zwei Egoismen einander nähert, sich ein Keim des Hasses verbirgt? . . .“

Wir lieben und verlegen, wir wechseln und wanken in unsern Wünschen für die andern, wir pflegen mit rührendster Sorgfalt die Opfer unserer Eigenliebe, wir küssen die Wunden, die wir roh geschlagen, wir rennen uns das Haupt gegen die Wände der Notwendigkeit und beschuldigen grimmig die Konsequenzen unserer Elendigkeiten, wir belügen, betrügen und kränken die Heiligsten unter den Guten, weil wir nicht anders können, soll die Schande verborgen bleiben, wir achten auf unsere geheimsten, feinsten Nuancen in Minne und Gebaren, daß wir uns nicht vor denen verraten, die unsere verborgensten Regungen kennen sollten, uns zur Sühne für all unser erbärmliches; selbstverschuldetes und doch wieder nicht verschuldetes, weil so unentrinnbares Leiden — töten wir den Unschuldigen, das Kind, den Keim, das hoffnungsreiche Keis künftigen Geschehens, die Stütze der müden Glücksgedanken von alten, schwergeprüften und leidenverbeißenden, großen Menschen. Wir zimmern uns im Schweiß unserer Sünden das Schaffot, auf dem wir leiden müssen.

Wir horchen auf unsere flüsternden Bosheiten und Niedrigkeiten, wir

heben die zitternden, zagenden, unreifen Gedanken unserer Vollendung, unseres Besser- und Schönerwerdens in die kraftlose Aprilsonne der Stimmung, wir straucheln über die herabgesunkenen Wäschestricke, auf die wir unsere Atavismen zum trocknen gehängt, und aus dem Ganzen machen wir uns einen Roman, wir objektivieren uns stündlich mit geheimer Schöpferfreude und eitler Kinderrei, wir zerfasern die armseligen Reste naiven Empfindens, und krank und bleich trotten wir weiter auf der staubigen Straße.

Sprach ich vom Leben? Ja, und so hart mußte ich sprechen, weil ich vom Lesen des „Unschuldigen“ kam.

Und in beiden Büchern lebt der Mann nur am Weibe. Sein höchstes Glück, das wie Verchentriller ist und wie Schwalbenflug im Vorfrühling, ist ihm sein Weib, wenn er's liebt als ein Neuer, ein Genesener, ein Wiedererstandener. Und sein traurigstes Unglück ist ihm das Weib, wenn es ihn verrät, wenn seine Küsse erlogen sind, wenn sein Leib den Ewigkeitsgedanken eines Anderen trägt. „Nichts Traurigeres konnte man sehen, als diese zarten leblosen Federn, die hier und dort an dem Thone haftend, in der Luft zitterten.“ Verlassene Nester. Matte Sonne. Und Schwalben, die sich zum Herbstflug sammeln.

Warum träumen die Menschen immer vom Frühling das Höchste? Weil das Leben, das sie immer und immer narret, im Frühling die reizendste Maske trägt?

Sprach ich vom Leben oder von Büchern? Weil ich von Dichtern kam, sprach ich vom Leben. Das ist ja das Große am Künstler, daß er uns immer das Leben zeigt, uns immer auf das Leben weist, das unbegreifliche, niemals ermattende, unheimliche, grausame Leben.





Die Ursache der heutigen Nervosität.

Von Josef Luz.

(Wiesbaden.)

Mit dem Worte Nervosität erlaube man mir nicht nur den krankhaften Zustand dieses Namens im engeren Sinne, die Neurasthenie zu bezeichnen, sondern alle nervösen Übel geringeren und stärkeren Grades in ihm zusammenzufassen, wie sie heute in so erschreckender Weise die zivilisierte Menschheit beherrschen und noch immer mehr zunehmen trotz der massenhaft entstandenen Kaltwasserheilanstalten, trotz Kneipp und seiner Lehre von der Mheilkraft des kalten Wassers und allen anderen Aposteln der Naturheilmethode.

Um den wahren Grund der heutigen Nervosität kennen zu lernen, müssen wir die Entstehung jener nervösen Leiden selbst ins Auge fassen, die heute so stark grassieren, wie Neurasthenie, Kopfschmerz, Migräne, Krämpfe, Schwindel, Neuralgien, Hypochondrie, Hysterie, Epilepsie, Melancholie u. a. m. Wie Dr. Dyes in Hannover schon gezeigt hat, sind sie sekundär, Folgezustände der Bleichsucht oder Blutarmut.*) Damit würde ja auch die Thatsache stimmen, daß die Zunahme der Nervosität mit der Zunahme der Bleichsucht und Blutarmut zusammenfällt; denn auch diese Leiden haben heute eine erschreckende Verbreitung gefunden. Den Namen „Blutarmut“ kannte man vor 50 Jahren ebensowenig wie die Krankheit selbst, und dieser Name ist ein Beweis, wie wenig man das Wesen derselben gekannt hat, als man ihn erfand.

Dr. Dyes, dem zuerst ihr Wesen klar wurde, hat ein Broschüre: „Die Bleichsucht, die sog. Blutarmut und der Schlagfluß“ schon vor Jahren im Verlage von Ernst Mohrmann, Stuttgart, veröffentlicht. Dr. Schuberts erfolgreiche Untersuchungen haben seine Lehre durchaus bestätigt, wie derselbe in zahlreichen Schriften wissenschaftlichen Inhalts, zuletzt in einem größeren Werke „Die Blutentziehungskuren“ (bei Mohrmann, Stuttgart) dargethan hat. Nach dieser Lehre besteht das Wesen der Bleichsucht und Blutarmut in schlechter Beschaffenheit des Blutes und damit zusammenhängender

*) Auch Prof. D. Rosenbach erklärt die Neurasthenie mit der Bleichsucht für identisch.

mangelhaften Cirkulation desselben. Das gesunde Blut ist eine in den feinsten sog. Haaräderchen leicht durchgehende Flüssigkeit, bestehend aus $\frac{1}{3}$ Blutwasser (Serum) und $\frac{2}{3}$ Blutkörperchen, mikroskopisch kleinen Zellen von roter Farbe, die trotz ihrer Kleinheit in den äußerst feinen Haaräderchen, die z. B. die Körperoberhaut durchziehen, seitlich zusammengedrückt werden, um durchfließen zu können. Im gesunden Blute befinden sich aber auch eine geringe Menge (3—5%) weiße, d. h. farblose Blutkörperchen. Nach der Ansicht von Dr. Dyes stellen diese die verbrauchten roten Zellen dar, die, abgestorben, der Ausscheidung harren; welche Ansicht die genaueren mikroskopischen Untersuchungen Dr. Schuberts, die ihn zu ganz neuen Anschauungen über das Blut geführt haben, vollauf bestätigten. Die Ausscheidung dieser verbrauchten Teile des Blutes besorgen die deshalb sog. Ausscheidungsorgane des Körpers, die Schleimhäute der Atmungsorgane, des Darms und der Nieren, vor allem auch die Schweißdrüsen der Körperoberhaut, die alle diese Stoffe als Schleim, Schweiß u. s. w. aus dem Körper führen, und zwar im normalen Zustande analog der immer thätigen Neubildung und ebenso dem Verfall der Blutkörperchen, fortwährend, aber unbemerkt. Nur zu gewissen Zeiten des Jahres (Früh- und Spätjahr) und des Lebens (Entwicklungs- und Wechseljahre), wo eine vermehrte Neubildung und demnach vermehrter Verfall des Blutes stattfindet, harren größere Mengen abgestorbener Blutkörperchen der Ausscheidung, diese ist intensiver wie sonst, was sich in bemerkbarerm Schweiß oder Schleimabfluß, d. h. in katarthalischen Neigungen der Atmungsorgane, der Nieren oder des Darms zeigt. In diesen Zeiten nun ist der Körper, wie allbekannt, den meisten Schädlichkeiten zugänglich, und der Grund davon ist die Verschlechterung des Blutes infolge der massenhafter als sonst vorhandenen abgestorbenen (weißen) Blutkörperchen.

Ist der Körper an sich leistungsfähig genug, so wird er die vermehrte Ausscheidung zu den genannten kritischen Zeiten ohne größere Beschwerden und ohne Nachteile besorgen, vorausgesetzt, daß keine störenden Ursachen, wie starke Erkältung, seelische Einflüsse ungünstiger Art u. s. w. eintreten, die eine hemmende Wirkung auf die Ausscheidung ausüben, indem sie das Blut von der Oberhaut des Körpers und anderen Ausscheidungsstellen weg nach dem Innern zu drängen; die Erkältung z. B., indem sie durch Kältereiz die feinen Haaräderchen der Körperhaut dermaßen verengt, daß das Blut nicht mehr in ihnen zirkulieren und also nicht mehr die verbrauchten Zellen durch die Haut ausscheiden kann. Dafür wird das Blut nach dem Innern des Körpers gedrängt, wo bald infolge der Überfüllung kongestive Zustände eintreten müssen, sofern nicht bald wieder durch Heileingriff oder Selbsthilfe der Natur die Hautäderchen erweitert und der

Strom des Blutes zu ihnen hingelenkt wird, so daß die Ausscheidung wieder beginnen kann. Ist dies nicht der Fall, so wird die Natur zwar oft versuchen, sich selbst Hilfe zu schaffen, indem an die Stelle der Haut andere Ausscheidungsorgane treten, um in verstärkter Arbeit das Blut zu reinigen, z. B. indem ein Katarrh der Aftungsorgane oder des Darms u. s. w. entsteht, dessen Heilung naturgemäß durch Wiedereinsetzung der Haut in ihre Funktion, d. h. durch eine Schwitzkur geschehen muß. Treten aber keine anderen Ausscheidungsorgane für die Haut ein, dann entstehen bald Entzündungen und Kongestionen, sei es im Gehirn, in der Lunge, im Darm, in den Nieren, ebenso auch Influenza, Rheumatismus u. s. w. Werden diese Krankheiten nicht geheilt, was durch Mittel geschehen muß, die das Blut schleunigst von den inneren Organen nach der Haut hin ablenken, die Haaräderchen derselben erweitern und sie in Schweiß bringen, und tritt dann nicht der Tod ein, oder macht sich nicht das Blut durch eine Aderzerreißung von selbst Luft (Schlagfluß, Nasen-, Magen-, Lungenbluten), dann muß sich ein dauernd krankhafter Zustand bilden infolge der zahlreich vorhandenen abgestorbenen Zellen im Blute, die sich immer noch vermehren, da sich fortgesetzt neues Blut bildet, das alte fortgesetzt abstirbt, aber nicht genügend ausgeschieden wird. Dieser krankhafte Zustand kann die (chronische) Form des überstandenen aber nicht geheilten Leidens annehmen, oder allgemein als Blutarmut auftreten, die selbst aber auch ohne vorhergegangene akute Krankheit, ebenso wie die Bleichsucht, z. B. durch Vererbung u. s. w. entstehen kann; auch infolge nicht gründlich geheilter Leiden, wo noch größere Mengen abgestorbener Zellen im Blute vorhanden sind, und der Körper von der Krankheit her noch sehr geschwächt ist, sodaß er dieselben nicht genügend ausscheiden kann. Diese weißen Blutkörperchen haben nämlich eine zähe, klebrige Beschaffenheit, sie bleiben deshalb beim Durchfließen des Blutes durch enge Gefäße, wie die Hautäderchen, leicht an den Wänden kleben und veranlassen so bald eine Hemmung der Blutzirkulation in ihnen, sodaß gerade wie bei der Erkältung, das Blut nach dem Innern des Körpers gedrängt und die Haut ausscheidungsunfähig gemacht wird. Dies hat eine immer weitergehende Vermehrung der weißen Zellen und damit fortschreitende Verstopfung der Adern, zunächst der Haut, dann auch der anderen Teile des Körpers zur Folge, und da diese Verengerung langsamer vor sich geht als bei der Erkältung oder Gemütserschütterung, so wird der Verlauf der Krankheit auch von vornherein langsamer, ein chronischer sein, wie dies bei der Bleichsucht und Blutarmut der Fall ist. Solche Kranke haben aber nicht zu wenig Blut, höchstens partiell in der Haut, die deshalb bleich und kalt ist (letzteres hauptsächlich an Händen und Füßen), aber dafür ist eine Überfüllung der inneren Organe des Körpers mit Blut vorhanden,

die dann alle jene Folgezustände der beiden Krankheiten hervorrufen: Herzschwäche und andere Herzleiden, weil der Blutdruck zu stark auf dem Herzen lastet, das zudem noch größere Arbeit wie in gesunden Tagen zu verrichten hat, weil die verschlechterte Blutmasse an sich schon dicker, zäher ist und gar noch in den enger gewordenen, verstopften Adern zirkulieren muß. Ferner entstehen Magenbeschwerden und solche der Verdauung, weil die Magenwände ebenfalls mit Blut überfüllt sind; dann auch Darm-, Leber-, Nierenleiden u. s. w., vor allem aber durch Überfüllung des Gehirns mit Blut die verschiedensten Kopf- und Nervenleiden ebenso Geisteskrankheiten. Daß diese Überfüllung die Schuld an den nervösen Leiden der Bleichsüchtigen und Blutarmen trägt, beweist der Umstand, daß sich solche Kranke morgens am unwohlsten, abends am wohlsten fühlen. Da der Kopf während der Nacht wagrecht liegt, so muß nach dem Gesetze der Schwere mehr Blut in ihm vorhanden sein, als am Tage, die Überfüllung wird ihren Höhepunkt am Morgen vor dem Aufstehen erreichen, wo sich die Kranken, je länger sie schliefen, desto schwächer fühlen. Am Tage, wo der Kopf senkrecht steht, muß sich die Blutfülle vermindern und am Abend am kleinsten sein, so daß sich hier die Kranken am wohlsten fühlen.

Ein tieferes Eindringen in diese Zustände war nötig, um die eigentliche Ursache der heutigen Nervosität aufzudecken; wir haben jetzt die Frage zu erörtern, warum die ursprünglichen Krankheiten wie Bleichsucht und Blutarmut heute so überhand genommen haben; denn erst diese disponieren zu Geistes- und Nervenkrankheiten. Von ärztlicher und nichtärztlicher Seite ist schon viel über diesen Gegenstand geschrieben worden, und schon seit der Mitte dieses Jahrhunderts. Was die Geisteskrankheiten betrifft, so sagen einige, die Zunahme derselben sei nicht real, weil man heute manchen als geisteskrank betrachte, den man früher bei den geringeren Hilfsmitteln der Wissenschaft für gesund ansah; oder auch, man bringe die Geisteskranken heute häufiger in die Anstalten, deshalb die Zunahme der letzteren. Eine solche Ansicht ist unhaltbar den jedem Kundigen vor Augen tretenden Thatfachen gegenüber, und sie verdient keine ernstliche Betrachtung. Andere machen die moderne Kultur verantwortlich für die Zunahme der Nerven- und Geisteskrankheiten, die uns ganz von der Natur und den naturgemäßen Lebensbedingungen entfernt habe. Da meint einer noch speziell die Eisenbahnen, die zerrüttend auf das Nervensystem einwirken; für einzelne bestimmte Fälle ist diese Ansicht zutreffend, wo es sich um Leute handelt, die beständig auf dem Zuge sind, wie Lokomotivführer u. s. w. Dem großen Publikum erwachsen keine Gefahren, da der Körper, falls seine Nerven nicht krankhaft überreizt sind, vorübergehende Einwirkungen wie eine rüttelnde Eisenbahnfahrt entweder gar nicht empfindet oder doch bald wieder über-

windet. Treten bei nervösen Personen schlimme Nachwirkungen auf, dann ist das noch kein Beweis, daß die Nervenleiden auf die Eisenbahnen zurückzuführen sind. — Eine andere Ansicht hält den Mißbrauch, ja schon den größeren Verbrauch von Reizmitteln wie Tabak, Alkohol, Kaffee, Thee u. s. w. an sich für die Ursache. Hier ist schon mehr Wahres, aber dieses Wahre muß streng vom Falschen geschieden werden. Das Mittelalter ist bekannt als eine Zeit, wo die Trinkerei und Schlemmerei einen Höhepunkt erreicht hat, wie ihn so drastisch viele schriftlichen Überlieferungen geschildert haben. Man hat aber damals noch nichts von der heutigen Nervosität gewußt. Der Mißbrauch von Reizmitteln muß natürlich schädlich auf Geist und Nerven wirken und zwar um so stärker je schwächer und widerstandsunfähiger Geist und Nerven schon sind. Und das ist leider heute bei viel mehr Menschen der Fall als früher, weshalb die Reizmittel heute auch viel mehr Schaden stiften, da bei nervösen Personen ein relativ geringer Verbrauch von Reizmitteln als Mißbrauch anzusehen ist. Die Nervosität wird er jedoch nur vermehren, aber nicht hervorrufen, wo ihre Keime in schlechter Blutbeschaffenheit nicht schon da waren; die Ursache muß ganz allein darin gesucht werden, warum heute so viel schlechtes Blut in den Adern der zivilisierten Menschheit zirkuliert. Was manche als andere Ursache ansehen, das Leben in den Städten, wo häufig Luft, Licht und Bewegung mangeln, wo das Nervensystem durch geistige Überanstrengung, durch den Lärm u. a. m. hart betroffen wird, hat seine gewisse Wichtigkeit, insofern, als die sitzende Lebensweise z. B. oder mangelnde gute Luft die Blutzirkulation resp. Blutbeschaffenheit verschlechtern, die beide in wechselseitigem Zusammenhang stehen und einander beeinflussen. Die geistige Überanstrengung würde auch nicht so sehr viel Schaden anstiften, wenn der Körper durch gesundes Blut von vornherein widerstandsfähiger wäre. Dasselbe gilt auch von der geistigen Überbürdung der Schuljugend; die Überbürdung ist auch nicht die Ursache der Nervosität unserer Jugend, sondern das ererbte schlechte Blut ist die Ursache, daß die geistige Arbeit mehr schädliche Folgen für die Gesundheit hat; sie wird aber von einem geschwächten Gehirn schwerer empfunden. Beachtung verdient in gewisser Hinsicht noch die Annahme, daß der heute so geschärfte Kampf ums Dasein mit seinen beständigen Aufregungen, Sorgen und Kümernissen stark das Nervensystem in Mitleidenschaft zieht. Seelische Erschütterungen, ob einzelne starke Schläge oder fortgesetzte kleinere Einwirkungen ungünstiger Art, wirken wie die Erkältung nachteilig auf die Blutzirkulation; wer Furcht hat, ist blaß, ein Zeichen, daß das Blut die Haut verläßt (bei Angst und Schrecken tritt ja oft Diarrhoe auf, geradeso wie die Erkältung wirkt); der Zornige bekommt einen roten Kopf, weil das Blut übermäßig zum Gehirn strömt. Derartige

fortgesetzte Hemmung der natürlichen Zirkulation nach der Haut muß nachteilig auf die Ausscheidung einwirken, was eine Verschlechterung der Blutbeschaffenheit zur Folge hat, eben die sog. Blutarmut. Doch muß man auch hier eine heute vorhandene größere Disposition dazu annehmen, da es auch früher Zeiten gegeben hat (man denke an den 30jährigen Krieg), wo die Menschen beständig in Furcht und Schrecken und sonstigen ungünstigen seelischen Einwirkungen lebten, die aber doch keine allgemeine Nervosität zur Folge hatten.

Überall ist so der Grund der heutigen Nervosität in der Zunahme der Blutarmut und der Disposition dazu zu suchen; worin hat aber die Zunahme dieser Krankheit, die heute augenscheinlich vorhandene größere Disposition zu derselben ihren Grund? Sollte die pessimistische Ansicht recht behalten, daß unser Geschlecht infolge Alterschwäche entartet (degeneriert) sei? Für die romanische Rasse, speziell für Frankreich, ist diese Annahme nicht ohne Grund, wie die Bevölkerungsbewegung dort zeigt. Allein die germanischen Rassen entwickeln noch zuviel Lebenskraft, dargestellt in der natürlichen Bevölkerungszunahme, als daß man hier an Entartung infolge Alterschwäche denken könnte. Genau betrachtet hängt der Grund, warum Bleichsucht, Blutarmut und andere Krankheiten heute so überhand genommen haben, mit dem Umstand zusammen, daß die Heilwissenschaft kein genügend wirksames Mittel zu ihrer Heilung oder Verhütung hat, wie sich herausstellen wird, nicht mehr hat, weil sie das einzige Mittel nach jahrtausendelangem Gebrauche auf einmal für schädlich erklärte.

Am häufigsten tritt die Blutarmut im Gefolge einer schlecht oder gar nicht geheilten akuten Krankheit, wie Entzündung verschiedenster innerer Organe, dann Influenza, Rheumatismus u. s. w. auf; hätte man ein sicheres Mittel zur Bekämpfung dieser Krankheiten, dann entstünden tausende von Blutarmutsfällen weniger, es würde dann auch viel weniger schlechtes Blut vererbt. Entzündungen entstehen, wie am Anfang gezeigt, infolge heftigen Blutandrangs nach inneren Organen und Überfüllung derselben mit Blut. Nur schleuniges Ablenken des Blutes, Erweiterung der Hautadern und Schweißzeugung kann hier die Krankheit brechen. Die inneren Mittel der Schulmedizin haben wohl diesen Zweck, sie verstärken die Herzkraft, erweitern die Adern und regen die Ausscheidungsorgane an. Allein allzubekannt ist, daß sie in den wenigsten Fällen Erfolg haben. Die äußeren Mittel der Naturheilmethoden wirken rein auf die Haut, suchen die Adern derselben zu erweitern und die Schweißdrüsen anzuregen. Doch auch hier dauert es (z. B. bei Kaltwasserbehandlung) meist mehrere Tage, bis Schweiß ausbricht und alle Gefahr beseitigt ist, die Mittel wirken immer noch nicht stark, nicht ableitend genug. Dr. Dyes hat darauf hingewiesen, daß die

Natur uns selbst das Mittel an die Hand giebt, das wir nur nachzuahmen brauchen. Sehr häufig entstehen infolge des Blutandrangs nach innen und Überfüllung der Adern innerer Organe mit Blut Aderzerreißungen in denselben, entweder gefährliche Schlagflüsse im Gehirn, Herzen u. s. w. oder Nasen-, Magenblutungen, von denen die beiden letzteren meist von günstigen Folgen für den Patienten begleitet sind, falls sie nicht zu viel Blut dem Körper entziehen. Die Ursache der günstigen Folgen ist klar: Der Blutverlust hatte eine Verminderung der Überfüllung der Adern mit Blut zur Folge, die ja die Ursache des Leidens war. Eine künstliche Blutentziehung in geeigneter Größe wäre also das am schnellsten und sichersten wirksame Mittel gegen alle akuten Krankheiten, besonders auch, um den oft sehr gefährlichen natürlichen Blutungen vorzubeugen.

Dieses Mittel ist uralte und reicht in die graue Vorzeit zurück. Die Griechen wandten es, der Lehre des Hippokrates folgend, mit weiser Mäßigung an. Das ganze Mittelalter hindurch war der Aderlaß ein Hauptmittel der ärztlichen Kunst, leider oft ohne jede Mäßigung und ohne Verständnis angewandt. Zu Anfang dieses Jahrhunderts lehrten französische Ärzte, man müsse den Aderlaß coup sur coup vornehmen, ein Verfahren, bei dem Dietl in Wien natürlich viel mehr Schaden als Nutzen erfah, besonders, da man damals die spezifische Wirkung des Aderlasses, einen durch kein anderes Mittel in solchem Grade zu erzielenden Schweiß, nicht im mindesten beachtet, ja zur vermeintlichen Unterstützung des Aderlasses Abführungsmittel anwandte, welche die Schweißbildung insofern hemmen mußten, als der Patient öfter das warme Bett zu verlassen gezwungen war, unter welchen Umständen natürlich kein nachhaltiger Schweiß entstehen konnte. Dietl aber schüttete das Kind mit dem Bade aus und erklärte jede Blutentziehung als schädlich, was sofort die Meinung aller Ärzte wurde, die schließlich die Lehre aufstellten, der menschliche Körper habe nie zu viel Blut, eine Entziehung sei deshalb frevelhaft.

Was war aber die Folge für die leidende Menschheit? Hufeland, gewiß eine Autorität, schreibt in den dreißiger Jahren folgendes:

„Mir ist es sehr wahrscheinlich, daß die seit den letzten zwanzig Jahren so auffallend häufig gewordenen Herzkrankheiten, nächst der herzangreifenden Zeit, ihren Hauptgrund in dem, eben während dieser Zeit durch die Herrschaft eines falschen Systems unterlassenen Aderlasse haben. Denn alle anderen physischen und moralischen Ursachen waren ehedem auch da, und bei langen, schweren Kriegszeiten, dem dreißigjährigen, dem siebenjährigen, ebenso heftig und anhaltend wirkend, und doch wurden die Herzkrankheiten nicht so häufig. Aber die von mir angegebene Ursache ist neu und eben dazu geeignet, die Wirkung jener Ursachen eben recht im Herzen zu fixieren.

Ehedem nämlich war es Sitte und Regel, nach jeder heftigen Erschütterung des Körpers sowohl als des Gemüths, heftigen Leidenschaften, Erhitzung, Vollblütigkeit, sowohl allgemeiner als örtlicher, genug, wo irgend Aufregung des Blutes und Andrang nach dem Herzen vorhanden war, sogleich einen prophylaktischen Aderlaß zu unternehmen, um den möglichen üblen Folgen vorzubeugen und das Blut vom Herzen abzuleiten. In den letzten dreißig Jahren aber geschah das leider nicht. Durch eine falsche Theorie verführt, ließ man in allen diesen Fällen nicht zur Ader, verwarf überhaupt den Präservativ-aderlaß, und gab oft noch obendrein, nach heftigen Gemüths- und Körpererschütterungen, in der falschen Voraussetzung der Schwäche, Wein, Rum, hitzige Arzneien. Mußte nun nicht von jener Unterlassungssünde die Folge sein, daß der weder in seiner Menge noch in seiner Gewalt verminderte Andrang des Blutes, wenn er oft wiederholt, oder lange andauernd wurde, zuletzt Ausdehnungen, Vergrößerungen und andere Desorganisationen hervorbrachte?“

Was hier ein bewährter Arzt von den Herzkrankheiten sagt, gilt aber auch von allen heute so häufig vorkommenden Krankheiten, besonders der Bleichsucht und Blutarmut. Als der Aderlaß längst von allen Ärzten verlassen war, blieb ihm nur ein einziger Arzt treu, Oberstabsarzt Dr. Dyes, noch heute als 82 jähriger Greis in Hannover thätig. Er untersuchte die eigentliche Wirkung des Aderlasses und erkannte schließlich seine richtige Verwendungsweise, mit der er die allerbesten Erfolge gerade bei Bleichsucht und Blutarmut, aber auch bei Rheumatismus und sonstigen akuten Krankheiten oder daraus entstandenen chronischen erzielte; Erfolge, die aber von den Ärzten dreißig Jahre lang unbeachtet blieben, bis in neuerer Zeit mehrere jüngere Ärzte, von denen besonders Dr. Schubert am meisten vor die Öffentlichkeit getreten ist, seine Lehre als richtig befanden und ebensolche Erfolge damit erzielten. Lektterer hat auch die Untersuchungen von Dr. Dyes über die Blutbeschaffenheit erfolgreich fortgesetzt und als Erster vor kurzem ein größeres Sanatorium errichtet, indem er die Dr. Lehe'sche Kuranstalt in Wiesbaden ankaufte, um hier den Aderlaß in rationeller Weise mit Unterstützung der anderen Naturheilmethoden durchführen zu können.

Es ist hier nicht der Ort, näher auf die neue Kurmethode als solche einzugehen, doch ist es nötig, die Wirkung eines Aderlasses festzustellen. Nach der neuen Methode werden nur 100—150 Gramm Blut entzogen. Durch die Blutentziehung wird sofort die Überfüllung und der Andrang im Innern des Körpers vermindert, deshalb hören sofort alle quälenden Symptome des Leidens, die die Folge dieses Andranges waren, auf. Das Blut kommt durch den Aderlaß in regere Zirkulation, weil es mehr Platz in den Adern hat und sich zum teil von selbst in Bewegung nach den entleerten Adern setzt; diese Zirkulation kommt ohne Anstrengung des Herzens zustande,

das jetzt auch um das entzogene Blutquantum leichter arbeitet. Wo sich Ansammlungen von weißen Blutkörperchen gebildet haben, schwemmt diese regere Zirkulation sie weg; sie hat vermehrte Wärme zur Folge, dadurch erweitern sich die Adern, und schließlich bricht ein mächtiger Schweiß aus, der anhaltender wie bei jedem anderen Mittel ist, und, wie die Erfahrung gezeigt hat, nicht die geringsten Nachteile für den Körper hat, weil das Herz so wenig in Anspruch genommen wird. Und was die Hauptsache ist, all diese Wirkungen kommen weit schneller und sicherer zustande, als durch jedes andere Mittel. Bei akuten Krankheiten, oder kurz bestehenden chronischen Leiden genügt meist ein Aderlaß zur Heilung, bei länger bestehendem Siechtum sind mehrere erforderlich, die in Zwischenräumen von vier zu vier Wochen vorgenommen werden.

Dr. Dyes hat wiederholt darauf hingewiesen, daß die Bleichsucht und Blutarmut erst seit jener Zeit so überhand genommen haben, als man den Aderlaß nicht mehr gegen die entzündlichen (akuten) Krankheiten anwandte. Wenn man den zuweilen selbst eingestandenen Mißerfolg der Heilwissenschaft bei Behandlung dieser Krankheiten mit in Betracht zieht, muß man die zuerst wirkende Ursache des heutigen Siechtums und der Nervosität einzig und allein in der Unterlassung eines altbewährten Heilmittels suchen, das infolge seiner einzigartigen und vielfachen Wirkung durch kein anderes zu ersetzen ist. Wenn einige Gegner der Blutentziehung behaupten, gerade das viele Blutlassen früherer Zeiten habe das heutige Siechtum der Blutarmut hervorgerufen, so muß man fragen, warum gerade seit der Zeit, wo das Blutlassen aufgehört hat, diese schlimme Folge eingetreten ist und nicht während der jahrtausende langen Epoche der Blutentziehungen selbst, die ja zu öfteren Zeiten in maßlos übertriebener Weise vorgenommen wurden. Die Thatsache aber, daß gerade die rationelle Blutentziehung das beste Mittel gegen obiges Siechtum ist, bildet die schlagendste Widerlegung dieser Behauptung.





Aus dem Berliner Kunstleben.

Von Dr. John Schifowski.

(Berlin.)

Das waren ein paar Theaterwochen nach dem Herzen des guten Papa Träger! Er schrieb keine Kritiken mehr, sondern sang nur noch Jubelsalmen in den Spalten der „Freisinnigen Zeitung“. „Wie selten,“ pflegte er sonst zu klagen, „hört man einen wahren Dichter auf den Berliner Bühnen.“ Und jetzt kamen sie plötzlich in Überfülle, die Adelheid Weber, die Ludwig Ganghofer, die Eugen Zabel, und wie die wahren Dichter alle hießen. Mitten in dem naturalistisch verfeuchten Berlin wurde den ältesten Götzen aufs neue in Andacht gedient. „Es waren köstliche Abende!“ sprach Papa Träger.

Alle Welt lacht heute über die kritischen Kuriosa, die der etwas aufdringliche und geschwätzige, aber immerhin harmlose Greis in dem Blatte des Abgeordneten Eugen Richter zum besten geben darf — indessen, bei Licht betrachtet, sieht der alte Träger mit seiner kritischen Einsicht nicht so sehr tief unter dem Durchschnittsniveau des Berliner Publikums. Denn was bedeutet es, daß Ibsen und Gerhart Hauptmann heute das Repertoire unseres vornehmsten Theaters beherrschen, wenn daneben einem Sudermann und Wildenbruch Ovationen dargebracht werden, und die Schundfabrikate einer Adelheid Weber wenigstens ohne energischen Protest des Publikums über die Bretter gehen dürfen? Was bedeutet es, daß die „Versunkene Glocke“ Tausende von Herzen rührt und erschüttert, wenn am Abend darauf an derselben Stätte ein leichtes Nachwerk des Banaußen Fulda in Scene gehen darf? Es schien eine Zeit lang, als ob wir ein gutes Stück vorwärts gekommen wären, aber die Erfahrungen der gegenwärtigen Saison haben alle Illusionen gründlich zerstört.

Von den fünfzehn Premièren, denen ich im Laufe des letzten Monats beigewohnt habe, erregte nur eine einzige ein ernstes literarisches Interesse, und auch diese dürfte kaum als ein Gewinn für die moderne Bühne zu betrachten sein. Ich meine die Auf-führung des Dramas „Agnete“ von Amalie Skram, welche die dramatische Gesellschaft in ihrer dritten Matinee veranstaltete. Im Mittelpunkt des Dreiakters — der in deutscher Bearbeitung von Therese Krüger und Otto Erich Hartleben bereits seit zwei Jahren vorliegt — steht eine Frau, die zur Diebin geworden ist, weil sie nicht „gemein werden“ will. Agnete Lindemann ist seit dem Bankrott ihres geschiedenen Gatten von allen Existenzmitteln entblößt. Nachdem sie die ihr geliebten Wertsachen verkauft und verpfändet, hat sie von den Leuten Geld geborgt, obwohl sie wußte, daß sie es nicht zurückgeben könne, hat gelogen und betrogen und schließlich, als der Hunger sie plagte, gestohlen. Sie liebt den Dr. Berg, einen korrekten Alltagsmenschen, der ihre Liebe erwidert, obwohl er sich bewußt ist, daß sie vieles an sich habe, was ihm zuwider ist. Agnete ist eben im Begriff, sich mit einem wohlhabenden, halbgebildeten Spießbürger zu verloben, als Berg um sie anhält. Uberglücklich sinkt sie ihm zu Füßen, und das für immer verloren geglaubte Lebensglück scheint ihr noch einmal zurückzukehren. Sie

hält es aber für ihre Pflicht, dem Geliebten ein Geständnis ihrer Schuld, von der sonst niemand etwas weiß, abzulegen, und es stellt sich heraus, daß Berg nicht vorurteillos genug ist, sich über das Geschehene hinwegzusetzen. Nach einigem Schwanken beschließt er, auf Agnete zu verzichten. Nun bettelt und fleht sie um seine Liebe: nicht seine Gattin, nur seine Geliebte will sie werden. Aber es ist vergebens. Sie sieht sich verlassen von dem, den sie liebt, unverstanden von der Welt, getäuscht in allen ihren Hoffnungen, und zieht hinauf in die nordische Einöde zu ihrem verwitweten Schwager, an dessen Kindern sie Mutterstelle vertreten wird. Neben der Haupthandlung spielt eine Reihe von Episoden, die in lebensvollen Typen und charakteristischen Szenen die Misère bohemeartiger Künstlerehen schildern.

Die Tendenz des Stückes zu kritisieren, ist eine undankbare Aufgabe. Ob die Diebin der Dirne vorzuziehen ist, das dürfte für heute und alle Zeiten Geschmackssache bleiben. Agnete interessiert uns vor allem als ein Typus, bei dem die Vorzüge und die Schwächen des weiblichen Geschlechts in besonders stark ausgeprägter Form zu Tage treten. Ihr unverschuldetes Unglück macht sie zum Gegenstand unseres Mitleids. Aber wir würden sie sicherlich nicht anders beurteilen und nicht weniger bemitleiden, wenn sie, durch den Druck der Not gezwungen, „gemein“ geworden wäre. Wenn aber die Dichterin in der unglücklichen Heldin ihres Dramas uns die Vertreterin eines „neuen Gewissens“, einer neuen Moral vorführen und verteidigen will, so ist es unsere Pflicht als Männer, gegen diese Tendenz energisch Front zu machen. Die Dichterin stellt den Dr. Berg, der die langfingerige Dame mit dem neuen Gewissen nicht zu seiner Frau haben will, deshalb als einen engherzigen und verächtlichen Philister hin, und Agnete ruft ihm zu: „Wenn Du es gewesen wärst! Was Du auch gethan hättest — was hätte ich danach gefragt!“ Das ist gewiß echt weiblich empfunden. Der Mann aber empfindet hier eben anders; nach seinem Gefühl hastet dem Vergehen des Diebstahls — ganz abgesehen von der moralischen Seite — etwas Schmutziges und Unästhetisches an, über das ihm keinerlei Vernunftgründe hinwegzuhelfen vermögen. Ein Mann mit gesunder Sinnlichkeit wird ein Weib zu lieben aufhören, bei dem er einen ekelhaften körperlichen Makel entdeckt, und dieselbe Empfindung wird ihm die Ehe mit einer Diebin unmöglich machen. Träte er aus sittlichen Bedenken zurück, so wäre er allerdings ein Spießbürger: die ganze Frage ist in diesem Fall aber keineswegs eine moralische, sondern eine sexuelle. Beim Weibe ist das ästhetische Gefühl weniger stark ausgebildet als beim Mann, und in diesem Fall würde der Geschlechtstrieb die etwa vorhandene Empfindung des Efels unterdrücken. Frau Amalie Skram, die streitbare Vorkämpferin der Frauenrechte, will also der Menschheit als allgemeines Moralgesetz einen Paragraphen oktroyieren, dessen Entstehung aus dem weiblichen Gemütsleben heraus wohl erklärlich ist, der aber für das männliche Geschlecht nie und nimmer gültig sein kann, weil er dessen höher organisierter Natur zuwiderläuft.

Aber man mag sich gegen die Tendenz des Dramas verhalten wie man will: eine gewaltige poetische Kraft wird man seiner Verfasserin nicht abstreiten können. Jeder Charakter, bis auf die unscheinbarsten Nebenfiguren, ist fein und scharf beobachtet und mit plastischer Deutlichkeit, oft in wenigen Strichen, herausgearbeitet. Den Bühnendarstellern bieten sich schwierige, aber interessante Aufgaben, und das Personal des Neuen Theaters zeigte sich diesen im großen und ganzen gewachsen. Die Agnete der Frau Maria Reichenhofer ist sicherlich die bedeutendste Leistung, die die Künstlerin, die während ihres langen Engagements bei Blumenthal sehr heruntergekommen war, bisher aufzuweisen gehabt hat. Trotzdem dürfte eine Aufführung des Stückes auf einer öffentlichen Berliner Bühne kaum ratsam sein. Das große Publikum würde es seiner

Tendenz wegen ablehnen. Die vorwiegend litterarischen Kreise angehörenden Mitglieder der Dramatischen Gesellschaft bewiesen jedoch Verständnis für die rein künstlerischen Qualitäten des Werkes und spendeten ihm unwidersprochenen Beifall.

Außer der Agnete brachte uns die Dramatische Gesellschaft im letzten Monat eine Aufführung von Flaischens „Martin Lehnhardt“. Die fünf Szenen behandeln einen „Kampf um Gott“. Die Duellanten sind ein orthodoxer schwäbischer Pastor und sein freigeistiger Nefte, der cand. theol. Martin Lehnhardt. Das Thema wird in langen Dialogen von allen Seiten beleuchtet, und man muß dem Dichter zugestehen, daß er jeder der beiden Parteien hat Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der Kampf bleibt unentschieden, und wenn auch Herr Flaischen zweifellos auf Seite der Jugend steht, so hat er doch — ich weiß allerdings nicht, ob ganz freiwillig — daneben soviel beigegeben, uns den jugendlichen Vertreter des neuen Glaubens unsympathisch zu machen, daß wir starke Lust verspüren, uns zur Partei des alten Bilfinger zu schlagen. Heutzutage pflegt — wenigstens bei uns in Norddeutschland — schon ein aufgeklärter Primaner so weise zu sein, daß er sich nicht mehr um den lieben Gott streitet. Und Zeuge eines solchen unfruchtbaren Disputts zu sein, ist für niemanden erquicklich. Es gehört ein recht naives Gemüt dazu, über die Niederlage eines orthodoxen Pfaffen, die herbeizuführen doch wahrlich kein Kunststück ist, eine solche Befriedigung zu empfinden. Das in Rede stehende Streitobjekt erscheint uns keineswegs so wertvoll und wichtig, wie den beiden treuherzigen Schwaben, die mit einer wahren Bullenwut sich gegenseitig für ihre Götzen die Schädel einrennen. Es war daher kein Wunder, daß das Stück bei uns nicht den Beifall fand, den die Freunde des Verfassers vielleicht erwartet hatten. Herr Casar Flaischen ist in dem jüngeren litterarischen Berlin sicherlich eine der bedeutendsten und erfreulichsten Erscheinungen: aber ich möchte bezweifeln, daß die Eigenart seiner Begabung ihn gerade auf das Drama verweist. Als Talentprobe eines jugendlichen Anfängers könnte man den Martin Lehnhardt vielleicht gelten lassen, nicht aber als Werk eines reifen Mannes.

Das Deutsche Theater, die einzige künstlerisch ernst zu nehmende Bühne Berlins, hat sein Repertoire durch die Aufnahme zweier Ibsenscher Stücke bereichert.

Die Aufführung der Wildente entsprach nicht den Anforderungen, die man an die vornehmste Pflegestätte modern-realistischer Schauspielkunst stellen durfte. Die Darstellung der Hauptrollen war trotz der glänzenden Namen, die der Theaterzettel aufwies, eine unbefriedigende. Die Figur des Hjalmar Ekdal erfordert eine äußerst diskrete Spielweise. Ibsen ist in der Zeichnung dieses Charakters hart bis an die Grenze gegangen, wo die Karikatur beginnt. Die geringste Übertreibung von Seiten des Schauspielers verzerrt die Gestalt ins Possenhafte und zerstört die Wirkung des ganzen Dramas. Hjalmar Ekdal ist zugleich ein ehrlicher Schwärmer und ein komödiantischer Poseur. Er ist ein Komödiant, und zwar ein sehr guter, denn er hat von Jugend auf Familie und Freunde über sein wahres Wesen zu täuschen vermocht. Dabei ist er ein Stück Don Quijote: er selbst glaubt zum großen Teil an die tönenden Phrasen, die er drischt, an die Bedeutung seiner Pläne und Entwürfe, an die Wichtigkeit seines Thuns und Treibens. Nur der Schauspieler, der die große Kunst versteht, „zwischen den Zeilen“ zu spielen, wird der Rolle gerecht werden. Emanuel Reicher, ein Meister dieser diskreten Spielweise, machte bei der Darstellung des Hjalmer Ekdal keinen Gebrauch von seinem Können. Er verwandelt das feinste und tiefste Charaktergemälde Ibsens in eine platte, plumpe Farce und scheute sich nicht, in einer Rolle, in der schon die leiseste ironisierende Übertreibung die Absichten des Dichters zerstört, mit selbst-erfundenern Späßen und Mäxchen auf die Lachmuskeln des Publikums einzuwirken.

Damit war die Hauptwirkung des Stückes verfehlt, und das geniale Spiel der Elise Lehmann (Gina) und die tüchtigen Leistungen von Rudolf Mittner (Kelling), Oskar Sauer (Gregors Werle) und Paula Eberly (Hedwig) vermochten den Gesamteindruck nicht wesentlich zu verbessern.

Am 29. Januar fand die Premiere von John Gabriel Borkmann statt. Ich gestehe, daß ich zu den Bewunderern des alten Ibsen nicht gehöre. Der Dichter der Wildente und der Frau vom Meere ist lange tot. Was heute noch unter dem Namen des großen nordischen Seelenkünders umgeht, das ist ein weltfremdes, verärgertes Philisterlein, das in seinen Alltagsorgen und Alltagslaunen eingesponnen, die große Welt durch die Brille eines Krähwinkelers Ehrenbürgers betrachtet. Des neuen Geistes, der von den großen Kulturzentren ausgeht, hat es keinen Hauch mehr verspürt. Ein durch langjährige Zuchthausstrafe geisteschwach gewordener Bankdirektor und zwei schrullenhafte alte Weiber, deren Lebensglück er vernichtet hat, bilden den Mittelpunkt der Handlung. Der idealistische Gründungsschwindler, der im Dienste der Menschheit Kassen bestiehlt und Depots unterschlägt, erscheint unserer nüchternen Zeit nicht mehr recht glaubhaft. Die phantastischen Tiraden des an Körper und Geist gebrochenen Greises wirken nicht groß und tragisch, sondern klein und lächerlich. Statt einen Blick in das Innenleben dieser uns fremden Individualität zu ermöglichen, statt die Motive ihrer verbrecherischen Handlungen auf einfache und allgemein menschliche Elemente zurückzuführen, hat der alte Ibsen das Äußere der Gestalt mit allerhand romantischen Schnörkeln verziert und sie uns dadurch interessant — im vulgären Sinne — zu machen gesucht. Das erstere wäre der Weg gewesen, den der moderne Dichter eingeschlagen hätte, das zweite ist die Efelbrücke des Unterhaltungslitteraten. Und nun gar die Gestalt des Erhard Borkmann, an den die beiden Klageweiber mit so viel Hoffnungen sich klammern! Er ist der Vertreter der thatkräftigen, genußtrohen Jugend, dem es — wie er sagt — bei Mutter und Tante nicht gefällt, den es hinaustreibt aus der dumpfen Stubenluft, die nach Lavendel und Rosen riecht, hinaus ins Leben — wie er sagt — wo der frische Sturmwind ihm um die Ohren brausen soll! Und was thut der stürmische Knabe, der so tapfer zu reden weiß? Er entzieht sich der Tantenatmosphäre des Borkmannschen Hauses und — steigt in einen hübschen, warmen Beredschlitten, wo ihn eine reiche und welterfahrene Dame erwartet, die sich den dummen Jungen als Stubenhund halten wird! Das Stück konnte nur ein Greis schreiben; mögen sich Greise daran erbauen!

Die Inszenierung und Ausstattung machten dem deutschen Theater alle Ehre, und die Leistungen der Darsteller waren durchweg tadellos. Man hatte den letzten Akt, um die vorgeschriebene Wandeldeloration zu vermeiden, in zwei Aufzüge geteilt, von denen der erste vor dem Borkmannschen Hause, der zweite im Gebirge spielte. Die Schneelandschaft war ein wahres Meisterstück modern-realistischer Dekorationsmalerei. Hermann Nissen spielte den John Gabriel meines Erachtens sehr richtig mit starker Betonung des pathologischen Momentes der Rolle. Die Überflüssigkeit des letzten Aktes, der lediglich den Todeskampf eines Geisteskranken vorführt, trat dadurch allerdings noch greller hervor. Die Zwillingsschwestern wurden von Luise v. Böllnik (Gunhild) und Elise Lehmann (Ella) ganz ausgezeichnet gegeben. In der Rolle des Erhard excellierte Rudolf Mittner, das stärkste jung-realistische Talent des Deutschen Theaters.

Steigen wir nunmehr in die Niederungen des Berliner Theaterlebens hinab.

Da ist zunächst unser alter Freund Blumenthal mit seinem Vergnügungsetablisement. Es brachte in diesem Monat zwei neue französische und zwei neue deutsche Stücke auf die Bühne, von denen sich zwei — ein deutsches und ein fran-

zöfisches — im Repertoire erhalten haben, während die beiden andern vom Publikum abgelehnt wurden.

In dem dreitägigen Schauspiel *Die Wiederkehr von François de Kurel* handelt es sich um eine Frau, die ihren leidenschaftlich geliebten Mann nach fünfjähriger Ehe verlassen hat, da sie von ihm mit einer Chansonettensängerin hintergangen ist. Dieses Motiv ihrer Flucht bleibt indes unbekannt. Der Gatte ist der Meinung, sie sei mit einem Geliebten durchgegangen. Um den Skandal zu vermeiden, verbreitet er das Gerücht, Frau v. Grécourt sei geisteskrank geworden und in eine ausländische Heilanstalt gebracht. Nach sechzehnjähriger Abwesenheit wird sie durch einen Freund ihres Gatten zur Rückkehr bewogen. Dem alternden Lebemann ist die Anwesenheit der beiden inzwischen herangewachsenen Töchter unbequem geworden, und er möchte dieselben wieder der Obhut der Mutter anvertrauen. Frau v. Grécourt kehrt in ihre Familie zurück, und beim Anblick der jugendfrischen Töchter, an die sie während der sechzehn Jahre kaum gedacht hat, regt sich die Mutterliebe in ihr. Die Leidenschaft für den Gatten, der ihr als phlegmatischer Spießbürger entgegentritt, ist verflogen. Sie verläßt nach kurzem Besuch das Haus, in dem sie außer ihrem Manne auch die Geliebte desselben als Hausfrau waltend vorgefunden, und geht wieder ins Ausland zurück, aber nicht allein, sondern in Begleitung der beiden Töchter.

Das Stück ist in der Zeichnung der Charaktere oberflächlich und konventionell, behandelt aber seinen Gegenstand grazios und geistreich und erzielt in einem äußerst geschickten Szenenbau starke theatrale Wirkungen. Seine längere Lebensdauer am Lessingtheater verdankt es aber lediglich dem ausgezeichneten, diskreten und zugleich wirksamen Spiel der Luise Dumont in der weiblichen Hauptrolle.

Ludwig Wanghofers neues Schauspiel *Meerleuchten* gehört zu jener leichtesten Theaterware, die einem stumpfen Publikum für einen Abend Unterhaltung bietet, irgendetwelche tieferen Eindrücke aber nicht hinterläßt.

Robert Freiherr v. Wangen haust als Majoratsherr auf dem väterlichen Schloß. Er ist ein verständiger, ernster und stark nüchterner Charakter, dessen Lebensaufgabe darin besteht, das heruntergekommene Familiengut seinem einstigen Erben als schuldenfreies Besitztum zu hinterlassen. Er hat die Tochter eines benachbarten unbegüterten Edelmanns zur Frau genommen, die jugendliche, lebenslustige, poetisch beanlagte Baronesse Lieschen, von ihm Elisabeth genannt. Die Ehe ist äußerlich eine glückliche, denn die junge Frau kennt die Liebe nicht und entbehrt daher in dem Umgange mit dem korrekten, höflichen und lebenswürdigen Gemahl nicht allzu viel. Da trifft eines Tages der jüngere Bruder Roberts zum Besuch ein. Romantische Neigungen haben ihn in der Jugend mit seiner Familie entzweit, er ist auf eigne Faust in die Fremde gezogen und hat sich als Seemann sein Brot erworben. Er ist das Gegenteil seines Bruders, ein frisches, fröhliches Naturkind und — der intimste Jugendfreund und Gespieler der Baronin. Mit seiner Ankunft zieht ein neues Leben in Schloß Wangen ein, und namentlich für die junge Frau scheinen fröhliche Tage voll ungekannten Glücks zu beginnen. Sie plaudert mit Schwager Fritz über die gemeinsam erlebte Jugendzeit, sie zieht mit ihm hinaus in den grünen Wald, um einen Rehbod zu erlegen, und ihre Herzen kommen sich unmerklich näher und näher. Unten auf der Elendwiese, wo die Goldamsel schlägt, deren Gesang schon manches Liebespaar bethört hat, geben sie sich den ersten Kuß. Aber in demselben Augenblick ist auch der Kuß verflogen. Über Elisabeth kommt das Gefühl der großen Schuld, die sie auf sich geladen, und Fritz ist Mann genug, seiner Leidenschaft Herr zu werden und auf das Weib seines Bruders zu verzichten. Er verläßt das Schloß noch an demselben Abend, an dem er eingetroffen

ist, und Baron Robert, der von dem ganzen Vorgange unbegreiflicher Weise nichts gemerkt hat, kehrt wieder an seinen Arbeitstisch zu den geliebten Wirtschaftsbüchern zurück.

Weshalb das Stück „Meerleuchten“ heißt? Weil Friß, der Seemann, im zweiten Akt eine schöne Beschreibung dieses von ihm öfters beobachteten Phänomens giebt und das unglückliche Lieschen zum Schluß des Stückes die Bemerkung macht, Frißens Besuch sei wie ein Meerleuchten in ihrem Leben gewesen. Das wertlose Machwerk bewegt sich auf dem Boden einer weltfremden, altväterischen Romantik — sowohl in der Behandlung des Problems als in der Art der Charakterzeichnung — die dem modernen Geschmack ungenießbar ist. An diese halb-schwärmerische Jugend, die von Vogelfang, Blumen und Mondschein spricht, glauben wir heute nicht mehr, und die Harmlosigkeit des strengen Majoratsherrn, der von dem Liebesdrama, das sich vor seinen Augen abspielt, nicht das Geringste merkt, will uns erst recht nicht in den Kopf. Das Stück gehört zu jener Sorte von Pseudodramatik, die das Interesse des Publikums für wirklich ernste, wahre und tiefe Poesie abstumpft und die ästhetische Genußfähigkeit schwächt. Es soll bei seiner ersten Aufführung in Wien einen starken Erfolg gehabt haben. Die Aufnahme im Lessingtheater war immerhin eine so freundliche, daß es wohl leider eine längere Reihe von Wiederholungen erleben wird.

Die beiden andern Premièren des Lessingtheaters brachten ein thränenseliges Familiendrama Vor der Ehe von L'Arronge jun. und den französischen Schwank Das Ordensband von Feydeau und Desvallière. Beide fielen durch. Das erste, weil es ein langweiliges Dilettantenmachwerk ist, das zweite hauptsächlich wegen der ledernen Darstellung durch das Blumenthal-Ensemble.

Ende Januar fand im Lessingtheater ein Gastspiel der französischen Truppe „Marcelle Foffet“ statt. Es war von starkem Reklame-Tamtam begleitet und enttäuschte allgemein. Fräulein Foffet, der Star des Ensembles, ist eine ältliche Alttrice gewöhnlichen Schlages, deren Spiel bei aller virtuosen Routine dem deutschen Geschmack nicht zusagt. Das indiscrete Spielen ins Publikum und das derbe Unterstreichen jeder Pointe — Unmanieren einer Possensoubrette — rauben uns in ernstern Rollen jede Illusion. Der einzige bedeutende Künstler der Truppe war Antoine, der verdienstvolle Begründer des verschlossenen Théâtre libre, den wir in Berlin schon von früheren Gastspielen her kannten. Er ist ein ernster und vornehmer Darsteller, dem fast jede Rolle liegt, dessen Spiel aber trotzdem frei ist von den bekannten Untugenden des alleskönnenden Virtuositentums.

Trilby, das nach dem bekannten Roman du Mauriers zubereitete Sensationsstück, ist den Berlinern natürlich auch nicht vorenthalten geblieben. Eine ganze Reihe von Dramatiseuren arbeitete um die Wette, und ein Herr Olonowski wurde zuerst fertig. Das Thalia-theater (früher Adolf-Ernst) schoß den Vogel ab und veranstaltete in einer Sonntagsmatinée die Premièren des Stückes.

Trilby, ein feiches Malermodell des Quartier latin, liebt einen jungen englischen Künstler. Einer Heirat widersetzen sich die ehrbaren Eltern des guten Billy. Trilby verzichtet im Stil der Familiendame auf den Geliebten und fällt in die Hände eines dämonischen Polladen, des Musikers Svengali. Dieser ist nicht nur ein Meister auf dem Klavier, sondern auch in der Kunst des Hypnotisierens. Er überträgt auf die stimmbegabte Trilby sein musikalisches Genie und macht sie zu einer weltberühmten Sängerin und zu seiner Frau. Auf seinen Kunstreisen kommt das Paar wieder nach Paris. Hier sieht Trilby den Jugendgeliebten, und die Liebe wirkt stärker als Svengalis magnetische Künste: die Musik geht ihr plötzlich während eines Konzerts zum Teufel, und das Publikum pfeift die Sängerin aus. Svengali stirbt vor Ärger. Nun wollen

Trilby und Billy sich heiraten, aber der Geist des Vampyrs wirkt auch nach seinem Tode. Kurz vor der Hochzeit trifft, von unbekannter Hand gesendet, ein Bildnis des verstorbenen Polladen ein, Trilby wirft einen Blick darauf, die schwarzen Augen wirken auf's neue, sie versinkt in Hypnose und erwacht nicht wieder.

Eine Kritik des Stückes darf ich mir wohl sparen?

Das Residenztheater, dessen Matineen in früheren Jahren ein besonderes literarisches Interesse in Anspruch nahmen — ich erinnere an die Versuchsaufführungen Strindberg'scher Stücke, der Halbeschen Jugend und der Wildente — bereitete den Berliner Theaterfreunden an einem schönen Januarsonntage eine unangenehme Überraschung. Die Direktion hatte zu einer Matinee eingeladen, und das zahlreich erschienene Publikum erwartete einen besonderen Lederbissen. Was ihm statt dessen serviert wurde, war aber größte alltäglichste Hausmannskost. Die vieraktige Komödie *Junge Ehe* von Paul A. Kirsten hat die Belehrung eines jungverheirateten Schriftstellers vom frisch-froh-freien Bohémien zum korrekten Familienvater zum Gegenstand. Die Figuren des Stückes sind ausnahmslos nach der konventionellen Possenschablone gefertigt, und das Ganze erhebt sich trotz des anspruchsvollen Titels „Komödie“ nicht über das Niveau unserer durchschnittlichen Lustspielfabrikate. Herr Lautenburg hatte die Berliner einmal angeführt.

Im übrigen wird das Repertoire des Residenztheaters durch das Lustspiel *Associés* von Leon Gandillot beherrscht. Die Firma Bourcalier und Vegrain besitzt nur eine Gattin, die mit dem erstgenannten Inhaber getraut ist. Der Compagnon versteht die Stelle des Hausfreundes, ohne bei der hübschen Frau Lucienne zu nennenswerten Erfolgen zu gelangen. Er hat seine Hoffnungen auf eine zweimonatliche Reise gesetzt, die Herr Bourcalier im Interesse des Geschäftes nach Südamerika unternehmen will. Aber er sieht sich getäuscht. Während der anscheinend betrogene Compagnon sich jenseits des Ozeans in Gesellschaft einer aus Europa mitgenommenen kleinen Vicegattin herrlich amüsiert, muß Herr Vegrain bei der naiven Strohwitwe die Rolle des ehrbaren Beschüfers spielen. Ein Kuß auf die Schulter ist alles, was er in den acht Wochen erreicht. Er langweilt sich entsetzlich und ist froh, als der Compagnon wieder heimkehrt. Durch einen Zufall erfährt Frau Lucienne von den transatlantischen Ausschweifungen ihres Eheherrn. Große Scene: Die getränkte Gattin, die noch kurz vorher so gewissenhaft war, den Associé-Kuß zu beichten, besteht darauf, von Bourcalier geschieden und — von Vegrain geheiratet zu werden. Nur mit großer Mühe gelingt es dem letzteren, das Ehepaar wieder zu versöhnen und den ihm drohenden Ehefesseln zu entgehen. Er übernimmt die Sorge für die kleine Probiermamsell, aber „auf gemeinschaftliche Geschäftsunkosten“.

Die leichte, amüsante und nicht übermäßig zotenreiche Boulevardposse wurde am Residenztheater tadellos gegeben. Diese Bühne besitzt für dergleichen Stücke ein prächtiges Ensemble und eine äußerst verständnisvolle Regie. Die drei Akte werden im flottessten Tempo abgewickelt, so daß der Zuschauer nicht die Zeit hat, sich der grotesken Unmöglichkeiten der Handlung bewußt zu werden. Man unterwirft sich lachend der Macht des höheren Blödsinns und kann sich einen Abend über recht gut amüsieren. Mir wenigstens sind diese graziosen pariser Schwänke, die bei aller Albernheit immer doch einen Funken Esprit enthalten, tausendmal lieber als die plumpen und ledernen deutschen Possenfabrikate. Um die Aufführung machten sich in erster Linie Richard Alexander (Vegrain), Maria Reisenhofer (Probiermamsell), Rosa Bertens (Lucienne) und Eugen Pansa (Bourcalier) verdient.

Den tiefsten Stand der Versumpfung weist zur Zeit das Repertoire des Berliner

Theaters auf. Die Glanznummer bildet *Wildenbruch*, und daneben erregen die Dramen der *Adelheid Weber* und der Firma *Bock-Babel* Furcht und Mitleid der Abonnenten.

Frau Weber ist dem Berliner Publikum noch von ihrem vorjährigen Pan Cezar her in schauriger Erinnerung. Das dreiaktige Schauspiel *Mutterrechte*, mit dem sie Anfang Februar in die Wochen kam, ist eine Blaustrumpfarbeit widerlichster Sorte. Das Stück handelt von dem Kampfe zweier Schwestern um die Mutterrechte an einem Kinde, dessen leibliche Mutter die eine, dessen Pflegemutter die andere ist. Der Kampf wird von dem Streitobjekt, einem siebzehnjährigen Mädchen, schließlich zu Gunsten der Pflegemutter entschieden. Das Stück enthält nicht einen naturwahren Charakter, nicht eine mögliche Scene. Alles ist verschroben und verlogen. Die Aufführung bot trotzdem in einer Hinsicht eine freudige Überraschung, nämlich in dem ausgezeichneten, sehr realistischen Spiel des Frä. Maria Bospitschil, welche die eine der beiden streitenden Mütter gab. Die bisher nur als deklamierende und posierende Jamben-Heroine bekannte Schauspielerin zeigte sich zum erstenmal von einer neuen, sehr beachtenswerten Seite. Es wäre ihr sogar beinahe gelungen, aus dem von der Verfasserin gebotenen papiernen Material ein wirkliches lebendiges Weib aus Fleisch und Blut auf die Bühne zu stellen — beinahe, aber nicht ganz!

Es ist kein gesunder Zeugungsdrang, der Herrn Eugen Babel zu poetischem Schaffen treibt: er verspürt alle zwei bis drei Jahre einen perversen Kitzel, der ihn wider seine Natur zwingt, sich eines Theaterstückes zu entledigen. Und die gewandten Leiter der Berliner Bühnen sind natürlich bereit, dem einflußreichen Kritiker der *Nationalzeitung* einen Gefallen zu erweisen: sie setzen die Produkte seiner heimlichen Sünden dem Lichte der Lampen aus, für das sie nicht bestimmt sind. Das neue Stück, bei dessen Hervorbringung außerdem noch ein Herr Bock thätig gewesen ist, heißt: *Der Gymnasialdirektor* und spielt in den Lehrerkreisen einer Provinzialhauptstadt. Die Handlung dreht sich um einen Primaner, der eine Kasse bestiehlt, um sich an dem Eigentümer derselben für eine ihm zugefügte Beschimpfung zu rächen. Der Direktor des Gymnasiums, der sich für den Knaben früher interessiert hat, wird mit in die Affäre hineingezogen, glebt sein Amt auf und heiratet die Mutter des hoffnungsvollen Züglings, eine schöne Witwe. Im dritten Akt findet eine Lehrerkonferenz statt, in der über die Frage: reale oder humanistische Bildung debattiert wird. Dadurch haben die feinsinnigen Verfasser dem Stück ein „aktuelles Interesse“ zu verleihen gesucht.

Ich will meine Wanderung durch den Premièren-Markt der deutschen Reichshauptstadt für diesmal beschließen, obwohl von Frau Adelheid Weber und Herrn Eugen Babel zu der Schauertragödie „*Der Menschenfresser*“, dem Zugstück des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters, nur ein kleiner Schritt ist. Aber der Begriff Kunstleben hat seine Grenzen, die ich vielleicht schon ein wenig überschritten habe.



Aus dem Wiener Kunstleben.

Von Otto Sachs.

(Wien.)

Den Lauf der künstlerischen Dinge regierte während der letzten Wochen das leuchtende Sternbild Franz Schuberts. Am 31. Januar hatten sich hundert Jahre vollendet, seit der Schullehrerssohn vom Himmelpfortgrund das Licht der Welt, der Welt, die ihm ein großes Wien bedeuten sollte, wie ihm Wien die Welt bedeutete, erblickt hat. Und Wien, noch immer eine große Musikstadt im Kleinen, insofern, als nämlich hier in allen Ecken und Winkeln, noch in der entlegensten Zurückgezogenheit des Kleinbürgertums, zur häuslichen Freude, zarte liebe Pflänzchen der Hausmusik gehätschelt und herangepflegt werden, so sorgfältig, wie vielleicht nirgend anderswo; Wien, das noch immer an den Erinnerungen seiner großen Zeit zehrt, als seine Mauern fast alles umschlossen, was in deutschen Landen sang und tönte, — Wien hat alle seine besten Kräfte darangesetzt, diesen großen Toten, der ihm so ganz gehört, an seinem Denktage nach Gebühr zu ehren. Vielleicht ein Trost für manchen großen Lebenden, dem selbst die gewöhnliche Achtung nicht erzeigt wird. Hier große und eine Unzahl kleiner Musikaufführungen, darunter auch „volkstümliche“, die durch ihre billigen Preise die beliebtesten „breiteren Schichten“ zu Genuß und Verehrung heranziehen sollten, boten ausschließlich Schubertsche Tonwerke dar, unter ihnen aus der geradezu erschreckend großen Anzahl der Werke dieses unendlich Fruchtbaren auch manches bisher der Öffentlichkeit ganz unbekanntes, wie z. B. die große Messe. Die Hofoper, die sich bei solchen Anlässen doch zu erinnern pflegt, daß sie ein Kunstinstitut bedeutet, setzte einen Abend aus den harmlos vergnüglichen Singspielen des Meisters zusammen, und die Stadt Wien endlich veranstaltete im Künstlerhaus eine Schubert-Ausstellung, die in Porträts des Künstlers, seiner Freunde und Zeitgenossen und in anderen Gedenkstätten ein gesammeltes Bild des Wirkens des Gefeierten und der Zeit, die ihn den Thron nannte, heraufzurufen soll.

Das ist nun auch den Veranstaltern vollständig gelungen. Sachte und geräuschlos wächst um den, der nachdenklich durch die weiten Säle wandelt, eine Mauer empor, welche ihn für eine Zeitlang von der neuen Welt, aus der er kommt, und in die er bald wieder zurückgehen muß, abscheidet. Und aus den altväterischen, mit der geringen Kunst und Macht jener Zeit gemalten Porträts, von Menschen, aus denen eine so gänzlich verschollene Welt- und Lebensauffassung redet, als ihre altmodische Kleidung dem Auge urfremd erscheint und zum Nachdenken über das vergänglichste aller vergänglichsten Dinge, über den Geschmack, auffordert, — aus den Aufnahmen Alt-Wiener Örtlichkeiten und Bauten, die längst von der Erde verschwunden sind, aus den seltenen alten Komödientiteln und Konzertprogrammen, ja selbst aus Papier und Schrift der ausgestellten Handschriften in den Schaukästen weht uns eine leise milde Traumstimmung in die Seele, als ob wir mit den Toten dort tot und nur mit ihnen zu einem kurzen Leben im Gedenken der Späten wiedergekehrt wären. Da ist ein alter Komödientitel: er kündigt im Theater nächst dem Kärntnerthor — das nun durch das Opernhaus seit Jahrzehnten ersetzt ist — eine „Abendunterhaltung“ an. Damals wurde nebst Mozartschen und anderen älteren und zeitgenössischen Musikwerken auch Schuberts „Erstönig“, dieser zum ersten Male, aufgeführt; aber der etwas sonderbare

und gemischte Geschmack des damaligen Publici scheint an musikalischen Genüssen allein kein Genüge gefunden zu haben. Es sind außerdem noch deklamatorische Vorträge angekündigt und — „Gemälde“. Das heißt nämlich lebende Bilder, vom Ballettcorps gestellt, und zwar nach Originalen von damals in der höchsten Geltung stehenden lebenden und toten Meistern: Van Dyck, Guido Reni und — Füger. Von letzterem sollte ein „Tod des Sokrates“ gezeigt werden. Denken Sie sich ein Publikum, dem das Ballettcorps als lebendes Bild „den Tod des Sokrates“ vorführt — nach Füger!

Es gab gewiß ein ausverkauftes Haus damals und einen großen Genuß für alle „Gebildeten“ — — —

So einfach, unschuldig, friedlich und gesund müssen die Menschen damals gewesen sein, denkt man sich dann. So fern von allen wilden, leidenschaftlichen Begierden, Liebes- und Hassesgefühlen, die unsere Zeit durchtoben. So bedürfnislos glücklich wie die Kinder. Eine Wehmut überfällt uns, wie sie der kultur müde Chamisso empfunden und ausgesprochen hat, als er seine geliebten Naturkinder, seine unschuldig frohmütigen und bescheidenen Tahitier in ihrem Treiben belauschte. . Ja, wie glückliche Kinder der Südsee, noch nicht verderbt durch uns. . .

Über! Was ist das in jenem Glaskasten für ein Blatt, vor dem dieser und jener in ehrfürchtiger Neugier und langer Betrachtung stehen bleibt? Das Titelblatt von Beethovens dritter Symphonie, der heroischen, in der Urhandschrift des Meisters. Dem Napoleon Bonaparte hatte er diese Heldenmusik als Widmung zugedacht, dem Helden, in dem er den Vorkämpfer jener großen und neuen Gedanken verehrte, die auch sein flammendes Herz, aus Frankreich herüberzüngelnd, entzündet hatten. Und als der Held nun, die Hoffnungen aller derer, die auf ihn bauten, wie der deutsche Musikanst mit dem großen, schweigenden Glutherzen, enttäuschend, anstatt sich und seine Kraft in den Dienst der Revolution zu stellen, die Revolution und ihre tiefsten und stärksten Kräfte in seinen Dienst zwang und vor seinen Triumphwagen spannte, auf dem er, ein neuer Cäsar, von einer Hauptstadt Europas zur anderen als Sieger zog; als er sich zu Paris die Krone Karls des Großen aufsetzte, da tötete er zugleich in der Seele des Einsamen, der, von ihm ungelannt, auf ihn gehofft und ihm seinen liebsten Traum anvertraut hatte, einen Keim von Menschenvertrauen und Zukunftsfreude, und Beethoven nahm seine Croika vor und verwischte, zerkratzte, zerriß auf dem Titelblatt die stolze Widmung. Noch kann man ein paar Buchstaben davon erkennen . . parts . . und rund herum die Spuren des feuchten Fingers, der die Tinte vom Papier abreiben wollte, und große Bücher mit rissigen Rändern, von einer zornzitternden Hand in Ungeduld und Wut mit dem schabenden Messer hineingerissen . . Beethoven strafte seinen Helden, wie ein Götzenanbeter seinen Fetisch straft, der ihm nicht zu Willen sein will. Und so riß er Napoleon Bonaparte erbarmungslos aus jener Seele . . .

Wo ist die Idylle der unschuldigen, friedlichen Menschen hingeschwunden, die nebenan von den Wänden lächeln? Was haben sie alle erlebt, diese unschuldig lächelnden Menschen! Zuerst den erderschütternden Ausbruch in Paris, und dann, mehr als zwanzig Jahre lang, die erdrückende Last dieses Einzigen, unter dessen Schritten die Völker hinsanken, wie vor dem allgewaltigen Krieger: Tod! Und endlich die furchtbare Tragödie des Sturzes dieses Ungeheuren; wahrhaft eine Tragödie, denn er ging nicht an seinen Feinden zugrunde, sondern an sich selbst . . .

Mit der Schubert-Ausstellung ist auch eine ungewöhnlich reiche und interessante Ausstellung von Werken des dem Komponisten befreundeten Malers Moriz Schwind verbunden worden. Kleine Bleistiftzeichnungen, Porträtköpfe, Lokaltäten,

Karikaturen, sind schon in den Schubertzimmern verstreut und läuten aus dem Tonwirtswart mit einer vernehmlich eigenen Klangnote heraus; einfach und groß in der Mache, Zeugen einer seltenen Handfertigkeit, die kein Strichlein und keine Schraffe auch nur um eine Haarsbreite anders setzt, als es sein muß, die keine Bewegung umsonst macht und mit den kleinsten, unscheinbarsten Mitteln das Größte leistet.

Dann sind aber mehr als dritthalbhundert Werke des großen deutschen Märchenmalers für sich in besonderen Sälen vereinigt; besonders merkwürdig die Bilderzyklen zu beliebten Opern, die von dem stofflichen Geschmack der Zeit ein bereedtes Zeugnis ablegen und mit denen der Künstler offenbar diesem breiten Zeitgeschmack entgegengekommen ist, freilich ohne dabei von seinem Besten einzublühen. Und was könnte denn noch Ungefügtes über die entzückenden, so echt deutschen und dabei so echt künstlerischen Märchenillustrationen Schwinds gesagt werden? Der „Aschenbrödel“-Cylindus, auf Schloß Ustadt in Bayern daheim, war mir unter diesen ganz neu und in seiner gedämpften, aber nicht monotonen Farbenhaltung, in der ursprünglichen Frische der Einbildungskraft und — besonders hinsichtlich der ornamentalen Umrahmung — im jugendlich blühenden Reiz der dekorativen Erfindung eine sprudelnde Quelle des reinsten Genusses.

Bei Illustratoren fällt mir übrigens immer Eines ganz seltsam auf: Die ungeheure Wandlungsfähigkeit der Phantasie ganzer aufeinanderfolgender Künstlergenerationen gegenüber dem in der Volkspoese oder Kunstbildung gegebenen Stofflichen. Wie gestalteten sich vor den Augen des Moriz Schwind unsere deutschen Märchenhelden und Frauen, unsere Nixen und Elfen, und wie ganz anders werden dieselben Gebilde von den Künstlern unserer Tage gesehen! Aber eben darum bleiben sie als Vorwurf und Anregung des Kunstschaffens für alle Zeiten unerschöpflich.

Von den Werken der Altwiener Danhauser und Kupelwieser, denen ebenfalls kleine Zusammenstellungen beigegeben sind, fügen sich die des erstgenannten, des anmutigen und lieben Genre- und Novellenmalers, der Gesamtstimmung der Schubert-Ausstellung harmonisch ein. Kupelwieser war Professor und lange, lange Direktor an der Wiener Kunstakademie. Er mag hübsch viel Unheil dabei gestiftet haben.

In der ausgeglichenen, schwebenden Stimmung, welche die Sonderausstellung Schubert-Schwind wohlthätig durch den Beschauer ergießt, nährte sich wieder mein alter Haß gegen große, internationale, Jubiläums-, Jahres-, kurz Tohuwaboju-Ausstellungen, aus deren Farben- und Formenlärm, ewig einander widersprechenden Stimmungen und Empfindungsstufen Auge und Seele ermattet, zugleich überreizt und abgestumpft, flüchten müssen. Es wäre so schön, die Süßigkeiten eines jeden Künstlers ganz auszulösen, sich von jedem Träumer in seinen eigenen, besonderen Traum wlegen zu lassen . . .

* * *

Unsere jüngste Zeit warf wieder eine drohlige Blase: das ist die Agitation gegen die Theaterzensur.

An sich ist an der Sache gar nichts Drohliges. Wir haben Vorschriften über die Theaterzensur, an denen ein ellenlanger, steifer Popf wackelt; und denen, die solche praktisch ausführen, hängt er auch noch immer hinten, nämlich der Popf. Daß die grauslichen, Sitte und Ordnung aufs schwerste gefährdenden „Weber“ des großen Gerhart bei uns verboten sind und belscheibe nicht, selbst vor geladenen Gästen nicht aufgeführt werden dürfen, ist ja selbstverständlich, und darüber ist gar nichts zu reden, wohin kämen wir denn sonst mit unserer ganzen, mühselig zusammengefügten Gesellschaft? Aber auch für Religion und Sitte setzt ein nicht immer berufener und geschickter

Übereifer oft zur Unzeit ein. Wunderhübsche Beispiele von hoch-zensurlichen Bedenklichkeiten haben einige jüngst in Versammlungen gehaltene Reden zu Tage gefördert; mußte doch einmal aus dem unschuldigen Worte „Fensterkreuz“ die zweite Silbe der Gewissenhaftigkeit eines Beamten zum Opfer fallen, und ein Poffenheld durfte sich demnach nicht mehr an einem Fensterkreuz, sondern mußte sich an einem Fenster schlechtweg aufhängen wollen. Aber diese sorgliche Vormundschaft hat auch manchen künstlerischen Kindesmord auf dem zartempfindlichen Gewissen; Max Halbes „Jugend“ zum Beispiel, das Romeo und Julia-Drama der Moderne insofern, als der Dichter darin mit starker, gerechter Künstlerhand die Tragödie der unbewachten und unbezähmten jungen Sinne geformt hat, darf in Wien nicht auf die Bühne; ja, noch mehr, unserem ausgezeichneten Vortragmeister Marcell Salzer, den Sie ja auch schon in Leipzig nach seiner starken und kunstkräftigen Eigenart kennen gelernt haben, und der an die „Jugend“ vielleicht sein bestes Wollen und Können gesetzt hat, wurde die Rezitation des Liebesdramas, sei es öffentlich, sei es in Vereinen, rundweg untersagt. Trotzdem in Prag z. B., das auch nicht in der fernem Urfernde liegen soll, die „Jugend“ mehrmals unbeanstandet über das Theater ging, ohne daß an der Prager Sittlichkeit, wie ich höre, bisher eine fühlbare Einbuße verspürt worden wäre; trotzdem in dieser Beziehung, wenn es sich um Poffen und Singspiele zum Amüsement der „besseren Kreise“ handelt, auch in Wien ein löblicher und weitherziger Freisinn bekundet wird.

Nun hat der Verein „Arbeiterbühne“, den Sie sich aber ja nicht wie die Berliner oder Leipziger Freien Bühnen zu denken haben, sondern nur als ausschließlich sozialistischen Geselligkeitsverein ohne litterarischen oder künstlerischen Ehrgeiz, gegen dieses lächerliche System einen Agitationskampf in Szene gesetzt, auf die übliche Weise, mit Versammlungen, Resolutionen, Komitees u. s. w. Dabei zeigten sich aber bald schlimme Symptome. Zuerst wurde die Mitwirkung der in Wien lebenden Künstler vom Fach angerufen; dann, als sich mehrere bereit fanden, wurden diese als verdächtige Bourgeois zurückgewiesen. Schließlich fand sich doch ein Einigungspunkt. Aber die bürgerlichen Kreise, auch die, welche ihrer Gesinnung nach für die Sache der geistigen Freiheit mit Begeisterung zu den Fahnen eilen sollten, blieben flau und träg. Die „großen“ Zeitungen berichten über die Angelegenheit als über ein Kuriosum, eine besondere Art von lokaler „Missethat“, die sie nichts angehe. Man läßt sich seine sauer verdiente Gemütsruhe durch solche Stänkereien nicht stören. Und ich fürchte, die Wackeren, die als ständiges Komitee tagen und Reformvorschläge ausarbeiten, werden von ihrer selbstverleugnenden Arbeit, einen Kompromiß mit dem offiziellen Gewissen zu finden, nicht viel Freude haben. Es wird alles beim Alten bleiben; besonders die Theaterdirektoren werden wieder ruhig schlafen können, sie, die sich mit Händen und Füßen gegen eine Änderung des jetzigen unwürdigen Zustandes sträuben, weil sie die Verantwortung ihrer freien Wahl fürchten — die Tapferen!

* * *

Und doch waren Geist und Bildung einst das gewaltigste Machtmittel, das dem dritten Stande politische Geltung erkämpfte. Aber er wird auch an diesem eigenen Machtmittel zugrunde gehen. Denn er war von Anfang an ein viel zu begabter, überhaupt zu geistiger Stand gewesen, um die nötige Beschränktheit allseits aufzubringen, die eine Klasse braucht, um sich lange unangezweifelt in der Macht und also beim Rechte zu halten. Aus ihrer Mitte selbst wuchsen ihr die Gräbler, die eifrig und emsig gruben, — an den Grundmauern des neuen Baues herumgruben, bis er ins Wanken geriet. Und der eigene Geist ihrer Gesellschaft hatte ihnen die Schaufel in die Hand gelegt.

Wir sahen in der letzten Zeit so einen Grübler und Gräber an der Arbeit, als Ibsens „Wildente“ im Burgtheater aufgeführt wurde. Das ist eine brave Minierarbeit. Das gräbt einen tiefen Schacht senkrecht hinunter bis in den Sitz der Mütter, der Gründe und Beweggründe. Und die Mütter wohnen in einer blaugrünen, spiegelnden Eisgrotte; es weht todeskalt herauf von ihnen. Ibsen ist freiwillig dort hinunter gestiegen und hat sein Herz hart und starr frieren lassen, sein Herz, das früher von heißen Hoffnungen auf eine Zukunftsmenschheit glühte; ihn zwang und trieb seine eingeborene Sehnsucht nach der „Wahrheit“, nach dem, was hinter den Dingen ist. Er wußte ja vielleicht im Anfang seines Weges gar nicht, wohin der ihn führen würde. Er hoffte ja vielleicht dort, im Mittelpunkt, das flammende Herz des Weltalls zu finden. Und aus dieser Enttäuschung wuchs ihm wohl seine grimmige, teuflerkalte Ironie, sein bitteres Hohnlachen über alle schönen Sachen, die sich die Menschen vorliegen müssen, um das Leben zu ertragen.

Über die „Wildente“ ist überall und in jüngster Zeit mehr als genug gesagt worden; nur eine Seite scheint mir noch übersehen worden zu sein; inwiefern das nämlich auch ein soziales Drama ist. Und doch hat der Dichter, in dem vorausgeschickten und gleichsam vom Milieu der vier folgenden ganz losgelösten ersten Akt deutlich genug darauf hingewiesen. Dort nämlich zeigt er uns das satte Behagen und die gutgläubige Fröhlichkeit jener Menschen, denen zu Liebe die andern, die an den Rand der Gesellschaft Hinausgespülten, in Gemeinheit, Lüge und Jämmerlichkeit verkommen müssen. Lieutenant Ekdal und die Seinen mußten ins Elend fallen, damit Großhändler Werle mit seinen lustigen Kammerherren Tolayer trinken und guter Dinge sein kann. Und freilich ist ja nichts auf der Welt umsonst, und um jedes Glück muß ein Opfer fallen; aber es kommt doch darauf an, was denn um teuren Preis gekauft worden ist, und ob der Preis nicht dafür zu teuer war. Ich kann mit Zufriedenheit und Ruhe den Gedanken ausdenken, daß die antike Hochkultur nur durch das Elend der Sklaverei, und daß die Blüte der italienischen Renaissance nur durch eine Unbekümmertheit um das Schicksal der Massen möglich war, die beispielsweise in dem glücklichen und reichen Florenz Hungernöte zu den gewöhnlichen Erscheinungen machte und ein Heer von Bettlern erzeugte: aber für Werles und ihresgleichen ist mir auch ein Hjalmar Ekdal zu teuer, viel zu teuer, um mit ihm das Behagen jener zu bezahlen. Und gerade denen, die den Hjalmar ganz verstehen und seine immense Tragikomik, ruft der erste Akt warnend zu: Nichtet nicht! Und lächelt nicht! Ihr würdet an der Feigheit und an dem schmutzigen Behagen dieses Jämmerlings gar nichts auszusetzen haben, wenn er in denselben Verhältnissen wäre, wie die, für die er unschuldig leidet. Das Publikum — ei, das Publikum blieb taub und stumm; und . . . ich will aus Höflichkeit nicht weiter reimen; wie war doch des Monsieur Le Grand fatale Trommelmelodie?

Friedrich Mitterwurzer hat den Hjalmar gespielt — ach! er hat ihn gespielt! — ein Monument der unsterblichen Verlogenheit. Wer hätte damals gedacht, daß die Kunst bald an dem frischen Grabe dieses Einzigen trauern würde? Nun ist er dahin, und nicht nur seine Kunst, sondern die ganze lebensvoll aufblühende junge deutsche Dramatik hat in ihm einen liebsten Stolz und eine goldene Hoffnung verloren. Ja wohl, es ist das Schönste, was von ihm gesagt werden kann: im dreiundfünfzigsten Jahre ist er gestorben, seit dreiunddreißig Jahren war er Schauspieler gewesen, und als er starb, schwand uns noch in ihm eine goldene Hoffnung! Er war von den Seltenen, denen der jugendliche Safttrieb in keinem Lebensalter versiegt, die es zu jeder Jahreszeit zwingt, zu wachsen, zu blühen, zu reifen. Uerschöpftlich war seine Verwandlungsfähigkeit; sein Holofernes in Hebbels Judith, die sie diesen Winter im Burgtheater einige Male

gespielt haben, erschütterte mit der ausbrechenden Kraft eines elementaren Naturereignisses; sein Hjaltar baute mit kühler, kluger Hand die verborgensten Symptome der inneren Fäulnis übereinander — zu einem Monument der unsterblichen Verlogenheit.

Das Deutsche Theater war ohnehin nicht gar reich; nun ist es arm geworden.

* * *

. . . Wir wollen lieber irgend wohin gehen, wo's lustig ist, faszingslustig! Seht Euch einmal in diesem Saale um. Schwindelt Euch? Thut nichts. Das sind Farben, was? Blau und grün, violett und orange und knallrot kreischt und pfeift und jubelt es rings von den Wänden: das kann keine Janitscharenmusik besser. Und nun schwebt's und steigt's durch die Luft und dreht sich und wirft sich übermütig und lüftern und wiegt sich frech in schmalen, schlanken Hüften — kennt Ihr unsere Bajaderen? Kennt Ihr die herausfordernde Grazie überzarter Glieder, die sich in mänadischer Raserei schwingen? Habt Ihr schon die Voie Fuller gesehen? Denn wir sind in der Plakatausstellung.

Die jüngste Kunst, die aus unserer Zeit erblüht ist, wird uns da zum ersten Male in Wien gezeigt. Eigentlich ist sie noch gar keine europäische Kunst geworden, sondern auf Paris, wo sie zuerst aufkeimte, beschränkt geblieben. Die wenigen deutschen und englischen Plakate, die da sind, kommen kaum in Betracht. Es ist noch eine pariserische Kunst und Cheret, Fernand Toussaint, Meunier und Lautrec heißen ihre Meister.

Vor allem hat die Plakatkunst das große Glück, ihre Kraft und ihre besonderen Vorzüge aus ihrer Bestimmung zu ziehen. Das Plakat muß auffallen; es muß unmittelbar wirken; es muß dem ersten Blicke schon sagen, was es sagen soll. Das schließt von vornherein alle Tüftelei, alle Geheimthuerei und das Prahlen mit technischen Kleinkunststücken aus. Die Technik des Plakatmalers muß selbstverständlich sein; sie darf keine Sonderbeachtung erwarten; man darf seinen Werken die Mühe nicht ansehen, die sie gekostet haben. Dann ist diese Kunstübung aber auch organisch aus unserer Zeit herausgewachsen, hervorgetrieben von dem wilden, atemlosen Konkurrenzkampfe, der die modernen Menschen im Ringen um das Brot und die Genüsse, die man braucht, wie reißende Tiere gegeneinanderhebt und in ihnen auch die feinen, untrüglichen Jagdinstinkte und Listen entwickelt hat, ohne die sie sich nicht behaupten können. So ist die Reklame, das gegenseitige Überbieten und Überschreien, in unserer Zeit eine Hauptwaffe des Kampfes ums Dasein geworden; und die Plakatmalerei befriedigt zugleich ein Lebensbedürfnis ihrer Zeit; sie ist die einzige Kunst, welche sich ohne Traditionen, frei und natürlich, aus ihr entwickelt hat, und weil sie auch eine Kunst der Öffentlichkeit ist, nicht der Privaten und der Liebhaber, ist sie auch die einzige Monumentalkunst unserer Zeit, eine sonderbare und lächerlich zerreißbare Nachfolgerin der Architektur, die in unserer Zeit nur mehr der Nützlichkeit dient und keinen monumentalen Charakter trägt. Darum spricht die Plakatkunst aber auch mehr von dem innersten Wesen unserer Zeit aus, als irgend eine andere; und wenn als Denkmal des Griechentums von der Akropolis die edlen Trümmer schlank-kraftiger Marmorsäulen heruntergrüßen, so weht als Denkmal unserer Zeit ein buntpfarbiger Plakatschrei, mit einem frech zurückgeworfenen, wild lächelnden, rothaarigen Mädchenkopf darauf, von einer Anschlagssäule . . .

Es hätte ein schöner, erhabener und unauslöschlicher Anblick werden können, und dessen Gedanken noch ferne Enkel mit dem Feuer der Begeisterung durchwärmte: dieser Kampf des Bürgerstandes mit den Feinden, die ihn von rechts und links umdrängen; der Verzweiflungskampf des Helden, der nicht mehr an sich selbst glaubt, der weiß, daß er fallen muß, und dennoch kämpft.

Das wäre die Tragödie des Bürgertums gewesen. Aber nun scheint sich der

Lauf der Dinge zu einem Komödienausgange wenden zu wollen; die Tragikomödie des dritten Standes wird aufgeführt.

Und die Kunst wiederum folgt dem Leben willig und wird tragikomisch.

An ein buntes, leuchtendes Feuerwerk, an ein Aufschießen, Zerplagen und Ausstreuen von vielfarbigen Raketensternen gemahnte mich die Plakatausstellung, der Saal, in dem die besondersten und sprechendsten Kunstwerke unserer Tage gesammelt sind, die, welche vom innersten Wesen unserer Kultur das meiste aussagen.

Die Raketen steigen auf, zerplagen, streuen blaue, rote, grüne Kugeln in die schwarze Nacht hinaus . . . Unten drängt sich Kopf an Kopf, reißt Augen und Mund auf, lacht und staunt: Ah!!



Soziale Chronik.

Von Bruno P e t z o l d.

(Leipzig.)

(Erster Delegiertentag der christlichen Bergarbeitervereine Deutschlands. — Das Ende des Hamburger Hafenarbeiterstreiks.)

In Bochum haben die christlichen Bergarbeitervereine Deutschlands am 1. und 2. Februar ihren ersten Delegiertentag abgehalten. Die christlichen Bergarbeitervereine sind ein Produkt des großen Bergarbeiterstreiks vom Jahre 1889. Gehegt und gepflegt von katholischen und evangelischen Pfarrern ultramontan-konservativer Observanz, sind diese Vereine seit einigen Jahren in allen Grubenbezirken Deutschlands emporgewachsen. Sie haben sich die Aufgabe gestellt, einerseits die Berufsinteressen der Bergarbeiter zu vertreten, andererseits die Sozialdemokratie und deren Bergarbeiterorganisationen zu bekämpfen. Von energischer Vertretung der Berufsinteressen hat man nun zwar bei den christlichen Bergarbeitervereinen bis zum Delegiertentage wenig gemerkt, desto mehr aber von der Bekämpfung der Sozialdemokratie. Große Aufregung verursachte es daher, als auf dem Bochumer Delegiertentage der „national-soziale Schwarmgeist“ Raumann eine Vereinigung des sozialdemokratischen alten Verbandes deutscher Berg- und Hüttenarbeiter mit den christlichen Bergarbeitervereinen empfahl und den versammelten Bergmännern zurief: „Wenn Sie, meine Herren, im Schacht arbeiten, dann sind Sie auf die Unterstützung aller Ihrer Kameraden angewiesen; dann können Sie nicht nach dem religiösen oder politischen Glaubensbekenntnis fragen.“ In dieser Überzeugung ist Raumann einig mit den christlichen Sozialpolitikern Göhre und Oberdörffer, einig auch mit anerkannten politischen und gewerkschaftlichen Führern der sozialdemokratischen Partei wie mit Molkenbuhr, Legien und Quarc. Insbesondere die Zustände im Oberbergamtsbezirk Dortmund erfordern ein Zusammengehen des alten Verbandes mit dem Gewerkverein christlicher Bergleute. Von 165 000 Bergarbeitern sind kaum 12 000 organisiert, ungefähr 8000 im christlichen, 4000 im alten Verbande. Die Verhältnisse im Ruhrkohlenrevier aber sind im großen Ganzen heute noch dieselben wie zur Zeit des großen Bergarbeiterstreiks im Jahre 1889. Trotz glänzender Gewinne der Bergwerksbesitzer während der letzten Jahre sind die

Löhne tatsächlich nicht gestiegen, daß Herabschrenken der Bedinge und das Rullen der Wagen wird im großen Still betrieben, die Oberschichten sind außerordentlich drückend, die verlangte Knappschafftsreform und die Neuregelung des Unterstützungsklassenvereins werden immer wieder auf die lange Bank geschoben, — unter solchen Umständen kann über Nacht ein Streik ausbrechen, der an elementarer Gewalt dem Bergarbeiterstreik vom Jahre 1889 in nichts nachsteht. Fehlt es nun aber heute noch im Ruhrkohlenrevier an einer umfassenden Arbeiterorganisation, welche die Massen der Bergleute vor unüberlegten Schritten bewahrt, so ist es jedenfalls Pflicht der beiden vorhandenen kleinen Vereinigungen, sich nicht unter einander zu befehdn, sondern sich gegenseitig zu unterstützen, um im gefährlichen Augenblick das Bergmannschiff glücklich durch den Strudel des Streiks hindurchdirigieren zu können. Im Falle eines Streiks, der die Entfaltung aller Kräfte erfordert, werden der christliche Gewerkverein und der alte Verband zusammengehen müssen. Doch wäre es traurig, wenn es erst der zusammenschweißenden Kraft eines Lohnkampfes bedürfte, um die feindlichen Brüder mit einander zu versöhnen. Die Scheidung der Bergarbeiterorganisationen in alten Verband und christliche Gewerkvereine ist aber nicht nur unheilvoll, insofern diese Scheidung die Bergleute untereinander verheßt und sie verhindert, ihre Macht vereint dem Unternehmertum entgegenzustellen, — die Scheidung in alten Verband und christliche Gewerkvereine ist auch widersinnig. Denn in allen wirtschaftlichen Bestrebungen, die den eigentlichen geistigen Inhalt wirtschaftlicher Berufsvereine ausmachen, herrscht bei beiden Organisationen völlige Einigkeit. Meinungsverschiedenheit besteht nur in politischen und religiösen Fragen. Politische und religiöse Fragen aber sollten ganz außerhalb der Sphäre wirtschaftlicher Berufsvereine liegen. Der alte Verband hat dies zuerst eingesehen, den christlichen Bergarbeitervereinen die Versöhnungshand geboten und ausdrücklich erklärt, daß er in politischen und religiösen Fragen nicht den geringsten Druck mehr auf seine Mitglieder ausüben, sondern völlig neutral bleiben wolle. Was hindert jetzt noch die christlichen Bergarbeitervereine, sich dem alten Verband anzuschließen? Etwa weil der alte Verband als sozialdemokratische Gewerkschaft nicht auf dem Boden der vorhandenen Gesellschaftsordnung steht? Aber stehen denn die Gewerkschaften, wenn auch ihre Gründer und Mitglieder Sozialdemokraten sind, nicht als Gewerkschaften auf dem Boden der vorhandenen Gesellschaftsordnung? Liegt es nicht im Wesen der Gewerkschaften, sich ausschließlich mit praktischer Sozialreform zu beschäftigen und somit die bestehende Rechtsordnung anzuerkennen? Vielleicht glauben aber die Mitglieder der christlichen Bergarbeitervereine sich von jeder Gemeinschaft mit Sozialdemokraten fernhalten zu müssen, um nicht von den Regierungen und Großunternehmern über einen Kamm mit den Sozialdemokraten geschoren zu werden. Geschieht dies denn nicht schon heute? Werden nicht schon heute die christlichen Bergarbeitervereine trotz christlich-monarchischer Gesinnung, trotz ausgesprochenem Gegensatz zur Sozialdemokratie, von Regierungen und Unternehmern in einen Topf mit den Sozialdemokraten geworfen?

Offenbar besteht schon heute unter vielen Mitgliedern der christlichen Bergarbeitervereine das Bestreben, mit dem alten Verbands Hand in Hand zu gehen. Nur die im Ehrenrat der Gewerkvereine sitzenden Pfarrer und Pastoren scheuen noch ein Zusammenarbeiten mit Sozialdemokraten. Die frommen Herren möchten am liebsten einen faulen Frieden mit den Bergwerksbesitzern aufrecht erhalten und schrecken vor jedem lauten und scharfen Wörtchen zurück. Doch werden sie sich bald dem Drängen der Gewerkvereine nach noch energischerer Vertretung ihrer Berufsinteressen fügen müssen, oder die Gewerkvereine werden sich von diesen zaghaften Vermittlern losfagen. Beides läuft auf dasselbe hinaus; auf Vereinigung der Gewerkvereine mit dem alten Verbands,

auf Bildung unpolitischer Gewerkschaften. Hoffentlich wird der zweite deutsche Bergarbeiterkongress (alter Verband), der zu Ostern in Helmstedt tagen soll, einen guten Schritt vorwärts thun zur Bildung seiner Bergarbeiter-Berufsorganisationen. Neben ihnen können ja christliche und vaterländische Arbeitervereine bestehen bleiben, in denen die Herren Kapläne und Pastoren Christentum, Königstreue und Vaterlandsliebe nach Herzenslust predigen mögen.

Die Resolutionen des Delegiertentages sind von den staatsbehaltenden Parteien mit großem Hallo als sozialistisch bezeichnet worden. Wir glauben daher diese staatsgefährlichen Beschlüsse ausführlich mitteilen zu müssen. Zur Verminderung der Unglücksfälle im Bergbau wurde für notwendig erklärt: 1. Die Einführung eines Lohnes, welcher dem Bergmann ermöglicht, seine gefährvolle Arbeit mit der nötigen Ruhe und Vorsicht auszuführen. 2. Sorgfältige, praktische und theoretische Ausbildung des Bergmannsstandes in Bezug auf Behandlung der Schlagwetter; Einführung von Sanitätskursen auf allen Zechen zwecks Ausbildung einer Anzahl Leute als Rettungsmannschaft. 3. Mitwirkung der Bergbehörde bei Anstellung und Ablehnung der Betriebsbeamten. 4. Anstellung von Gehilfen aus den Reihen der praktisch thätigen Arbeiter, die den Bergrevierbeamten beigegeben werden sollen, um sie bei der Revision der Gruben zu unterstützen. Ausdrücklich wurde betont, daß eine erhebliche Verringerung der Grubenunglücke nur möglich sei, wenn die Bergwerksinspektion verbessert würde, und wenn die Bergbeamten unabhängig von den Werken wären. Für wünschenswert wurde auch erachtet die Anlegung von Durchschlägen, um dem Bergmann bei eintretenden Unglücksfällen das sofortige Ausfahren zu ermöglichen. Fernerhin die Besserung der Verbandsvorrichtungen und die öffentliche Bekanntmachung der Ursachen, die ein vorgekommenes Unglück verschuldet haben. — Von dem Delegiertentage wurde des weiteren jede Frauenarbeit in Bergwerken grundsätzlich verworfen und die Einführung vollständiger Sonntagsruhe verlangt. — Beantragt wurde fernerhin die ev. gesetzliche Einführung von frei und geheim gewählten Arbeiterausschüssen, deren Aufgabe sein soll: 1. Mitverwaltung der Zechenunterstützungskassen. 2. Meinungsäußerung bei Erlass und Abänderung der Arbeitsordnung. 3. Vermittlung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern bei vorkommenden Klagen der Arbeiter. 4. Mitwirkung bei der Überwachung über die Durchführung der bergpolizeilichen Vorschriften. 5. Mitwirkung bei der Regelung der Gedinge- und Schichtlohnsätze. 6. Meinungsäußerung über die Verfahrung von Überschichten. — Als Ziel der Entwicklung der Lohnverhältnisse erklärte der Delegiertentag die Erreichung eines Familienlohnes derart, daß sich vom Lohne eine normale Familie von sechs Personen ihren Arbeits- und Standesverhältnissen entsprechend unterhalten und auch einen Sparpfennig für Unglücksfälle, für Alter, Besserung ihrer Lage u. s. w. zurücklegen kann. Zu diesem Zwecke verlangte der Delegiertentag: 1. Eine stetige Steigerung der Löhne mit steigender Konjunktur, und zwar bei dauernder besonders günstiger Geschäftslage auch eine augenblicklich merklliche Aufbesserung der Löhne. 2. Als geeignete Organe zur Regelung der Lohnverhältnisse Kommissionen, die sich zusammensetzen aus Vertretern der Organisationen der Arbeitgeber und Arbeiter. 3. Bekanntmachung der Lohnstatistik nicht nur für ganze Bezirke insgesamt, sondern auch für die einzelnen Werke. — Hinsichtlich der Verkürzung der Arbeitszeit sprach sich der Delegiertentag aus: 1. Für die gesetzliche Festlegung einer Maximalschichtdauer, hierbei die achtstündigen Schichten, einschließlich Ein- und Ausfahrt, für das erstrebenswerte Ziel erklärend. 2. Für Einschränkung und zwar sofortige Einschränkung der Arbeitszeit auf 7 resp. 6 Stunden für besonders schwierige, gesundheitschädliche und gefährliche Arbeit, z. B. Schachthauerarbeit, Arbeit

in hoher Temperatur u. s. w. — Im Knappschaftswesen wurde eine Änderung der Knappschaftsstatuten verlangt, dahingehend, daß: 1. die Ärzewahl eine freiere werde, 2. das Krankengeld auf $\frac{2}{3}$ des Lohnes vom Beginn der fünften Krankheitswoche ab erhöht werde, 3. die Invalidenpension den Bedürfnissen der Arbeiter und deren Leistungen zur Klasse entsprechend normiert werde, und daß dort, wo die Reichsinvalidenrente auf die Knappschaftspension verrechnet wird, die letztere sich entsprechend erhöhe, 4. wurde die Einrichtung von Schiedsgerichten gefordert zwecks Abstellung der Klagen der Mitglieder über Invaldisierung u. s. w., 5. eine mehr der Gerechtigkeit entsprechende Selbständigkeit der Arbeiter bei der Verwaltung. Für den Fall, daß die in der Resolution enthaltenen Forderungen in die Brüche gehen sollten, wurde die Verstaatlichung der Knappschaftskasse beantragt. — Schließlich sprach sich der Delegiertentag noch für einen engeren Zusammenschluß sämtlicher christlicher Bergarbeitervereine Deutschlands aus und erklärte zu diesem Zwecke eine baldige Änderung des preussischen Vereinsgesetzes für wünschenswert.

Den durchaus sachlichen und ruhigen Verhandlungen des Bochumer Delegiertentages, in die der preussische Berghauptmann Täglichsbeck mehrfach berichtigend eingriff, gingen eine öffentliche Versammlung und die Generalversammlung des Dortmunder Gewerkvereins christlicher Bergarbeiter voraus. In der Generalversammlung wurde die Einführung eines Schiedsgerichts zur Abstellung der Klagen über die Invaldisierung der Bergleute für notwendig erklärt, die Einführung der freien Pensionsberechtigung nach 25jähriger Dienstzeit abgelehnt, die Gründung einer Krankengeldzuschußklasse und die Verbesserung der Verbandzeitschrift beschlossen. Beschlossen wurde fernerhin eine allgemeine Lohnerhöhung von 10 bis 15 Prozent noch innerhalb des Monats Februar bei den Grubenverwaltungen des Ruhrreviers zu beantragen. Mit dieser Lohnforderung hat sich der alte Verband einverstanden erklärt. Einzelne Bezüge haben bereits freiwillig die Lohnerhöhung vollzogen: der Centralverband deutscher Industrieller aber hat die Lohnforderung für unannehmbar bezeichnet. Welche Konflikte sich hieraus entwickeln werden, bleibt abzuwarten.

In der öffentlichen Versammlung sprach als Hauptredner Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Adolf Wagner aus Berlin. Die mechanische Regelung der Lohnfrage nach bloßem Angebot und bloßer Nachfrage erklärte er für einen Krebschaden unserer Zeit und forderte zur friedlichen Lösung der sozialen Frage und zur Minderung der ökonomischen Ungleichheit eine durchgreifende soziale Reform, insbesondere Schwämmerung des Unternehmergewinn, höheren Lohn, kürzere Arbeitszeit, Organisation von Arbeiterverbänden und Einigungsämtern, Anerkennung der Gleichberechtigung von Arbeitnehmer- und Arbeitgeberverbänden. Das sind grundlegende Ansichten und allgemeine Forderungen, die jeder moderne Sozialpolitiker unterschreiben wird, unterschreiben muß. Aber daß ein Universitätsprofessor und gewesener Rector magnificus der alma mater Berlins diese Ansichten und Forderungen von Bergleuten in öffentlicher Versammlung rückhaltlos proklamiert, wird ihm von den amtlichen Zeitungen und allen Unternehmerrstätten natürlich furchtbar verübelt. Sie bezeichnen das Verhalten Wagners als Aufwiegelei und Verhetzung der Bergarbeiter, dazu angethan, Unzufriedenheit und Begehrlichkeit zu erregen, sie denunzieren Wagner und die ihm gesinnungsverwandten Professoren und Pastoren als Sozialdemokraten und Revolutionäre, denen die Staatsbehörde und der Oberkirchenrat das Handwerk legen sollten. Wie hätte dieselbe Presse dem Herrn Geheimrat zugejubelt, wenn er für einen Stillstand der sozialen Gesetzgebung, für Handelsverträge und Goldwährung agitatorisch eingetreten wäre! Denn das hätte ja den Interessen der Abonnenten dieser Presse entsprochen.

Seine Ausführungen über Unternehmergewinn und Arbeitslohn verdeutlichte Wagner unter anderem durch das Beispiel, daß bei einem heutigen Zins von 3 bis 3½ Proz. für beste Anlagen ein Unternehmer- und Kapitalgewinn von 7 Proz. für ausreichend gelten müsse, daß es also erwünscht sei, wenn eine Dividende von 10 Proz. durch Lohnerhöhung auf 7 Proz. erniedrigt würde. Diese ganz allgemeinen akademischen Bemerkungen erklärt nun die „Deutsche volkswirtschaftliche Korrespondenz“ als gegen die Grubenbesitzer gerichtet. Um nachzuweisen, daß Wagner seinen Ausführungen über die Bergwerksgewinne, von denen Wagner aber mit keinem Worte gesprochen hat, „unwahre Behauptungen“ zu Grunde gelegt habe, wirft sich die „Deutsche volkswirtschaftliche Korrespondenz“ entrüstet in die Brust und ruft: „Weiß denn der Herr Professor wirklich noch immer nicht, daß der westfälische Bergbau Jahrzehnte hindurch sich höchstens durchschnittlich mit 3 Proz. verzinst hat, daß es selbst unter der heutigen Konjunktur sehr wenig Zechen geben wird, die glatt 10 Proz. Ausbeute verteilen können?!“ Als ob die glänzenden Gewinne der letzten Jahre dadurch aus der Welt geschafft würden, daß sich der westfälische Bergbau in früheren Jahrzehnten mit höchstens 3 Proz. verzinst hat, als ob die enormen Reingewinne der Jahre 1893 bis 1896 und die beständig auf 4, 5½, 8, 9½, ja 10 Proz. steigenden Dividenden wesentlich verringert würden, wenn nur sehr wenige Zechen unter der heutigen Konjunktur glatt 10 Proz. Ausbeute verteilen! Da man gegen Wagner auf andere Weise nichts ausrichten kann, suchen seine Gegner die sozialökonomischen Ansichten dieses „doktrinären Weltverbesserers“ und „verbohrtten Ideologen“ mit dem ebenso billigen wie schlechten Bemerkten zu mißkreditieren: Von stiller Gelehrtenstube aus könne man die Verhältnisse des praktischen Lebens, insbesondere des rheinisch-westfälischen Bergbaus, nicht richtig beurteilen. Hierzu seien nur die Männer der Praxis, nämlich die Unternehmer, imstande, die mindestens dasselbe Verständnis und mindestens dasselbe Wohlwollen für die Arbeiter hätten, wie der Theoretiker Wagner. Um die Haltlosigkeit seiner Theorien bei ihrer Übertragung in die Praxis kennen zu lernen, empfiehlt die „Kölnische Zeitung“ dem Berliner Gelehrten unter jubelnder Zustimmung der ganzen Unternehmerpresse: Ehe Wagner seine Theorien in öffentlicher Versammlung propagiere, möge er doch erst einmal ein Bergwerk pachten, oder aber, wenn ihm dies zu umständlich sei, solle er doch wenigstens erst einmal seine Dienstboten sozial zu beglücken versuchen, sich selber die Stiefel putzen, das Essen kochen, die Pfeifen reinigen, das Zimmer bohnen, die Strümpfe flicken. Dann werde der Herr Professor schon sehen, wie wertlos seine Doktrinen bei einer Übertragung in die Praxis seien. Vollends das „Leipziger Tageblatt“ wirft dem Geheimrat Wagner vor, daß er in der Arbeitermasse nur ein Mittel zur Verwirklichung seiner eigenen Ideen erblicke, und folgert hieraus mit bekanntem Scharfsinn: „Das Wohlbefinden der Arbeiter kann also nicht als der nächste Zweck der Laienbeteiligung an dem Bochumer Kongresse gelten; diese ist in der Liebe zu der eigenen Idee zu suchen; und da man seine Ideen liebt wie sich selbst, so hat das Auftreten des eifrigen Herrn seine letzte Quelle in einem Egoismus, der um kein Haar besser ist, als derjenige, der sich durch privatwirtschaftliche Rücksichtslosigkeit bethätigt.“ Wie erbärmlich tief muß doch das geistige Niveau einer Presse und der von ihr repräsentierten Gesellschaftsklasse gesunken sein, wenn sie einem anerkannten Gelehrten statt mit sachlichen Gründen nur noch mit elenden Denunziationen und beschimpfenden Verhöhnungen, mit läppischem Weibergeschwätz und plumpester Sophistik antworten können.

Am 6. Februar hat der Hamburger Hafnarbeiterstreik nach elfwöchentlicher Dauer sein Ende erreicht. Ein Streik von solcher Dauer und von solchem Umfange,

mit so energischer Interessenvertretung auf beiden Seiten, ist in einer einzelnen Stadt Deutschlands bisher noch nicht dagewesen. Das war kein gewöhnlicher Lohnkampf mehr: Die 16430 Hafenarbeiter und Seeleute, solidarisch mit allen Arbeitern Deutschlands, kämpften um Ehre und Recht. Die Stauer und Rheder, im Bunde mit den Industriellen aller Branchen, kämpften um die Herrschaft im Hamburger Hafen, um die Herrschaft des Kapitals überhaupt; sie zogen den Streik so lange wie möglich hin, um die Gewerkschaftsklassen im ganzen Reiche durch Zahlung der riesigen Unterstützungsgelder zu schwächen und die deutschen Gewerkschaften für spätere Lohnbewegungen kampfunfähig zu machen.

Ungeheure Opfer hat der Hamburger Streik erfordert. Wöchentlich sind an 150000 Mk., im ganzen 1½ Millionen Streikunterstützungsgelder gezahlt worden. Mindestens die gleiche Summe haben die Streikenden durch den entgangenen Arbeitslohn eingebüßt. Sehr viel größer ist der Verlust, den die Arbeitgeber durch die Verkehrsstörung erlitten haben. An 100 Millionen Mark mögen direkt, das Zehnfache dieser Summe mag durch indirekte Schädigung des Volkswohlstandes verloren gegangen sein. Der Hamburger Streik hat Summen von schwindelnder Höhe gelöstet.

Dreierlei hat uns dieser Lohnkampf gelehrt: die Bedeutung der Koalitionen, die Notwendigkeit von Einigungsämtern und Schiedsgerichten, die Unhaltbarkeit der Hamburger Verfassungszustände. Hätte schon vor Ausbruch des Streiks eine kraftvolle Organisation der Hafenarbeiter und Seeleute bestanden, der Streik wäre von den Arbeitern nicht so unüberlegt und zu so ungünstiger Zeit proklamiert worden, bei Beginn des Winters, bei flauer Geschäftstätigkeit, bei halbgefüllten Gewerkschaftsklassen. Hätte ein Schiedsgericht oder Einigungsamt die gesetzliche Macht gehabt, die streitenden Parteien vor sich zu laden und sie zu Verhandlungen zu zwingen, anstatt daß die Arbeitgeber sich beständig weigerten, Rede und Antwort zu stehen und die Vermittlung eines Schiedsgerichts anzunehmen, so wäre eine Verständigung gewiß bald erzielt worden, und der bedauerliche Streik hätte schon in den ersten Dezembertagen sein Ende erreicht. Wäre die Hamburger Bürgerschaft nicht ein bloßer Ausschuß der besitzenden Klassen, sondern eine Vertretung der großen Masse des Hamburger Volkes, so wären die Vermittlungsversuche des Senates nicht gescheitert, der Senat hätte dann im Bunde mit der Bürgerschaft die Rheder und Stauer zur schnellen und friedlichen Beilegung des Streiks gezwungen. An Stelle dessen hat sich der Senat, der anfangs eine neutrale Haltung beobachtete, bald wieder von den Arbeitgebern ins Schlepptau nehmen lassen, und sich gleich der obersten Reichsbehörde den Streikenden feindlich gegenübergestellt. Auch hat er für ein würdiges Schlußtableau des Streiks gesorgt: Als es am letzten Tage des Ausstandes zwischen streikenden und fremden Arbeitern zu Streitigkeiten kam, ließ der Senat die Polizei mit gezogenen Säbeln den Platz räumen.

Während des ganzen Streiks haben die Ausländigen eine musterhafte Ordnung bewahrt und eine bewunderungswürdige Opferwilligkeit gezeigt. Sie sind besiegt worden. Aber als Besiegte sind sie die eigentlich Siegenden. Ihre gewerkschaftliche Organisation ist um das vierfache gewachsen; sie umfaßt jetzt nahezu alle Hamburger Hafenarbeiter und Seeleute. Die Männer von der Hamburger Waterlante sind zähe genug, ihre Gewerkschaft auf der jetzigen Höhe halten und weiter ausbauen zu können; ihr Klassenbewußtsein ist geweckt, ihr Glaube an die Harmonie von Kapital und Arbeit unwiederbringlich dahin.

Die Arbeitgeber haben also keinen Grund, sich ihres Sieges zu freuen. Es ist ein Pyrrhusieg. Die „frivolen“ Forderungen der Hafenarbeiter und Seeleute, die jetzt einer geneigten Berücksichtigung von seiten der Rheder und Stauer unterzogen

werden sollen, die Forderungen nach höherem Lohn, Beseitigung des Zwischenmeistertums, Reform des Arbeitsnachweises u. s. w. werden bald wieder geltend gemacht werden, und dann mögen die Stauer und Rheder zusehen, ob sie noch ein zweites Mal die Arbeiter wie eine Kotte unzufriedener Lumpen werden behandeln können. Dieses unsäglich inhumane und allen nationalen Interessen hohnsprechende Verhalten der Arbeitgeber im Hamburger Streik hat viele ernst und billig denkende Männer, besonders die „sozialistischen“ Pastoren und Professoren, veranlaßt, die Streikenden offenkundig mit Wort und That zu unterstützen. Große Wut darob bei den Ordnungsparteien: „Staatsanwalt, Staatsanwalt!“ — „Kultusminister, Kultusminister!“ hört man die Goldschreiber des Unternehmertums rufen. Thut eure Pflicht, Minister und Staatsanwalt. Die Kämpfer für Gott, für König und Vaterland rufen euch.





Kritik.

Romane und Novellen.

M. G. Conrad: In purpurner Finsternis. Roman-Improvisation aus dem dreißigsten Jahrhundert. (Berein für freies Schrifttum. Berlin W., Gleditschstr. 35.)

Eine große Überraschung dieses Buch! Das sollte ein Conrad sein, ein echter Conrad, wie wir ihn seit einem Jahrzehnt kennen? Als Großmeister des Realismus, als Führer der Gegenwartslitteratur und Kunst, als Künstler des wirklichen Lebens, der prometheusstark mit festen Füßen auf der dauernden Erde steht? Und doch, er ist's, mag er auch mit riesigen Siebenmeilenstiefeln diesmal aus der Gegenwart flüchten und das Leben einer Zukunftswelt malen, mit einer Phantastik, wie sie eben nur einem ganz großen Dichter, einem Dante der Unterwelt gelingt!

O das ist kein Wollenkukulsheim, kein wirtschaftliches Freilandexperiment, kein Owenismus! Dieser Conradsche Zukunftsstaat ist ein Neuland des Geistes, eine Erlösungsdichtung, ein Freudenbuch für alle Gegenwartsmenschen. Rüstig streifen sie alles Erdige ab und schwingen sich mit in den Lüften, steigen hinab in die tiefsten Tiefen des Teutareiches, in dies Nibelheim des mechanistischen Staatsgebildes mit seinen köstlichen Figuren — wie es eben dem Gegenmeister, dem großen Bauberer — beliebt. Ja in diesem Gegensatz zwischen dem Nibelheim Teutas und dem Licht- und Sonnenstaat Nordica, dem Neuland und Freiland des Geistes — in dieser großartigen Ironie auf unsere Zeit, da haben wir Conrads moderne Kraft wieder verspürt: das Ringen der Finsternis mit dem Lichte, einer alten und einer

neuen Welt, den ewigen Kampf zwischen dem Verfall und der ewig neu sich gebärenden Natur, Urwüchsigkeit und Individualität. Bewegt sich denn nicht die Menschheit in dieser Weise seit Anbeginn? Und gab es nicht schon unzählige solche „Grege“, solche Helden der Vermittlung? Getrost können wir mit Conrad unsere ganze europäische Kultur einmal zusammenbrechen lassen, den Klassenstaat, den Sozialistenstaat, den Genossenschaftsstaat, und zum letzten Häuflein von Menschheit flüchten, die noch zerstreut auf dieser alten Erde haufen: der alte Streit um Licht und Finsternis wird immer derselbe sein, so lange noch ein Menschenherz schlägt! In diesen beiden Gegensätzen gipfeln die letzten zwei Reiche der gesamten Menschheit: Teuta und Nordica, deren größter Held der gewisse Vermittlungs- und Versöhnungsmensch sein wird.

Das große Problem, das Conrad in diesem Buche löste, ist weltgeschichtlich. Die Art, wie er es löste, ist in unserer ganzen Zukunftslitteratur einzig dastehend, sphinxartig, mit großen Augen, die eine Welt zu erraten geben. Alois John.

Bozener Märchen und Mären von Hans Hoffmann. (Leipzig, A. G. Liebeskind, 1896.)

Märchen zu schreiben, ist immer eine dankbare Sache. Die Leute lesen Märchen sehr gerne, wenn sie phantastisch sind und doch einen naiv kindlichen Ton haben. Hoffmanns Märchen besitzen diese Vorzüge. Sie wirken etwa nicht durch ein äußeres Gewand, sondern durch ihren warmen Herzenston, durch ihre lebendige Frische. Hoffmann versteht es, sehr angenehm zu erzählen. Das Weimärchen „Wasser“ ist

recht hübsch. Sehr interessant sind „Die Totenhochzeit“ und „Die Leiden des jungen Platners“.

D.

Adam und Eva. Eine Wiener Künstlergeschichte von Hans Grassberger. (Leipzig, Verlag von Georg Heinrich Meyer, 1896.)

Der eigenartige Reiz, welcher die Lectüre dieser kleinen Geschichte zu einem wirklichen, reinen Genuß macht, liegt in der Art der Darstellung. Es ist das Werk eines hellträumenden Dichtergeistes, vor dessen Auge die wechselvollen, farbenreichen Bilder des Lebens klar daliegen, der sie mit liebevollem Bemühen zu erfassen und dann in eine fein stilisierte, schöne Form zu zwingen sucht. Immer aber bleibt es bei diesem ruhig beobachtenden Zuschauen, nirgends läßt sich der Dichter herbei, in einer der geschilderten Personen aufzugehen und in ihr etwa mitzuleben. Daher auch kein gewaltiges Aufbluten der Leidenschaften, das sich gegen die einengende Form wehrt: alles erscheint gemildert, abgeschwächt, und läßt das, was im tiefsten Gemüte vorgeht, höchstens ahnen. Der Held der Geschichte ist der österreichische Bildhauer Hans Wasser, der, ein Sohn des Alpenlands, sich aus niederm Stande allmählich zu einem bedeutenden Künstler emporgerungen hat. Mit diesem Lebensbild ist innig die Geschichte zweier kleiner, löstlicher Buchsbaumfigürchen verwoben, eines Adam und einer Eva, von denen die letztere in Wassers Besitz ist. Ein Kunstsammler und ein reicher jüdischer Bankier streben ebenso wie Wasser danach, dieses Pärchen zu vereinigen, aber diese Vereinigung kommt erst viel später — nach des Bildhauers Tode, durch den Bankier zu Stande, „unter einem jüdischen Trauhimmel“, wie sich mit leiser Ironie der Dichter ausdrückt.

P. W.

Im deutschen Urwald, Wahrheit und Dichtung im altdeutschen Gewande von Hermann Tiemann. (Hildesheim, Verlag von Gerstenberg, 1896.)

Allerdings, recht urwäldlich muß es im

Kopfe eines deutschen Nachschriftstellers aussehen, der nach Gustav Freytags voll erschöpfenden „Ahnen“ noch solchen Schwulst verfassen kann. Nur gut, daß der Titel so gewählt ist, daß kein vernünftiger Mensch auf diesen altgermanischen Romanlimbim hereinfällt.

—A.—

Bergelts Gott. Skizzen und Stimmungen von Marie von Glaser. (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1895).

„Vom Ewig Neuen.“ Novellen von Ilse Frapan. (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1895.)

Das Recht der Mutter. Roman von Helene Böhlau (Frau al Raschid Bey.) (Berlin W., F. Fontane & Co., 1895.)

Die Verfasserin des erstgenannten Buches, die übrigens zu den bescheidenen und dankbaren ihrer Spezies zählt, ruft zwar jedem Leser im Vorwort und der Überschrift ein freundliches „Bergelts Gott“ für seine Bemühungen zu, aber das kann mich nicht trösten.

Glauben Sie mir, meine Gnädigste, ich habe mir die größte Mühe beim Lesen gegeben; ich suchte nach wahren Stimmungen, aber ich fand nichts dergleichen, und mein Stimmungshunger schlug in Mißstimmung um; ich suchte ferner nach Menschen, ich suchte wirklich, eifriger und gründlicher als Meister Diogenes mit seiner Laterne, aber ich habe beim besten Willen nichts anderes gefunden als abgebrauchte, klapprige Schablonen. Für Mode- und Familienblätter mag ja Ihr genre ganz der geeignete Stoff, um nicht zu sagen, Lesefutter, sein (und selbst dann werden die „geneigten Leser“ auf dürrer Weide gehen), aber als selbständiges Buch ist es wahrlich schade um das wunderschöne Papier und die saubere Druckarbeit des Paetelschen Verlags. Es ist jedoch, wie ich mit Bedauern lese, schon Ihr drittes Buch. Nichts für ungut darum, wenn ich Ihnen einen Rat sende: „Lassen Sie es genug sein des grausamen Spiels. Wenn aller guten Dinge nur drei sein sollen, dann möchten Ihrer Bücher doch schon zu viel sein!“

Auch die zweite Dame, die bekannte Ilse Frapan, bietet mit ihren Novellen „Vom Ewig Neuen“ recht wenig Neues. Von Liebe ist natürlich viel die Rede; gleich in der ersten Novelle „Urgroßmutter's Freier“, die übrigens mit vielen schönen Bildchen geziert schon zur Hebung des vorjährigen Dabheimkalenders beitragen mußte, teilt eine unermüdlische Urgroßmutter vier Körbe aus und findet, was mir unerfindlich ist, immer noch einen Mann. Neu ist dabei höchstens die Anzahl der Körbe, Stoff und Gestaltung keineswegs. Als Erzählerin gehört auch Ilse Frapan, wie die meisten ihres Geschlechtes, zu der Ordnung der litterarischen Wiederkäuferinnen. Überall stößt dem aufmerksamen Leser die verteilte Frage auf: „Wo habe ich das nur gelesen?“

Immerhin gebührt ihr der Vorzug vor Marie von Glaser, da sie wenigstens ihre eignen Geschlechtsgenossen richtig zu zeichnen vermag, so ist die Gestalt des romantischen Backfischs Aline in der Briefnovelle „Ihre Ideale“ nicht übel gelungen, wenn auch nichts weniger als neu.

Turmhoch über ihre beiden Vorgängerinnen steht Helene Böhlau in ihrem Roman „Das Recht der Mutter“. Auch dieses Buch ist ein echtes Frauenwerk vom Scheitel bis zur Sohle, aber ein selten tüchtiges Stück Arbeit, an dem man ganz unbefangen seine rechte Freude haben kann. Ker, ein junger russischer Student aus fürstlichem Geblüt, verläßt die unerquidlichen Verhältnisse seiner Heimat, wo er als Sohn aus dritter Ehe höchst überflüssig ist, und lernt in Jena eine ehemals verstosene Schwester aus erster Ehe, Namens Zekaterina, kennen. Auf die Nachricht vom Tode seines Bruders, die er von seinem alten Diener Zermal anstatt von seinem Schwager erhält, kehrt er als rechtmäßiger und nun alleiniger Erbe heim, aber nur um sich bald genug zu überzeugen, daß er sein Recht gegen seinen übermächtigen und hinterlistigen Schwager Sztlpann niemals wird erlangen können. Er folgt daher einem Rufe der Regierung auf einen fernen asiatischen

Posten, nachdem er seinem Freunde Peter Fuhs die Vertretung seiner Rechte übertragen hat, freilich ohne Erfolg. Bei seinem Abschied lernt er die Cousine Peters, Christine Abrensee, eine Deutsche, kennen und lieben. Christine ergiebt sich ihm und giebt während eines Reiseaufenthaltes in Deutschland, verstoßen von den Ihrigen und der pruden Gesellschaft, einsam einem Knaben das Leben, den sie in ländlicher Stille für ihren Ker aufzieht. Nach einigen Jahren wird auch ihr Wunsch erfüllt, und Ker, den das Unglück gewaltig mitgenommen hat, kommt zurück. Im Ganzen also eine sehr einfache Fabel, die mitunter auch in der Darstellung (viel Brief- und Tagebuchform) etwas ungelent ist, aber mit einigen köstlichen Gestalten voll warmen Lebens. Die schönste Figur, die auf jeden Leser mit gesunden Nerven geradezu herztärkend wirken muß, ist die alte, brave, aber superoriginelle Schachtel Zekaterina, der in ihrer aufgeblasenen, durch und durch hohlen Wohlstandigkeit Frau Professor Majunko als Antipodin gegenübersteht. Auch Christine in ihrer freien, warmen Natürlichkeit und ihrem felsenfesten Hoffnungsmut ist eine anziehende und fesselnde Erscheinung, während die Männergestalten freilich etwas schablonenhaft ausgefallen sind, vor allem Ker selbst, der als Hauptfigur viel zu wenig herausgearbeitet ist. Nur die Figur des alten Dieners Zermal tritt plastisch und deutlich in den Vordergrund, entspricht aber, meiner Meinung nach, in ihrer Auffassung nicht ganz den russischen Verhältnissen. Überhaupt ist mir nicht ganz klar geworden, warum die Verfasserin der „Katzmädelgeschichten“ diesmal gerade ihren Schauplatz nach Rußland verlegt hat. Als Kennerin russischer Zustände könnte ich sie weniger empfehlen wie als tüchtige, redlich ringende und schaffende Künstlerin.

Herm. Anders Krüger.

„Im Morgengraun.“ Soziale Novellen von Leonor Goldschmied. (Berlin, 1897. Verlag von Aug. Deubner.)

Wenn jemand auf den unglückseligen Einfall käme, sich in eine Dorfschenke zu setzen, die Reden und Unterhaltungen der Bauern und Tagelöhner wortgetreu nachzustenographieren und dann sein Skriptum in Buchform herauszugeben, so würden derartige Skizzen den Leser in den meisten Fällen wohl etwas langweilen. Dieses unverarbeitete Material würde man eben noch keine Dichtung nennen. Au ein solches Stenogramm erinnerte mich lebhaft die erste Novelle „Troll“, die uns in schneller Reihenfolge die Bilder vom Werben der Tagelöhner, ihrer tierischen Arbeit und rohen Behandlung bis zur Feuerkatastrophe vorführt. Es ist nicht zu leugnen, der Verfasser ist ein guter Beobachter des Landlebens; aber trotz der lebhaften Handlung, trotz der aus dem Leben gegriffenen Unterhaltungen, diese Szenen verfehlen den rechten Eindruck auf den Leser zu machen, weil — man verzeihe die Paradoxie — sie zu lebhaft sind. Nur ein Blick auf die ersten Seiten, und man erschrickt förmlich vor dieser Menge von Gedankenstrichen und abgebrochenen Sätzen. Der Dichter hat sich eben nicht damit zu begnügen, die Unterhaltungen der Leute wortgetreu wiederzugeben, sondern er muß die Stimmungen, denen sie entspringen, an den einzelnen Personen veranschaulichen. Und hier liegt der Fehler der Novelle.

Einen weit günstigeren Eindruck hat auf mich die zweite Novelle „Auferstehung“ gemacht. Der Verfasser hat hier mit gutem Griff einen echten Typus jener Sorte von Arbeitslosen herausgegriffen, denen der Hunger und der Ekel am Leben schon die Kehle zuschnürt. Vorzüglich weiß er auch alle Eindrücke des Straßenlebens und der Versammlung der Arbeitslosen in der Seele des einen Menschen zu konzentrieren und mit psychologischer Feinheit die Entwicklung bis zum Selbstmord durchzuführen.

Ganz anders geartet ist die dritte Schöpfung „Das Bild des Menschen“. Hier wagt Herr Goldschmied zu philo-

sophieren und zwar über den Schönheitsdrang der ganzen Menschheit, der sich erst entfalten werde, wenn keinem mehr der Bissen im Munde fehlt. Aber Verzeihung, Herr Goldschmied, wenn ich zuerst im Zweifel war, was Ihre Künstlerstudie eigentlich bedeutete, ob eine Humoreske über die Vierphilosophie eines fideleu Malers, oder ob sie wirklich ernste Probleme behandeln sollte. Welch herrliche Zukunft der Menschheit, wenn die Sorgen um des Leibes Nahrung und Notdurft aufhören werden, und sie nur noch der Eitelkeit fröhnen darf. Dann werden die Pariser Modezettungen die Welt beherrschen und die Modegeschäfte einen Heidenprofit machen. Wohl gemerkt, an dem Problem des Schönheitsdranges soll nichts gemäkelt werden; nur muß es tiefer und gründlicher behandelt werden. Aber wenn der Maler, diese Personifikation einer krankhaften Eitelkeit, in der eiteln Beobachtung seines Extérieurs das Fundament seines Glückes erblickt, so bedeutet das eine Veräußerlichung dieses Problems, die nur zu solchen lächerlichen Konsequenzen führt.

Burhard Krüger.

Lyrk und Epos.

Franz Evers: Hohe Lieder. Mit Bildschmuck von Fidus. (Schuster & Loeffler, 1897.)

Es liegt ein seltsamer Zauber in diesen Gedichten. Man glaubt in einem großen Weltenfrühling zu leben, wo alle Glocken klingen und alle Blumen Duft und Farben atmen.

Hier ist des Friedens Welt . . .
Mensch, vergiß deine Sorgen hier.
Bielhundertjährige Bäume
Nagen hinein in die blauen Räume;
Ihre Stimmen verkündigen dir,
Daß ein ewiger Wille
Auch dich erhält.

„Lauter Licht und seliges Behüten . . .“
Und in diese große, heilige Stimmung tritt „Amor Tonans“ und geigt so schön, daß alle blühenden Büsche glänzen, und aus der Ferne eine Stimme ruft:

O Sehnsucht, die ich habe,
Mir hat der stille Knabe
Mit seiner lodernen Geige
Dich tief ins Herz gebrannt

Dazwischen aber tönt der Schmerz:

Es war die Stunde, wo die Falter sterben . . .
Du, Schwester, folgtest ihrem Glodenschlag . . .
Es war die Stunde, wo die Falter sterben . . .

Und heut kam wieder jener müde Tag . . .
Es ist ein Jahr. Der Mai streut bunte Gloden.
Und heut kam wieder jener müde Tag.

In diesen Versen liegt eine große und feine Stimmung. Evers ist ein Meister der Stimmung. Alles verweht er. Die Nacht ist ihm eine Welt für sich, ein „Wunder“.

Gieb mir Leben! gieb, oh gieb!
Gieb mir Wein, daß ich ihn trinke.
Meine Seele hat dich lieb —
Du mein Traum, dein ich verjunkte.

Oh du weißt nicht, wie das ist,
Wenn ich so an dir vergebe
Und nur herrlicher ersteh,
Wie du dann mein Wunder bist.

Aus der Nacht schöpft Evers seine schönsten Lieder, seine großartigen theosophischen Dichtungen. Die Nacht ist sein „hohes Lied“.

Nacht, du hast die Augen offen,
Schlafende Nacht, du bist mir heilig
Unter langen stillen Wimpern
Trägst du lebensgroße Augen,
Stille Augen der Verheißung.

Adolf Donath.

John Henry Mackay: Wiedergeburt, der „Dichtungen“ dritte Folge. (Berlin, S. Fieders Verlag, 1896.)

Mackay ist Gedankendichter. Große Gedanken gießt er in schwere klassische Formen. Jeder Vers birgt eine Fülle von Ideen. Und überallhin leuchtet des Dichters große Lust am Leben. Die Freude ist sein höchstes Ideal. In ihr leben seine neuen Lieder, seine alten Träume. Durch sie feiert er das Fest seiner „Wiedergeburt“:

Fällt nieder, dunkle Trauer-Gewänder,
und habe mich wieder, goldener Schein:
Ich überblicke wieder die Länder
des Lebens, und sie sind wieder mein!

Leben und Natur malt Mackay mit großen prächtigen Zügen. Gedichte, wie

„die große Nacht“, „Hochsommer“, „Mein Herbst 1894“, „Brandung“ haben bleibenden Wert. Stimmungsbilder und leichte Liebeslieder gelingen ihm selten. Der Verdanke ersticht die reine Stimmung.

Adolf Donath.

Glodenklang und Mönchsgesang. Humoristisch-Satirisches von Gustav Adolf Erdmann. (Bamberg, Druck und Verlag der Handelsdruckerei. 64 S.)

Hier der Inhalt: Salve! 3 < 1 = 1. Ein mönchisches Rechenexempel. Der Heiligenfang. Eine tragikomische Historie. Das Wunderbild. Eine miraculöse Klostergeschichte. Der Abt von Einsiedeln. Eine geschichtliche Begebenheit. Martin von Perugia. Lourdesner Wasser. Ein moderner Kneipp-Exorzismus. Fiat Piscis! Ein Kapitel mönchischer Naturwissenschaft.

Prachtvoll gebaute Strophen, voll Geist und Schalkheit. Die frommen Herrschaften, die Deutschland mit Religion und Himmelsgnade versorgen und berufsmäßig Altar und Thron stützen, sind schon lange nicht mehr mit soviel Grazie gehänselt worden. Und wie energisch wird ihnen vom Dichter ein und die andere böse Wahrheit gerade an der empfindlichsten Stelle ihres heiligen Korpus eingerieben! Dem immer mächtiger sich ausbreitenden Ultramontanismus wird auch diese Lektion nichts schaden, denn er wird von der großen und kleinen Politik der deutschen Gewalthaber und von der Dummheit des Volkes getragen. Erfreulich bleibt's immerhin, daß so bedeutende Dichter wie Erdmann sich resolut auf die Bank der Spötter setzen. Und ein lustiger Zeichner hat erbauliche Bildchen beigezeichnet.

M. G. C.

Max Kolda: „Aus dem Reiche des Storches.“ (Gedichte.) Erstes bis fünftes Tausend. (Kunst- und Verlagsanstalt von F. Cavael, Leipzig.)

Endlich wieder ein echter, deutscher Dichter, ein wahrer Lyriker! Endlich, endlich sind die Dehmel, Falck, Liliencron, Loris überwunden. Freut euch mit mir,

Zeitgenossen! Der Goldschmittlyriker ist wieder da! Ja, glaubt's nur: wirklich der mit Goldschnitt, rotem Einband und den schönen Bilderchen: Amorettschen unter Blumen, Mutter und Wiege, verfallne Burgen — alle, alle bringt er wieder mit! Und all seine Schalkhaftigkeit, all die schwärmerische Sentimentalität, all die naiven Sprachelgentümlichkeiten — alle, alle hat er bei sich! Hört nur:

„In allen Tristen laut's,
Von allen Bergen laut's
Der Lenz bricht hervor.“

Kennt ihr ihn wieder? Hört weiter aus „Vom Reiche des Storches“ (das ist nämlich Franzensbad, wohin die Damen ziehn — man weiß schon warum):

„Klapperstorch, du lieber, bester,
Bring' mir eine kleine Schwester,
Klapperstorch, du braver, guter,
Bring' mir auch noch einen Bruder!“

Und kennt ihr ihn wieder, wenn er euch, vom ersten Schnee in Böhmen sprechend, so passend an die deutsche Vaterlandsliebe mahnt:

„Frei liegt der weiße Grund vor mir,
Die dunklen Wälder zwischen;
Mein Vater kann die Farben schlier (sic!)
Zum Bild so herrlich mischen!
Ihr Brüder branten, haltet nur
Der Heimat eure Treue!
Sie sei wie droben der Azur
Von fleckenloser Bläue.“

Wie muß man da zwischen den Zeilen lesen, ehe man mit unserm Dichter diesen genialen Sprung gemacht hat vom Weiler bis zur deutschen Treue! Und wie unmöglich wird das, wenn er fortfährt in mysteriösem Sechstone:

„Es ragt wohl über euch empor
Wie eine Burg die Klagen,
Wie felsgeordneter Widerstand
Vor raubbeflissnen Tagen.“

Versteht ihr das?! Nichtwahr, nicht?! Seht ihr: das ist das Zeichen, daß ein Dichter spricht! Das versteht eben nur Er! Ebenso wie auch nur Er die Sprache ändern darf und sagen:

„Braun wie das Auge wär' die Wange,
Des Armes Grazie hüß' die Spange.“ —

Und welch Verständnis er hat, der Geistesaristokrat, für den Adel des Blutes! Hört seine Hymne „Blau Blut“:

„Zwischen der Masse gepugter Semiten,
Unter langweiligen, hageren Briten
Schreitest, Freifräulein, unnahbar Du
hin!“

..... Und in den Grübchen, den lodenden
Klippen

Deiner edlen Korallenklippen,
Tummelt ein Schalk sich, ein nobler Humor.“

Aber, wenn der „Eine“ kommt:

„Trotzig und schmerzlich schlägst Du die Lider
Gegen die fragenden Blicke nieder,
Über des Herzens verborgener Blut.
Lieber sich standesgemäß verzehren,
Als durch Liebe das Wappen entehren:
Rot ist das Herz, doch blau ist das Blut!“

Und welche wahre Bescheidenheit leuchtet aus der letzten Strophe seiner Widmung „An meine Leser“:

„Und Du, dem etwa lange Welle
Dies Büchlein vor die Augen führt,
Du triffst darin wohl manche Zelle,
Die Deine Spottlust kramphast rührt.
Ich nehm's nicht übel!

Denk' nur eben:

Es muß auch solche Käuze geben!“

Nun muß ich aber doch sagen, trotzdem ich mich bis jetzt ängstlich geduckt habe vor seiner Drohung an den „Kritikus, dem Tadel Amt ist und Genuß“: Nein, mein Herr Dilettant mit dem umgekrempten Namen, nein und tausendmal nein: Solche „Käuze“, wie Sie, darf es vielleicht im Bureau eines sächsischen Amtsrichters geben im deutschen Dichterwalde verbitten wir uns Ihre Anwesenheit! Denn es giebt noch immer arme Menschen, die den Zweispennigsimili nicht vom Brillanten unterscheiden können. Die müssen vor Ihnen geschützt werden!

E. Hans von Weber.

Gedichte von Carl von Arnswaldt.
(Göttingen. Ludw. Horstmann.)

Als der junge Göttinger das letzte Mal auf dem poetischen Kampfplatz erschien, geschah es Arm in Arm mit seinem Freunde Albrecht Mendelsjohn-Bartholdy. Aber bei dem Betreten des Platzes verwandelte sich der Freund plötzlich in einen

Gegner, der durch die feste geistreich-witzige Form seiner Gedichte die feinere Stimmungsvolle Art Arnswaldts niedertönte und zur Folie herabdrückte. Arnswaldt hat das inzwischen offenbar selbst eingesehen, denn er kommt diesmal nicht allein, sondern bringt auch manches vom alten wieder mit, — manches, das meiste ist neu. Im allgemeinen zeigt dies Buch einen erfreulichen Fortschritt; es enthält nichts mehr von so unreifen Erzeugnissen, wie das erste. Der Reimer hat sich entschieden schon ein gutes Stück zum Dichter weiter entwickelt, wenn auch die Raupenhaut noch lange nicht abgestreift, und noch weniger der Schmetterling, den das erste Heft schon kühn im Titel vorweg nahm, zum Ausstrecken fertig ist. Gerade jenes Feld der Lyrik, das sich Arnswaldt nach der Anlage seines Talentcs auserkoren hat, das Stimmungsgedicht, fordert eine lange Zeit der Selbstzucht und Selbstverdichtung. — Die behagliche Breite, die früher oft störend wirkte, ist diesmal glücklich überwunden, aber die Anschauungen und Empfindungen sind immer noch zu conventionell, zu wenig ureigen und selbst durchlebt. Zudem gespenstern die Schatten der großen Vorbilder noch zu stark durch die kleine Sammlung. Aufgefallen sind mir insbesondere Anklänge an Conradt, dessen Lektüre in Arnswaldt fruchtbaren Boden gewonnen zu haben scheint, so gering die Verwandtschaft von beider Anlagen ist. Selbst die prächtige Strophe, die wir Conradts Schöpfergeiste verdanken und die billig seinen Namen führen sollte — selbst die Conradtsche Strophe hat sich Arnswaldt, wenn auch noch ohne großen Gewinn, zu nuzze gemacht.

„Empor!“ Gedichte von Adolf Wilhelm Ernst. (Hamburg. Conradt'sche Buchhandlung.)

So seltsam es klingen mag, nicht der Dichter, sondern der Mensch Ernst ist bei diesen Gedichten die Hauptsache. Wir haben das wohlthuende Gefühl, hier einer ausgereiften Persönlichkeit von moderner Anschauung gegenüberzustehen, einer Per-

sönlichkeit, die weiß, was sie will und in ihrem Wollen ihr Können nicht überschreitet; das ist es, was uns diese Gedichte wert macht. Ich wüßte keins von allen, das mir so sonderlich gefallen hätte, daß es von selbst in meiner Erinnerung haften geblieben wäre, und doch habe ich bei dem Durchlesen immer meine Freude an jedem, am kräftigen Pathos des einen, wie an der heiterlächelnden Ruhe des andern; keines, das als besonders gelungen über die anderen hervorragte, aber auch keines, bei dem man unbefriedigt das Buch aus der Hand legte. In Kampf und Ruhe herrscht das gleiche Ebenmaß reifer, satter Männlichkeit. Das gilt auch von den Epigrammen am Schlusse der Sammlung; denn die Angegriffenen sind keine Windmühlen, sondern ebenbürtige Gegner, und der Angreifer weiß, daß er den Gegenstoß zu erwarten hat; aber er teilt seine Liebe aus in der festen Überzeugung seiner guten Sache. — Bisweilen spürt man wohl, daß der Dichter damit gerungen hat, seiner Empfindung Ausdruck zu verschaffen, aber nirgends findet sich ein Haschen nach neuen Feinheiten. Das Buch bringt nichts tiefsinnig neues, es sind moderne Empfindungen, wie wir sie alle teilen, nur daß wir hier diese Empfindungen wieder einmal klar und ohne Verschönerung poetisch ausgesprochen hören. Und gerade dadurch trägt uns der Dichter wirklich „empor“ aus den aufreibenden Kämpfen um blankes Geld und um neues Recht und neue Sitte, indem er uns eine menschliche Persönlichkeit offenbart, wo das, was wir für uns alle erstreben, auf beschränktem Raume schon vollendet und erreicht vor uns liegt. Darum sagte ich, daß der Mensch Ernst diesen Dichtungen den Wert giebt. K. C.

Dramen.

Elia, der Thibiter. Ein Schauspiel in drei Akten von Julius Schall. (Stuttgart, Verlag von Greiner & Pfeiffer, 1896.)

Jetzt muß man auch noch Dramen aus dem alten Testament lesen! Ja, wenn es Stoffe wie Hebbels Judith wären, dann könnte man es sich allenfalls noch gefallen lassen. Aber so: die Historie von Nabobs Weinberg, vom bösen König Ahab, vom Propheten Elia, der Witwe mit dem Ölkrüglein u. s. w. — Das ist am Ende doch ein bißchen viel verlangt. Daß Verfasser wie dieser J. Schall an ihrer Bibel noch immer nicht genug haben können! Da steht das alles viel plastischer, künstlerischer drin, als es in einem solchen Schauspiel, das — um nur ein bezeichnendes Beispiel anzuführen — auf sechzig Seiten etwa zwanzig Verwandlungen aufweist, auszudrücken ist. —ol.—

Herzog Bernhard, Vaterländisches Drama in fünf Akten von Johannes Jacobi. (Bremen, Verlag von W. Heinis, 1896.)

Vaterländische Dramen zu schreiben, ist seit einem Dezennium ein gutes Geschäft. Man kann Geld, Orden und noch manch anderes damit verdienen. Kein Wunder also, daß die mit Wildenbruch aufgelommene Branche immer beliebter wird. Freilich zeigt sich auch hier, daß bei Überproduktion die Ware immer unsolider wird und vollends junge, in den Kriegen noch unerfahrene Anfänger gegen die Konkurrenz der Verliebeneren nicht recht aufkommen können. —ol.—

Karl Rosner: Auferstehung. Schauspiel in drei Akten. (Berlin, Schuster & Loeffler, 1896.)

Das Drama „Auferstehung“ enthält schöne Momente und psychologische Feinheiten. Es hat alle Vorzüge einer guten Erzählung, ist aber kein Drama. Die Handlung läuft glatt ab, ohne Konflikte zu erzeugen. Die Personen sind zwar aus dem Leben gegriffen, aber ziemlich unklar und verschwommen gezeichnet, und zum Schlusse löst ein interessanter *doux ex machina* — eine von einem imaginären Turme fallende Osterfabne — die ganze Geschichte in Wohlgefallen auf. Adolf Donath.

Ernst Wichert, „Im Dienst der Pflicht,“ Schauspiel, Dresden und Leipzig (Verlag von Carl Reißner, 1897).

Eine Hohenzollernkomödie wie hundert andere. Weshalb sich Wichert gerade diejenige Fürstengestalt aus diesem Hause wählte, die von allen am wenigsten befähigt ist, bei einem Künstler Begeisterung zu erregen, würde mir nur dann klar sein, wenn ich einen Versuch entdecken könnte, die Schwächen dieses Fürsten psychologisch zu begründen oder wenigstens durch große Eigenschaften zu erklären. Aber nein: Der Herr Kammergerichtsrat schildert Friedrich Wilhelm I. historisch bis zum — Widerwillen: als Geizhals, der die Unterthanen misaniert, als kunst- und wissenschaftfeindlichen Urphillister und Gründer des Tabakcollegiums, beschränkt in jeder Beziehung, ungerecht im Zorn, aber das alles erscheint hier nicht etwa als lächerlich kleinlich, oder vielleicht als Leistungen eines Ausnahmemenschen, sondern als ganz selbstverständlich, als lustige Anekdote, die charakteristisch ist, ohne zu charakterisieren. Die Charaktere sind schablonenhaft, psychologisch weder begründet noch entwickelt, nur durch notizenähnliche Striche skizziert. Man lese folgendes: Ein Jüngling, Heinrich, belauscht ein Rendezvous zwischen Marie, die er liebt, und einem Andern. Nach dessen Fortgang sucht er durch Drohen und Bitten, sich — auch einen Kuß zu verschaffen (!):

Heinrich: . . . Sei verständig, Miezigchen; einen Kuß —

Marie (stößt ihn fort und giebt ihm eine Ohrfeige): Da hast Du ihn! Und thu' was Du willst, Du Kröte! (Eilig ab.)

Heinrich: Oho, wenn ich mir das gefallen ließe, — es wäre selbst für einen ehrlichen Kerl zu dumm. Wie das innen kocht. (!) Warte! (!) Die Kröte, sagt man, spritzt Gift. (Ab. Vorhang.) (Man beachte auch die schwungvolle Sprache!)

Bis zum Ende des zweiten Aktes läuft nun dieser Heinrich mit bösen, eifersüchtigen

Bliden herum, während ganz andere Dinge unser Interesse fesseln. Auf einmal im dritten Akt großer Kadav: Heinrich hat seinen Nebenbuhler nachts überfallen, der ist entwischt und hat sich — wohl aus Versehen — erschossen. Ein Unschuldiger wird des Mordes beschuldigt, und so ist dem Drama, das am Schluß des zweiten Aktes bereits eingeschlafen war, neuer Stoff gegeben, sodaß es noch für 2 Akte reicht. Zum Schluß ein *deus ex machina*: Eine Urkunde, nach der in derselben Kirche, in der sie liegt, eines Prozesses wegen, wer weiß, wie oft auf das Eifrigste gesucht worden ist, wird vom — Könige gefunden, der anlässlich einer Revisionsreise ein bißchen herumgestöbert hat. Mein — so ein Zufall! C. Hans von Weber.

Soziale Litteratur.

Emil Mendorff: „Die Währungsreform.“ Gemeinfaßliche Darstellung der Währungsfrage. (Berlin, 1896. 34 S. 30 Pf.)

J. F. Peyer im Hof: „Streiflichter auf die Währungsfrage.“ (Berlin, 1896. 55 S.)

Daß es in Deutschland eine Anzahl Leute giebt, welche der nicht ganz unbegründeten Ansicht sind, daß ein Rückschritt des Reiches zur Doppelwährung ihnen pekuniäre Vorteile verschaffen würde, ist allmählich ebenso bekannt geworden, wie die Thatsache, daß die deutsche Regierung — trotz achtungswerter Leistungen in der letzten Zeit — auf diesen faulen Zauber sicher nicht hinein fällt. Da nun eine Behauptung gemeiniglich dadurch nicht richtiger wird, daß man sie oft wiederholt und eine Theorie deshalb nicht logischer, weil sie viele teilen, so dürfte an der vorliegenden Ernte des Jahres 1896 auf dem Währungsmarkt neu und interessant höchstens die Ansicht der Verfasser sein, daß sie mit ihren Ausführungen neues und interessantes sagten. Auf wissenschaftliche Kritik verzichten, wenn nicht sie, so hoffentlich die Leser dieser Zeitschrift.

Die Gesellschaft. XIII. 2.

Heilemann-Vollshausen: „Zur Reform der Volkswirtschaft.“ Kritiken und Vorschläge. Aufruf zur Befreiung von politischer Parteivirnis. (Berlin, 1896. 211 S. 2 Mt.)

Wenn jemand seine Mitbürger zur Befreiung von der Knechtschaft des Parteilebens aufruft, kann man überzeugt sein, daß er eine neue Partei gründen will. Dies schwebte auch Herrn Heilemann-Vollshausen als leuchtendes Ideal vor, da er „aus dem frisch pulzierenden Volksleben heraus mit Vermeidung des gegenwärtig sonst überall („sonst“ ist gut) vorherrschenden Phrasenheldentums seine Forschungsergebnisse entwickelte und fixierte“. Doch „was sind Hoffnungen, was Entwürfe“! Das Fleisch war willig, aber der Geist war schwach. Schließlich ist jeder Mensch das Produkt seines milieu, und Herr Heilemann-Vollshausen ist Agrarier. Wie im alten Rom es einen gewissen Cato gab — auch Großgrundbesitzer —, dessen Reichstagsreden mit den kühnsten Wendungen immer zu dem Schluß kamen, daß Karthago an allem Unglück schuld sei, so gelangen seine modernen Pendant, selbst wenn sie anfangs ganz vernünftig reden, mit überraschender Logik stets zu ihrem *ceterum censeo*, der Staat muß den Großgrundbesitzern Gelder spenden. Die rührend naiven Forderungen, auf die der Verfasser seine neue Partei gründen will, sind: „Feststellung des (Korn-)Preises nach dem Durchschnittwert der letzten vierzig Jahre, Aufschubung aller schwebenden und zu erwartenden Substationen von Betrieben der Landwirtschaft auf die Dauer von drei Jahren, Herabsetzung der Hypothekenzinsen um $\frac{1}{2}$, bis 1 Prozent, Gewährung von Darlehen seitens der Regierung zu 5 Prozent incl. zweiprozentige Amortisation.“ (!) — Wir erwarten demnächst die Gründung einer Partei, deren Kernforderung dahin geht, allen unschuldig sitzen gebliebenen Jungfrauen von Regierungswegen einen Mann zu liefern.

29

?: „Ist der Handelsstand produktiv? Von einem Hamburger Kaufmann. Erstes — (und hoffentlich letztes) — Tausend. (Leipzig, 1896. 51 S. 60 Pf.)

„Diese Schrift hat ihre Entstehungsgeschichte. Man wird sagen, das hat jede. Dann sage ich — (pardon, nicht ICH, sondern der Verfasser) —, sie hat ihre besondere.“ Nun, ich — der Kritiker — will der Broschüre diese (NB. einzige) Originalität gern gönnen, für so wichtig halte ich sie aber nicht, daß sie dem unglücklichen Leser, der noch dazu ex officio allezeit ein freundlicher sein soll, in extenso mitgeteilt werden muß. Sie besteht nämlich darin, daß sich der Verfasser mit anderen Hamburger Kaufleuten auf der sogenannten „Eiswiese“ der „Hamburger Nachrichten“, wo die „Eingesandts“ stehen, über die Produktivität des Handelsstandes herumgezankt hat. Seinen letzten Artikel hat dem Anschein nach der Redakteur in einer Aufwallung von Menschenfreundlichkeit, die bei den „Hamb. Nachr.“ auf einen hohen Grad von Selbstverleugnung schließen läßt, abgewiesen. Und nun heißt's wie gewöhnlich: Quidquid delirant rogos, ploctuntur Achivi, d. h. der in seinen heiligsten Gefühlen gekränkte Autor fühlte sich veranlaßt, die Öffentlichkeit zum Zeugen dafür anzurufen, daß die „vom Wissensstaub noch ungetriebte“ Ignoranz der Hamburger Knallproben seine eigene im großen ganzen noch übersteigt, und sendet den gesamten Zeitungsdisput samt seinem nicht gedruckten Artikel noch einmal in die verblüffte Welt hinein. — Da der Autor selbst schon ein Fragezeichen auf die Stirn seines Werkes geschrieben hat, brauchen wir nur zu versichern, daß wir uns seiner Autokritik „voll und ganz“ anschließen.

Dr. Hans Müller: „Die schweizerischen Konsumgenossenschaften.“ Ihre Entwicklung und ihre Resultate. (Basel, 1896, 455 S.)

Der Verfasser hat sich um die Wissenschaft — und wir meinen auch um die praktische Sozialpolitik — ein sehr großes

Verdienst erworben. Von Frau Beatrice Sidney Webb's bekannter Schrift abgesehen, besitzen wir kaum ein brauchbares Werk, das die geschichtliche Entwicklung, die Aufgaben, Erfahrungen und Erfolge der Konsumvereine einheitlich und übersichtlich zusammenfaßt. Seit Schulze-Delitzsch in seiner etwas spießbürgerlichen Weise das Genossenschaftswesen als Allheilmittel gegen die sozialen Schäden der manchesterlichen Ara propagierte und von Lassalle in dessen bekannter Streitschrift mit äphemem Spott vernichtet wurde, hat man sich gewöhnt, auf die Genossenschaften und speziell die Konsumvereine mit einer ungerechtfertigten Geringschätzung herabzusehen. In Deutschland hat eigentlich erst das revidierte Gesetz über Erwerbs- und Wirtschafts-Genossenschaften von 1889 diesem Zweige des Wirtschaftslebens zu einer gewissen Blüte verholfen, und kaum macht diese sich geltend, geht man schon wieder mit anderen einschränkenden Gesetzen vor. Jedenfalls sind wir noch weit davon entfernt, die geradezu revolutionierende Bedeutung, welche das Genossenschaftsprinzip hat, wenn es richtig angewendet wird, und welche speziell der genossenschaftlichen Organisation des Konsums innewohnt, in ihrer ganzen Ausdehnung zu erkennen. „Wir vernachlässigen,“ sagt Müller sehr treffend in der Einleitung, „über unseren Hoffnungen und utopischen Wünschen die Thatsachen und Geschehnisse des realen Lebens, und so kommt es denn auch nicht selten vor, daß der Abstand zwischen dem Zeitpunkt des Entstehens neuer gesellschaftlicher Gebilde und dem ihres Begriffsverdens mehrere Jahrzehnte beträgt.“ Für dieses „Begriffen neuer gesellschaftlicher Gebilde“ ist das vorliegende Werk überaus geeignet. Man ist in Verlegenheit, ob man mehr die wissenschaftliche Exaktheit und erschöpfende Eindringlichkeit oder die fesselnde, anregende Darstellung des an sich recht trodenen Themas hervorheben soll. Wir möchten seine Lektüre um so mehr empfehlen, als bei uns in Deutschland ge-

rade die Arbeiterpartei dem Genossenschaftswesen in traditioneller Kühle gegenübersteht und deren (infolgedessen wieder zu übertriebenen Hoffnungen verleitende) Propaganda fast ausschließlich den anarchoanarchistischen Blättern überläßt. Jedenfalls ist die Müller'sche Schrift ein Buch, das keiner, der sich — theoretisch oder praktisch — mit dem Genossenschaftswesen beschäftigt, ungelesen lassen darf.

Karl Grimm: „Die Postsparkassen.“ Erster Teil. Geschichte und Hauptresultate bestehender Postsparkassen. (Stuttgart, 1896, 44 S., 50 Pf.)

Über diese Schrift läßt sich, ihrem Zweck und Inhalt nach, in kleinerem Maßstab dasselbe sagen, wie über die vorstehende. Auch Grimm behandelt — und dem Plane nach in gleicher Methode — eine ökonomische Institution, deren segensreiche Wirkung und weittragende Bedeutung für den Geld- und Kredit-Verkehr heute noch lange nicht genügend anerkannt, und die demgemäß auch rechtlich noch lange nicht einsichtig genug ausgestaltet ist. Leider scheinen diese Gesichtspunkte aber auch dem Verfasser nicht hinreichend bewußt geworden zu sein. Wenigstens besteht der Inhalt des vorliegenden ersten Teils, der die außerdeutschen Länder behandelt, in ziemlich dürftiger Zusammenstellung der einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen und statistischen Resultate. Eine eingehendere Behandlung der einschlägigen Fragen wollen wir uns deshalb bis nach Erscheinen des zweiten Teils aufsparen, der laut Vorwort den status quo in Deutschland und einige allgemeinere Gesichtspunkte zur Geltung bringen wird.

Brennende Tagesfragen. (Moskod, Volkmann, 1896.)

I. Arnold Fischer: „Für oder wider das Duell?“ 24 S., 75 Pf.

II. Arnold Fischer: „Christlich-sozial als Zeitproblem.“ 23 S., 60 Pf.

Die sensationell gelben Hefte mit den Reklame-Blitzstrahlen um den Obertitel

und den hochaktuellen Stoff ließen uns ziemlich mißtrauisch an die Lektüre gehen. Wir wurden jedoch angenehm enttäuscht, als wir hinter dem etwas marktschreierischen Außern eine erquickend ruhige und sachliche, beinahe „wissenschaftlich“ zu nennende Erörterung fanden und in dem Autor unbekanntem (wenn auch nicht allzu ungewohnten) Namens einen Mann von klarem und scharfen Denken und reifer, weithorizontiger Lebensauffassung. Der Verfasser geht seinen Problemen auf eigenartige Weise zu Leib; unter dem Einfluß der jüngsten Strömung in der Wissenschaft überträgt er den Entwicklungsstandpunkt auch auf die Methode. Anstatt rationalistisch durch Aufstellen und Abmessen der Gründe, die für und wider eine Institution, ein Phänomen sprechen, ein Wert-Urteil zu gewinnen, untersucht er die historischen Wurzeln seines Entstehens, die Bedingungen seiner Existenz, und die Tendenzen der Gegenwart in ihrem Einfluß auf dasselbe. Wenn wir auch mit seinen Ausführungen nicht immer ganz einverstanden sind (die einseitige Herleitung des Duells aus dem Gottesurteil ist z. B. neuerdings ziemlich in Frage gestellt), so wollen wir doch gern anerkennen, daß er seine Stoffe interessant zu beleuchten und dem Leser reiche Anregung zu geben versteht. Heinz.

Wissenschaftliche Erkenntnis und sittliche Freiheit. Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen (vierte Folge) von Wilhelm Förster. (Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.)

Dieser Band enthält Abhandlungen über sehr verschiedenartige Materien. Mehr als ein Drittel beschäftigt sich mit der astronomischen Wissenschaft, ein Aufsatz behandelt ein erkenntnistheoretisches Problem, und der Rest hat sozial-ethische und politische Fragen zum Gegenstande. Das zusammenfassende Band, das diese divergenten Stoffe umschließt, ist im Titel des Buches enthalten: Wissenschaftliche Erkenntnis ist Voraussetzung sittlicher Freiheit. Mit diesem Grundsatz erscheint uns

der Verfasser als Begründer und Führer der „Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur“. Als solcher zeigt er das Streben, in leicht faßlicher Form die großen Probleme einem breiten Publikum zugänglich zu machen.

Es ist natürlich unmöglich, den gesamten Inhalt des Buches einer eingehenden Würdigung zu unterziehen, das verbietet schon seine Mannigfaltigkeit. Wir werden uns begnügen müssen, den Geist des Buches etwas näher zu charakterisieren.

Der Glaube an einen von Natur guten Kern des Individuums und der Gesamtheit bringt den Verfasser zu der Überzeugung, daß die Menschheit immer besseren Daseinsformen entgegengehen wird. Innere Erneuerung und Läuterung sind dazu notwendig, und für diese soll jeder klare und wohlmeinende Mensch wirken; er kann viel erreichen, auch durch die kleinste vernünftige Aktion. Und bei sich soll der einzelne beginnen: an Stelle „persönlicher Willkür“ muß er „Selbstgesetzgebung“ treten lassen. Dadurch erst kann die individuelle Freiheit und die höchste Vollendung der Kultur Wahrheit werden.

Das ganze Buch ist von reinster Absicht diktiert, vielleicht etwas unklar und ideologisch, muß aber trotzdem allen empfohlen werden, welche sich für freie Kulturideale begeistern oder sie kennen lernen wollen.

A. E. G.

Vermischte Schriften.

„Das Vermächtnis des Tacitus.“ Satire von Caligula Duitte. Leipzig, 1896. Constantin Wilds Verlag.

„Corruptores et corrupti saeculum vocatur“ ist das Motto dieser Schrift. Was einst Tacitus der versinkenden römischen Gesellschaft zurief, das ruft der Verfasser auch unserer Zeit als ein ernstes Menetekel zu. Zugleich ist die Schrift aber auch ein eindringliches Mahnwort für die Erzieher der Jugend, die die „Germania“ nicht zum Versuchsobjekt ihres

kritischen Scharfsinns machen sollen, sondern darauf hinweisen, „daß Tacitus sein Werk geschrieben hat, um seinen entarteten Mitbürgern ein Bild ihrer eigenen Verkommenheit im lichten Spiegel germanischen Volkslebens zu zeigen“. Ihnen giebt der Verfasser einen trefflichen Wink, wie auch sie die „Germania“ der heutigen Jugend als einen Tugendspiegel vor Augen halten können. Schon die Einleitung, „ein Interview bei Tacitus“, ist für sich genommen eine vorzügliche Satire auf die Ausartung des heutigen Interviewtums. Und der satirische Humor, dem ein Mann dieses Schlages, Herr Müller von Klapperburg, zum Opfer fällt, verschont auch den bei allen Primanern und Sekundanern ob seiner langweiligen rhetorischen Tiraden besitzgehafteten „pater patrias“ nicht, der nun im Dichter-Elysium wirklich auf seinen Vorbeeren ausruht, indem er mit der Unermüdblichkeit eines Lateinlehrers die Catilnaria durchliest und sich nur bisweilen ärgert, daß er nicht manches noch gelistreicher ausgedrückt hat.

Was die eigentliche Satire „Das Vermächtnis“ betrifft, so lehnt sie sich in Form und Inhalt an die ersten 27 Kapitel der „Germania“ an; und man muß es dem Verfasser lassen, er hat den taciteischen Stil gut getroffen. Wenn schon manche Stellen der „Germania“ eine vorzügliche Spitze auf die heutigen Sitten enthalten, so verwandelt sich das übrige unter der in scharfe Galle getauchten Feder des Verfassers in arge Gelbheliebe auf die gegenwärtige Gesellschaft. „Schönheit und Liebreiz“, so heißt es da, „vermögen ein Mädchen wohl zur Dirne zu machen, zur Gattin nur das Geld.“ Oder man lese Kapitel 11, wo von den Reichsboten gesagt wird: „sie kommen an bestimmten Tagen gegen Mittag zusammen, wenn sie erst richtig gespeist und ausgeruht haben (ohne das freilich einzustellen), denn sie halten das für den günstigsten Anfangspunkt. Zwar rechnen sie nach Tagen, man könnte aber eben so gut nach Nächten rechnen; denn

der Schlaf erscheint hier als der Herrscher des Tages.“ Wohl das meiste Vergnügen gewährt es, wenn man die betreffenden Kapitel in der taciteischen „Germania“ zum Vergleiche liest, weil man dann erst recht auf die Feinheiten in der Umänderung und Zuspitzung auf die heutigen Verhältnisse aufmerksam wird.

Übrigens scheint mir die Wahl des Pseudonyms und die gesuchte Beziehung nicht ganz glücklich zu sein, da der Verfasser doch wenig mit Quidde gemein hat und ihn andrerseits auch nicht weiter ironisiert. Doch abgesehen davon, niemand wird bereuen, die Satire gelesen zu haben, am wenigsten, wer die „Germania“ etwas besser kennt als Herr Müller von Klapperburg. Möchte sie aber nicht gelesen werden als ein pikantes Reizmittel, sondern möchte sie vielmehr recht vielen die Augen darüber öffnen, welches Herrbild unsrer in der „Germania“ geschilderten Vorfahren die heutige Gesellschaft ist. B. K.

Bertha von Marenholz-Bülow. Ihr Leben und Wirken im Dienste der Erziehungslehre Friedrich Fröbels. Von Henriette Goldschmidt. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. G. F. Richter). Dies Schriftchen ist eigentlich mehr ein Hymnus auf Fröbel, über dessen Wirken und Leben interessante Einzelheiten berichtet werden. Bertha von Marenholz-Bülow tritt leider zu sehr in den Hintergrund. Eine ausführlichere Schilderung ihres reichbewegten Lebens würde sicherlich freudig begrüßt werden. Richard Degen.

Das hohe Haus. Parlamentsbilder aus Oesterreich. — (Verlag der „Neuen Revue“, Wien, 1896.) 123 S., Preis 1 fl.

Ging da ein harmlos aussehender Mann durch die Reihen unserer Parlamentarier, guckte nach rechts und nach links, plauderte auch wohl mit dem und jenem, aber stets wie einer, der keinen anderen Gedanken hat, als eben in dieser Welt zu verkehren. Aber der Mann war durchaus nicht so harmlos, als er sich gab, und sein scheinbar gleichgültiges Hinschlendern durch die

Couloirs war nur eine Maske. Er trug verschiedene Instrumente bei sich, heimliche Apparate, die er sofort spielen ließ, wenn ihm irgend ein besonders hervorragender Kopf in die Quere kam. Zuerst einen Amateur-Photographen, der das Äußere des betreffenden Unglücksmenschen fixierte, dann einen Apparat à la Röntgen, der das Innere desselben abkonterfeite. So entstanden die 62 Porträtskizzen und etwa $\frac{1}{6}$ des „hohen Hauses“, d. i. jener Teil, der eine führende Rolle spielt, ist in — sozusagen: Bild und Wort festgehalten. Eine nette Galerie, die andererseits auch kulturgeschichtlichen Wert besitzt, zumal die Zeit sehr nahe ist, wo das hohe Haus, verstehe: das körperliche, nicht das in officio aus- oder abgehaut haben wird, um in der nächsten Session, wenn nicht ganz, so doch nur fragmentarisch wieder zusammen zu treten. Da ist es gut, ein kleines Angedenken an jene Persönlichkeiten zu haben, die durch so und so viele Jahre über das Wohl und Wehe der Völker Oesterreichs zu Rate geseffen sind.

Es ist ein feiner, geistreicher Mann, der diese Bilderchen — zum Anschauungsunterricht, in usum Delphini möcht' ich fast sagen — entworfen hat, und ein im Grunde wohlwollender Mensch trotz seiner böshaften Bemerkungen und satirisch-ironischen Seitenblicke. Blicke und Bemerkungen übrigens, die hier mehr, dort minder zutreffen und die in Frage stehenden Persönlichkeiten besser charakterisieren, als die ernstesten und gewissenhaftesten Darlegungen der Welt. Und wenn der Autor (im Vorworte) sagt: „Es ist niemand Unrecht geschehen“, so darf er darauf rechnen, daß man ihm in Summa Summarum beistimmt. Das macht, weil ihm der Schall überall aus den Augen sieht. Selbst im Momente, wo er sich gegen etwaige Vorwürfe verteidigt, spielt er ein bißchen den Mephisto: „Wenn also die Sammlung“, schließt er sein Plaidoyer, „nicht eben anmutend und herzzgewinnend ausgefallen ist, so trifft den Sammlern keine Schuld: er

hat zwar die Objekte gewählt, aber die Volksvertreter wählt das Publikum.“ Die bittere Wahrheit, die in diesen scheinbar recht gleichgültigen Worten liegt, werden freilich nur die wenigsten ganz verstehen; die meisten dürften sich über den in liebenswürdigster Weise Sottisen sagenden Autor (Wengraf? wenigstens spürt man allenthalben den Hauch seines Geistes) entrüsten — die einen aus ehrlicher Überzeugung, die anderen aus Heuchelei, und das Büchlein als „Verhöhnung“ ausschreien. Der Autor hat einen um so schwereren Standpunkt, als er seine Objekte aus allen Fraktionen nimmt, aus der liberalen, konservativen und polnischen Trias ebensogut, als aus der christlich-sozialen, deutsch-nationalen und tschechischen! Die Schadenfreude (weil auch Gegner getroffen werden) und die Entrüstung (weil die eigenen Parteigenossen nicht verschont werden) wird sich demnach die Wage halten . . . friedliche Leute, die kein Brett vorm Kopf haben . . . — aber derlei giebt es eben wenig . . .

Aus der artigen Gallerie hebe ich besonders folgende Bilder hervor: Freih. v. Chlumetz, Dr. Menger, Prof. Dr. Fournier, Noske (Liberale), Graf Hohenwart, Graf Falkenhayn, Dr. Rathrein (Konservative), Freih. v. Di Pauli, Kaltenegger (kath. Volkspartei), Dr. Rutowski, Szczebanowski, Pastor (Polen), dann Dr. Lueger, Dr. Geymann, Dr. Pottai (christl.-sozial), Dr. Steinwender (deutsche Nationalpartei), Dr. Grógr, Dr. Bašatý, Breznovský (Jungtschechen), Dr. Kronawetter, Bernstorfer (Wilde), endlich die Minister Graf Badeni und Freih. v. Gautsch.

Die äußere Ausstattung entspricht dem Inhalt. Ich empfehle das espritvolle Büchlein allen ohne Unterschied der politischen Richtung, der Konfession und der Nationalität, und wünsche nur, daß der Autor späterhin auch andere hohe Häuser (z. B. Schauspieler, Schriftsteller etc.) in ähnlicher Weise ablonterfeite. Stauf v. d. Mark.

Zeitschriftenchau.

In der Berliner Monatschrift „Neuland“ (Januarheft) schreibt Wilhelm Schäfer über Richard Dehmel: „Man pflegt Lyrikern nichts anderes zuzutrauen als eben Lyrik. Aber dieser „Mitmensch“ ist trotz seiner Schwächen ein überzeugender Beweis für den Dramatiker Dehmel. Das mag für den Lyriker in ihm belanglos sein, für den Menschen und Künstler ist es von größter Bedeutung. Um so mehr, als sein neuestes Buch „Weib und Welt“ es offenkundig machen, daß in Dehmel ganz etwas anderes zum Leben wolle als der Lyriker.“

Von „Weib und Welt“ sagt M. G. Conrad in der Januarnummer des „Deutschen Dichterheims“. „Weib und Welt“ ist eines der bedeutungsvollsten und stärksten Kunstwerke. Ein höchst gefährliches Ding für den gläubigen großen Haufen, zu dessen Gut und Schirm die gottesgnadentümlichen Fürsten und deren Staatsanwälte und Weisdarmen und Pfarrer und Pfarrersköchinnen und Botschafter und Offiziere und Offiziersburschen und deren Anhang vom Himmel bestellt sind. Und angesichts des Himmels denunziere ich feierlich „Weib und Welt“ als ein Werk des Umsturzes! Hört ihr? — Dieser Mensch Dehmel in seiner lyrischen Herrennatur hat da Dinge hineingeheimnist! Dinge ausgesprochen! Dinge vorgelebt! Das Dehmelsche Wesen Weib ist in allen seinen Werken das kopfszerbrechlichste und herzerschütterndste. Hier aber übertrumpft er sich selbst. Und wer sich unter der Dämonin des Dehmelschen Weltwissens dieses Weib und seine Relation zu Mann und Welt zu Faden geschlagen hat, dem dämmert dann auch der neue Weltwille auf. Die alte Weisheitsmode: Das Weib als das gute Lamm, das mit dem Manne geduldig die Sünden der Welt trägt — nun erlag sie wohl für immer dem Fluche ihrer Lächerlichkeit. Es gehört zu Dehmels Größe, daß er auch dieser Lächerlichkeit ihre Tragik abgewinnt.“

Die „Wiener Rundschau“ dient der Veröffentlichung aller bedeutungsvollen Produkte eines wahrhaften und modernen Kunstlebens. Sie bringt Novellen, Skizzen, Dialoge, Verse, Essays und jede Art von wissenschaftlichen wie kritischen Aufsätzen. Aus den ersten fünf Hesten dieser Halbmonatsschrift heben wir ganz besonders das reizende Drama für Marionetten „Aladine und Palomides“ von Maurice Maeterlinck hervor. Daneben fesseln novellistische Beiträge von Anton Tschekow, Sologub, Maria Janitschek und Gabriele Reuter. Rudolf Strauß ist mit einer sehr feinen geistreichen Skizze „Die treue Frau“ vertreten, Peter Altenberg glänzt durch seine künstlerischen Skizzen „Venedig in Wien“, „Der Recitator“ und „Der fliegende Holländer“. Karl Kraus schlägt in dem Epilog „Die demolierte Litteratur“ in seiner bekannten satirischen Weise lustig auf Wiener Größen los; vorzügliche Aufsätze („Das Weib in Giorgiones Malerei“ und „Peter Altenberg“) hat Emil Schäffer geliefert. Die Lyrik ist vertreten durch Hugo v. Hoffmannsthal, Richard Dehmel, Paul Verlaine, Felix Rappaport, Franz Evers, Christian Morgenstern, Richard Schaukal, Christomanos, Paul Wilhelm u. a.

Eine neue Wiener Halbmonatsschrift betitelt sich: „Sozial-wirtschaftliche Rundschau“. Dieselbe „wird alle Fragen des sozialen Lebens in ruhigen, sachlicher Weise besprechen und insbesondere ihre Aufmerksamkeit auf jene freiheitlich sozialen Bewegungen richten, welche — entgegen der demokratisch-sozialen Weltanschauung — den Fortschritt nicht in der Diktaturerrichtung einer einzigen Klasse, sondern in der sozialen Organisation aller Klassen, unter Wahrung der individuellen und nationalen Freiheit erblicken. Sie wird ferner die wichtigsten Erscheinungen auf wirtschaftlichem Gebiete in vollständig objektiver Weise besprechen.

Als Beilage wird die „Sozial-wirtschaftliche Rundschau“ ein reichhaltiges

Feuilleton führen, worin von den bedeutendsten Erscheinungen auf allen Gebieten der Kunst Kenntnis genommen werden wird.“ Das erste Heft dieser Zeitschrift bringt unter anderem einen sehr klaren sachlichen Artikel von Dr. Matthias Joseph über „Nationalen Sozialismus“ und ein sehr interessantes Feuilleton über „Neue Verse“ von Adolf Donath. „Die weiße Blüte“, eine Novelle von Luise Zita (aus dem Tschechischen übersetzt von Adolf Donath) offenbart ein starkes Talent. — In dem zweiten Hefte fielen uns die Artikel „Jung Österreich“ (eine soziale Staatsbetrachtung) von L. B., „Psychischer Atavismus“ von J. Hollitscher und „Die drei Universalien“ von Carl Sonnen auf. Das Feuilleton bringt neben einer Besprechung moderner ungarischer Bücher und einer Übersetzung aus dem Böhmisches ein originelles, durch Plastik und äußerst feine Stimmung ausgezeichnetes Gedicht „Die Mutter“ von Adolf Donath (Wien).

Fr. W—r.

Französische Litteratur.

Léon A. Daudet, „Suzanne“. (Paris, Fasquelle). Es ist bereits das achte Buch, das der junge Daudet in verhältnismäßig kurzer Zeit hat erscheinen lassen, und wie alle seine Vorgänger, wird auch dieses viel, und zumeist wohl recht unliebames Aufsehen erregen. Man braucht wahrhaftig kein moralinsaurer Anhänger abgestandener Familienblattbanalitäten zu sein, um diese Romanstudie über den Inceest, die mit recht unblöcker Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit ein unsagbar unnatürliches Liebesverhältnis psychologisch analysiert, unerquidlich und widerlich zu finden. Der prekäre Fall des nervenüberreizten Harlon und seiner über die Masken erblich belasteten unehelichen Tochter bleibt als sexualpathologische Abnormität am besten der wissenschaftlichen Behandlung vorbehalten, der Versuch aber, ihn zum Gegenstande künstlerischer Behandlung zu machen, ist, gelinde ausgedrückt, ein grober

Verstoß gegen den guten Geschmack. Gewiß, der Autor hat das Menschenmöglichste gethan, der heißen Geschichte einen moralischen Anstrich zu geben, er läßt den alten Lüstling schließlich von seiner Verirrung zurückkommen und in der Religion Trost und Vergessenheit finden, er bringt das psychologische Kunststück zuwege, das moralische Scheusal Susanne als zerknirschte, reuige Sünderin fast sympathisch erscheinen zu lassen, er hat des weiteren in der Person des gottergebenen Maurice einen beredten Verteidiger zur Hand, dem nichts Menschliches fremd ist, und dem es auch zu danken ist, daß die böse Geschichte leidlich ausgeht; aber trotz alledem ist es ihm nicht gelungen, die Sache dem Leser genießbar zu machen. Aus allem, was Daudet schreibt, spricht der blindwütigste Haß gegen die Wissenschaft, der ihn zu den greulichsten Übertreibungen und kindlichsten Trugschlüssen verleitet, auch hier treibt dieser Haß wieder die absonderlichsten Blüten. Daß Daudet Talent hat, daß er ein scharfsichtiger Beobachter und feingestaltender Künstler ist, geht auch aus diesem Buche hervor, gleichzeitig aber erbringt „Suzanno“ auch aufs neue den Beweis dafür, daß sein Verfasser dem wilden Ungeßüm seines Temperaments nach wie vor die Zügel über Gebühr schießen läßt. Es ist alles gar zu subjektiv empfunden und gar zu persönlich gefaßt, und es geschieht nur zum Schaden des Ganzen, daß der selbstschöpferische Künstler alle Augenblicke hinter dem geistreichen Pamphletisten verschwindet, der mit schmunzelndem Behagen die Schale seines beißenden Spottes über die fahlen Schädel der Fürsten der Wissenschaft ausgießt.

Der Spielerroman, den Henri Boauclair unter dem Titel „Tapis vert“ bei Stock erscheinen ließ, ist zwar etwas lose und überhastet komponiert, auch bietet er statt eines in sich geschlossenen Gemäldes nur eine Reihe von Skizzen, aber diese selbst sind mit geschickter Künstlerhand gezeichnet und lassen den gesunden Sinn und

den scharfen Blick eines tüchtigen Menschen- und Lebensbeobachters erkennen.

Der Name Guy hat in der litterarischen Welt so guten Klang, daß ein neues Buch der fleißigen Schriftstellerin kein Wort weiterer Empfehlung mehr bedarf. „Eux et Elle“ ist der bezeichnende Titel der neuesten dieser dialogisierten Romanfäbrer, die das verlogene Wesen und den albernen Firtelanz der mondainen Komödie so köstlich veranschaulichen. An anziehendem Reiz und hinreißender Berve steht das Buch seinen zahlreichen Vorgängern so wenig nach, daß man nie und nimmer auf die Vermutung kommen würde, daß es bereits das zweiundvierzigste Werk ist, das die Verfasserin im Laufe weniger Jahre bei Calmann Levy hat erscheinen lassen.

Dem Beispiel der Goncourt und Rosny folgend, haben sich nun auch die Brüder Paul und Victor Margueritte zu gemeinschaftlichem litterarischen Schaffen verbunden, als dessen erstes Produkt der Novellenband „La Pariétaire“ leßthin bei Plon zur Ausgabe gelangte. Der künstlerische Hauptteil an der gemeinsamen Arbeit scheint auf Rechnung Paul Marguerittes zu setzen zu sein; die Skizzen und Geschichten, die von den kleinen Freuden und den großen Leiden des Lebens erzählen, zeigen wenigstens die untrüglichen Vorzüge des geschäftigen Erzählers: die hellläufige Beobachtungskunst, den feingeschliffenen, schmiegsamen Stil und die scharfgeprägte, knappe Art der Darstellung.

Die „Secrets d'Yldiz“ von Paul de Réglé bilden den zweiten Teil der bei Stock erschienenen „Mystères de Constantinople“, die an dieser Stelle bereits Besprechung gefunden haben. Die phantastisch-abenteuerliche Geschichte, die dort begonnen, findet hier ihren dramatisch-lebendigen Abschluß. Wenn auch der künstlerische Wert dieses Sensationsromans nicht eben bedeutend ist, so haben die beiden Bücher doch als schätzenswerte Beiträge zur Beurteilung und Kenntnis der türkischen Politik der Neuzeit Anspruch auf

Beachtung. Das Gleiche gilt für die ebenfalls bei Stock erschienenen Broschüren „La Question d'Orient et la Politique personnelle de M. Hanotaux“ von Quillard und Margery und „La Vérité sur les Massacres d'Arménie“.

Aus der im gleichen Verlage veröffentlichten Sammlung von Zeit- und Streitschriften hebe ich noch Bernard-Lazares vielbesprochene Rechtfertigungsschrift „La vérité sur l'affaire Dreyfus“ und Lur's lesenswerte Enthüllungen „La vérité sur Madagascar“ hervor.

„Légendes et Contes de Provence“ ist der Titel eines bei Flammarion erschienenen Buches, in dem Ch. de Martrin-Donos eine Anzahl der schönsten Sagen und Legenden der Provence gesammelt hat. Wir finden hier die den ganzen Zauber mittelalterlicher Romantik atmende Geschichte des „Troubadour de Cabestaing“, den Kreis von Wundermären, der die Gründung der Abtei von Saint-Pons zum Ausgangspunkt nimmt, die Legenden vom eisernen Kreuz von Hères u. a. m. Das interessante Werkchen wird allen Freunden echter Volkspoesie willkommen sein.

Die „Mémoires de M. d'Artagnan“, für deren Herausgabe die Verehrer litterarischer Kuriositäten der „Librairie illustrée“ besonderen Dank schulden, liegen nach Erscheinen des dritten Bandes jetzt abgeschlossen vor. Haben uns die früheren Bände von den Liebes- und Heldenthaten des Kadetts und Lieutenants erzählt, so berichtet der Held in dem vorliegenden über seine Erlebnisse als Hauptmann der Muskettiere des Königs, was ihm Gelegenheit giebt, die hervorragendsten der „Gens d'épée“ und „Gens de cour“ des XVII. Jahrhunderts Revue passieren zu lassen.

Der rührige Verlag des „Mercure de France“, der sich die Pflege des jungfranzösischen Schrifttums mit Fleiß angelegen sein läßt, veröffentlichte neuerdings

eine ganze Reihe von Publikationen, die ich der Aufmerksamkeit unserer Leser bestens empfehlen möchte. Da ist zunächst eine auf schönem, starkem Papier splendid gedruckte Luxusausgabe der „Aphrodite“ von Pierre Louys, des Griechenromans, der den Dichter der „Bilitislieder“ mit einem Schläge berühmt gemacht hat. Lord Alfred Douglas erweist sich in seinen „Poems“, die in englischem Original mit gegenüberstehender französischer Übersetzung erschienen sind, als naher Geistesverwandter des schönheitsstrunkenen Philhellenen. Aus diesen formenschönen, leidenschaftsdurchlohten Versen spricht das heiße Sehnen einer eigenmächtigen Poetennatur und die bange Schwermut des weltfremden Einsamkeitsmenschen. Wir finden des weiteren unter den Novitäten des „Mercure“ eine treffliche von Vigault de Casanove besorgte französische Übersetzung von Emmerich Madach's „Tragödie des Menschen“ („La tragédie de l'Homme“) und das prächtige „Livre de Masques“ von Remy de Gourmont, eine Sammlung von litterarischen Charakterporträts, zu denen Valloton eine Reihe seiner köstlichen Bilder gezeichnet hat.

Die nachgelassenen Schriften des Generals Trochu, die unter dem Titel „Ouvrages posthumes du Général Trochu“ kürzlich im Verlage von Name & Fils zur Ausgabe gelangten, beanspruchen unter den in letzter Zeit erschienenen Memoirenwerken bedeutender Zeitgenossen einen bevorzugten Platz. Das Werk besteht aus zwei Bänden, deren erster der Belagerung von Paris gewidmet ist, während der zweite unter der Aufschrift „La Société, l'Etat, l'Armée“ das politische Glaubensbekenntnis des Generals und, daran anschließend, seine Betrachtung über die politische Zukunft Frankreichs enthält. Es ist hier nicht der Ort, in eine eingehendere Erörterung der Zeit- und Streitfragen, die der ehemalige Gouverneur von Paris hier ausführlich behandelt, einzutreten, in jedem Falle aber besitzen wir in Trochus nachgelassenen Auf-

zeichnungen ein Werk, das eine Fülle von wertvollem Material zur Beurteilung der politischen Geschichte der jüngsten Vergangenheit in sich birgt.

Joanno d'Arc, par B. de Monvel (Paris, Plon, Gourrit & Cie.). Unter den Geschenkwerten der diesjährigen Etrennes ist das vorgenannte Album eine der schönsten und erfreulichsten Gaben, die den Großen wie den Kleinen gleich willkommen sein wird. Maurice Boutet de Monvel, ein hochbegabter und längst geschätzter Maler, hat die glückliche Idee, das Leben und die Thaten der Jungfrau in einer Reihe von künstlerisch vollendeten und dabei vollstimmlich gehaltenen Bildern zur Anschauung zu bringen, in sinngefälliger Form zur Ausführung gebracht, und die rührige Plou'sche Offizin hat durch die treffliche Wiedergabe dieser in den zartesten Farben gehaltenen Bilder einen neuen Beweis ihres untadeligen künstlerischen Geschmacks und ihrer bewährten typographischen Leistungsfähigkeit gegeben.

Die allbeliebte von Plon herausgegebene „Revue hebdomadaire“, unter allen französischen Wochenschriften sicher die wohlfeilste und interessanteste, hat die erste Serie mit dem 54. Monatsbände zum Abschluß gebracht und eröffnet die zweite mit einer Neuerung, die nicht verfehlen wird, der prächtigen, trefflich geleiteten Zeitschrift neue Freunde zu gewinnen. Jedes Wochenheft erhält fortan in einem „Supplément illustré“ eine reich und trefflich illustrierte Zugabe, die dem Leser die bedeutungsvollen Zeitereignisse im Bilde vorzuführen soll, ohne daß deshalb der Bezugspreis eine Erhöhung erfährt. Die Reichhaltigkeit des Inhalts macht es unmöglich, eine Übersicht über einzelnes zu geben; die lezt-erschienenen Bände brachten von Romanen „Romo“ von Zola, „Fleur de Nico“ von Theuriet, „L'Essor“ von Marguerite, „Papa“ von L. de Robert, kurz alle bedeutenden Erscheinungen der lezten Zeit, daneben Novellen der besten zeitgenössischen Erzähler, Reisebeschreibungen, Memoiren,

Kunstberichte, Plaudereien zc. zc. Die „Revue hebdomadaire“ hat sich in den fünf Jahren ihres Bestehens so prächtig herausgearbeitet, daß man auf die gesunde Weiterentwicklung der trefflichen Wochenschrift die besten Hoffnungen setzen darf.

Die von Juven & Cie. in Paris herausgegebene Halbmonatsschrift „La Lecturo illustrée“ hat gelegentlich der Besprechung ihrer ersten beiden Quartalsbände an dieser Stelle bereits lobende Anerkennung gefunden. An Reichhaltigkeit des Lesestoffs und des Bilderschmucks steht der eben abgeschlossene dritte Band den beiden früher erwähnten nicht nach. Der Inhalt bringt an Romanen „Madame Corentino“ von Bazin, „O mon passé!“ von H. Le Roux, „Le Gesto“ von Montégut und „La Robe“ von Perret, die von Métivet, Lemgestim u. a. reich illustriert sind, Novellen von Barrès, Lavedan, Silvestre, Gedichte, populär-wissenschaftliche Aufsätze und anziehende „Variétés illustrées“. Die „Lecturo illustrée“ sei unseren Lesern wiederholt bestens empfohlen.

A. G.—tzo.

Czechische Litteratur.

Auf die liebenswürdige Einladung Freund Merians: mein Referat über die czechische Litteratur wieder aufzunehmen, befinde ich mich in nicht geringer Verlegenheit. Es ist über ein Jahr verfloßen, seit ich den lezten diesbezüglichen Artikel an die „Gesellschaft“ abgehen ließ und innerhalb einer solchen Frist schießen in unserem Jahrhundert Bücher wie kaum Pilze nach einem Regen hervor. Des Materials giebt es also viel, mehr, als mir lieb sein kann, so daß ich mir fast wie der biedere Pfarrer von La Mancha vorkomme, als er in die Bibliothek des guten Don Quixote eintrat, um daselbst die große tragische Katharsis (allerdings nicht nach aristotelischer Methode) vorzunehmen, womit bei Leibe nicht gesagt sein soll, daß die in solch' erdrückender Fülle aufgestapelten Litteraturschätze der Czechen

mit denen des Ritters von der miesen Gestalt etwas gemein haben.

Ich sehe mich also bemüht, den ungeheuren Bücherregen in fliegender Eile abzuthun, um so bald als möglich zum gegenwärtigen Schaffen zu gelangen. Andersfalls kann ich gar nicht vom Fleck. Längeren Aufenthalt will ich nur dort machen, wo es sich um Beziehungen zwischen unserer und der czechischen Litteratur handelt. Das aber ist vor allem in Zeitschriften der Fall. Ich beginne also mit diesen.

Über die „Moderní revue“ (herausgegeben von A. B. Procházka), das junge Organ der litterarischen SeceSSIONisten (Defadenten, Symbolisten, Sataniker etc.) habe ich seinerzeit schon (jezt*) referiert. Ich verweise also darauf zurück und hebe hier nur hervor, daß dieses Blatt das einzige Blatt der Czechen ist, das sich eingehend und in jeder Beziehung korrekt vornehmlich mit unserer Litteratur beschäftigt. Wir finden da in vorzüglichen Übertragungen: Panizzas „Bayreuth und die Homosexualität“; Stirners „Der Einzige“; Hartlebens „Moralische Forderung“; Przhbyšzewskis „Chopin und Nietzsche“, ferner Essays über Halbes „Jugend“, Hauptmanns „Einsame Menschen“, Betrachtungen über den Fall Panizza (mit dem hübschen Schlußhieb: „Aber, meine übereifrigen Herren, Hand aufs Herz: ist der Gott im Buche Panizzas — Liebeskonzil — wirklich . . . Euer Gott?!“ Der Artikel ist von G. Karásek, endlich eine große Zahl von Kritiken über deutsche Bücher, wie „Hanna Jagert, Panizzas Verteidigung, Andrian, Dehmel, Falke, Przhbyšzewski, Schnitzler, Dylsing, Dóry, Mackay u. s. f. Von weiteren Übersetzungen seien genannt: ein Dialog von Wilde, Novellen von Gourmont, Annunzio, Barrès, sowie Kettés „Studien über die Anarchie“. Aus den Originalartikeln hebe ich hervor: „Die soziale Mäßigkeit der Kunst“ u. „E. Dubus“

*) Juli 1895.

(von G. Karásek). Mit Gedichten sind vertreten: Březina, Neumann, Verlaine, Corbière und G. Karásek. Des letzteren „Sodoma“ und „Venus Masculinus“ verfielen der Konfiskation, selbstverständlich weil diese Gedichte „die Sittsamkeit und Schamhaftigkeit in gröblicher Weise beleidigten“ — wir leben ja nicht umsonst im Zeitalter der Sittsamkeit und Schamhaftigkeit! — Anschließend daran eine Fülle von interessanten Notizen aus allen möglichen Kunstgebieten. Die Moderne Revue ist vorzüglich und zielbewußt geleitet, vielleicht die bestgeleitete, welche die czechische Litteratur aufweisen kann. Allerdings herrscht das Symbolistische vor, die Auflösung der Individualität in eitel Ton und Farbe. Ich bemerke noch, daß mir nicht alle bisherigen Jahrgänge (es dürften — schäpe ich — deren drei sein) vorliegen, was ich im Interesse des Rezerats ausdrücklich bedauere (zugesendet hat man mir: Jahrgang I vollständig und von folgenden etwa fünf Hefte); ich kann also über die Entwicklung der Zeitschrift nicht so urteilen, wie ich gerne möchte — indes, so viel steht fest, daß der Weg, den der bez. die Herausgeber wandeln, ein guter zu nennen ist.

Von der Monatschrift „Rozhledy“ (herausgegeben von J. Pelcl, früher Chrudim, jetzt Prag) haben die Leser auch schon manches in Erfahrung gebracht*), was sie gewiß nicht unangenehm berührt haben dürfte. Ich verweise da nur auf die zahlreichen Stellen, die ich aus diversen Artikeln dieser Zeitschrift in der Übersetzung wiedergegeben. Daraus mag man sich ein ungefähres Bild machen, welche Stellung die „Rundschau“ der deutschen Litteratur gegenüber einnimmt. Der IV. Jahrgang (leider sind mir auch da nicht mehr als fünf Hefte zugekommen) enthält von politischen bez. sozialen Artikeln: „Die Achse des sozialen Staates“ (von Borel), „Der heutige Stand des czechischen Staates“ (von Choc), „Die Sympathien Europas“ (von

*) Juli 1895.

Hain), Folgen der Goldwährung, Unser politisches Programm, sowie eine vorzüglich orientierende „politische und soziale Rundschau“. Unter den literarischen Aufsätzen ragt Krejčí „Neue Strömungen und die Dekadenz“ (der Autor kommt im Ganzen und Großen zu denselben Schlüssen wie der Unterzeichnete*), und eine Entgegnung darauf (unter demselben Titel, von Borel, in welcher die Dekadenz als „aristokratische Kunst“ in Schutz genommen wird). Weiters ist zu erwähnen: „Zur Frage der Kritik“ (von Krejčí) und die drollig geschriebene Historiette „Kleinigkeiten aus der Litt. Revolution“ (von J. S. Machar). Machar erzählt darin, wie er dazu gekommen sei, den literarischen Götzen Hálek kritisch zu sondieren und wie ihm daraufhin die „Kritik“ der Baalspriester mitgespielt hat. Über den ergötzlichen Streit um den längst in Gott ruhenden Hálek ist, wenn ich mich recht erinnere, bereits in einem selbständigen Artikel der „Gesellschaft“ gesprochen worden. — Leute, die als fertige Marmorstatuen auf die Welt gekommen sind, darf man eben nicht als feinesgleichen behandeln.

Am novellistischen Beiträgen enthält die „Rundschau“ diesmal ein Prachtstück impressionistischer Kunst: „In einem abgelegenen Dorfe“ von Frau M. Svoboda. Mit Gedichten sind vertreten: F. X. Svoboda, J. S. Machar, G. Karásek und E. Procházka. Der Theaterbericht ist dem erprobten Kritiker F. X. Jalda anvertraut.

Das Beste zuletzt: die vortrefflichen Essays über hervorragende Dichter der Deutschen Moderne. Wie ich im mehrfach erwähnten Referat über „Mod. Rev.“, „Rozhledy“ zc. bereits angedeutet, sollten in einer Serie von Artikeln unsere Dichter dem czechischen Publikum vorgeführt werden. Der IV. Jahrgang bringt nun (aus der Feder G. Karáska) drei fein und geistvoll gezeichnete Porträts. Dehmel, Przhbyšzewski und Holz (Lilien-

cron ist mir nicht untergekommen, obzwar es einer privaten Mitteilung zufolge erschienen wäre). Im nachfolgenden einige Stellen, teils um zu zeigen, wie einer der geistvollsten jungen czechischen Dichter über unsere Modernen denkt, teils um einen Beweis zu erbringen, mit welchem künstlerischen Ernst die zeitgenössische (allerdings: moderne) Kritik ihr Amt erfährt.

„Dehmel“, schreibt Herr Karásek (Rozhledy, IV. Jahrgang, 2 Hft.)*, „Dehmel ist ein wahrer dichterischer Proteus. Ich meine damit nicht die verunglückte und karikierte Spielart eines Dichters, der es zu Wege bringt, sich allen Seiten anzupassen, selbst wenn sie von einander noch so verschieden und gegensätzlicher Klängen, — ich meine damit den nach allen Richtungen der Kunst hin zerfließenden und ausgegossenen Künstler, den in alle ihre Tiefe tauchenden, durch alle Falten und Schichten des Lebens dringenden, mit all seinem Feuer, mit all der verzehrenden Leidenschaftlichkeit, mit allem Blute. Am Dehmels Werk (es ist das Buch „Über die Liebe“ gemeint) siehst Du die nervöse Hast des Künstlers, der alles versucht, der alles durchforscht, die definitive Form zu seiner Kunst suchend, bald da, bald dort anstößt, jetzt jubelnd, daß er dem reichen Funde nahe sei, jetzt wieder müde niederstehend und die fernere Suche ausgebend, da ihn das verzweifelt konstruierte und zu schwindelnder Höhe emporgetriebene Experiment gänzlich getäuscht, gleich wie auf immer erschöpft hat. . . Dehmels ganzes Buch hat diese Stimmung, alles darin zittert und bebt in nervöser Weise, lipelt und sticht, bohrt und reizt, von allen Seiten, aus allen Ecken, kein Aufatmen gönnend, keinen ruhigen Augenblick zur Arbeit. . . Die dämmrige, entkräftete und verdorbene Zeit, die Atmosphäre der Tage des sterbenden Jahrhunderts, durchdrungen und zum Ersticken

*) Die Übersetzung ist sehr genau, was schon aus der Härte derselben ersichtlich wird; etwaige (anscheinende) Unverständlichkeiten würden demnach nicht dem Übersetzer zur Last fallen. Sif.

*) „Décadence“, April 1894.

durchtränkt mit den pikanten Parfümerien und dem Wisam des bis in das extremste Ende aufgetürmten Raffinements, meldet sich hier zu ihrem Rechte. — —

„Wenn ich also heute sein Werk studiere, alles, was er bis dahin in die Kunst mitgebracht, ist es mir, als ginge ich durch die Werkstatt eines Künstlers, voller Skizzen, vorbereitet zu einem großen Werke, das bisher nicht einmal angefangen worden ist, das jedoch die definitive Siegearbeit des Künstlers sein wird. Darum verblüfft mich nicht das kriegerische Wirrsal, dieses lästern angefachte und durcheinandergeworfene Chaos von Dehmels Werk. Es verblüfft mich nicht, wenn ich neben der brutalen, vom Eynismus vergifteten Frage den von Licht, Duft und Wärme trankene Ton eines Kindergebetes höre. Wenn ich bald „Das Lied auf meinen Sohn“ lese voll schwerer, patriarchalischer Weisheit, und gleich darauf das lustige Liedlein von der Laus, dem Floh und der Wanze, die auf dem Tische des Dichters zusammengekommen sind. Wenn ich bald die Parodie der Fabel, ein geradezu kindisches Geschwätz, aber gleich wieder den schweren, beklemmenden Ton einer altehrwürdigen, mit allerlei Weihrauch und den Düften brennender Wachskerzen gefüllten Kirchenhymne. Falls der Stoff bald virtuos zusammengedrückt ist in das Korsett der landläufig-traditierten Formen, bald zerschmolzen in Erzspeise, woraus die neue Form erst gegossen werden soll. Die Anarchie des Inhalts und der Form: das ist der bezeichnendste künstlerische Zug Dehmels.“

In ähulicher Weise verbreitet sich Karásek über den Polen mit dem unaussprechlichen Namen und Arno Holz („Buch der Zeit“). Ursprünglich hatte er die Absicht, alle deutschen Modernen vorzunehmen, aber die Redaktion scheint nicht willens gewesen zu sein, diese löbliche Absicht zu unterstützen. So gab es denn Herr Karásek auf, wohl nicht zum Nutzen beider Litteraturen.

Literární listy (herausgegeben von

Prof. J. Douhý in Brunn). Der vorliegende (XVII.) Jahrgang steht seinen Brüdern*) in nichts nach. Auch hier wieder eine Fülle von interessanten und geistreichen Artikeln, wie z. B. „Die Rechte der Mittelmäßigkeit“, „Die junge Kritik“ (beide von Krejčí); „Stimmungs-Novellen“, „William Wordsworth“, „Die Zweckmäßigkeit der Litteratur“, „Ein Muster der Freiheit“ (über Bruno Wille's Philosophie der Befreiung — sämtlich von J. Borel), endlich ein Vortrag von G. Karásek und E. Procházka über die „intime freie Bühne“**. Von übersetzten Essays verdienen Erwähnung: „E. A. Poe“ (nach Ingram und Gill, von Voštal), „Die Brüder Goncourt“ (nach Daudet, Marguerite, Rosny, Hennique u. a.), „Ideen und Typen in Dostojewski“ (nach Bredenski), und „Kunst und Religion“ (von M. Kirner). — Von Referaten über fremdsprachige Litteraturen finden sich: über die englische, spanische, neuholländische, kroatische, bulgarische und polnische. Eines der letzteren verbreitet sich über den „zeitgenössischen deutschen Roman“. Autor desselben ist der polnische Schriftsteller Ludwig Glatman-Ludomir. Was er vorbringt, ist zwar beschämend für uns, aber auch belehrend, weshalb ich nicht umhin kann, ihm das Wort zu erteilen:

„Uns am nächsten — allerdings nicht in geistiger, sondern in politisch-nachbarlicher Beziehung — steht die deutsche Romanlitteratur. Betrachten wir das hohe Gepräge der Romane und der anderen belletristischen Schriften Deutschlands, verfolgen wir die zeitgenössische buchhändlerische Bewegung in Leipzig, Dresden, Berlin und Wien — eine Bewegung, von der unsere Buchhändler nicht einmal träumen können, ist der erste Gedanke, der uns befällt, daß die Schöpfungen der Phantasie

*) Vgl. Referate: August 1892, Juli 1893, Februar 1894 und Juli 1895.

***) Seit etwa einem Jahre veranstalten die jungen tschechischen Dichter Aufführungen moderner Dramen nach dem Muster der „freien Bühnen“.

der deutschen Autoren mittelst eines mächtigen Stromes auf die benachbarten Völker wirken und, ausgenommen die Massenunterschiede, unausstilgbare Spuren dem nachbarlichen Schrifttum ausdrücken sollten. In vergangenen Zeiten war es denn auch thatsächlich so. Die Meilen an Geist und Federgewandtheit, wie Goethe, Schiller, Lessing, Bürger, Uhland, Heine, die allgemein menschliche Themen behandelten, beeinflussten in mächtiger Weise auch unsere Dichter und Romanschriftsteller, welche, die Eigenart und die Ideen ihrer Nation bewahrend, gar manches von jenen in formeller wie inhaltlicher Beziehung lernten.

„Die Deutschen besaßen schon ihre lyrische und epische Epoche und ihr Rom an vor der Erneuerung des Kaiserreiches hatte einen wichtigen Zweck innerhalb der europäischen Litteratur. Die Romane Gutzkow's, Spielhagens, Freytags, Auerbach's, die Novellen Heyses und Kellers drangen in das Herz der Nation, diese zugleich vorbereitend zur wichtigen politischen Sendung in der Gruppe der Großmächte auf dem europäischen Kontinente.

„Das Jahr 1870 stellte die Deutschen auf die Spitze der Höhe, es konzentrierte die gesamte materielle Bewegung in Berlin und schon war es, als würde es auch einen Mittelpunkt für das literarische Leben schaffen und so den Aufschwung und das Wachstum der deutschen Litteratur stärken. Der rege journalistische und buchhändlerische Betrieb wurde zu gleicher Zeit von Leipzig nach der Residenz des Kaisers übertragen, aber nichts von all dem vermochte die glühende Sehnsucht der nach geistiger Nahrung trachtenden Intelligenz zu stillen, deren Wachstum in der Reichshauptstadt kein geringes war; keiner fand ein Thema, noch einen Gedanken, der ins Herz der Nation gedrungen wäre, geschweige denn, daß er ein Echo gefunden hätte in den Seelen und Herzen der benachbarten, durch ihre Überzeugungen von den Deutschen auffallend unterscheid-

den Slaven.“ Das Publikum, fährt der Autor fort, habe nach Dramen gehungert, doch es fehlten die „dramatischen Genies“. So griff man denn zu Franzosen. Diese sollten die Lehrer der jungen deutschen Dramatiker sein. Aber denen gebrach es an Witz, Lebenskenntnis und scenischen Effekten. So hörten die deutschen Schriftsteller auf „Führer und Lehrer nicht nur der benachbarten Völker, sondern auch ihrer eigenen Lehrlinge zu sein; sie selbst suchen Ansporn zu ihrer schöpferischen Thätigkeit im Auslande.“ Ob wohl Herr Glatman-Ludomir recht hat?!

Über die Kritik der „Latoráni listy“ ist s. Zt. gesprochen worden; wollte Gott, wir könnten etwas Ähnliches aufweisen, zu mindest in Bezug auf die Erudition der Kritiker. Und damit: Schluß für heute.

Stauf v. d. Mark.

Quittung.

Für Arno Holz sind ferner eingegangen: von Herren H. G. Wolff 10, B. Rudek 1, Feuerstein 1, D. Schmidt 1, Müller 1, Jirzil 1, D. Werken 1, Berth. Auerbach 1, Reg.-Vmstr. G. W. Krause 10, Prof. Dr. Büttner 10, Paul Grotowösky 5, Fr. Clara Stödel 1 Mark, zusammen 43 Mark. Davon gingen ab für Porto, Postanw. u. 60 Pf.

An Herrn Holz gesandt 42 Mk. 40 Pf.

Leipzig, den 1. Februar, 1897.

Das Leipziger Auguren-Kolleg.

C. Hans von Weber,

Obermeister.

Bibliographie.

Vom 15. Januar bis zum 15. Februar sind folgende Werke bei der Schriftleitung der Gesellschaft eingelaufen:

Carl Bleibtreu: Der Kampf bei Mars la Tour. — Berlin, Schall und Grund, Verein der Bücherfreunde.

G. Brandes: Die Emigrantenslitteratur: Übersetzt und eingeleitet von Adolf Strodtmann. — Einzig autorisierte

deutsche Ausgabe. Fünfte, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Jubiläumsausgabe. — Leipzig, Verlag von S. Barsdorf, 1897. — Preis Mk. 4.50.

Louis Couperus: Novellen. Autorisierte Ausgabe übersetzt von E. Otten. Band I. Eine Illusion — Marquiso d'Yoména. — Ein Seelchen. — Berlin, Verlag Siegfried Cronbach, 1897. — Preis Mk. 4.—

Eberhard Freiherr von Dandelmänn: Kant als Mystiker?! Eine Studie. — Leipzig, 1897. Hermann Haacke, Verlagsbuchhandlung (Früher Fr. Maukes Verlag).

Eberhard Freiherr von Dandelmänn: Shakespeare in seinen Sonetten. Ein Sendschreiben an Herrn Lic. Dr. Schaumkell, Oberlehrer in Ludwigslust i. M. — Leipzig, 1897. Hermann Haacke, Verlagsbuchhandlung (Früher Fr. Maukes Verlag).

Julius Duboc: Anti Nietzsche. Erweiterter Separat-Abdruck aus des Verfassers „Jenseits vom Wirklichen“. — Dresden, 1897. Hellmuth Hentlers Verlag (Johs. Hentler & Schirmeister). — Preis Mk. 1.—

Julius Duboc: Zwei Zeitgedichte. Zur Frauenfrage. Eine Epistel an die Männerwelt. Zur Judenfrage. — Dresden, 1897. Hellmuth Hentlers Verlag (Johs. Hentler & Schirmeister). — Preis 50 Pf.

Bernhard Elsässer: Opfer. Schauspiel in drei Akten. — Frankfurt a. M., Druck und Verlag von Gebrüder Knauer, 1897.

Oscar Fähler: Drei Essays. Gottfried Keller. Nikolaus Lenau. Der Stil. — St. Gallen, Verlag der Fehr'schen Buchhandlung (vormals Huber & Co.), 1897.

Albert Fernthal: Astronom und Bergmann. Dichtung, angelehnt an geschichtliche Ereignisse in Schweden aus dem 15. Jahrhundert. — Halle a. S., Verlag von Fr. Starke. — Preis Mk. 2.50.

Dr. Fritz Friedmann: Erzwungene Ruhe. Erlebnisse und Gedanken eines Gefangenen. Deutsche Originalausgabe. Mit dem Bildnis des Verfassers und seiner Unterschrift. — Zürich, Verlag von Caesar Schmidt, 1897. — Preis Mk. 3.—

Heinrich Friedrich: Die Arbeiter und die Kunst. Schwank in einem Akt. Zum 18. Stiftungsfest des Arbeitervereins Leipzig gedruckt. — Leipzig, 1897, Verlag von F. Vosse, Weststr. 27.

Leonor Goldschmied: Die Kaufleute. Soziales Drama. — Berlin, 1896, Verlag von August Deubner. — Preis Mk. 1.50.

Leonor Goldschmied: Im Morgenraun. Soziale Novellen. — Berlin, 1897, Verlag von August Deubner. — Preis Mk. 2.—

Dr. med. Johannes Große: Die freie Arztwahl bei den reichsgesetzlichen Krankenkassen. Auf Grund von Kundgebungen des Deutschen Ärztevereinsbundes. — Berlin, Schall und Grund, Verein der Bücherfreunde, 1896.

Reinhold Günther: Sklaven der Feder. Roman. — Berlin NW., 6, Verlag von Carl Dunder, 1897. — Preis Mk. 4.—

Margarethe Halm: Vom Baum des Lebens. Fantasien einer Idealistin. — Leipzig, Litterarische Anstalt (August Schulze), 1897.

Hermann Hango: Naukkaa. Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag, 1897. — Preis Mk. 1.80.

Dr. Adalbert von Hanstein: Die soziale Frage in der Poesie. Erweiterter Abdruck aus der Akademischen Rundschau 1896. Erstes Tausend. — Leipzig, Akademischer Zeitschriften-Verlag, Freund & Wöschke, 1897. — Preis Mk. 1.60.

Max Jungmann: Heinrich Heine ein Nationaljude. Eine kritische Synthese. — Berlin, 1896, Verlag von Siegfried Cronbach. — Preis 75 Pf.

Hans von Kahlenberg: Misere. Roman. — Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner, 1897.

Emerichs Kastner: Briefe von Richard Wagner an seine Zeitgenossen 1830—1883. Zusammenge stellt, chronologisch geordnet, mit biographischen Notizen über die Adressaten. — Berlin, Leo Liepmannsohn, Antiquariat, 1897. — Preis Mk. 5.—

Ludwig Klausner-Dawoc: Jacob. Biblisches Charakterdrama in fünf Akten. — Berlin, 1897. — Verlag Siegfried Cronbach. — Preis Mk. 2.—

Robert Kohlrausch: Wie Maler Vincenz romanisch lernte und andere Novellen. — Stuttgart, Verlag von Robert Lutz, 1896. — Preis Mk. 2.50.

Rudolf Krafft: Fürnehmer Geist. Eine Kritik der Offiziers-Ehrengerichte nebst Beispielen aus der Praxis. — Zweite Auflage. — Stuttgart, Verlag von Robert Lutz, 1897. — Preis Mk. 1.20.

Oscar Kresse: Der Marquis vom Pombal. Roman. — Mit einem Titelbild von José Malhoa in Lissabon. — Berlin C., John Schwerins Verlag, Aktien-gesellschaft, 1897. — Preis Mk. 1.—

Gustav Lepser: Dichtungen. — Leipzig, Verlag von Oswald Muge. — Preis Mk. 1.50.

Alfred Vell von Lilienbach: Massimo d'Azoglio. Sein Leben und Wirken als Künstler, Patriot und Staatsmann. — Graz, Verlag von Franz Beckel, 1896.

George du Maurier: Trilby. Roman. — Deutsch von Marg. Jacobi. Stuttgart, Verlag von Robert Luf, 1897. — Preis Mk. 4.50.

Friedrich Meister: Klar zum Wenden. Seegeichten und nautische Skizzen. — Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner, 1897.

Paul Mohr: Vom Spötterwege. Gesehenes. — Kritik-Verlag, Berlin, 1897.

Pietro Pellegrini: I Diseredati e i loro diritti. — Borgo A. Mozzano Tipografia Editrice N. Bannini, 1897.

Anton Kent: Ins neue Land. Dramatisches Symbol. — Ch. Ludwig, Basel und Leipzig, G. L. Kattentidt.

Karl August Hermann Kenter: König Otto der Zweite. Deutsches Schauspiel in fünf Aufzügen. — Frankfurt a. M., Druck und Verlag von Reinhold Mahlau (Fa. Mahlau & Waldschmidt), 1897.

René Maria Kille: Traumgekrönt. Neue Gedichte. — Band I. — Leipzig, Verlag von P. Friesenhahn, 1897.

Lothar Schmidt: Meisterwerke der zeitgenössischen Novellistik. — Erster Jahrgang. — Band I. — Arthur Schnitzler, Ein Abschied. Maria Janitschek, Despotische Liebe, Es geistert. Karl Busse, Die häßliche Witte. — Breslau, Leipzig, Wien, Verlag von L. Frankenstein, 1897. — Preis 50 Pfg.

Hermann Schöler: Mein Militärprozess. Die militärischen Schreckensbilder, II. Teil („Ein Jahr Arbeitssoldat“). — Stuttgart, Verlag von Robert Luf, 1897. — Preis Mk. 1.20.

Fruth: Prinzessin Fee. Wiener Roman. — Berlin und Leipzig. T. Trautwein'sche Buchhandlung, L. Wendriner, 1897. — Preis Mk. 3.—.

Dr. Julius Bargha: Die Abschaffung der Strafnachhaft. Studien zur Strafrechtsreform. II. Teil. — Graz, Leuschner & Lubensky, Universitätsbuchhandlung, 1897.

Max Viola: Der Birkenheimer. Ein sehr modernes Epos. — Budapest, Carl Grill's Hofbuchhandlung.

Richard Voss: Unter den Borgia. Eine Erzählung aus dem römischen Mittelalter. — Berlin, 1897, Verlag von Otto Janke. — Preis Mk. 6.—.

Ernst Wachler: Unter den Buchen von Saknitz. Ein Sommer-Festspiel in fünf Aufzügen. — Berlin, Verlag von Richard Heinrich, 1897. — Preis Mk. 1.50.

E. R. Weiß: Die blassen Cantilenen. — Florenz und Leipzig, Verlag von Eugen Diederichs, 1896. — Preis Mk. 3.—.

E. R. Weiß: Elisabeth Eleanor. Eine Liebe. — Florenz und Leipzig, Verlag von Eugen Diederichs, 1896. — Preis Mk. 3.—.

W. R. Weiß: Lieder. — Weinheim, Verlag von Fr. Ackermann, 1897. — Preis 75 Pf.

Emanuel Wertheimer: Aphorismen. Gedanken und Meinungen. Mit einem Vorwort von François Coppée, Mitglied der französischen Akademie. — Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. — Preis Mk. 3.—.

Carl Wolf: Drei Erzählungen. — Innsbruck, N. Edlingers Verlag, 1897.

Friedrich Fürst von Wede: Pflicht. Dramatische Studie in einem Aufzuge. — Salzburg, 1897, Verlag von Herm. Kerber. — Preis Mk. 1.20.

Wir bitten, sämtliche Manuskripte, Bücher, etc. Sendungen ausschließlich an

Herrn Hans Merian, Schriftleitung der „Gesellschaft“

in Leipzig, Inselstraße 7

zu richten.

Schriftleitung und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortlicher Velter: Hans Merian in Leipzig.

Verlag von Hermann Haacke in Leipzig. — Druck von Carl Otto in Meerane i. S.



Flammenzeichen.

Von M. G. Conrad.

(München-Berlin.)

Von Flammenzeichen berichtet ein altes Buch. Jedes Kind hört diese wunderbare Geschichte in der Schule, wie die Geisterhand im Angesichte des herrschaftstrunkenen Monarchen den Spruch an die Wand schrieb mit feurigen Buchstaben: Gewogen und zu leicht befunden. Der König schauderte, und seine Höflingschar erbleichte.

Menetekel!

Diese Sprache hatte seither nicht Hofkurs. Hoffähig war nur der Satz: Des Königs Wille ist oberstes Gesetz, oder in der Sprache, die ein moderner Kaiser bei seinem Eintrag in ein modernes Stadtbuch bevorzugte: *Regis voluntas suprema lex.*

Von Flammenzeichen berichteten neulich die deutschen Zeitungen. Auf einem Festessen in der Mark Brandenburg sprach der König von Preußen in einer schwungvollen Tischrede von Flammenzeichen, die enthüllt werden sollen, wenn die Stunde zum Sturm wider den Umsturz gekommen. Wider den Umsturz mit allen Mitteln, Ausrottung der Umstürzler bis auf den letzten Stumpfen! Adelige und Unfreie wie Ein Mann — Hurrah!

Wissenschaftlich angesehen, erscheint eins so interessant wie das andere: Aufgang, Ausleben, Austoben, Niedergang, Verfall, Weisheit, Nartheit — der Gelehrte stellt die Erscheinung fest, kühl bis ans Herz hinan, und versucht ihren Ursachenkomplex zu entwirren und jede Einzelursache und Ursachenfaser zu erklären.

Das Volk arbeitet rascher, als der Gelehrte. Denn es nimmt

nicht bloß den Kopf, sondern auch das Herz zu Hilfe. Das Volk kann irren, wie der Gelehrte sich täuschen kann. Allein schließlich kommt aus Spruch und Widerspruch, Probe und Gegenprobe doch die Wahrheit zu ihrem Recht. Tragisch dabei ist nur, daß das bisweilen so spät geschieht, daß Wenige nur Nutzen und Freude davon haben.

Hauptsache ist, daß das Volk — oder sagen wir: die öffentliche Meinung — so kraftvoll empfindet und sich äußert, daß die Wirkung auf den Verlauf der Begebenheiten nicht ausbleibt. Das Volk ist tot, wenn es kühl und besonnen und innerlich unbeteiligt geworden ist wie ein beobachtender Gelehrter. Leidenschaft allein ist Volks-Vollleben.

Und das, was man in deutschen Landen über die neuen Flammenzeichen aus Brandenburg zu vernehmen bekam, war nicht entmutigend. Das Eigenleben, Eigendenken, Eigenempfinden hat den Volkskörper noch nicht verlassen. Es hat noch gesunde Wallungen zum Gegenteil. Es kritisiert die Offenbarungen aus der Höhe und setzt sich mit Vergnügen in direkten Widerspruch zu ihnen in seinen politischen Bethätigungen. Und wenn man diese Bethätigungen Umsturz nennen will — gut, der Umsturz erfreut sich angenehmen Wohlseins und guter Laune.

Inzwischen wird man in jenen Kreisen, die über dem Volke zu thronen wäghen, auch nicht müßig bleiben. Man wird sich neue Machtmittel zu den alten sammeln und abgenützte, verrostete, morsche durch frische ersetzen. Man wird versuchen, die Gelehrten in die Studierstube einzuschließen und den Schlüssel abzuziehen, damit sie mit dem Lichte der Wissenschaft nicht den Pfad des Umsturzes erhellen. Man wird den staatlichen Professoren und Pastoren sozialistischer Richtungen drohen, daß man ihnen den Brotkorb höher hänge, wenn sie nicht davon lassen können, dem Volke mit Erkenntnis und Empfindung die Seele zu erfrischen und den Verstand zu kräftigen. Man wird den Sozialismus der gebildeten Stände in Verruf zu bringen keine Mühe scheuen. Man wird den Sozialismus der studierenden Jugend als Vorwand zur Hemmung der Carriere ausnutzen. Man wird dem Kapitalismus und den Arbeitsherren feierliche Komplimente machen und ihnen neue Vorteile zuschanzen. Die Polizeiweisheit wird in allen Verhältnissen ihre Hand mächtig zu machen wissen, und Zwangsmaßregeln aller Art werden wild wachsen wie Brombeeren, und wo der Wildwuchs nicht genügt, werden Treibhaus und Mistbeet nachhelfen.

Das alles wird sein.

Die Staatsgewalt ist selbst im Metternich'schen Sinne jämmerlichen Angebens noch kein leerer Wahn.

Aber der Umsturz, gegen den die Flammenzeichen von Brandenburg enthüllt werden sollen, wird keinen merklichen Schaden davon haben. Er wird seine Natur wachsen und reifen lassen, gleichgiltig, was für Wetter und Sprüche im hundertjährigen Staatskalender stehen. Denn seit Metternichs und Bismarcks Zeiten ist die große Weltenuhr nicht stillgestanden.

Was die Tischgesellschaft in Brandenburg als Umsturz verdonnert, ist der Geist der neuen Zeit, der Geist der neuen Menschheit, die nur gleichberechtigte Staatsbürger, aber nicht mehr Adelige und Unfreie gelten läßt, der Geist der neuen Gerechtigkeit, die nicht Ausbeuter und Ausgebeutete, sondern zu gleicher Arbeit und zu gleichem Lebensgenuß berufene Volksglieder kennt.

Die Sozialdemokratie ist eine Entwicklungsphase, kein Endziel. Die sozialdemokratische Partei ist eine Kampfgenossenschaft. Sie sind Hauptteile des Umsturzes, nicht der Umsturz selbst. Die Demokratifizierung gewinnt verstärkte Spannkraft, jemehr die Feudalisierung in die Breite und Tiefe strebt. Die freie wissenschaftliche Erkenntnis ergießt sich über das gesamte politische und volkswirtschaftliche Leben in desto stärkeren Strömen, jemehr der Eigennuß der Gewalthaber auf Deiche und Dämme zur geistigen Aushungerung des Volkes und Beschränkung seiner bürgerlich-wirtschaftlichen Rechte sinnt.

In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts galt jedes Streben, das aus den patriarchalischen Formen der damaligen Gesellschaftsordnung heraus wollte und im Nachtwächter nicht das geheiligte Symbol des absoluten Regiments — der „von Gott eingesetzten Obrigkeit“ — kniefällig anerkannte, als revolutionär, als umstürzlerisch. In der Mitte dieses Jahrhunderts galt jeder romantische Jüngling, der ein schwarzrotgoldnes Bändchen trug, als einer, der, mit Friß Reuter zu reden, „den König bod machen wullt.“ Und am Ausgang dieses Jahrhunderts droht Brandenburg mit Enthüllung der Flammenzeichen, wenn dem Geiste der Wissenschaft, der Kritik, der Forschung, der Freiheit, des staatsbürgerlichen Individualismus neben der sozialen Kraftvergesellschaftung nicht die Flügel gebunden und der Weg verlegt wird.

Menetekel.

Gewogen und zu leicht befunden.

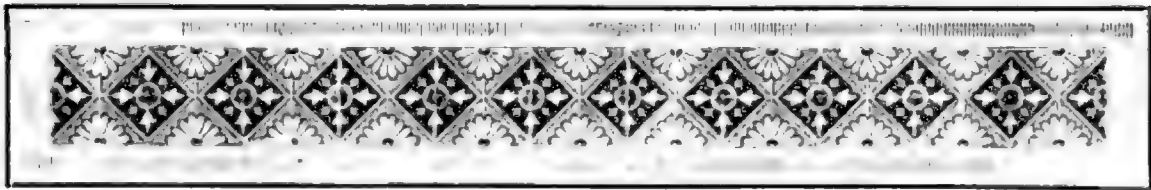
Das heilige Interessengebiet einer besonderen Spezies von Staatsbürgern und Staatsgewaltigen zu schützen auf Kosten der Wohlfahrt und der Lebensfreude der großen Volksmehrheit, das wird schwerlich im weltgeschichtlichen Verufe und Vermögen des deutschen Reiches liegen.

Wenn jede wirtschaftliche und sozialpolitische Anschauung und Kraftbethätigung, die nicht mit dem materiellen Profit jener besonderen Spezies durch Dick und Dünn geht, als Umsturz stigmatisiert und verfolgt werden soll, dann wird man das ganze deutsche Reich stigmatisieren und verfolgen müssen.

Und das wird man, trotz aller brandenburgischen Kampfrufe und trotz aller kriegerischen Enthüllungs-Schwärmerei doch hübsch bleiben lassen. Aus einem sehr einfachen physikalischen Grund: Das Ganze ist stärker als der Teil.

Und der Umsturz, der im Ganzen lebt, bändigt den Umsturz des Teils.





Die

künstlerische Reklame und die moderne Plakatkunst.

Von Eohtar von Kunowski.

(München.)

Es gab eine Zeit, da man genau wußte, in welcher Straße der beste Schuster, wo der beste Goldschmied, Schreiner, Bäcker, Tuchhändler, Sattlermeister und Töpfer, Waffenschmied und Gewürzkrämer, Architekt und Maler, wo der beste Vertreter seines Handwerks, seiner Industrie, wohnte und arbeitete. Wurde man von Müller betrogen, nun so hatte Schulze gewiß gute Ware, war aber auch Schulze ein Gauner, dann blieb nichts anderes übrig, als sich von Müller und Schulze zugleich betrügen zu lassen. Jeder kleine Ort hatte seine Handwerker, wehe dem fremden Meister, der sich daselbst niederließ, um Konkurrenz zu machen. Handwerk und Gewerbe waren übersichtlich organisiert, Organisation bedeutete für das Publikum Übersichtlichkeit. Es gab viele Gefellen, aber nur wenige Meister, die Person des Meisters garantierte für gute Ware oder ließ minderwertige vermuten. Das war die goldene Zeit, da der Ocean der Industrie noch von so wenigen Schiffen befahren wurde, daß man nicht nötig hatte, mit Rebelhörnern den Sturm des Lebens zu überbrücken, um seine Gegenwart anzukündigen. Die Industrie bedurfte nicht der Reklame. Zwar genügte die heimische Ware auch damals nicht dem Bedürfnis. Brauchte man aber solche Gegenstände, die nur die große Stadt A. oder der ferne Orient produzierten, dann kaufte man sie eben an einem großen Markttage, zur Zeit der Messe, wann der Händler kam und seine Waren ausbreitete. Man sah, befühlte, überlegte, kaufte, oder man reiste selbst nach Ort und Stelle; denn es war bekannt, daß in Leipzig die ersten Buchdrucker, in Nürnberg die besten Holzschnitzer zu Haus waren.

Seitdem aber die Dörfer zu Städten geworden, die Städte eine Einwohnerzahl gewonnen hatten, wie früher nur Länder, eine gleiche Kultur von Europa sich über alle Länder der Welt ausgedehnt hat, die Zahl der produzierenden Gemeinschaften in demselben Maße gewachsen ist, als der Erdkreis zusammengeschrumpft, sodaß er keine Entfernungen mehr aufweist, seit die Tagereise zum Spaziergang und die Erdumseglung zum Sport geworden ist, seitdem sind die Jahrmärkte an allen Orten abgestorben, und es giebt nur noch einen Weltmarkt; man kennt nicht mehr einen produzierenden Meister, man kennt nur noch Ware ohne Ursprung und Herkunft, man braucht nicht mehr seine Schwelle zu verlassen, es kommt alles von selber ins Haus gelaufen. Eine moderne Sintflut, furchtbarer als die alttestamentliche, von Gegenständen aller Art, ein Strom von Kartoffeln, Getreide, Stiefeln, Kanonen und Wagenschmiere, Cylinderhüten und Lampen, Cigarren und Schlachtvieh, ein Chaos ohne Gleichen, wälzt sich allen Naturgesetzen widersprechend unaufhörlich über die Oberfläche dieser Erde fort, ohne daß man weiß, woher diese Dinge kommen, wer sie erzeugt, wer sie fortbewegt, wo sie schließlich bleiben. Aber soviel ist gewiß, irgend jemand muß ein Interesse daran haben, diesen Nilstrom anschwellen zu lassen und zu speisen. Wo sind diese Leute und wer? Zunächst wir selbst. Seitdem wir es aufgegeben haben zugleich zu pflügen, zu säen, zu spinnen, zu weben, zu schreinern, zu schmieden, und auch in unserer Nachbarschaft weder ein Kartoffelacker, noch Baumwollengewächse zu finden sind, wir dieser Dinge aber nicht entraten können, bleibt uns nichts übrig, als in dem vorbeiziehenden Strom dieser Gegenstände zu fischen, bis wir haben, was wir brauchen. Doch Scherz beiseite, die Sache ist ernst. Tönt doch schon seit Jahrzehnten der furchtbare Schrei von Industrie und Gewerbe, von millionen Vertretern dieser Thätigkeiten an unser Ohr: „Kauft, denn wir müssen leben!“ Und müssen wir selbst nicht täglich die Angst erleben, statt Butter Margarine, statt Lederstiefeln Pappe, statt eines Kunstwerks eine Schmiererei für untrüglich echtes Geld zu erhalten? Wer hilft uns, unsere materiellen Kräfte, mit denen man heute mehr denn je Haus halten muß, nutzbringend zu verwenden, wer weist uns den Weg zu dem tüchtigen Meister und kennzeichnet den Charlatan? Wer lehrt uns gleisnerische Nachahmung von wertvoller Arbeit unterscheiden, denn mit der genialen Erfindung und Neuerung des produktiven Geistes hält gleichen Schritt das Genie in der Nachahmung und Verfälschung aller Gegenstände, deren Kern und Wert ich erst erkenne, wann ich gekauft und gebraucht habe?

Wandle durch die Straßen der Großstadt, und rechts und links und links und rechts liegt es gebreitet, schillernd und verführerisch, reich, massenhaft, sofort verkäuflich, liegt alles, was du dir wünschen kannst, stürmt auf dich ein von rechts und links und von links und rechts, weckt deine Begehrlichkeit, hat den Anschein der Vortrefflichkeit, schweigt über seinen wahren Wert. Laden reiht sich an Laden, Schaufenster an Schaufenster, und von jeder Gattung 10 auf jeder Straße und 100 in jeder Stadt, und rechts und links und links und rechts stehen Menschen hinter Fenstern und Waren, und jeder richtet eine Frage an jeden Vorübergehenden, sie alle wollen leben und leben nur von den Vorübergehenden. Ein Strom von Menschen, ein Strom von Ware. Wer hat sich noch nicht die Frage vorgelegt, wie es möglich ist, daß all diese Leute ihre Existenz auf geduldiges Warten gründen können? Warten bis jemand kommt und kauft. Welche Sicherheit, daß dieses Warten nicht umsonst ist? Wer lauert auf Beute, wer wartet auf gerechten Gewinn? Dann kommt die Überlegung, daß diese Leute ihre Ware zumeist nicht selbst gemacht haben, wo ist der, der sie zuerst fertigstellte, wir haben es ja nicht nötig zehnfach abgegriffene Ware zu kaufen, um zehn Menschen zu bezahlen für eine Arbeit, die ein Mensch verrichtete? In jeder Stadt blasen 100 Schloten den Odem der ursprünglichen Arbeit in die Luft, da ist die Quelle, da stammt das her, was wir wünschen, aber auch von dorthier nicht, sondern aus der Ferne, aus Amerika, aus Indien, irgendwoher.

Aber wozu frage ich? All diese Arbeitsmenschen haben niemals geduldig gewartet, sie haben seit Jahrzehnten geschrien, jeder einzelne und alle zusammen, und weil sie alle zusammen geschrien haben, hat man niemanden mehr gehört. Als ein modernes Gespenst erhob sich der Geist der Reklame aus dem modernsten Lande der Welt, aus Amerika. Fortan war es dem menschlichen Auge verboten, auch nur den geringsten Genuß zu haben, ohne sich durch ein bazillenartiges Gewühl nicht zur Sache gehöriger Vorstellungen hindurch zu arbeiten. Wir nehmen eine Zeitung zur Hand, um uns zu unterrichten, die Phantasie frei über den Erdball schweifen zu lassen, und finden zunächst nichts als eine Kruste, eine pfundschwere Schale von Annoncen, Aufrufen, Bitten, Beschwörungen, Anpreisungen, Lügen und Wahrheiten ohne Unterschied, pomphaft dreistes Selbstlob an sich ganz bescheidener Leute, und so viele Schulze, welche die besten Cigarren der Welt führen, und so viele Müller, welche die einzig tauglichen Zweiräder verkaufen, daß wir, vor Staunen und Verwirrung über die übermenschlichen Leistungen

der Kategorie Schulze und Müller, ganz kleinmütig, ganz eingeschüchtert und ohne jeden Appetit die kleine politische Auster, die wir in der Annoncenkruste entdecken, mühsam verschlucken. Mitten in eine künstlerische Illustration drängt sich ein widerwärtiges Quadrat als Umrahmung eines überlebensgroßen Ausrufungszeichens hinein und macht den Genuß des Kunstwerks zur Nebensache, den Faustschlag mit dem Ausrufungszeichen zur Hauptsache. Der Innenraum eines Pferdebahnwagens besteht aus Pappdeckeln, er besitzt keine erkennbare Architektur mehr. Wie lange wird es noch dauern, und dieses Kartenhaus aus drohenden, aufdringlichen Worten stürzt über unserem Haupt zusammen. Wir flüchten in ein Kaffeehaus, aber mitten in einer geistreichen Unterhaltung über Geschmack, Stil und moderne Kunst schwagt es von den Wänden herunter von Seife, von Hühneraugen, von Lederartikeln. Wir machen einen Spaziergang, denn in unseren Augen brennt es, Ruhe für das Auge, das ist die Losung. Gleichgiltige Gegenstände stören nicht, aber Worte lassen nicht gleichgiltig. Worte nichts als Worte, an den Straßenecken auf langen Brettern, runden Säulen, an den Häusern empor, ja in den Lüften am Gitterwerk des Daches. Worte in jeder Art des Druckes, in jeder Farbennuance. Jede Einfahrt in jede Stadt beginnt mit riesengroßen Lettern, ja die Riesensfläche des felsigen Berges, einst würdig die Thaten der Könige zu verkünden, redet von Weißwürsten und Insektenpulver, zwei Worte, die genügen, um die historische Poesie und die natürliche Schönheit einer Landschaft zu vernichten. Aber gerade darauf spekulierte ja der Mann, der mit Narrenhänden Berg und Thal beschmierte, wie Tisch und Wände.

Mochte ein Frevel an der Schönheit der Natur und der Poesie der Landschaft stattfinden, wenn sich nur der Name des Frevelers mit der Erinnerung an seine That verknüpfte, dann hatte er erreicht, was er wollte. Also so unbequem, so dreist wie irgend möglich werden, war die Devise. Ein Wort 1000 mal an 1000 Orten bis zum Ekel und Überdruß wiederholen, an jeder Pforte jedermann einen Zettel mit Worten in die Hand drücken, 100 Wände in einer Stadt einfach himmelblau anstreichen, ohne jede Rücksicht auf unsere Gemütsruhe und die Feinfühligkeit unserer Nerven, ein Wort durch Lampenschein mitten auf die Straße werfen, daß man notwendig stolpern und Hals und Beine darüber brechen muß, die Stille des nächtlichen Himmels durch nutzlose Beleuchtungsorgien in Wortform durchbrechen, karawanenartig durch die Straßen ziehen in gleichförmigem Kostüm mit einer Last von Wörtern, die auf Pappdeckeln, ungezieferartig auf Topf und Teller, auf

Büchern und Papieren, ja auf den Eswaren herumkriechen, kurzum Dreistigkeit, Aufdringlichkeit, Ausdauer, die führten sicher zum Ziel. Jetzt war die Zeit gekommen für geniale Charlatane, die von nichts als von den Reklamen lebten, die ein und denselben Quark jahrein jahraus, ein und dasselbe Nichts unaufhörlich fabrizierten und mit Nebelhornbegleitung an jedermann für Gold und Silber verkauften, seien es nun Mittel, um sich ein für alle Mal von allen Krankheiten gesund zu machen, seien es solche, um das Problem der Ernährung auf den Genuß von täglich einer Erbse irgend welcher Materie zurückzuführen. Wie unschuldig nimmt sich der Ausrufer der Vorzeit dagegen aus. Er hat doch nur eine Lunge, mit der er uns anschreit, aber die Druckmaschinen arbeiten mit den Lungen von vielen hundert Pferden.

Jedoch, wer in einer Großstadt lebt, wird meine ganze Auseinandersetzung über die Beunruhigung des Publikums durch Reklame als Übertreibung hohen Grades zurückweisen, und — ganz mit Recht. Denn der Erfolg all dieser Bemühungen ist in Wahrheit ja nur von kurzer Dauer. Wie der Landmann an einen Mückenschwarm, gewöhnt sich der Großstädter an Worte und Ausrufungszeichen, unsere Rezhaut bekommt ein gründlich dickes Fell. Aber ist die Beunruhigung damit aus der Welt geschafft? Ist die Frage beantwortet: Wo ist der Mann, der uns die beste und billigste Ware liefert? Keineswegs, der Sturm von Angebot und Nachfrage bleibt nach wie vor.

Endlich, endlich rang sich die Überzeugung durch, daß eine Rüpelei auf dem Weltmarkt ebensowenig auf die Dauer empfehlend wirken könne, wie eine Rüpelei im Salon. Es giebt vornehme Salonallüren und vornehme Weltmarktallüren. Also Vornehmheit, Einfachheit wurde von den großen Kaufhäusern von neuem als das Richtige erkannt. Doch das genügte nicht. Der Vornehme und Einfache muß jederzeit dem Robusten weichen. Aber Sieger über alle, das war der Geschmackvolle, denn er fiel nicht allein nicht unangenehm auf, sondern, indem er auffiel, fiel er sogar angenehm auf.

Die Erkenntnis wurde allgemein, daß Worte nicht genügen, um sich dem Publikum zu empfehlen, Anschläge nicht, aber auch der Reisende nicht, der sich persönlich vorstellt und doch schließlich nichts vorbringen kann als Worte. Ein Schwarm von *commis voyageurs*, eine ganz besondere Menschengattung, das intimere Sprachrohr der Industrie suchte innerhalb der vier Wände zu überzeugen. Sie alle sind notwendig, ganz gewiß, aber keiner von ihnen hat bisher das alte Wort wegdisputiert, von der Raze, die man nicht im Sack kaufen will.

Es blieb nichts übrig, als die Waren selbst heranzuschaffen. Man gründete Riesenzentralen, wo alles zu haben war, man schleppte in einem Haus zusammen, was aus einer Stadt von Häusern stammte. Das alles genügte der Anschauung noch immer nicht. Es kam die Zeit der Weltausstellungen. Alle Waren aller Länder sollten auf einem Fleck zu sehen sein. Gebäude, Paläste, noch nie gesehene Räumlichkeiten wuchsen empor, um die Güter, die Erzeugnisse, die Kunstprodukte der Nationen zu umfassen, zur Schau zu stellen. Aber der Raum und die irdische Gebundenheit setzen allem eine Grenze, die Schwere und Massenhaftigkeit der Gegenstände läßt eine Vollständigkeit in ihrer Anhäufung an einem Orte nicht zu. Und was das Ärgste war, die erstrebte Anschaulichkeit mußte leiden unter der Menge des Dargebotenen, wie sie litt unter der Entfernung der gewünschten Ware von dem Käufer. Jedoch, was auch in dieser Angelegenheit, seine Sache an den Mann zu bringen, geschah, sei es durch Reklame, durch Reisende, durch Ausstellungen aller Art, es geschah auf eine fast übermenschliche Art, auf eine Schwung und Kraft verkündende Weise. In einer modernen Ausstellung sind Kräfte angehäuft, wie man sie im Laufe der Geschichte niemals an einer Stelle gesehen hat. Dem entsprechend sind aber auch die Kosten einer solchen Ausstellung so groß, daß sie einen Gewinn nur bringt, wenn sich die nötige Besucherzahl einsindet. Und da ergab sich wiederum eine neue Schwierigkeit. Wie sollte man jedermann anschaulich klarmachen, welches Ungeheure in einer Ausstellung geleistet wurde? Nur mit Worten, natürlich immerwährend mit Worten, langen Zeitungsartikeln. Also eine Bibliothek leihen, ehe ich mir einen Pflug neuester Konstruktion kaufe. Wiederum mußte man seine Zuflucht zu den Straßenecken, zu den Pferdebahnwagen, Kaffeehauswänden nehmen. Immer dieselbe Sache.

Ich habe gesagt, daß die Einsichtigen endlich erkannt hatten, daß auch in der Industrie der Mann des Geschmacks den Vorrang vor allen anderen erobern kann, wie es in der Gesellschaft der Fall ist. Der Geschmack hielt seinen Einzug zunächst in die Schaufenster der Läden. Der französische Dekorateur wurde die Sirene, die hinter den Spiegelscheiben großer Kaufhäuser ihr verlockendes Wesen trieb. In Berlin, in Leipzig, in München und in vielen anderen Städten Deutschlands fehlte es von nun an nach dem Vorbilde von Paris nicht mehr an Geschäften, von denen die ganze Stadt sprach um der berückenden Anmut ihres Warenarrangements willen. Wir kennen gewisse Straßen, durch die wir niemals gehen, ohne vor gewissen Läden stehen zu bleiben,

vor denen man nichts hört als die Ausdrücke: reizend, entzückend, und wohinein jeder, der einen Artikel braucht, mit dem Gefühle geht, ein Museum, eine Stätte des Geschmacks und der Kunst zu betreten, ja wo man hineingeht nicht allein, um zu kaufen, sondern um den Anblick der Gegenstände und ihr reizvolles Nebeneinander zu genießen. Niemand hat diesen Fortschritt in der psychologischen Berechnung des auf Käufer wartenden Kaufherrn besser geschildert als Zola in seinem Roman „Im Paradies der Damen“. Da thut in dem paradiesischen Riesenbazar die Sirene Dekoration ihren mythologischen Dienst in vollkommenster Weise, sie fängt und verschlingt alles, was in ihr Bereich kommt, aber was das Schöne ist — ohne Gewissensbisse. Denn durch den Zauber der Kunst gefangen zu nehmen gilt nicht allein als erlaubt, sondern wird als das angenehmste von der Welt empfunden. Zum erstenmale sehen wir einen Menschen mit strahlendem Gesicht seine Rechnung bezahlen, bei der er durch die beredte Fürsprache einer wahren und echten Kunst überzeugt ist, nicht zu kurz zu kommen. Welch eine Wonne, einen Gegenstand ohne widerliches Mißtrauen, ohne Zweifel an seiner Echtheit kaufen zu können, ohne Angst, betrogen zu werden. Der Fortschritt in der gestellten Aufgabe, seine Sache an den Mann zu bringen, war allerdings sehr groß. Der Kaufmann wurde zum Psychologen und verband sich zum Zwecke seiner psychologischen Experimente mit dem Künstler. Statt das Publikum einzuzengen, von allen Seiten zu bestürmen, zu ängstigen, ihm das Geld gleichsam abzurufen und es dann im ganzen Leben niemals wiederzusehen, ließ man das Publikum durch den bloßen Anblick sich selbst hineingewöhnen, ja sogar sich sehnen nach der Lage eines Käufers.

Und wie in den Bazars so wurde in den großen Ausstellungen die Kunst die beredteste und wirksamste Reklamemacherin, denn ein Gegenstand, der sich nicht durch seine eigene Erscheinung dem Gedächtnis einprägte, prägte sich doch wenigstens durch den schönen Rahmen, in dem er auftrat, ein. Jede Gruppe einer Ausstellung gewann ein Gesicht, eine künstlerische Physiognomie, der sich die Fülle des Einzelnen als Züge des Ganzen unterordnete. Architektur und Romantik, Anordnung und Farbengeschmack gaben dem Unzusammenhängenden, aus allen Weltteilen Stammenden, Fremden den Anschein einer gemeinsamen Zugehörigkeit zu einer Welt, nämlich der Welt der Schönheit und der Kunst.

Aber wie gesagt, trotzdem bleiben Raum und Schwere unüberwindlich, man kann nicht ganz New-York nach Paris schleppen. Die Reklame durch künstlerisch geordnete Schauausstellung der Waren konnte

den Weltmarkt noch lange nicht mitteilsam genug für das kauflustige Publikum machen. Man mußte seine Zuflucht zu dem bloßen Schein, der Darstellung durch das Bild nehmen, Reklamekunst im engeren Sinne, zum künstlerischen Plakat.

Also statt der Ware selbst, statt Worten, statt der Schrift das Bild des Gegenstandes. Gibt es etwas Einfacheres auf der Welt, etwas Einleuchtenderes? Nun, mein Gott, das haben wir ja schon längst, aber wer könnte behaupten, daß wir schon lange eine bildliche Reklamekunst besitzen? So einfach war die Sache doch nicht. Die Geburt der Plakatkunst konnte erst nach den heftigsten Wehen erfolgen. Das Wesen einer neuen Kunstgattung bildet sich erst nach langen Kämpfen aus, Künstler, Fabrikanten und Publikum mußten gemeinsam eine Welt von Vorurteilen niederreißen, ehe es möglich wurde, das erste wirklich künstlerische und zweckentsprechende Plakat an einer Säule der Stadt zu erblicken.

Zunächst hatte die Kunst selbst in ihrer modernen Entwicklung sich die Verbindung mit dem praktischen Leben und den Einfluß auf ein breiteres Publikum gründlich verbaut. Während in allen übrigen menschlichen Thätigkeiten mit kraftvoller Energie der Thatsache Rechnung getragen wurde, daß man für die Masse und nicht für das Individuum zu arbeiten hat, weil in keiner Zeit das Individuum im Verhältnis zur Masse sich so verflüchtigt hat wie heute, verharrte die Kunst bei einer verknöcherten Individualitätsschwärmerei, die im krassesten Widerspruch zu dem ausgleichenden, uniformierenden Geiste der Zeit steht. Es wurden Zeitungen geschrieben und gedruckt für hunderttausende von Lesern; denn wo ist heutzutage der Mann, der von seinem fünfzehnten bis zum neunzigsten Lebensjahr ein und dasselbe Buch liest? Man hörte auf, Häuser für die Ewigkeit mit meterdicken Mauern zu bauen, man baute für zwanzig, für zehn Jahre, riß nieder und baute wieder; denn wo ist die Familie, die hundert Jahre an einem Ort, in ein und demselben Haus wohnt? Man webte meilenlange Tücher in einem Haus für tausend Familien; denn wo sind die tausend Hausfrauen, die für ihre Ehemänner und Kinder individuelle Gewänder weben und schneiden? Hüte wie Töpfe nach einer Form fabriziert zieren ohne Unterschied den Kopf des Arbeiters wie den des Millionärs, das Haupt des Genies, wie den Schafskopf. Einer arbeitet für alle, und alle lassen sich von einem zu dem machen, was sie sind, die so modern gewordene Faselerei von modernem Individualismus ist ein Kaffeehaustraum, die überspannte Phantasie eines Philosophen, der die Krankhaftigkeit seines Gehirns für Originalität

erklärte. Siegreich, alles überwältigend erhebt sich von neuem die altgriechische Staatsidee, die den Einzelnen nur schätzt als Diener des Ganzen, die den Kopf abhackt der Tyrannenhya von Individualitäten, die um ihrer selbst willen sich dickfüttern läßt auf Kosten der anderen. Niemand als ganz allein die moderne Kunst überhörte den gewaltigen Schrei: „Nieder mit einer faulen und selbstgefälligen Aristokratie, sei es des Blutes, sei es des Geistes, die in der Pflege der eigenen Person, der individuellen Bedürfnisse, Ideale, Lustschlösser die Pflichten gegen die Allgemeinheit vergift, durch deren Erfüllung wahre Individualität allein stark ist.“ Noch nie sah man eine starke Löwenklaue ohne einen starken Löwen. Die Geburtsstätte der Idee bleibt freilich stets der Kopf des Individuums, aber je größer die Masse, desto geringer im Verhältnis die Zahl der ideenreichen Köpfe. Nach Ideen aber muß jedermann leben, oder er wird zur Bestie. Doch ist es eine krankhafte Einbildung, wenn jedermann glaubt, nach eigenen Ideen leben zu müssen. Die Zeit, da jeder einzelne Ideen hatte, das war die paradiesische Zeit, die naive Zeit, die Zeit, wo jeder seine Person mit dem eigenen Genie durch die Welt brachte, wie er von der eigenen Scholle lebte. Heute haben wir Getreidemagazine für die Gesamtheit und ebenso Ideenmagazine für die Masse, das sind die Häupter der Genies. Arbeitsteilung: Die einen haben die Ideen, die andern führen sie aus, ich sage nicht ohne Aufwand eigener geistiger Kraft.

Als nun an den Künstler die Aufgabe herantrat, für die Masse zu arbeiten, für eine ganze Stadt, für einen einzigen Tag, für den flüchtigen Augenblick eines vorübergehenden Spaziergängers, da warf er sich in die Brust und sagte: „Ich bin Individuum, ich arbeite nur — nun wofür? — für die Ewigkeit!“ Welch unergründliche Selbsttäuschung! Worin bestand die Individualität? Sie bestand in der asketischen Einschränkung auf ein Atelier und ein Staffeleibild. Worin die Arbeit für die Ewigkeit? In der Arbeit für das Museum. Das brennt ja nicht so leicht ab, da reißt man die Bilder nicht täglich von den Wänden, wie von einer Anschlagtafel. Auf nach dem Walhalla der Ewigkeit, nach dem Museum! Sonderbarer Begriff von Ewigkeit!

Nun, die Walze der Zeit geht über falsche Begriffe hinweg wie über die Mauern eines Museums, sie können über Nacht zu nichte werden. Ein eherner Besen wird diese Museen auskehren, in denen wir nach Verlauf von 20 Jahren gähnen, und nichts wird übrig bleiben, als allenfalls ein Böcklin, ein Millet, ein Corot. Werden wir nicht endlich erkennen, daß die Ewigkeit außer der Zeit und dem Raum liegt,

daß ein einziger Augenblick wahrhaft künstlerischen Genusses an einer beliebigen Straßenecke im Gemüte des ersten besten Spaziergängers die Ewigkeit selbst ist, daß die Ewigkeit im Geiste und nicht in granitene Mauern wohnt, daß alles Große weniger Zeit bedarf als eines tausendsten Teilchens einer Sekunde, um eine Ewigkeit fortzuwirken, sei es im Stillen, sei es plötzlich durch einen überraschenden Entschluß?

Ja um einen Entschluß, darum handelt sich's ja. Reden wir doch prosaisch: Reklame, ein Wort, in dem alle Poesie der Welt zur Prosa zu erstarren scheint. Du sollst ein Klavier kaufen, Apfelwein, Insektenspulver, Hühneraugenringe, das ist alles, wozu diesen Pomp von Redensarten, was hat die Ewigkeit mit Opol, Bovril und einer Feuerspritze zu thun? Ja Künstler, das eben ist deine Aufgabe, die Prosa des Lebens zur Poesie zu machen, das, Alexander, dein Asien, das du erobern sollst, hier der Gordische Knoten, den du zerhaust oder armselig und unbekannt bleibst in deinem Atelier mit deinen Staffeleibildern, deinen individuellen Luftschlössern und brotlosen Phantasmagorieen. Einen Lorbeerfranz und einen Beutel voll Geld, wenn du mir einem Augenblick dieses langweiligsten Geschäftes, das man Einkäufe machen nennt, erleichtern, erklären kannst.

Eine Vorstellung erwecken und einen Entschluß anregen, nämlich: den Gegenstand der Vorstellung zu kaufen, das ist die Aufgabe der Plakatkunst. Der kürzeste Weg, diese Aufgabe zu erfüllen, war nicht leicht zu finden. Zunächst begnügte man sich einfach realistisch, den betreffenden Gegenstand darzustellen: eine Flasche Wein mit Etikette, und einen Herrn, der trinkt, alles peinlich genau nach der Natur; ein Dampfschiff mit allen Innerräumen; eine Fabrik mit Arbeitern aus der Vogelperspektive und von Innen. Selten jedoch hat der platte Naturalismus eine solche Pleite erlebt als gerade hier, war es schon langweilig für viele Leute, eine Fabrik zu besichtigen, so schlofen sie unfehlbar ein vor einer photographisch genauen Darstellung einer solchen. Man sah bald ein, daß ein Bild den Anblick der Ware nicht ersetzen könne. Es kam nicht darauf an, eine vollständige Vorstellung, als vielmehr eine unvergeßliche, wenn auch noch so mangelhafte Vorstellung eines verkäuflichen Gegenstandes zu erwecken, überhaupt nur anzuregen, zu interessieren, das weitere würde sich ja von selbst finden. Der Künstler besann sich auf seinen größten Bundesgenossen, größer als die Natur, nämlich auf die Phantasie des Beschauers. Die erste Zuflucht ist dann stets die Allegorie. Da hatte man Vorbilder an den Griechen und der Renaissance. Ideale Gestalten griechischer Abkunft, die Göttin

der Industrie, der Fruchtbarkeit, der Kunstfertigkeit, umrahmt von einer Schnörkelkunst entlegener Jahrhunderte, sollten für ganze Kategorien der Gewerbsthätigkeit das Wort führen. Und obgleich jedermann weiß, daß dergleichen nicht mehr interessiert als Pflastersteine, ist auch heute noch in Deutschland diese Art von Plakaten die vorwiegende. Wie kommt das? Liegt das immer noch an den Künstlern? Wer das behauptete, würde der modernen Kunst unrecht thun, er würde gegenüber dem großen Umschwung der Anschauungen unserer Künstler in neuerer Zeit blind gewesen sein. Nein, jetzt ist das einzige Hemmnis die Trägheit und teilweise der Geiz der Fabrikanten; denn auch das Publikum hat längst erkannt, daß in der neuen Plakatkunst, wie sie von Frankreich und England zu uns herüber kommt, ein neuer Odem weht, daß auf diesem scheinbar so beschränkten Gebiet die Kunst zu neuem, ungeahnten Leben erwacht, als würde es Frühling in den Ateliers, seit die Verbindung mit der Allerweltsfonne hergestellt ist, seit der verzweifelnde Künstler endlich ein Feld erblickt, um seine Kenntnisse zweckentsprechend zu verarbeiten, seitdem es ihm wieder gestattet ist, in der Öffentlichkeit und vor aller Welt geistreich zu sein, Witz zu reißen, zu rühren, zu locken, zu jubeln, sich jedermann mitzuteilen, dieses eisige Schweigen seiner Atelierwände zu durchbrechen, seitdem er in Berührung treten darf mit Leuten, die mehr von Kartoffeln als von Kunst verstehen, die ihre Wagenschmiere und ihr Insektenpulver derart lieben, daß sie zu allem greifen, selbst zur Kunst, um diese Liebe allgemein zu machen.

Chéret in Frankreich, Walter Crane in England, Stuck in Deutschland haben die Vorurteile der Künstler längst überwunden dadurch, daß sie sich selbst überwandern und zur Kunst erhoben, was als geringer galt denn Handwerkerarbeit. Diese Männer haben der Kunst mehr Brot gegeben als alle Mäcenaten dieses Jahrhunderts. Wenn noch nicht die Gegenwart, so wird es die Folgezeit lehren.

Chéret machte den Anfang Ende der siebziger Jahre. Kühn und geistreich erfaßte dieser Mann das Wesen der Plakatkunst. Unregen, eine Minute die Aufmerksamkeit angenehm beschäftigen, spielend die Vorstellung eines Gegenstandes in der ganzen Stadt verbreiten, das war sein Ziel. Er brach mit jedem Herkommen. Wie er auf die Phantasie des Beschauers spekulierte, ließ er die seine frei walten. Der Naturalismus verschwand, die langweilige Ornamentik wurde verhöhnt von den unklassischsten Gestalten. Ein Getümmel halbnackter Pariserinnen, auf einem Bein balancierend, frei in der Luft schwebend, eine bacchantisch wilde Jagd von Großstadtdirnen empfahl sich selbst und nebenbei (aber

das genügte,) industrielle Gegenstände aller Art der Gunst des Publikums. Grelle, willkürlich gewählte Farben schriehen von den Anschlagssäulen. Nie hat sich jemand so lustig gemacht über althergebrachten Pöps, nie jemand über seine eigene Kühnheit so gejauchzt und mit unanständiger Geberde, doch graziös, aller Welt sein Hinterteil gezeigt als Chéret. „Ich hab's satt, ich lache bloß, Ihr seht, ich amüsiere mich gut, diese Mädchen sind allesamt meine, Chérets, Freundinnen, habt den Mut, Euch mit anzufreunden, dann bekommt Ihr schöne Lampen, Petroleumkocher, Chokolade, Kakao, Thee und, ganz im Vertrauen gesagt, einen höchst verführerischen Roman.“ Diese Plakate wurden weltberühmt, dieses Dirnengeschmeiß zu den unentbehrlichen commis voyageurs aller ehrbaren Industriellen. Doch nicht genug damit, so schnell als er irgend vermochte, vergaß der deutsche Künstler sein Gretchen, seine Rätke, und liebte nur noch Mana und Ninon. Seien wir gerecht gegen Chéret. Seine Verdienste habe ich gebührend gewürdigt, seine spezielle Anschauung vom Leben ist nicht so sehr französisch als pariserisch, sie ist widerlich. Seine viel gerühmten Farben sind brutal, ohne Sinn und Beziehung zum Gegenstand, nichts als blau, rot, gelb, an einem Plakat in die Augen stechend, an fünf Plakaten von ihm unerträglich. Seine Erfindungsgabe scheint reich, weil sie lächerlich beschränkt ist, nichts als die beschriebene Jagd à la Bacchus. Aber wenn wir unsere zwanzig Jahre geschlafen haben, erwachen wir stets, das ist eine alte Sache, um das zu thun, was die andern thun, als ob die in Deutschland verschlafene Zeit einem Franzosen oder Engländer, der früher aufgestanden ist, wieder abgestohlen werden könnte. In sofern trifft auch den deutschen Künstler eine Schuld, wenn sich die neue Richtung im Plakatwesen nicht rascher bei uns einbürgert. Unsere Fabrikanten sind eben noch nicht cynisch genug, um sich durch Dirnen vertreten zu lassen, und unser Publikum hat sich noch nicht gewöhnt, einen Blumenstrauß lieber aus der Hand einer Cocotte als aus der eines lebenswürdigen, reinen und gesunden Geschöpfes zu kaufen. Das Publikum wehrt sich gegen Verunreinigung der Straßenecken, warum soll es gestatten, daß man dort cynische Witze reißt?

Chéret hat den Bann gebrochen, nehmen wir von ihm den Mut, aber nicht seine Ideen. Das Interesse für Plakatkunst ist allgemein geworden. Große Institute in Deutschland beschäftigen sich ausschließlich mit dem Druck von Plakaten. Die größte Firma ist die von Grimme und Hempel in Leipzig. Zahlreiche Firmen in vielen andern Städten Deutschlands bieten dem Künstler Beschäftigung. Die Kritik und die theoretische Betrachtung wendet sich diesem Gebiete zu. Im vorigen

Jahr hat die Kunsthandlung von Litthauer eine große internationale Plakatausstellung in München arrangiert und sich das Verdienst erworben, das Studium und den Vergleich der verschiedenen Richtungen zu ermöglichen. Da waren außer Chéret noch viele andere Franzosen zu sehen, und wenn wir einmal eines Vorbildes bedürfen, so haben wir Auswahl.

Durch vornehme Auffassung, Größe der Darstellung, Geschmack in der Farbengebung und imposant auffallende Wirkung überragte Steinlen alle Mitbewerber. Er ist als Zeichner jedem Kunstkenner bekannt. Die Wucht und Großzügigkeit seiner Zeichnung, die Liebenswürdigeit seiner Gestalten, der Ernst und die Einfachheit, wie er das gestellte Problem löst, bieten uns einen wahren Kunstgenuß. Da ist das Plakat, von dem jedermann spricht: *lait pur*. Ein hübsches Kind, das Milch trinkt, mit drei Ragen, die dasselbe thun möchten. Eine Glut von Farbkontrasten weiß sich unserem Auge einzuschmeicheln, ohne zu blenden, und ehe wir uns noch mit dem Gegenstand der Darstellung befassen. Nichts von einer Milchhalle mit hundert Kühen, sauberen Mädchen und ich weiß nicht mit wie vielen blankgeputzten Milcheimern. Ein Kind und drei Ragen, das ist alles. Aber man vernehme den Gedankengang, den dieses Bild im Beschauer anregt: „Herrlich, schön! Wie? ein solches Kind sollte schlechte Milch trinken? Unmöglich! Soviel Ragen um einen Milchtopf, wenn diese schlecht wäre? Undenkbar! Ein so großer Künstler sollte sich die Mühe nehmen, schlechte Ware anzupreisen? Das hat er nicht nötig. Ein Mann, der den Geschmack besitzt, seine Ware durch ein solches Bild zu empfehlen, sollte so geschmacklos sein, schlechte Ware zu führen? Niemand kommt auf einen solchen Gedanken. Kurz und gut, dieser Mann führt die beste Milch von Paris, wer daran zweifelte, würde sich die Blöße geben, für einen schlechten Kunstkenner gehalten zu werden. Die Kraft des Künstlers macht sich praktisch geltend, sie verbindet sich geheimnisvoll mit der betreffenden Ware, sie verleiht ihr einen feineren Geschmack, ein undefinierbares Aroma, sie umgiebt sie mit dem Hauche der Schönheit, der Appetitlichkeit, mit einem immateriellen Reiz, der eine Vorstellung von Betrug, von verdorbener Materie, von Verfälschung nicht aufkommen läßt. Die paradiesische Unschuld und Gesundheit des Kindes, das in Gesellschaft begehrllicher Ragen Milch trinkt, rührt von dieser wunderbaren, unverfälschten Gabe der Natur her. Man muß es machen wie dieses Kind, um glücklich zu sein, noch heute werde ich mir *lait pur* kommen lassen.“

Doch ich will nicht alle berühmten Plakate und alle Künstler, die sie anfertigten, besprechen. Ich nenne die Namen der besten französischen Plakatzeichner: Ivette, Forain, Métivet, Lautrec, Bac, Gravet, Mucha, Ibels, Wilette, Guillaume, Bonnard, Gerbault und der anticyonische Puvis de Chavanne. Wer sich übrigens eingehend unterrichten will, nehme die schönen Sammelwerke zur Hand: *les affiches und Posters in Miniature* von Penfield!

Laßt uns jetzt mehr den allgemeinen Unterschied der französischen, englischen, amerikanischen Plakatkunst betrachten.

Die Franzosen haben, entsprechend dem Geist ihrer sonstigen Kunst, die scharfe Beobachtung der Natur auch im Plakatwesen zur Hauptsache gemacht. Ihre Plakate sind zumeist kühne Skizzen nach der Natur oder aus dem Gedächtnis wiedergegebene Natureindrücke. Sie überraschen, blenden, lenken die Aufmerksamkeit auf sich durch komische, seltsame, rührende, liebenswürdige, zuweilen, aber selten, erhabene Momente aus dem alltäglichen Leben. Kürze und Bündigkeit im Vortrag ist ihnen oberstes Gesetz, so wenig als möglich, nur Andeutungen, damit die Phantasie des Beschauers um so lebhafter das Fehlende ergänze. Lautrec läßt neben einer Tänzerin nichts als eine haarige Hand an dem Hals einer Bassgeige nebst einigen Nasenspitzen sehen, das genügt, um zu erfahren, daß ein unübersehbares Publikum, ein großes Orchester und eine vorzügliche Variététruppe sich eine glückliche Lebensstunde bereiten, wozu jedermann eingeladen ist. Auf einem anderen Plakat stürzt lebensgroß, portraittähnlich, der bekannte Couplettsänger Bruant über eine Bühne, in einer Pose, die hinreichend vergegenwärtigt, daß irgendwo daneben rauschender Beifall der trefflichen Leistung des Mannes ertönen muß. Da müssen wir auch dabei sein! Das Momentane solcher Darstellungen ist ganz besonders geeignet, in kürzester Zeit aufgefaßt und nicht leicht vergessen zu werden, es beschäftigt die Phantasie und führt zu dem gewünschten Entschluß: „Thu Geld in deinen Beutel und komm zu mir.“

Es ist jedoch keine Frage, daß diese skizzenhaften Darstellungen, besonders wenn viele nebeneinander wirken sollen, leicht den Charakter eines abgeschlossenen Ganzen verlieren. Die Vermeidung der althergebrachten Ornamentik war ein Fortschritt, die gänzliche Vermeidung eines abschließenden Rahmens für ein Kunstwerk doch zu gewagt. Allerdings giebt es auch unter den Franzosen Künstler, die eine vorzügliche stilistische Erfindungsgabe haben, wie Mucha, dessen wunderbare auf reine und einfache Farbentöne zurückgeführte Darstellungen durch

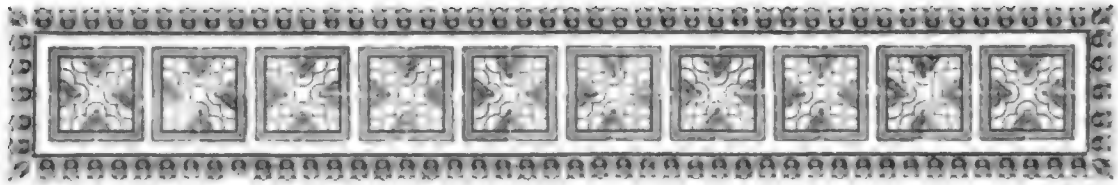
einen märchenhaften Reiz einnehmen. Grundsätzlich aber haben die Amerikaner und Engländer das Stilisieren, die Ornamentik, den Rahmen zur Hauptsache gemacht, im Gegensatz zu den geistreich naturalistischen Franzosen, die eine Neigung zur Carrikatur haben. Wer eine Wandfläche, eine Tapete, einen Teppich so wunderbar fein mit Formen und Farben überziehen kann, daß das entzückte Auge sich nicht abzuwenden vermag, weil Formen und Farbe ohne Gegenstand, scheinbar losgelöst von der Materie und nur noch in Bezug auf den ihnen angewiesenen Raum, eine selbständige Schönheitsymphonie aufführen, indem sie sich nach einem geheimnisvollen Gesetz verschlingen, rhythmisch wiederkehren, sinnvoll kontrastieren, wer das versteht, dem wird man gern den Gefallen thun, ein paar Worte der Erklärung, die danebenstehen, zu lesen. Solchen Flächen gleichen die Plakate der Engländer und Amerikaner. Die menschlichen Figuren ordnen sich dem Reigen aller übrigen Formen unter, ohne ihre besondere Grazie zu verleugnen. Erstaunlich in neuen Motiven ist Will H. Bradley, der Mann einer neuen dekorativen Kunst. Bedeutend sind Aubrey Beardsley, Abbey, Beggarstaff Brothers, die durch Einfachheit überraschen, Bird, Louis Rhead, der Bäume und Menschen, Blumen, Gewänder gleich gewandt stilisiert, ferner Gould und zuletzt Walter Crane, der als der erste Vorkämpfer der neuen ornamentalen Kunst in England zuerst genannt wurde. Seine großen künstlerischen Verdienste, und wie er auch mit der Feder Propaganda machte für seine Richtung, ist bekannt. Seiner Anregung verdanken es die Engländer, daß die moderne Ornamentik nicht allein auf dem Gebiet der Plakatkunst, sondern im gesamten Kunstgewerbe eine englische genannt werden kann.

Die deutsche Plakatkunst blieb, wie den französischen Fortschritten, so den englisch-amerikanischen gegenüber nicht gleichgiltig. Auch hier sind wir noch nicht weit über die Nachahmung hinaus gelangt. Ebenso wie Rinon und Mana hielt bei uns auch ihren Einzug die englische Miß, im Vertrauen gesagt, eine unausstehliche, schwindstüchtige Person, wenn man den englischen Künstlern Glauben schenken soll, was ich für meinen Teil nicht thue, da der welterobernde Engländer unmöglich der Sohn eines durchsichtigen, hysterischen Geschöpfes sein kann. Wir wenigstens wollen von diesen Geschöpfen, deren Haare kein Ende haben, und deren Melancholie Mondschein bei Tage heuchelt, nichts wissen. Wenn ihr es langweilig findet, Gretchen zu zeichnen, nun so zeichnet Marie. Um die Reform der deutschen kunstgewerblichen Zeichnung im englischen Sinne, doch mit eigener Note, erwarb sich bedeutendes Ver-

dienst D. Eckmann. Stuck aber war es, der zuvor die Bahn brach für alle, und wir dürfen auch mit Stolz seine Leistungen auf dem Gebiete des Plakatwesens zu denjenigen rechnen, die, von englischen und französischen Einflüssen unabhängig, bedeutend und originell wirken. Nicht durch Carrikatur, nicht allein durch Linienzauber, sondern durch Monumentalität der Figuren, wie der Umrahmung, erzielt er einen Eindruck, wie er uns ernsten Deutschen, zumal bei ernsten Angelegenheiten, würdig und passend erscheint. Ich sehe nicht ein, warum ein ernstes Unternehmen, wie eine große Ausstellung, an der tausend wichtige Interessen hängen, durch eine Hanswurstiade angekündigt werden muß, wie die vorjährige Nürnberger Gewerbeausstellung, ein Plakat, das sonst nicht zu den schlechten gehörte. Unsere Gemütsart verlangt etwas anderes als die der Engländer und Franzosen. Ich jage selbstverständlich nicht, daß Humor und Scherz von unseren Anschlagssäulen verbannt werden sollen, das wäre lächerlich, Humor, Carrikatur, Witz, wo sie hingehören, Ernst, ja sogar Pathos, wenn die Sache es erfordert. In diesem Sinne zeigte die Münchener Plakatausstellung eine vortreffliche Arbeit von Jank für eine bayrische Landesausstellung: nichts als ein Zug von Menschen mit den Abzeichen ihres Handwerks, aber so, daß man den Ernst, die Würde und Bedeutung des modernen Handwerks, welches die Kraft fand, die Erdoberfläche umzugestalten, ahnen und erkennen konnte. Ein Plakat von Ungar für eine Pianofortefabrik vergegenwärtigte den Geist der ernsten Musik durch ein Mädchen mit ernstem Auge, das durch sein mächtiges Spiel die Wolken und die Wipfel der Bäume zu bewegen schien. Das Plakat von Fischer für eine Dresdner Ausstellung hat seinen Weg sogar in das erwähnte Penfield'sche Plakatwerk gefunden, aber was bezeichnend ist: es ist das einzige deutsche in demselben. Und so steht denn auch ein humoristisches Plakat von Ferd. Götz vereinzelt da durch den Geschmack in Farbe und stilisierter Darstellung und durch natürlichen Humor in der Zeichnung der Figuren. Es gewann den ersten Preis bei einer durch die Zeitschrift „Jugend“ ausgeschriebenen Konkurrenz. Tüchtige Kräfte sind in Deutschland genug und übergenug vorhanden, leider fehlt ihnen die geeignete Vorbildung für den speziellen Zweck infolge der gänzlichen Verküsterung unseres künstlerischen Unterrichts. Und dann müßten die wirklich Befähigten reichlichere Beschäftigung finden. Statt dessen aber sehen wir noch immer die geistlosen Routiniers, für eine Bezahlung arbeiten, die wahrlich nicht sehr hoch ist, aber doch dem Tüchtigen ebenso willkommen wäre wie dem Untüchtigen. Unsere Fabrikanten müssen dahin gelangen, ihren

Vorteil darin zu erkennen, daß sie in Gemeinschaft mit den besten künstlerischen Kräften arbeiten. Aber sie werden zu diesem Schritt allein dadurch bewogen werden, daß das Publikum über den Kunstwert der einzelnen Plakate immer mehr und mehr aufgeklärt wird und unkünstlerische Leistungen einfach ignoriert. Dieser Aufklärung sollte mein Aufsatz eine Anregung geben.





Arthur Schnitzler.

Eine Studie von Emil Schaeffer.

(Breslau.)

Ratto:

. . . Ah, comme tu analyses tes sensations, et comme tu es compliqué même dans le moment que tu es le plus sincère et le plus ému . . .

(Maurice Donnay.)

Frau Kunst hatte eben das Leben entdeckt, das ganze rauschende Leben, und rieb sich nun die verwunderten Augen. Sie hatte so lange und so gut geschlafen und angenehm geträumt. Von edlen Fürstenbastarden, dämonischen Malern und großherzigen Millionären . . . Und plötzlich war sie aufgewacht. Ein schneidender Wind aus Norden hatte sie unsanft geschreckt, jäh verslogen die Rosenträume, und mit seltsam prickelnder Wollust hörte und sah Frau Kunst jetzt, was sie nimmer noch geschaut und vernommen. Das Keuchen und schrille Schreien riesiger Maschinen, das müde Murren und die gellen Flüche derer, die um Bettlerlohn an diesen eisernen Ungetümen stöhnten und, wenn die Frohn vollbracht, abgehakt und verbittert nach Hause wankten in dumpfe Keller oder über schmierige Holzstiegen in den vierten Stock der Hinterhäuser; und auf der Treppe begegneten sie geschminkten Mädchen, die früher auch abends aus der Arbeit kamen und nun erst, wenn es dunkelt, zum Geschäft gehen . . . Frau Kunst, die staunend die fremde Welt wahrte, entbot ihre Diener, auf daß sie ihr Kunde brächten von den neuen Menschen, und die nackte, brutale Wahrheit wollte sie wissen, nichts sollte mehr beschönigt und mit bunten Tüchern verhängt werden. Und da nun alle in deutlichen Landen den Pfaden der Mühseligen und Beladenen nachspähten, davon berichteten in Dramen, Romanen und wilden Versen, erschien, — vier Jahre sind's nun her — ein schlankes Büchlein mit

dem schlichten Titel „Anatol“, und der es gedichtet, hieß Arthur Schnitzler.*)

Und alle jene, die sich nicht gern vom Leben stoßen lassen, sondern mit dem traurig-heitern Lächeln der Wissenden lieber zuschauen, alle, denen die verhungerte Proletarierkunst unsympathisch war, alle erzählten sich's froh, daß der junge Wiener Arzt in seinem „Anatol“ so zarte, heimliche Töne anschlage, wie man es einem Deutschen gar nicht zutrauen möchte, und daß es seit langer Zeit auch bei uns wieder ein Buch für die Künstlichen, die Gourmets gäbe.

Und die so sprachen, hatten Recht. Anatol war kein glühendes Gedicht, wie die anderen damals sangen, ein Erstlingswerk, aber ohne Pathos, lobernde Leidenschaft und das überquellende Stammeln des verzückten Rausches, kurz — ohne Jugend. Nein, das Buch mit dem Titel, der so grazios klingend und geschmeidig, es ist eines von jenen, die am Ende einer Kultur erscheinen, wenn müde Skepsis nicht mehr an die großen kompakten Worte glauben will, die Gefühle differenziert werden, und die Seele sich aus der blendenden Sonne, dem Leben, ins zart-violette Dämmerdunkel der Stimmung rettet. „Sich wissentlich zu halluzinieren, ins Unwirkliche zu flüchten, Gedicht zu leben,“ so hat Hermann Bahr das dumpfe Sehnen der Decadence formuliert, und Anatol würde diese Forderung unterschreiben. Aus schweren Düsten, halben, streichelnden Farben und kosenden Klängen baut er seine Welt, die schon die leiseste Änderung einer Farbe beeinflusst.

Die so Gedichte leben, scheinbar nichts und doch unendlich viel thun, man findet sie überall, in allen Centren vornehmer Kulturen, es sind die „guten Europäer“, weil wir die besseren noch nicht haben. Sie alle beten zur schönen Pose, verwenden heißes Bemühen auf die dekorative Ausgestaltung ihres inneren und äußeren Menschen und lechzen dabei nach Unkultur, Natürlichkeit, — Widersprüche, an denen seit den Tagen des späten Hellenismus alle Decadenceperioden frankten. Mögen sie noch so sehr jenseits aller Völker- und Vaterländerei stehen, die Rasseunterschiede machen sich auch bei ihnen geltend. In Frankreich tritt das künstlerische Moment stark hervor, in Rom brennt die trübe Blut der Sinne, im Norden sind es tieftraurige Grübler, und in Wien, so in der Mitte zwischen Rom und Christiania, wird man zum „leichtfümmigen Melancholiker“, wie sich Anatol einmal definiert.

*) Bisher erschienen in Buchform: „Anatol“, „Das Märchen“, „Liebele“, „Sterben“, sämtlich im Verlag von E. Fischer Berlin. „Abschied“ in Meisterwerken zeitgenössischer Novellistik Bd. 1. Verlag von L. Frankenstein. Breslau.

Anatol, bloß Anatol hat Schnitzler den Helden dieser sieben Szenen genannt; wie er sonst heißt, unter welchem Namen er die Steuerbogen bekommt und in den Wählerlisten figuriert, das wissen wir nicht. Als Freund und als Geliebter heißt er eben Anatol, und in einer anderen Eigenschaft lernen wir ihn nicht kennen. Die Geliebten wechseln, der Freund aber bleibt. Mag sieht und sagt alles, was Anatol nicht sehen und sagen will, in Mädchen aus der Vorstadt schaut er keine Märchenprinzessinnen, und er leiht Circusreiterinnen keine königlichen Empfindungen. Er ist die reale Welt und künstlerisch notwendig zum Verständnis der aus Launen, Pose und Traum erdichteten Welt Anatols. Er hat den Willen zur Gesundheit, Anatol den zur Krankheit; dieser Gegensatz ist ein stimulant ihrer Freundschaft.

In der Liebe, dem Studium und Inhalt seines Daseins, ist Anatol Hypochonder. Vor seinem harten, stets nach innen gewandten Blick stehen seine besten Empfindungen, mit wollüstiger Grausamkeit analysiert er seine Gefühle wenn er sein Lieb umarmt, an ihr zweifelt, und seine Leidenschaft in der Agonie mit dem Tode ringt. Früher, in der ersten Zeit, da konnte er noch nicht so kalt und klar in all dies schauen, denn noch hielt ihn eine glitzernde Lüge umstrickt, er war „der Sturmwind, der die Blüten wegsegte,“ einer der Gewaltigen des Geistes, und Frauen und Mädchen zermalnte er unter ehernen Schritten, — ein Napoleon der Liebe. Damals mochte er auch noch an den großen Taumel geglaubt haben, von dem die Knaben träumen, an jambische Gefühle und tödtlich sengende Gluten. Das ist nun vorbei. Die Liebe ist kein wonniger Scheiterhaufen mehr, in den er, sein Ich zu morden, mit jauchzendem Brünnhildenlachen sich stürzt; sie ward zum stillen Feuer, das leise knistert im offenen Kamin; draußen schneit es, und an der weichen Flamme wärmt Anatol die frierende Seele. Seit er das Heldenkostüm abgestreift, bangt er auch nicht mehr nach dem großen Abenteuer, dem dämonischen Weibe; er liebt nicht mehr so oft in der inneren Stadt, sondern meistens draußen in der Vorstadt, und dort entdeckte er das „süße Mädel“.

Entdecken ist eigentlich nicht das richtige Wort; er fand es nur wieder. Schon Phaon, der vom großen Rausche schnell ernüchterte, träumte das Glück in Melittas Armen, die auch nur ein süßes Mädel aus Wien war, so gut wie Hero und Ebrita. Von ihnen stammen Arthur Schnitzlers Frauengestalten. Wir lassen uns bei Grillparzer noch immer durch das antike Gewand täuschen, wir machen vor dem großen Epigonen eine ebenso tiefe als kühle Verbeugung, anstatt dem ersten Modernen freudig zuzujauchzen.

Schnitzler, der Enkel, hatte es leichter als der Ahne. Er brauchte das süße Mädel nicht mehr um zweitausend Jahre zurück zu datieren und nicht nach Lesbos und Sestos zu verpflanzen, Anatol muß nicht mehr den Hellespont durchschwimmen, sondern kann ruhig zu seiner Hero gehen, die jetzt Mizi heißt, in ihr kleines Zimmer, wo die verblaßten Kupferstiche hängen, und vom Fenster sieht man den Garten gegenüber, der im Frühling blüht und duftet . . .

Hier findet Anatol ein bleiches Glück in Moll, bei ihr, die ihn nicht versteht, nicht faszinierend schön, nicht besonders elegant ist, und nur den Geist eines Mädchens hat, das zu lieben weiß. Sentimentalität in der Schilderung der Mädchen, die Anatol liebt, und die Tischlermeister heiraten, diese gefährliche Klippe wußte Schnitzler glücklich zu umjagen, und er hat auch durchaus nicht bloß diese eine Note, wie man ihm vorgeworfen; er kennt die Dirne, die mehr oder weniger verborgen im Weibe schlummert, er weiß, daß die von Ballettkultur nur leis übertrünte Vorstadt ordinär und impertinent sein kann, und er vermag auch die Mondaine zu zeichnen, die wohl lieben möchte wie die süßen Mädel und nicht den Mut dazu hat.

Warum man noch keine dieser prachtvollen Szenen aufgeführt?*) Die Theaterdirektoren wissen meistens, was sie thun, und kennen das Publikum. Und wenn sie vielleicht Schauspieler besitzen, die solche Dinge schon spielen könnten, die nur Stimmung, Grazie und Parfum sind, so haben sie noch lange kein Publikum dafür. Es ist, wie in den Ausstellungen. Vor kleinen Aquarellen und Pastells bleiben nur die Kenner stehen. Baut man einmal jenes Theater, das alle Künstlermenschen so heiß erschnen, ein Théâtre intime, wo es keine geistige vierte Galerie giebt, und alles nur erster Rang ist, dann wird man vor entzückten Zuschauern auch die Anatolscenen darstellen. Heute darf man dies nicht hoffen: Kaviar bleibt eben immer Kaviar für das Volk, und das macht leider die vollen Häuser.

In einer Scene, die „Denksteine“ heißt, schwört Emilie ihrem Anatol, jede Stunde, die sie vordem erlebt, sei durch seinen Ruß bedeutungslos geworden, jeder Mann ihrem Gedächtnis entschwunden; nur den Augenblick, der sie zum wissenden Weibe machte, den könne sie nicht vergessen. Und Anatol antwortet: „Und du siehst nicht ein, daß mich

*) Zwei dieser Szenen sind im vorigen Winter vom Theater der Literarischen Gesellschaft in Leipzig unter der vortrefflichen Regie des Herrn Dr. Carl Heine mit großem Erfolge aufgeführt worden. Die Schriftleitung.

dies Geständnis toll machen muß, daß du mit einem Male diese ganze schlummernde Vergangenheit wieder aufgestört hast! . . . Ja, nun weiß ich's wieder, daß du noch von anderen Küßen träumen kannst als von den meinen, und wenn du deine Augen in meinen Armen schließt, steht vielleicht ein anderes Bild vor ihnen als das meine!" dieser Gedanke ist der Keim, und die schöne Frucht, die er trieb, heißt „das Märchen.“

Fedor Denner, der Künstler, will das Märchen von den Gefallenen aus der Welt schaffen, und an sich selbst, an dem Weibe, von dem er nicht lassen kann, und das ihn anbetet, muß er lernen, daß wir trotz des ehrlichsten Willens und der glänzendsten Sophistik über das Vergangene im Leben der Geliebten nicht hinwegkommen, und daß im Wonnemeer des Heute die Erinnerung an das Gestern nicht ertrinken kann. „Es giebt keinen Kuß, heiß genug — und keine Umarmung, glühend genug, und keine Liebe, ewig genug, um die alte Liebe auszulöschen. Was war, ist! — das ist der tiefe Sinn des Geschehenen.“ Diese harte Erkenntnis leiht ihm Kraft, von ihr zu gehen, und das Schauspiel schließt mit Fannys entsetzlichem Aufschrei: „Und auf immer muß ich verloren sein? Und man darf mich verlassen wie eine — —“

Daß unseres Handelns Ende dasselbe ist wie bei den „andern,“ daß wir, freilich auf andern Wegen, zum selben Ziel gelangen, das ist die wintertraurige Moral dieses Dramas. Der Philister verläßt die, bei der ein anderer das Weib erweckt, weil er das schmutzige Lachen der Menge fürchtet, und der vornehme Mensch, weil ihm der süßeste Liebestrank durch die Erinnerung an den zum Ekel wird, dessen Lippen vor seinen den Becher berührten. Im Grunde ist's dasselbe, und Fedor Denner, der im ersten Akte das Märchen von den Gefallenen dumm und grausam schalt, er findet im letzten: „es giebt noch ein tausendfach lügenhafteres und heimtückischeres Märchen, — das von den Erhobenen.“

Diese Sätze bilden den Anfang und das Ende eines langen Passionsweges, den Fedor Denner schreiten mußte, und mit großartiger Meisterschaft hat Schnitzler, (um im Bilde zu bleiben), die einzelnen Stationen festgehalten. Solange Fedor nur Zuschauer ist bei der Lebenskomödie, predigt er leuchtende Worte für das gequälte Opfer auf der Bühne, der Unterschied selbst zwischen der Sünde aus Größe und der aus Leichtsinndeucht ihm gering. Aber wie das Mädchen, das er liebt, ihm den Dank für seine glühenden Sätze auf die Hand küssen will, — da zuckt er

zusammen — es ist ja gleichgültig, aber daß gerade sie . . . Nun geht es schnell. Seinem Freund Leo, der ihm nüchtern auseinandersetzt, daß er Fanny doch nie heiraten werde, und ihn beschwört, sie nicht noch tiefer zu stoßen, ihm erwidert er: „wir verstehen uns nicht.“ Dann aber besucht ihn ihre Vergangenheit, sein Freund Witte, um ihn zu seiner Hochzeit einzuladen. Es ist eine wundervolle Scene. Sie plaudern vom fröhlichen Junggesellendasein, und mit kaum verhaltener Angst forscht Fedor, ob Witte denn alles verantworten könne, was er früher so gethan, ob er zum Beispiel nie ein Mädchen verführt, und Witte erklärt ruhig: nein, das läßt man die Leute im eigenen Kreise abmachen . . . Also Witte war nicht der erste gewesen, und Fanny gesteht es auch zu, — aber beim ersten zog sie nur der Mann, das Geschlecht als solches an, in Wahrheit schauderte sie vor ihm; da erschien Witte, die leichtsinnige Lebensfreude; den Unterschied aber von lieben und lieb haben, den lehrte sie erst Fedor; so schwört sie und küßt ihn mit lechzenden Lippen. Noch ist der Zauber ihrer Gegenwart, das sinnumstrickende Leben stärker als die toten Schatten; aber die Stunde naht, wo Gespenster Macht gewinnen über seine Seele. Er kommt gerade von Wittes Hochzeit, „von der Hochzeit eines deiner früheren Geliebten,“ wie er mit selbstquälerischer Grausamkeit zu Fanny höhnt, er ist jetzt in ihrer Wohnung, und da kann er sie nicht trennen vom Milieu, das auch Witte ja nicht fremd war, er kann sie nicht mehr loslösen von ihrer Vergangenheit, immer schaut er die „Früheren,“ — und wenn Witte mit seiner jungen Frau einmal ins Theater fährt, wo Fanny spielt, und er erzählt ihr, „daß die Komödiantin da unten einmal so für eine Zeit seine Geliebte war“ . . . und das erträgt er nicht und geht von ihr . . . das Märchen ist aus.

Fedors innere Erlebnisse sind es, die das kaum geknüpft Band wieder lösen. Es ist ein feiner Zug Schnitzlers, daß Fanny Theren sich immer gleich bleibt. Im ersten Akte schon, da sie Fedors Hand küßt, ist sie dieselbe, die im zweiten und dritten so sündebewußt um Liebe bettelt wie um unverdiente Gnade. Diesen beiden, Fedor, der seine Ideale höher baut als er klettern kann, und Fanny, die trotz allem unverständig genug ist, ihr Recht auf Glück zu fordern, diesen beiden verträumten Utopisten stehen die klugen Leute gegenüber, welche das Leben kennen und sich mit ihm abzufinden wissen, jeder auf seine Weise. Da ist der Maler, der fanatisch für die neue Kunst kämpft, der philosophierende Don Juan, dumpfe Genußmenschen und Resignierte; sie alle zeichnet Schnitzler mit ein paar starken, energischen Strichen, alle sind

Menschen von Fleisch und Blut, voll des individuellsten Lebens und doch dabei als Typen wirkend, wie es das Drama erheischt.

„Das Märchen“ ist im deutschen Volkstheater zu Wien gröblich ausgezischt worden, im selben Hause, wo man über Ibsens „Wildente“ lachte. Diese Blamage hat das Burgtheater unlängst wett gemacht. Vielleicht wird an dieser Stätte auch noch einmal das Unrecht gesühnt, das die Wiener damals an dem besten Dramatiker des jungen Oesterreich begangen.

Hatte man bisher nur in den Litteraturcafés mit Respekt von Arthur Schnitzler gesprochen, so brachte ihm sein zweites Drama „Liebelei“ nun auch den Beifall der Menge. Sein Bild kam zu den Photographen, wenn er über die Straße ging, zeigte man mit achtungsvollen Fingern auf ihn, eine Wiener Zeitung nannte sich sogar nach seinem Drama — kurz, Arthur Schnitzler war über Nacht ein berühmter Mann geworden. Liebelei hat einen so starken Bühnenerfolg errungen, weil dies Schauspiel im Tempo und in der Sprache dem „Märchen“ weit überlegen ist; Schnitzler hat die Beherrschung der Bühnentechnik gelernt. Die Gesellschaftsszenen im „Märchen“ schleppen ein bißchen; es bilden sich Gruppen; aber während die eine Konversation macht, stehen die anderen herum und wissen nicht, was thun, — sie sind tote Punkte. Die Worte tanzen nicht von einer Gruppe zur andern, sondern sie schreiten. Man vergleiche daraufhin den ersten Akt des Märchens mit dem ersten der Liebelei. Dort vier Vierteltakt, Andante pesante, hier drei Vierteltakt, Allegro con brio. Dasselbe ist's mit der Sprache. Es wird im Märchen bisweilen noch allzu „schön“ gesprochen, namentlich an Fannys Sägen hängt es manchmal wie Duft von Schminke und Theater. In Liebelei ist dies anders. Schnitzler ist wieder König über das Wort wie in Anatol; an keiner Stelle läßt er sich von wirblichem Pathos fortreißen. Im Gegenteil; er meidet geflissentlich die bunten und funkelnden Worte und hält sich an die Sprache des Alltags; aber wenn einer ein Dichter ist, ein wirklicher, so wandelt sich unter seiner Midashand der abgeschliffene Kieselstein in glühend Gold, und die gemeinen Worte, die wir in jeder Stunde hören, sie wirken wie zarte Gedichte; so scheint der farblose Wassertropfen im Sonnenglanz ein köstlicher Diamant.

Liebelei bedeutet hauptsächlich in technischer Hinsicht eine Entwicklung Schnitzlers. Was den Inhalt angeht, (ich darf seine Kenntniss wohl voraussetzen), so könnte dies Drama noch im Anatol stehen. Frits-Anatol, Theodor-Mar; Frits empfindet, Theodor genießt; es sind dieselben Kontraste:

reale und künstliche Welt, diesmal noch geschärft, weil sie auch in den Frauengestalten einander gegenüberreten. Mizi und Theodor grübeln nicht allzu viel über das Wesen ihrer Liebe, sie machen Landpartieen, küssen sich, und finden sie einander langweilig, so werden sie sich lächelnd die Hand schütteln: Servus, laß dir's gut gehn . . . Ganz anders geartet ist das Verhältnis von Fritz zu Christine. Auch hier macht, (wie im Märchen), nur der Mann eine Entwicklung durch, — von der Liebelei zur Liebe. Er wollte in Christinens Armen eigentlich nur ausruhen von der großen Leidenschaft, von einer anderen sich erholen, und wie er mählich zu erkennen beginnt, daß er in Christine ja seine tiefste Sehnsucht küsse, daß ihm ein helles Glück erblühen soll, — da muß er sich für eine fast überwundene Vergangenheit über den Haufen schießen lassen. Christine, neben Halbes Aunchen wohl die rührendste Mädchengestalt, welche die moderne Kunst geschaffen, in ihr vollzieht sich keine Wandlung, sie ist das ganze Stück hindurch nur Liebe, alles opfernde, hingebende Liebe. Der furchtbare Gedanke heßt sie in den Tod: „Ich bin ihm nichts gewesen als ein Zeitvertreib — und für eine andere ist er gestorben —! Und ich hab' ihn angebetet!“ Die Tragik ihres Endes besteht darin, daß auch sie um einer begrabenen Vergangenheit willen stirbt und nicht ahnt, daß sie kein Zeitvertreib mehr für Fritz gewesen . . .

Was ich am meisten an dieser herb-süßen Tragödie liebe, das ist ihre wehmütige Moral. Einen Augenblick wenigstens, fordert Christinens Vater, soll für so ein junges, blühendes Geschöpf die Sonne der Schönheit und des Rausches strahlen; — und wenn sie dann auch verglüht, ein bleicher Abglanz, die Erinnerung, erhellt doch den öden Pfad, den das arme Mädel an der Seite eines anständigen Menschen mit fixer Anstellung dann schreiten muß. „Und was hat denn so ein Geschöpf schließlich von ihrer ganzen Bravheit, wenn schon nach jahrelangem Warten — richtig der Strumpfwirker kommt.“ Das ist eine seltsame Synthesis von trauriger Liebe und schmerzlicher Ironie: der Herbst überkommener Moralbegriffe.

Schnitzlers letztes Drama „Freiwild“*) darf man als Theseenstück bezeichnen. Ein Oberlieutenant wird von einem Civilisten gehohlet, weil er eine Schauspielerin „Theatermensch“ genannt. Der Civilist erklärt, er habe einen Buben gezüchtigt, und verweigert jede Art von

*) Das Schauspiel liegt in Buchform noch nicht vor, ich muß auf das Eingehen in Details darum verzichten.

Satisfaktion; der Offizier kann ohne Genugthuung nicht leben und knallt den Beleidiger nieder. Als man „Freiwild“ aufführte, war die Zeit einem lärmenden äußerlichen Erfolge günstiger als ruhiger Würdigung. Die Zeitungen hatten eben eine ständige Rubrik für Brüsewisze eröffnet, und im Reichstag, wie in allen Bezirksvereinen, feierte die liberale Phrase Orgien. Da starb der Civilist in „Freiwild“ sehr gelegen. Als dem Oberlieutenant Charinski die seit den Tagen des Grafen Essex noch immer wirkende Ohrfeige auf der Wange klebte, jauchzten die Galerien, den langen Erörterungen über das Duell folgte man mit höchstem Interesse, und über dem „aktuellen“ Thema vergaß nicht nur das Publikum, sondern auch ein großer Teil der Kritik die Feinheit seiner Behandlung. Gerade die Stellen aber, wo über das Duell gesprochen wird, scheinen mir die schwächsten; sie sind überaus geistreich, aber eine neue Seite wußte selbst Schnitzler dem Thema nicht abzugewinnen. Doch man wird reichlich dafür entschädigt. Denn prachtvoll sine ira et studio sind beide Gruppen hingestellt, die Offiziere und die Civilisten; alle sind wirkliche Menschen und keine Bühnenpuppen, und das Treiben der Schmierengesellschaft in dem kleinen Badeort, das Theater auf dem Theater, vor Arthur Schnitzler ist es noch niemals so frisch und ehrlich gezeichnet worden.

Wenn ich mich des ersten Aktes der Liebelei, mancher Scene des Anatol und dieser Theaterbilder aus Freiwild erinnere, so bedaure ich stets, daß uns Schnitzler noch kein Lustspiel geschenkt; wenn einer berufen ist, uns das moderne Lustspiel zu schaffen, so ist es Schnitzler; denn im reichsten Maße besitzt er jene zwei Eigenschaften, ohne die das Lustspiel nicht denkbar ist, Geist und Grazie, und außerdem ist er — ein Dichter.

Arthur Schnitzler kennt die Gesetze der Bühne wie nur Wenige. Er weiß, daß die Beleuchtung der Rampe härter und schärfer sein soll als des Tages Helle, daß in der Sprache alles unterstrichen werden muß, daß auf der Bühne endlich immer und immer nur eine Handlung wirkt. Das gesprochene Wort und die äußere Handlung sind freilich nur die Summe einer Reihe von inneren Vorgängen, nur das Endziel eines sehr langen Weges, und die Kunst des Dramatikers besteht darin, uns diesen Weg überschauen zu lassen, ohne daß wir ihn beschreiten müssen. Gerade umgekehrt ist das Verfahren des modernen Novellisten. Von ihm fordern wir, daß er uns all die seelischen Ursachen erkläre, deren sinnliche Wirkung wir in Wort und Handlung erkennen. In dieser Kunst, von der Summe auf die Summanden zu schließen, all die feinsten

und subtilsten Stimmungen zu bannen, in dieser Kunst, die ebensoviele zärtlicher Liebe wie erbarmungsloser Grausamkeit bedarf, auch in ihr ist Arthur Schnitzler Meister.

In seiner größten Novelle „Sterben“ tritt die äußere Handlung ganz zurück. *La vie intérieure* ist alles. Ein Arzt hat dies Buch gedichtet, aber einer von denen, die mehr können, als den Puls fühlen und ein Rezept verschreiben. Schnitzler versteht sich auch auf die psychische Diagnose, und gleich vortrefflich weiß er in den Seelen der Kranken wie der Gesunden zu lesen. Kein Abgrund ist so dunkel und schaurig, daß er mit hartem, forschendem Blick ihn nicht zu durchspähen vermöchte, keine Stimmung andererseits so heimlich und zart, daß er ihre leisesten Nuancen nicht in seine liebevolle, schlichte Sprache umsetzen könnte. Wie unsere prunkendsten Gefühle, unsere ehrlichsten Bosheiten dahinsiechen, wie feig wir werden, wie brutal und erbärmlich, wenn wir sterben sollen, wie wir in wahnsinniger Angst uns ans Leben klammern, — das zeigt dies traurige Buch . . . Der Professor eröffnet Felix, daß er vor Jahresfrist sein Ende erwarten müsse. Felix sagt dies Marie, und sie schwört, mit ihm zu sterben; aber unter keiner Bedingung will er dies größte aller Liebesopfer annehmen. Das war, da er sich noch stark fühlte, und der Tod beiden nur ein hohler, schreckender Schall deuchte. Er wird krank, immer kränker . . . näher und näher tritt der Tod seinem Lager. Er will nicht mehr allein sterben und beruft sich auf Mariens Schwur. Welches Recht hat sie ans Leben, wenn sein, des Geliebten Ende gekommen? . . . Aber je kränker er wird, desto mehr schwindet für Marie die Schönheit des Todes; nur das häßliche Kranksein schaut sie noch, das langsame Faulen, und es packt sie brennende Sehnsucht nach Blühendem, Lebendigem. Gewiß, sie liebt ihn und wird ausharren bis zu seinem letzten Atemzug; aber warum soll sie sterben, so schön und jung, wenn das Leben noch lächelnd winkt? Und wie es so weit ist, entflieht sie dem Sterbezimmer . . .

Man sieht, keine äußere Handlung, aber eine Fülle von seelischen Ereignissen. Wie ein und derselbe Vorgang anders wirkt auf den Kranken als auf die Gesunde, den mählich sich weitenden Abgrund, der zwischen beider Empfinden klappt, wie beide ihn fühlen und vergeblich zu überbrücken streben, — das ist geschildert mit einer Kunst der Analyse, die oft ans Unheimliche streift. Ich darf leider nicht alles citieren, was ich möchte, aber man halte einmal diese beiden Stellen nebeneinander.

„ . . . In anderen Momenten aber, ganz besonders nachts, wenn

sie tief schlafend mit schwer geschlossenen Lidern in ihrer Jugendschönheit neben ihm ruhte, da liebte er sie grenzenlos, und je ruhiger sie schlief, je weltabgeschiedener ihr Schlummer, je ferner ihre träumende Seele seinen wachen Qualen schien, umso wahnsinniger betete er sie an. Und einmal, es war in der Nacht, bevor sie den See verlassen sollten, überkam ihn eine kaum bezwingbare Lust, sie aus diesem köstlichen Schlafe, der ihm eine hämische Untreu dünkte, aufzurütteln und ihr ins Ohr zu schreien: „Wenn Du mich lieb hast, stirb mit mir, stirb jetzt“ . . . Und Marie, die sich von dem schlummernden Kranken heimlich fortgestohlen, sinnt: „Ich bin bei ihm, weil ich ihn liebe. Ich bringe kein Opfer, denn ich kann ja nicht anders. Und was soll nun werden? Wie lange wird es noch dauern? Es giebt keine Rettung — und was dann? Ich hab einmal mit ihm sterben wollen — Warum sind wir uns jetzt so fremd? . . . Es ist bald Zeit, zu ihm zurückzukehren. Ist es ihm nur recht, wenn sie bei ihm ist? Würdigt er denn ihre Zärtlichkeit? Wie herb sind seine Worte! Wie stechend sein Blick! Und sein Kuß! Wie lange haben sie sich nicht geküßt! Sie muß an seine Lippen denken, die nun immer so blaß und trocken sind. Sie will ihn auch nur mehr auf die Stirn küssen. Seine Stirn ist kalt und feucht. Wie häßlich das Kranksein ist . . .“

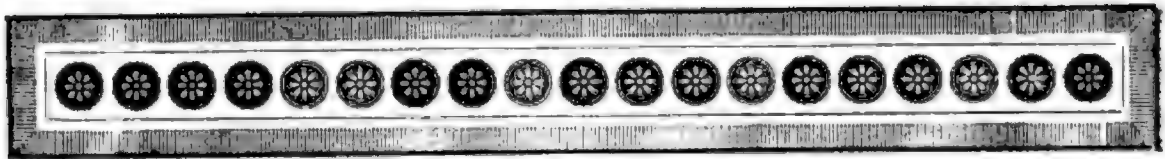
Schnitzler ist ein Virtuose der Kunst, die einmal erzeugte Stimmung festzuhalten, scheinbar absichtslos zu steigern und bis zu ihrem Gipfel emporzutreiben. Da ist die kleine Novelle „Abschied“. Erst das bloße nervös machende Warten auf die Geliebte, dann die Ungewißheit ihrer Krankheit, die Furcht, sie könnte sterben, die Kunde ihres Todes, und endlich ihr Sterbelager, an dem der ahnungslose Gatte schluchzt; alles geschrieben, daß es uns die Nerven aufregt und peinigt, und daß wir die wenigen Seiten nicht vergessen können. Aber er kann uns auch wie in der „Frau des Weisen“, durch seine musikalische Sprache den innigen Frieden einer dänischen Küste nahe bringen. Wie leise und diskret sind da die Farben, und jedes Wort ist von jener stillen Schwermut umzittert, die den armen, gelben Gestaden des Nordens eigen . . .

Was Arthur Schnitzler einem starken kommenden Geschlechte sein wird? Man stellt solche Fragen gern, wenn es sich um Moderne handelt. Meistens kommt es doch immer anders, und darum ist es sehr überflüssig, der Zukunft des Kunstempfindens nachzugrübeln. Aber wir Kinder des Heute, wir lieben Arthur Schnitzler, weil er eine Individualität ist, weil in dem Sehnen, in dem Träumen und den Be-

gierden seiner Menschen wir uns finden, wir Söhne der Übergangskultur, und wir lieben ihn endlich, weil seine Kunst immer Handschuhe trägt, vor dem Böbel nicht die kleinste Verbeugung macht, und weil über jedem seiner Werke als leuchtendes Motto prangen könnte des alten Römers:

Odi profanum vulgus et arceo!





Unser Dichteralbum.

Leichenfeier.

(Zum Tode Mitterwurzers.)

Ein Fremdling, ein heidnischer Held ist gestorben,
Der von mörderischen Kriegen ins Land kam,
Blutig und staubbesleckt, siegreich und stolz . . .
Ein Held ist gestorben.

Auf weißem Schlachtroß ritt er durchs Leben,
Und seine Glieder umhüllte schwarzer Stahl;
Und eines Abends kam er an Meeresufer,
Die waren tot und schreckhaft fremd und endlos . . .
Und das Schlachtroß schritt wie ein müder Gaul . . .
Da nahm er den Helm ab und wußte,
Daß ein Menschenleben an Wahnsinn und Göttlichkeit grenzet.

Das Volk stand in Scharen, als er einzog,
Blutig und staubbesleckt, siegreich und stolz —
Die faust, mit der er den Kampfpfeil erbeutet,
Lag am Hügel und bebte nicht,
Und er sah nicht zur Seite —
Da raunte alles: siehe den Abenteuerer,
Dem aus Blut und Staub geheime Macht ward geboren . . .
Das Volk steht in Scharen auch heute und flüstert:
Ein Held ist gestorben.

Laß die Glocken verstummen, laß die Banner leuchten
Von fremden Zonen und fernen Triumphen
Und buntfarbne Bänder im Winde flattern . . .
Und traget den Sarg mit steifgemessenen Schritten
Über die stillsten Plätze der Stadt,
Und — gebet acht —
An den düstern Königspalästen vorüber,
Wo krause Schnörkel und fränkischer Zierat
Jahrhunderte lang Geheimnisse bergen . . .
Ein Abenteuerer, ein Zauberer, ein Held ist gestorben.

Und sei kein Auge thränenverschleiert,
 Blicket nur starr und stumm vor euch hin,
 Wenn das Glöcklein läutet und die Chöre singen,
 Und der Priester betet . . .
 Durch rot und blau bemalte Kirchenfenster fällt
 Ein farbenregen, die Sonne, ein
 Und leuchtet um euch und auf der Bahre
 Und klingt und winkt wie Morgenrotgrüße
 Aus fremden Himmeln — ein heidnischer Held
 Wird von uns begraben . . .

Und geht ihr hinaus, dann strecket die Glieder
 Und richtet euch auf. Noch ist der Tag nicht zu Ende.
 Das Leben flutet noch durch die Gassen,
 Ein frühlingswehen streicht auf und nieder;
 Und eine Erinnerung habt ihr erworben,
 Die wird euch Schmerz und Tröstung sein:
 Als wär' ein Geheimnis zur Ruhe gekommen,
 Zu göttlicher Ruhe — ein Held ist gestorben.

Wien.

Alfred Gold.

Eldorado.

Ein Baum, kein Strauch. Verdorrt in Sonnenglut,
 Wie todesstarr, die steinige Wüste ruht.

Bisweilen blinkt aus dem Geröll ein Schein
 So lästern funkelnd in das Licht hinein.

Drahtbotschaft blizt bald hell von Land zu Land,
 Was hier ein Menschenauge prüfend fand.

Dorbei ein Menschenstrom in Wogen rollt;
 Von tausend Lippen sprüht es lechzend: Gold . . .

O Lebenstraum! Wie lang? — In Sonnenglut
 Entseelt die steinige Wüste wieder ruht.

Berlin.

Oskar Linke.

Der verfluchte Centaur.

(Vor einer Bronzestatuetten.)

Centaur jagt über die Gründe der Erde.
 Huffah — durchs Leben!
 Allwater verfluchte ihn einst;
 Jagen muß er über die Erde,

Tragend auf seinem Rücken ein Weib,
 Dornenbewehrt an den grausamen Fersen,
 Ewig soll er sie fühlen, tragen,
 Ewig soll sie ihm Liebe flüstern,
 Soll sie mit blutigen Dornen ihn treiben,
 Treiben, jagen über die Erde —
 Huffah — durchs Leben!

Centaur haßt seine grausame Reiterin,
 Centaur liebt diesen Fluch seines Gottes,
 Centaur rast durch die Gründe der Erde —
 Huffah — durchs Leben!

Starker Centaur! Bäume Dich! Stampfe
 Funkenregen aus felsigen Gründen —:
 Süßer nur flüstert sie Liebe ins Ohr,
 Heißer nur bohrt sie den Dorn in die Lenden Dir,
 Die triumphierende Reiterin — — —
 Peitsche, peitsche, peitsche die Lachende
 Mit Deines Schweifes saufender Mähne —:
 Wilder nur gräbt sie die Dornen ins Fleisch Dir,
 Blutregen triefen im Winde zur Erde,
 Lauter nur lacht sie und jauchzt durch die Lüfte!
 Huffah — durchs Leben!
 Jage, jage, starker Centaur —
 Rase — huffah — über die Erde —
 Huffah — huffah — huffah —
 Durchs Leben . . .

Berlin, 96.

Friedrich Kayßler.

Bacchus.

Die Lippen spitz, die Nase vorgestreckt,
 Mit runden Augen steht der Mond. Dann neigt
 Er sich zum Thal, und seine Junge schleckt
 Den leckern Trunk, der aus der Tiefe steigt,
 Wie Perlen steigen aus dem Glase Sekt.
 Der Jammer, der der Menschen Antlitz bleicht,
 Und alle Not da unten; wie das schmeckt,
 Wie prickelnd das in seine Nase steigt!

So trinkt er weiter sich von Thal zu Thal,
 Und runder werden seine festen Glieder,
 Es giebt so viel, so köstlich viele Qual
 In jedem Thal. Er lallt und zuckt die Lider

Und schlürft, bis auch die letzte Qual ihm schal
 Und bitter schmeckt. Dann fällt er trunken nieder
 Und schläft. Im Traume lacht er wohl einmal;
 Denn jeder Tag füllt ihm die Becher wieder.

Frankfurt a. M.

Kurt Uran.

Die Mäherin.

Mittsommerfoune
 Streut Sommersprossen
 Ihr auf die roten,
 Mähenden Arme.
 Sie steht und dengelt ihre Sense.
 Zwischen ihren nackten
 Seh'n quillt das Waldgras
 Mit gelben Ranunkeln
 Und weißem Schierling.
 Jenseits am Bachrand,
 Bündelhoch,
 Dörft das Waldheu, da wartet
 [Heut' Nacht der junge
 Forstknecht wieder, —:
 Ihr Puls rückt hastiger,
 Den Sensenstiel packen
 Die schwühenden Finger,
 Köln a. R.

Wie's hinauf, wie's hinab
 Surret, Schnitt auf Schnitt auf Schnitt.
 Ihr weiß-blaues Kopftuch
 Löst sich, sie knotet's,
 Da denkt sie an seinen
 Strogenden Nacken,
 Die braune, hemdoffene
 Brust, — einen Juchzer
 Stößt sie hinaus
 In die einsame, glühende
 Nachmittagsstille.
 Dann mäht sie weiter.
 Zwischen ihren nackten
 Seh'n quillt das Waldgras
 Mit gelben Ranunkeln
 Und weißem Schierling.

Karl Maria.

Der Schmerz.

Zu meinen Füßen hockt der Schmerz,
 Ein bleicher Mönch im Büßerkleide.
 So mager wie ein Hirngespinnst.
 Wie hohl und flach sind seine Wangen!
 Ein rotes Fleckchen Blutes ruht
 Verborg'n in der Grübchen Mitte.
 Aus seinen Augen bricht es wild,
 Gespensterhaft, dämonisch heiß,
 Wie eine lodernd helle Flamme,
 Die wirbelnd in die Höhe steigt.
 Zum Himmel starrt sein Glutblick,
 Als wollt er ihn herniederzerren,
 Um ihn hernach mit Spott und Hohn
 In Schutt und Moder zu verwandeln.
 Verzweifelt stampft sein müder Fuß,
 Als wollt' er all das Ungeziefer,

Das frevelnd auf der Erde krencht,
 Mit einem Druck dem Tode weihen.
 Wie krampfhaft zuckt sein spitzer Mund,
 Als wollt' er sich zum Fluche krümmen!
 Wie ballt sich seine Knochenfaust,
 Die blutlos, starr, ein Fleischgerippe,
 Am Leben kaum noch hängt und klebt!
 Zu meinen Füßen hocht der Schmerz . . .

Wien.

Leo Grünstein,

Notturmo.

In schlummerlosen Nächten fühl' ich oft,
 Wie du die Arme mir entgegenbreitest,
 Wie aus dem Traumland du herüberschreitest
 Und wie so wild dein Herz nach meinem klofft.

Dann ist's — als ob ich müßte eilends gehn
 Und wandern wie die helle Mondscheinwelle
 Hin über deines Hauses traute Schwelle,
 Um dich mit Friedensgrüßen zu umwehn.

Du aber — o ich weiß — du läßt dir nicht
 Mit kühlen Händen deine Stirne streichen —
 Dein heißer Mund erseht ein Liebeszeichen
 Und beugt sich nieder in mein Angesicht.

Statt dich zu trösten — steh' ich angstgequält,
 Es rankt empor wie holde Frühlingstriebe
 Aus meinem Herzen jene stille Liebe,
 Die lange meine Seele dir verhehlt.

Dein Eigen! Und in heilig-ernster Glut
 Entsieht mein Stolz gar deinen kühnen Bitten —
 Und alles, was ich bin und hab erlitten,
 Versinkt in einer rosenroten Flut — — —

Dresden.

Johanna M. Lantau.

Des Tages großem Kampf entgegen . . .

No träume deinen Traum von Glück . . .
 Laß einsam mich auf steinigem Wegen
 Im Straßenstaube fürbaß ziehn
 Des Tages großem Kampf entgegen!

Es geht ein Brausen durch die Luft
 Wie eines starken Sturmes Wehen: —
 Aus Trümmern tausendjährigen Wahns
 Will eine neue Welt erstehen.

In deinem Tempel knien sie,
 Von Schmerz durchloht und edlem Grimme,
 Du dreimal heilige Natur, —
 Und hören der Verheißung Stimme:

„Raum hat die Erde allerwärts,
 Der Himmel Luft für Millionen —
 Der Ärmste soll auf eigenem Grund
 Im Schatten seines Daches wohnen!

Und trinken soll mit vollem Zug,
 Wer nach dem Born der Wahrheit dürstet, —
 Und wem der Geist die Krone reicht,
 Die göttliche, der sei gefürstet!

fortan soll keine Mutter mehr
 Ihr Kind in tausendfachen Schmerzen
 Verleugnen müssen, das sie trug
 In heiligster Liebe unterm Herzen!

Das reine Antlitz der Natur,
 Wer wagt mit Schmach es zu bewerfen? —
 Das Schwert der siegenden Vernunft,
 Zum letzten Kampfe sollt Ihr's schärfen!“ —

Und glühend stürmen sie zum Streit,
 Laut schmetternd schreit die Schlachttrompete —
 Hoch über ihren Häuptern flammt
 Des neuen Tages Morgenröte.

Aus Ketten schmieden sie den Stahl,
 Von Herzblut rot, die Banner wehen
 Mich aber laßt mit nackter Brust
 In ihren ersten Reihen stehen!

Colberg.

Clara Müller.

Im Fieber der Zeit.

Derkrallt an meinem Halse hängt die Not.
 Weint rotes Blut aus leeren Augenhöhlen,
 Aus blauen Lippen schreit sie wild nach Brot
 Mit eines Trunkenboldes heisrem Gröhlen.

Der Wahnsinn stürmt — das Grabscheit in der Faust —
 Mit Haß herbei, der Schwester Qual zu rächen,
 O wie sein Eisen in den Schädel faßt,
 Den Edelstein mir aus dem Hirn zu brechen!

Und über mir — ist es der süße Tod? —
 Will ein Gespenst von raschem Fluge zügeln,
 Es winkt dem Wahnsinn, winkt und winkt der Not . . .
 Und schüttet Nacht aus faltenreichen Flügeln.

Graz.

Paul Martin.

Schwester Nacht.

Ein letzter Streifen Abendrot verbleicht.
 Dein Schwesterauge fühl ich, sanfte Nacht,
 Und lausche Deiner Stille, wie sie sacht
 Mit zagem Fuße durch die Felder schleicht.

Ich will den Tag vergessen, den ich floh,
 Den lauten, seine wilde Bier und Haß.
 Wie meines Irrens letzter Schmerz verblaßt,
 Erhebt mein Herz sich, seiner Sehnsucht froh.

Und wie nun tief Dein Frieden mich umfängt,
 Begreif ich Dich und fühl mich Dir verwandt,
 Wenn stolz mein Geist, dem Niederen entwandt,
 Wie Du zu neuem schönen Morgen drängt.

Freund Streber.

Nun bist auch Du hinabgesunken
 In den Alltag! Ach, ich seh Dich noch,
 Wie Dein Geist, so fühner Hoffnung trunken,
 Frei war, hassend dieser Herde Pflug und Joch,
 Und von Höhen träumte, einsam-stolzen Firnen,
 Und dein Auge schmachtend hing an leuchtenden Gestirnen.

Vor mir sitzt Du, — lächelst, sprichst so weise,
 Wie's so klug war, harter Lebenszwang,
 Wie Dein Anker riß, — im Sturm, — und leise
 Wunsch um Wunsch und Ruf um Ruf verklang. —
 Und du fandest Dich. — — Wie dir die Kraft versagte,
 War's phantastischer Traum, den Jugendunverstand erjagte.

Uch, nun bist auch Du hinabgesunken
 Zu der Menge, — und Du mahnst mich flug,
 Wie so leicht verglimmt der hohe Funken,
 Asche bleibt und matter Rauch, und Trug;
 Wen das Leben packt mit seinen Tigerkrallen,
 Kann nicht widerstehen, muß zu schändem Fraß ihm fallen.

Noch ist's Zeit, so wahre Dich und treibe
 Nicht unsicherer Zukunft ferner zu.
 Nahes Ziel, Behaglichkeit! — Zerreiße
 Deine Kraft nicht! — Sieh, mein Freund, auch Du
 Wirst es bitter, bitter einst zu spät verstehen:
 Fügen muß sich, wer im Strudel nicht will untergehen.“

— Und ich höre Dich, — — und lächle. Sieh!
 Daß auch Du verloren, wollt ich trauern, trauern,
 O, nun weiß ich: nie im Leben, nie
 Können, dürfen unsre Wege sich vereinen,
 Sonnenfern liegt mein Ziel von dem Deinen! —
 Und mein Herz fühlt seines Stolzes sich erschauern.

Heppenheim, a. d. B.

Wilhelm Holzamer.

Aus dem Leben eines Poeten.

I.

Erster Erfolg.

Ein Beifallsmurmeln ging durchs Haus,
 Der Vorhang war gefallen,
 Und als die letzten Worte nun verhallen,
 Rief stürmisch man des Dichters Namen aus. —
 Er kam, vom Jubel laut empfangen, —
 Verbeugt sich linksich, wankt zurück,
 Und kann's nicht fassen, daß das Glück
 Ihm plötzlich strahlend aufgegangen, — — —

II.

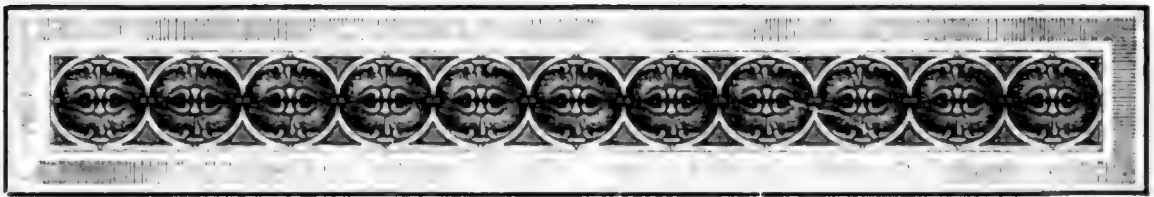
Nach Jahren.

Ein Stück von Ihm; ein Werk, das Er geschrieben;
 Er, der des Ruhmes Höhe längst erstieg! —
 Doch ach, was gilt Ihm so ein armer Sieg;
 Es wagt ja niemand Kritik auszuüben.
 Er war der Einz'ge wohl im Haus,
 Der unbefriedigt heimgegangen,
 Und wär' es von Ihm selber abgehangen,
 Er pfiß sein Stück als Erster aus! — — —

Prag.

Oskar Wiener.





Halb Zwei.

Von Arthur Schnitzler.

(Wien.)

(Es ist nachts, halb zwei Uhr. — Bei ihr. Ein dustendes Zimmer, das beinahe ganz im Dunkel liegt. Nur die Ampel, ein mildes Licht. — Auf dem Nachtkästchen eine kleine Standuhr und eine Wachskerze in kleinem Leuchter, ziemlich tief herabgebrannt. Daneben liegt eine angeschnittene Birne und Cigarretten. — Er und Sie wachen eben beide nach leichtem Schlummer auf. Aber sie wissen nicht, daß sie geschlummert haben. —

Er (sehr sanft). Du . . . Kind . . .

Sie (küßt ihn).

Er (küßt sie wieder). . . . Du . . . Kind . . . nun . . . nun muß ich ja doch geh'n.

Sie (plötzlich ganz fremd, kühl). Bitte, ich halte Dich nicht.

Er (sehr milb). — Ich weiß, ich weiß; ich sag Dir's ja auch nur.

Sie. Nun ja, ich halte Dich ja nicht. Geh nur!"

Er (antwortet nicht, macht aber keine Miene fortzugehen. Schweigen. Etwas seufzend).

Naja ja, ich muß ja doch gehn, es hilft nichts.

Sie. Nun, bitte, bitte! —

Er (nahe zu ihr). Schau . . . Du bist wieder gereizt.

Sie (groß). Ich? —

Er (immer milb). Es ist halb zwei! Morgen muß ich um acht aufstehn!

Sie. Na ja, so geh nur.

Er (an ihren Lippen). Glaub mir, ich möchte lieber hier bleiben . . .

bei Dir . . . ah, das ist ja so gut — aber leider, leider, leider! —

(Bleibt bei ihr und drückt sie an sich.)

Sie (ihn küßend). Ah! — (Umarmung.)

Er (sich von ihr losmachend). Na, da ist ja nichts zu machen! Bah, Kind! —

Sie (herb). A—dieu!

Er. Du, . . . Schatz! Du, . . . das ist ja kindisch! . . . (Er ist über ihr Gesicht gebeugt, das er mit seinem Atem streift.) Kindisch! — — Das mußt Du doch endlich einmal begreifen. Nicht? . . .

Sie. Halt ich Dich denn? — Ich versteh Dich nicht!

Er. Du bist beleidigt, ich merk's ja. Du meinst, ich hab Dich nicht lieb . . . Ich bete Dich ja an! — Schau . . . das mußt Du doch begreifen, nicht wahr? — Man kann jemanden wahnsinnig lieben und muß doch um acht Uhr früh aufstehn; nicht wahr?

Sie. Na so geh nur, es ist ja gleich acht.

Er (mit unvergleichlicher Milde). Ich habe ja nicht behauptet, daß es gleich acht ist. Aber bevor es acht wird, muß ich nämlich ein wenig geschlafen haben.

Sie. Du hättest auch schon um zehn weggehen können.

Er (w. o.). Es war für mich durchaus kein Grund, um zehn wegzugehen; es genügt, wenn ich um halb zwei weggehe, oder auch um zwei. Denn . . . Du, Schatz, hörst Du . . .? —

Sie. Ja! . . .

Er. Siehst Du, wenn ich um zwei weggehe, komm ich um halb drei nach Hause; nicht wahr? . . . Denn ich hab noch nie einen Wagen um zwei in der Nähe Deines Hauses gefunden; ich muß also immer zu Fuß gehen.

Sie. Oh, das sind Strapazen! —

Er. Ich sage ja nicht, daß das Strapazen sind . . . fällt mir gar nicht ein — obwohl ich Dein Gesicht sehen möchte, wenn Du jetzt auf die Straße hinaus müßttest! . . .

Sie. Für Dich? . . . Für Dich? — Ach, da thät ich wohl noch manches andere!

Er. Ich wahrhaftig auch! Aber ich wollte nur sagen: um halb drei bin ich erst zu Hause. Bis ich mich dann niederlege, ein paar Seiten gelesen habe, das Licht auslösche, wird es doch regelmäßig halb vier.

Sie. Daß Du eine Stunde zum Lichtauslöschen brauchst!

Er (mild wie immer). Zum Lichtauslöschen brauch ich nur eine Sekunde, aber, wie ich eben sagte, ich lese vorher —

Sie. Ich möchte nur wissen, was Du den ganzen Tag thust, daß Du in der Nacht Bücher lesen mußt?!

Er. Ich sage ja nicht, daß ich sie lesen muß; aber ich bin es so gewöhnt, — sonst schlaf ich überhaupt nicht ein . . . Da wird es ein halb vier. Und um halb acht — da hilft nun einmal nichts —

um halb acht muß ich wieder heraus. Du siehst ein, daß ich da nicht recht frisch zum Arbeiten kommen kann. —

Sie. Ja — ich weiß nicht, Du thust, als wenn ich Dich davon abhielte? — Hab ich Dich gebeten zu bleiben? — Du hättest mir ja auch abschreiben können, Du hättest Dich schon um acht Uhr zu Hause schlafen legen können . . . bitte . . . bitte. —

Er. Schau, es ist ja wahrhaftig nicht notwendig, mich mißzuverstehn — nein! — Ich sag' auch nicht — daß man nicht zuweilen mit vier oder fünf Stunden Schlaf genug hat; aber, Kind, erinnere Dich doch; gestern war's fünf, wie ich von Dir weggegangen bin.

Sie. Hab ich Dich vielleicht gestern zurückgehalten? — Und im übrigen hast Du Dich einfach verschlafen! — Ja! von eins bis fünf hast Du geschlafen, so ruhig! — Das heißt, ruhig kann ich nicht sagen, denn Du hast geschnarcht.

Er. Das ist ein Unsinn. Ich schnarche nie.

Sie. Na ja, Du hast's ja gut, Du schläfst ja dabei, da kannst Du's nicht hören. — Ich versichere Dich, Du schnarchst . . . So . . . hörst Du? (Sie schnarcht.) Wenn Du glaubst, daß das sehr schön ist —

Er. Ah, das ist eine Erfindung von Dir! — Ich kenne Dich! — Du willst mir das Schlafen verleiden, Oh gewiß, gewiß! noch niemand hat mir gesagt, daß ich schnarche . . . Und im übrigen . . . das von eins bis fünf — das ist auch so eine . . .

Sie. Na, ich lüge, wie gewöhnlich . . .

Er. Ich sagte nicht: Lüge. — Aber wenn Du mich nur ein bißchen lieb hättest, würdest Du Dich vielleicht daran erinnern, daß wir um drei Uhr wach gewesen sind.

Sie. Ich allerdings; — Du warst es nicht besonders. —

Er. Gleichviel . . . geschlafen . . . weißt Du — ruhig in meinem Bette geschlafen hab ich gestern von halb sieben bis acht. Du wirst zugeben, daß das nicht sehr viel ist.

Sie. Du hast von eins bis acht geschlafen.

Er. Wenn Du mir also schon die Zeit bis fünf abstreitest — das wirst Du doch einsehen, daß ich, um von hier nach Hause zu kommen, wach sein mußte. — Es war auch ein solcher Schneesturm, daß ich im Nachhausegehn unmöglich schlafen konnte. —

Sie. Zuweilen thust Du das auch im Nachhausegehen?!

Er (lächelnd). Na, das ist schon wahr, daß ich manchmal im Halbschlummer nach Hause spaziere.

Sie. Du bist eigentlich ein sonderbarer Mensch — Du thust überhaupt nichts als schlafen.

Er (erhebt sich ein wenig).!!!

Sie. Du schläfst bei Dir, Du schläfst bei mir, Du schläfst auf dem Weg —

Er (resigniert). Na . . . gut . . . da verlangst Du wohl nicht, daß ich mich verteidige. Es verlegt Dich, — daß ich es überhaupt über mich bringe, von Dir wegzugehen.

Sie. Es verlegt mich durchaus nicht. Ich sage Dir ja bereits seit zwei Stunden, daß Du weggehen sollst.

Er. Daß ich es kann, nicht daß ich es soll!

Sie. Nun, warum gehst Du nicht? warum bist Du nicht schon längst fort? warum liegst Du denn nicht schon eine Stunde lang in Deinem geliebten Bett und schnarchst?

Er (ganz nahe). Kind — Du siehst, wie schwer ich mich von Dir trenne! Es kostet mich ja jedesmal eine Überwindung, einen Kampf, . . . ich kann Dir gar nicht sagen, wie mir dabei zu Mute ist, wenn ich aus diesem duftenden, halbdunklen Zimmer, aus Deinen Armen fort muß, hinunter auf die Straße, in die Nacht, in die Einsamkeit — ach Schatz, ich sage Dir, es ist geradezu ein Seelenschmerz.

Sie. Schön. Ich versteh dann nur Eines nicht . . .

Er. Was denn? —

Sie. — Daß Du Dich so sehr nach diesem Schmerze sehnst. —

Er. Ich sehne mich ja nicht nach ihm; ich nehme ihn auf mich, weil ich nicht anders kann. Es muß ja zu irgend einer Stunde geschieden sein, das ist doch klar.

Sie. Zu irgend einer Stunde, ja . . . Aber warum denn gerade um halb zwei? —

Er. Aber schau!! — Ich bitt Dich! . . . Du bist wirklich . . . nein, Du bist wirklich manchmal — (Bärtlich.) Ich hab ja doch versucht, es Dir so deutlich zu machen, nicht wahr? — Ich bin ja nun leider einmal ein Mensch, der einen Beruf hat — ich muß arbeiten! —

Sie (nervös, sich von ihm losmachend). Nun — so geh arbeiten . . . Geh! —

Er (sieht sie mehr traurig und ärgerlich an und sagt resigniert). Adieu! — (Er steht langsam auf.)

Sie (höhnisch, mehr vor sich hin). Arbeiten! . . . Es ist ja gar nicht wahr . . . Du gehst einfach schlafen. —

Er (sehr ruhig). Jetzt . . . ja! — Aber ich thue das ausschließlich, um des Morgens erwachen zu können; — ich verbinde keinen anderen Zweck damit. — Ich thue es nicht, um ein besonderes Vergnügen zu haben — nein. Ich thue es auch nicht, um Dich zu beleidigen. Ich unterwerfe mich einer allgemeinen menschlichen Notwendigkeit; einem Naturgesetz. — Begreifst Du das? —

Sie (schaut mit großen Augen zur Zimmerdecke auf).

Er. Ich gebe Dir mein Wort: es wäre mir tausendmal lieber, wenn ich hier bis zum Morgen bleiben könnte; — aber ich kann unmöglich die Naturgesetze umstoßen. —

Sie. Oh, es giebt Männer, die mehr gethan haben, wenn sie wirklich liebten.

Er. Das ist ein Irrtum, mein Schatz. Man ist für Weiber in den Tod gegangen, bisweilen, — aber man hat noch nie ein Naturgesetz für sie umgestoßen, das geht nämlich nicht!

Sie. Also in den Tod gehen würdest Du für mich? Dein Leben würdest Du mir opfern —?

Er (bedeutende Bewegung).

Sie. Aber eine Stunde Deines Schlafs, ein bißchen von Deiner Bequemlichkeit bin ich Dir nicht wert?!

Er (etwas verdüstert). Aber um Gotteswillen —

Sie. O, Du bist ja so falsch! . . .

Er. Falsch! — Ja, sag mir nur — Ich möchte wissen, wie Du zu diesem Worte kommst! Mit demselben Rechte könntest Du mir sagen, daß ich die Gewohnheit habe, kleinen Kindern die Ohren abzuschneiden!

Sie. Die Ohren! Oh, Du bist brutal.

Er. Brutal! — Ich brutal! — Ah! Ah! Ah! (Er steht auf und beginnt sich anzukleiden.)

Sie. Das kannst Du mir eben doch nicht abstreiten, daß Du brutal bist. Da hilft Dir Deine ganze Falschheit nicht.

Er. Du hast recht . . .

Sie. Gewiß hab ich recht!

Er. Das sagt' ich ja eben. —

Sie. Nun, so darf ich es doch selber sagen? Oder stört es Dich, wenn ich rede? — Müchtest Du schon schlummern, während Du Dir die Schuhe zuschnürst?

Er. Das ist leider nicht möglich.

Sie. Wer weiß? Für Dich? Du bist ja ein förmlicher Kunstschläfer. —

Er (pfeift ganz leise vor sich hin).

Sie. Du würdest mir einen Gefallen erweisen, wenn Du jetzt nicht fängest.

Er. Ich hab nicht gesungen, ich habe nur gepfiffen; wenn man das überhaupt pfeifen nennen kann.

Sie. Nein, wahrhaftig, das kann man nicht pfeifen nennen! —

Er. Sag, wo hast Du denn eigentlich das Obst hingestellt?

Sie. Was willst Du? —

Er. Ach, da ist es ja! — Du erlaubst. (Er nimmt eine Orange von dem Aufsatz, der auf einem kleinen Tischchen steht und schält sie.)

Sie. Zum Essen hast Du natürlich noch Zeit. —

Er. Du entschuldigst, liebes Kind, es ist eigentlich nur Durst . . . (Geht zu ihr und giebt ihr ein Stück der Orange.)

Sie (indem sie das Drangenstückchen in den Mund nimmt). Schlafen . . . essen . . . Du wärst eigentlich der richtige Ehemann!

Er. Findest Du?

Sie. Ja, so hab ich mir immer die Ehemänner vorgestellt! — Das Unglaubliche ist nur — daß sich die dann wundern, wenn man sie betrügt.

Er. Ach Gott, sie wundern sich gar nicht — sie ärgern sich nur.

Sie. Wenn sie sich wunderten, so müßte man sie auch ins Narrenhaus sperren. —

Er. Ja.

Sie. Nicht ja! Es ist so.

Er. Darum sagt' ich eben: „Ja.“ —

Sie (setzt sich auf und betrachtet ihn, wie er eben seine Weste zuknöpfet). Egoist! —

Er. Warum findest Du denn plötzlich, daß ich ein Egoist bin! —

Sie. Ach Gott! — Ein Mann! — Ich bin eben nur immer die Dumme, die das noch nicht weg hat, wie man Euch behandeln muß!

Er. Das kommt mir auch manchmal so vor! —

Sie. Herzlos! Kalt! Dürr! Vertrocknet! (Schüttelt sich. Sie legt sich wieder nieder und vergräbt sich bis unter die Nase in die Decke.)

Er (ist vollkommen angekleidet und stellt sich vor sie hin). Also warum bin ich eigentlich ein Egoist?

Sie. Frag mich nicht! —

Er. Du willst mir nicht sagen, warum ich ein Egoist bin? — Weil ich eine Orange gegessen habe? — Weil ich Dich jetzt verlasse? —

Sie. Du bist das roheste, was mir in meinem Leben vorgekommen ist! —

Er (nimmt eine Cigarette aus seinem Etui und brennt sie sich an dem Licht auf dem Nachtkästchen an). Bah, Schatz! —

Sie (antwortet nicht).

Er (geht langsam bis zur Thür. Bei der Thür). Adieu! —

Sie. Du! . . . Du! —

Er. Was willst Du?

Sie. So komm doch!

Er (geht ziemlich langsam zu ihr, die Cigarette im Mund).

Sie. Gib die Cigarette weg!

Er (legt die Cigarette auf die Lichttasse).

Sie (öffnet die Arme und zieht ihn zu sich herab, umarmt ihn lang, lang). Hast Du mich lieb?

Er (einfach). Wahnsinnig.

Sie. Wann kommst Du morgen?

Er. Na, wann willst Du denn?

Sie. Wann Du kannst.

Er. Du weißt ja — von sechs Uhr abends an steh ich zu Deiner Verfügung.

Sie. Also um sechs Uhr . . .

Er. Ja. —

Sie. Hast Du mich lieb? —

Er. Ja. —

Sie. Wie lieb hast Du mich?

Er. Wahnsinnig! — Also adieu! —

Sie. Na — er kann's schon nicht mehr erwarten! — Gib mir noch einen Kuß!

Er (rügt sie). Bah! — (Nimmt die Cigarette und geht. Wie er bei der Thür ist.)

Sie. Du! —

Er. Was denn?

Sie. Komm noch einen Moment! —

Er (zu ihr). Nun?

Sie. Wirfst Du mir morgen auch wieder so bald davonlaufen? —

Er. Nein. —

Sie. Wirfst Du mich morgen wieder so roh behandeln?

Er. Nein.

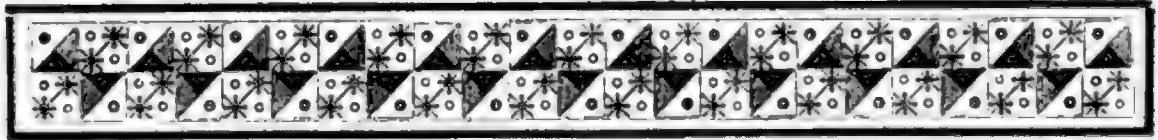
Sie. Wirfst Du morgen auch so falsch sein?

Er. Nein! —

Sie (indem sie ihn heftig umarmt). Geh, geh! — (Sie hält sich in die Decke.)

Er (geht rasch; schließt die Thür. Er ist im Vorzimmer. Nachdem er Pelz und Hut genommen, zündet er ein kleines Wachskerzchen an, betritt das Stiegenhaus, geht die Treppen hinunter. Er läutet beim Portier; dieser ist taub und öffnet erst nach dreimaligem Läuten. Auf der Straße liegt der Schnee fußhoch, da die Schneeschaufler erst um sechs Uhr früh kommen. Weit und breit kein Wagen. Er hat seine Überschuhe oben vergessen, weil er das immer thut, und hat sehr dünne Lackschuhe an, weil sie ihn sonst nicht lieben würde). Der Teufel soll mich holen, wenn ich morgen um eine Minute später als Mitternacht weggehe. (Er erinnert sich eben, daß er das die letzten vier Wochen allnächtlich auf derselben Stelle zwischen drei und sechs Uhr morgens gesagt hat und spaziert lächelnd weiter. Nach dreiviertel Stunden ist er vor seinem Thor angelangt; es fällt ihm ein, daß auch sein Portier taub ist, und daß er eine Viertelstunde wird läuten müssen. — Da merkt er, daß das Thor schon geöffnet ist. — Ein Lächeln des Glückes zieht über sein Antlitz.)





Der dumme Hannes.

Skizze von Kurt Uram.

(Frankfurt a. M.)

Endlich ging er.

Die Bauern atmeten erleichtert auf. Den Sonntag Morgen von zehn bis elf in Sonntagsrock und Sonntagsmienen in der Kirche sitzen, das kann man allenfalls, wo's nur einmal in der Woche vorkommt. Man ist's auch nicht anders gewöhnt. Es gehört halt zum Sonntag. Aber am Nachmittag bei der Hochzeit auch noch mit denselben ehrbaren Mienen und Röcken stundenlang dafitzen, das ist zuviel verlangt auf einmal.

Darum verwünschten sie so recht von Herzen ihren Pfarrer, der als Junggeselle im Überfluß Zeit hatte und bei solchen Gelegenheiten stundenlang unter ihnen saß, während es mit einer Stunde grad genug gewesen wäre.

Nun war er draußen.

Sogar bei offenem Fenster hatten sie sitzen müssen, da er die frische Luft liebte. Als ob's davon die Woche nicht mehr wie genug gäbe.

Raum war der Pfarrer um die Ecke verschwunden, da schlug einer mit Macht das Fenster zu. Die ehrbar gesenkten Gesichter hellten sich auf und schnellten in die Höhe, die Sonntagsröcke wurden an die Nägel an der Wand gehängt, die Augen bekamen Leben, die Mäuler öffneten sich. Es war, wie wenn eine schwarze Wolke endlich von der Sonne fortgeht und am Horizont verschwindet.

Nicht einmal ordentlich zu husten und zu spucken hatte man gewagt.

Das mußte vor allen Dingen nachgeholt werden.

Es erhob sich ein gewaltiges Räuspern und Spucken, in dem jedes andere Geräusch unterging. Sogar das Geschrei der jungen Burschen am Ende des Tisch's. Denn darin waren die Alten ihnen über.

Nun stürzte einer der Burschen aus dem Zimmer nach der „Oberstubb“,

wo sich, solange der Pfarrer im Zimmer war, die Frauen und Mädchen bei der Neuvermählten aufhielten. Der junge Ehemann und die Männer waren beim Pfarrer. Weibsleute gehörten da nicht hin.

Die unten spitzten die Ohren bei dem Getrappel, das über ihren Köpfen in der „Oberstubb“ begann. Die Alten strichen sich das Kinn und präparierten ihre anzüglichen Witze zum Empfang der Weibsleute, d. h. der jungen Mädchen; denn die verheirateten Frauen blieben oben, die waren ausgeschlossen von jedem Spaß. Nur bis eine heiratete genoß sie alle Freiheit, nachher mußte der Wandel der Frauen tadellos sein, sonst weh ihr! Mit der Heirat kauft sich der Bauer gewissermaßen eine Frau. Und wie es bei jedem Handel sein Stolz ist, nicht betrogen zu werden, so auch bei der Ehe. Er wäre sonst ein dummer Bauer, der vom Geschäft nichts versteht, und würde zum Spott aller. Alles aber kann der Bauer vertragen, nur keinen Spott.

Die Burschen maßen sich herausfordernd, als gält' es sofort eine Schlacht zu liefern. Da kam's auch schon die enge Treppe herab. Lachend, freischend, quiekend, zusammengedrängt wie eine Herde Lämmer.

Mit funkelnden Backen, verlegen, sich gegenseitig in die Thür hineinstoßend, mit Schreien wieder zurückweichend, wie es der bäuerliche Anstand erforderte. Endlich waren sie alle im Zimmer, und nun fand sich jedes Mädchen zu seinem Burschen, so schnell, wie die Schafe im Stall jedes seinen angestammten Platz findet, während die Alten bei jeder, die an ihnen vorüber mußte, ihre eindeutigen Witze machten.

Nur ein Bursche ging leer aus. Der größte und stärkste von allen. Die muskulösen Arme hielt er fest und stramm auf den Tisch gestützt, als hätten sie wunder was für einen stolzen Palast zu tragen, während sie nur seinen großen Kopf stützten, der zwischen den schwieligen Fäusten lag wie ein frisch gestrichenes Bauernhaus mit etwas zerzaustem gelben Strohdach zwischen zwei von Wind und Wetter zerklüfteten Felsen. Mit zwei kleinen Auglein blinzelte er von einem zum andern, scheinbar ganz gleichgültig, als wollte er gerade einschlafen.

Sein Nachbar zur Rechten stieß ihm die Faust in die Seite, daß die beiden Arme auf dem Tisch wackelten: He Hannes, wo bleibt denn die Marie? Der Hannes sah ihn so dumm an, daß alles lachte.

Ein anderer meinte: Die giebt wohl der Kathrin — so hieß die junge Frau — Unterricht? He, Hannes, du mußt's doch wissen. Ein dritter wandte sich an den neuen Ehemann: Jakob, nimm dich in acht. Wenn die Marie bei der Kathrin is, nachher hast du a tüchtig Stück Arbeit. Stürmische Heiterkeit. „Der dumme Hannes“ blieb äußerlich

ganz ruhig. Er schloß nur die Augen ganz, so daß keiner die Blicke sehn konnte, die drinnen wie listige giftige Schlanglein funkelten.

Einige sprangen auf: Die Marie muß auch herbei. Wer geht mit? Und wenn se auf dem Dach sitzt, ich find se, schrie einer. Ich such se unterm Bett! klang's von andrer Seite. Die Mädchen kreischten. Die Burschen stürmten hinaus.

Drinnen füllte sich der Raum mit Tabaksqualm und dem penetranten Geruch von Menschen, die sich selten waschen, und auch dann nur die Backen und die Hände. Alles andre ist Luxus, ja direkt ungesund. Und wieder erzählte der alte Schäfer oben am Tisch seine Geschichte zum warnenden Exempel. Wie er sich nämlich vor Zeiten einmal den Hals gewaschen und sich daran die Lungenentzündung geholt. Dazu hustete er laut zur Bekräftigung und schloß wie immer diese oft erzählte Geschichte: Ei mal de Hals gewäsche, un mei Lebstag nit widder. Die Bauern nickten ihm Beifall. Die Luft im Zimmer nahm immer mehr den Geruch eines wohlgefüllten Viehstalles an. Und jetzt erst fühlten sich die Hochzeitsgäste so recht von Herzen wohl; denn jetzt atmeten sie in der ihnen zuträglichsten Atmosphäre.

Mit lautem Hurrageschrei wurde die Thür aufgestoßen, und herein kam die Marie, eine große üppige Person mit Backen, die jeden Augenblick zu plagen drohten, runden feurigen Augen, rotem großem Mund, der gern die weißen gesunden Zähne sehen ließ. Hinter ihr drein die Burschen wie ein Rudel Wölfe hinter einem gutbesetzten Brunnenschlitten. Mit festen Schritten, daß die vielen kurzen Röcke hin und herschwankten und die strammen Beine, die in engen blauen Strümpfen steckten, fast bis zum Knie sichtbar wurden, rauschte sie durchs Zimmer zum Hannes, der schweigend ein wenig beiseite rückte, ihr Platz zu machen.

Raum saß sie, fing die Neckerei wieder an.

No, Hannes, wenn de nun morgen zum Kammisß mußt, bist de nit eifersüchtig? Der dumme Hannes lächelte dünn und ließ sich in seiner Ruhe nicht stören.

Auf der andern Seite der Bursche, der die Marie zu seiner Linken hatte und sie von Zeit zu Zeit kniff, wohin's gerade traf, sodasß die Marie kicherte und immer röter wurde, meinte: Wenn der Hannes fort is, gehst de mit mir, gelle Marie? Was ihm einen derben Puff von seinem Mädchen zur Rechten eintrug, seiner augenblicklichen Liebe, die er neben der lebensstrohenden Marie, von der ein Duft wie von frisch gemolkener Milch ausging, ganz vergessen hatte. Au! rief er, und nun

wurde er ausgelacht. Der Hannes hatte ihn nur einen Augenblick prüfend angesehen, ohne etwas zu sagen.

Jetzt erschien die neue Hausfrau mit ihrer Mutter. Beide legten immer je dreien ein großes Stück Rind- und Schweinefleisch vor, dazu eine Schüssel mit Sauertraut und gedörrten Zwetschen.

Vollkommenes Schweigen herrschte bei dieser Thätigkeit, nur die Blicke der Bauern folgten aufmerksam den Schüsseln und Fleischstücken.

Für einen mittleren Bauer hat sich der Jakob recht angestrengt, das muß man sagen, alles was recht ist.

Jeder bekam eine Gabel. Als Messer benutzte man die Taschenmesser oder die Finger. Es ward so beharrlich und hartnäckig eingehauen, daß den meisten bald der helle Schweiß auf der Stirn stand.

Der Geruch im Zimmer wurde immer schlimmer durch den Fleisch- und Sauertrautduft, der noch hinzukam.

Die Fliegen an der Decke wurden unruhig und flüchteten entsezt an die kleinen, bleigefasteten Fensterscheiben, um ins Freie zu gelangen, was natürlich unmöglich war. Halb betäubt sanken sie auf den Fußboden, wo sie sich eine Weile um sich selbst drehten, summend wie ein Kreisel, bis sie starr auf die Seite fielen, um von den genagelten Bauernschuhen nach und nach zertreten zu werden. Die Fensterscheiben schwitzten, von den Blechdeckeln an der Wand über dem Ofen rannen graubraune Tropfen, Tisch und Bänke schlugen aus, und die beiden Lampen über dem Tisch brannten trüber. Den Menschen wurde es immer wohler, zumal neu gefüllte Schnapskrüge auf den Tisch gestellt wurden, ein großes Faß mit Bier ins Zimmer torkelte und ganz von selbst auf dem schiefen Boden in die dafür bestimmte Ecke rollte.

Die gefüllten Gläser stellte man auf den Ofen, damit sich das Bier ein wenig „überschlage, und sich niemand den Magen verkühle.“

Die Bäuche, die für gewöhnlich nur Kartoffel, Brot und Sauertraut bekamen, dehnten sich immer wohliger, die Gehirne, die soviel Spiritus selten erhielten, noch dazu ganz umsonst, wirbelten immer hitziger, immer lauter und ausgelassener ging's im Zimmer zu. Selbst die Alten versuchten mal einen Fuchzer, der freilich etwas heiser aus der eingerosteten Kehle kam.

Und dann begann man natürlich in dem engen Zimmer auch zu tanzen. Nur für zwei Paare war jedesmal Platz, schon wegen der weiten Röcke der Mädchen. Also ging's zwei zu zwei nach den zitterigen Tönen einer Harmonika. Die Gesichter, die eben noch gelacht, wurden beim Tanzen sofort ernst und feierlich wie in der Kirche, und die

Augen der Mädchen blickten fast todestraurig ihren Burschen über die Schulter ins Leere. Wie dichter Nebel legte es sich um die Paare, sodaß man nicht mehr von einem Ende des Zimmers aus andere sehen konnte. Um so deutlicher hörte man sich. Alles schwitzte, qualmte, lärmt, dampfte, bis die beiden Lichter nicht mehr atmen konnten und plötzlich erloschen. Da erreichte der Jubel seinen Höhepunkt. Getreische, Gejohle, Gestöße, Au, Ohrfeigen klatschten, bis die triefenden, dampfenden Menschen sich lachend auf der Dorfstraße wiederfanden, wo die halb-erstickten Lungen gierig die kalte Luft einsogen. Daß das viel schlimmer war als alles Wasser, daran glaubte keiner. Wer eine schwache Lunge hatte, nun der mußte eben dran glauben, dafür entging er auch einem qualvollen Alter mit Asthma und Schlaflosigkeit.

Die Mädchen faßten sich unter und zogen singend durch die Dorfstraße nach Hause. Vor ihnen, hinter ihnen die Burschen wie wachsame Schäferhunde. Dann trennten sich die Burschen schweigend.

Nach einer halben Stunde klopfte es hier und dort an einem Fenster, das auch willig aufgethan wurde.

Die Alten hörten das wohl, beunruhigten sich aber nicht weiter. Hatten sie's doch geradejo gemacht. Zur Jugend gehört das eben, wie die weißen Haare zum Alter. Daß es vor der Zeit keine Dummheiten gab, dafür waren's ja ihre Kinder.

Auch der dumme Hannes fand willige Aufnahme bei seiner Marie.

Am andern Morgen, wie schon so manchmal in letzter Zeit, schritt der alte Bauer, der Vater des Hannes, unruhig durch die enge Stube. Es war ja Spätherbst, da hatte er Zeit zum Denken.

Die Äcker lagen so schön beisammen, und ungefähr gleichviel hatten beide auf der Sparfasse, es waren starke gesunde Menschen, die eine tüchtige Nachkommenschaft versprachen, der Hannes und die Marie nämlich. Nun kam das mit dem Kammiß und machte vielleicht, wahrscheinlich, einen Strich durch all die schönen Pläne. Denn leicht war die Marie, sehr leicht, einen sauberen Lebenswandel hatte sie nie geführt. Dazu war sie schon viel zu „fleischig,“ und die Mutter war auch so gewesen. Freilich mit der Ehe hörte das von selber auf. Aber bis dahin? Wenn der Hannes fort war? Daß sie sich wohl wieder mit andern Burschen abgeben würde, wie sie es vor des Hannes „Bekanntschafft“ auch gethan, das hätte den Bauer weniger beunruhigt, aber ein anderer konnte sie dann ihnen vor der Nase wegschnappen. Daran mußte er in der letzten Zeit oft denken. Lieber mal ne schlechte Ernte, als die Marie verlieren;

denn sie war, wenig angeschlagen, wohl zehnmal so viel wert als ein guter Sommer.

Alles stimmte so gut zusammen, als hätte der Herrgott es so schon bei der beiden Geburt bestimmt. Dann war die Marie auch ein gutmütiges Weibsbild, die brachte gewiß keinen Streit ins Haus. Und wenn er sich mal mit der Mutter aufs Altenteil zurückzog, würden sie bei der gut aufgehoben sein und gepflegt werden. An einem frischen Hemd in den Sarg und einem schönen Stein aufs Grab ließ sie's gewiß auch nicht fehlen.

Er seufzte leis und setzte sich zur Abwechslung mal in den Sorgenstuhl am Ofen.

Der Hannes war auch gar zu wenig ausschürrig, gar so langsam und geduldig.

Da kam auch die Mutter ins Zimmer.

Als sie den Alten seufzen sah, seufzte sie mit; denn sie teilte seine Sorgen.

Man muß einmal beten, meinte sie schließlich. Der Bauer nickte. Warum nicht? Schaden thut's in keinem Fall. Vielleicht half's ein wenig, und der Pfarrer hatte recht. Probieren kann man's immer mal. Man soll's selbst mit dem da oben nicht ganz verderben. Man kann nie wissen, wozu's mal gut ist. Man geht zwar schon in die Kirche und hat seinen dunkelblauen Nachtmahlstroch, man giebt auch mal an hohen Festtagen zwei Pfennige in die Stollekte. Also unbedingt nötig hat man's eigentlich nicht. Aber man kann ja auch mal in diesem schwierigen Fall ein Übriges thun.

Die Mutter holte das Gesangbuch vom Brett, setzte sich die große Brille auf und begann zu blättern. Vorne standen die Lieder für Festzeiten. Festzeit war wahrlich nicht. Sie suchte weiter. Buße, Glaube, Heiligung, das paßte auch nicht. Lieder für besondere Zeiten. Da ließ sich schon eher was finden. Richtig: Allgemeine Not. Und mit hoher singender Stimme begann sie zu lesen. Der Alte nahm die Mütze vom Kopf und hörte ihr andächtig zu. „Wenn wir in höchsten Nöten sein und wissen weder aus noch ein, und finden weder Hilf' noch Rat, ob wir gleich sorgen früh und spat“ u. s. w. Alle Verse las sie. Dann sprach sie das Vaterunser, der Bauer sagte Amen dazu und setzte seine Mütze wieder auf. So, jetzt mochte der da oben seine Sache gut machen. Sie hatten ihre Schuldigkeit gethan und darüber. Aber sicher ist sicher. Jedenfalls wollte er auch noch mit dem Hannes reden.

Der Bauer ließ den Hannes holen, die Mutter hörte gerührt zu,

schluchzte, wenn ein recht kräftiges Wort fiel, und wischte sich mit der Rückseite des obersten Rockes die Augen und schneuzte sich hinein. **E** Predigt that ihr Alter, fast wie en studierter Parrer.

Der Hannes saß dabei, machte erst sein dümmstes Gesicht, weil er nicht gleich wußte, wohinaus das sollte, dann aber schloß er seine Augen, und sein Gesichtsausdruck blieb im übrigen so einfältig wie zuvor.

Der Alte hatte sich ganz warm geredet und sah zum Schluß dem Sohn scharf ins Gesicht, die Wirkung seiner Predigt zu erforschen. „Himmel Donnerwetter!“ schrie er wütend, warf die Kappe ins Zimmer und ging hinaus. Die Mutter seufzte trübe. Er war und blieb halt der dumme Hannes. Da half alles nichts. Hannes sagte nur: „Mutter, was seid ihr gepassige Leut“, und ging wieder zum Viehfüttern.

Als am Nachmittag die Burschen und Mädchen sich beim Wirtshaus an der Landstraße sammelten, und jedes Mädchen seinem Schatz einen Strauß an den Hut steckte und Abschied mit ihm trank, war Hannes zur allgemeinen Verwunderung einer der lustigsten, und die sonst stets lachende Marie merkwürdig still und stumm. Als die Mädchen den Burschen noch eine halbe Stunde Wegs das Geleit gaben, und weil sie traurig waren, die lustigsten Lieder sangen, da sang sogar der Hannes mit und beinah richtig. Da gab's erst recht großes Erstaunen. Denn sonst konnte der Hannes nicht mal singen und war auch darin der dumme Hannes. Die Marie aber schwieg und hielt den Hannes fest bei der Hand, was sie sonst auch nur selten that.

Nachdem man sich getrennt hatte, und die Burschen immer mehr in der Ferne verschwanden, so daß am Horizont quer über die Landstraße von ihnen nur noch ein dunkler Strich zu sehen war, fing die lustige Marie gar zu weinen an, so laut und herzbrechend, daß sie schließlich die andern ansteckte, und die Mädchen mit nassen Backen und schmutzigen feuchten Taschentüchern, die doch nur zum Schmuck mitgenommen worden waren, ins Dorf zurückkehrten. Die Alten aber schimpften gewaltig über diese dumme neumodische Sitte und jagten ihre Töchter sofort in die Ställe und Scheunen, daß sie auf vernünftige Gedanken kämen.

Einige Wochen ließ man der Marie Ruhe, ihren Hannes zu vergessen, dann aber versuchte man wieder mit ihr anzubändeln. Es war aber die alte Marie nicht mehr. Schnippisch, trübselig, und, wenn's fein mußte, grob ging sie ihres Wegs. Schließlich klopfte ein Kühner eines Nachts an ihr Fenster. Immer lauter, doch es öffnete sich nicht. Schimpfend zog er ab und erzählte, mit der Marie sei's nicht richtig, sie müsse behext sein. Nun ließen ihr die Burschen erst recht keine Ruh

mehr, und jede Nacht klopfte es an ihrem Fenster, aber niemand wurde eingelassen. Jetzt war's ganz sicher. Die Burschen rotteten sich zusammen und ratschlagten, wie sie der alten Heze, der Annekathrin, an den Hals könnten und sich rächen. Auf offener Straße sollte sie durchgehauen werden. Aber wenn sie wirklich kam und aus ihren giftigen grünen rotunterlaufenen triefenden Augen einen ansah, verging auch dem Stärksten der Mut. Nur aus dem Hinterhalt flogen ihr Steine an den Kopf, daß die Alte fauchte, und wenn sie einen erblicken konnte, schimpfte, daß die Straße widerhallte. Die Burschen griffen zu dieser List in ihrer Wut, daß das schönste Mädchen weit und breit, dessen Fenster sich sonst so leicht öffnete, auf einmal so karjos geworden war. Die Kinder liefen schreiend fort, wenn sie die Alte von weitem sahen, die Weiber kehrten ihr erschrocken den Rücken und deckten eiligst, wenn sie einen Topf mit Milch über die Straße trugen, die Schürze darüber, ihn zu schützen vor dem bösen Blick. Die Männer ballten die Fäuste in der Hosentasche, aber nur hinter ihrem Rücken, denn so einer konnte man alles zutrauen. In keinen Stall, in kein Haus durfte sie mehr hinein. Niemand lieb ihr mehr etwas. Schon erzählte man sich, wie sie ein neugebornes Kind so angeblickt, daß es sofort über und über von roten Pusteln bedeckt gewesen wäre und furchtbar Tag und Nacht geschrien hätte. Der alte Schäfer hätte es nur mit Mühe und Not mit seiner grünen Salbe heilen können; und der war auch so einer, nur gutmütiger Natur. Ein anderer wußte zu erzählen, wie er der Annekathrine auf freiem Feld begegnet sei. Und kaum war sie fort, erhob sich ein großer Sturm, und die bösen Geister rissen ihn hinten und vorn am Rock und an der Hose, als wollten sie ihn splinternackt ausziehen, so daß er sich nur mit aller Mühe nach Hause retten konnte. Andere wußten, daß um Mitternacht ein schwarzer gespenstischer Rauch aus ihrem Schornstein fuhr. Das ist der Leibhaftige, raunte man sich zu. Wieder andere hatten es laut rumoren und quiefen hören, als liefe eine Herde Säue durch ihr Haus. Immer unsinniger wurden die Geschichten, eine überbot die andere, und das alte Weib wäre gewiß verhungert, wenn nicht plötzlich die Stimmung umgeschlagen wäre.

Ein Bursche hatte es nochmal am Fenster der Marie versucht. Da war ihm plötzlich ein Blechgefäß samt Inhalt an den Kopf geflogen, daß er übel zugerichtet nach Hause kam.

Am andern Tag sagte er aus Bosheit seinem Mädchen etwas in die Ohren. Diese trug es am Abend in die Spinnstuben, von da war's bald in allen Kneipen und Häusern. Überall gab's ein großes Gelächter.

Also das war's, die Marie war in andern Umständen. Das konnte auch nur der dumme Hannes. Da war freilich solange bei der Marie nichts zu wollen. Zu allerlezt hörten auch die Eltern der Marie von dem Gerede und nahmen die Tochter ins Gebet. Da kam's denn heraus.

Die Eltern des Hannes schämten sich aber so sehr, daß sie sich vor dem Spott der Leute kaum noch aus dem Hause wagten.

Der Hannes erhielt einen saugroben Brief, den der Herr Lehrer niederschreiben mußte, und hintendran krikelte die Mutter ein Nachwort voller Jammer. Das ganze Dorf hatte vier Wochen Stoff zum Lachen. Haha, der dumme Hannes, das konnte auch nur dem passieren. Man freute sich auf die nächste Predigt, und der Pfarrer freute sich über den starken Kirchenbesuch. Der Hannes aber, als er den Brief bekam, hatte gerade Stubenarrest wegen irgend einer Dummheit. Bedächtig zog er sein Messer, weyte es erst hübsch blank an seiner Hose, schnitt den Brief langsam auf und trat ans Fenster. Als er die Strafepistel gelejen, lachte er, und da er allein war, öffnete er die Augen einmal ganz, daß alle List und Schlaueit da drin einen Augenblick bloß lag.

Die Marie hatte hinfort völlige Ruh. Denn während solcher Zeit giebt sich kein Bursche mit einem Mädchen ab, das hat er von den Tieren gelernt.

Die Nachricht von der Geburt eines Söhnleins traf rechtzeitig beim Hannes ein. Sechs Wochen wartete er noch, dann kam er selbst auf Urlaub nach Hause.

Die Mutter wurde fast ohnmächtig vor Schreck, als der Sohn spät am Abend ins Zimmer trat. Der Vater, der sonst ziemlich auf Ruhe hielt, schlug auf den Tisch und schrie: O du Dohje, wärst du doch geblieben, wo du warst! Da kommt die Schande auch noch leibhaftig ins Haus! Verspielt hast du, ganz verspielt. Die Marie will gar nix mehr von dir wisse. O das schöne Vermöge, das schöne, schöne Vermöge! Der Hannes schwieg zu allem still. Als der Vater sich ausgetobt, die Mutter sich ausgeheult hatte, ging er ganz gemächlich an den Ofen, wo die Streichhölzerschachtel stand, stopfte sich seine Pfeife, auf deren Kopf ein betrunkenener Reservemann seinen Stoß schwang, und fing an zu rauchen. Da gingen die Eltern stumm hinaus und rauchten sich verzweifelt die Haare. Es war nichts zu machen. O das Kreuz! Der dumme, dumme Hannes!

Das ganze Dorf lief zusammen und wollte den Hannes sehen. Offenbar meinte man, jetzt müßten dem Hannes doch regelrechte Esels-ohren aus dem Kopf gewachsen sein. Aber er sah wahrhaftig noch nicht

dümmere aus wie früher. Er ließ sich sogar nicht mehr so viel gefallen, das hatte er wohl von den Soldaten. Als einer seiner Kameraden die alten Späße machen wollte, hieb er ihm so derb ins Gesicht, daß der Spötter, so lang er war, auf die Diele fiel und hinausgetragen werden mußte.

Die Marie drehte ihm den Rücken und weinte, wenn sie ihn sah. Sie schien in der That nichts mehr von ihm wissen zu wollen. Das alles störte ihn nicht im geringsten. Fünf Tage hatte er Urlaub. Nach drei Tagen aber war die Marie wieder lustig, ganz die alte, nur noch rundlicher und appetitlicher. Auch ihrem Hannes war sie wieder gut, nachdem dieser ihr, als sie wieder einmal losheulen wollte, eine tüchtige Maulschelle versetzt hatte. Das hatte sie ihm gar nicht zugetraut, da bekam sie wieder Respekt vor ihm.

Nun beruhigten sich die Eltern auch wieder ein wenig.

Nur am letzten Abend waren sie unruhig. Der Vater hielt ihm drohend die Hand unter die Nase: „Daß du nit wieder Dummheiten machst! Die Mutter nahm ihn ängstlich beiseite: Hannes, sei vernünftig! Auch die Marie hatte ihm gesagt: Jetzt sei aber gescheit. Zu dem allem machte er nur sein altes dummes Gesicht.

Der Alte seufzte und stöhnte in seinem Bett, bis er gegen ein Uhr endlich den Sohn ins Haus schleichen hörte. Da atmete er erleichtert auf, konnte aber doch noch lange den Schlaf nicht finden, was ihm seit seiner Jugend, wo er einmal die Diphtheritis gehabt hatte, nicht vorgekommen war.

Die Marie wurde die nächsten Tage fleißig beobachtet, aber es war nichts Auffälliges an ihr. Sie lachte und war wieder guter Dinge. Erst nach Wochen wurde sie bleicher, und gerade als die Burschen wieder anfangen wollten, ging's ihnen wie das erste Mal.

Wieder tuschelte es durch die Häuser. Wieder nahmen die Eltern ihre Marie vor. Wieder war es dieselbe Geschichte.

Da wurden die Leute stutzig. Donnerwetter! so dumm kann auch der dumme Hannes nit sein. Hin und her überlegte man die Sache. Ob der Hannes am Ende? Gewitterkeil noch emal! damit kein anderer wenn er fort war, sich mit seinem Mädchen abgeben könnte? Bisher hatte man dies Mittel nur benützt, um widerspenstige Eltern zur Vernunft zu bringen. — Aber dann war es ja gar nicht der dumme Hannes? Dann war er ja viel klüger als sie alle miteinander? Auf den gescheiten Gedanken war noch keiner gekommen vor ihm!

Jetzt endlich erkannte man den wahren Hannes. Das war ja

ein ganz geriebener, durchtriebener Kerl. Meint mer dann, ob's möglich sei. Dagegen waren sie wirklich dumme Bauern. Man begann die Marie ordentlich um ihn zu beneiden. Am glücklichsten aber waren die Eltern, die sich vor Stolz über diesen Sohn nicht zu lassen wußten. So wurde über Nacht aus dem dummen der kluge Hannes, und als er seine zwei Jahre abgedient, ward er festlich mit Böllerschüssen empfangen. Alle sangen sein Lob. Die Burschen drückten ihm die Hand, als wollten sie dieselbe aus dem Gelenk pressen. Die Mädchen erröteten schämig, waren aber sehr interessiert. Die Eltern kauften ihm ein neues Wamms. Der Hannes aber öffnete immer mehr die Augen. Jetzt hatte er's nicht mehr nötig, sie zu verstecken. Er hatte ja seinen Zweck erreicht.

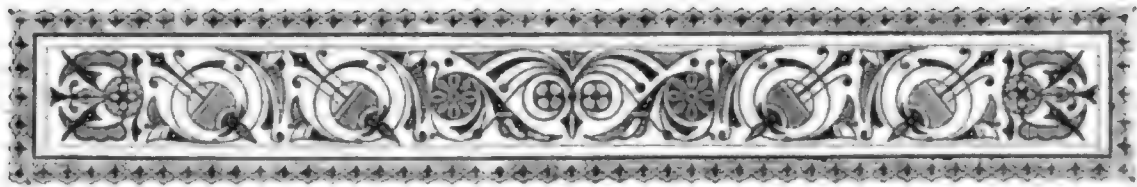
Nach drei Wochen war die Hochzeit. Der Pfarrer schalt zwar nicht wenig, aber das nahm man ihm weiter nicht übel. Dafür wurde er ja bezahlt. Der durfte ja nicht anders. Geschäft ist Geschäft.

Der Hannes hat es schließlich noch zum Bürgermeister und zur goldenen Hochzeit gebracht. An diesem Tage wurde ihm feierlich die goldene Ehejubiläumsmedaille überreicht, sie war aber nur aus Silber. Wegen seines vorbildlichen Ehelebens, sagte der Pfarrer, der den dummen Hannes nicht mehr gekannt hatte, woran gerade jetzt die Bauern denken mußten, weshalb sich bei diesen Worten des geistlichen Herrn ein leises Lächeln über alle Gesichter stahl.

Fortan ging der Hannes eifrig in die Kirche, die Ehejubiläumsmedaille stolz im Knopfloch seines mittlerweile schon etwas schäbig gewordenen Sonntagrockes.

Die Bauern aber sagten: So nen großen, dicken Orden als unser Hannes hat selbst der Bismarck nicht. Sie bewunderte ihren Bürgermeister seitdem noch mehr.





Freue.

Schauspiel in drei Aufzügen von Anselm Heine.

(Halle a. S.)

Personenverzeichnis.

Professor Schirmer.
Cornelie Schirmer, seine Frau.
Doktor Thost.
Angela Chemnitius.
Direktor Schmittlein.
Emilie, Dienstmädchen.
Pader.
Briefträger.
Laternenanzünder.

Der Vorgang geschieht in Weimar in einer Mietwohnung, deren Rückseite nach dem Bibliothekgarten geht.

Zeit: Gegenwart. Zwischen den beiden ersten Aufzügen liegen einige Tage.

Der Schauplatz ist in allen Aufzügen der Gleiche. Ein quadratisches Zimmer, Gelehrtenstube, in der sich eine Frau eingerichtet hat. Herrenschreibtisch, Bücherregale, antike Bronze (Centaur, Bacchantin oder Satyr) Nähtisch, Pianino, Blumentisch zc.

Rechts gemütlicher Nähplatz für Cornelien. Flidtorb vorn am Boden. Neben dem Buffet die Bronze. Links bei der Chaiselongue Sessel und Tischchen. Auf dem Schreibtisch Manuskripte. Eingeklemmte Notizen verschiedenen Formats. Ein leeres Blumenglas. Am Vordergrundfenster verschiedene gerahmte Photographieen kleinen Formats, Corneliens Eltern (Geistlicher und Frau), ihr Bruder, Schwägerinnen zc. Neben dem Schreibtisch Vogelbauer, großes Ölbild Schirmers auf einer Staffelei.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Cornelie, Angela.

Wenn der Vorhang aufgeht, sitzt Angela am Nähtisch rechts. Sie stützt ein Zeichenbrett auf Tisch und Knie und zeichnet eifrig nach Schirmers Entwurf, den sie oben am Brett befestigt hat. Sie ist ein kluges, sympathisches junges Mädchen. Halbtrauer, weißes Kleid mit schwarzen Schleifen.

Es ist Sommer, vier Uhr nachmittags, die Rouleaux sind geschlossen, hinter ihnen steht weißes Sonnenlicht. Die Silhouette eines Chausseebaumes ragt in den Fenster-rahmen hinein. Man befindet sich im Erdgeschos. Der Zuschauer muß den Eindruck großer Hitze gewinnen. Manchmal rumpelt draußen ein Lastwagen übers Pflaster, sonst Stille.

Angela (zeichnet interessiert. Sie hält ihr Taschentuch mit der linken Hand im Schoß und wischt sich damit ein paarmal übers Gesicht).

Cornelie (etwa 28 Jahre alt. Weiche, ruhige Bewegungen. Stetiger Blick. Ihr Wesen und ihre Züge verraten Anstrengungen, Gemütsbewegungen, trotzdem behält sie im gewöhnlichen Gespräch ein lebenswürdiges Lächeln. In den Pausen läßt sie sich etwas gehen, erscheint ernst, träumerisch. Helle Sommerblouse, schwarzer Rock, einfache Haartracht).

Cornelie (steht am Vordergrundfenster, hat das Rouleau aufgezo-gen. Star-kes Sonnenlicht bringt herein. Sie klopf an die Scheibe und weist mit einer Arm-bewegung den Wärter draußen auf der Straße an. Die folgenden Worte dabei halblaut, wie unwillkürlich sprechend). Weiter links — links an der Mauer — da im Haus-schatten ist's am kühlsten.

Angela. Wird denn Onkel Schirmer jetzt immer nach dem Bibliothek-garten hinübergefahren?

Cornelie. Ja. Doktor Thost hat mir die Erlaubnis verschafft. Ich schicke Bernhard nun jeden Vormittag mit dem Wärter hinüber. (Sie tritt ein wenig beiseite.)

Angela (hält geblendet die Hand vor die Augen).

Cornelie. Verzeih, das blendet Dich. (Läßt die Rouleaux herab.)

Angela. Und Du? fühlst Du's denn nicht auch?

Cornelie. Ich? O ja. Ich war nur im Augenblick noch so ganz mit Bernhard beschäftigt. (Nimmt sich energisch zusammen.) Na, und wie weit bist Du mit unserm Titelblatt? (Geht zu ihr.)

Angela (zeigt ihr stumm die Zeichnung und sieht sie erwartungsvoll an).

Cornelie. Aber Kind, Anga, das kommt ja jetzt wundervoll heraus!

Angela (beglückt). Findest Du? Findest Du wirklich? Der Genius da oben, oder was es ist, nicht wahr, jetzt hebt er sich doch besser ab? Zuerst kam es mir immer in die singenden Mädchen im Hintergrunde.

Cornelie. Und der Ausdruck vor allem! Genau wie auf Onkel Schirmers Entwurf. Hier der Orpheus, wie er hinauffstrebt aus dem Schattenreiche — und die Geliebte — ihn zurückzerrt. (Beide betrachten die Zeichnung.)

Angela. Daß Onkel Schirmer zu allem andern auch noch zeichnen konnte!

Cornelie. Ja, nicht wahr? Aber bei ihm wunderte das keinen. Man setzte das alles bei ihm voraus. (Steht einen Augenblick schwermütig nachsinnend, dann erwacht sie, geht zu ihrem Nähtisch und beginnt, ohne langes Suchen, schadhafte Knöpfe an den Männerhemden, die im Korbe liegen, zu ersetzen).

Angela. „Die kommende Zeit“ nannte Papa ihn immer. „Bernhard Schirmer ist die kommende Zeit.“

Cornelie (fanatisch). Ach wenn nur! (Kleine Pause.)

Angela. Onkel Schirmers „Kampf des Einzelnen,“ das war, glaube ich, das letzte, was Papa noch selbst für den Verlag annahm.

Cornelie. Ja, er wagte es mit dem verrufenen neuen Philosophen! — Mit was für Hoffnungen erwartete er Bernhards neues Buch!

Angela. Ganz verstört war er, als das Manuscript verbrannte. Ich habe noch den Brief, den er mir damals nach München schrieb. Ganz außer sich!

Cornelie. Und nun kannst Du dir erst denken für Bernhard selbst! Dabeizustehen und zu sehen, wie da in fünf Minuten die Anstrengung von Jahren zu Asche wird! Und Du hast ja keine Ahnung, wie er gearbeitet hat, um das Buch fertig zu haben. Zum erstenmal wollte er nun seine ganze Anschauung im Zusammenhange — in einem System sagte er. Keine Minute Ruhe gönnte er sich ja zulezt. Vormittags diktierte er mir, und abends dann Thost. Manchmal stand er mitten in der Nacht auf, um einen besonders wichtigen Satz, über dem er gegrübelt hatte, aufzuzeichnen. Diese geistige Überanstrengung — ich denke immer das war auch viel schuld!

Angela. Papa meinte, es wäre hauptsächlich der Sturz beim Brande gewesen.

Cornelie. Der Sturz kam auch hinzu! Alles zusammen! Und dann die Aufregung nachher, wie er das Manuscript aus dem Gedächtnis wieder aufschreiben wollte! Gott, das war! Nichts als wirres Zeug brachte er aufs Papier! Und dann beim Diktieren! Er meinte das Richtige, aber er fand die Worte nicht dazu. Als wir ihm dann versprochen hatten —, danach wurde er ruhiger.

Angela. Daß Ihr versuchen wolltet?

Cornelie. Ja! „Ich trachte nicht nach eignem Leben, nur nach meines Werkes Leben,“ sagte er zu uns, und da versprachen wir ihm, daß wir aus besten Kräften —

Angela. Eine furchtbar schwere Aufgabe!

Cornelie. Zuerst dachte ich ja, es wäre unmöglich! Nichts in der

Hand als Bernhards Notizblätter, die er zufällig noch in seinem Schreibtischfach hatte, — und die alle wirr durcheinander. Schon das Ordnen allein!

Angela. Aber die Hauptsache ist doch jetzt gemacht?

Cornelie. Geordnet kaum zur Hälfte, allein kann ich ja nicht!

Angela. Ja warum kommt denn Thost gar nicht zurück?

(Allmählich verschwindet die Sonne. Stumpfe Helligkeit.)

Cornelie. Wenn ich das wüßte! Ich habe ihm ja selbst zugeredet zu reisen — er war entschieden nervös, überarbeitet! So den ganzen Tag, in der Bibliothek — und dann noch hier! Aber jetzt! Jeder Tag, der ungenützt vergeht, ist mir wie ein Verbrechen gegen Bernhard. —

Angela (vom langen Sitzen ermüdet). Ach, nun muß man sich mal ein bißchen strecken! (Dehnt sich, steht auf und geht hin und her, endlich zum Bogelbauer.) Der Bogel hat kein Wasser mehr. (Gießt aus der Flasche auf dem Büffet).

Cornelie. Wahrscheinlich wieder umgestoßen.

Angela. Die ist auch fast leer.

Cornelie. Er sitzt jetzt immer so verdrießlich auf seiner Stange, und dann plötzlich flattert er ganz ängstlich.

Angela (töndend). Mäzchen, Mäzchen, Piep? Mäzchen! Piep? — Singen thut er gar nicht mehr. Ich glaube er hat auch Sehnsucht nach Thost. Was, Mäzchen?

Cornelie. Er brachte ihm oft Grünes.

Angela (summt ein wenig, geht umher, nimmt dann ihre Zeichnung auf, besieht sie durch die hohle Hand). Es wird, es wird! Kann ich das Blatt mal nach Jena mitnehmen? Ich möchte es Herrn Anton zeigen.

Cornelie. Herr Anton? Kennst Du Cuern Geschäftsführer Schröder so?

Angela (etwas verlegen). Papa nannte ihn immer nur Anton. Er war ja erst neunzehn Jahre, als er zu uns ins Comptoir kam.

Cornelie. Natürlich, kannst Du! Nimm's doch heute mit!

(Pause.)

Cornelie. Wie deutlich das vor mir steht, der Abend, wo er dieses Blatt zeichnete. Es war vielleicht acht Tage vor dem Brande. Bernhard hatte eben seine Berufung zum Professor bekommen. Wir saßen in der letzten Abendhelligkeit beisammen. Thost war auch da. Es war alles so gefüllt (nach Ausdrücken suchend) und glühend damals — Ernte und Verheißung zugleich. Als ob — auf einem

vollbehängten Apfelbaume neue Knospen treiben. Wir sprachen vom Abschiednehmen, Anhänglichkeit, Pietät und Treue. Bernhard lächelte nur. Er konnte so viel sagen, ohne zu sprechen. Nur so lächeln — und dann mit den Augen. Nach einer Weile krigelt er auf einem Briefbogen, der da liegt, herum.

Angela. Und da hatte er diese Zeichnung —?

Cornelie (nickt). Er schob sie uns aufs Fensterbrett. „Wirf weg, damit Du nicht verlierst“, sagte er dabei, „das ist Titanentreue.“

Angela. Aber ich verstehe nicht recht —

Cornelie. Er selbst hat es noch zu seinem Titelblatt bestimmt. Denn gerade dieses ist so ganz Geist von seinem Geiste! Nicht am Vergangenen haften, verstehst du! Sich lösen von allem, was uns ins Schattenreich ziehen will, und wäre es das Liebste! So meinte er's. Denn droben, siehst Du, (geht hinüber) auf dem Notenbände, das die singenden Mädchen halten, da steht immer Euridike (Griechisch gesprochen). Euridike.

Angela. Er soll sich nicht, selbst von ihr nicht fesseln lassen, damit —?

Cornelie. Ja, das war seine Anschauung. In seinen Liedern macht er sie unsterblich, dafür verläßt er sie.

Angela. Aber ist das nicht schrecklich?

Cornelie. Schrecklich? Vielleicht. Mir nicht mehr. (Nach einigem Nachdenken.) So als Frau — glaube ich — (immer nach Ausdrücken suchend) ohne daß man besonders darüber nachdenkt — man atmet die Ideen seines Mannes ein, — wie eine Ansteckung — durch die Poren der Haut möchte ich sagen. (Nachdenklich.) Bei Thost — da ist es wieder ganz anders. Ein Mann natürlich; der geht selbst auf die Quellen zurück, — denselben Weg macht er, wie sein Meister.

Angela (setzt sich wieder an ihre Arbeit; leicht). Ist das nicht ganz gleich?

Cornelie. Ich weiß nicht. Nur daß es bei mir — das was man früher — so eingeatmet hat — zu Haus früher, das wird man eben auch nicht ganz los. — Und das ist dann so wunderbar! (Pause; von der Straße herauf ertönt ein Geräusch, das sie erweckt.) aber ich vergesse beinahe — (Geht zum Hintergrundfenster und zieht das Rouleau auf, klopft erst, winkt, öffnet dann und ruft hinaus.) Kommen Sie schon zurück Striezel? Ist er nicht ruhig drüben im Garten?

Wärter (draußen). — — —

Cornelie. Wieder eingeschlafen? Ach so!

Wärter. — — —

Cornelie. Von wem?

Wärter. — — —

Cornelie. So geben Sie dem Jungen 50 Pfennige, er soll sich eine neue kaufen (Nimmt aus dem Portemonnaie und wirft hinaus). Da.

Angela. R?

Cornelie (deprimiert). Er hat dem Portierjungen von drüben seine Pferdeleine weggenommen und will sie ihm nicht wiedergeben. (Führt das Taschentuch an die Augen.)

Angela. Tantchen! So etwas müßte Dich doch nicht immer wieder — das liegt doch eben in seiner Krankheit!

Cornelie. Ich weiß ja, ich weiß. Nur manchmal kommt dann so das ganze, trostlose Elend über einen! (Geht am Schreibtisch vorbei und blättert dort im Manuskript. Mit leidenschaftlicher Innigkeit, wie Menschen beten.) Ach, mein geliebtes Buch! Wenn ich Dich nicht hätte!! (Geht zurück zu ihrem Platz an Angela vorbei. Stummes zärtliches Umschlingen der beiden.)

Angela. Ich bin so stolz, daß ich auch ein bißchen helfen kann an dem Werke! Und weißt Du was mich dabei noch besonders freut? Daß ich weiß, Papa selbst hätte das von mir machen lassen.

Cornelie. Sicher! Wo er dich doch förmlich bei sich anstellen wollte?

Angela (erfreut). Hat er Dir das auch gesagt? (Schmätzig.) Ach was hatten wir für schöne Pläne! (Halb singend, wie man Märchen erzählt.) Im nächsten Herbst wäre ich in München in der Kunstschule fertig gewesen, dann hätten wir gerade das 200jährige Bestehen der Firma gefeiert. Zweihundert Jahre! Denke mal, was das bedeutet! Sich da immer auf der Höhe halten! Ich habe manchmal so Angst, daß Mama es nicht so in derselben Weise —. Sie kümmert sich zu wenig darum. Und wenn sie wenigstens Herrn Anton freie Hand ließe.

Cornelie. Die Firma, ja, das war der ganze Stolz Deines Vaters. Sein Leben kann man sagen.

Angela. Dem künstlerischen Teile, dem sollte ich später einmal allein vorstehen. Mädchen können so was auch. Ganz gut!

Cornelie. Und wenn Du Dich einmal verheiratest? (Mit leichter Rederei.) Oder denkst Du daran gar nicht?

Angela (errötend). O das? Man kann ja auch einen heiraten, der ebenfalls — ich meine, der schon so wie so — —

Cornelie (lächelnd). hm hm!

Angela. Tantchen! — Ach und überhaupt jetzt! Mama will mich ja gar nicht von sich lassen. Nicht mal nach München zurück!

Cornelie. Sie wird sich mit der Zeit schon wieder zurückfinden ins Leben. Denke doch, wie sie Deinen Vater geliebt hat.

Angela. Abgöttisch! Wirklich abgöttisch! In seiner Stube — alles muß da bleiben, wie er es verlassen hat. Da sitzt sie stundenlang und weint. Neulich sagte sie, sie beneidete die indischen Witwen, die sich mit ihren Toten verbrennen lassen dürften.

Cornelie. Und mir ist das immer so häßlich erschienen, dieser fanatische Kultus einer leeren Hülse, deren Kern verschwunden ist.

Angela. Ja, solche Sachen sagt sie. (Macht eine Korrektur an ihrer Zeichnung.)
Nein wie dumm, jetzt habe ich meiner Euridice einen Strich übers Gesicht gemacht. Oder heißt es Euridike?

Cornelie. Ja, auf griechisch!

Angela. Kannst du überhaupt griechisch?

Cornelie. Zufällig ein bißchen. Ich war die Einzige unter drei Brüdern.
Da hat mich mein Vater gleich mit ihnen unterrichtet.

Angela Ach daher! Und bei Deinem Gedächtnis. — Er war Prediger, nicht wahr?

Cornelie. Ja, Superintendent in der Altmark, Wittenhausen, eine ganz kleine Stadt. Du kannst Dir gar nicht denken, wie entzückend es da ist, die weite Ebene mit ihren blauen Kieferwäldern, im Hintergrunde das Meer, und überall der Blick auf unsre schöne alte Kirche. Und unser Haus erst! Ganz bewachsen von dickem Epheu mit Trauben-Büscheln. Wie ich danach manchmal Sehnsucht habe!

Angela. Warst Du denn nie wieder da?

Cornelie. Nein.

Angela (erschrocken). Ach bitte, sei mir nicht böse. Nein, wie albern! Ich wußte es ja! Sie wollten nicht, daß Du den Onkel Schirmer heiratest? Nicht wahr?

Cornelie. Sie hielten es für mein Unglück. Ein Mann wie Bernhard, mußt Du denken, und dazu Vater von seinem Standpunkte aus! Mutterchen natürlich, die wäre nicht so gewesen. Aber sie durfte ja nicht anders. „Kind,“ jagte sie zu mir „was hilft das alles? Die Frau muß zu ihrem Manne halten.“ Und siehst Du — das that ich! (Nach einer Weile träumerisch.) Einem folgen, indem man ihn verläßt, ist das nicht seltsam?

Angela (zärtlich zu ihr niederknieend). Mein liebes, liebes Tantchen!

Cornelie (streicht ihr mütterlich übers Haar. Pause).

Angela (aufstehend). Aber ich glaube, ich muß jetzt — — — (Steht auf, nach der Uhr sehend.) Wirklich, es ist Zeit. Begleitest Du mich vielleicht

ein Stückchen? Was? Du bist heute noch gar nicht an die Luft gekommen.

Cornelie. Am Ende wirklich! Aber kann ich in dieser Blouse? Die Ärmel sind so altmodisch.

Angela. O, über das eitle Tantchen.

Cornelie (lächelnd). Wenn's Dir nichts macht, so mit mir — Du weißt —

Angela (niedend). Na, na. (Dann ernsthaft.) Nein, das kann Dir wirklich niemand nachsagen! Gefallsüchtig bist Du nicht. Aber wart, ich will Dich putzen! (Läuft ins Schlafzimmer, holt einen schwarzen Spitzenhawl, den sie Cornelien um Kopf und Schultern drapiert.)

Cornelie (läßt gefällig mit sich machen).

Angela. So! nun bist Du nicht mehr altmodisch, sondern einfach entzückend. (Küßt sie.) Jetzt bist Du eine spanische Donna, die sich hierher verirrt hat. (Küßt sie.)

Cornelie (geht zum Schlafzimmer, öffnet die Thüre). Die Sonne ist weg, glaube ich. Jetzt kann man ein bißchen Zug — —

Angela (öffnet die Fenster). Es ist kühl er ge — — — Ach, ist das nicht Thost?

Cornelie (tritt hinter sie). Wirklich!

Angela (bedauernd). Ach! Nun kommst Du doch nicht mit.

Cornelie. Nein, jetzt natürlich! (Es klingelt.) Ach so! Emilie ist noch in der Stadt.

Angela. Die rauhe Emilie?

Cornelie (im Hinausgehen). Schilt sie nicht. Sie hat ein goldenes Herz. (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Thost. Borige.

Thost (ist etwa 30 Jahr alt, germanischer Typus. Graublondes, büstenartig geschnittenes Haar. Schnurrbart, mittelgroß, sehnig. Er ist energisch, klug und leidenschaftlich. Sieht die Menschen prüfend an. Nicht blasfert. Kein esprit. Etwas kurzichtig. Heller Reiseanzug. Entweder wollenes Hemd unterm Jaquet, oder Joppe. Heller Filzhut in der Hand, den er dann fortlegt. Klemmer ohne Band. Wenn er erregt spricht, nimmt er ihn ab und pugt ihn. Mit Cornelie eintretend). Ja, da bin ich. (Sieht ihre Umhüllung, die sie zu einer Trauernden stempelt, fast mit einem Schrei). Um Gotteswillen, wie geht's Bernhard?

Cornelie (nimmt schnell das Tuch ab). Nein, nein! Seien Sie doch nicht

gleich so furchtbar — Bernhard geht's gut. Ganz gut! (Langsamer und leiser.) Wenigstens nicht eigentlich schlechter als damals.

Thost. Gott sei Dank! (Geht mechanisch zum Schreibtisch und steckt die schöne langstenglige rote Rose, die er in der Hand hielt, dort ins Blumenglas. Wiederholend.) Gott sei Dank.

Angela (mit ihrer Betroffenheit kämpfend). Es ist kein Wasser drin, ich will — (Geht mit der Base ins Schlafzimmer, dessen Thür sie beim Zurückkommen schließt.)

Cornelie (um Thost Zeit zur Fassung zu geben). Also das haben Sie doch immer noch im Griff? (Zu Angela.) Seitdem er bei uns verkehrt, seine erste Bewegung nach dem Glase hin. (Ernster.) Es war Onkel Schirmers Lieblingsrose. Er konnte nicht arbeiten, wenn er nicht solche Jaquenninot-Rose neben sich hatte. (Giebt ihm die Hand.) Ach, lieber Doktor Thost, ich bin so froh, daß Sie nun wieder da sind.

Thost (resigniert). Ja, ich bin wieder da.

Cornelie. Aber wir stehen hier noch immer so ungemütlich herum, wollen wir uns nicht — —

Angela. Nein, nun muß ich wirklich gehn! Mein Zug wartet nicht. Also (Die Zeichnung aufnehmend.) ich nehm's mit!

Thost. Ach, das Titelblatt! (Betrachtet es.) Schön! Sehr schön!

Angela. Es ist noch nicht ganz fertig.

Thost (ohne sie zu hören). Das ist 'ne Predigt. Was? So 'ne große Loslösung, wie Schirmer das nennt. Mal die Kettenkrankheit abstreifen! — Ach ja! (Streckt unwillkürlich den rechten Arm aus und zieht ihn ein, wie Muskeln probierend.)

Cornelie (zu Angela, die die Zeichnung einwickelt). Wart, daß es sich nicht knickt. Ich hab da — (Sucht im Schreibtisch.)

Thost und Angela (im Vordergrund).

Thost (innerlich beschäftigt, höflich zu Angela). Ihrer Frau Mutter — geht es gut? Und Ihnen selbst, Fräulein Angela?

Angela (mit Corneliens Hilfe einen Bindfaden um den Carton bindend). Danke, man muß zufrieden sein. (Zu Cornelien.) Nur mit dem Finger, bitte, so!

Thost (leicht). Muß man? (Auf seine Worte aufmerksam werdend.) Muß man wirklich, Fräulein Angela?

Angela (leicht). Was will man machen? Jetzt muß ich aber (Zu Cornelie, die sie begleiten will). Aber bleibe doch.

Cornelie. Nur die Rolle halten, bis Du den Hut aufgesetzt hast.

Angela. Also adieu, Herr Doktor, auf Wiedersehn.

Thost. Wiedersehn.

Cornelie und Angela (ab.)

Thost (allein). Zufrieden sein? Unsinn! (Geht zum Nähtisch.) Ihre Schere!
(Spielt damit, streicht unwillkürlich über ihren Stuhl, nimmt eins der Hemden hoch. Erwischt ihr Spizentuch und atmet den Duft ein.) Da ist es wieder, dieser Duft! O Du, Du!! (Küßt das Tuch, wirft's dann, ärgerlich über sich selbst zur Erde, macht ein paar Schritte, kehrt um und legt das Tuch, ordentlich zusammengefaltet auf den Tisch.)

Dritter Auftritt.

Cornelie. Thost.

Cornelie (kehrt zurück). So! Und nun (Setzt sich auf die Chaiselongue und weist ihm einen Sessel an.)

Thost (steht unentschlossen hinter seinem Sessel, den er ein wenig nach vorn kippt.)

Cornelie. Erzählen Sie doch ein bißchen. War's hübsch unterwegs? Hatten Sie auch so entseßliche Hitze?

Thost (hat den Stuhl losgelassen, blickt umher, gleichsam alles umfassend). Es thut doch wohl, wieder so in den alten Räumen — (Tritt dicht hinter Cornelien.) Verzeihen Sie mir nur, Frau Schirmer, das vorhin. Es kam mir alles so verändert vor. Die Thür da (zum Schlafzimmer) weit offen, und Sie in Ihrer schwarzen Umhüllung — —! Schon die ganze Zeit unterwegs bin ich die Vorstellung nicht los geworden, er könnte — es müßte etwas geschehen sein, ehe ich heimkehrte.

Cornelie (ernst). Mein lieber Thost, wie können Sie nur? Sie wissen ja selbst, Bernhard wird wahrscheinlich länger leben als wir alle. —

Thost (setzt sich.)

Cornelie. Aber nun kommen Sie und — oder wissen Sie was? Ich mache Ihnen eine Tasse Thee. Noch von dem russischen, wissen Sie, den Sie mir einmal geschenkt haben. (Geht zur Theemaschine am Buffet.) Ich hätte Ihnen gern mal geschrieben, Thost, aber Sie hatten mir ja gar keine Adresse gegeben. Nicht mal ein kleines Lebenszeichen habe ich gekriegt. Gehörte das mit zur Kur? (Scherzend.)

Thost. Vielleicht!

Cornelie (mit dem Kessel zur Thüre links). Sie sind schon zurück, Emilie? Ach, dann füllen Sie mir doch mal den Kessel.

Emiliens (brummige Stimme im Flur). Kochen thut's natürlich nicht!

Cornelie (spricht hinaus). Schadt nichts, auf der Maschine geht's ja so

schnell! (Geht zum Büffet zurück, gießt aus einer Flasche Spiritus auf die Kochlampe.)

Thost. Die ist die Alte!

Cornelie. Gott sei Dank! — Daß Ihre Kantbiographie ins Englische übersezt ist, wissen Sie doch?

Thost. Ja, ich erfuhr's noch kurz vor der Abreise.

Vierter Auftritt.

Emilie. Borige.

Emilie (etwa 50 Jahre alt, glatter Scheitel, ein schwarzes Filettuch auf den Haaren, unterm Kinn geknüpft, peinlich sauber und ordentlich, barsch und gradlinig, spricht nur wenig vollstümlich, märkisch; im Hereinkommen zu Cornelien). Nu is natürlich wieder mal gar nichts im Hause, kein Kuchen und nichts nich. Natürlich, wenn man sich selber nichts gönnt. (Lezteres so, daß Thost es verstehen soll.) Tag, Herr Doktor.

Thost. Tag Emilie. Na, gut gegangen?

Emilie (vorkommend). Mich wohl — aber —!

Thost (noch auf seinem Stuhl).

Emilie (näherst sich ihm vertraulich). Mit der Frau geht's so nicht weiter, Herr Doktor; sie muß sich mal Ruhe gönnen, sag ich. Das mit dem Herrn Professor, die ewige Angst, nö das ist zu viel. Der Sanitätsrat spricht ja wohl immer von 'ner Anstalt. Aber will sie denn? Und wenn sie nur man bloß — aber essen thut se man auch so gut wie nichts. Zu sparsam is se ja!

Thost. Habt Ihr's denn so knapp jezt?

Emilie. Na, der Wärter und die vielen Sachen, die der Herr Professor —

Cornelie (aus ihrem Stantieren hinaus). Na? Was verschwört Ihr Euch denn wieder hinter meinem Rücken? Kaum ist der Herr Doktor wieder da, so —

Emilie (macht im Abgehen Thost heftige Zeichen, er solle schweigen, ab.)

Cornelie. Lassen Sie sich von ihr nicht bange machen. Sie übertreibt immer. Aus reiner Liebe zu mir.

Thost. Sie ist wirklich ein gutes altes Geschöpf. Von einer rührenden — Hundetreue! (Von Cornelien magisch angezogen geht er zu ihr und folgt ihr, die nun beginnt vom Büffet nach dem Eßtisch hinzutragen, wie ihr Schatten.) Was ich sagen wollte. War Schmittlein schon hier?

Cornelie. Nein, ist der hier in Weimar?

Thost. Heute! Wie lange weiß ich nicht. Ich fand auf meinem Schreibtisch ein paar Zeilen, die er gleich da an mich geschrieben hat.
Cornelie. Ich mußte gar nicht, daß Sie so befreundet mit einander sind.

Thost. Wenn man so zwei Jahre lang zusammen Mittag ißt! Er wäre auf der Durchreise, schreibt er, wollte mich mal wiedersehen und Ihnen Grüße bringen.

Cornelie. Mir? (hoffnungsvoll.) Am Ende von zu Hause! — (Zurückebend.) Aber nein, das thun sie nicht! — Ich würde mich sehr freuen ihn wiederzusehen. So ein guter Mensch! Es war zu Hause immer so gemütlich, wenn Max Schmittlein kam. So ein alter Kindheitskamerad! Sein Vater war doch Arzt bei uns in Wittenhausen. Wie geht's Schmittlein jetzt eigentlich?

Thost. Gut. Er hat seine Buchhandlung in Rostock aufgegeben und ist jetzt Direktor einer großen Verlagsgesellschaft in Hamburg. Die Unitas. Alle möglichen Verläge und Zeitschriften haben sie angekauft und kaufen noch mehr glaube ich. Ich wollte ihn jetzt eigentlich in Hamburg besuchen, aber ich weiß nicht — manchmal hat man's nicht so gern, wenn einen die alten Freunde besuchen!

Cornelie (lachend). Warum?

Thost. Na ja! Übrigens heut' abend sind wir nun doch zusammen.

Cornelie. Also wo waren Sie eigentlich. Wollten Sie nicht auch nach Mecklenburg?

Thost. War ich auch. Ich wollte meine Vaterstadt mal wiedersehen.

Cornelie. Na und?

Tost. Eng, eng! Die Leute wie die Gassen. Ich dachte da ein bißchen Frieden zu erlangen, aber man ersticht ja zwischen diesen dicken Borurteilen. Ich begreife nicht, wie man da früher atmen konnte.

Cornelie (auf und ab). Wirklich so schlimm?

Thost (ihr nach). Unerträglich für jemand, der gelernt hat mit Schirmer's Gedanken zu denken. — Und! erst die Stiftsschule! Herrgott, wie einem da die Kerkerluft entgegenslug! Gehorsam hier und Unterwürfigkeit da und Dankbarkeit hinten und vorn.

Cornelie. Sie sind eben aus diesen Verhältnissen herausgewachsen!

Thost. Das ist es grade, was sie mir nicht verzeihen können, da (mit dem Finger auf die nun leere Stelle pochend, wo vorher die Zeichnung lag) da — was Bernhard —! Der kannte Höheres, als diese — Hundetreue, die auf dem Grabe ihres Herrn verhungert, oder jene — Ragentreue, die am leeren Hause hängt. Aber von solchem — Pflicht-

gefühl gegen sich selbst — da wissen diese — diese Anachronismen — nichts.

Cornelie (einschwendend). Bitte hier! — Was Sie für Ausdrücke haben!

Thost (lachend). Na ja, wenn einem immerfort — (Trinkt zerstreut.) Un- dankbar soll man sein, nur weil man seinen eigenen Weg gemacht hat, anstatt sich da zum Lehrer an ihrer Schule — aufpäppeln zu lassen. Keine Anhänglichkeit haben! —

Cornelie. Ärgern Sie sich doch nicht darüber.

Thost. Wenn die Leute wüßten, was einen oft die Opfer kosten, die man sich bringt!

Cornelie (schenkt ihm wieder ein).

Thost (sieht sie an). Nähren Sie sich auch ordentlich, Frau Schirmer? Sie sehen nicht gut aus. Am Ende sparen Sie zu sehr?

Cornelie. Hat Ihnen etwa Emilie?

Thost (lägt). Emilie? Wieso? Aber ich wollte Sie schon lange bitten —

Cornelie (schnell). Ich brauchte ja nur den Vorschuß anzunehmen, den mir Schröder angeboten hat.

Thost. Die Chemnitius meinen Sie? (Beunruhigt.) So? Hat sie jetzt — — ?

Cornelie. Ja, die Firma hat mir einen Kontrakt geschickt. (Geht zum Schreibtisch und holt das Papier.) Schon unterschrieben. (Setzt sich.) Warten Sie, hier! (Liest.) „Der Verfasser verpflichtet sich — Kampf des einzelnen — Grundriß der —“ hier! „Den in Arbeit befindlichen Teil Band II in Frist von einem Jahre — sowie die weiteren Teilbände —“ na ja! (Lauter.) „Dagegen verpflichtet sich die Verlags- handlung zur Vorauszahlung des Honorars in Höhe einer Summe von 2000 Mark für jeden Teilbestand der —“ und so weiter. Ich wollte erst auf Ihre Zustimmung warten; aber da Sie selbst die Sache vorgeschlagen haben — (sieht ihn an.)

Thost (ist sehr beunruhigt).

Cornelie. Wie mir Schröder sagt?

Thost. Wir — sprechen noch darüber, die Verhältnisse werden sich — Ich werde von jetzt ab viel zu thun haben —

Cornelie. Aber in einem Jahre! — Ach, wie ich mich auf die Arbeit freue, Thost!

Thost (steht auf).

Cornelie. Sie nicht auch?

Thost (murmelt etwas Undeutliches).

Cornelie. Sie haben mir unsagbar gefehlt. — Ich habe das bis

jetzt garnicht so gewußt. — Nicht eine Seite habe ich fertig gebracht allein —

Thost (spricht undeutliche Worte).

Cornelie. Was meinen Sie?

Thost. Sie überschätzen mich. Sie sind's ja, die vom bloßen Hören jede Wendung, jeden Ausdruck im Kopfe hat. Bei mir stockt's jeden Augenblick.

Cornelie. Das wohl! Aber den Zusammenhang, das ist eben so wundervoll, dies Ineinanderarbeiten. — Niemand könnte so wie wir beide! Wenn ich denke einer von uns beiden — aber nein, das kann gar nicht sein. Man stirbt nicht, ehe man seine Mission vollendet hat. Nicht wahr?

Thost (schweigt, geht in tiefer Bewegung auf und ab).

Cornelie. Was haben Sie eigentlich, Thost? Noch Reiseunruhe in den Gliedern.

Thost (hin- und hergehend). Ja, Reiseunruhe. (Bleibt plötzlich vor ihr stehen, mit festem Entschluß.) Frau Schirmer, ich gehe fort!

Cornelie. Schon? Aber wollen Sie nicht —

Thost (aufgeregt, gezwungen ruhig). Ich gehe fort, ganz fort von hier!

Cornelie. Sie wollen — — — (Sieht ihn fassungslos an.)

Thost (schnell sprechend, wie hergesagt). Man hat mir eine Stelle angeboten an der Münchner Bibliothek. Ich bekomme dort 5000 Mark Gehalt, werde genügend Zeit zu eigener Arbeit haben, — und ich hatte mir schon immer vorgenommen. — — — — (Fängt wieder an.) Die Luft hier bekommt mir gar nicht recht, ich werde nicht gesund, so lange ich hier bin, und schließlich, ich bin doch noch kein Greis, man will doch mal vorwärts kommen, und eine größere Stadt ist doch auch — Und gerade München! Die Stelle ist noch gar nicht ausgeschrieben, man hat gleich nach dem Tode Doktor Richters an mich gedacht. Gefündigt habe ich schon von unterwegs. (Tapsch, mit größter Anstrengung.) Und ich bin nur zurückgekommen, um hier meine Sachen zu packen. Und von Ihnen Abschied zu nehmen — natürlich!

Cornelie. Aber Thost, wie so ist — (Steht auf, macht ein paar Schritte auf ihn zu.) Ich kann mich noch gar nicht — (Wie etwas Unmögliches in höchster Angst.) Dann müßten wir ja — unser Buch aufgeben?

Thost. Es wird mir gewiß nicht leicht, Sie so im Stiche zu lassen, aber — Und wir werden ja vielleicht auch brieflich — —

Cornelie (stehend, außer sich). Sie können mich nicht so verlassen! Wo

Sie doch wissen, daß Bernhards ganze Hoffnung nur in unster Arbeit — Er ist Ihnen ja immer das Höchste gewesen, nicht wahr? Der einzige, zu dem Sie aufsehen, und nun wollen Sie ihm Anerkennung und Ruhm — er hat ja keine andere Zukunft mehr als uns. Mein, Sie können mich nicht so, — (Die Stimme versagt ihr. Sie setzt sich, da Thost nicht antwortet, wie todmüde; nachsinnend.) Thost, ich stehe da vor einem Räthsel. Sie müssen irgend etwas erlebt haben, etwas erfahren, was — —

Thost (gequält). Ich muß fort. Ich sage Ihnen, ich muß! Quälen Sie mich doch nicht so! (Macht ein paar Schritte ins Zimmer, tritt dann vor sie hin, aber ohne ihre Hand zu fassen. Dringlich zärtlich.) Liebe Frau Schirmer, verstehen Sie denn nicht? Die große Loslösung, glauben Sie, daß die immer so leicht ist? (Veidenschaftlich weg von ihr.) Und jetzt fragen Sie mich nicht. Ich sage Ihnen nur, ich gehe zu Grunde, wenn ich so noch länger leben muß.

Cornelie (mit ihren Thränen kämpfend). Dann freilich. — Obgleich ich gar nicht verstehe. — — Nein, nein, ich frage ja nicht. Es ist nur so unfaßbar! (Die Thränen rollen ihr übers Gesicht.)

Thost. Weinen Sie doch nicht! Liebe, liebe Frau Schirmer, weinen Sie doch nicht! (Streicht sehr zart über ihre Haare.)

Cornelie (sich zusammennehmend). Ich bin gewiß zu egoistisch. So lange habe ich unbedenklich Ihre Zeit und Ihre Kräfte — Sie haben ja wahrscheinlich recht, man muß weiterkommen. Sie sind sich selbst das schuldig, das verstehe ich wohl. Ich sinne nur, wie man — — (Von einem Gedanken erfasst, steht auf, will reden, verstummt, dann sehr bestimmt.) Ich gehe mit nach München, Thost!

Thost. Unmöglich! Sie können doch nicht mit dem kranken Manne, — und in einer fremden Stadt — — —

Cornelie (ohne auf ihn zu hören, man sieht daß sie den Gedanken weiter-spinnt). Sagen Sie mir nur das Eine! Wollen Sie überhaupt weiter mit mir an Bernhards Buch arbeiten?

Thost. Wenn Sie wüßten, wie gern ich Ihnen helfen möchte mit allem, was ich kann!

Cornelie (faltet die Hände in großer Aufregung). Möge es das rechte sein, was ich thue!

Thost. Was haben Sie vor?

Cornelie. Ich will Bernhard in eine Anstalt bringen.

Thost. So plötzlich? Nur weil Sie mit mir — ?

Cornelie (aufgeregt). Der Arzt spricht schon seit Wochen von einer

Anstalt. — Bis jetzt konnte ich mich noch nicht — obgleich, es ist ja wahr — in mancher Beziehung — —! Es müßte natürlich eine gute sein, die beste womöglich. Das Geld dazu muß sich eben finden. Das heißt, ich habe es ja, ich kann es ja bekommen, der Vorschuß für unsere Arbeit!

T h o s t (hält sich den Kopf mit beiden Händen; zu sich). Aber, das ist ja verrückt, verrückt!

C o r n e l i e. Es war mir immer ein so furchtbarer Gedanke, daß man nun auch das Letzte noch fortgehen soll. — Aber so darf man nun nicht mehr denken. Nicht wahr, Thost?

T h o s t (räst ihr mit tiefer Bewegung die Hand).

C o r n e l i e. Sein armer, bewußtloser Körper soll nicht hindern, daß — Es giebt ja noch ein Unvergängliches im Vergänglichen, dem will ich leben. (Faltet die Hände.)

T h o s t (erschüttert). Aber denken Sie denn gar nicht an sich selbst? An die Gefahr, in die Sie sich — — —

C o r n e l i e. Gefahr?

T h o s t. Nein, ich muß da für uns beide denken. Sie sind eine Frau. Sie dürfen sich nicht so über alle Schranken — Glauben Sie doch nicht, daß man so rein das ausführt, was man für sich selbst als recht erkennt. Und wenn es nichts wäre als das Geschwäg der Leute.

C o r n e l i e. Der Leute! Ach!

T h o s t. Mein Gott, Sie sind doch kein Kind mehr. Sie wissen doch, womit man zu rechnen hat in der Welt (leiser hinzusetzend), und in sich selbst.

C o r n e l i e (nun ganz ruhig). Reden Sie, was Sie wollen, Thost, ich habe meinen Entschluß gefaßt! —

T h o s t. Nun denn, Sie wollen es? Mag nun geschehen, was muß.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Wärter. Schirmer.

(Man sieht den Wärter mit dem Wagen zurückkehren).

C o r n e l i e (geht auf die Thüre zu, bleibt dort stehen. Sie faltet von neuem die Hände und blickt empor). Dem Unvergänglichen im Vergänglichen, dem gelob ich mich!

(Der Vorhang fällt schnell).

Zweiter Aufzug.

Einige Tage später. Zimmer wie früher, aber Zeichen des Umzuges. Eine gefüllte Bücherkiste vor den geleerten Regalen. Auf der Platte des abgeräumten Schreibtisches eine Reihe Bücher verschiedenen Formats, den Rücken noch oben. Die herabgenommenen Gardinen liegen, noch mit ihren Stangen, auf dem Tischtisch. Das Büffet ist geleert.

Es ist Morgen, bedeckter Himmel, Gewitterstimmung.

Erster Auftritt.

Emilie. Später Thost.

Emilie (ist damit beschäftigt, Geschirr, das sie in aufeinandergetürmten Stößen aus dem Büffet räumt, in den Flur zu tragen. Bei einem Geräusch, das sie verursacht, hält sie erschrocken inne. Sie schlägt sich, ärgerlich über sich selbst auf die Hand). Schaf du! Natürlich mußt du ihr wecken! (Schleicht nach dem Schlafzimmer, öffnet vorsichtig und blickt hinein.) Nö, sie schläft. Wie sie daliegt! Gleich so in den Kleidern auf dem Bette eingeschlafen! (Es klingelt.) Aber auch nach so ner Reise! Achott, achott! (Geht hinaus, um zu öffnen.)

Thost (in leichtem sommerlichem Hausanzug). Frau Professor schläft doch wohl?

Emilie. Erst wollte sie sich gar nicht mehr hinlegen. — Es war doch schon viere, als sie von der Reise kam — aber dann — gegen Morgen — — Nö so 'ne Nacht, das ist kein Spaß. Na, der Herr Doktor standen ja auch die ganze Zeit am Fenster und guckten die Chaussee lang.

Thost (ertappt). Eine Weile allerdings. Es war so schwül — ich denke, es kommt heute noch ein Gewitter.

Emilie. Ja, das wird es wohl!

Thost. War denn Frau Professor sehr — sehr müde nach der Reise? Sagte sie was, wie es gegangen ist mit dem Herrn Professor?

Emilie. Nö, gesagt hat sie nichts, da war sie wohl noch zu traurig zu. Geessen hat sie auch nichts. Nicht mal ihre Tasse Thee getrunken. Gefragt habe ich ihr auch nicht. Aber Striezel sagt, ganz gut! Er und der Herr Sanitätsrat wären recht befriedigt gewesen.

Thost (erleichtert). So. — Sagen Sie Frau Professor, ich käme noch jedenfalls vor Tische herüber, um mit ihr — ja, mit ihr verschiedenes zu besprechen. Jetzt könnte ich nicht abkommen. Die Packer wären drüben. Ich wollte nur hören ob — —

Emilie. Is gut.

Thost. Ich komme also nachher. (Ab).

Zweiter Auftritt.

Cornelie. Emilie.

Cornelie (aus dem Schlafzimmer. Sie trägt ein einfaches graues Kleid).
War das der Herr Doktor?

Emilie. Er käme wieder nachher. Na? Bißchen geschlummert?
Natürlich, wenn man sich nicht mal ordentlich ins Bett legt! Aber
immer eigensinnig, immer eigensinnig! (Geht nach dem Flur, um den
Kaffee zu holen.)

Cornelie (blaß, traurig, gefaßt). Ja, nun ist er fort! (Setzt sich am
Chaiselonguetisch, wohin Emilie eine vollgeschenkte Tasse und eine gestrichene
Semmel auf einem Präsentierbrett bringt).

Emilie. Soo. Schon alles zurechtgemacht!

Cornelie (sich umsehend). Du bist schon so fleißig am Räumen.

Emilie. Ja. Die ganze Tischwäsche und Bettwäsche sind auch schon
in der Kiste! Jetzt bin ich am Porzellan. — Aber trinken müssen
Sie! (Hält Cornelien die Tasse an die Lippen.)

Cornelie (macht gehorsam einige Schlucke). Du verstehst's. (Lächelt.)

Emilie. Zu Mittag kommen die Baker. Das Essen, dachte ich,
holen wir mal aus dem Russischen Hofe?

Cornelie (gleichgiltig). Ja, ja. (Interessierter.) Die Bücher auch schon
eingepackt?

Emilie. Der Herr Doktor hat gestern den ganzen Tag daran ge-
wirtschaftet. Die (zeigt auf den Schreibtisch) hat er rausgelassen. Es
wären die Bücher, in denen der Herr Professor immer gelesen
hätte. Sie möchten sich aussuchen, was Sie davon mitnehmen
wollten.

Cornelie (neubelebt). Ja, das will ich thun. (Es klingelt.)

Emilie (geht zum Öffnen).

Cornelie (geht zum Schreibtisch, wo sie sich mit den Büchern beschäftigt).

Dritter Auftritt.

Baker. Vorige.

Baker. Nur mal sehen, wie viel daß es is.

Cornelie. Ist denn der Möbelwagen schon da?

Baker (immer etwas verächtlich mit ihr). Nee, bei Ihnen nich! Beim

Doktor Thosten drüben simmer. Von wegen, daß der nu auch nach München macht. — Viel is ja nicht, was er hat, die Hauptsache sinn de Bücher.

Cornelie (ohne auf ihn einzugehen). Die Staffelei da nehme ich mit. Die übrigen Bilder auch. Es handelt sich nur um die großen Stücke.

Baker. Wern wer schon machen! Und hier zum Bäcker Liebegotten soll das Ganze?

Cornelie. Ja! Zwei Bodenkammern habe ich von ihm gemietet. Stellen Sie's recht eng zusammen.

Baker (sieht sich um). Das Klavier da muß aber zugeschlossen werden.

Emilie (brummt). Wissen wir alleine.

Baker (sieht ins Schlafzimmer). Auch keine halbe Fuhre! Auf dem Boden is wohl nich mehr viel?

Cornelie. Ein paar Schränke. Wird's nicht regnen?

Baker. Natürlich wär's besser, Sie gäben was her zum Drüberdecken.

Cornelie (immer gelassen, von seiner Art unberührt). Gut, dann gebe ich Decken raus.

Baker. Am bequemsten wär's ja, wir huckten die paar Kisten und Kasten auf und führten sie gleich mit denen drüben zusammen nach der Bahn, daß wir doch eine ordentliche Lowry einstellen könnten.

Cornelie. Ich sagte Ihnen ja, meine Sachen sollen hierbleiben.

Baker (unverschämt zu Emilie, aber so, daß Cornelie es hören soll). Wie lange denn? Mir machen Sie nichts weiß! (Ab.)

Emilie (wütend). Diese Bande! diese Menschen! Wenn ich ihnen nur erst mal —

Cornelie. Laß doch, das ist ja alles so ganz — (für sich, indem sie zum Schlafkorb greift). Aber ist man nicht wie der Vogel Strauß? Sieht die Menschen nicht und denkt, sie sehen einem auch nicht nach! (Lächelt ein wenig, dann zu Emilie.) Ich hole also die Tücher, und dann will ich auch meinen Koffer, — (Ab.)

Emilie. Diese Menschen. (Arbeitet weiter.)

Vierter Auftritt.

Briefträger. Emilie.

Briefträger (erscheint am hinteren Fenster und pfeift eine Art Signal, halben Leibes hineinschauend).

Emilie (beschäftigt). Legen Sie's man auß Fensterbrett.

Briefträger. Ein einziger Brief. (Legt ihn aufs Fensterbrett.) Aber wegen der neuen Adresse wollte ich noch fragen. Im Fall, daß noch Postfächer einlaufen später.

Emilie. Ja, da weiß ich nu selber nicht. München! Die Wohnung wissen wir ja noch nicht.

Briefträger (sich notierend). Ziehen Sie mit?

Emilie. Ich? Ob ich? Aber natürlich ziehe ich mit! (Für sich ganz empört.) Ob ich mitziehe! Wo ich sie doch habe aufwachsen sehn. Und die Frau Superintendent mir auf die Seele gebunden hat, daß ich ihr nicht verlassen soll!

Briefträger (notiert wieder). Na schließlich sind Sie doch nicht mit einander verheiratet!

Emilie. Nö, das stimmt.

Briefträger. Wenn sich doch alles verändert.

Emilie. Ja, das thut es nu ja wohl.

Briefträger. Ne, das hat's schon. Ihre Frau wenigstens — — —

Emilie (wüthend). So? Wer sagt denn das?

Briefträger. Weiß nicht. Die Leute.

Emilie. Na, denn sagen Sie mal die Leute, das geht sie garnichts an.

Briefträger. Mir kann's egal sein. Ich bin nicht ihr Dienstmädchen.

Emilie. Und vor mir kann meine Frau thun was sie will; was sie will, meine Frau bleibt sie doch!

Briefträger. Das muß nu jeder halten wie er will. Morgen. (Ab.)

Emilie (ist ganz vorn in der Mitte in tiefem Nachsinnen stehen geblieben, sorgenvoll). Wenn sie nur man bloß nichts anfängt! (Dann wie warnend zu sich selbst im Abgehen.) Das geht dir gar nichts an, Emilie! (Geht hinaus.)

Fünfter Auftritt.

Schmittlein. Emilie.

Emilie (im Thur). Nö aber so was! Der junge Herr Schmittlein!

Schmittlein (eintretend; ist ein untersehter, freundlicher Herr, beginnende Glaze, goldener Klemmer, glattrasiert, viel weiße Wäsche, tadellos, aber behaglich gekleidet. Bierziger. Mehr Gemüt als Verstand. Oft humoristisch. Ein Ausflug von Spießbürgertum.) Na, so jung ist man eben auch nicht mehr, Emilie.

Emilie (ist hinter ihm eingetreten). Entschuldigen Sie man. Es ist noch so ein bißchen die Gewohnheit von früher.

Schmittlein. Ich weiß, ich weiß. (Sieht sich um.)

Emilie. Hier sieht's so unordentlich aus. (Räumt schnell die Gardinenstangen vom Tisch und stellt sie am Fenster auf.)

Schmittlein. Ich komme ein bißchen früh. Aber weil ich nach Jena muß! (Defäht sich überall.) Wo habe ich denn nur — — Ich hatte doch meinen — — Ach so hier! (Findet endlich seine Brieftasche und giebt ihr eine Karte.) Glauben sie, daß ich Frau Professor jetzt schon sprechen kann? Sonst will ich lieber —

Emilie. I wo. Gleich werde ich ihr rufen. (Ab, nimmt das Kaffeegeschirr mit hinaus)

Schmittlein (geht umher und betrachtet die Bilder). Da sind sie ja, ihre Eltern! (Bleibt vor der Staffelei mit Schirmers Bild stehen.) Armer Kerl! Wer hätte daran gedacht? — (Seufzt.) Ja ja! (Geht zum Schreibtisch, besieht die Bücher, die er einzeln aufnimmt.) Seltne Ausgabe! — Noch letzter Band? Richtig! — 1729! Wo hat er denn das aufgetrieben? — — Aha, Chemnitius. Richtig! das war ja sein eigener Verlag! Na, heute würden sie so was nicht mehr machen. Höchste Zeit, daß wir die Geschichte kaufen, daß mal wieder ein vernünftiger Betrieb — Der Schröder setzt's ja nicht durch! (Wieder zum Bilde, seufzt.) Die arme Cornelia! Wenn man ihr das hätte ersparen können!

Sechster Auftritt.

Cornelia. Schmittlein.

Cornelia. Also wirklich? Thost sagte mir schon! Wie hübsch, daß Sie gekommen sind!

Schmittlein. Ich wollte Sie so gerne sehen. Und gerade jetzt, in dieser trüben Zeit. — Liebe Frau Cornelia, wieviel Schweres haben Sie durchgemacht, seit wir uns nicht sahen.

Cornelia (einfach). Sehr viel Schweres, ja.

Schmittlein. War denn die Reise — erträglich? Wußte Ihr Mann, was mit ihm vorging?

Cornelia (schüttelt den Kopf). Er hat die Veränderung kaum bemerkt. Wir haben ihm dort alles eingerichtet, wie er es gewöhnt ist. — Er war so vergnügt gestern, glücklich wie ein Kind. Die Amseln freuten ihn, die auf den Gartenbeeten hüpfen, und der Springbrunnen, und dann hatten sie ihm eine rote Decke auf sein Bett gelegt, die gefiel ihm so!

Schmittlein. Also so ganz unempfindlich ist — (Schnaubt sich vor Mährung geräuschvoll, sich ablehnend von ihr. Beide sehen sich.)

Cornelie. Sie wußten schon durch Thost?

Schmittlein. Wir waren gestern abend lange zusammen. Er hat mir alles gesagt. Alles, Frau Cornelie! (Sieht sie prüfend an.)

Cornelie (bleibt unbefangen). Aber wissen Sie, Max, bei alle dem Furchtbaren hat mich immer der Gedanke — — — Noch diese Nacht, während der Fahrt sagte ich mir das: Ich bin doch eine glückliche Frau!

Schmittlein (unsicher). Ich weiß nicht recht, wie Sie das — — —

Cornelie. Wieviel Frauen giebt es denn überhaupt, die so ganz für ihren Mann leben können!

Schmittlein. Wie denn für ihn leben? Wie verstehen Sie das?

Cornelie. Ja, das ist mir gerade jetzt — Es klingt ja sonderbar, wo ich doch nun von ihm getrennt bin. Aber sehen Sie, Max, früher — wenn Thost und ich hier saßen und arbeiteten, in Bernhards Schätzen wühlten, uns berauschten an der Kraft und Größe seiner Gedanken — da auf einmal dringt zu uns ein kindischer Laut, — ein albernes Gelächter. O ich, ich! Es ist, als sollte einem das Herz in Stücke gehen!

Schmittlein (erschüttert). — Dieser Gegensatz! Ja, ja, das muß —

Cornelie. Und, sehen Sie, dann, dann habe ich ihn gehabt, diesen anderen, der sich mir vor den eigentlichen Bernhard stellen wollte. (Visionär.) Nachts — träumte ich manchmal, daß er aufstünde, — dieser andre, und ihn in mir erstickte.

Schmittlein. Und jetzt, meinen Sie — — —

Cornelie (ruhiger). Ja, jetzt ist das ganz anders geworden. Ich denke mir, daß man sich — Ordentlich was wie Glück muß man dabei empfinden. Thost stellt zu Haus, oder wenn er Zeit hat in der Bibliothek, Bernhards Fragmente zusammen, ordnet die Notizen, fügt aneinander was zusammengehört. Ich fülle das dann. Es ist merkwürdig, wenn ich nur den rechten Anstoß bekomme, jedes Wort, jedes Bild, das er brauchte, fällt mir wieder ein. Thost lange nicht so gut! Der hat das nun für sich so oft durchgedacht, da sind ihm die — die Ausdrücke von Bernhard bleiben ihm nicht so im Sinn. Und gerade diese — geschliffenen, funkelnden — (Sucht den Ausdruck.) Ich meine gerade darin ist Bernhard ja so groß. Da darf nichts verändert werden!

Schmittlein (der aufmerksam zuhört, sie dabei beobachtend, während er

mit seiner Visitenkarte, die Cornelia auf den Tisch gelegt hat, spielt.)
Ja, hm!

Cornelia. Und sehen Sie, das was Bernhard sich immer gewünscht hat — So oft sagte er zu mir, wenn er von der Zukunft sprach — so ungefähr sagte er: „Willige Hörer habe ich wohl gefunden, Schüler und Anhänger; aber keinen Jünger. Keinen, der über mich hinaus meine Lehre verkündigt und lebt.“ Ja, das sagte er. Und sehen Sie, dieser Jünger, Max, der werde ich jetzt sein! — Und Thost auch!

Schmittlein. Und Thost auch! (Als wollte er sagen: da liegt der Punkt.) Liebe Cornelia, was Sie mir da sagen ist ja gewiß edel und groß, und ich bin gewiß der letzte, der nicht einsieht, daß Schirmers „Kampf des Einzelnen“ eine Epoche bedeutet für unsere ganze geistige Befreiung. Als „Litteratur-Geschäftsmann“ müßte ich Ihnen sogar sagen: Bringen Sie das Werk sobald als möglich heraus, ehe Ihnen ein anderer zuvorkommt. —

Cornelia (erregt). Das ist ja eben. Es ist etwas im Werke, ich weiß es! Ein Zuhörer von Bernhard, — Schröder hat schon den ersten Bogen gesehen. Er sagt: „total mißverstanden, verwässerte Aussprüche.“ Nun denken Sie nur, wenn diese Arbeit früher als unsere —

Schmittlein. Ich weiß, ich weiß! Aber trotz alledem — es geht nicht, daß Sie mit Thost nach München ziehen.

Cornelia. Also Sie auch? Sie finden auch, daß man so etwas nicht thun soll?

Schmittlein. Das kommt darauf an.

Cornelia. Natürlich kommt es darauf an. Aber ich denke in solchem Falle. —

Schmittlein. Hm! — Furchtbar schwül heute! (Kleine Pause. Sieht nach der Uhr.)

Cornelia. Sind Sie so eilig?

Schmittlein. Ich muß nachher nach Jena. Geschäftlich! Kennen Sie Frau Chemnitius persönlich?

Cornelia. Ja, sehr gut! Haben Sie mit ihr zu thun? Sie werden sie kaum sprechen können. Heute ist wieder einer ihrer traurigen Erinnerungstage. Der Geburtstag ihres Mannes.

Schmittlein. Ist sie so pietätvoll? Das wundert mich.

Cornelia. Sie lebt ganz dem Andenken ihres Mannes.

Schmittlein. Merkwürdige Art! —

Cornelie. Wieso?

Schmittlein. Na weil sie doch —. Sie werden ja schon hören später! Vor allen Dingen will ich jetzt endlich meine Grüße ausdrücken und meinen Auftrag.

Cornelie (hoffnungsvoll erregt). Einen Auftrag? Kommen Sie von —? Waren Sie zu Haus?

Schmittlein. Ja, ich war mal wieder! Seit langer Zeit! Und da habe ich natürlich auch Ihre Eltern besucht.

Cornelie (innig, sehnsüchtig). Mein Muttelchen! Wie sieht sie denn aus? Ist sie gesund? Trägt sie noch immer ihre kleinen schwarzen Tüllhäubchen? (Schnell hintereinander.) Und Vater? Der Ulli, unser Aeltester, der gute Junge schreibt mir manchmal. Er ist doch Lehrer in Mühlhausen, Mühlhausen an der Ruhr. Die andern wollen beide Prediger werden? Ich höre ja so wenig. Und wenn ich an das alles — Was für eine Ewigkeit es ist, daß ich meine Mutter nicht gesehen habe!

Schmittlein. Sie sollen sie ja sehen. Das ist es ja eben, weshalb ich zu Ihnen komme!

Cornelie (tief beglückt). Ich darf wieder nach Hause?

Schmittlein. Ja, ja! „Sie soll nur kommen, meinetwegen,“ sagte der Alte. So gebrummt zwischen zwei mächtigen Jügen aus seiner Pfeife. — Sie wissen ja! Und das gute Mamachen sagte: —

Cornelie (fast weinend vor Freude). Ach Gott! Mein, dieses Glück! Dieses Glück! (Geht in großer Bewegung auf und ab, draußen hört man Windstöße, ganz schwaches Donnern, schwaches, seltenes Wetterleuchten.)

Schmittlein. Mamachen nahm gleich den Schlüsselbund von der Schürze. Sie richtet Ihnen Ihr altes Stübchen ein. Oben im Giebel die beiden Fenster, — — Ja, damals kannte ich die genau.

Cornelie. Ach wenn doch Bernhard das mit mir — —! Aber nun muß ich sobald als möglich hin. Am besten wär's am Ende gleich! Noch ehe wir uns in München — Thosts Möbel brauchen ja so wie so ein paar Tage. Da kann er mir inzwischen eine Stube mieten und — Nicht? Ja, so wird's am besten sein. Ach wie ich mich freue! wie ich mich freue!

Schmittlein. Ein Brief wird auch noch kommen. Sie wissen ja, in Wittenhausen ist man nicht so geschwind mit dem Schreiben. Aber für so kurze Zeit dürfen Sie auf keinen Fall! Ihre Frau Mutter richtet sich darauf ein, daß Sie für immer hinziehen.

Cornelie. Aber Sie wissen ja, daß ich nicht kann. Warum wollen Sie mich denn mit aller Gewalt — — —

Schmittlein. Weil Sie nicht mit Thost gehen dürfen! (Schnelles Tempo.)

Cornelie. Solche Rücksichten existieren nicht für mich, und wo es sich nur um —

Schmittlein. Ach, es handelt sich ja gar nicht um die Welt. Darin denke ich nicht viel anders als Sie, es ist aber etwas andres, warum Sie nicht — — —

Cornelie. Und das wäre? Sprechen Sie's doch aus!

Schmittlein. Thost liebt Sie!

Cornelie. Thost?! Herrgott!! (Tiefe Stille.)

Cornelie (steht bewegungslos, endlich für sich, ganz langsam, wie ermattet).
Ja, dann allerdings. — Das — wußte ich nicht. — Das ändert freilich — mit einem Schlage —! (Setzt sich am Tische wie betäubt nieder.)

Schmittlein. Ich habe es ihm angemerkt gestern, sobald ich ihn sah, und ich sagte es ihm auf den Kopf zu, da hat er mir dann gebeichtet!

Cornelie (in Nachdenken versunken, schweigt). (Kleine Pause.)

Schmittlein. Er hat redlich mit sich gekämpft, die ganze Zeit über. — Er ist ja auch darum fortgereist. — Er dachte, er hätte es überwunden. Aber er sagt, gestern, wie er wieder hierher gekommen wäre. —

Cornelie. Und darum wollte er nicht. — Jetzt verstehe ich erst!
Ja freilich dann —!

Schmittlein. Er möchte Sie nicht eher wiedersehen, ehe ich mit Ihnen gesprochen hätte. Er kommt nachher. (Zurendend, dringlich.)
Machen Sie's ihm leicht!

Cornelie. Ich ihm? Aber für mich ist ja dadurch mein ganzes Leben — — (Schluckt laut auf. Ein heftiger Windstoß fährt durchs Fenster und weht den Brief, der dort lag, ins Zimmer.)

Cornelie (fährt zusammen).

Schmittlein (schließt das Fenster). Endlich kommt das Gewitter. (Hebt den Brief auf.) Ist das für Sie?

Cornelie (nimmt den Brief). Von meinem Vater!

Schmittlein. Aha.

Cornelie (während sie eine Nadel aus dem Haar zieht und den Brief öffnet).
Ja, nun werde ich wohl nach Hause gehn! (Starkes Gewitter und Regen.)

Cornelie (in stolzer Ruhe). Doch, jetzt kann ich es. Um Bernhards willen.

Thost (läßt die Arme sinken und starrt sie mit düstern Blicken an).

Cornelie (wie früher, weicher). Thost, ich stehe vor Ihnen, wie eine Mutter, die ihrem geliebten verwaisten Kinde einen neuen Vater geben will. Sie fühlt, daß sie allein nicht imstande ist, es zu erziehen, ihm den Weg zu bereiten, und da sucht sie eben Hilfe bei dem Manne, der sie lieb hat, der auch dieses Kind lieb hat. (Da Thost schweigt.) Sie lieben es ja ebenso wie ich, Bernhards Werk, Bernhards Vermächtnis! Und sehen Sie, so um Bernhards willen (mit stolzer Bewegung) gebe ich mich Ihnen.

Schmittlein. Nein, das nehmen Sie mir nicht übel. (In zorniger Erregung nach vorn.) Das ist mir denn doch — Was wollen Sie denn eigentlich? Sich von Bernhard scheiden lassen? Ja? Und dann etwa von dem, was Sie beide an seinem Buch verdienen, ihm einen Gnadenteil abgeben? Oder wie denkt Ihr Euch das?

Cornelie. Scheiden lassen? Aber warum muß man denn —. Das ist ja alles so nebensächlich!

Schmittlein. Da kann ich einfach nicht mehr mit! — Ich bin kein Moralist, aber wenn Sie sich so mit offenen Augen — (Nimmt seinen Hut.)

Cornelie. Ja, mit offenen Augen! Gerade das!

Schmittlein. Alles was recht ist, aber ich muß gestehen, daß ich für diese Art —! Das ist ja die reine Unnatur. Alle Gesetze auf den Kopf gestellt (An der Thüre bringlich, väterlich zärtlich.) Kommen Sie nach Hause, Frau Cornelie, noch ist es Zeit!

Cornelie. Nein, es ist zu spät. Ich habe mich gelöst — von Euch allen!

Schmittlein. Ja dann — bleibt mir also nichts übrig als — —

Cornelie. Leben Sie wohl.

Schmittlein. Adieu. (Schnell ab.)

Thost (steht auf seinem alten Plage, hat sie die ganze Zeit über mit düsternen, brennenden Augen angesehen). Ja, eine Unnatur. Er hat ganz recht!

Cornelie (ins Tiefste getroffen). Thost! Und das sagen Sie?

Thost. Ja ich! — (Nach kurzem Schweigen.) Also so kommen Sie zu mir. Auf solchem klugen Umwege soll mir dieses Höchste kommen? — Ach Sie verstehn mich ja nicht! Nein, laß mich gehn, Du stolzes weißes Heiligenbild. So will ich Dich nicht haben!

Cornelie. So nicht?

Thost. Nein! — (Wendet sich zum Gehen.) Aber eh' ich gehe, küssen Sie mich einmal zum — Abschied. (Fast kindlich.) Ja? Wollen Sie? (Er kniet vor ihr nieder, sie läßt sein Haar.)

Thost (ebenso). Nein, auf die Lippen.

Cornelie (beugt sich sanft, mütterlich über ihn und läßt seine Lippen).

Thost (umfaßt sie im Knien und zieht sich, sie an sich pressend, an ihr auf, dann schlingt er beide Arme um ihre Schultern und küßt sie leidenschaftlich). **Cornelie!** — **Du Reizende!** — **Du Weib!!** (Er läßt sie und geht, ohne sich umzublicken, zur Thür hinaus.)

Cornelie (ist wie erstarrt nach seiner heftigen Umarmung stehn geblieben. Ein Lächeln taucht ihr in den Augen auf und überstrahlt allmählich das ganze Gesicht. Sie zieht wollüstig, mit halb geschlossenen Augen die Luft ein, preßt mit auf der Brust ineinandergelegten Händen, die Arme fest an sich und wiederholt verzückt). „**Du Reizende! Du Weib!**“ — **Du Reizende! Du —!** (Sie stößt einen Schrei aus.) **Gott im Himmel!** (Außer sich, in herzerreißender Angst vor sich himmelmelnd.) **Laß es nicht sein, Gott, laß es nicht sein!** (Es klingelt. Man hört draußen Männerstimmen und Emilien.)

Emiliens Stimme. Na, dann nehmen Sie zuerst den Küchenschrank. —

Cornelie (horcht hinaus, macht unwillkürlich ein paar Schritte nach hinten, wie um nachzusehen, dann wie in einer fernem wehmütigen Erinnerung). **Ach ja, der Umzug! Ich wollte ja mit ihm —** (Dann ausbrechend in Verzweiflung.) **Ach, wär ich doch tot!** (Sie schlägt beide Hände vors Gesicht, sinkt auf einen Stuhl am Eßtisch und bricht in heftiges Weinen aus.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Zimmer wie früher. Es ist der Abend des gleichen Tages. Cornelien sitzt am Eßtisch, wie vorher.)

Erster Auftritt.

Cornelie, dann Emilie, zuletzt Laternenanzünder draußen.

Cornelie (fast in derselben Stellung wie am Schlusse des zweiten Aktes, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, sich die Stirn in den Händen fühlend, das Taschentuch im Schoß. Sie sagt vor sich hin, als hätte sie das so in derselben Weise schon stundenlang gesagt). **Was soll ich thun! Gott, Gott, was soll ich thun?**

Emilie (von links mit einem kleinen Tablett, auf dem sie ein Glas Rotwein trägt. Sie bleibt an der Thür stehen, schüttelt sorgenvoll den Kopf, beobachtet Cornelian einen Augenblick). Na? Nu nicht mal ein Schlüßchen Wein?

Cornelie (sieht auf und sieht Emilien verständnislos an. Dann durch Emiliens Anblick an etwas Beunruhigendes erinnert). Sind sie denn noch da?

Emilie (wie zu einer Stranten). I bewahre. Es ist niemand da. Ein Schlüßchen Wein bringe ich. Das taugt ja nichts, so den ganzen Tag dasitzen und — (Cornelie wehrt ab.) Na denn nicht! (Setzt das Glas hin.) So ein Eigensinn, so eine Unvernunft.

Cornelie (ängstlich). Mir war aber doch als — —

Emilie. Wer soll denn nur da sein?

Cornelie. Die Leute, die die Möbel holen.

Emilie. Die? Die sind ja schon heute morgen weg. Ich habe sie ganz schön alle weggeschickt.

Cornelie (immer in nervöser Angst). Ich weiß, ich weiß. Aber sie kommen wieder, nicht wahr? Ich wollte mir ja inzwischen überlegen. Aber ich kann mich garnicht — — Gott, Gott, was soll ich thun, was soll ich thun?

Emilie. Hat ja alles Zeit! Eh' wir ihnen nicht rufen, werden sie nicht kommen.

Cornelie (greift instinktiv nach dem Glase und trinkt in großen durstigen Schlucken).

Emilie. Thut gut, nicht wahr!? s' noch vom Professor seinen, dem schweren!

Cornelie (setzt das Glas plötzlich ab und so hart auf das Brett, daß der Fuß des Glases abbricht. Ihr entfährt ein Schmerzensston).

Emilie. Haben Sie sich geschnitten?

Cornelie (besieht ihre Hand). Es blutet wenigstens. (Zu Emilien, die ihr das Taschentuch vom Schoß nimmt, um die Wunde zu verbinden.) Laß doch, das thut ja gut! Ach wenn doch —! Verbluten muß schön sein!

Emilie (resolut ihr die Hand verbindend). Ach schämen Sie sich was! So 'ne Gedanken! So 'ne ganz alberne Gedanken. Was meinen Sie wohl, was der Herr Professor, wenn er noch gesund wäre, zu so 'ne alberne Gedanken gesagt hätte? Wo er doch selber immer so forsch war und Kopf hoch bei allem! Nicht? Frau Professor

sind doch auch sonst immer ganz hübsch vernünftig gewesen und tapfer, und nu kommt das ja wohl so mit einem Male!

Cornelie (in Thränen ausbrechend). Ach Emilie, Du weißt nicht, wie unglücklich ich bin.

Emilie (hinter ihr stehend, lehnt Corneliens Kopf an sich heran und hält ihn mütterlich an sich gedrückt). Jaaa, Jaaa!

Cornelie (im selben Tone). Ich bin ja ein ganz schlechter Mensch geworden. Was ich auch thun kann jetzt, ist schlecht.

Emilie (läßt sie los.) Rö! Sehen Sie, Frau Professor, nu haben Sie wieder nicht recht! (Es wird allmählich dunkel.)

Cornelie. Ach, — Du weißt ja nicht —

Emilie. Rö, das stimmt. Und ich will auch gar nichts wissen weiter. Aber das sage ich nur: Aus die Menschen kann ja wohl nichts raus kommen, wo da nicht in steckt. Und daß in Sinne nichts Schlechtes steckt —! Da müßten Sie sich geradezu schon als so ein lüttes Ding (zeigt die Größe einer Zweijährigen) vor mich verstellt haben! Na! und nu will ich mal zum Bäcker rübergehen und das Frühstück wieder anbestellen zu morgen. (An der Thüre.) Wunderschöne Luft draußen nach dem Regen. Frau Professorn sollten doch ein bißchen —

Cornelie (ängstlich den Kopf schüttelnd). Nein, nein, nicht hinaus!

Emilie. Dann laß ich wenigstens die Flügelthür auf. Das sieht noch so in den Wänden. Von drüben sehe ich ja wer kommt! Gleich bin ich wieder hier. (Ab.)

Cornelie (steht auf und geht unruhig auf und ab).

Der junge Laternenanzünder (singt draußen eine Strophe von „Fischerin du Kleine“. Man hört das Abspaffen des Wases, dann strahlt der helle Laternenschein zum Vorderfenster als ein breiter Lichtstreifen hinein, der direkt auf Schirmers Staffelei-Bild fällt. Bei einer Wendung gewahrt das Cornelie und wehrt den Anblick unwillkürlich mit ängstlich vorgestreckten Händen von sich ab; wie zu ihm sprechend). Ach, Bernhard! Willst Du mir denn nicht — — — (Hört auf den Gesang draußen.)

Laternenanzünder (singt im Abgehen). Sie hat mir Treu versprochen — Gab mir den Ring dabei. — Sie hat die Treu gebrochen“ (Ab.)

Cornelie (vor dem Bilde niederknieend). Die Treu gebrochen! (Weinend.) Ach Bernhard, hilf mir doch! hilf — mir — doch! (Sie weint wie ein hilfloses Kind, dann horcht sie auf und hält ein. Steht auf, läßt wie gesagt ins Unabänderliche die Arme sinken. Gleich, die Augen der Thüre zu-

gewendet, sagt sie.) Also noch einmal! (Beim Zurücktretten ins Dämmer rückt sie unmerklich die Staffelei aus dem Lichtstreif.)

Zweiter Auftritt.

Cornelie. Thost. Dann Emilie.

Thost (von links, öffnet vorsichtig und tritt dann ein. Er hält ein umschnürtes Paket [Manuskript] in der Hand). Wirklich niemand hier! (Tief atmend.) Ach, das ist —

Cornelie (tritt ins Licht hinein). Ich bin hier, Thost

Thost (fährt zusammen).

Cornelie (immer mit ruhiger Traurigkeit). Erschrecke ich Sie?

Thost. Die Fenster waren alle dunkel, da glaubte ich — — — Ich bringe hier das Manuskript zurück, das, was, ich noch davon hatte!

Cornelie. Und da wollten Sie es ganz verstoßen — ?

Thost. Ja! das wollte ich! (Nach kurzer Pause.) Ich wollte auch noch mal hier in diesem Zimmer — warum soll ich's leugnen? Nur noch einmal hineinatmen wollte ich. — Sie haben hier so einen — einen Duft. — — Aus dem Nähtisch kommt er, glaube ich (Geht unwillkürlich nach der Richtung.)

Emilie (bringt die Lampe, schließt die Rouleaux). Tag, Herr Doktor!

Thost. A — Tag, Emilie.

Emilie (ab).

Cornelie (ist still auf ihrem Plaze stehen geblieben).

Thost (will jetzt auf sie zu). Frau Schirmer, sind Sie krank? Sie sehen ja — — — wie ein Gespenst sehen Sie aus.

Cornelie. Ein ruheloses! (Pause; sie stehen sich schweigend gegenüber.)

Thost (faßt endlich Corneliens herabhängende Hand). Frau Schirmer, verzeihen Sie mir.

Cornelie. Was?

Thost. Daß ich mit meiner unzeitigen Leidenschaft Ihr Leben verderbe. Sie wollten einen Tempel bauen. Einen Tempel der Pietät. Ich habe Ihnen das Fundament dazu zerbrochen. Ach, Ich möchte ja so gern selbst Steine dazu schleppen, Tag und Nacht, unermüdblich, aber meine ganze Kraft zerrinnt in diesen unsinnigen Kämpfen. Der ungestillte Durst dörrt mir Mark und Hirn — ich schäme mich, so schwach zu sein, und kann doch nicht — — (Ihre Hand loslassend.) Aber wozu rede ich das alles vor Sie hin? Sie, wissen ja von alledem nichts, können's nicht verstehn.

Cornelie (mit emporgewandtem Gesicht, über das ihr Thränen fließen, verzweifelnden Händen, verzweifelt ausbrechend). O ja, Thost!

Thost (betroffen). Ja? Frau Schirmer —? (Überzeugt, glücklich.) Cornelie, Du!

Cornelie (verzweifelt). Ja, ja (Wirft die Arme empor und klammert sich an ihn. Sie küssen sich leidenschaftlich.)

Cornelie (an ihm hängend). O, Thost, ist es nicht fürchterlich?

Thost (sie an sich drückend). Du armes, armes Kind! (Küßt ihr Haar. Eine Weile verharren sie so. Dann sagt Thost mit einem heißen lauten Flüstern.) Warum hast Du mir das nicht gesagt? Mich das nicht merken lassen?

Cornelie (im gleichen Flüsterton). Ich wußte ja nicht. — Ich dachte nie, daß ich so — Aber als Du mich heute morgen, weißt Du, wie Frühling war es mir, als Du mich küßtest. Ja, als trete man aus dunkler, dumpfer Krankenstube in den Frühling hinaus. Man fühlt plötzlich wieder, daß man lebt, und daß man — — (Schlägt die Hände vors Gesicht.) O, wie erniedrigt, wie schmachvoll ich bin!

Thost (will sie aufs neue an sich ziehn).

Cornelie (wehrt ihn voll Angst ab). Nein, laß mich. Lassen Sie mich: (Geht mit müden Schritten nach vorn, wo sie sich auf die Chaiselongue fallen läßt. Schweigen, dann folgt ihr Thost und setzt sich neben ihr auf die Chaiselongue. Sie herzlich um die Schultern fassend.)

Thost. Thut es so weh, herabzusteigen von dem weißen marmornen Postamente? Ist es so unerträglich, Mensch zu sein?

Cornelie (ohne auf ihn zu hören, starrt vor sich hin). Es ist so furchtbar zu denken, daß man einen Mann wie Bernhard — daß man ihn aus sich verlieren kann. Und dabei — nie ist er mir so nahe gewesen wie eben jetzt, in diesen Stunden. Als müßte ich zu ihm treten und um seine Hilfe bitten, daß er mir — — — (Sieht zu Thost auf, der sie gerührt abwartend beobachtet.) Sie sind so ruhig, Thost. Fühlen Sie denn nicht auch, was für eine Roheit darin liegt, einem Wehrlosen sein Eigentum zu nehmen?

Thost (sanft aber bestimmt). Einen Toten!

Cornelie (außer sich, entzieht sich ihm). Thost!!

Thost (unbeirrt, immer mit sanfter Bestimmtheit). Sieh, als ich glaubte, Du liebtest Schirmer noch, da schämte ich mich meiner Leidenschaft für Dich. Ich dachte es wäre eine Verirrung, eine Feigheit sogar! Aber jetzt —

Cornelie (macht eine Bewegung, als wollte sie ihm Schweigen gebieten).

Thost (spricht weiter mit klingender sicherer Stimme). Der Mann Schirmer ist tot in Dir, Cornelie. — Das Gefühl, das Dich an mich herantreibt, mich an Dich, ist keine franke Sünde. Nur Durst nach Gesundheit. Einfach Entwicklung!

Cornelie (ist still geworden, lehnt sich rückwärts an seine Brust, mit großen nachdenklichen Augen vor sich hinblickend.)

Thost (leise). Thu' ich Dir gut?

Cornelie (schließt die Augen. Leise). Ja, ja, Du thust mir gut!

Thost. Am liebsten möchte ich Dich jetzt in meine Arme nehmen und forttragen, weit fort! Dahin, wo die banale Stimme der Konvenienz Dich nicht mehr erreicht. — Der innern Konvenienz meine ich! Wo Du gezwungen bist zu horchen auf das tiefe Soll in Deiner eigenen Brust.

Cornelie (wie in einem schönen Traum). Sprich mehr zu mir! Sprich so weiter! Deine Stimme klingt wie eine Glocke — so ruhig und so feierlich — so überzeugend!

Thost. Sieh, ich hätte Dir noch viel zu sagen. Aber Du sollst überzeugen, nicht überreden sein. Bernhards Gattin muß selber den Weg finden, den sie gehen soll.

Cornelie (wie erwachend). Bernhards! (Wieder verzweifelt.) Ach, ich kann ja nicht! Ich hatte ja nur immer ihn als Maß und Richtschnur, und das wird ja nun. — — Wie kann ich denn? Ich bin in allem ja nur immer ihm gefolgt.

Thost. Das sollst Du jetzt ja auch, mein Liebling. Denke nur recht fest an ihn, vertraue Dich ihm ganz. Übe Dich so lange in seinen Fußtapfen, bis Du seinen Schritt gelernt hast. (Es klingelt.)

Cornelie. Ich verstehe Dich nicht!

Thost. Nein, noch nicht!

Dritter Auftritt.

Vorige, Emilie (draußen), Angela.

Emilie (draußen). Ja, sie ist noch da. (Öffnet die Thür.)

Angela (tritt ein, in der einen Hand ein Kofferchen, in der andern eine Plaidrolle).

Thost (steht überrascht auf. Ihr entgegen).

Cornelie (von ihrem Plaze aus, überrascht). Angela? Wo willst Du denn — — — willst Du verreisen?

Angela (in großer Aufregung). Ja mit Euch! Nach München will ich. Mein Examen machen, selbständig werden.

Thost (ihr das Gepäck abnehmend.) Aber wollen Sie mir nicht —

Cornelie (ganz erstaunt). Nach München? So plötzlich? Hat sich Deine Mutter nun doch entschlossen?

Angela (trotzig). Ich habe sie nicht gefragt.

Cornelie (steht auf, faßt Angela bei der Hand und führt sie zur Chaiselongue, auf die sie sich setzt und Angela sanft niederziehen will). Komm. Erzähl' mir erst einmal ganz ruhig.

Angela (bleibt vor ihr stehen). Mama hat die Firma verkauft.

Cornelie. Verkauft?

Thost. Ich dachte mir so was!

Cornelie. An die Unitas. Eine Aktien-Gesellschaft. Nicht einmal ein richtiger einzelner Nachfolger.

Cornelie (ganz bestürzt). Aber warum hat sie denn —

Angela (bitter). Warum? Damit sie besser Pappas Andenken leben konnte. Ungestörter in seinem Zimmer um ihn weinen (Pause.)

Cornelie. Und nun möchtest Du?

Angela. Ja, ich will mich fertig machen. Schröder und ich gründen dann später in München eine eigene Buchhandlung unter seinem und meinem Namen. Wir wollen uns — warum sollt Ihr beide es nicht erfahren? Ich habe mich gestern Abend mit ihm verlobt.

Cornelie (drückt ihr die Hand und nickt, als wolle sie sagen, das erwartete ich).

Angela. Gerade die Bücher — von denen Papa persönlich am meisten hielt: Dinkel Schirmers Aphorismen-Sammlung, die ganz erste, weißt Du, überhaupt die philosophischen Werke, darauf legt die Unitas kein Gewicht. Mit denen grade wollen wir Pappas Wert weiterführen. Und dazu alles Neue, Lebensfähige. Grade wie Papa.

Thost. Sie sind ein tapfres Mädchen, Fräulein Angela.

Angela (unsicher). Tapfer? Ach! Es wird mir ja so unsäglich schwer, in dieser Weise gegen Mama — aber in dieser Nacht, als ich mir alles überlegte, da kam mir immer wieder der Gedanke: ich liebe sie vielleicht besser, wenn ich ihre — ihre Achtlosigkeit verbessere, als wenn ich thatenlos zusehe. Das sagte ich ihr auch heute morgen.

Cornelie. Sagtest Du ihr, was Du vorhast?

Angela. Ja. Es war sehr schwer. Aber bei dem allen, siehst Du, hast Du mir geholfen?

Cornelie. Ich?

Angela. Oder eigentlich Onkel Schirmer. Das, was Du gestern sagtest, das von der Titanentreue — und daß man sich von seinen Toten nicht ins Schattenreich ziehen lassen soll —. Ich verstehe das jetzt alles so gut. Und was Onkel Schirmer auch noch gesagt hat, daß man sich frei machen muß, um oben im Lichte von ihm zeugen zu können, das — —

Cornelie (erschüttert). Und daran hast Du Dich —?

Angela. Ich habe viel darüber nachgedacht. Und siehst Du, wenn ich in Papas Sinne weiterlebe, wenn ich auch dann nicht dazu komme, ihm einen einzigen Kranz auf sein Grab zu legen —

Cornelie. Ja, ja. (An sich selbst denkend, bei Angelas Worten.)

Angela (fortfahrend). Was liegt denn überhaupt an seiner Person? Nicht wahr? Ob man der einen Kultus weihet — —. Seine Persönlichkeit soll weiter leben. Und dafür will ich sorgen! Nicht in dumpfer Trauer um seinen Tod, — was nützt ihm das? Nicht wahr? Aber selber glücklich sein und daraus Kraft nehmen, und die seinem lieben Toten geben! So meinte es doch Onkel Schirmer. Nicht?

Thost (zu Cornelien tretend, sieghaft). Ja, so meinte er's.

Angela (zu Cornelien). Ach, wie ich Dich bewundere, — und beneide, — daß Du so einfach da mit Doktor Thost nach München — Herr Schmittlein sprach davon zu Mama — sie sollte Dir abreden. Du hast das alles schon zur That gemacht, was in mir noch so dumpf und wirr liegt. So ohne Kraft, weißt Du. Und darum komme ich jetzt zu Dir, daß Du mir hilfst. Du sollst mich vorwärts ziehen, wenn ich mal stocke.

Cornelie (tief erschüttert). Und darum kommst Du zu mir?

Angela. Ja. Du bist so ganz und gar hineingewachsen in Onkel Schirmers Anschauungen, daß Du nun selbst —

Cornelie (steht auf). Nein, Angela. Bis jetzt bin ich ihm nichts gewesen, als ein Schüler, ein träger, ungelehriger Schüler. Aber jetzt, jetzt habe ich den Mut, seine Lehre zu leben. Jetzt erst werde ich wirklich als sein Jünger für ihn zeugen. Ja, Thost. (Reicht ihm die Hand.) Jetzt fühle ich das Recht, mir mein Glück zu ergreifen.

Thost (freudig). Und jetzt erst kommst Du so zu mir, wie es Schirmers Gattin würdig ist, mit starkem, frohem Willen.

Angelaf (in frohem Staunen). O, Cornelia, Du liebst ihn auch? Ihr wollt Euch für immer —? wollt ganz zusammen?

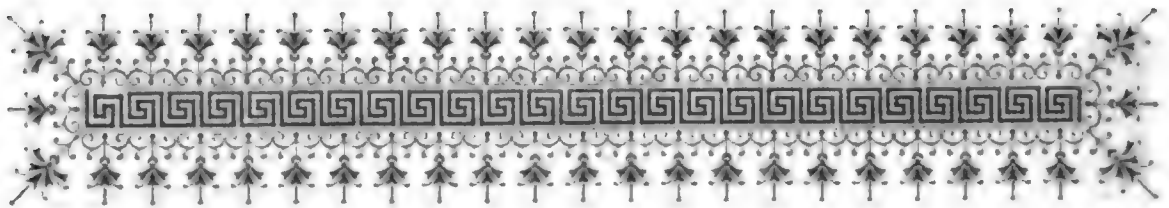
Thost. Ja, wir gehn zusammen.

Cornelia. Bernhards Jünger.

(Vorhang.)

Ende des Schauspiels.





Du Bois-Reymond und die Encyclopaedisten.

Don Dr. S. S. Epstein.

(Berlin.)

Und so werden wir inne," sagte du Bois-Reymond in seiner in der Akademie der Wissenschaften gehaltenen Leibniz-Rede, „wie die stolze Höhe, auf der wir zu wandern meinen, nicht unser Verdienst ist, sondern das unserer Zeit, und wie vielleicht unsern Nachfolgern, im Lichte der Erkenntnis ihrer Tage, einst unsere bessere Einsicht erscheinen wird.“ Bezogen sich auch diese Worte auf den Meister des Systems der praestabilirten Harmonie, dessen geniale Gedanken noch heute fruchtbringend in der Naturwissenschaft fortwirken, so kann man sie mit demselben, ja vielleicht noch größerem Recht auf Emil du Bois-Reymond anwenden. Es muß dies thatsächlich eine glückspendende Zeit gewesen sein, die uns einen Helmholtz, einen Brücke, einen Virchow, einen du Bois-Reymond schenkte, und Vorbedingungen, wie diejenigen, aus welchen all diese Männer hervorgingen, dürften wohl nicht bald wieder eintreffen. Damals gab es vor allem zu kämpfen, und Kampf naturen waren es auch, welche der Zeit ihren Stempel aufdrückten. Heute wandelt die Wissenschaft die gerade geebnete Straße, und die Thätigkeit des Gelehrten beschränkt sich viel mehr auf das Weiterbilden, wie auf das Schaffen.

Dieses ruhige Arbeiten bringt es aber mit sich, daß die Wissenschaft und deren Priester immer mehr und mehr in Spezialgebiete geraten und einander zu verstehen aufhören. Es ist ja auf der einen Seite ganz richtig, daß die Wissenschaft, und insbesondere die Naturwissenschaft, einen Umfang angenommen hat, der es geradezu unmöglich macht, sich in allen ihren Gebieten Meister zu fühlen. Aber darauf kommt es auch gar nicht an. Viel wichtiger ist es, daß der Gelehrte immer das Ziel vor Augen behalte, welchem er zustrebt, daß er sich bei jeder neuen Auf-

gabe frage, wie weit wir durch deren Lösung der Erkenntnis der Dinge näher gerückt sind. Dies wird in seine Arbeit jenes geheimnisvoll-intuitive Element hineinbringen, welches ihn dem Künstler näher rückt.

Ich kann es nicht tief genug beklagen, daß in unserer Zeit die Kluft, welche den Künstler und Gelehrten von einander scheidet, größer ist, denn je. Auf den ersten Anblick sollte dies eigentlich ganz natürlich erscheinen. Kann man sich denn einen größeren Kontrast denken, als zwischen dem Bewohner eines lustigen Ateliers und demjenigen einer engen Studierstube, zwischen dem freierfindenden Dichter und dem emsigen Geologen, zwischen Barnab und — Laboratorium?

Frei ist der Künstler; er folgt den Eingebungen seiner ungebundenen Phantasie und hat in erster Linie der Form zu dienen. Wie anders der Gelehrte, welcher emsig Schritt für Schritt die noch unbekanntesten Bahnen verfolgen muß, einzig und allein auf das Tatsächliche beschränkt, auf den Inhalt angewiesen.

Und doch besteht zwischen den beiden Extremen eine viel größere Verwandtschaft, als man gemeinlich zu denken versucht ist. Verkünden uns doch beide dieselben tiefen psychologischen Wahrheiten, der eine in rein sinnlicher Form, der andere in begrifflicher Fassung. „Aber schließlich“ sagt Helmholtz, „wird sich bei vollendeter sinnlicher Erscheinung auch eine begriffliche Fassung finden müssen, und beide werden schließlich vereint zusammenwirken.“

In früheren Zeiten, wo der Baum der Wissenschaft noch nicht gar so mächtige Zweige trug, gab es viel mehr Menschen, bei denen das künstlerische Element dem wissenschaftlichen die Wage hielt. Speziell in Frankreich, wo der Kultus der Form von jeher sehr entwickelt war, begegnen wir am Ende des vorigen Jahrhunderts einer Gruppe von Männern, bei denen der jetzt förmlich zum Hohn gewordene Ausdruck: „universelle Bildung“ noch in des Wortes edelster Bedeutung zutrif. Sie waren zugleich Naturforscher und Philosophen, Religionshistoriker und Aesthetiker. Der Pinsel war ihnen gerade so vertraut wie das Secirmesser, und wenn sie am Morgen eine mathematische Abhandlung schrieben, so konnten sie ebenso gut am Abend im Kreise geistreicher Frauen Sonettmacher werden. Und dabei waren es lauter Individualitäten; abgeschlossene, kristallhelle Persönlichkeiten, die dasjenige sagten, was sie zu sagen für gut fanden; Kämpfer gegen die Finsternis und Verkünder einer Morgenröte, die nur gar zu bald und allzu blutig über Frankreich heranbrach.

Ich spreche hier von den vielverhimmelten und vielverlästerten

Encyclopaedisten, deren Apostel und deren letzter Epigone kein geringerer war, wie — Emil du Bois-Reymond.

Liegt auch zwischen seinem Tod und ihrer „ἀκμή“ mehr als ein Jahrhundert, so war er doch Geist von ihrem Geiste und Gedanke von ihren Gedanken. Ich meine nicht jenen du Bois-Reymond, welcher eine ganz neue Muskel- und Nervenphysik schuf, ich meine auch nicht denjenigen, welcher keine Opfer scheute, um in den Besitz südamerikanischer Zitterwelse zu gelangen, an denen er die elektrischen Entladungen studierte. Ich denke vielmehr an Emil du Bois-Reymond, den akademischen Redner, welcher von der Rednerbühne mit hinreißender, formvollendeter Sprache Wahrheiten verkündete, die stets einen Sturm heraufbeschworen, sei es der Begeisterung, sei es der Entrüstung.

Sprach er auch in einem exklusiven Kreise von Akademikern, so waren seine Reden immer mächtig und pointiert genug, um von der großen Öffentlichkeit gehört zu werden. Die Akademie war ihm eben Agora, und von da aus focht er manchen Strauß aus.

Wodte er aber was immer bringen, eine Gedächtnisrede auf seinen verstorbenen Lehrer Johannes Müller, oder eine Antwort auf die Austrittsrede eines neu aufgenommenen Mitgliedes — tausend Fäden zogen ihn immer und immer wieder zu den Encyclopaedisten, mit denen er sich geistig eng verbunden fühlte. Bald hebt er Voltaires Verdienste um die Naturwissenschaft hervor, bald vollbringt er eine glänzende Ehrenrettung de la Mettrie's, bald erzählt er uns vom witzigen Abbé Galiani, und ein andermal wieder schildert er den Salon Holbach's, in welchem Diderot und d'Alembert alle bisherige Philosophie zerpfückten; und gleich einem roten Faden, der überall durchschimmert, so kommt er mit Bewunderung immer wieder zum größten Encyclopaedisten, zu ihrem geistigen Schutzherrn — Friedrich dem Großen.

Aber noch andere Ähnlichkeitspunkte giebt es zwischen du Bois-Reymond und den Encyclopaedisten; Ähnlichkeitspunkte, die weit deutlichere Sprache führen, als das bloße platonische Interesse an den geistreichen Franzosen, welches nicht zum geringsten Teil auf Racenverwandtschaft zurückzuführen sein dürfte.

Wie die Encyclopaedisten, so war du Bois-Reymond Kämpfer. Hier und da galt es, mit althergebrachten Formen aufzuräumen, rücksichtslos die letzten Trümmer jenes alten Gebäudes wegzuschaffen, welches zum Unheil der Menschheit 17 Jahrhunderte lang gleich einer Frohnburg die Gemüter im Banne der Finsternis und des Aberglaubens hielt. Was für die Encyclopaedisten religiöser Aberglaube und Cartesianismus,

oder gar der widersinnige Occasionalismus war, das war für du Bois-Reymond die Naturphilosophie und die mit ihr eng verbundene Lehre von der Lebenskraft; und die Verlezerung, welche La Mettrie nach Veröffentlichung seines „*Homme machine*“ zwang, aus Frankreich zu fliehen und sich in den Schutz Friedrich des Großen zu begeben, ist wohl mit dem Sturm der Entrüstung zu vergleichen, welcher sich in gewissen Kreisen erhob, als du Bois-Reymond in der Vorrede zu den „*Untersuchungen über tierische Elektrizität*,“ sowie in den Untersuchungen selbst, den Menschen die Anmaßung betreffend eine exceptionelle Stellung in der Reihe der Lebewesen ganz gründlich nahm. Was Darwin für die Biologie, das bedeutet du Bois-Reymond für die experimentellen Naturwissenschaften. Hier wie dort wurde der Mensch aus der selbst geschaffenen anthropozentrischen Stellung herausgedrängt, und in die Reihe der Lebewesen, wenn auch an deren Spitze, gesetzt. Ebenso wie Darwin, wurde du Bois-Reymond heftig angegriffen, und es gab so manchen, der es nur bedauerte, daß wissenschaftlich gefundene Thatsachen heutzutage dem Staatsanwalt und der Polizei entzogen sind. Mit der orthodoxen Geistlichkeit stand du Bois-Reymond sein Leben lang — und hier bietet er wiederum einen Ähnlichkeitspunkt mit den Encyclopaedisten — auf schlechtem Fuß. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um ihr einen Hieb zu versetzen; sei es, daß er La Mettries „*Homme machine*“ in Schutz nimmt, und meint die Zeit der Scheiterhaufen sei vorüber, „zum Teil allerdings, weil denen, die ihnen schaden möchten, die Macht fehlt, Giordano Brunos Scheiterhaufen anders als in ihren Wünschen wieder zu entzünden“; oder wenn er in seiner Vorlesung sagt, sämtliche Lebewesen hätten coordinierte Augenbewegungen, könnten zu gleicher Zeit nur einen Punkt betrachten, und hinzusetzt: „eine Ausnahme hiervon machen der Basilisk und dann gewisse Geistliche, die mit einem Auge nach dem Himmel und mit dem anderen auf die irdischen Güter schauen.“

* * *

Wie ich schon oben bemerkt habe, wuchsen aus gleichen Praemissen gleiche Facta, und so müßte es uns denn unendlich wundern, wenn sich zwischen du Bois-Reymonds und der Encyclopaedisten Weltanschauung nicht bedeutende Ähnlichkeitspunkte ergeben würden. Der Boden auf dem beide ihre ganze Lehre aufbauen ist vor allem der Satz über die Unzulänglichkeit alles menschlichen Wesens, das Unvermögen die Natur

vollständig zu erkennen; „wir wissen,“ sagt du Bois Reymond, „daß wie unser Wissen Stückwerk ist, wie es die Kunst nur zu einem mehr oder minder trüben Abbild des Schönen bringt, so auch im wirklichen Leben der Erfolg stets in seiner Art beschränkt bleibt.“ Und ebenso wie im „L'homme machine“ die Gehirnthätigkeit nicht weiter erklärt, sondern als etwas Gegebenes, Unerklärbares angenommen wird, sagt auch du Bois: „Die Physiologie ist zwar die Wissenschaft von den näheren Bedingungen des Bewußtseins auf Erden; doch ist leicht zu zeigen, daß es nie gelingen kann, auch nur die ersten Stufen des Bewußtseins, „Lust und Unlust, denkend zu begreifen.“ Zwei Jahre später schleuderte er sein „Ignorabimus“ in die Welt, und in dieser Beziehung wird das Jahr 1872 für den Naturforscher denkwürdig bleiben. Acht Jahre waren vergangen, und du Bois-Reymond hatte in soweit nachgegeben, daß er statt des „ignorabimus“ das etwas mildere: „dubitemus“ setzte, von diesem wich er aber auch nicht eines Haares Breite ab. In seiner Skepsis sah er geradezu eine Voraussetzung gedeihlicher Fortentwicklung, und in diesem Punkte identifiziert er sich mit den Philosophen des 18. Jahrhunderts. So sagt er, indem er von Maupertuis spricht: „Neben vollkommener Sachkenntnis, herrscht in allen diesen Schriften derselbe skeptische, auf keine Auktorität, nur auf eigenes Zusehen und Verstehen sich verlassende Sinn: der Sinn des modernen Naturforschers, der dabei nie zögert, seine Unwissenheit einzugestehen und die Grenze seines Wißes anzuerkennen.“

Auch bezüglich der Willensfreiheit steht er auf demselben Standpunkt, wie die Encyclopaedisten; in seiner Weltauffassung giebt es ebensowenig Raum für einen freien Willen, wie in Holbachs „Système de la nature“, welches Buch du Bois-Reymond zu wiederholten Malen als Fundgrube für den modernen Naturforscher bezeichnet hat.

Zeigte sich du Bois innere Verwandtschaft mit den Encyclopaedisten in einer großen Ähnlichkeit der beiderseitigen Weltanschauungen, ferner in einer so ausgesprochenen Vorliebe, daß du Bois nicht anstand zu behaupten, der philosophische Geist des achtzehnten Jahrhunderts sei derjenige, aus welchem Gewissensfreiheit, Achtung des Individuums und seiner Rechte ebenso natürlich flossen, wie Pflege von Wissenschaft, Litteratur und Kunst; so war er selbst eine Verkörperung des von ihm gezeichneten Bildes. Daß er die Naturwissenschaft vollständig beherrschte, bedarf weiter keines Lobes; aber es gab keinen Zweig der Kunst, in dem er sich nicht heimisch fühlen würde. Die gewaltigen Schöpfungen Wagners kannte er ebenso genau, wie die Praeraphaeliten, und den

Maler Adolf Menzel inspirierte er zu neuen Darstellungen Friedrich des Großen.

Werfen wir einen Blick in die Sammlung seiner Reden: Welch eine Mannigfaltigkeit der Themen! Bald spricht er über „Voltaire als Naturforscher,“ bald über „das Kaiserreich und den Frieden“, bald über „die Grenzen des Naturerkennens“ und dann wieder über „Kulturgeschichte und Naturwissenschaft,“ um dann wieder einmal über Friedrich den Großen in der bildenden Kunst Untersuchungen anzustellen. Staunen-erregend war es, welche tiefe Kenntnis mittelalterlicher Musik er in seiner noch ungedruckten Gedächtnisrede auf Helmholtz entwickelte. Aber nicht nur ein genauer Kenner all dieser Disciplinen war Emil du Bois-Reymond, er verstand dasjenige, was er wußte, in einem ungemein glänzenden, vollendeten Gewande zu geben, und hierin ist wiederum der Einfluß der Encyclopaedisten nicht zu verkennen. Er vertiefte sich in d'Alemberts unsterbliche Einleitung zur Encyclopaedie, und da konnte er nicht umhin, eine Parallele zu ziehen zwischen den französischen Naturforschern und unseren deutschen Koryphäen der exacten Disciplinen. „Es ist bezeichnend,“ ruft er aus, „daß der, welcher für den Schöpfer der neueren französischen Prosa gilt, Blaise Pascal, zugleich bedeutender Mathematiker und Physiker war. Die Namen d'Alembert, Buffon, Condorcet, Cuvier, Arago werden mit den besten Namen der schönen Litteratur in einer Reihe genannt. Die stilistische Meisterschaft der französischen Gelehrten und die Empfänglichkeit der Franzosen für diese Art von Verdienst halfen sehr der Wissenschaft in Frankreich unter allen Klassen der Bevölkerung die Teilnahme sichern, die wir in Deutschland so ungerne vermissen.“

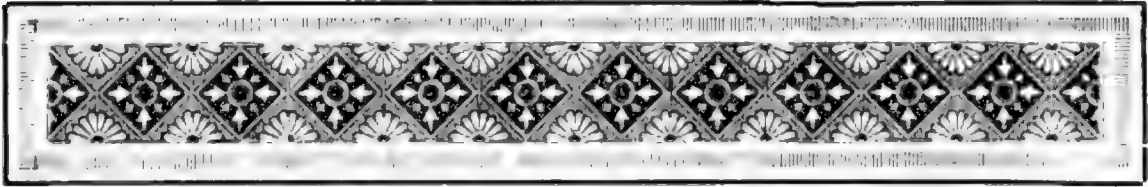
Mit der ihm eigenen Schärfe geißelt er die Schreibweise der Deutschen und schleudert ihnen den bekannten französischen Spruch ins Gesicht: „Les Allemands n' ont pas le mot propre.“ Er tritt für die Gründung einer Akademie deutscher Sprache ein, welche ein Gegenstück zur Académie française sein soll, und spricht schließlich die Überzeugung aus, eine wissenschaftliche Abhandlung könne gerade so ein Kunstwerk sein, wie eine Novelle.

Noch eine ganze Menge von Beispielen ließe sich anführen, welche uns zeigen würden, wie du Bois-Reymond immer wieder und wieder zu den Encyclopaedisten zurückkehrt. War es die Stammesverwandtschaft, welche ihn zu den philosophischen Naturforschern des 18. Jahrhunderts hinzog, oder war es die Ähnlichkeit des Milieu, welche es mit sich brachte, daß er sich mit einem Diderot, d'Alembert und Holbach wohl-

vertraut fühlte? Oder war es endlich vielleicht die enorme Universalität der Bildung, welche sowohl Encyclopaedisten als auch du Bois-Reymond ihr eigen nannten? All das könnte uns nur der beantworten, dem es gegönnt war, zu erleben, daß der Samen, den er in den seinerzeit recht dürren Acker der Wissenschaft versenkte, zu üppiger Blüte aufging. Wir aber können nur die Fäden, welche sich vom 18. ins 19. Jahrhundert hinüberziehen, bloßlegen, nur deren Verlauf beschreiben. Das „Warum“ wird uns hier, wie in allen anderen Dingen, verborgen bleiben, und wir müssen mit des Meisters Worten sprechen:

Ignorabismus!





Ibsens „John Gabriel Borkmann“.

[Eine pathologisch-mystische Studie von Dr. J. Sadger.

(Wien.)

Dreierlei ist es, was mir an Ibsens jüngstem Werke besonders auf-
fiel: das Meer von Reminiscenzen an die eigenen Dramen, zumal
an „die Wildente,“ die unerhörte Konzentration der Handlung mit ihrer
bei diesem Dichter sonst leider nicht allzuhäufigen erhebenden Lösung,
und endlich der vorschreitende Altersmysticismus, der in „Rosmersholm“
seinen Anfang nahm und seitdem eigentlich niemals wieder Ibsens Ge-
dankenkreis entschwinden. Von diesen drei vorstechenden Merkqualitäten
wird der dramatische Aufbau uns am Schlusse beschäftigen, werden die
gehäuften Reminiscenzen in der wiedergebenden Erzählung aufspringen,
während der Mysticismus uns Aufschluß geben soll über so manches
Rätsel in diesem wie in andern Dramen des Dichters.

Der Mysticismus oder, wie man neuerdings gerne sagt: der
Occultismus ist bekanntlich die Lehre von den sogenannten „Geheim-
wissenschaften,“ besser gesagt: von jenen Erscheinungen, die wir bislang
noch nicht verstehen. Denn die erstere Bezeichnung enthält eigentlich
einen *lucus a non lucendo*, dieweil wir ein Phänomen nur insolange
geheimwissenschaftlich heißen, als wir von demselben kein Wissen besitzen.
Nur das, was wir nicht begreifen und deuten können, ist wirklich occult,
ist wirklich mystisch; sobald wir einmal zu fassen beginnen, pflegt sich
jeglicher Mysticismus von selber zu verflüchtigen. Es liegt ein tiefer
Sinn in der alten Sage, daß Geister und Gespenster das Hereinbrechen
des Lichtes, den tagenden Morgen nicht auszuhalten vermögen. Bei
der außerordentlichen Menge von Erscheinungen, für die wir annoch
keine Deutung besitzen, ist das Gebiet des Mysticismus naturgemäß von
ungeheurer Ausdehnung, umsomehr als sich in sein dunkles Reich auch
allerlei Aberglaube, ja selbst direkter Schwindel eingemistet hat. Aber

eine Frage ist es vor allem, die den modernen Occultismus seit Langem beschäftigt: das hochkomplizierte Problem der Willensfreiheit, mit allen ihm anhängenden Unterrätseln, als da sind: Suggestion und Hypnose, Fascination und Telepathie, und endlich auch das neurologische Problem des „Zwangs“ und der „Zwangsideen.“ Es hat den Anschein, als ob auch der alternde Ibsen sich immer eingehender mit solch occulten Fragen befaßte, während die pathologischen Spielereien und die großen sozialen Probleme, denen er vordem, in seiner kräftigsten Schaffenszeit gefröhnt, seit „Rosmersholm“ mehr und mehr in den Hintergrund treten.

Auch im „John Gabriel Borkmann“ sind zwei Gestalten, an denen man reichlich mystische Beziehungen nachweisen kann, der Titelheld und und Frau Fanny Wilton. John Gabriel ist der Sohn eines Bergmanns, der den aufgeweckten Jungen bisweilen mit in die Werke hinunternahm. Seit jener Zeit hängt des Knaben ganzes Sinnen und Trachten an den Gruben und ihren Erzadern, steht er doch zu ihnen in einer ganz besonderen geheimnisvoll-occulten Beziehung. Wenn die Hammerschläge das Erz losbrechen, dann hört er es singen vor Freude über seine Befreiung, daß es nun endlich hinauf darf, „den Menschen zu dienen.“ Und dieses letztere dünkt ihm schier das Wichtigste, denn „den Menschen zu dienen“ heißt doch wohl zunächst ihm selber zu dienen, der sich stets als Herrscher gefühlt über alle die Gruben und ihre heimlichen Schätze. „Dort ist mein tiefes, endloses, unerschöpfliches Reich!“ ruft noch der Todgeweihte. „Schon der Hauch von den Bergketten wirkt auf mich wie Lebensluft. Der Hauch weht mir entgegen wie ein Gruß von unterthänigen Geistern.“ Und als er nach sechzehnjähriger Pause zum erstenmal wieder ins Freie tritt, ein neues Leben zu beginnen, da ist sein erstes Wort: „Vor allem will ich hingehen und meine verborgenen Schätze in Augenschein nehmen.“

Sowie Ellida nach dem Worte ihres Gatten in einem besonderen Verhältnis steht zum Meere und zu allem, was des Meeres ist, so auch John Gabriel Borkmann zu den Gruben und ihren vielverzweigten Gängen. Er fühlt diese Erzadern ordentlich körperhaft, empfindet deutlich, wie sie ihre gewundenen, geästeten, lockenden Arme nach ihm ausstrecken, und vor dem tragischen Moment seiner Laufbahn sieht er sie gleich belebten Schatten ihn umschweben. Ihm dünken die Millionen in der Berge Tiefen nur scheintot, nur leblos zu sein für die Herde und Masse, dem großen, begnadeten Ausnahmismenschen aber rufen sie zu, nach ihm schreien sie um Befreiung, die lebenheischenden Worte, des leuchtenden Goldes schlummernde Geister. Es ist also ein mystisch-unerklärbarer

Zusammenhang, der den Menschensohn knüpft an die Geister der Tiefe. Und er hängt an jenen unterirdischen Schätzen und ihrem gleißenden Gefolge von Macht und Herrlichkeit mit der vollen Stärke einer ersten Liebe, einer Leidenschaft, die die einzige, große, unauslöschliche seines ganzen fürderen Lebens bleibt. Zu dieser unsterblichen Liebe und Machtbegier, die zutiefst in seiner mystischen Bestimmung wurzeln, kommt dann erst sekundär die Lebenslüge hinzu, die seine unbezwinglichen Triebe verschönend umschleiert. Dann macht er sich selber gerne weiß, nur deshalb nach sämtlichen Machtquellen zu verlangen, um Reichthum und Wohlstand schaffen zu können für viele tausend andere Menschen. „Ich habe die Macht geliebt,“ rechtfertigt er sein Vergehn, „Menschenglück zu schaffen, weit, weit um mich herum.“ Wie wohlvertraut doch dieses Wort vom Menschenglücke klingt! Auch Johannes Kosmer hatte das nämliche Wollen. Und wenn John Gabriel an anderer Stelle als sein Lebensziel bezeichnet, Licht und Wärme zu schaffen in tausenden von Heimstätten, so ruft diese Rede wiederum die Erinnerung an das analoge Ideal des Baumeister Solneß auf, der ja ebenfalls an ihm unterthänige Geister glaubt.

Und doch wie viel Selbstbetrug lag nicht in diesem vorgeschützten Streben! Gab es ja auf dem weiten Erdenrund kaum einen zweiten, der minder geeignet war, Menschenglück zu geben und solches zu empfangen, als John Gabriel Borkmann. Denn um die Menschen glücklich zu machen, muß man sie vor allem auch zu lieben vermögen. Und Liebe, brünstige, begehrende Liebe nährte jener nur zu dem Gold in der Tiefe und der Macht und Herrlichkeit, die es verleihen konnte. Für das Weib jedoch und für die Menschheit hatte er kaum einen Armentheil übrig. Das mußte auch jenes Mädchen erfahren, das ihm von allen Sterblichen am nächsten trat, Ella Kentheim, die Gespielin seiner Jugend. Im Flur des Borkmannischen Hauses steht noch der große Wandschrank, der Zeuge ihrer kindlichen Spiele gewesen. Und es war wohl die Macht der gemeinsamen Jugendeindrücke, noch mehr denn freilich das warme eingehende Verständnis, das Ella auch seinen kühnsten und stolzesten Träumen entgegenbrachte, das die Herzen beider zusammenführte. Soweit John Liebe zu fühlen vermochte für ein lebendes Wesen, für ein Geschöpf des Tageslichts, soweit hat er Ella sicherlich geliebt. Allerdings nur insoweit; denn höher als Menschenliebe, höher als die Neigung zu irgend einem Weibe stand ihm die Macht noch, stand ihm sein Herrschertum. Und als dem kühn Vorschreitenden das Weib seines Herzens eine Fessel zu werden drohte, die den Aufstieg hinderte, da

besann er sich keinen Augenblick, jenes zu opfern. Durch rastlosen Eifer war es ihm mählich gelungen, schon einen Fuß in den Steigbügel zu setzen, aber ganz emporzuklimmen bis dahin, wo er seinen stolzen Plan verwirklichen konnte, mußte er die Leitung der Bank in seine Hände bekommen. Dazu jedoch konnte einer nur ihm helfen, der Advokat Hinkel, der schon längst in verzehrender Leidenschaft zu Ella entbrannt war und Johns Verzicht auf sie als Preis für seine Förderung begehrte. John Gabriel kannte ihn als durchaus unbeugsam, er wußte, Unterstützung sei auf anderem Wege nicht zu erhalten. Und dann leistete er Verzicht, mußte Verzicht leisten; denn die Machtbegier in ihm, die war unbezwinglich. Und ein Weib, meinte er damals noch, ließe sich immerhin durch sein anderes ersetzen. Drum nahm er, als Jahr und Tag verflossen war, die Schwester der verkauften Braut, Gunhild, zum Weibe. Und thatsächlich schien sich der Verrat belohnt zu machen. Denn Hinkel hielt sein Wort und half ihm hinauf auf die lockende Höhe. Sein Stern war entschieden im Aufgang begriffen, drum sollte dies auch nach außen hin jedermann kund werden. Stets war er darauf bedacht, von sich reden zu machen. In seinem Palaste galt sinnlos verschwenderische Pracht als oberstes Hausgesetz, und wenn er auszufahren geruhte, so war es im Biergespann, just wie der König. Auch tiefe Kraxfüße ließ er die Leute machen wie vor einem solchen, und beim Vornamen hießen sie ihn, genau wie den Herrscher. John Gabriel, John Gabriel, ein jedes Kind im Lande wußte, was John Gabriel für eine Größe sei. Und immer höher stiegen seine Pläne. Man hatte ihm sogar einen Ministerposten angeboten. Er aber schlug ihn aus; denn seine Gedanken trugen ihn weiter. Dieser Übermensch wollte das Ungeheuerste vollbringen, Millionen aus dem Boden stampfen, alle Bergwerke sich unterwerfen, neue Gruben ins Unendliche bauen, Handelsstraßen und Schiffahrtsverbindungen anlegen über die ganze Erde. Dazu bedurfte er jedoch des Goldes; viel mehr an Gold, als ihm selber zu eigen. Aber Freunde und Bekannte hatten dem großen Manne ja willig ihr Vermögen anvertraut. Und als die Stunde der Entscheidung schlug, da griff er unbedenklich zu den deponierten Geldern, ohne Freunde oder Verwandte irgend zu schonen; denn er mußte jene angreifen, wie er später versichert. Da aber kam die große Katastrophe, die alle seine Zukunftsträume gründlich zusammenschlug. Es liegt eine wahrhaft tragische Vergeltung darin, daß John Gabriel Borkmann gerade durch jene That gebrochen werden sollte, die die größte Schuld seines Lebens bildete. Just solchen Kraftnaturen, die das Unerhörte wollen,

sodann Jünglingen und Jungfrauen zur Zeit ihres mächtigsten Werde-
dranges, da sie über ein ungemessenes Sehnen verfügen, ist es gern
eigen, daß sie jemanden haben müssen, dem sie sich rückhaltlos zu öffnen
vermögen. Bisweilen genügt hierzu ein Tagebuch oder ein eifrig ge-
führter Briefwechsel, aber selbst der lebende Mensch, zu dem man sich
auspricht, ist einem kaum mehr als ein aufnehmendes Echo. Denn das
ist kein Mitteilen mehr, sondern ein Selbstgespräch unter vier Augen,
„gleichsam ein Flüstern im leeren, dunklen, abgeschlossenen Zimmer.“
Der Andere bleibt stets nur ein Tagebuch in Menschengestalt. Und so
ist es auch dem Helden unseres Dramas ergangen. In früheren Jahren
war Ella ihm die Geistesvertraute gewesen, die Einzige, der er alles
sagen und mitteilen durfte, die Einzige, die ihn begriff und überall mit-
ging. Als er sie aber an Hinkel verfeilscht und sich damit der einzigen
wahren Freundin begeben hatte, wählte er, nun jenem unbedingt trauen
zu können, dem er das Teuerste geopfert, was ihm auf Erden gehörte.
Da war keine Falte mehr in seinem ganzen Wandel, die er sich gescheut,
vor jenem zu enthüllen. Und anfänglich hielt ihm Hinkel auch die er-
wartete Treue. Als aber dessen Werben um Ella Jahr für Jahr ein
fruchtloses blieb, auch nach dem Verrate und der Verhehlung ihres
Bräutigams, als er erkennen mußte, daß Ellas Liebe zu jenem unstürz-
bar, da ging er hin und verriet den Rivalen. Und dies dünkt John
Gabriel das infamste Verbrechen, ärger denn Raub und Meineid und
Einbruch, dieweil es vollbracht wurde von dem Freunde an einem
Freunde. Er vermag durchaus keinen Gleichklang zu finden zwischen
solchem und seinem eigenen Handeln, keine Entschuldigung darin, daß
jener hunderte vor Verluste bewahren wollte. „Hätte ich nur acht Tage
Frist gehabt,“ ruft er aus, „um alles in Ordnung zu bringen. Alle
Depositen wären da wieder eingelöst worden. Alle die Wertpapiere,
von denen ich mit kühner Hand Gebrauch gemacht hatte, sie hätten da
wieder an ihrem Plage gelegen wie zuvor. Kein einziger Mensch hätte
einen Pfennig zu verlieren brauchen.“

Wir haben keinen Grund, der Ehrlichkeit seiner Absicht irgend zu
mißtrauen. Aber wie war es denn möglich, daß ein so hochfliegender Geist
auch nach sechzehnjähriger Überlegung keinen Augenblick an seinem guten
Rechte zweifelt, von fremdem Besitze Gebrauch zu machen? Noch mehr,
daß er gar nicht begreift, wie erbärmlich er an Ella gehandelt, ja dieser
sogar noch den Vorwurf entgegenschleudert, sie habe alle seine Pläne zu
schanden gemacht, indem sie sich nicht für ihn opfern wollte? Wir stehen
hier unversehens mitten in dem mystischen Problem der Willensfreiheit,

von dem ich eingangs schon ausgeführt, es sei zur Stunde noch occult, ein Lieblingsgegenstand der Mystiker und auch des alternden nordischen Rätselstellers. In John Gabriel Borkmann hat Ibsen wiederum jenes Teilproblem in Angriff genommen, das ihn schon einmal in „Rosmersholm“, in Gestalt der Rebekka West besonders beschäftigte: Die Frage des „Zwangs“ und der „Zwangshandlungen“. Es giebt nämlich bei gewissen Nervenkranken Vorstellungen, Affekte und Impulse, die man, weil sie zwingend und unwiderstehlich immer von neuem in das Bewußtsein sich drängen, als Zwangsvorstellungen, Zwangsaffekte und Zwangsimpulse bezeichnet hat. Ein solcher Patient muß beispielsweise immer daran denken, er werde seine Kinder umbringen, in der Kirche gotteslästerliche Äußerungen ausstoßen, er wird von Zwangsideen, religiösen und metaphysischen Inhaltes gepeinigt oder von dem Gedanken, einen Selbstmord begehen zu müssen. Werden aber einmal derartige Zwangsimpulse thatsächlich ausgeführt, dann betreffen sie immer nur die eigene Person, niemals eine fremde. Man muß z. B. immer wieder die Fenster einer Gasse zählen oder Schilder lesen, einen bereits geschlossenen Brief stets von neuem öffnen, weil man befürchtet, etwas vergessen zu haben, man kehrt mehrmals in die Wohnung zurück aus Angst, sie doch nicht versperrt zu haben, und dergl. Variationen mehr. Die Nervenpathologie hat in der jüngsten Zeit diese Zwangsaffairen stets auf ganz bestimmte Vorfälle eines frühen Kindesalters zurückführen lernen. Neben diesen uns schon verständlichen, also nicht mehr mystischen Zwangsimpulsen der eigenen Person giebt es aber noch Zwangsantriebe zu solchen Thaten, die andere Menschen schädigen oder töten, und diese Zwangsantriebe sind im Gegensatz zu jenen früheren derart mächtig, daß sie sich unweigerlich durchsetzen müssen, wie es Dostojewski in der Mordthat Raskolnikows so glänzend geschildert hat. Von diesen Zwangsantrieben wissen wir bis heute so gut wie nichts. Nur dies ist wahrscheinlich, daß auch sie mit früheren Eindrücken zusammenhängen. In allem Übrigen aber sind sie völlig occult. Auch bei Ibsen begegnen wir solchen durchsetzenden Zwangsimpulsen, zum erstenmale in „Rosmersholm“, wo Rebekka West trotz inneren Widerstrebens doch Schritt für Schritt die unglückliche Gattin des Pastors in Tod und Wahnsinn treiben muß und dafür die Erklärung giebt: „Es war über mir wie ein Sturm auf dem Meere. Es faßt einen und trägt einen mit sich; soweit es will. Kein Gedanke an Widerstand.“ Und zum andernmale in dem jüngsten Drama Ibsens in „John Gabriel Borkmann“, der Tragödie des goldgebundenen Übermenschen. Auch hier gehen die

Zwangsimpulse auf Ereignisse früher Kindheit zurück, auf jene Zeit, da John Gabriel von seinem Vater in die Gruben mitgenommen wurde. Seit jenen Tagen hat ihn die Erinnerung an die Erzadern nicht mehr verlassen, drängend und treibend begleitet sie ihn auf allen Wegen, und da er den verhängnisvollen Eingriff plant und in den Bankgewölben herumgeht zwischen all dem Golde, da umschweben ihn jene Erzgänge gleich belebten Schatten. „Die Menschen begreifen nicht,“ klagt er verzweifelt, „daß ich es mußte, weil ich eben ich war — weil ich John Gabriel Borkmann war und nicht ein anderer . . . Ich besaß die Macht, und dazu kam der unbezwingbare Trieb in meinem Innern.“ Und weil er nur unwiderstehlichen Impulsen gehorcht, drum kann er ebensowenig wie Rebekka West an seinem Zwangstum ein Verbrechen finden, trotz aller Verurteilung und sechzehnjährigen Nachdenkens. Und darum auch wie bei jener anderen die sonst unverständliche Reuelosigkeit, ja noch mehr, das absolute Unvermögen, Reue zu empfinden.

Ein solcher zwangsgebundener Held, der nicht hinaus kann über seine mystischen Grenzen, hat naturgemäß auch für Andere keine Menschenliebe übrig. Ihn selber machte die Herzenstälte frühzeitig zu einem innerlich toten, die beiden Schwestern aber, die ihn liebten, zu bloßen Schatten ihres einstigen Ichs. Man darf wohl sagen: Die beiden Schwestern; denn nicht bloß Ella, auch Gunhild hat Borkmann sicherlich geliebt mit dem ganzen wilden, ungezähmten Stolze, der dieser Familie zu eigen scheint. Aber John Gabriel merkte nichts davon; denn was er noch an wärmeren Gefühlen besaß, das hatte er an Ella weggegeben, das Gespiel seiner Jugend. Gunhild jedoch war ihm niemals ein andres, als die glänzende Repräsentantin seines vornehmen Hauses. Und als die Liebeheißende keine erwidernde Neigung fand, da versteinte ihr Herz in grausam-stolzer Kälte, die fortan kein andres Ziel mehr kannte als Ruhm und Glanz eines berühmten Namens. Darum übertraf sie ihren Gatten noch an Brunkenshaltung, und wenn er das Gold mit vollen Händen zum Fenster hinauswarf, so verschwendete sie hinwiederum derart maßlos, daß sie jenem als Grund seines Untergangs erscheinen mochte. Und nun kam der große Zusammenbruch, der selbst dieses dürftige Herzsurogat zunichte machte, ja noch mehr, die Überstolze mit Schmach und Schande bis zum Halse bedeckte. Seit jener Zeit haßt sie den Gatten, wie sie ihn vordem liebte, haßt sie ihn mit der ganzen herzerfressenden Leidenschaft eines liebezeugten und enttäuschunggenährten Frauenhasses. Acht Jahre schon geht Borkmann nach seiner Entlassung im Brunkgemach des Familienhauses herum und noch immer kann sich Gunhild

nicht überwinden, auch nur ein Sterbenswörtchen an jenen zu richten. Denn unverzeihlich dünkt ihr die Schande, die John Gabriel auf ihren Namen gehäuft. Auch späterhin, als ihr Sohn mit einer leichten Dame durchzugehen im Begriffe steht, entringt sich ihr kein anderer Ausruf als: „Und diese erdrückende Schande soll ich also auch noch tragen!“ Selbst vor der Leiche ihres Gatten fragt sie zu allererst, ob er etwa selbst Hand an sich gelegt, und atmet erleichtert auf, als dies ihr verneint wird. Wenn nur auf ihren stolzen Namen durch seinen Tod kein neuer Makel fiel!

Gleich Gunhild hatte John Gabriel auch Ella gebrochen, nur schon früher als jene, schon damals, da er sich ihr ab-, und Gunhild zuwandte. Die Verratene war anfangs wie vom Blicke betäubt. Ohne Kenntniß der innersten Motive seines Handelns nahm sie den Abfall des Geliebten für eine Unbeständigkeit seinerseits und für eine Frucht der Koketterie von Gunhilds Seite. Und im Grunde ihres Herzens begann sie den Mann ein wenig zu verachten, der sich dergestalt bethören ließ von schmählichen Künsten. Von dieser Stunde ab war alles Menschenglück in ihr ertötet, so daß sie fortan lebt, wie unter einer steten Sonnenfinsternis. Ihr eigenes Dasein ward ihr von Jahr zu Jahr nur mehr zuwider — schier unmöglich endlich, irgendein lebendes Wesens noch zu lieben, sei es nun Mensch, Tier oder Pflanze. Alle Barmherzigkeit war von ihr gewichen, jedwede Freude, den Frierenden und Hungernden wie vordem zu helfen. Es war wie eine Wüstenöde und Wüstenleere — in ihr und außer ihr. Denn über John Gabriels herzenskaltem Thun lag der tragische Fluch, daß sich seine beste Absicht bei der Ausführung in ihr Gegenteil verkehrte. Und er, der mit allem Überstreben nur Menschenglück schaffen wollte für viele tausend andere Leute, zerstörte damit nur das Glück jener beiden, die ihn im Leben einzig geliebt hatten. „Du hast das Liebesleben in mir getötet,“ klagt Ella diesen Goldmenschen an. „Verstehst Du, was das heißt? Die Bibel redet von einer geheimnisvollen Sünde, für die es keine Vergebung giebt. Ich habe früher nie begriffen, was damit gemeint war. Jetzt begreife ich es. Die große, unverzeihbare Sünde — das ist die Sünde, die man begeht, wenn man das Liebesleben tötet in einem Menschen.“ Und gleich darauf fährt sie fort: „Du hast mein Leben um die Freude und das Glück einer Mutter betrogen. Und auch um die Sorgen und Thränen einer Mutter. Und das war am Ende für mich der schwerste Verlust; denn mit den letzteren war mir vielleicht am ehesten gedient.“ Ein uraltes Motiv der Ibsenschen Dichtung, dieser drängende Associationshunger der Mütterlichkeit, das Bedürfnis nach herzausfüllender Sorge! Schon

im „Puppenheim“ fühlt sich Christine Linden so furchtbar leer, da sie niemandem mehr ihr Leben zu widmen hat, und der Mann ihr so gar nichts hinterließ, keine Kinder, keine Verwandten, nicht einmal eine Sorge.“ Auch Aline Solneß, deren Liebesleben gleichfalls zernichtet worden, ist in dem nämlichen Falle wie Ella Bentheim, und es dünkt mich ein Meisterstück psychologischer Feinheit, daß Ibsens Frauen mit dem Verluste der Mutterhoffnung sofort allen Lebensinhalt einbüßen. Gemeinsam ist endlich beiden noch der schwere Leibes Schaden, den sie durch einen vereinzelt Gemüthsaffekt nehmen, wie nicht minder der Umstand, daß die Sterilität Aline's und die nach etwa zwanzig Jahren tödtlich verlaufende Krankheit Ella's, als Folge derselben genannten Ursache, medizinisch blanke Unmöglichkeiten darstellen. Denn niemals bedingt eine bloße Gemüthserschütterung derart schwere organische Störungen, daß dauernde Unfruchtbarkeit oder gar ein später Tod die unausbleibliche Folge sind.

John Gabriel Borkmann hatte seine kühnen, rücksichtslosen Träume mit achtjähriger Abschließung schwer genug bezahlen müssen. Aber ein anderer war er durch die lange Gefängnishaft nicht geworden und konnte er gar nicht werden, dieses erdgeborene Opfer mystischer Gewalten. Nicht einmal schuldig vermag er sich zu fühlen. Denn so oft und so schonungslos er alle Einzelstadien des Prozesses in seinem Gemüte durchgeht, um doch vielleicht ein übersehenes Verschulden bloßzulegen, er gelangt stets wieder zu einem absoluten Freispruch, dieweil er fühlt, er konnte nicht anders. Und es war im Grunde ein Glück für ihn, daß er an seine Schuldblosigkeit zu glauben vermochte. Denn damit konnte er seine jahrelange Thatenlosigkeit vor sich selber entschuldigen und seinen Glauben aufrechterhalten an eine gänzliche Rehabilitierung. Er hatte jetzt glücklich das gefunden, was nicht bloß ihm und andern Gebeugten, sondern schlechtweg jedweddem Sterblichen unumgänglich ist, so unumgänglich wie Luft und Licht, wie Trank und Speise: die daseinerhaltende Lebenslüge.

Die Lebenslüge ist für den Menschen das, was ein Sicherheitsventil für den Dampfkessel ist. Sie ist die schöne Illusion, in die man sich flüchtet, so oft das Dasein aus irgendeinem Grunde nicht voll befriedigt. Bezeichnend dünkt mich, daß schon die kleinen Kinder dieser Lebenslüge nicht entraten können. Wenn sie gerne Lehrer sein möchten oder schon groß und erwachsen und selber Eltern, die Kinder besitzen, dann setzen sie sich hin und spielen Schule, oder sie nehmen die Puppe, die das Kind darstellen muß, während die kleinen Geschwister das Elternpaar agieren. Dieses kindliche Spiel ist ihre erste Lebenslüge. Wenn später der Knabe in den Entwicklungsjahren für seine übermächtigen

Eriebe Entäußerung sucht, und all das Große und Herrliche, wovon er je gehört und gelesen, Beziehung gewinnt zu seinem eigenen Selbst, wenn es ihm in allen Muskeln prikkelt, ein Held, ein Dichter, ein Übermensch zu sein, die Umgebung ihm aber, wenn überhaupt, nur geringschätzende Beachtung zollt, dann verschließt er sich sorgsam vor der schönen Außenwelt und baut im Innersten seines Herzens das Herrlichste, was es auf Erden giebt: Luftschlöffer mit einer Grundmauer drüber. Da sieht er sich bald als König auf einsamer Insel gleich Robinson Crusoe, bald wieder als sieggekroneten Feldherrn, Lebensretter oder ruhmbedeckten Helden; denn es giebt ja überhaupt nichts Ungewöhnliches mehr, das er nicht empfände oder selber vollbrächte. Nach außen zu aber erscheint er sinnend und immer verträumt, und die unvernünftigen Leute schelten ihn gern einen zerstreuten Thomas. Die Thoren ahnen gar nicht, wie unbegreiflich glücklich solche Märchenprinzen sind, ihnen dünken sie nur wortkarg und wenig ergötzlich. Denn diese Märchenprinzen haben das Beste für ihre Lebenslüge verbraucht, sie haben zuviel nach inwendig geleistet!

Unerläßlich nannte ich vorhin die Lebenslüge für jedermann, für Hoch und Nieder, Genies und Geistesarme. Das Weib aus dem Volke, das ihrer rastlosen Arbeit keinen entsprechenden Lohn erblickt, sucht im Branntwein seliges Vergessen oder im Sozialismus, der ihr im Zukunftsstaat ein besseres Schicksal verheißt — nebenbei bemerkt, einer der Gründe, die die Sozialdemokratie so wetterfest machen — oder sie setzt endlich in die Lotterie und träumt bis zur nächsten Ziehung von einem Himmel auf Erden. Für die Bürgersfrau ist das Gleiche die stete Hoffnung auf den kommenden Haupttreffer, eine der verbreitetsten Lebenslügen. Wie hier über materielles Ungemach, so hilft die Lebenslüge andererseits auch über die Selbstverachtung und Verzweiflung hinweg. So verderbt ist beispielsweise keine Übelthäter, daß er sich nicht zum Privatgebrauch eine entschuldigende Ausrede zurechtgelegt, so beschränkt auch kein Sterblicher, daß er nicht doch einen fände, dem er sich irgendwie überlegen dünkte. Selbst den höchsten Geisteskreisen ist diese Lebenslüge so unentbehrlich, daß jeglicher Fortschritt ein Ende nähme, sowie die Lebenslüge zu funktionieren aufhörte. Nur ein altersschwacher Gelehrter, der nicht mehr schafft und innerlich sterbensreif, vermag uns zuzurufen: Ignorabimus! Wir werden es nie erfahren! Wer wirklich noch forscht, wer Schaffensfreude fühlt in Kopf und Muskeln, wird insgeheim sicher den Beisatz wagen: Vielleicht werde ich es dennoch erreichen!

In der „Wildente“ *) hat Ibsen bekanntlich die Lebenslüge zum erstenmale definiert und sie als das stimulierende Prinzip bezeichnet, das der Mensch erfinden müßte, wenn er nicht von selber drauf käme, erfinden, damit er nicht untergehe in Selbstverachtung und tiefster Verzweiflung. „Nehmen Sie den Durchschnittsmenschen die Lebenslüge,“ sagte Dr. Kelling, „und Sie nehmen ihm gleichzeitig jegliches Lebensglück!“ Er hätte hinzusehen dürfen: nicht bloß dem Durchschnittsmenschen, sondern fast jedweden Sterblichen überhaupt. Denn gemeinhin hält der Mensch mit aller Zähigkeit fest an seiner Lebenslüge, die ihm verstattet, all das im innersten Herzensschrein zu sein, was er doch unterbewußt als unmöglich erkennt und empfindet. *Mundus vult decipi*, die Welt will sich betrügen lassen, das ist die Lebenslüge im Gewande des Sprichworts. Und ein Dichter des vorigen Jahrhunderts fügte hinzu: „Ein Wahn, der mich beglückt, ist eine Wahrheit wert, die mich zu Boden drückt.“ So notwendig dünkt uns die Lebenslüge, daß wir nichts ingrimmiger empfinden, als wenn man sie uns zu rauben versucht, keine Enttäuschung härter und ätzender, als wenn wir selber ihre Wichtigkeit einbekennen müssen. Drum wird getäuschte Liebe auch so furchtbar schwer empfunden. Es ist nicht eigentlich der wirkliche Verlust, der unser Herz so schneidend durchbohrt; denn etwas, das man nie besessen, kann man auch später nicht gut verlieren. Aber daß der Andre uns die Lüge geraubt, die wir zum Leben sehr nötig brauchen, verzeihen wir ihm niemals, wir Wahrheitsmenschen! Das ist's, was in uns nagt und frißt und den Schlaf von unsern Lidern scheucht. Man braucht sehr lang, um die Wahrheit verwinden zu können, und manchen Menschen gelingt dies überhaupt nicht mehr. Die sinken gleich der Wildente hinunter auf den Boden des Meeres, um dort sich zäh in ihr Unglück zu verbeißen. Darum hat Ibsen in der jüngsten seiner Schöpfungen, wo wiederum die Lebenslüge den Hauptinhalt macht, das furchtbar richtige Wort gesprochen: „Betrügen — das ist Freundschaft!“

*) Man darf aber nicht glauben, daß die Lebenslüge zum erstenmale in der „Wildente“ austritt oder gar etwa bloß in derselben. Denn schon Nora träumt von einem „Wunderbaren“, und wenn sie mit mühsamen Übersetzungen beschäftigt ist, auch noch von einem feurreichen Unbekannten, der sie in seinem Testament zur Universalerin einsetzt und dadurch aller fürderen Geldsorgen enthebt. Von da ab kehrt die Lebenslüge in jedem folgenden Drama wieder. In der „Wildente“ erscheinen fast alle Personen ihr unterworfen, in den folgenden Stücken aber sind Frau Alving, Rebekka West, Lyngstrand, Hedda Gabler und Thea Elvstedt, Baumeister Solneß und Hilbe Wangel, endlich noch Allmers und Klein Eholfs die Hauptmagneten dieser Lebenslüge.

Den Hauptinhalt! Jawohl! Denn fast sämtliche Personen des „Borkmann“ sind wie in der „Wildente“ dieser Lebenslüge pflichtig, der Titelheld und seine Gattin, Ella und Erhardt, Frau Wilton und Foldals. Und auch die Katastrophe am Schlusse ist einzig und allein durch jene bedingt; denn die beiden Gebrochenen, John Gabriel und Gunhild sterben und beugen sich ausschließlich aus zernichteter Lebenslüge. Da hat sich Borkmann im Prunkgemach seines Hauses ein artiges Lügenheim zurechtgezimmert, in welchem er in eitel Selbstverhimmelung lebt und sich gern dabei vorkommt wie ein in seiner ersten Feldschlacht verwundeter Napoleon oder auch wie ein flügelahm geschossener Jagdvogel nach Art der „Wildente.“ In jenem engen Raume geht er nun Tag für Tag in feierlichem Gewande ruhelos umher, bei jedem Geräusche allsogleich aufhorchend und sich Haltung gebend, um nur ja die erwartete Deputation mit stolzer Würde zu empfangen. Eine solche mußte ja zweifellos kommen! Wie sollten die neuen Machthaber der Bank mit ihrer Riesenaufgabe ohne seine Thatkraft nur fertig werden! „Hätte ich die Gewißheit nicht gehabt,“ ruft er aus, „dann hätte ich mir längst eine Kugel durch den Kopf geschossen!“ Und so zähe klammert er sich an diese lebenerhaltende Illusion, daß er nicht einmal einen kleinen Spaziergang wagt aus eitler Besorgnis, den heißersehnten Augenblick verpassen zu können. Und als dann Jahr um Jahr verstreicht, ohne daß die erwarteten Leute kommen, da tröstet er sich mit der zweiten Lebenslüge, es sei der Fluch aller Ausnahmemenschen, daß die große Masse sie nicht begreife. Doch darf man nicht meinen, es wären ihm niemals Zweifel aufgestiegen an der Möglichkeit seiner Träume, sein richtig empfindendes Unterbewußtsein habe sich gar nicht gerührt, ihm den Wahn zu nehmen. Aber ebenso wie Gilde Wangel im „Baumeister Solnes“ einen ähnlichen leidigen Zweifel auf der Stelle niederdrückt, so thut dies auch Borkmann aus blankem Selbsterhaltungstrieb. Ja, noch mehr! Damit ihn nicht doch vielleicht in einer schwachen Stunde die Verzweiflung übermanne, hat er sich einen Helfer zur Lebenslüge ausgesucht, Wilhelm Foldal, einen verkrachten Amtschreiber, den er in seiner Glanzzeit niemals vorgelassen hätte. Jetzt aber ist ihm dieser verkümmerte Jugendfreund ein hochwillkommener Besucher, ist er doch der einzige, der sich noch befehlen läßt, und den er begönnern kann mit seinen goldenen Träumen. Es ist kein bloßer Zufall, daß dieser Helfer just ein halber Dichter ist, der sich selbst nur durch Lebenslügen kümmerlich aufrechthält. Denn nur ein solcher vermag ihm in dem Wahne zu folgen, man werde für den Ausnahmemenschen Nieksche'scher Artung

auch Ausnahmen von Gesetz und Rücksichten gelten lassen. Als jener aber in einem Augenblick des Unmuts zweifelnd antwortet: „Das Gesetz kennt solche Rücksichten nicht!“ da schleudert ihm Borkmann das tief überzeugte Wort entgegen: „Du bist kein Dichter, Wilhelm!“ Und das trifft den armen Menschen am allerhärtesten. Dem den Verlust seines ganzen Vermögens durch die Spekulation des Freundes, ja selbst die notgedrungene Ehe darauf mit einem unbedeutenden Weibe, hätte er immerhin noch gerne getragen. Viel schwerer schon dünkt ihn die sichtbare Verachtung der eigenen Kinder und unter diesen selbst Friedas, seiner Lieblingstochter. Drum hat er sich als gleichendes Lügenheim die Dichtung auserkoren, die ihm dereinst hohen Glanz verleihen soll in den Augen der Seinen und jetzt schon über die Ehenot hinweghilft durch den erhebenden Gedanken: draußen in weiter Ferne lebe irgendwo dennoch das wahrhafte Weib. Es ist bezeichnend, daß die beiden Freunde, John Gabriel und Wilhelm mit gleicher Intensität an ihren goldenen Illusionen hängen,*) ja daß ein einziges Wort der Skepsis bei beiden fast die nämliche zerstörende Wirkung äußert. John Gabriel mit seinem ständigen Bedürfnis nach Einem, der Glauben und Hoffnung und Zuversicht in ihn hineinlügt, erhebt sich beim ersten Zweifel des Andern mit kalter Vornehmheit: „Dann hab ich Dich nicht mehr nötig!“ und der enttäuschte Wilhelm entgegnet dem Freunde, der ihm den Dichter abspricht: „Jetzt bist Du mir wie ein Fremder!“ Die Beiden waren sich eben nur solange etwas, als einer den andern im Wahne stützte. „Solange Du an mich glaubtest, solange glaubte ich an Dich!“ sagt der stets wahrheitsbesessene Schreiber Foldal. Und Borkmann fügt hinzu: „Wir haben uns also gegenseitig betrogen. Und am Ende uns selber betrogen — alle beide.“ — Wilhelm: „Ist das aber im Grunde genommen nicht Freundschaft, John Gabriel?“ Welch innere Umwandlung muß da in dem Dichter vorgegangen sein, der ehemals ein absoluter Wahrheitsfeger war und Stücke schrieb, wie den „Volksfeind“ und „die Stützen der Gesellschaft!“

Gleich Borkmann und Foldal haben sich auch Gunhild und Ella ihre Lebenslügen auf schwankem Grunde aufgebaut, die erstere, wie mich

*) Wie fest sich Borkmann in diese Lebenslüge verbissen, mag man auch daraus entnehmen, daß er peinlich alles ferne hält, was seinen Gedanken eine andre Richtung zu geben vermöchte. So tritt er beispielsweise seinem eigenen Sohne, der ihn ein paar mal besucht, so wenig nahe, daß er sagen darf: „Ich kenne ihn nicht!“ und wenn ihm jener von Ellas schwerer Krankheit erzählt, so bringt dies in so geringem Maße an sein Bewußtsein, daß er bald darauf es völlig vergessen hat.

deucht, schon seit langen Jahren. Denn was mag diese späterhin so gewaltthätige Frau wohl zu jener Zeit geplant und eronnen haben, als ihr Mann in der Zelle gefangen saß? Es stimmt mir nicht recht zu ihrem späteren Benehmen, daß sie all diese fünf Jahre in stumpfer Unthätigkeit verbrütet haben sollte. Wohl aber drängen ihre ständigen Vorwürfe, wie wenig Vertrauen ihr John Gabriel entgegengebracht, mir eine andre Vermutung auf. Ich glaube, sie habe lange davon geträumt, jener werde nach seiner Entlassung im Vereine mit ihr die besleckte Ehre reinzuwaschen trachten. Und erst als diese von heimlicher Liebe geborene Erwartung nun neuerdings zuschanden ward, als jener auch nicht den leisesten Schritt des Entgegenkommens machte, erst da wird Gunhild so völlig liebeleer, daß sie jenen nun fürder nicht einmal mehr ansprechen will. Und damals faßte sie den Plan, durch den Sohn zu erreichen, was der Gatte versagte. Die ganzen acht Jahre hatte sie um Erhardt sich nicht den mindesten Deut gekümmert, den schwächlichen Knaben nur zu gerne der sorgenden Tante überlassen. Jetzt mit einemmale fordert sie ihn von Ella wieder, ja sie beginnt die Schwester ordentlich zu hassen, weil sie in dieser die Räuberin ihres Erhardt, ihrer Lebenslüge, zu erblicken wähnt. Und dieses Verbrechen ergrimmt sie weit mehr, als alle materielle Abhängigkeit von jener, ja selbst als die vermeintliche Verachtung Ellas. So unausstilgbar trägt sie dies der Schwester nach, daß sie die letztere nicht einmal sehen mag, wenn jene gelegentlich zum Verwalter hinauskommt. Und doch ist Ella eine verschämte Reiche, die es beinah als Schuld empfindet, Habe zu besitzen, da die Ihrigen mittellos. Gunhild hatte sich also in ihrem Sohne die letzte Lebenslüge gezüchtet, ihn sah sie zu der hohen Aufgabe aus, dermaßen emporzusteigen und berühmt zu werden, daß niemand mehr den Schatten gewahre, der einst auf seiner Mutter gelastet.*) Nur dieser stolzen Mission erzieht sie ihn, nur ihrem Namen soll er fürder leben, nicht etwa seinem Glück oder was er dafür hält. Der eigene Sohn ist dieser Liebebetrogenen nur Mittel und Zweck, nur Befriedigung ihres Stolzbedürfnisses. Drum hält sie ihn von jedem ablenkenden Umgang

*) Ella bemerkt treffend zu ihr: „Glaubst Du denn, daß ein junger Mensch in Erhardts Jahren hingehet und sich für eine Mission opfert?“ Und als dies Gunhild mit fester Zuversicht bejaht, fährt sie unbeirrt fort: „Weber weißt Du's, noch glaubst Du's, Gunhild, Du hast Dich nur hineingeträumt. Denn wenn Du Dich daran nicht klammern könntest, da würdest Du wohl am Leben rein verzweifeln.“ Schärfer läßt sich wohl das Wesen der Lebenslüge und ihr daseinerhaltender Nutzen nicht mehr ausdrücken.

ferne, entreißt ihn der zärtlich sorgenden Tante, unterbindet den Verkehr mit dem einsamen Vater, ja räumt ihm überhaupt keinen andren Willen ein, als ihren eigenen selbstsuchtgeleiteten. Da jener aber trotz aller Vorsicht die auferlegte Mission nicht antreten mag, sondern — und hier drängt sich die Analogie mit Galms „Fechter von Ravenna“ immer stärker auf — in Erfüllung seiner eigenen Lebenslüge einem leichten Weib in die Ferne folgt, da weigert ihm die eigne Mutter die Hand zum Abschied. Ganz anders Tante Ella. Auch ihre Lebenslüge erleidet durch Erhard's Fortgang gänzlichen Schiffbruch. In der Öde und der Einsamkeit ihres Herzens hatte sie sich nämlich eine letzte Freude ausgeheckt. Den Namen des Mannes zu tragen, der ihr auch jetzt noch am teuersten ist, hatte ein grausam Geschick ihr durchaus geweigert. Nun soll der Same wenigstens des geliebten Mannes, der Sohn, dem sie nicht mehr Mutter sein darf, ihren eigenen Namen tragen zum Ersatz und zur Sühne jenes längst versunkenen anderen Glückes. Als aber auch dieser Traum zunichte wird, als sie sehn muß, wie Erhardt ihr abspenstig wird durch die Lockung Frau Wilton's, da drückt sie ihm nur stillbewegt die beiden Hände: „Lebe wohl, Erhardt, und genieße Dein Leben — und sei so glücklich, so glücklich, wie Du nur sein kannst.“ Während also Gunhild ihrem eignen Sohne Glück und Leben nur insoweit gönnt, als er es mit ihr und zu ihrem Ruhme genießen will, so thut dies Ella von ganzem Herzen und ohne egoistisches Nebeninteresse.

Die hohe Kunst des Dichters zeigt sich auch darin, wie peinlich sauber er die etwas anrühige Geschichte mit Fanny Wilton behandelt hat. Wie hat er diese leichtlebige Dame nur zu adeln verstanden! Sie, die bereits mehrfach gelebt und auch über ihre Zukunft sich durchaus keinen Illusionen hingiebt, wähnt in Erhard ihre Lebenslüge gefunden. „Ich habe nie zuvor gewußt,“ erklärte sie dessen Mutter, „was es heißt, im Leben glücklich zu sein. Und ich kann doch unmöglich das Glück von der Hand weisen, bloß weil es so spät kommt.“ Und um den Hörer nicht überflüssig auf unreine Gedanken zu leiten, hat Ibsen ihr noch eine Gabe geliehn, die der moderne Mysticismus als Telepathie bezeichnet hat, d. h. als die angebliche Möglichkeit der Fernwirkung auf andre ohne Beihilfe der Sinnesorgane. So vermag z. B. Baumeister Sohneß, ohne ein Sterbenswörtchen zu reden, und ohne auch nur eine Miene zu verziehen, durch bloßen angestregten Willen Raja Fosli zum Eintritt in seinen Dienst zu bewegen, geradefo als ob er dies mit ihr in langen Worten abgeredet. In der „Frau vom Meere“ erklärt der Fremde in heftigstem Willensausbruch, bis über

den Tod hinaus an Ellida festhalten zu wollen, und diese verspürt es, trotzdem sie hunderte von Meilen von ihm entfernt lebt, also zweifellos jedes sinnlichen Kontaktes mit Johnston ermangelt. Am ähnlichsten aber erscheint Frau Wilton der Rattenmamsell in „Klein Eholf“. Sie selbst warnt Erhardt, der nicht mitgehen mag, mit den bezeichnenden Worten: „Wenn ich jetzt meines Weges daherziehe, dann probiere ich meine Zauberkünste an Ihnen. Dann sage ich inwendig — so recht aus meinem innersten Willen heraus sage ich: „Studiosus Erhardt Borkmann, gleich nehmen Sie Ihren Hut,“ und dann sage ich weiter: „Ziehen Sie hübsch den Überzieher an, Erhardt Borkmann! Und die Gummischuhe! Vergessen Sie ja die Gummischuhe nicht! Und gehen Sie mit nach! Nur folgsam, immer folgsam!“ Und thatsächlich währt es nicht lange, daß sie fortgegangen und ihre telepathischen Künste spielen läßt, und Erhardt Borkmann hält es nicht länger aus, sondern eilt ihr spornstreichs nach, durch jene mystische Gewalt bezwungen.

Noch höhere Kunst aber, als durch die reinliche Verklärung Fanny Wiltons, hat Henrik Ibsen durch die dramatische Komposition des „Borkmann“ bekundet, wie sie in solcher Verdichtung vielleicht kein zweites Drama der Weltliteratur mehr aufzuweisen hat. Wir sind es bei dem nordischen Dichter in seiner jüngsten reifsten Epoche bereits gewohnt, daß die Handlung nicht längere Dauer habe als 2—3 Tage. In „John Gabriel Borkmann“ aber ist es Ibsen gelungen, trotz der ausgedehnten Vorfabel und der Menge von abzuhandelnden Vorgängen, das Ganze doch einzuschließen in den Raum von wenigen Stunden, von der Dämmerung ab bis zu einer frühen Nachtzeit. Ja, noch mehr! Der ganze 2., 3. und 4. Akt bilden eigentlich ein fortlaufendes episches Ganze. Die Zwischenakte dauern nicht länger als kurze Minuten, ja vielleicht nur einzelne Sekunden lang. Und doch ist dieses epische Neben- und Nacheinander mit wunderbarer Kunst dramatisch so gefügt, daß jeder Akt seine Einzelkatastrophe und seinen speziellen Höhepunkt besitzt. Wie wirksam endlich noch die gehäuften Wiedersehensszenen sind, darauf hat schon Brandes bedeutsam hingewiesen.

Die hohe technische Meisterschaft des Dichters äußert sich aber auch in einer Reihe von Einzelzügen, deren ich hier nur zwei hervorhebe. Im 2. Akte soll im Momente des Höhepunktes Gunhild durch eine Tapetenthür erscheinen, die, weil sie ohne Einfassung und ganz im Hintergrunde liegt, vom Zuschauer leicht übersehen werden könnte. Wie lenkt nun Ibsen das Augenmerk desselben auf jene unscheinbare Thüre? Da verabschiedet sich Frieda von Borkmann, dem sie soeben vorgespielt.

Nach dem Gutenachtgruß aber wendet sich das Mädchen noch einmal zurück. „Dürfte ich vielleicht die Wendeltreppe hinunterlaufen? Das ist kürzer.“ Dann geht sie rückwärts ab. Hierauf Eintritt und Abgang Wilhelms durch die große Flügelthür links. John Gabriel geht nun eine Weile hin und her, endlich bleibt er stehen und löscht die Tischlampe aus, so daß es im Saale halbdunkel wird, zumal in dem rückwärtigen Teile desselben. Gleich darauf klopft es hinten, und Ella erscheint mit einer brennenden Kerze in der Thüröffnung, helles Licht verbreitend und die Aufmerksamkeit des Zuschauers für diese Tapetenthür förmlich erzwingend. Wenn nun auch schließlich Gunhild durch dieselbe eintritt, so ist der Hörer bereits auf jede Überraschung, die durch diese Thüre kommt, genügend vorbereitet. Nicht minder glücklich verstand es Ibsen, ein zweites Motiv dramatisch zu verwerten. Um Gunhilds Kälte dem Hörer so recht ad oculos zu demonstrieren, hat er diese äußerlich und innerlich zum Ausdruck gebracht. Beim Aufgehn des Vorhanges sitzt Borkmanns Gattin in einem schweren, dunklen Seidenkleide da. Ganz vorn, so daß er ja nicht zu übersehen ist, glüht ein großer, alter eiserner Ofen, nicht etwa ein schwedischer, der dem nordischen Dichter ja näher läge; es muß ein eiserner Ofen sein, der rasch und binnen kurzem Hitze verbreitet. Und trotzdem es also im Zimmer platterdings nicht kalt sein kann, trägt Gunhild dennoch einen wollenen Shawl über die Schulter geworfen. Nun tritt Ella Rentheim ein und wird von jener zum Platznehmen aufgefordert. Als sie dies weigert, erfolgt die weitere Mahnung: „Lege doch wenigstens den Mantel ab.“ — Ella (denselben aufknöpfend): „Es ist allerdings sehr heiß herinnen.“ Und nun erwidert Gunhild mit einem der in diesem Drama so häufig durchscheinenden Worte: „Ich friere immer!“ — Und auf der Stelle öffnet sich dem Hörer blitzartig ein Durchblick von der äußeren Kälte auf die innere, nicht zu erwärmende. Und noch einmal kehrt das gleiche Motiv wieder, da Frau Borkmann in langer, schonungsloser Auseinandersetzung ihre ganze Lieblosigkeit gegen den Gatten grell offenbart. Da wird es Ella zu warm in ihren Kleidern, und sie wendet sich an die Schwester: „Es wird mir hier zu heiß, Du mußt mir schon erlauben, etwas abzulegen.“

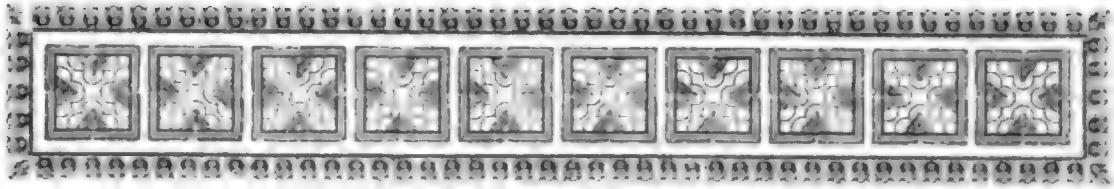
Ich habe vorhin von den vielen „durchscheinenden“ Worten des „Borkmann“ gesprochen, die man gemeinhin sonst „symbolische“ betitelt. Mich dünkt das gute deutsche Partizip schon darum vorzuziehen, weil sich hinter jenem Fremdwort nur allzugern das Unverständnis seiner Gebraucher birgt, während doch dies Wörtchen nichts anderes heißt als

eben durchscheinend. Durchscheinend ist z. B., daß John Gabriel aus seiner ersten Grubenzeit nur den Totentanz in Erinnerung behalten, sein lebensfreudiger Sohn aber just dieses Musikstück platterdings nicht aushält und sich wie gepeinigt windet unter dessen Klängen. Durchscheinend ist ferner das Wort des letzteren an Ella Rentheim: „Kennst Du den Totentanz nicht, Tante?“ — worauf dann diese schwermütig zur Antwort giebt: „Noch nicht, Erhardt!“ Von John Gabriel sagt seine Gattin: „Er war ein Bergmannssohn, die frische Luft vertrug er nicht,“ und in dem gleichen symbolischen Sinne ist es zu deuten, daß jener seine Träume immer nur in der Enge des Brunnensaals spazieren führt, aber nicht mit ihnen an die freie Luft zu treten wagt. Das erstemal, da dieses dennoch geschieht, geht Borkmann an seinem Wagnis zugrunde.*) Das Schellengeläute des Schlittens endlich, der Erhardt seiner Mutter entführt, ertönt dieser letzteren wie Grabgeläute, den Fortfahrenden aber läuten jene Schellen ein neues, genußfrohes Leben ein. Es ist auch tief symbolisch, daß Wilhelm Foldal just vom Schlitten seiner eigenen Tochter überfahren wird, gleichsam als ob die Jugend über den Leib ihrer Erzeuger hinweg zu einem neuen Leben führe, ein Motiv, das übrigens lebhaft an ein ganz ähnliches in „Baumeister Solneß“ gemahnt. Und John Gabriel tröstet den hinkenden Vater mit den gleichfalls durchscheinenden Worten: „Überfahren werden wir alle mit einander — einmal im Leben.“

Es wäre noch sehr viel zu sagen von diesem Drama, zumal von dem Stimmungszauber, der über manchen Szenen ausgegossen erscheint, von der hohen Meisterschaft Ibsens, gegensätzliche Charaktere, wie etwa Gunhild und Ella gleich in den ersten Worten hellleuchtend auseinanderzusetzen, und von so vielem anderen noch, das fortgesetztes Studium immer neu in die Erkenntnis zwingt. Aber den Vollgehalt eines solchen Werkes mit Menschenworten ausschöpfen zu wollen, wäre fruchtlos-vergebliche Sisyphusarbeit. Hier bleibt der Kritik nichts anderes übrig, als unthätig Gewehr bei Fuße zu stehn; sie kann nur staunen und tief bewundern und mit scheuer Ehrfurcht emporblicken zu einem Genie, das fast siebenzig Jahre zählt und gleichwohl noch ein solches Altersprodukt zu schaffen vermochte.

*) „Die Nachtlust hat ihn getöbet,“ meint seine Gattin. In Wirklichkeit hat Ibsen die Sache so gewendet, daß die gebrochene Lebenslüge, die mythische Gewalt einer Erzhand und die Unbill der Witterung zusammen den Tod des greisen Mannes herbeiführen.





Aus dem Berliner Kunstleben.

Von Dr. John Schifowski.

(Berlin.)

Ich habe gegen eine flotte Posse prinzipiell nichts einzuwenden. Aber wenn der Possenschreiber sich in den feierlichen Talar des Kunstpriesters hüllt, seine Possenfiguren auf dem Rothurn einhererschreiten läßt, seine triviale Possenmoral mit der Miene des Propheten vorträgt, und das alles in der offenkundigen Absicht, das Publikum zu täuschen, und als ein Drama im hohen Stil erscheinen zu lassen, was eine platte Farce ist: so sinkt der Pseudodichter tief unter das Niveau des ehrlichen Possenschmierers hinab. Und dies ist das Gebahren des Herrn Ludwig Fulda. Mit „Talisman“ und „Robinsons Eiland“ hat er selbst viele Einsichtige getäuscht: ein „Sohn des Kalifen“ übertölpelt nur noch wenige Thoren. Was Herrn Dr. Brahm, der doch sicher nicht zu den letzteren gehört, bewogen hat, das plebejische Machwerk auf die Bühne des Deutschen Theaters zu bringen, ist mir nicht klar. Die Premiere fand am 27. Februar statt. Rainz gab den Assab, Agnes Sorma die Sklavin Morgiane. Die beste Leistung des Abends bot Hermann Müller als Kalif; seine Irrsinnscene war ein kleines Meisterwerk. Emanuel Reicher sprach die Verse des grauen Mönchs wirksam und ohne viel Theaterpathos. Clown Mustapha wurde von Guido Tielscher, sein Weib von Gisela Schneider dargestellt. Die Ausstattung war ein wenig zu bunt, und das Verschwinden des grauen Mönchs hätte geschickter bewerkstelligt werden können. Im übrigen entsprach das Äußere der Ausführung der künstlerischen Höhe unserer ersten Bühne. Den Inhalt des Stückes hat uns Gustav Morgenstern bereits ausführlich mitgeteilt. Seiner Kritik schließe ich mich in jedem Punkte an.

Josef Rainz ist vom 1. September 1899 an für das Wiener Burgtheater engagiert. Er hat unserm Deutschen Theater seit dessen Eröffnung im Jahre 1883 — mit wenigen für ihn nicht sehr erspriechlichen Unterbrechungen — angehört. Daß das Engagement am Burgtheater ihm zum Segen gereichen wird, ist nicht anzunehmen. Das Wiener Publikum ist an eine andere Spielweise gewöhnt, und die ehrwürdigen Pagoden des Burgtheaters, denen ein Mitterwurzer schon zu modern war, werden dem Kollegen Rainz das Leben nicht leicht machen. In dem Deutschen Theater aber wird sein Fortgang jedenfalls eine Umgestaltung des Spielplans zur Folge haben. Die sogenannten klassischen Schauspiele und die klassizistischen Epigonen Dramen — namentlich Grillparzer — werden von dem Repertoire immer mehr verschwinden: und

dieser Frontwechsel dürfte für die künstlerische Entwicklung der Bühne, deren Bedeutung in der Pflege des modernen Dramas liegt, nur vorteilhaft sein. In dem Berliner Kunstleben wird Josef Kainz bei seinem Scheiden immerhin eine Lücke hinterlassen, die in absehbarer Zeit nicht ausgefüllt werden dürfte.

Im Theater des Westens, dessen Verhältnisse sich auch unter der neuen Direktion Hospauer nicht günstiger zu gestalten scheinen, fand ein mehrwöchentliches Gastspiel von Gustav Kadelburg statt, dem zu Ehren das Lustspiel „Die berühmte Frau“ eine unverdiente Anzahl von Aufführungen erlebte. Sonst brachte der letzte Monat zwei Premieren, die aber beide der Unglücksbühne keine Vorbeeren eintrugen.

Am 26. Februar fand die erste Aufführung von drei Einaktern statt, von denen der letzte einen etwas lebhafteren Beifall fand, während der zweite ganz unzweideutig abgelehnt wurde. Das Schauspiel „Im Trappistenkloster“ von Oskar Mummert, spielt am Ende des vorigen Jahrhunderts. Eine Schwadron Husaren, die in der Nähe eines Trappistenklosters manövriert, entdeckt unter den schweigsamen Insassen desselben einen früheren Offizier des Regiments, der vor zwanzig Jahren desertiert war, nachdem er ein junges Edelfräulein verführt hatte. Zwei Offiziere bringen in das Kloster ein und konstatieren, daß der Bruder Sebastian der Gesuchte ist. Als man zu seiner Festnahme schreiten will, stellt sich plötzlich heraus, daß der Delinquent der Vater eines der beiden Offiziere ist. Bruder Sebastian stirbt vor Schreck, die Husaren ziehen mit klingendem Spiel davon, und der Vorhang fällt. Litterarischen Wert besitzt das Stück nicht; es ist ein Komödiantendrama, von einem Schauspieler für Schauspieler geschrieben. Der zweite Einakter „Ein Weihnachtsabend“ von Wilhelm Krag (Deutsch von Ernst Brausewetter), ist ein feines lyrisches Stimmungsbild, dessen Vorzüge wohl mehr bei der Lektüre als bei der Bühnenaufführung zur Geltung kommen dürften. Es schildert den Weihnachtsabend, den ein bejahrtes Geschwisterpaar, dessen alte Haushälterin und ein Hausfreund miteinander feiern. Den Sinn des Stückes hatten offenbar weder die Regie noch die Darsteller verstanden, und daher kam es, daß das Publikum ebenfalls nichts damit anzufangen wußte, sich während der feinsten Szenen langweilte und das Ganze schließlich ablehnte. Den Schluß des Abends bildete ein Lustspiel „Jephthas Tochter“ von Felice Cavalotti. Einen Einakter des italienischen Politikers und Gelegenheitsdramatikers brachte das Lessingtheater in der vorigen Saison: „Das hohe Lied“, in deutscher Bearbeitung von Ludwig Fulda. Das neue Werk ist ein kleines pilantes Salondrama, von einem geistreichen Kopfe erdacht, aber ohne jede Spur von dichterischer Kraft. Eine junge Dame der Aristokratie ist von ihrem Vater an einen Mann verheiratet worden, den sie nicht liebt. Sie fühlt sich geopfert, wie Jephthas Tochter, macht daraus ihrem Gatten gegenüber kein Geheimnis und erbittet sich dieselbe Gnade, die der biblischen Jungfrau gewährt wird: zweimonatlichen Aufschub der Opferung. Zwei Monate will sie unberührt neben ihrem Gatten leben. Letzterer hält sie für ein Gännschen und gewährt ihr gleichgiltig die thörichte Bitte. Aber Frau Beatrice ist klüger, als man glaubt. Sie benutzt die acht Wochen, um ihren Gatten, für den sie eine ehrliche Zuneigung hat, rasend in sich verliebt zu machen, erringt einen glänzenden Sieg über ihre Nebenbuhlerin, eine verheiratete weltkluge Dame, und darf sich zum Schluß mit gutem Gewissen der Opferung hingeben.

Die Darstellung der drei Stücke hätte den Ansprüchen, die man an eine mittlere

Provinzbühne stellen darf, vielleicht genügt. Für ein erstes Berliner Theater entbehrte sie allzusehr jedes eigenartigen Reizes. Die Darsteller spielten weder ihre Rollen herunter und hatten sich offenbar alle mögliche Mühe gegeben. Aber eine bleierne Langeweile lag schwer über allen ihren Darbietungen. Auf dem Wege der goldenen Mittelmaßigkeit vermag man die Gunst eines weltstädtischen Publikums nicht zu erobern. Da hat ein Johann-Lumppe-Ensemble schon größere Chancen.

Einen zweiten Premierenabend veranstaltete das Theater des Westens am 13. März. Ein vieraktiges Drama „König Saul“ von Adalbert v. Hanstein kam zur Ausführung. Der Verfasser ist einer unserer harmlosesten Realistenkiller. In seiner alttestamentarischen Tragödie zeigt er sich als ein schwächliches Epigonen-Epigöndchen, das den Mund mächtig voll nimmt, aber trotz alles Phrasenklingsangs über die traurige Leere in Kopf und Herz nicht zu täuschen vermag. Das Publikum gähnte, daß ihm die Thränen über die Waden liefen.

Zu den älteren Herren, die es lieben, ihre Langohrigkeit hinter einer Löwenmähne zu verbergen, die sich in ihrem dichterischen Schaffen wie kreißende Berge gebärden, um sich schließlich durch die Geburt eines lächerlichen Mäusleins zu kompromittieren, gehört der stolze Adolf Wilbrandt. Seine fünfaktige dramatische Dichtung „Sairan“, die am 4. März im Berliner Theater zur ersten Ausführung kam, handelt von den Lehren und Schicksalen eines Propheten, in dessen Person man un schwer den Stifter der christlichen Religion erkennt, obwohl die Handlung von Palästina nach Syrien verlegt ist und im Jahre 24 v. Chr. spielt. Sairan durchwandert das Waldgebirge, um in der Einsamkeit die Stimme des Gottes zu hören, den er in seinem Herzen ahnt. Er lernt das anmutige Töchterlein des Philosophen Diagoras kennen, das zu dem ernsten, stillen Mann in heftiger Liebe entbrennt; aber er ersticht die fleischliche Begier und stärkt seine Seele im Gebet zu Gott. Dann kehrt er in die Stadt Antiochia zurück, wo das Volk ihn als Heiligen verehrt. Er predigt und verrichtet Wunder, und eine Schar von Gläubigen begleitet ihn auf allen seinen Wegen. Darüber sind die Priester der alten Götter erzürnt und verklagen den Volksverführer bei dem römischen Statthalter. Dieser zitiert ihn vor sein Tribunal, vermag aber keine Schuld an ihm zu finden. Doch die von den Pfaffen aufgewiegelte Menge stürmt das Gerichtsgebäude und erschlägt den Propheten. Der Verfasser ist dem gewaltigen Stoff nicht gewachsen gewesen. Er hat den Evangelien einfach die Scenen entnommen, von denen er sich einen äußeren theatralischen Effekt versprach; die Heilung des Lahmen, die Versucherszene, die Verhandlung vor dem römischen Tribunal bilden die Höhepunkte der Dichtung. Von einer Vertiefung und selbständigen Auffassung der Vorgänge und handelnden Personen ist nichts zu spüren. Bunte Festzüge mit Musik und Tanz sorgen für die Unterhaltung des Publikums, wenn die Stimmung durch langatmige Monologe gar zu sehr gesunken ist. Das Ganze ist ein oberflächliches Ausstattungsstück, das mit den Prätensionen eines Dramas im hohen Stil auftritt. Es ist zwar kaum zu befürchten, daß gerade diese Spezies fast- und kraftloser Epigonendramatik jemals wieder auf Berliner Bühnen ansässig werden könnte: aber es ist gut und dienlich, wenn jeder Versuch ihrer schellenlauten Bannerträger, sich von neuem bei uns einzunisten, von Kritik und Publikum aufs schärfste zurückgewiesen wird. „Sairan“ ist bereits nach wenigen Abenden von der Bildfläche verschwunden.

Das Lessingtheater ist am 12. März mit einer Premiere herausgetreten, die auch keinen Gewinn für das Berliner Theaterleben bedeutete. „Der Herr Abbé“,

Lustspiel von Meilhac und St. Albin, variiert in wenig geistvoller Weise das altmodische Thema von dem jungen Ehepaar und der herrschsüchtigen Schwiegermama. Die Pointe des Stückes besteht darin, daß der Hausbrache, der seinen Schwiegersohn durch Angestellte eines Detektiv-Bureaus überwachen läßt, erfährt, derselbe habe eine Geliebte, und daß sich diese Geliebte am Ende als die angetraute Gattin entpuppt, mit der der Ärmste täglich an einem entlegenen Orte zusammentrifft, um ein paar Stunden vor der Schwiegermutter Ruhe zu haben. Die Darstellung des Stückes war recht mangelhaft. Die Schauspieler — darunter Claudius Werten und Frau von Moser-Sperner — versuchten durch saftige Übertreibungen etwas Leben in die eintönige Platttheit zu bringen, was den miserablen Eindruck, den die Premiere machte, nicht wesentlich modifizierte.

Alles in allem: Die jämmerlichsten Wochen der diesjährigen Theaterjaison.



Aus dem Wiener Kunstleben.

Von Otto Sachs.

(Wien.)

Als ich im vorigen Frühjahr die Lebenswende von Max Halbe zum erstenmal las — unmittelbar nach dem Bühnenmißerfolge in Berlin — hatte ich einen so starken Eindruck davon, daß ich mir meine Gedanken darüber aufnotierte. Der vor ein paar Wochen im Wiener Raimundtheater stattgefundenen Erstaufführung — nur eine zweite und letzte folgte ihr — war ich leider beizuwohnen verhindert; so mögen denn hier zuerst jene vorjährigen Aufschreibungen Platz finden:

Gegen die „Jugend“ ist die „Lebenswende“ ein starker Fortschritt, und überhaupt ein gutes, ernstes, nachdenkliches Stück. Grundgedanke: Das Traumleben der Jugend, erregt und aufgewühlt durch die Stürme und den hohen Wellengang des Werdens und Wachsens, brandet gegen die Ecken und Kanten des wirklichen, vom Zusammen- und Gegeneinanderleben der Menschen bedingten Daseins und wird durch jene uner-schütterlichen Wellenbrecher gezwungen, — entweder zurückzuliegen und sich zu stauen — oder sich auf sich selbst, sein Wesen und seinen Weg zu besinnen, und, nach seinem Wesen, nun auch seinen Weg einzuschlagen, frei von Selbstbetrug und falscher Begehrlichkeit. Dieser Gedanke ist nun, ohne im mindesten These oder Tendenz zu werden, an allen Gestalten des Dramas, ganz und positiv nur an einer, nämlich dem Erfinder Weyland; halb an Heyne und Olga; rein negativ an dem zerfahrenen Dichterling Ebert und der koketten, genußsüchtigen Bertha, glücklich und wahrhaftig durchgeführt und spiegelt sich in allen Charakteren und allen Vorgängen. Fern von allen sozialen Präntensionen, erreicht es den Zweck, eine Lebensperiode, die jedem wirrend, versuchend, gefährdend heraufkommt, rein zur Darstellung zu bringen, nur durch Aufbietung einer einfachen, kräftigen Charakterisierungskunst und einer starken, an

Spiegelungen, Beziehungen und echt symbolischen Situationen reichen Technik. Rationiert wird nicht darin.

Ich weiß nicht warum, aber mich erinnert die Lebenswende immer an Kleists „Prinz von Homburg“, der freilich noch zehntausendmal stärker und lebendiger und herber und geschlossener und süßer und weicher zugleich. Doch: hier wie dort das in der dramatischen Kunst noch fast vereinzelte Streben, das Werden eines Charakters darzustellen, nicht das Schicksal des schon vorher Gewordenen. Wie das Hebbel am Prinzen von Homburg schon so herrlich auseinandergelegt hat.

So schrieb ich damals in mein Notizbuch. Aber ich muß wohl nicht bei Sinnen gewesen sein, als ich das schrieb. Möglich; ich war gerade nach einer schweren Krankheit, und vielleicht noch nicht ganz gesund . . .

Dennoch, als ich ein paar Bekannten auf Grund des damaligen Eindruckes den Besuch jener Erstaufführung wärmstens empfahl, wurde mir ein übler Lohn. Sie beschimpften mich. Sie mißhandelten mich thätlich. Sie brachten mich beinahe um. Was noch schlimmer ist, sie zweifelten an meinem Verstand. Sie begannen mich zu verachten. Ich mußte es tragen; aber ich war schuldlos. Ich hatte es gut gemeint.

Der Erfolg war darnach. Das Publikum war zuerst entrüstet — dann langweilte es sich — dann war es wieder entrüstet — und endlich wieherte es hell heraus. Höhnisch, ungezogen, rachsüchtig wieherte das Publikum und piff. Wäre ich der Dichter gewesen, ich hätte einfach zurückgepiffen. Doch das that Max Halbe wohl ohnehin. . . . Die „Kritik“, mit geringen Ausnahmen, variierte dasselbe Thema am nächsten Tage in den Zeitungen; man fand dieses Stück, das ich ein ernstes und nachdenkliches nennen mußte, frivol, ordinär, lächerlich und bohrte es ganz in den Grund.

Ein Teil der Schuld mag ja an der mit unzureichenden Mitteln unternommenen Aufführung liegen, die wirklich niederträchtig gewesen sein soll. Die „Lebenswende“ verlangt nicht nur lauter gute, sondern zwei große Schauspieler, wenn sie rein wirken soll. Aber das kann doch nicht alleinige Ursache an dem Unglück gewesen sein. Vielleicht hatten die, welche höhnten und piffen, eine Lebenswende hinter sich, die sie — zum Zurückfließen und Stauen zwang? Vielleicht war es nur das Quaken der bekannten Frösche aus dem Sumpf, das diesen, wie manchen Sang überschrie? Wir kennen das Konzert dieser Sänger der stehenden Wasser, und ihr mißtönendes Lied, das „Breleke loag loag“ klingt seit den Tagen des Heiden Aristophanes. . . .

Und die „Lebenswende“ ist doch ein Werk für mehr als eine Zeit.

* * *

Wer „junge Wiener Kunst“ sagt, sagt damit auch „Hermann Bahr“. Nicht, als ob sich diese junge Wiener Kunst, — die ebenso unleugbar vorhanden, als auch andererseits teils durch Selbstüberschätzung, teils durch fremden Übereifer über ihr natürliches Leibesmaß hinausgeredet und gerentt worden ist, daß ihr davon die noch zarten Gliederchen krachen müßten, — in diesen einen Namen zusammenfassen ließe wie in eine Formel, die zusammengepreßt alle ihre Eigenschaften und Eigenheiten enthielte und sie ausdrücke; auch nicht, als ob dieser Eine das Werk geschaffen hätte oder schaffen würde, das dieser jungen Kunst den Stempel seiner Vorbildlichkeit aufdrücken müßte. Wohl aber ist Bahr in langen, mühevollen Jahren der Erwecker und Auffinder, ja, ich möchte fast sagen, oft der Erfinder junger Künstler gewesen, so lange, bis wir nun endlich doch eine junge Kunst hatten. Mit unermüdblichem Fleiße lehrte seine eigene geduldige Liebe unsere Unaufmerksamkeit und schnell bereite Spott-

lust Geduld und Liebe und Hoffnung auf das Entfalten jeder noch so kleinen Knospe. Er gewöhnte uns das dumme Dachen dessen, der nicht versteht, ab, und die Lust, vorschnell zu verurteilen. Und er wies uns den Weg, wo wir neue Quellen des Verständnisses und neue Werte, um sie unserm Urteil unterzulegen, finden sollten. Dafür, und für das aufregende, anreizende, Auge und Geist erfreuende Schauspiel seines eigenen farbenglitzernden, schillernden, eidechsenartig beweglichen Wesens, mit dem er uns nun schon lange fesselt und entzückt, gebührt ihm Dank und Bewunderung, und darum ist sein Name doch eine Formel für die tiefe Bewegung geworden, welche unsere stillen Wasser aufrührt und Wellenzug nach Wellenzug mit Sehnsuchtskraft nach fernem und fremden Ufern zu schlägt.

So hätte auch der an Bahr selbst das bitterste Unrecht begangen, der in der Erwartung, das Kunstwerk des jungen Wien zu finden, Hermann Bahrs Schauspiel „Das Tschaperl“ im Karltheater besuchte. Andere dramatische Werke, z. B. Schnitzlers „Liebele“, haben weit eher Anspruch, daraufhin angesehen zu werden; ja, gerade hinter denen, welche nicht von Bahr sind, lugt deutlicher, als sie aus seinen eigenen spricht, die wahrhaft schöpferische Seite des Bahr'schen Wesens hervor. Beim „Tschaperl“ haben wir es eigentlich mehr mit dem schillernd geistreichen Feuilletonisten zu thun.

Der Ausdruck „Tschaperl“ in seiner Etymologie rätselhaft, mag ursprünglich ein Schimpfwort gewesen sein; jetzt ist er mehr ein lustiger Kosename des Wiener Dialekts geworden. Unter einem „Tschaperl“ versteht man einen gutmütigen, nicht gerade überklauen, leicht herumzukriegenden Menschen, einen, der sich ohne große Mühe vorreden läßt und glaubt, was man will. Es liegt ein Stück humoristisches Mitleid in dem Namen. Ganz erschöpfen läßt er sich, wie alle derlei Intima der Sprache, in seiner Bedeutung nicht. Es kommt auf den Mund an, der ihn ausspricht.

„Tschaperl“ ist eine junge Frau, die Gattin eines armen Musikkritikers in einem Blatt xter Ordnung, der sie „zwar nicht von der Straße, aber aus dem Konservatorium“ aufgelesen und mit dem sie fünf lange Jahre des Hungers und Kummers geteilt hat. Endlich kommt das Glück. „Tschaperl“ hat für eine Kinderunterhaltung eine Oper komponiert, eine Märchenoper, „Schneewittchen“; ganz naiv, ohne künstlerische Präntensionen hat sie das gethan, ohne zu ahnen, daß sie damit etwas Besonderes in die Welt setzt; und so eröffnete Wege liebt das Glück ja gerade, auf ihnen kommt es gern zu den Menschen, die es ganz anderswoher erwarten. „Schneewittchen“ wird in der Oper aufgeführt, es findet großen Beifall, „Tschaperl“ wird eine berühmte Frau, der man huldigt und die viel Geld verdient. Das erträgt ihr Mann aber nicht; sie soll sein „Tschaperl“ bleiben, auch als berühmte Frau. Das ist aber wieder unmöglich; und so trennt das Glück die zwei, welche Hunger und Kummer scheinbar unlöslich zusammengeschmiedet hatte. Das heißt, für das Theater hat sich der Dichter zu der für mein Gefühl unnötigen und schädlichen Konzession herbeigelassen, eine notdürftige und gestifte Wiedervereinigung der Eheleute als rührsamem Schluß anzuhängen; gegen die Logik und die unumgängliche Forderung, die aus seinen eigenen Voraussetzungen entspringt; da bleibt das „Tschaperl“ halt doch ein „Tschaperl“, und es geht alles viel gemüthlicher aus, als es sein müßte.

Als pikantes und dramatisch klug erwogenes Gegenspiel geht ein anderes Paar durch das Stück; eine Operettendiva, die — es hört doch niemand zu? — das schönste Paar Waden in Wien hat und davon samt ihrem Manne in Freuden und Ruhm lebt, nur von der täglichen Schaustellung der schönsten Waden von Wien. Und ihr Mann ist dessen wohl zufrieden; er hat das Teil erwählt, das jeder Mann einer

berühmten Frau schließlich wählen muß, er ist nämlich der Impresario der Waden seiner Frau — und alles übrigen — geworden. Das trägt ihm Geld, gutes Leben, exotische Orden ein und macht ihn glücklich. Und es freut mich, daß dieser Edle ein Pole ist, den noch dazu Herr Korff sehr gut spielt; wir Wiener können das beurteilen, denn wir haben Gelegenheit, unsere Augen an edlen Polen zu üben. In der vorletzten Szene des dritten Aktes, weitaus der besten des ganzen Stückes, stellt Bahr die ehrliche Verzweiflung des depossedierten „Tschaperl“-besizers der unbefangenen Impresariosfreude des Gatten jener Diva drastisch und frei gegenüber; eine Situation von echtem, unwillkürlichem Humor, wie er nur aus dem naiven, sich unbelauscht glaubenden Selbstverrat der Charaktere fließen kann; jedes Wort ehrlich aus dem innersten Wesen der Sprechenden Person heraus, für diese heiliger Ernst, nur für den Zuschauer Wit. Das ist dramatischer Humor. Von den Modernen hat auf dieses allein richtige Prinzip nur erst Gerhard Hauptmann eine Komödie aufgebaut; den „Biberpelz“ meine ich. Da werden keine Witze gemacht; sie kommen von selbst.

Wenn auch dieser einen Szene im „Tschaperl“ weitaus nichts Ebenbürtiges mehr zur Seite gestellt werden kann, so zeigt sie doch, was wir vielleicht noch von Hermann Bahr zu hoffen haben: ein Wiener Lustspiel, nach dem unser Trachten schon lange steht. Daß er dem Wienerischen bis auf den Grund sieht, und es so ganz erkannt hat, daß es, seiner gestaltenden Hand unterworfen, ihm reiner Stoff werden könnte, dafür zeugt die echte „raunzige“ Figur des Altwieners Lampl in dem neuen Stück; der ist wirklich aus einem Vorstadt-Kaffeehaus, von der Tarokpartie, weggenommen und auf die Bühne gestellt, wie er lebt und leidet.

Das Stück wurde gut gespielt — Bonn gab die männliche Hauptrolle — und gefiel um so mehr, als die Neugier und Klatschsucht in den beiden Ehepaaren unschwer bekannte Gestalten auffinden konnte: eine Dichterin und eine Sängerin, die in Wien und anderwärts wohl bekannt sind, samt dem dazu gehörigen Gemahl. Und so etwas freut einen doch immer. Nicht?

* * *

... Es ist schon ein paar Wochen her, da ging ich einmal bei schlechtem, grauem Wetter in der Stadt spazieren. Am Tage vorher hatte es stark geschneit, dann war aber gleich wieder Tauwetter eingetreten, wie das in diesem Winter nun schon ging; an den Trottoirs lag noch der schmutzige, grauweiße Schnee, mit allerhand Kot und Unrat vermischt, in weichen, niedrigen Haufen, aus denen träge, schmutzige Wasserbächlein geflossen kamen; am Himmel trieben häßliche, fezige Wolken hin und ein unangenehmer Wind trieb mir den kalten Sprühregen in das Gesicht. Mißmutig schlenderte ich weiter und ärgerte mich über meinen eigenen Ärger — das ist auch eine Unterhaltung — als mich plötzlich eine Hand an die Schulter rührte: „Bonjour, cher.“

Es war mein Pariser Freund, den ich damals in Interlaken kennen gelernt hatte: ein seltsamer Kauz: Pierre d'Aubecq, ein wirklicher Vicomte übrigens.

Das war eine Freude! Wir verbrachten einen herrlichen Abend zusammen; es gab viel zu erzählen. Wo war der Glückliche in den letzten Jahren überall gewesen: in Spanien, in Algier, in Tunis, in Ägypten, was weiß ich! Und nun war er auf der Durchreise nach Triest, um sich auf einem Lloyd-Dampfer nach Japan einzuschiffen.

Ja, wahrhaftig nach Japan. Und Indien und Ceylon und China würde er

wohl auch nicht beiseite liegen lassen; trotz der Pest. Vor der fürchtet sich mein Freund Pierre nicht: die kann ihm nichts anhaben. Aber Japan! Er ist ja ohnehin schon ein halber Japaner.

Er machte mich ganz rebellisch mit seinen Erzählungen. Wer hätte nicht den Jugendtraum der fernem, heißen Länder geträumt, mit der wilden, verzehrend lässenden Sonne, mit den nickenden, federnden Palmkronen und den märchenhaft großen, unerhört farbigen und schwerduftenden Blumenkelchen an den schwanken Lianenranken; mit den stillen, blumenhaft sanft braunen und gelben Menschen dazwischen, die edelsteinstrohzenden Idolen in ungeheuren, phantastisch verschwürkelten Stein- und Porzellantempeln dienen! Und das blaue, indische Meer, in dessen Grunde die Perlen wachsen! Und in den Nächten das Kreuz des Südens mit diamantenen Nägeln an den schwarzblauen, flimmernden Himmel geheftet! Zu dem man träumerisch aufblickt, während von irgend einer fernem Küste der laue Wind honigsüße oder bitterwürzige Däfte herüberweht, vielleicht zusammen mit einem breitflügligen, zartfarbigen Abendfalter, der sich müde auf das Verdeck des Schiffes zu Deinen Füßen sinken läßt und mit zusammengeschlagenen Flügeln still sitzen bleibt, wie ein Sinnbild Deiner eigenen, ruhenden Seele! . . .

Als kurze Zeit nach der Abreise meines Freundes d'Ubecq der Maler Josef Hoffmann in einer eigenen Holzbaracke eine Ausstellung seiner Weltreise-Früchte veranstaltete, eilte ich natürlich gleich, die zu sehen und meine wache Sehnsucht mit einem Surrogat-Tränkchen wieder einzuschläfern.

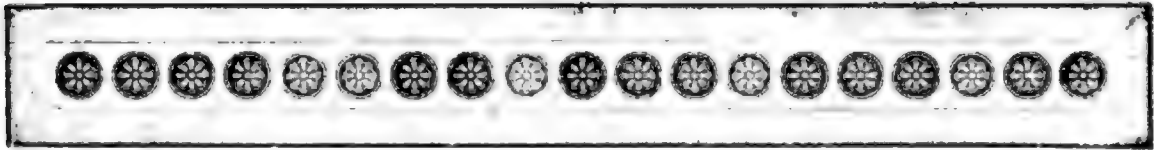
Was ich geträumt hatte, hat Hoffmann gesehen. Die Ausstellung umfaßt vorderhand nur Tunis und Algerien, Ägypten und Vorderindien; nacheinander sollen dann die andern Wunderländer folgen. Ehrlich gestanden, hat mich ein rein stoffliches, also kein künstlerisches Interesse in diese Galerie getrieben, und das fand ich auch vollauf befriedigt; in künstlerischer Hinsicht sind die dort zusammengestellten Malereien sehr ungleichwertig. Ein großes Kunstwerk, welches das Gesehene mit ganz neuen Mitteln, von einem ganz neuen, höchst persönlichen Augenpunkt aus darstellen würde, fand ich überhaupt nicht darunter; wohl aber einige gute Bildchen, die insbesondere manche tropische Farbenvorgänge, Farbenkatastrophen möchte ich fast sagen, eindrucksvoll und gewiß getreu wiedergeben, wie einige Sonnenuntergänge auf offenem Meer: — der ganze Himmel in unzählige Abstufungen und Übergänge von rot und gelb getaucht, oder in lichten Flammen, darunter das Meer, vorne tiefblau, weiter hinaus aber von dem Himmelsbrande gleichsam schon ergriffen, am Horizont damit ganz verschmelzend, oder stille süßliche Sternennächte.

Auch in technischer Beziehung herrscht große Mannigfaltigkeit; Zeichnungen, die, nur notdürftig mit Wasserfarben laviert, kaum die bescheidensten koloristischen Ansprüche befriedigen, ausgeführte Aquarelle, breit hingeworfene Ölskizzen und sorgsam durchgearbeitete Ölgemälde hängen bunt durcheinander. Aber die lebhafteste Farbe, das freie, grelle Licht herrscht vor, wie es sich bei Darstellungen aus den Sonnenlanden von selbst versteht; die wilde Kraft und freudige Helle des orientalischen Tages ist, wo nicht überall genügend zum Ausdruck gebracht, doch als durchgehende Grundstimmung deutlich intentioniert. Darum scheinen mir diese Arbeiten mit mehr Wahrheit von ihren Ursprungsorten zu erzählen, als die seinerzeit berühmten Weltreise-aquarelle von Eduard Hildebrandt. Über so einen Vorwurf müßte freilich erst einmal ein ganz Großer kommen, ein rechter Licht- und Farbenzauberer; das ist auch Hoffmann gar nicht.

Die Holzbarade, in welcher Hoffmann seine Ausstellung untergebracht hat, steht neben der Elisabethbrücke; das ist nämlich eine Steinbrücke, die über das schmale, zu Zeiten fast ganz versandete Wienflüßchen fährt (übrigens soll dieses Flößchen nun bald ganz verschwinden), und von der aus man, die Ufer hinunter und hinauf, einen Streifen der Stadt der Länge nach überblicken kann. Es war schon ein frühlinghafter Tag damals. Die Büsche des kleinen Parkes am Wienufer hatten bereits Knospen angelegt, so daß über das Graubraun der winterlich kahlen Zweige ein ahnungsvoll rötlichgrüner Schimmer ging. Es war sonnenhell, der Himmel von zarter Bläue, die Luft aber von Feuchtigkeit so stark gesättigt, daß schon in geringer Entfernung vom Auge die Dinge ihre scharfen Umrisse zu verlieren und sich weicht mit übergehenden und zerfließenden Linien in die allgemeine grauviolette Luftfarbestimmung aufzulösen schienen. Unweit der Brücke, flußabwärts, steht die herrliche, von Fische von Erlach im edelsten und freudigsten Wiener Barockstil erbaute Karlskirche, die zweitschönste Kirche von Wien, mit ihrer machtvollen, ovalen Kuppel, der schlanken Säulenvorhalle und den zwei gewundenen, freien, mit Reliefs geschmückten Säulen davor. Sie steht da, wie mit ganz feinen, blaugrauen Schatten und dunkleren Schraffen auf den grauvioletten Luftgrund hingezeichnet, ganz unirdisch, ganz ohne Plastik, ohne Schlagshadowwirkung. Nur das goldene Kreuz erglitzert von einem Sonnenstrahl, der sich in seinem Glanz gefangen hat . . .

Ich stand auf der Brücke und sah das lange, lange an und sprach dann zu mir selbst: „Du bist ein Narr, lieber Freund. Gut, das ist nicht zu bestreiten. Aber warum? Ich sage, Du bist ein Narr, weil Du nun seit so und so vielen Tagen nach Indien und Japan und tropischer Sonne und was weiß ich nach was allem sehnsüchtelst. Und könntest doch schon so gescheit sein, zu wissen, daß nur unkräftige, epigonenhafte Sensationskunst es nötig hat, sich ihre Stoffe aus der Urfremde, aus fernem Ländern und seltsamen Trachten und Sitten zu holen. Daß das heftige, lästerne Suchen nach dem „Malerischen“ gerade so wie das Jagen nach dem „Poesitischen“ nur ein Stigma der Nichtsköner ist. Wenn Du ein Maler wärest, so würde ich für gegenwärtigen Moment mit aller schulbigen Ehrerbietung zu Dir sagen; Hic Rhodus, hic salta! Aber gleich! Da Du aber keiner bist, so sei froh, daß Du das siehst, was Du siehst, und daß Du es sehen kannst. Mag der Vicomte nach Japan fahren — meinethalben. Nächster Tage gehe ich in den Prater und betrachte mir die kleinen, grünen Pflänzchen, die gewiß schon unter dem braun-schwarzen, modrigen Laub des letzten Herbstes hervorschauen. Das ist mein Japan. Wer lernt das je zu Ende?“





Kritik.

Romane und Novellen.

Der Marquis von Bombal. Roman von Oskar Kresse. Mit einem Titelbild von José Malhoa in Lissabon. Berlin C. John Schwerins Aktiengesellschaft. 1897.

Erloschene Sterne. Roman aus dem Harze von D. Elster. Mannheim. J. Benzheimer.

Beide Romane vermag ich nicht einmal zur guten, lediglich der Unterhaltung dienenden Durchschnittslitteratur zu rechnen. Der Verfasser des ersteren hatte eine wirklich bedeutende, seine Zeitgenossen überragende Persönlichkeit in dem großen portugiesischen Minister vor sich, dessen psychologische Entwicklung er hätte darlegen können. Was bietet er aber? Ue- einandergereihte Bilder aus verschiedenen Zeiten von Bombals Leben, Gemälde von den Greueln und der Unordnung in Portugal vor dessen Auftreten und von der neuen Blüte durch sein Wirken, eine Schilderung des lissaboner Erdbebens, welches alle Errungenschaften zu nichte macht, eine Darstellung von seiner grausamen Rache an seinen Feinden und von seinem endlichen Sturz! Die Fäden, die sich verknüpfend zwischen den Ereignissen hinziehen, werden jedoch nicht gezeigt. Die gesamte Technik, sowie auch der Stil erinnern oft unangenehm an die billigen Sensationsromane, nur fehlt die atemlose, raffiniert erregte Spannung.

Der zweite Roman behandelt eine Liebesgeschichte nach altmodischem Schnitt,

schablonenmäßig in Aufbau, Ausdruck und Charakteristik, voll psychologischer Unwahrheiten und armseliger Sentimentalität! Als Feuilletonroman in Zeitungen, wo man täglich nur eine gewisse, nicht allzu starke Dosis von dem Stoff verabreicht erhält, läßt sich dergleichen Fabrikware immer noch einigermaßen verdauen, aber in größeren Mengen genossen, erregt sie sehr bald Übelkeit und Ekel.

P S s.

Paul Scheerbart, „Schliebe Dich“, ein Eisenbahnroman mit 66 Intermezzos. Schuster & Böffler, Berlin 1897.

Diese Reiseerlebnisse des „Antierotikers“ Paul Scheerbart mit dem „erotischen Trivialisten“, auch „Mülleristen“, Rechtsanwalt Egon Müller aus Berlin (sic!) sind bei aller Tiefe, aller Poesie in Inhalt und Form das Komischste, aber auch Herzerfrischendste, das ich seit langer Zeit zu Gesicht bekommen habe. Es liegt solch ein göttlicher, überlegener Humor über dem Ganzen, wie ihn nur ein Großer, Freier entwickeln kann. Viele dieser „Intermezzos“ sind trotz aller grotesken und burlesken Scherze von großer Schönheit und innigster Zartheit. Wenn ich die Quintessenz des Buches nennen soll, dasjenige, was all den einzelnen Capriccios, Intermezzos, Liedern, Gesprächen zc. gemeinsam ist, so ist es das: herzenswarme tiefe Dichter-Empfindung und ein jauchzendes, überquellendes, prächtiges Lachen!

L. Hans von Weber.

Gespenster der Erinnerung.
Von Ottilie Siebenlist, Verlag von „Sterns litterarischem Bulletin d. Schweiz“, Zürich.

In der heutigen Litteratur spielt das Weib eine große Rolle: das Weib als Schriftstellerin. Man ist nirgends sicher. Überall gelst einem schauerlich in den Ohren ein gewisses „Bergelt's Gott“ oder zittern einem „Bittergräslein“ entgegen, oder „Seine Gottheit“ etc. Nur manchmal atmet man auf und freut sich von ganzem Herzen der Janitsche, Delle Grazie, Reuter: das sind echte herrliche Dichternaturen! Zu diesen wirklichen Dichtern zähle ich auch Ottilie Siebenlist. Schon ihre Gedichte haben etwas Eigenartiges, Künstlerisches; eine Seele! Sie schwärmen nicht von zarten „Blaublümlein“ oder von „Sonnen“, auf die sich „Wonne“ reimt, oder von „Herzen“, die „Schmerzen“ bereiten, sie malen das tiefe Seelenleben der Welt, den seelischen Trieb unserer Zeit. So sind auch die Novellen dieser Dichterin: stark durchpulst von kräftigem gesundem Leben. Hier ist mit freien Strichen das märchenhafte Empfinden und Sehnen eines Liebenden gezeichnet, dort der derbe Ton des grauen tödenden Lebens. „Verfrühtes Bekenntnis“, „Kein Sonntagskind“, „Sittsame Verhältnisse“ werden jeden künstlerisch empfindenden Menschen entzücken. Der Dialog ist flott und lebhaft. Alles in allem: Ottilie Siebenlist ist eine echte Dichterin!

Adolf Donath.

Karl Hauptmann, Sonnenwanderer, Berlin, S. Fischer, Verlag 1897.

„Die Frühlingsblumen und maiengrüne Schleier über zarter Haut“ sind diese Skizzen Karl Hauptmanns. Dichter und Künstler lesen sie gerne; diese feinen Skizzen, in denen Licht, Formen, Farben und Töne alle Leiden und Rätsel des Lebens lösen. Es ist eine Kunst für Dichter und Künstler. Prosaische Menschen

wollen sie nicht verstehen: sie lieben eben die braune Erde, die grobe, unförmige Masse. So lieben sie es auch in der Kunst. Nur hie und da, so ganz zufällig, schnappen sie eine echte Perle auf und freuen sich ihrer. „Frühlingsnacht“, „Erlöser Tod“, „Träume“, werden ihnen viel geben, viele Perlen: echte Poesie und zitterndes Leben.

Adolf Donath.

Arthur Zapp, „Standesehre“, Sittenbilder aus dem deutschen Offiziersleben. Leipzig 1897. A. Schumanns Verlag.

Scharf und schneidig sausen die Hiebe dieses ehemaligen Offiziers auf all die Lächerlichkeiten und Vorurteile seines früheren Standes herab, und mit kräftiger Hand schlägt er die Vergoldung herunter von dem Koloss der militärischen „Standesehre“, sodaß wir wieder einmal schauernd vor dem Elend und der widerlichen Öde stehen, die darunter verborgen ist. Die Titel der einzelnen Novellen, die mit geübter Feder in ehrlicher Empörung geschrieben sind, deuten den Inhalt genügend an: „Kastengeist“, „Schuldig der Verlegung der Standesehre“, „Die Tragödie eines armen Lieutenants“, „Das Duell“, „Nicht ebenbürtig“. Zum Schluß ein Satyrspiel: ein Stammtisch verabschiedeter Officiere in Amerika. („Kamerad von Teck“). Der eine ist Kellner, der andere Pferdebahnkondukteur, der dritte Abonnentensammler einer — sozialdemokratischen Zeitung u. s. w., alle aber ehrliche Arbeiter. Der Hornesröte, mit der man das Buch aus der Hand legt, folgt aber ein resigniertes Lächeln: Was hilft das alles? Es bleibt ja doch beim Alten!

E. Hans von Weber.

D. Geher, „Das Antlitz der Medusa“, Novellen; Berlin, S. Fischer, Verlag. 1897.

In einem kleinen böhmischen Badeorte lebt die schöne Frau Miller. Als Staffage umgeben sie die Klatschjüchtige polnische

Gräfin, die alte Jungfer aus Mähren mit „wasserblauen“ Augen, der Kommerzienrat aus Berlin, der Seifensabrikant und Pantoffelheld aus Kößchenbroda und ein tschechischer Offizier, der „die Berliner nicht anders als mit giftigen Augen maß und für etwas anderes überhaupt keine Augen zu haben schien.“ Für jeden Typus ein Vertreter. Alle natürlich wütend auf Erna Hiller, die zurückhaltend ist. Sie ist also die „Helbin“! Ihr Junge, ein abnorm häßlicher Rotkopf — der Leser wird gespannt — ist verschwunden und wird von einem neu angekommenen Badegast, der seinen Freund, den buckligen Dr. Paul Weber, besucht, aus dem Wasser gezogen. Der Retter ist groß, schlank, fröhlich, hat hechtgrauen Touristenanzug, eine frische Stimme, die „weich wie sein Lachen klingt“, „große, aber schöne Hände“, „helle strahlende Augen“ und eine „goldblonde Mähne“. Übermütig ruft er, nachdem er den bekannten „elastischen Satz“ aus dem „noch fahrenden Wagen“ gethan: „Holla, Paul, Alter, schnupstuchschwingender Jünger Aeskulaps, sei mir gegrüßt!“ (Ich sehe schon die Kritikafter sämtlicher Generalanzeiger in Ekstase geraten über dies Urbild des deutschen Typus!). Der Herr heißt Heinz Stephany und verliebt sich natürlich sofort in Erna. Liebeswerben, Kuß, Verlobung erfolgt prompt und sicher. Die Staffage fühlt sich scandalisiert. Da kommt eine Seiltänzerbande in den Ort. Ihr Direktor ist ein wilder, — abnorm häßlicher Rotkopf — spanne Dich mehr, o Leser! Bei seinem Anblick flüchtet Erna in den Wald unter krampfhaftem Weinen. Spannung auf dem Höhepunkt. Sie erzählt ihre Geschichte: Sie ist bei der Seiltänzerbande aufgewachsen. Der Rotkopf hat ihren Mann, seinen Bruder aus Eifersucht getötet; sie ist zufällig dabei gewesen, hat aber vor Schreck nur „Rain, Rain!“ schreien können. Des Deutschen Liebe ist infolge dieser Er-

zählung 'mal vorläufig perdu; als aber der Rotkopf Heinz erstechen will und Erna trifft — natürlich ungefährlich! — stellt sich die Liebe zur Freude des verblüfften Lesers wieder ein. Hierauf Hochzeit, Kindersegnen. Der schon vorhandene Kindersegnen in Gestalt des kleinen Rotkopfs geht geschmackvoll mit Tod ab. — Der geniale Verfasser hat dies welterschütternde, durchaus neue Problem mit wohlthuendem Ernst und herzerwärmender Sentimentalität behandelt, frei von all der zersetzenden Ironie und dem beißenden Spott moderner Autoren. Ich kann das Buch jedem jungen Mädchen zwischen 15 und 18 Jahren empfehlen.

Eins nur hat mich gewundert: daß die Marlitt, — wollte sagen D. Geyer bei — S. Fischer verlegt wird, sage und schreibe: S. Fischer!!

E. Hans von Weber.

Der Lebenskünstler von Gabriele Reuter. Berlin. S. Fischer.

Virginie. Eine Erzählung von Hildegard Thibauer. Berlin. S. Fischer.

Aus dem ersten Universitätsjahre. Ein Roman in Briefen von Peter Hansen. Berlin. S. Fischer.

Der „Lebenskünstler“ ist die erste und größte von fünf Novellen, die Gabriele Reuter unter diesem Titel gesammelt als ihr neuestes Werk darreicht, sie ist auch inhaltlich die bedeutendste und wohl geeignet, den alten Vorwurf wieder einmal zu entkräften, als ob die moderne Litteratur auf diesem Gebiete nichts hervorgebracht habe, was sich den Leistungen der Älteren, eines Keller, Meier, Heyse, an die Seite stellen ließe. Im Mittelpunkte der Novelle steht eine Erscheinung, die sich in unserm heutigen Gesellschaftsleben schon zu einem gewissen Typus ausgebildet hat, der unverheiratete Mann, der das Leben mit vollendeter Kunst zu leben meint, indem er seine Liebe in eine geistig-platonische und eine sinnliche Hälfte teilt und mit jener das Weib, mit dieser die Weiber

beglückt. Mit überlegen sicherer Hand hat die Verfasserin die Konsequenzen, besonders in der späteren leicht hin geschlossenen Ehe, gezogen und die Geschichte zu einem Meisterstücke scharfer Seelenbeobachtung und realistischer Darstellung gestaltet. Eine feine, kaum merkliche Ironie liegt darüber; erst am Schlusse tritt sie deutlich und wuchtig vor, einem tragisch künstlerischen Schlusse, der natürlich gerade darum unsern biedern Stammtischkritikern im höchsten Grade unbequem und mißfällig sein wird. — Aber auch die zweite Novelle „im Sonnenland“ kann sich ruhig mit den besten Werken Heynes messen, nur liegt hier die Stärke nicht wie bei der ersten in der Tiefe der Gedanken, sondern im Zauber der Stimmung. Die Erzählung führt uns nach Alexandria und berichtet in Tagebuchform von den Erlebnissen und Herzensereignissen einer deutschen Gouvernante, aber in einer Weise, die himmelhoch über der Behandlung dieses beliebten Stoffes in den Familienblättern steht. Wie greifbar liegt etwas darin von afrikanischer Leidenschaft, von den tiefen langen Schatten und dem blendenden weißen Lichte, jenem „Sonnentone“ des Südens, der einst Hehn zu seinem Buche über Italien begeisterte. — Die drei letzten Geschichten sind treffliche Studien, die wohl die Darstellungskunst der Reuter auf ihrer alten Höhe zeigen, aber an Abrundung und Geschlossenheit die beiden ersten nicht erreichen; sie haben etwas Skizzenhaftes, auch merkt man in der dritten und vierten die Tendenz zu stark heraus, so löblich diese Tendenz an sich ist.

Über das Buch der andern Schriftstellerin, der Hildegard Thilbner, kann ich kurz hinweg gehen; es ist die Verführungsgeschichte eines Mädchens durch seinen künftigen Schwippschwager, einen Ehemann. Die Darstellung ist unerquidlich, eine rein naturalistische Häufung der Thatfachen ohne künstlerische Verarbeitung. In echt dilettantischer Manier werden nach

Art der alten Fabelmoral hinter jedem Faktum die Gedanken sauberlich verzeichnet, die die Verfasserin daraus gewonnen hat, und die obendrein noch zumeist der Tiefe ermangeln. Das Ganze charakterisiert sich als eine schwerfällig-deutsche Nachahmung gewisser Feuilleton-Romane französischer Tageszeitungen.

Eine wirkliche Freude nicht nur den Jungen, sondern allen, die überhaupt noch jugendlich fühlen und an eine Selbstbefreiung des Individuums aus der sflavischen Gewissensenge des 19. Jahrhunderts glauben, hat Peter Mansen diesmal mit seinem neuesten Romane „aus dem ersten Universitätsjahre“ bereitet, den Otto Edmann mit einem würdigen Titelblatte geschmückt hat. Wiedererzählen läßt sich der Roman nicht, man muß ihn lesen; er trägt alle Vorzüge der leichten, gewandten Darstellungsart, die man auch aus den andern Werken Peter Mansens kennt, zudem hat der Verfasser seine Neigung zur Hervorkehrung des Tendenzösen, wie sie sich in der Maria noch breit macht, bei diesem Werke trotz der starken Versuchung, die hier im Stoffe selbst lag, glücklich überwunden. Dafür sind die Charaktere bedeutend vertieft. Den Haupteinwand, daß er eine zu lange Entwicklung in eine zu kurze Spanne Zeit zusammengedrängt habe, hat er selbst im letzten Briefe des Romans noch zu entkräften gesucht. Er meint, es sei künstlerisch betrachtet ganz unwesentlich, ob die Entwicklung in ein paar Monaten oder in ein paar Jahren vor sich ginge; das, worauf es ankäme, wäre, ob die Entwicklung an sich wahrscheinlich sei und einen wahrscheinlichen Eindruck mache. Ich kann ihm darin nicht beipflichten, mir scheint dieser Schluß doch etwas sophistisch; um eine Entwicklung wahrscheinlich zu machen, dazu gehört eben auch, daß sie sich in einer dazu nötigen Summe von Zeit vollziehe, in der die Ursachen wirken und zu Wirkungen, das will sagen neuen Ursachen, ausreifen. Nun ist es ja all-

gemein bekannt, insbesondere vom historischen Drama her, daß man durch Streichung von Ursachen die Handlung vereinfacht, und so sie auch zeitlich zusammenzieht. Man nennt das so poetisch Dargestellte gewöhnlich gegenüber dem wirklich Geschehenen das Ideale und thut sich mit Vorliebe noch etwas darauf zu gute; und so könnte auch Mansen von der Entwicklung eines theologischen Idealstudenten reden. Sollte man aber dabei nicht vielmehr eine Tugend aus einem künstlerischen Mangel machen? Durch jede solche Streichung geht etwas von der Ganzheit des Lebens verloren, durch jede solche Vereinfachung wird die Wirklichkeit mehr zur Idee abstrahiert, und gerade das ist es, was das ganze bisherige Schaffen Mansens kennzeichnet, was seine Werke auf der einen Seite so anmutig und leicht macht, auf der andern Seite aber ihnen auch das Tiefe und Große der echten Leidenschaft nimmt. Es ist anzuerkennen, daß er besonders im „Gottesfrieden“ nach einer volleren, allseitigeren Erfassung des Lebens gerungen hat, aber gerade bei dem neuesten Romane will es mir scheinen, als ob er sich doch zu sehr darauf verlassen hätte, daß hier dieser Mangel durch die Form ausgeglichen würde, da ja bei einem Roman in Briefen der Leser immer dem Künstler zu Hilfe kommen und die unvermeidlichen Lücken mit der eigenen Phantasie ausfüllen muß.

K. Cr.

Lyrik.

Emil Rechert, Rauchringe. Wien, Verlag von Leopold Weiß 1897.

Eigenartig — das beste Lob, das man Gedichten spenden kann, gilt für diese Sammlung von Poesien, deren manche zuerst in der „Gesellschaft“ erschienen sind.

Emil Rechert ist ein junger Wiener Schriftsteller, dessen gehaltvolle, zierlich geschriebene Studie „Charles Baudelaire und die Modernen“ schon eine freundliche

Aufnahme gefunden hat. Auch seine Gedichte werden Aufmerksamkeit erregen. „Kein Dichter der Moderne, aber ein moderner Dichter“ — so urteilte ein Wiener Kritiker über diesen „Rauchringe-Rechert“, der sinnend die Cigarette raucht, denn

Aus der Pfeife traurem Knaster
Nügen Philosophen saugen;
Doch Du leichtbeschwingtes Laster
Wirft dem frohen Weltkind taugen.

Die Cigarette glimmt verschwiegen
Erfassen Männern des Verstandes,
Kaufherren und den ganz gediegenen
Vätern unsres Vaterlandes.

Ihm, dem „frohen Weltkind“ taugt jedoch nur die Cigarette, von der er singt:

Leicht bist Du und göttlich lustig,
Geistreich sprühnde Cigarette;
Seiden ist Dein Kleid und duftig,
Bist der Tabakwelt Soubrette.

Umgaukelt von leichten blauen und grauen Rauchringen singt sich Rechert alles „Leiden der Welt“ — um mit Schopenhauer zu reden — von der Seele und findet sich mit Liebe und Treue, mit den die Welt heutzutage bewegenden Fragen, mit Philosophie und Gelehrsamkeit ab. Er präsentiert sich uns in seinen Gedichten als lachender Philosoph und Lebenskünstler, der fest die Welt verhöhnt und ihr, wenn sie sich verbrossen zeigt, den Rauch seiner Cigarette ins Gesicht pafft. Dieses Büchlein form schöner Verse, pikanter und ernster Gedanken, sprühender und sentimentaler, aber immer echter Gefühle wird bei allen Freunden und — Freundinnen aromatischer Cigaretten großen Anklang finden. Als Probe daraus sei hier nachstehendes Gedicht abgedruckt:

Kauf mir das!

Kauf mir eine schöne Puppe,
Die mich wunderbar verehrt
Und in ihrem kleinen Herzen
Keinen Eigennutzen nährt.

Eine, die nicht von Brillanten
Und von Seidenwäsche träumt. —
Kauf mir die, o meine Mutter,
Kauf sie mir doch ungesäumt!

Und die niemals Seitenblide
Tauscht mit seinem Lieutenant;
O Mama, für diese Puppe
Bin ich fürchterlich entbrannt.

Sollten irgendwo zu haben
Echte, gute Freunde sein,
Unzerbrechlich, unverwundlich —
Laß sie, Mutter, werden mein!

Freunde, die mich nicht verraten,
Nicht verkaufen und sogar,
Sprechen sie von mir selbender,
Lassen mir ein gutes Haar.

Ach Mama, und dann noch eines
Wünsch ich alle Tage schier;
Kauf mir Ruhm, den riesengroßen,
Kauf ihn, liebe Mutter, mir!

Ruhm, der nicht von den Notizen,
In den Tagesblättern lebt,
Und vor bösen Mienen seines
Recensentenknaben bebt.

Und zum Schluß, o meine Mutter,
Kauf mir die Zufriedenheit,
Gang besonders aber laufe
Mir nochmals die Jugendzeit.

Ach, Mama, nach diesen Dingen
Sehn' ich mich ohn' Unterlaß —
Drum, o meine gute Mutter,
Bitte, bitte, lauf mir das!

Adolf Donath.

Gedichte von J. P. Jacobsen. Aus dem Dänischen übersezt von Robert F. Arnold. Leipzig, bei G. H. Meyer.

Es ist unser schönster Glaube und unser heiligster Trost, daß das große Urgeſetz der Entwicklung, das den ersten Keim organischen Lebens auf geheimnisvollen, Jahrtausende langen Wegen von der einfachen Zelle bis zum Menschen geführt und in unendlicher Häufung des Erstvorhandenen dessen geringe Lebensregungen bis zu dem verwickeltesten, plan- und wechselvollen Spiel menschlicher Gedanken, Bestrebungen und Wünsche gesteigert hat, nicht mit der Hervorbringung des Menschen,

als des höchsten bisher bekannten Entwicklungsproduktes seine Kraft verloren hat, sondern, im stillen und ohne Hast, wie seit je, auch unter uns noch weiter wirkt, getreu und stet, kraft jenes ersten, nie zu ergründenden Antriebes. Wir hoffen und glauben, daß es auch in der Art „Mensch“ eine Entwicklung giebt, und wohl auch über die Art „Mensch“ hinaus; daß es einmal Wesen geben wird, die eine neue, uns fremde Stellung zur Natur einnehmen; neue feinere Organe besitzen, um sie zu erobern und in sich zu ziehen; sehen, was wir noch nicht sehen; hören, was wir noch nicht hören.

Wie einen Vorläufer dieser Versprochenen liebe ich einen Dichter, einen ganz einzigen, und der nun schon lange tot ist: Jens Peter Jacobsen. Das war ein Mensch, der eine neue und eigentümliche Stellung zur Natur fand: gleichsam eine ebenbürtige Stellung, ohne demütigende Sentimentalität; der neue und mehr als menschlich zarte und feine Organe besaß, um zu sehen, was wir noch nicht so sehen, und zu hören, was wir noch nicht so vernehmen. Aber er hatte auch eine mehr als menschlich zarte und feine Kunst, das auszusagen, was er wahrgenommen hatte und die jung erkannte Natur mit behutsamer, liebevoller Hand noch einmal vor uns aufzubauen; und das machte ihn nicht nur zu einem merkwürdigen Wegweiser an der Straße, die wir alle wandern, sondern auch zu einem sehr großen Dichter.

Er hatte den weckenden Blick, der in dem Alltäglichen die überall schlafende Schönheit erlöst, der in jedem Aschenbrödel eine strahlende Märchenprinzessin findet.

Jacobsen hat in den zwölf Jahren, die seit seinem Tode verflossen sind, überall, und auch in Deutschland, eine zahlreiche Gemeinde gefunden; nachdem alle seine Prosaabichtungen längst übersezt vorliegen, bietet uns Herr Robert Arnold, ein junger Wiener Gelehrter, nun auch die Uebersetzung der Gedichte des großen Dänen,

und schließt uns so den Kreis dieser künstlerischen Persönlichkeit zum Ringe.

Wir dürfen ihm dafür um so dankbarer sein, als er seine unendlich schwierige und dornenvolle Aufgabe rein gelöst und dabei ein feines, echtes Formgefühl, ganz vorne in den Fingerspitzen sitzend, wie es sein muß, gezeigt hat, und jene geduldige Liebe zu seinem Dichter, die allein sich tiefbringendes Verständnis erwirbt.

Die Gedichte Jacobsens gehen in ihren Entstehungsdaten bis auf mehr als dreißig Jahre zurück; und ich glaube kaum, daß seine Lyrik außerhalb Dänemarks bis jetzt bekannt geworden ist; dennoch klingen die besten Gedichte der Sammlung: — z. B. „Arabeske“; „Im Garten des Serails“; „Arabeske zu einer Handzeichnung Michel Angelo's“; „Pan“ — oft und stark an manche Dichtungen unserer Dehmel, Falke, Bierbaum, Lindner an, daß man oft überrascht innehält und dem Zusammenhang nachdenkt. Es mag wohl daher kommen, weil Jacobsen jeden Gedanken, jedes Bild, jedes Empfinden erst im Feuerbade der Stimmung läutert, mit ihr so innig durchdringt, daß das Verbergende und das Verborgene zusammen ein Neues, Drittes, von beiden ganz Verschiedenes ausmacht, ein „Kunstkrystall“, wie Friedrich Hebbel sagt, an dem Stoff und Form nicht mehr zu scheiden sind, weil der Stoff Form geworden ist und die Form Stoff, und weil sein leidenschaftlich unbegnügtes Streben nach äußerster Durchdringung des Ganzen mit dem dichterischen Fluidum ihn zu jener neuen, nicht so sehr redenden als deutenden Symbolik geführt hat, eben jener Symbolik, die auch unsere neuen Dichter suchten und fanden.

Das schlaute Büchlein ist von dem strebsamen Verlage mit gebührender Sorgfalt ausgestattet worden. Nicht nur die zahlreiche Jacobsengemeinde, sondern alle, die die Kunst lieben und ihr erwartend entgegenhocken, werden sich dieses Schatzes

bald als eines dauernden Besitztums bemächtigt haben. Otto Sachs.

Sehnsuchtsklänge. Gedichte von Walter Jelsinghaus. (Eduard Moos. Erfurt und Leipzig.)

Jelsinghaus ist einer jener braven Menschen, denen man ungern etwas zu Leide thut, wegen des ehrlichen Glaubens, mit dem sie an ihren Idealen hängen. Leider haben aber diese braven Menschen die leidige Angewohnheit, daß sie ihre Ideale nicht für sich behalten, sondern dafür Proselyten machen wollen und damit sehr die Kritik der Öffentlichkeit herausfordern. So auch Herr Jelsinghaus. Viel gebessert hat die Kritik in solchen Fällen nur selten; gewöhnlich spielen sich diese braven Menschen dann als die Märtyrer ihrer Ideale auf. So vielleicht auch Herr Jelsinghaus. Ich bemerke darum ausdrücklich daß meine Kritik nicht den Idealen dieses Herrn gilt, sondern nur seiner irrthümlichen Meinung, der poetische Apostel und Prophet dieser Ideale zu sein. Herr Jelsinghaus liebt das große Pathos, und er pflegt es in treuer Anlehnung an seinen Schiller; aber dazwischen fallen in den feierlichsten Momenten triviale Phrasen, wie „nimm's nicht übel“ und dergleichen. Indessen, die pathetischen Zeitgedichte des ersten Teils sind immer noch zu ertragen, in ihnen wird doch wenigstens bisweilen einmal ein kräftiger, frischer Ton angeschlagen. Aber die Erotica — puh! Ein weichlich sentimentales Schwärmen, das nur durch die Furcht, Backfische und andere Kindergemüter zu verletzen, in Schranken gehalten wird! Nirgends ein voller Gefühlsberguß! — Herr Jelsinghaus hat freilich bei all dem und noch manchem anderen, seine Jugend als Milderungsgrund, aber die „Sehnsuchtsklänge“ sind ja nicht die Erstlinge seiner Muse; die hat schon mehreres auf dem Kerbholze. Wir müssen also wohl die Hoffnung auf das künftige Genie Jelsinghaus begraben.

Im Ernste, seine Verse mögen ja die „Früchte edlen Strebens“ sein, aber auf das Weiwort Gedichte können sie keinen Anspruch machen. Niemand wird es ihm verwehren seine Gefühle für den Hausgebrauch rhythmisch zu gliedern, aber die Öffentlichkeit schwarz auf weiß damit zu belästigen, sollte er sich künftig doch ver-
K. Or.

Dramen.

Des Platonikers Sohn. Erziehungstragödie von Peter Hille. (Berlin. E. F. Conrad.)

Selten hat sich die Natur in einem Spiele so wunderbarer, schwer vereinbarer Contraste gefallen, wie in Peter Hille.

Ein tiefer, ernster Denker, der sich heute in die Philosopheme der Buddhistischen Weltanschauung vergraben kann, den morgen vielleicht das Studium eines mittelalterlichen Rosenkreuzers reizt, ist er zugleich von einem epikuräischen Bohémehumor erfüllt, der ihm über alle Beschwerlichkeiten dieser Welt mit genialer Leichtfertigkeit hinweghilft.

Obwohl Hille über eine vielseitige, harmonisch ausgeglichene Bildung verfügt, zeugt doch seine ganze Art von einer rührenden, fast weltfremden Naivität. Begabt mit glühender Phantasie, unternehmend und kühn ausholend — im Gedanken, schreckt ihn die nackte That mit ihren unerbittlichen Konsequenzen. Einer überschäumenden, sich mit fast jugendlichem Feuer gebärdenden Sinnlichkeit legt sein asketischer Wille den entsagenden Zügel auf.

Seit zwei Jahren ist Peter Hille ein Jünger der „hohen Mystik“, ohne dabei irgendwelche Beziehungen zum Spiritismus, den er als „kränklich und subaltern“ verachtet, zu unterhalten. Indessen hat sich der Dichter noch nicht zu einer völligen Klärung der Anschauungen — wenigstens in Bezug auf seine künstlerisch-ästhetischen Prinzipien — hindurchgerungen. Bei

den Arbeiten, die in dieser Periode entstanden, macht sich deshalb eine gewisse nebulöse Unklarheit, die das positive Wollen des Dichters teilweise unverständlich erscheinen läßt, bemerkbar. Da muten uns seine Schöpfungen an wie ein kühler Herbstmorgen, dessen Nebel den Sonnenball verhüllen, der Berge und Thäler mit einem dichten Schleier umgiebt; das Auge aber ahnt das Herrliche, das hinter der Hülle verborgen sein mag. Auch ein solcher Morgen hat seine tiefe Poesie. — Einen eigentlichen Ruf hat sich der Dichter auf dem Gebiete der Aphoristik errungen.

Viele dieser genial hingeworfenen, abgerissenen Geistesblitze — fast zu viele — ein Schubertscher *embarras de richesse* muß die Folge dieser außerordentlichen Produktivität sein — haben einen Preis von Kennern entzückt. Nicht trodene Pedantenphilosophie, die durch lederne, dem wahren Geistesmenschen so unendlich fade erscheinende Bücherweisheit zu imponieren sucht, sondern Poesie, echte, wahre Poesie gewordene Gedanken sind es, die uns Hille gleich magisch glitzernden Edelsteinen auf verbräunten Seidentüssen darbietet.

So gewährt ihm sein Schaffen ureigene Selbstbefriedigung; es ist ihm Gottesdienst der Seele. Er jagt nicht nach der Anerkennung der Welt, die niedere Geistesplebejer feiert; er sucht „die Erde im Himmel“, da wird ihm sein „Leben zum Paradies“ und „sein Wille schafft sich jubelnde Himmel“.

Bei aller Vorliebe für die Mystik ist Hille durchaus nicht von metaphysischer Einseitigkeit.

Ein in der Gegenwart spielendes Drama, das der Dichter nächsten der Öffentlichkeit übergeben wird, beweist, daß er auch das reale Leben trefflich zu beobachten und dem Geschauten den Stempel idealisierender, allzu schroff herantretende Spitzen und Kanten künstlerisch verklärender Subjektivität aufzudrücken versteht.

Dieselben Vorzüge entfaltet er in seinem neu erschienenen Drama „Des Platonikers Sohn“.

Die tragenden Charaktere des Stückes sind Petrarca und sein unehelich geborener Sohn Giovanni, das übrige ist mehr oder weniger Staffage.

Entkleidet von allen idealen Zügen des Dichters tritt der Vater Petrarca vor uns hin, den Gille in seiner intimsten Häuslichkeit schildert.

In der Exposition erfahren wir, daß Petrarca in einer Aufwallung sinnlicher Leidenschaftlichkeit eine Osteriamagd verführt, ein Gedanke, der sich ähnlich auch in K. Immermanns Petrarca, das im übrigen den Laurakonsflikt mit ungeheurer Breite und Plattheit behandelt, vorfindet. Dieser wilden Ehe — in Boccaccios Zeiten schien man an derartigen Extravaganzen keinen Anstoß zu nehmen — entsprossen zwei Kinder, ein Knabe Giovanni und ein Mädchen Franziska. Zwischen Vater und Sohn entspinnt sich der tragische Konflikt, der, ohne eine eigentlich, im Sinne Eduard von Hartmanns, dramatische Handlung zu veranlassen, mit ungemeinem Feinsinn durchgeführt ist. Die Kluft, die sich zwischen Vater und Sohn aufthut, und die der Dichter mit Meisterhand mächtig mehr und mehr weitet, basiert in der Verschiedenheit ihrer Charaktere, einem schon an sich höchst würdigen Vorwurf. Wenn irgendwo, hat Gille hier Gelegenheit zu zeigen, daß er Dichter ist.

Dem um der vornehmsten Aufgabe der Dichtkunst, der eigentlichen Medulla alles poetischen Schaffens gerecht zu werden, um seelische Konflikte auszugestalten, bedarf es jener hohen schöpferischen Kunst, die Menschen von Fleisch und Blut zu gebären vermag, deren Schicksale uns erschüttern und erheben.

Giovanni und Petrarca sind Menschen.

Welche schroffen Gegensätze stehen sich in diesen beiden Gestalten gegenüber! Auf der einen Seite ein ungebändigtes, Sehnen nach Freiheit, geistiger Ungebundenheit, nach einem Atemzuge in frischer, freier Gottesluft. Auf der anderen Seite die vertrocknete Pädagogik Petrarcas, der das Seelenleben seines Kindes in dem Prokrustesbette humanistischer Studien ertöten will, der in der Erfüllung der Philistermaxime „nulla dies sine regula“ einen hohen Grad menschlicher Vervollkommnung erblickt. —

So wächst Giovanni unter der eisernen Zucht des Vaters zum Jüngling heran, und der gewaltfam in ihm niedergehaltene Freiheitsdrang bricht mit elementarer Gewalt hervor.

Er schließt sich einer Bande zehrender Scholaren an und lernt hierbei eine „menschliche“ Beatrice kennen und — lieben.

Das Auftreten der Fahrenden giebt dem Dichter Gelegenheit zur Vorführung einer Reihe höchst malerischer und in ihrer Haus Sachsischen Naturwahrheit auch unmittelbar wirkender Gruppen.

Wahrlich, es steckt Poesie in diesen fahrenden Gesellen, die heute ein lustiges Wanderleben führen, in echtem Schülerübermut die tollsten Streiche vollführen, die morgen in alle Winde zerstoßen sind und übermorgen vielleicht schon in kühler Erde ruhen, vergessen, verdorben und gestorben!“ —

Freilich, die ungemaine Breite dieser Scenen gereicht dem Drama just nicht zum Vorteil.

Treffend sagt da Ludwig Börne: „Die Werke göttlicher Schöpferkraft entspringen leicht und froh aus dem Gedanken, und wo ein Kunstwerk die himmlische Natur, die es beseelt, uns zuspiegeln soll, da muß der irdische Fleiß, der es zustande gebracht, unsichtbar bleiben.“

Die gar zu subtile Ausarbeitung der Schüler-scenen dokumentiert zwar einen

äußerst regen „irdischen Fleiß“, vermag jedoch den Wert des Kunstwerkes an sich um so weniger zu heben, als es sich hier nur um eine Schilderung des Milieus handelt, die für den Fortschritt der Handlung im Wesentlichen nicht gar viel enthält. Nichtsdestoweniger bieten diese Szenen im einzelnen köstliche, von echt dichterischer Gestaltungskraft zeugende Momente. —

Der Gedanke, daß sein Sohn zu jener Gesellschaft „wüster, abgerissener Burschen, die die Wissenschaften schänden“, gehören könne, ist für Petrarca unerträglich, und er verstoßt Giovanni. Doch die schwache Treibhauspflanze, die in der dumpfen krafttötenden Luft der Studierstube aufgewachsen ist, vermag den Stürmern des Lebens keinen Widerstand zu leisten. Bald tragen sie den Sohn des Platonikers zu Grabe.

Als verklärte Gestalt erscheint er noch einmal dem Vater; er bringt ihm die Verzeihung.

Diese letzten Vorgänge bieten einen vornehmen, reinen Kunstgenuß.

Echte Poesie der Situationen, eine sphärische, wie Volksharsenklänge sich in Herz und Ohr schmeichelnde Sprache und ein tief religiös-ethischer Zug erheben diesen Vorgang weit über das Niveau der übrigen.

Behmut beschleicht uns bei dem Gedanken, daß Giovanni ein Typus jener Bemitleidenswertesten des Mittelalters war, die eine gelehrte, unmenschliche Philisterpädagogik einem frühen Tode opferte, und wir gedenken der Worte, die der Dichter Walter, dem Archibacchanten, in den Mund legt, und die sich als Tendenz durch das ganze Drama ziehen: „Die deutsche Schule ist die Erbsünde, und es werden sich immer neue Schulen bilden und verbogene Sitten, und das wird immer blutige Köpfe setzen und empörte Schüler — nie aber Menschen!“

Ja, Menschen!!?

Fast mutet's an wie ein Klang aus neuester Zeit. Edwin Rosenberg.

Der standhafte Zinnsoldat. Drama von Anna Croissant-Rust. Schuster und Löffler, Berlin.

Jacob und Esau. Drama in fünf Akten und einem Vorspiel von Wilhelm Schäfer. Schuster und Löffler, Berlin.

Die beiden Werke verdienen die vornehme Ausstattung und die geschmackvoll-symbolischen Zeichnungen auf den Titelblättern, die der Verlag ihnen beigegeben hat; es sind hervorragende Erscheinungen auf dem Gebiete der dramatischen Literatur, wenn ihnen auch bisher nicht das Glück der Aufführung zu teil geworden ist.

In dem dreiaktigen Drama von Anna Croissant-Rust ist die Titelperson, „der standhafte Zinnsoldat“ zwar männlichen Geschlechtes, aber, wie schon der Titel selbst andeutet, ein sehr passiver Held, ein Mann, dessen Hauptstärke nicht im Handeln, sondern im standhaften Ausdauern und Leiden liegt. Er war ehemals Offizier, aber um seine verarmte Braut heimzuführen, hat er den Rock des Königs an den Nagel gehängt und sich auf das Studium der Chemie geworfen trotz seiner frankten Augen, die zur Erblindung neigen. Er lebt ganz in seiner Braut, aus ihr ein Weib zu machen, indem er sie herausreißt aus ihren drückenden Verhältnissen, und sie frei macht, das ist sein Lebensziel. Schließlich nach dreijährigem Warten erhält er eine Stelle und sie heiraten. Aber nach kurzer Zeit erblindet er wirklich; er fühlt, daß er seinem Weibe in sich selbst statt der alten Last nur eine neue gegeben hat, und um sie auch davon frei zu machen, geht er freiwillig in den Tod. — Es sind alles edle Tüde an ihm, die man bewundern muß, man kann nicht von einer einzigen Schwäche bei ihm reden. Er ist nur relativ schwach im Vergleiche mit seiner gesunden begabteren Frau. Diese Frau ist der eigentliche Mittelpunkt des Stückes und ihre Entwicklung aus dem

Mädchen, das zaghaft vor dem Dunkel der Zukunft steht und schauernd nach dem schwarzen Stein auspäht, an dem ihr Lebensschiff zerschellen soll, bis zum Weibe, das bei all seiner leidenschaftlichen gereiften Liebe doch den Mann an Lebensegoismus übertrifft, weil sie von Natur die Stärkere ist, — diese Entwicklung bildet die eigentliche Handlung des Stückes. Um diese Frau gruppieren sich zunächst drei andere Frauen, Mutter, Tante und Dienstmädchen, die von der Verfasserin meisterhaft charakterisiert sind, ferner zwei Ehepaare; bei diesen sind die Ehemänner wohl scharf genug, aber im Vergleich zu den Frauen doch zu schwächlich gezeichnet. Es ist kein ganzer Mann im Stücke, die Frauen sind nicht nur numerisch vorherrschend. Auch im Rahmen des Ganzen treten die weiblichen Nebenrollen zu stark hervor. In dem Streben, jede einzelne zu charakterisieren und zur individuellen Vertreterin einer bestimmten Gattung zu machen, hat ihnen die Verfasserin gegenüber der Hauptperson, zu deren schärferer Hervorhebung sie doch allein da sind, einen zu breiten Raum überlassen. Infolgedessen herrscht in dem Drama eine gewisse Unklarheit, die allerdings zum Teil auch von der mangelhaften Exposition herrührt, und die über dem flotten spannenden Gegenspiel zu sehr die Grundidee zurücktreten läßt, nämlich eine Liebe zu zeigen, wo das Weib die Stärkere ist, und der Mann in bewußter Anerkennung dieser Stärke jene hingebende Rolle übernimmt, die uns heute noch vom Weibe unzertrennlich ist.

Das Vorspiel an Wilhelm Schäfers Drama ist entschieden zu viel. Für das Verständnis des Stückes ist es unnötig, und seine Symbolik ist zu deutlich, als daß sie Spannung erregen könnte. Die Zuschauer werden ermüdet, und der frische Eindruck der folgenden herrlichen Akte getrübt. — Ja, das Drama selbst ist herrlich; es ist eine ganz andere Kunst, als wir sie gewöhnt sind, und von der

ich bis jetzt nur ein Stück kenne: Richard Dehmels Mitmensch. Das Buch selbst ist Dehmel gewidmet, und die ganze sieghafte Lebensfreude Dehmels weht hindurch. — Zum Analysieren und Wiedererzählen ist mir das Werk zu schade, ich möchte es nicht verderben; aber eine Aufführung davon möchte ich sehen. K. Cr.

Volkswirtschaft.

Die Schulden tilgungs-Bericherung oder Hypothekar-Lebensversicherung als wirksamstes Mittel gegen die zunehmende Überschuldung von Landwirtschaft und Gewerbe. Ein Vorschlag zur Organisation der neugegründeten bayerischen Landwirtschaftsbank und zur Reorganisation aller Kredit- und Darlehnskassen. Von V. Sagger, Nürnberg. Druck und Verlag bei Brügel u. Sohn, Ansbach. 17. S.

Der Titel unterrichtet vollständig über die Absicht des Verfassers. Der Inhalt deckt sich bis ins einzelne mit den Gesichtspunkten, die der Titel zusammenfaßt. Die Form der Darstellung ist klar, knapp, frisch. Bei absoluter Sachlichkeit keine Spur von akademischer Steifheit und Langeweile. Was an den Anschauungen und Vorschlägen des Verfassers neu und sein eigenes geistiges Eigentum ist, ist so viel und so bedeutend als das, was er von anderen übernommen und in seiner klaren, entschiedenen Weise ausgebaut und zu Ende geführt hat. Sagger bietet uns in dieser Schrift ein hochbeachtenswertes System einer durchaus praktischen, sicheren Durchführung der Heilung schwerer volkswirtschaftlicher Schäden. Wird die Heilung nicht mit den rechten Mitteln energisch in die Hand genommen, so wird der Auflösungsprozeß in Landwirtschaft und Gewerbe nicht mehr zu hemmen sein. Allen Freunden einer vernünftigen Sozialpolitik empfiehlt sich daher die Sagger'sche Schrift, die nicht grauen Theorien, sondern der Versicherungspraxis und einem ungewöhn-

lich scharfen Blick für die wirtschaftlichen Notstände entsprungen ist, ganz von selbst.

M. G. C.

Soll ich und wo soll ich mein Leben versichern lassen? Leitfaben nach authentischen Quellen von L. Sagger, München, D. T. Scholl. 23 S.

Dieser Leitfaben der Auswahl einer Lebensversicherung bildet die notwendige Ergänzung der vorausgehend angezeigten Schrift.

M. G. C.

Theater und Schauspielkunst.

Gustav Körting, Geschichte des griechischen und römischen Theaters. Paderborn. Ferdinand Schöningh. 1897. X u. 381 S. gr. 8°. 9 Mk.

Körting hat sich ziemlich viel vorgenommen. Er will in drei Bänden die Geschichte des Theaters der Griechen, Römer, der romanisch-germanischen Mittelalters und der Neuzeit schreiben, und zwar soll diese Theatergeschichte in Beziehung auf die Dramengeschichte behandelt werden. Bis jetzt ist der erste Band gedruckt. Er zerfällt offiziell in zwei, offiziös in 4 Teile, oder in noch mehr. Der offiziell 2. Teil ist eine Art Anhang er enthält in tabellarischer und lexikalischer Form, das im Texte verarbeitete Material und die Quellen-nachweise. Dieser umfangliche Bettelkasten dürfte alles enthalten, was über das Thema überhaupt aufzufinden war.

Dieses stattliche Material ist nun auf 20 Paragraphen verteilt, die uns die äußere und innere Geschichte des griechischen und römischen Theaters erzählen. Neben der reichen Fülle des Bekannten und Neuen erfreut der Standpunkt, den Körting einnimmt. Er behandelt das Theater als Teil der Sittengeschichte und zugleich als neuen Teil der Literaturgeschichte, da die gegenseitige Einwirkung, die Theater und Drama auf einander ausüben, das Theater zum Treffpunkt von Sitten- und Literaturgeschichte machen. Treffend ist (§§ 8, 9, 19, 20) das gegenseitige Verhältnis ge-

schildert, das für beide Teile halb fördernd, halb hemmend war. Gerade unter dem Gesichtspunkt der Sittengeschichte erkennt man, warum das Theater fast immer in seiner Entwicklung hinter der des Dramas zurückbleibt. Jemehr das Theater und seine Einrichtungen in das Bewußtsein des Volkes als Teil des Kultus oder als Belustigungsmittel eindringt, desto mehr nimmt es den Charakter von Volksgewohnheiten, Volkssitten an; damit teilt es die Eigenschaften der Volksgebräuche und auch die, allen Neuerungen einen zähen, oft dummen Widerstand zu leisten.

Wer je mit dem Theater zu thun hatte, der weiß ein Lied davon zu singen, der weiß, wie sich diese Volks- und Bauernzähigkeit hinter dem vornehmen Ausdruck, „Tradition“ verschanzt.

Neben den schönen Ausführungen über das gegenseitige Verhältnis von Theater u. Drama sind die Kapitel (§§ 5, 17) hervorzuheben, die von den finanziellen Grundlagen und den Verwaltungsformen des Theaters der Griechen und Römer sprechen. Kurz, man kann mit mehr oder minder Freudigkeit den 20 Paragraphen folgen, wenn man auch keinen großen Nutzen aus einem Vergleich der Steinsteine des Altertums mit den Prachtfesseln unserer Logen absieht, oder gern auf den Satz verzichten würde: „Freilich standen den Bewohnern entfernter Stadtteile und des platten Landes keine Pferdebahnen und Dampfswagen zur Verfügung.“ Gern sieht man über die mit mehr Naivität als Sachkenntnis geschriebenen Aussprüche über die Sittlichkeit des männlichen Personals hinweg, ungern liest man, daß die Dekorationsmalerei nie zur künstlerischen Ausführung gelangen könnte. Störend aber ist durchweg die kolossale Breite des Textes; Körting hat in falsch verstandener Rücksicht auf das Publikum den unförmlichen, papiernen Stil noch erheblich vergrößert und in die Breite gezerrt, und

wo er des lieben Laien wegen munter schreiben will, da wird es sehr schlimm.

Noch schlimmer aber steht es mit dem Stil der Einleitung. Leider auch mit dem Inhalte. Diese Einleitung besteht aus einer Vorvor-, Vor-, Mittel- und Nach-Einleitung. Die Mitteleinleitung ist das böseste Stück. Sie enthält ein Lehrgebäude und eine Genesis. Theorie und Technik des Dramas! Der Dichter soll, muß, darf, kann, soll nicht, muß nicht, darf nicht, kann nicht. Auf 44 Seiten wird da viel Schlimmes vorgetragen. Ich erinnere mich der Kompositionslehre eines sehr bekannten Musikers. Darin las man: Quintenfolgen sind verboten, außer wenn sie gut klingen. Noch kein Theoretiker und Ästhetiker hat bessere Regeln aufstellen können.

Körting leitet den Begriff des Dramas aus dem Begriff des Denkens ab. Da ihm dichterisches Denken aber lediglich eine Kombination (S. 9—11) des idealistischen und ästhetischen Denkens ist, so kommt er von vorn herein zu kurz. Sein Verzeichnis der Denk-Kategorien hat ein Loch, er hat das Gift des Denkens übersehen, das sich auch auf die Form erstreckt, aber nicht auf ihre Schönheit und Gefälligkeit, sondern auf ihre mit allen künstlerischen Mitteln gestaltete Kraft Empfindungen zu erregen. Das ist nicht ästhetisches und doch eminent dichterisches Denken. Dann plagt sich Körting mit dem Begriff des Schönen ab (S. 14 ff.) und kommt zu der Überzeugung, das werde als schön empfunden, was mühelos verstanden werde und zugleich eine verwandte Saite in der Seele des Empfindenden wachrufe. S. 24 wird die „wahre Idealität“ gefunden. „Die wahre Idealität ist zugleich auch wahre Realität, weil sie irdische Versinnlichung des nichtirdischen Seins ist.“ Noch ein paar Stichproben:

S. 37. „Wenn dem Monologe große Ausdehnung gegeben wird, so wird damit ein in der Wirklichkeit nur

ganz selten sich vollziehender Vorgang angenommen, da im wirklichen Leben Versinnlichung einer Gedankenreihe durch Rede außerhalb des Gesprächs nicht stattzufinden pflegt. Der Dichter wird demnach die Einzelrede nur im beschränkten Maße anwenden dürfen, um ihre Unwahrscheinlichkeit nicht zu grell hervortreten zu lassen. Maßvolle Einzelrede aber darf nicht mißbilligt werden. . . .“

S. 39. „Das Drama ist eine Dichtung, welche seelische Zustände, aus denen Handlungen sich ergeben müssen, nicht aber diese Handlungen selbst in Subjektsrede zur Darstellung bringt und der Ergänzung durch die (Handlungen wiedergebende) mimische Kunst bedarf.“ Arme Dichter, laßt Euch die plastische Phantasie ausbrennen!

S. 61. „Satire und Kunst schließen ihrem Wesen nach einander aus. Es genügt daran zu erinnern, wie herzlich unbedeutend die dramatische Fabel in Aristophanes Lustspielen oder auch in Gogols Revisor ist.“

S. 67. „Auch ein Held kann erfahren, daß menschlichem Wollen und Streben engste Schranken gezogen sind. Und wenn eines Helden vergeblicher Kampf gegen das Geschick auf der Bühne dargestellt wird in der ergreifenden Wahrheit des Lebens, wie muß da ein solcher Anblick den Zuschauenden erschüttern im tiefsten Innern, wie nachdrucksvoll ihn gemahnen an die Nichtigkeit alles Wollens und Könnens! Erkenntnis der menschlichen Ohnmacht ist die beste Schutzwehr gegen jenen Übermut, gegen jene Selbstüberhebung, die gerade den Hochbegabten und Hochstrebenden verleiten kann zu dem Wahn, daß er selbst der Herr seines Geschicks sei. . . . Solche Erkenntnis, solche Demut lehrt das Drama in der Niederlage des Helden.“ Ei du Philisterweisheit!

S. 71. „Dazu kommt noch ein drittes. Der Verlauf des Alltagslebens bringt für jeden einen Schwarm von kleinen Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten mit

sich. Der Reichste, wie der Ärmste wird davon unaufhörlich heimgesucht, die ersteren übrigens mehr als die letzteren.“ Ja ja das menschliche Leben!

S. 73. „Daher wird eine dramatische Dichtung im Munde des Schauspielers stets mehr oder weniger ihrem ursprünglichen Wesen entfremdet. Vermieden könnte dies, auch nur in Bezug auf einen Teil, nämlich aber in Bezug auf eine Rolle allerdings dann werden, wenn der Dichter zugleich Schauspieler wäre. Diese Möglichkeit aber läßt aus naheliegenden, äußeren Gründen so selten sich verwirklichen, daß sie praktisch gar nicht in Betracht kommt.“ Wehrt sich denn der Sezer nicht gegen solchen Mißbrauch der Buchdruckerkunst?

Die Vor- und Nachleinleitung, die diese so schlimme Mitteleinleitung einschließt, ist in ihren Betrachtungen allgemeiner Art unendlich viel glücklicher. Nur ist es mir fraglich, warum die ganze Darlegung an das viele Seiten lang durchgeführte Gleichniß von Theater und Drama und Leib und Seele geknüpft ist? Klarer wird die Sache dadurch nicht; denn schließlich weiß man doch immer noch mehr vom Theater und Drama als über das Verhältnis von Körper und Seele. Ich jedenfalls. Dr. C. H.

Litteraturgeschichte.

Shakespeare in seinen Sonetten Ein Sendschreiben an Herrn Lic. Dr. Schaumkell, Oberlehrer in Ludwigslust i. M. von Eberhard Freih. von Dandelman. (Leipzig. 1897. Hermann Haacke.)

Der Verfasser will in diesem Sendschreiben „den größten aller Dichter gegen die gehässigen Angriffe einer alles mit Schmutz bewerfenden Menge verteidigen“ und „das Bild, das sich der ahnende Geist von dem Menschen Shakespeare gemacht hatte, in seiner unendlichen Größe wieder herstellen“. Nach ihm bieten die bisherigen Erklärungen der Shakespeare-sonette fast durchweg Mißbe-

tungen und sind ein „trauriges Zeichen einer falschen Vorstellung von der Liebe und Sittlichkeit.“ — Er wendet sich entschieden gegen die Ansicht von Nikolaus Delius, der in den Sonetten „weder Beziehungen auf bestimmte Personen, noch Anspielungen auf wirkliche Erlebnisse des Dichters, sondern freie Erzeugnisse der dichterischen Fantasie“ erblickt, „welche die Verhältnisse erst fingiert, um sie dann in diesen Gedichten poetisch zu behandeln.“ Vielmehr stellt er sich auf den Boden der Hypothese von Armitage Brown, der die Sonettensammlung als Material zur Lebensgeschichte des Dichters auffaßt, und erklärt in Übereinstimmung mit dem Shakespeareforscher Freih. von Friesen die Gedichte als Bruchstücke eines poetischen Briefwechsels zwischen Shakespeare und einem Freunde. In Bezug auf diesen hat man bekanntlich die verschiedensten Behauptungen aufgestellt; unter andern hat man auf den Grafen Southampton geraten, dem „Venus und Adonis“ sowie „Lucretia“ gewidmet sind, oder auf einen andern Gönner des Dichters, William Herbert, Graf Pembroke, oder auf den ritterlichen Robert Essex, der Shakespeare sehr nahe gestanden und ihm so manchen Zug für den Hamlet geliefert hat, ja von vielen geradezu als dessen Urbild in Gedanken, Charakter und Lebensschicksalen betrachtet wird. Der Verfasser erklärt sich für Southampton, und zwar habe den Dichter mit diesem eine rein geistige, platonische Liebe verknüpft. Eine solche Liebe ist nicht an das Geschlecht gebunden; denn man liebt in diesem Falle „die im Menschen verkörperte Idee einer allumfassenden Gottheit, aber nicht den Menschen an und für sich!“ — Dies sei der Grundgedanke, den der unbewußt im Geist der Antike empfindende Dichter in seinen Sonetten niedergelegt habe.

Das Sendschreiben ist ein in durchaus zwangloser Form geschriebener Aufsatz, ein unmittelbares Aussprechen der Ge-

anken ohne streng durchgeführte Anordnung und mit mancher Abschweifung. Gelegentlich zeigt sich auch eine gewisse gelehrte Pedanterei, die es liebt, Gedanken, welche gar nicht allzu fern liegen, durch ein Zitat aus irgend einer Autorität zu belegen und zu stützen. (S. z. B. S. 14.)

Sehr eigentümlich berührte es mich ferner, als der Verfasser am Schluß sagte, daß „alle, die ihn nicht verstehen wollten, in einem fehlten, nämlich in der Verehrung Shakespeares.“ Diesem Verdacht werde ich leider in den Augen des Verfassers wohl nicht entgehen, wenn ich mich mit seiner Auffassung des Freundschaftsverhältnisses als eines rein platonischen nicht einverstanden erkläre. Ich muß gestehen, daß ich es überhaupt für sehr gewagt halte, bei einem so unsichern Gebiete wie die Shakespeare-sonette etwas als unbedingt sicher konstatieren zu wollen; da kommt es im letzten Grunde doch nur auf persönliche, individuelle Überzeugung an, und man sollte denjenigen, der eine schwache Seite an der oft alles Irdischen entkleideten Gestalt Shakespeares zu finden glaubt, nicht eines Mangels an „Verehrung“ u. dergl. beschuldigen. Nach meiner Empfindung zeigt sich in manchen Sonetten ein simulicher, auf geschlechtliche Liebe hindeutender Zug, eine tiefe Zuneigung zum Freunde als Menschen. Wie weit in Wirklichkeit das Verhältnis ging, ob es zu irgendwelchen Ausschreitungen kam, das läßt sich natürlich nicht aus diesen geringen Anzeichen schließen. Übrigens, warum sollte bei dem britischen Dichter ein perverter Hang zur Päderastie undenkbar sein, der bei einem Bollkünstler der Renaissance, bei Michelangelo, nachgewiesen ist? Könnte nicht auch Shakespeare eine Zeitlang einmal unter dem fatalistischen Zwange des Menschlichen, Allzumenschlichen in ihm gestanden haben? Man dürfte das als Verirrung bedauern, gewiß! aber hätte damit noch durchaus nicht das Recht, das Charakter-

bild des Dichters als für immer besudelt zu betrachten. Man sollte überhaupt bei Beurteilung einer Persönlichkeit etwas mehr ruhiges Blut bewahren; man sucht leider nur zu oft aus Voreingenommenheit vorhandene Schwächen zu beschönigen oder zu vertuschen, oder aus sittlichem Fanatismus darüber erbaulich zu moralisieren. Jeder tiefere Betrachter muß sich bemühen, den ursächlichen Zusammenhang der Geschehnisse, das psychologische Werden des innern Menschen zu erspüren; er wird dann die namenlosen innern Qualen und Kämpfe in Rücksicht ziehen, unter denen sich die Persönlichkeit mit Aufbietung aller ihrer Kräfte emporringt, aber niemals aus den Thatfachen allein sein Urteil bilden. Jede solche rastlos strebende, irrende, aber ihre Verirrungen frei bekennende und endlich siegende Kämpfernatur ist imposanter und anerkannterwertter als so mancher gerühmte, peinlich nach dem Moralkodex lebende Mensch, der oft nur deshalb nicht strauchelt, weil ihm sorgfältig jedes Steinchen aus dem Wege geräumt wird, oder weil er zu feig ist, einmal einen Schritt auf eigene Veranlassung zu thun. P. S s.

Die Sturm- und Drangperiode und der moderne Deutsche Realismus. Ein Vortrag von Carl Gustav Bollmoeller. Berlin, Hermann Walthers. 52 S.

Das Wissen allein thut's nicht, und die Berebtsamkeit thut's nicht. Und wenn ihr mit Engelszungen predigt und habt die Liebe nicht, so ist's nichts nütze. Den Verstand erhellen ist gut, das Herz mit Liebe erfüllen für die heilige Kunst und Dichtung ist besser. An Gelehrsamkeit hat's den Deutschen nie gefehlt, sehr oft aber an der Liebe. Bollmoeller hat beides: Gelehrsamkeit und Liebe. Wenn er den anspruchsvolleren Leser trotzdem nicht ganz befriedigt, so liegt's hauptsächlich an der Art, wie er sein kritisches Werk treibt. Auf dem engen Raum und in der kurzen Zeit unternimmt er

viel zu viel. Es ist einfach betäubend, was er da in der Geschwindigkeit zusammengeschachtelt. Natürlich ist sein Parallelen-Eifer und sein Ex cathedra-Ton, sein Herumwerfen mit Namen und Buchtiteln und sein stolzes Sichsicherfühlen in seinem Reichtum ein schönes Schauspiel. Aber die Sache selbst leidet darunter. Echter, bleibender Gewinn, namentlich für die liebevolle Erkenntnis moderner Dichtung, wird sich nicht in dem wünschenswerten Maße ergeben. Über Einzelheiten mit dem Verfasser zu rechten, ist kaum ersprießlich. Härten und Einseitigkeiten des Urteils sind in seinem Falle unvermeidlich. Wenn er z. B. Hermann Heiberg das Talent abspricht. Dem Dichter des bewunderungswürdigen Romans „Apotheker Heinrich“! Oder wenn er glaubt, daß man ohne reelles, starkes Talent Bücher schreiben könne, wie meine „Beichte des Narren“, „Raubzeug“ oder „In purpurner Finsternis.“ Schließe ich von Heiberg und mir auf andere, so muß ich annehmen, daß neben Richtigem auch viel Unrichtiges von dem Historiker Bollmoeller zu Markt gebracht wird.

M. G. C.

Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Eine litterargeschichtliche Studie von Gustav Bartels. Leipzig, Eduard Wenner. 119 S.

Ein begrüßenswerter ernsthafter Versuch, dem Kampfe der Alten und Jungen in unserer neuen Litteratur mit den Mitteln wissenschaftlicher Forschung gerecht zu werden, ist die Schrift von Adolf Bartels zweifellos. Der Verfasser gebietet nicht nur über eine ausgebreitete Kenntnis des Materials, sondern auch über die Kunstgriffe der Methode, seinen Stoff zu meistern und ihm die wertvollsten Früchte für das erkenntnisuchende Laienpublikum abzugewinnen. Auch an seinem Standpunkte ist nicht zu mäkeln, es ist der des unbestechlichen Richters. Wo er irrt, irrt er menschlich, nicht aus

Schulwahnsinn und Tendenz. Auf den Bartels'schen Studien läßt sich weiterbauen. Die einzelnen Abschnitte seines Buches sind nicht gleichwertig. Manches verläuft in die Breite, wo eine knappere Fassung der Bedeutung des Gegenstandes entsprechender gewesen wäre, z. B. die Ausführungen über Lindau, Blumenthal, Lubliner. Neu ist die Stellung und, wie mich dünkt, durchaus berechtigt, die er den „Münchenern“ unter Max II. anweist. Eindringend und fein ist seine Würdigung der großen Talente der fünfziger und sechziger Jahre. „Richard Wagner und die Hofdecadence“ enthält manches Ansehbare. Das letzte Wort ist da noch lange nicht gesprochen. Nietzsche kommt zu kurz. Der „Konsequente Naturalismus“ fordert eine umfassendere Analyse. Zu kurz ist das Kapitel „Symbolismus und Spätdecadence“. Sturm und Drang des „jüngsten Deutschlands“ ist nicht erschöpfend behandelt. Eine Menge von Dokumenten wurde nicht genügend ausgebeutet. Die ersten Jahrgänge der „Gesellschaft“ sind als Fundgrube nicht benützt. Über Bleibtreus und meine Thätigkeit wird zu summarisch abgeurteilt. Wie man bei der Nennung Heibergs auf seinen Roman „Ausgetobt“ hinweisen und seinen charakteristischen, geradezu klassischen Roman „Apotheker Heinrich“ mit Stillschweigen übergehen kann, ist ein böses Zeichen. Auch daß die Studien Crystallers und Dehmels zur Psychologie der modernen Litteratur (in der „Gesellschaft“) keine Beachtung gefunden, reißt eine klaffende Lücke in Bartels'sche Darstellung der modernen Bewegung. Ich muß mich heute mit diesen Hinweisen begnügen. Ungerügt darf ich den Ton nicht lassen, in welchem von Hermann Bahr gesprochen wird. Bartels sündigt hier an der Sache und an der Form und fällt aus der Wissenschaftlichkeit in den leichtfertigen Pamphlet-

stil. Ich komme gelegentlich auf die Sache zurück. M. G. C.

Philosophie.

Friedrich Nietzsche von Dr. Thomas Achelis. Hamburg 1895. 0,80 Mk.

In der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, die Virchow und Wattenbach herausgeben, ist die vorliegende Nietzsche-Biographie das 217. Heft. Kenntniss über Nietzsches Leben und Schaffen zu verbreiten in weiteren Kreisen ist gewiß dankenswert. Hätte Achelis nur ein schärfer umrissenes Bild des unglücklichen Denkers geben wollen. Er kennt Nietzsches Schriften und die Litteratur darüber; aber diese Kenntniss wird ihm nicht zum Piedestal, von dem aus er ein Neues und in irgend welchem Sinne Höheres aufrichtet, er schlägt vielmehr aus Nietzsches Phantasiegebäuden, hier und da ein Steinchen los, um ein schlecht zusammenstimmendes Mosaikbildchen darzubieten. Was er selbst hinzuthut, ist nicht für den, der sich über Nietzsches Philosophie unterrichten will, sondern für die Kenner des Denkers geschrieben.

Auf Seite 12 behauptet Achelis in einem stilistisch unmöglichen Satze, daß alle großen Denker verschiedene Entwicklungsphasen ihres Philosophierens zeigen. Wenn man diesen Ausspruch indessen auf die veröffentlichten Werke beziehen soll, dürfte ein Hinweis auf Spinoza, Locke, Hume, ja auf den von Achelis oft herangezogenen Schopenhauer jene Äußerung unhaltbar scheinen lassen. Für Nietzsche selbst sucht Achelis die gewöhnlich angenommenen drei Perioden auf nur zwei zu reduzieren, denen wieder „der unentwegte Haß gegen allen Demokratismus, . . . der ebenso ausgeprägte Individualismus“ als gemeinsamer Grundzug angehört. Warum dann nicht lieber die alte Dreiteilung, die sachlich gerechtfertigt ist und der Übersicht dient, beibehalten?

Achelis sieht in Nietzsche den gefährlichen Despoten im Reiche des Geistes, gegen

dessen Tyrannei insbesondere die leicht bestechliche Halbbildung geschützt werden muß. Unleugbar ist es, daß eine oberflächliche Beschäftigung mit Nietzsche das Selbstdenken gefährden, zum blinden Nachbeten, aber auch zu ebenso sinnloser Verfolgung führen kann. Damit ist aber auch das Urteil über einen populären Vortrag über Nietzsche gesprochen, der nur zu leicht den Hörer zum bloßen Halbwisser macht.

Dr. G.

Glaube und Kritik von Rabbiner Dr. Daniel Fink. Leipzig 1896. (Hermann Haacke.)

Der Verfasser steht auf dem Boden jüdischer Rechtgläubigkeit und bekämpft von diesem Standpunkte aus in seiner „an alle Bibelverehrer“ — natürlich meint er das Alte Testament — gerichteten Streitschrift wider den Bonner Theologieprofessor Reinhold die Methode und die Resultate der modernen, insbesondere der protestantischen, Bibelkritik. Mit der richtigen Bemerkung, daß Fanatismus keine spezifische Funktion der Orthodoxie sei, sucht er den Kampf als mit gleichen Waffen geführten hinzustellen; ist aber in seinen Ausführungen nicht immer sachlich, wie er das verspricht.

In einer Reihe philologischer Anmerkungen weist sich Fink zunächst als einen Mann aus, der im Hebräischen sicherer ist als sein Gegner; aber schon hierbei ist seine Argumentation stellenweise bedenklich. Wo ein historisches Buch oder ein Prophet Anflänge an den Hexateuch bringt, ist das für Dr. Fink ein Beweis der Priorität und des früh bezeugten symbolischen Wertes der betreffenden Gesetzesstelle: daß die Zusammenarbeiter des Gesetzes und der historischen Bücher, ebenso die Propheten, aus gemeinsamer dritter Quelle geschöpft haben könnten, ignoriert der Rabbiner, und das ist mindestens unklug. Daß er dann Gott in artifizierten Lauten zu Daniel sprechen läßt (S. 12), die Erscheinungen Gottes vor Abraham als sinnlich-vorhanden-gewesene bezeichnet

u. s. w., ist ihm nicht zum Vorwurf zu machen, wenn man sich einmal auf Finks Standpunkt stellt. Dieses letztere aber verlangt Dr. Fink von seinen Lesern, sobald er auf metaphysische Fragen kommt. „Das Problem des Welträtsels ist mit den Mitteln der menschlichen Vernunft allein schlechterdings nicht zu bewältigen“ (S. 27). „Glaube aber ist nicht sowohl Funktion des Gemütes oder des Herzens ausschließlich, sondern eine spezifische Art des Erkennens, welche aus dem lebendigen, alle Geisteskräfte beherrschenden Gottesbewußtsein heraus, alle Erscheinungen, ihr Entstehen, Wirken und Aufhören, zu begreifen sucht“ (S. 25). Mit diesem Organon arbeitet Dr. Fink dann weiter: ob er mit seinen spezifischen Erkenntnismitteln Resultate allgemein überzeugender Art finden kann, scheint mir sehr zweifelhaft.

Der Gesamteindruck, den der Draußenstehende gewinnt, ist wohl der, daß Dr. Fink in Liebe zur angeborenen und anerzogenen Religion, diese zu stützen, zu verteidigen und zu verbreiten sucht, ohne zu wissen, wie viele *idola specus* ihn umgeben. Seine Rettung des Buches Esther und der frühesten alttestamentlichen Gottesidee wird darum jedem gezwungen erscheinen, der diese Dinge nicht von der gleichen Seite betrachtet, von welcher Dr. Fink ihnen naht. Dr. G

Norwegische Litteratur.

In diesen Tagen hat Hans Jäger, der Verfasser der *Christiana bohème* und der *Kranken Liebe* nach langer Pause wieder etwas von sich hören lassen. Er hat von Lisseweghe (in Belgien) aus, wo er sich zur Zeit aufhält, an den norwegischen Reichstag ein Gesuch um Unterstützung gerichtet. Auf die Dauer von zwei Jahren soll ihm der Reichstag 1600 Kronen jährlich bewilligen, damit er in Ruhe und Frieden eine — Metaphysik schreiben könne, mit der er sich nun schon seit 20 Jahren beschäftigt habe. Das

Gesuch ist so interessant, daß es hier als wichtiges Dokument für die Lebensgeschichte eines der unruhigsten Geister der modernen norwegischen Litteratur auszugswise wiedergegeben werden soll. „Zu allen Zeiten,“ heißt es in dem merkwürdigen Aktenstück, „solange die Metaphysik existiert hat, ist sie der gebildeten Allgemeinheit ein Buch mit sieben Siegeln gewesen, und in dem letzten Menschenalter, diesem Zeitalter des Gelbes, der Eisenbahnen und der nützlichen Erfindungen, ist es gar so weit gekommen, daß man die Metaphysik einfach in die Kumpelkammer gesteckt hat, wie andern wertlosen Plunder auch — in dem Glauben, daß man mit dem alten unverständlichen Zeug endlich ein für alle Male fertig geworden wäre. Aber in dieser Periode der Enttäuschung, die wir jetzt erlebt haben, wo es sich gezeigt hat, daß die ganze mühevollen Arbeit der letzten Generation nicht imstande gewesen ist, die Menschheit ihrem eigentlichen Ziel auch nur um eines Fußes Breite näher zu bringen — und dieses Ziel ist, das Wesen der Individualität zu realisieren — jetzt hat man endlich begriffen, daß die Menschheit sich erst dieses ihres Wesens bewußt werden muß, um es realisieren zu können. Und da hat man denn von der Kumpelkammer das alte ehrwürdige spangenumschlossene Buch wieder heruntergeholt, das die tiefsten Gedanken enthält, die die Menschheit gedacht hat, über das Wesen des Individuums und des Universums — und tausend Gehirne sind jetzt, rund herum in Europa, damit beschäftigt, das alte Buch zu studieren.“ Jäger meint, für die metaphysischen Gedanken die allgemeingiltige Form gefunden zu haben, so daß sie zum Allgemeingut für jedermann werden können. Dann aber heißt es weiter, — und hier klingt die alte Sprache Jägers wieder an —: „Als ganz junger Student wurde ich seiner Zeit als Stenograph im Reichstage angestellt. Ich

hatte diese bescheidne Lebensstellung gewählt, da sie mir die Hälfte des Jahres für meine Studien Muße gewährte. Nach zwölfjährigem Dienst wurde ich verabschiedet [wegen des „unsittlichen“ Romans „Aus der Christianiabohème“) und befand mich plötzlich mit leeren Händen auf dem Trocknen — gleich einem ältlichen Schuhmacher, dem es plötzlich verboten wird, Schuhe zu flicken. Ich sagte damals zu mir selber: „Da ging deine Metaphysik in die Brüche.“ Ich hätte mich trotzdem über Wasser halten können, da wenigstens etwas von dem, womit ich mich beschäftigt hatte, neben seinem Interesse auch ökonomischen Wert hatte, wenn nicht der norwegische Staat, so oft ich eine Arbeit fertig hatte, mit Hilfe der norwegischen Gesetzgebung, mich der ökonomischen Ausbeute meiner Arbeit beraubt hätte — mit andern Worten, mich dessen beraubt hätte, das mich zu einer weiteren Arbeit befähigt hätte und mir Zeit schaffen konnte, mich mit meiner Metaphysik zu beschäftigen. Diese Beraubung trägt die Hauptschuld daran, daß meine Metaphysik noch nicht vorliegt.

Zu Zeiten des alten Roms, als sich das römische Reich noch auf Italien beschränkte, herrschte im Königreich Illyrien eine Königin, deren Namen ich jetzt vergessen habe. Ihre Unterthanen trieben auf dem Mittelmeer und dem adriatischen Meer Freibeuterei, und unter denen, die geplündert wurden, befanden sich auch einige römische Bürger. Rom schickte da an die Königin von Illyrien einen Gesandten und forderte sie auf, diesem Unwesen zu steuern. Die Königin aber antwortete, das könne sie nicht, da die illyrische Gesetzgebung Freibeuterei erlaube. „Gut!“ antwortete der römische Gesandte „dann hat Rom nichts anderes zu thun, als ein paar Kriegsschiffe herüber zu schicken, um den illyrischen Gesetzgebern einen Kursus im Fuß zu geben und ihnen bei der Revision der illyrischen Gesetze behilflich zu sein.“

Mir stehen keine Kriegsschiffe zur Verfügung, um sie nach Norwegen zu schicken und Sie zu zwingen, eine rechtswidrige Gesetzgebung zu ändern, die abgesehen davon, daß sie eine persönliche Verhöhnung jedes erwachsenen Norwegers enthält, auch zur Beraubung des einzelnen führt. Aber das Gesetz, kraft dessen ich von dem norwegischen Staat beraubt bin, hat ja jedenfalls nicht die Absicht gehabt, mich an der Ausführung einer offenkundig allgemeinen Aufgabe zu hindern. Wenn es das trotzdem gethan hat, so ist das eine zufällige, unvorhergesehene Wirkung des Gesetzes, und diese unvorhergesehene schädliche Wirkung des Gesetzes, die muß man, meine ich, im Interesse der Allgemeinheit dadurch wieder gut machen, daß man mich instand setzt, die Arbeit doch noch auszuführen.

Aus diesen beiden Gründen also: weil meine Arbeit eine allgemeinnützliche Arbeit von allergrößter Bedeutung ist, und, weil die Vollenbung dieser Arbeit verhindert ist durch die zufällige Wirkung eines norwegischen Gesetzes — aus diesen beiden Gründen beantrage ich hiermit, daß mir aus der norwegischen Staatskasse auf 2 Jahre eine jährliche Unterstützung von 1600 Kronen [etwa 1800 Mk.] bewilligt wird, damit ich in dieser Zeit meine Darstellung der Metaphysik vollenden kann.“

Es steht wohl kaum zu erwarten, daß der norwegische Staat sich dazu entschließen wird, dem Manne über ein paar Jahre hinwegzuhelfen, der seine ganze soziale Existenz aufs Spiel setzte, um das rund heraus zu sagen, was er auf dem Herzen hatte. Wenn aber Hans Jäger seine Metaphysik trotzdem vollenden sollte, so kann man überzeugt sein, daß sein Buch wiederum für staatsgefährlich gehalten, und der Verfasser wiederum des ökonomischen Ertrags seiner Arbeit beraubt werden wird.

Gustav Morgenstern.

Bibliographie.

Vom 15. Februar bis zum 15. März sind folgende Werke bei der Schriftleitung der Gesellschaft eingelaufen, deren nähere Besprechung wir uns vorbehalten.

H. Adler: Vorreden und Bruchstücke. Eine poetische Musterkarte. — Frankfurt a. M., Druck und Kommissionsverlag von Gebrüder Staube. 1897. Preis 1 Mark.

Wilhelm Arent: Auf neuen Bahnen. — Berlin, 1897; Verlag von August Deubner. — Preis 1 Mark.

Hermann Bahr: Renaissance: Neue Studien zur Kritik der Moderne. — Berlin, S. Fischer, Verlag, 1897. —

Hermann Bahr: Theater. Ein Wiener Roman. — Berlin, S. Fischer, Verlag 1897.

Maria Bashkirtseff: Tagebuch. Übersetzung aus dem Französischen von Lothar Schmidt. (2 Bände.) — Breslau, Leipzig, Wien; Verlag von L. Frankenstein. —

Léon Bazalgette: L'Internationale de Poètes. Conférence à la Section d'Art et d'Enseignement populaires de la Maison du Peuple à Bruxelles le 7. Avril 1897. (Extrait de la „Société Nouvelle“) — Paris, Au magazine international, 156 rue de Courcelles (2 Villa Monceau).

Fritz Bley: Die Weltstellung des Deutschtums (Der Kampf um das Deutschtum, Heft 1). — München 1897. Verlag von J. C. Lehmann. Herausgegeben vom Alldeutschen Verbands. — Preis 80 Pfg.

D. Lujo Brentano: Die Stellung der Studenten zu den sozialpolitischen Aufgaben der Zeit. — Vortrag gehalten am 15. Januar 1897 zur Eröffnung der Thätigkeit des sozialwissenschaftlichen Vereins von Studierenden an der Universität München. — München 1897; C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. (Oskar Beck). — Preis 40 Pfg.

Carl Busse: Höhenfrost. Roman. (3 Bände). — Berlin 1897, Verlag von Otto Janke. — Preis 10 Mark. —

Friedrich Chrysanter: Händels biblische Oratorien in geschichtlicher Betrachtung. Ein Vortrag, gehalten im Johanneum zu Hamburg am 28. Februar 1896. — Hamburg, Otto Meißner, 1897. Preis 1 Mark.

Josef Diner-Dónes: Vergangenheit und Zukunft. Studien und Eindrücke. — Berlin, S. Fischer, Verlag 1896.

Johanna Elberskirchen: Sozialdemokratie und sexuelle Anarchie. Beginnende Selbstzerfetzung der Sozialdemokratie? — Selbstverlag der Verfasserin. Debit für den Buchhandel: Zürich, Verlagsmagazin (J. Schabelitz) 1897. —

Siegfried Frankl: Lotti und Compagnie. Ein Drama in zwei Aufzügen. — Berlin 1897. Verlag von Schweizer & Mohr (Hans Hilbebrandt).

Willibald Freidank: Kunst und Afterkunst auf dem Gebiete der schönen Litteratur in unserer Zeit. Ein deutsches Wort an das deutsche Volk. — Leipzig, Verlag von Erich Schelpfer 1897. — Preis 40 Pfg.

Paul Friedrich: Sonnenblumen. Gedichte. — Berlin-Lichterfelde, Gebrüder W. & W. Heichen, 1896.

D. Gayer: Das Antlitz der Medusa. Novellen. — Berlin, S. Fischer, Verlag, 1897. —

B. J. Grosse: Lyrische Kleinigkeiten (Gedichte, III. Band.) — Charlottenburg, Selbstverlag des Verfassers.

Carl Hauptmann: Sommerwanderer. — S. Fischer, Verlag 1897. —

Karl von Heigel: Der Herr Stationschef. Roman. (Engelhorn's Allgem. Romanbibliothek, Dreizehnter Jahrgang, Bd. 15.) — Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn 1897.

Hans Helmer: Das Symbolische in Gerhart Hauptmann's Märchendrama „Die versunkene Glocke“. — Breslau, Leipzig, Wien, Verlag von L. Frankenstein, 1897. — Preis 50 Pfg.

Wilhelm Henzen: Faust in Bremen. Festspiel zum 75. Stiftungsfeste des Bremer Primaverins. — Bremen, Verlag und Druck von M. Heinsius Nachfolger, 1897. — Preis 80 Pfg.

A. Ferdinand Herold: Images tendres et merveilleuses. (La joie de Maguelone — La fée des ondes — Floriane et Persigant — La légende de Sainte Liberata — Le victorieux). — Paris, Société du Mercvre de France MDCCC XCVII. — Prix fs. 3,50.

Rudolf Herzog: Esther Maria. Schauspiel in vier Akten. — Leipzig, Verlag von A. Zwiemeyer. — Preis 2 Mark.

S. Hoehstetter: May Mühlen.

Die Geschichte einer Liebe. Roman. — Berlin, S. Fischer, Verlag, 1897. —

Wilhelm Holzamer: Zum Licht! Gedichte. — Verlag von Schuster u. Loeffler, Berlin. 1897. —

Horatius Travestius. — Ein Studentenscherz. — Schuster u. Loeffler, Berlin 1897. —

Theodor Lessing: Weiber! 301 Stoßseufzer über das schönere Geschlecht. — Verlag von Schuster u. Loeffler, Berlin 1897.

Pierre Louys: Aphrodite. Ein antikes Sittenbild. — Einzig autorisierte Verdeutschung. — Budapest, Verlag von G. Grimm; 1897. — Preis M. 4.50.

D. S. Mandelkern: Thamar. Roman aus dem biblischen Altertum. 2. Auflage. — Leipzig 1897; M. W. Kaufmann.

Meisterwerke der zeitgenössischen Novellistik, herausgegeben von Lothar Schmidt. 1. Jahrg. Bd. 2: Paul Bourget, Der ehemalige Herr. Memoiren eines Cowboy. — Fernand Vandorem: Das Billard. Sammy. Er. Der Pensionär. — Breslau, Leipzig, Wien; Verlag von L. Frankenstein. —

Dr. Wilhelm Duden: Unser Helbentkaiser. Festschrift zum hundertjährigen Geburtstage Kaiser Wilhelms des Großen. — Berlin, Schall u. Grund, Verein der Bücherfreunde.

Silvio Pagani: Menschenleid (Lo specchio della dolorosa esistenza). Dramatische Handlung in fünf Abteilungen. Autorisierte Uebersetzung von G. Locella. — Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner, 1897.

Paul Scheerbart: Tarub, Bagdads berühmte Stöchin. Arabischer Kulturroman. — Verein für Deutsches Schrifttum (Hugo Storm), Berlin.

Paul Scheerbart: Ich liebe Dich! Ein Eisenbahnroman mit 66 Intermezzos. — Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin 1897.

Carl Theod. Schulz-Dresden: Eine neue Bestattungsart. Verheißungsvoll für die Zukunft. Weder Erd- noch Feuerbestattung. — Berlin 1887. Verlag der Aktiengesellschaft Pionier, S. W. Neuenburgerstraße 39. — Preis 1 Mark.

N. Seidel: Goldene Worte der Hohenzollern. — Berlin, Verein der Bücherfreunde, Schall & Grund.

Werner Sombart: Sozialismus und soziale Bewegung im neunzehnten Jahrhundert. Nebst einem Anhang: Chronik der sozialen Bewegung 1750—1896. (2—13 Tausend). — Jena, Verlag von Gustav Fischer 1897. —

Sonnenblumen. Herausgegeben von Karl Henckell. (Jahrgang 1896/97; Nr. 5.) — Dramor. — Zürich und Leipzig; Carl Hendell & Co. — Preis 10 Pfg.

Spanuth-Bilde: Philipp Melancthon und seine Wirksamkeit in der Reformation. Zum 400jährigen Geburtstag. (Zeitsfragen d. christl. Volkslebens, herausg. v. E. Frhr. v. Ungern-Sternberg u. Pfr. Th. Wahl; Band XXII, Heft 1.) — Stuttgart, Chr. Beller'sche Verlagsbuchhandlung 1897. — Preis 1 Mark.

Ernst Strüßing: Mirabeau. Schauspiel. — Berlin 1896; Verlag von Freund & Jedel (Carl Freund). —

D. F. B. Stubenvoll, altkatholischer Pfarrer in Heidelberg: Religion und Aberglaube. Leipzig, Friedrich Jausa, 1897. Preis 80 Pfg.

Konrad Telmann: Vox Populi. Roman. — Dresden u. Leipzig, Carl Reißner.

Dr. Johannes Unhold: Ein neuer Reichstag Deutschlands Rettung. — München, Verlag von J. F. Lehmann. — Preis 1 Mark.

Adolf Voegtlin: Das neue Gewissen. Erzählung. — Leipzig, Verlag von H. Haessel, 1897.

Richard Wendtner: Föhn. — Breslau, Leipzig, Wien; Verlag von L. Frankenstein 1897.

— Wir bitten, sämtliche Manuscripte, Bücher, etc. Sendungen ausschließlich an

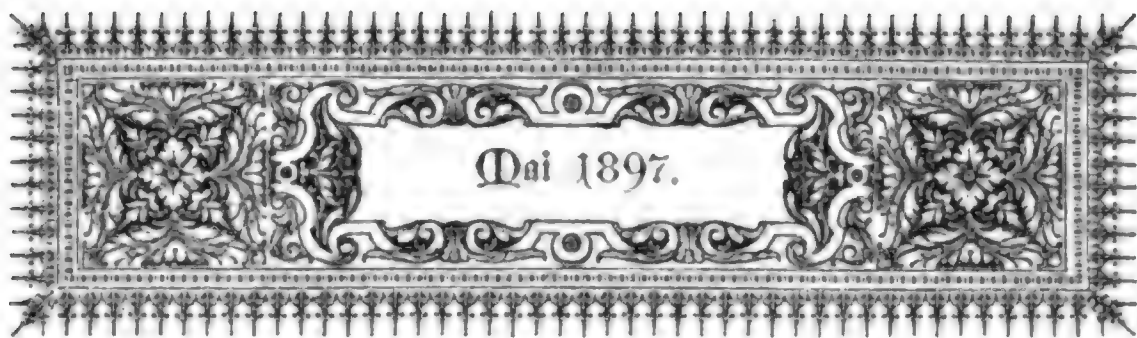
Herrn Hans Merian, Schriftleitung der „Gesellschaft“
in Leipzig, Inselstraße 7

zu richten.

Schriftleitung und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortlicher Leiter: Hans Merian in Leipzig.

Verlag von Hermann Paacke in Leipzig. — Druck von Gottfr. Bäß in Naumburg a. S.



Ein Gotteslästerungs-Prozess.

Am Donnerstag nach Ostern, in der Morgenstunde, wurde ein durchaus ehrenhafter und hochbegabter deutscher Schriftsteller, der unseren Lesern nicht nur als Verfasser des geistvollen Buches „Der Kampf um die neue Dichtung“ (Leipzig bei Wilhelm Friedrich), sondern auch aus manchem aus seiner Feder stammenden und in unseren Festschriften veröffentlichten gebiegenen Aufsätze und manchem schönen Gedichte bekannte Edgar Steiger, mit einem fremden Delinquenten zusammengefasst, vom Gendarmen offen durch die belebten Straßen der Stadt Leipzig transportiert; Steiger trug die Kette um den Leib, der andere Gefangene um das Handgelenk. Edgar Steiger hat eine Gefängnisstrafe von vier und einem halben Monat zu verbüßen, weil er in dem von ihm redigierten Unterhaltungsblatte „Die Neue Welt“, welches als sogenannte Sonntagsbeilage verschiedenen sozialdemokratischen Parteiblättern beigelegt wird, zwei Arbeiten aufgenommen und zum Abdruck gebracht, in denen das königliche Landgericht in Leipzig, laut Urteil vom 6. Dezember 1896 Gotteslästerung erblickte. Die von Edgar Steiger und dem mitangeklagten und verurteilten Verfasser der einen Erzählung sofort gegen dieses Urteil eingelegte Revision wurde vom Reichsgericht verworfen.

Edgar Steiger hatte sich am Tage zuvor, also am Mittwoch, den 21. April, früh neun Uhr, freiwillig auf der Leipziger Staatsanwaltschaft gestellt. Als moderner Mensch und gefestigter Charakter dachte er über seine zu verbüßende Gefängnisstrafe sehr ruhig. Er war, kurz bevor er sich stellte, noch mit seiner Frau und drei oder vier intimen

Freunden zusammen gewesen, hatte ohne jede Aufregung über seine Gefängnishaft gesprochen und mehrfach geäußert, daß er während der Zeit seiner Gefangenschaft — wie jeder vernünftige Mensch — alles streng vermeiden werde, was die ausübenden Behörden in diesem Falle etwa gegen ihn noch besonders aufbringen könnte, er sprach über die Vergünstigung der Selbstbeschäftigung und Selbstbeköstigung, die man ihm, als einem gebildeten und unbescholtenen Manne voll gewähren werde, und daß er bereits die Erlaubnis erhalten habe, eigene Wäsche zu tragen. Er ging also mit vollkommen ruhiger Zuversicht seiner Haft entgegen.

Da Steiger seine Haft im Gefängnis zu Zwickau absitzen soll, so mußte er natürlich als Gefangener von der Leipziger Staatsanwaltschaft nach dem Bayrischen Bahnhof transportiert werden. Was hat nun aber die Behörde veranlaßt, in solcher Weise gegen diesen Mann vorzugehen und ihm die Vergünstigung eines Transports in geschlossenem Wagen zu versagen, die wegen Preßdelikten eingezogenen Personen fast immer, und sogar Leuten, die noch ganz andere Dinge auf dem Kerbholz haben, oft genug gewährt wird? Das fragt man sich unwillkürlich, ohne eine Antwort darauf finden zu können. Denn auch der Umstand, daß Edgar Steiger der sozialdemokratischen Partei angehört, bietet keinerlei Erklärung des Falles, da andere sozialdemokratische Redakteure auch in Leipzig höflicher behandelt wurden.

Die „Leipziger Volkszeitung“, deren Mitarbeiter Edgar Steiger ist, hat denn auch ganz energisch um Aufklärung dieser Sache seitens der Behörde, und auch die bürgerliche Tagespresse Leipzigs, mit Ausnahme der konservativen „Leipziger Zeitung“, schlossen sich diesem Verlangen des sozialdemokratischen Blattes an. Auch andere deutsche Blätter der verschiedensten Richtungen, z. B. die „Frankfurter Zeitung“, die „Deutsche Wacht“, die „Dresdner Neuesten Nachrichten“, die „Freisinnige Zeitung“, die „Berliner Volkszeitung“ und die „Nationalzeitung“ die „Kölnische Zeitung“, die „Köln. Volkszeitung“ u. a. verurteilen das Vorkommnis zum Teil in sehr scharfen Ausdrücken. Es handelt sich also nicht um eine sozialdemokratische Parteisache, sondern um eine Angelegenheit, die die gesamte Presse angeht; denn was Steiger passiert ist, das kann jedem anderen Publizisten jeden Tag auch passieren, und es ist also nur begreiflich, daß die durch den Fall Steiger hervorgerufene Erregung weite Wellenkreise zieht. Dennoch hat sich die Leipziger Behörde noch nicht veranlaßt gefühlt, irgend etwas über die Sache verlauten zu lassen. Wir müssen also abwarten, ob uns über diesen ganz unbegreiflichen Vorgang eine Erklärung von kompetenter Seite zuteil wird.

Aber nicht nur in der Handlungsweise, die Steiger auf dem Wege zum Zwickauer Gefängnis zu erdulden hatte, sondern auch in seiner Verurteilung liegt viel Unbegreifliches und für den Laienverstand ganz Unfassbares.

Es handelt sich um den schwierigen Begriff der „Gotteslästerung.“

Für den logischen Verstand kann es einen solchen Begriff eigentlich gar nicht geben. Denn entweder, ich nehme die Existenz eines allmächtigen Gottes an, wie ihn die christliche Kirche lehrt, als den Schöpfer und Erhalter des Weltalls, von dem es heißt: der Himmel ist sein Stuhl, und die Erde seiner Füße Schemel, und ich glaube an ihn, dann ist es für mich kleinen Erdenwurm, selbst wenn ich wollte und alle meine Kraft darauf richtete, ganz und gar unmöglich, ein solches, über aller Menschlichkeit so hoch erhabenes Wesen, dem nicht nur ich, sondern unsere ganze Erde nur ist wie ein Stäubchen am Gewand, und unser ganzes Weltall nur wie der Tropfen am Eimer, zu „lästern“. Der Unterschied der Kräfte zwischen dem Teil des Teils und dem gewaltigen All ist zu groß, und schon der Gedanke, daß die allmächtige Gottheit durch den Fürwitz eines kleinen Erdenbewohners gelästert, beleidigt werden könnte, trübt ihr erhabenes Bild und setzt es herab, und wäre, wenn der Begriff überhaupt anwendbar wäre, die erste und stärkste Gotteslästerung.

Oder aber ich bin Atheist, ich glaube nicht an die Existenz eines Gottes, wie die Kirche ihn lehrt, mein Verstand widerspricht einem solchen Glauben auf das Bestimmteste, und ich suche mir die Entstehung und Erhaltung des Weltalls auf irgend eine andere Weise zu erklären. In diesem Falle kann ich Gott — der für mich gar nicht existiert — natürlich noch viel weniger beleidigen, kränken oder lästern; denn es wäre ja ein Akt des Wahnsinns, mich an einem Wesen vergehen zu wollen, dessen Existenz, dessen Dasein ich überhaupt leugne. So kann also weder der gläubige Theist noch der ungläubige Atheist „Gott lästern“. Der Begriff einer direkten Gotteslästerung existiert also für den modernen Kulturmenschen gar nicht.

Dieser Begriff kann also nur aus einer Kulturepoche stammen, in welcher die Gottesidee noch nicht so erhaben und rein, noch nicht so philosophisch gefaßt wurde, wie heutzutage, wo sich der eben zum höheren Denken erwachende Naturmensch seine Götter noch menschlich, allzu menschlich vorstellte, wo er gewissermaßen als gleich zu gleich mit ihnen verkehrte, sie durch höchst materielle Opfer für seine Zwecke günstig zu

stimmen suchte, oder aber auch gegebenen Falles, die renitenten Gottesbilder, die den erbetenen Regen nicht gewähren wollten, einfach durchprügelte. Auf dieser Kulturstufe kann der rohe Naturmensch seine Götter auch lästern und sie beleidigen; doch ist eine solche Gotteslästerung zunächst Privatsache zwischen dem Menschen und der gelästerten Gottheit, die, da sie die stärkere ist — so wurde angenommen —, sich schon an ihrem Beleidiger rächen, ihn verderben wird. Von einem Schutze, den die Menschen der Gottheit gewähren müßten, — etwa durch Gesetze oder dadurch, daß sie selbst die Rache für die beleidigte Gottheit übernehmen, — ist hier noch nicht die Rede.

Auders wird das Verhältnis bei fortschreitender Kultur, sobald nicht mehr der einzelne Mensch, sondern die menschliche Gesellschaft als solche zu den Göttern in Beziehung tritt, wenn die Familie, der Stamm, das ganze Volk mit einem Gotte „einen Bund machen“. Das ganze Volk verehrt nun den Gott nach gewissen feststehenden Formen, und dafür gewährt er ihm Schutz. Der Gott des einzelnen, der Fetisch des Naturmenschen, ist zum Nationalgott geworden. Es ist dies bekanntlich die Stufe der Religionsentwicklung, auf welcher wir die Kulturvölker des Altertums erblicken. Auch hier giebt es noch eine direkte Gotteslästerung, denn nicht nur die Gesamtheit, sondern auch der Einzelne, als Teil dieser Gesamtheit, steht gewissermaßen in einem Vertragsverhältnis zum Nationalgotte. Und dieser selber wird noch sehr menschlich aufgefaßt; und wenn er auch an Macht dem Einzelnen, ja dem ganzen Volke, als sehr überlegen gedacht wird, so steht er doch andererseits infolge der menschlichen Gefühle und Leidenschaften, die ihm angedichtet werden, noch nicht so hoch über dem Menschen, daß sein Wesen nicht durch menschliche Handlungen beeinflusst werden könnte. Wenn nun aber ein Einzelner den Nationalgott, oder einen der Nationalgötter, beleidigt oder eine dem Dienste dieser Götter geweihte Kulthandlung stört, so fällt der Zorn und die Rache dieses beleidigten Gottes nicht nur auf den Übelthäter zurück, sondern auf das ganze Volk, das also unter der Handlungsweise dieses Einzelnen zu leiden hat. Die Gesamtheit läßt also den Übelthäter den auf sie fallenden Götterzorn büßen, oder noch besser, sie ergreift die Präventivmaßregel: sie bestraft den Frevler und merzt ihn aus ihrer Gemeinschaft aus, bevor der Zorn des Gottes die Gesamtheit trifft, sie übernimmt die Rache des Gottes, sie schützt den Gott vor Beleidigung, um den ganzen Stamm, das ganze Volk vor dem Zorne Gottes zu retten; denn jede Störung des guten Einvernehmens zwischen der Nation und den Nationalgöttern ist eine antisoziale That,

gegen welche sich die Gesamtheit wehren muß; der Gotteslästerer ist ein wirklicher Verbrecher.

Die Gotteslästerung ist also, auf dieser Kulturstufe keine persönliche Sache mehr, sondern eine soziale Angelegenheit. Und wenn auch eine Beleidigung der Gottheit durch einen Menschen noch als möglich angesehen wird, so ruht das größere Gewicht doch schon auf dem Schaden den der Gotteslästerer nicht Gott, sondern seinen Nebenmenschen zufügt; und dafür wird er von der Gesamtheit seiner Nebenmenschen bestraft, die dadurch erstens sich für den ihnen durch den Gotteslästerer (ihrer Meinung nach) zugefügten Schaden rächen und sich überdies dadurch, daß sie die Partei des Nationalgottes ergreifen und seine Rache, seinen Schutz gleichsam übernehmen, bei diesem Nationalgotte angenehm und beliebt machen, sich seiner besonderen Gnade empfehlen.

Diese Auffassung herrschte, wie die Geschichte uns lehrt im Altertum, auch die Bücher des alten Testaments liefern uns viele Beispiele dafür. Aber auch im christlichen Mittelalter, das den geläuterten Gottesbegriff nur langsam von den ihm noch aus dem Heidentum anhaftenden Attributen reinigen konnte, findet sie sich noch vielfach und zittert noch in den letzten Hexenprozessen des vorigen Jahrhunderts nach.

Mit der geläuterten Gottesidee der Neuzeit fällt, wie schon oben angedeutet, der Begriff einer Gotteslästerung im persönlichen Sinne, als Beleidigung der Gottheit durch einen Menschen ganz weg. Doch bleibt die andere Seite der Gotteslästerung, die Schädigung der Mitmenschen durch den Frevler in gewissem Sinne noch bestehen. Zwar denkt auch der gläubige Christ nicht mehr daran, daß sein Gott, zu dessen schönsten Eigenschaften Gerechtigkeit, Güte und Barmherzigkeit gehören, das Vergehen eines Einzelnen an der Gesamtheit rächen werde, er betrachtet also die Gotteslästerung auch nicht mehr als eine direkte soziale Schädigung, wie der Theist des Altertums oder des Mittelalters; aber er findet sich durch eine solche Herabsetzung oder Verächtlichmachung eines ihm heiligen Begriffes in seinem Gefühle verletzt, und diese Gefühlsverletzung kann er unter Umständen ebenso schmerzlich empfinden, wie eine materielle Schädigung. Es handelt sich also hier, wenn der Begriff der Gotteslästerung in unsere modernen Gesetzbüchern übergeht, nirgend mehr um den Gedanken, daß Gott, sondern immer nur daß die Menschen, oder einzelne Menschen (nämlich in ihren Gefühlen) durch das Gesetz vor den Lästerern zu schützen seien. Dies ist auch die Auffassung der Juristen. So sagt Olshausen in seinem Kommentar zum Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich Bd. I. S. 616: „Bei der sogenannten Gotteslästerung

bildet nach dem St. G. B. nicht „Gott“ den Angriffsgegenstand, vielmehr wird die Verletzung des religiösen Gefühls anderer bestraft, wie daraus erhellt, daß die Ärgerniserregung als ein Erfordernis aufgestellt ist.“*)

So schmilzt der majestätische und heroische Begriff der Gotteslästerung, bei dessen Nennung man unwillkürlich an die großen Gestalten der Sage und der Gedichte denkt, an einen Prometheus, einen Faust, einen Apostata, vor unserer Betrachtung schließlich in ein ärmliches, unrühmliches „Ärgernis“ zusammen. Das „Ärgernis“ ist aber für die Gesetzgebung ein ziemlich gefährlicher Begriff und wird wie sein Genosse, der „Unfug“, nach und nach, so hoffen wir, aus den Gesetzbüchern verschwinden müssen. Denn ein Ärgernis ist ein so subjektiver, ist ein so vager Begriff, daß der Strafrichter nur schwer damit operieren kann, weil ein und dieselbe Thatsache von dem einen Beschauer mit Freuden begrüßt und als schön und gut gepriesen werden kann, die bei einem anderen Ärgernis erregte. Es soll sogar Leute geben, die an einer Thatsache offiziell Ärgernis nehmen, während sie sich gleichzeitig in ihrem innerlichen Herzen über dieselbe Thatsache freuen. Schließlich giebt es überhaupt kaum eine Thatsache, die nicht irgendwo und bei irgendwem Ärgernis erregen könnte.

Der Staat schützt also mit dem § 166 des St. G. B. die religiösen Gefühle seiner Bürger. Schützt er sie aber gleichmäßig? Nein. Das Gesetz bedroht nicht den mit Strafe, der das religiöse Gefühl irgend eines seiner Mitmenschen verlegt, sondern nur den, der „eine der christlichen Kirchen oder eine andere mit Korporationsrechten innerhalb des Bundesgebietes bestehende Religionsgesellschaft oder ihre Einrichtungen oder Gebräuche beschimpft“. Zum Beispiel die religiösen Gefühle der Freidenker und Atheisten, zu denen die hervorragendsten Vertreter unserer Intelligenz und Bildung, die eigentlichen Schöpfer unserer modernen Kultur gehören, genießen dieses gesetzlichen Schutzes nicht. Und in der That müssen sich die Vertreter des freien Gedankens und der freien Forderung von dem frommen Bekennern des Christenglaubens in Schrift, Rede oder gar in kirchlichen Predigten manchmal Herabsetzungen gefallen lassen,

*) Der sogenannte Gotteslästerungsparagraph des Str. G. B. lautet wörtlich: „Wer dadurch, daß er öffentlich in beschimpfenden Äußerungen Gott lästert, ein Ärgernis giebt, oder wer öffentlich eine der christlichen Kirchen oder eine andere mit Korporationsrechten innerhalb des Bundesgebietes bestehende Religionsgesellschaft oder ihre Einrichtungen oder Gebräuche beschimpft, ingleichen wer in einer Kirche oder in einem anderen zu religiösen Versammlungen bestimmten Orte beschimpfenden Unfug verübt, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft.“

die, wenn die Freidenker die Orthodoxen mit gleicher Münze bezahlen wollten, diese unweigerlich mit dem § 166 des St. G. B. in Konflikt bringen würden.

Diese Ungleichheit ist nicht vom Gesetzgeber beabsichtigt, sie ist einfach geworden. Die äußere Form ist immer zäher und von längerer Lebensdauer als der geistige Inhalt. Und wie der ganze § 166 mit seinem Gotteslästerungsbegriff gewissermaßen ein atavistisches Gepräge trägt, so können wir den besonderen Schutz einiger speziellen Religionsgemeinschaften als ein Residuum aus jener altertümlichen Zeit auffassen, als die Völker noch mit ihren Nationalgöttern gleichsam durch Verträge verbunden waren und — wie wir gesehen haben: aus rein sozialen Gründen — ihren Nationalgöttern thätlichen Schutz gewährten. Auch dieser barbarische Rest einer alten Weltanschauung, wird mit der Zeit aus unseren Gesetzbüchern verschwinden. Vorläufig aber müssen wir, wie der Richter, noch mit seinem Dasein rechnen.

Wissentlich und vorsätzlich jemand beleidigen, oder in seinen heiligsten Gefühlen verletzen, wird kein gebildeter oder wohlzogener Mensch. Anstoß oder Argernis kann man leicht erregen, denn wie oft ist nicht die einfache Darlegung der Wahrheit Anstoß erregend in unserem gesellschaftlichen Leben.

Anlaß zur Anklage gaben, wie schon bemerkt, zwei novellistische Arbeiten, die Edgar Steiger in dem von ihm redigierten Unterhaltungsblatte abgedruckt hatte. Die eine betitelte sich „Der Nazarener“ und war von einem gewissen Ludwig Salomon verfaßt, der mit Steiger zugleich angeklagt und gleichfalls wegen Gotteslästerung zu vier Monaten Gefängnis verurteilt wurde. „Der Nazarener“ ist kein Meisterwerk der Erzählerkunst, doch thut hier der litterarische Wert der Arbeit nichts zur Sache. Die Tendenz ist offenbar gut gemeint. Der Verfasser wollte schildern, wie der beschränkte und kleinliche Philisterverstand eine große neue geistige Bewegung nicht zu fassen vermag, wie er ihren Träger verspottet und verhöhnt, bis er, durch Schicksalsschläge mürbe gemacht, die Sache mit anderen Augen ansehen lernt, bei den Anhängern der verspotteten neuen Lehre Schutz sucht und findet und so ihre Wahrheit gleichsam am eigenen Leibe erfährt. Das Modell zu der Erzählung ist im Grunde der Bourgeois der Gegenwart, der die Lehren der sozialistischen Reformer von der sicheren Position seines Geldsackes aus verspottet, bis er aus dieser sicheren Position herausgetrieben wird, d. h. sein Vermögen verliert, durch andere Unglücksfälle heimgesucht wird, und selbst zum Proletarier geworden, nun sich zu den Lehren der

sozialistischen Weltbeglucker befehrt. Diese eigentlich modernen Figuren rückt der Verfasser in seiner Novelle in die Zeit Christi hinauf. Er steckt seinen Bourgeois in ein antikes Gewand, nennt ihn Mucius Masica und schildert ihn als einen ehrlichen, aber eng und kleinlich denkenden Philister. Als Vertreter der neuen Lehre, auf deren Seite sich der Verfasser natürlich selber befindet, und die er als möglichst herrlich dardthun möchte, schildert er die Person Jesu Christi in einzelnen aus den Evangelien allbekanntesten Episoden seines Lebens und seines Wirkens, wobei jener Mucius Masica jeweilen als Zuschauer erscheint und die Thaten und Worte Christi seiner kleinlichen und herabsetzenden Kritik unterzieht, bis er schließlich nach Christi Tod, vom Unglück verfolgt, sich selbst in die Christengemeinde aufnehmen läßt und dadurch beweist, daß er sein früheres Unrecht eingesehen und die Wahrheit der einst verspotteten Lehren Christi nun selber erkannt hat. Dies ist offenbar die vom Verfasser der Erzählung zu Grunde gelegte Tendenz, die auch ganz der sozialistischen Symbolik entspricht, die in der modernen Arbeiterbewegung, die ja auch den Armen, Mühseligen und Beladenen zu gute kommen soll, gerne eine Parallele zur Lehre Christi und den ersten Christengemeinden mit ihrer Gütergemeinschaft und ihren vielfach an die sozialistischen Zukunftsträume erinnernden Einrichtungen erblickt. So hat auch Edgar Steiger, laut seiner Aussage vor Gericht, die Sache aufgefaßt, und in dieser Weise ist die Erzählung wohl auch von den zahlreichen sozialistischen Lesern der „Neuen Welt“ verstanden worden, für die sie bestimmt war.

Die zweite beanstandete Erzählung „Adam“ von Henrik Pantoppidan, einem Dänen, von welchem z. B. auch in den hochkonservativen „Grenzboten“ einige Arbeiten erschienen sind, schildert in humoristischer Weise das Betragen der ersten Menschen im Paradiese. Adam wird als ein großes Kind dargestellt, das viele dumme und unnütze Streiche macht. Unter anderm sucht er auch die Stimme Gottes nachzuahmen und ahmt dabei die Stimme desjenigen Geschöpfes nach, das ihm am meisten Respekt und am meisten Furcht eingeflößt hat.

Wir haben gesehen, daß der springende Punkt der Gotteslästerung in unserer heutigen Rechtsauffassung das dadurch verursachte Argernis ist. Die beiden Artikel haben dieses Argernis erregt. Zwei Geistliche, Herr Garnisonspfarver von Criegern in Leipzig und Herr Diakonus Winkler in Döbeln haben an den Artikeln wegen ihres gotteslästerlichen Inhaltes Anstoß und Argernis genommen und dies vor Gericht bezeugt.

Das Königl. Landgericht zu Leipzig hat nun in der Begründung seines Urteils den Verfasser der Erzählung „Der Nazarener“ und den Redakteur, der diese Erzählung veröffentlicht hat, mit einer Figur dieser Erzählung, nämlich mit dem Mucius Masica identifiziert. Der Gerichtshof nahm an, daß Salomon und Steiger diesen Mucius Masica nur als Maske benützten, um ungestraft durch seinen Mund Christus zu beschimpfen. Die ganze Erzählung ist nach der Auffassung des Gerichtshofes lediglich erfunden, um die Beschimpfungen der Person Christi zu verbreiten, die novellistische Form ist nur Maske, und der Schluß mit der Bekehrung des Mucius und seinem Eintritt in die Christengemeinde nur ein unwesentliches Anhängsel. Ähnlich verhielt es sich mit der zweiten Erzählung, in welcher die Stelle, wo Adam die Stimme Gottes in ungeschickter Weise nachzuahmen sucht, Anstoß erregte, weil darin ein Vergleich der Stimme Gottes mit der eines Tieres und damit eine Herabwürdigung „Gottes des Vaters“ zu erblicken sei.

Gegen das Urteil hatten beide Angeklagten sofort Revision eingelegt, und Edgar Steiger hatte diese ausführlich begründet, indem er darthat, der Gerichtshof habe nicht berücksichtigt, daß es sich in beiden Artikeln um historisch-novellistische Darstellungen handle, in denen nicht der Dichter, sondern die von ihm handelnd eingeführten Personen die intrinierten Ausdrücke gebrauchten. Er legte dar, daß der Verfasser in der Erzählung „Der Nazarener“ in der Figur des Mucius Masica einen ehrlichen aber beschränkten römischen Philister schildere, der die Größe der Lehren Christi nicht zu fassen vermöge, und der die Thaten und Reden des Heilandes, den er ja von seinem beschränkten Standpunkte aus nur als einen Menschen wie alle anderen aufzufassen vermöge, deshalb in kleinlicher Weise benörgle und herabsähe, wie nach den Erzählungen der Evangelisten die Pharisäer und die Mehrzahl der Zeitgenossen Christum verspottet und beleidigt hätten. Durch die Aufzeigung dieses Gegensatzes sollte aber gerade die Gestalt Christi um so erhabener erscheinen. Daß es sich um eine Verherrlichung Christi und seiner Lehre handle, gehe auch unzweifelhaft aus dem Schluß der Erzählung hervor. Auch in der zweiten Erzählung „Adam“ habe der Gerichtshof den novellistischen Charakter verkannt. Der Verfasser schildere das erste Aufdämmern der Vernunft in dem noch halbtierischen Adam, nicht der Verfasser, sondern dieser Adam spräche die intrinierten Worte.

Die Revision wurde vom Reichsgericht verworfen. Das Urteil, das in mehr als einer Hinsicht sowohl das große Publikum als den engeren Kreis schaffender Künstler interessieren dürfte, lautet:

„In der Strafsache gegen den Schriftsteller Louis Salomon in Halle und den Redakteur Daniel Edgar Steiger in L.-Neudnitz wegen Gotteslästerung hat das Reichsgericht, dritter Strafsenat, in der öffentlichen Sitzung vom 25. März 1897 nach mündlicher Verhandlung für Recht erkannt: die Revision der Angeklagten Louis Salomon und Daniel Edgar Steiger gegen das Urteil des Königlich Sächsischen Landgerichts zu Leipzig vom 14. Dezember 1896 wird verworfen, die Kosten des Rechtsmittels werden den Beschwerdeführern auferlegt.

Von Rechts wegen.

Gründe:

„Der Ausspruch des angefochtenen Urteils, daß, was zunächst das erste der hier in Frage stehenden litterarischen Erzeugnisse, die den Titel „Der Nazarener“ führende Erzählung betrifft, die von dem Verfasser der einen der in dieser Erzählung auftretenden Personen, dem Römer Mucius Rasica, in den Mund gelegten Äußerungen über Jesus Christus an und für sich betrachtet nach Inhalt und Form eine Gotteslästerung in sich schließen, erscheint frei von rechtlichen Bedenken. Der Begriff der Gotteslästerung als einer Kundgebung, durch die Gott (Gott Vater oder Gott Sohn) in roher Weise herabgesetzt und der Verachtung preisgegeben wird, ist vom ersten Richter nicht verkannt, sondern in Übereinstimmung mit der in Wissenschaft und Praxis herrschenden Auffassung gewürdigt und seiner Feststellung zu Grunde gelegt worden. Die Annahme hingegen, daß die erwähnten Äußerungen eine derartige rohe Herabsetzung und Verächtlichmachung zur Erscheinung bringen, kann nach dem Wortlaute der Äußerungen keinen Anlaß zu irgend einem rechtlichen Zweifel bieten. Das Urteil stellt weiter in nicht zu beanstandender Weise fest, daß, da die fragliche Erzählung in einer in gewissen Kreisen des Publikums verbreiteten Zeitung veröffentlicht worden ist, die unter Anklage gestellte Gotteslästerung öffentlich erfolgt ist sowie endlich, daß durch die Lästerung ein Ärgernis erregt worden ist. Nach allen diesen Richtungen hin ist auch von den Beschwerdeführern ein besonderer Einwand nicht erhoben worden. Es fragt sich daher in der That nur noch, ob, wie die Revisionsbegründung des Mitangeklagten Steiger geltend macht, die strafrechtliche Verantwortlichkeit des Verfassers der Erzählung, und damit auch des Redakteurs der Zeitung, dadurch ausgeschlossen erscheine, daß die lästernden Worte sich nach der ganzen Darstellungsform nicht als Gedankenäußerungen des Verfassers selbst,

sondern als Reden einer in der Erzählung als handelnd eingeführten Person ausgeben.

Der Revision ist zuzugestehen, daß der Verfasser eines literarischen Werkes für die dargestellten Äußerungen darin handelnd und redend auftretender Personen, auch wenn diese Äußerungen objektiv wider ein Strafgesetz verstoßen, nicht ohne weiteres und unter allen Umständen strafrechtlich verantwortlich gemacht werden darf. Es kann der von dem Verfasser eines dem Gebiete freier dichterischer Erfindung angehörenden Werkes — nur literarische Erzeugnisse dieser Gattung brauchen hier nach der Gestaltung des zu entscheidenden Falles in den Kreis der Betrachtung gezogen zu werden — sich gestellte Vorwurf, im Rahmen seines Werkes unter anderen auch Denken und Thun geistig und sittlich herabgekommener, oder niedrig, kleinlich gesinnter, oder von wilden Leidenschaften beherrschter oder mit einem sonstigen seelischen Mangel behafteter Menschen zu schildern, es fordern oder doch mindestens erklären, soll nicht die Schilderung eines solchen Menschen psychologisch unwahr und verfehlt, nicht eine echt künstlerisch-literarische Schöpfung, sondern nur ein offenkundiges und wertloses Zerrbild sein, daß jenen Personen von dem Dichter an sich strafwürdige Äußerungen beigelegt werden. Es kann namentlich die, in der konkreten Ausgestaltung immer sich auf dem Gebiete der freien Erfindung bewegende Darstellung bedeutender geistiger, sittlicher oder sozialer Erregungen und Kämpfe, in denen sich die Parteien in erbitterter Feindschaft, mit leidenschaftlichem Fanatismus gegenüber treten und durch Wort und That in gehässigster, schmählichster und rohester Weise befehlen, es als gleichsam notwendig mit sich bringen, daß einzelne der streitenden Personen in der Erzählung des Verfassers Äußerungen thun, die nicht nur geeignet sind, Abscheu und Empörung hervorzurufen, sondern, objektiv betrachtet, geradezu gegen die eine oder die andere strafrechtliche Norm verstoßen würden. Das im allgemeinen anzuerkennende Recht des Dichters zu derartigen Schöpfungen seiner freien Erfindung muß ihn auch von strafrechtlicher Verantwortlichkeit entlastet erscheinen lassen, wenn er bei der Durchführung seines dichterischen Vorwurfes, bei der Schilderung des Thuns und Treibens einzelner von ihm dichterisch verwendeter Persönlichkeiten, in der ange deuteten Weise verfährt. Dies darf wenigstens als der bei der rechtlichen Würdigung im allgemeinen maßgebende Standpunkt bezeichnet werden. Eine tiefer eingehende Erörterung, die sich bestrebe, alle Seiten der Frage zu erschöpfen, kann hier, wo es sich nur um die richterliche

Entscheidung des konkreten Falles und nur um die Begründung dieser Entscheidung handelt, keinen Platz beanspruchen. Die Revision irrt jedoch, wenn sie anscheinend meint, daß der hervorgehobene allgemeine Gesichtspunkt in Bezug auf litterarische Schöpfungen ausnahmslose Geltung fordern dürfe, daß also der Verfasser einer dichterischen, frei erfundenen Erzählung unter keinen Umständen für Aeußerungen strafrechtlich hafte, die in seiner Erzählung nur als Kundgebungen gewisser darin vorkommender Personen auftreten. Es bedarf auch hier nach Lage der Sache keines Eingehens auf die denkbaren verschiedenen thatsächlichen Gestaltungen hierher zu rechnender Fälle, noch einer Erörterung, wie je nach Verschiedenheit der thatsächlichen Verhältnisse die Frage nach der strafrechtlichen Verantwortlichkeit des Verfassers zu beantworten sein würde. Es genügt für den allein zu entscheidenden vorliegenden Fall die Bemerkung, daß die strafrechtliche Unverantwortlichkeit des Verfassers einer Erzählung für objektiv strafrechtliche Aeußerungen, die er in den Mund einzelner in seiner Erzählung auftretender Personen gelegt hat, jedenfalls dann beseitigt erscheinen muß, wenn die gewählte Darstellungsform — die Form einer freien dichterischen Erzählung — nur die durchsichtige Maske bildet für die öffentliche Kundgebung der eigensten Meinungen und Erklärungen des Verfassers, wenn erkennbar er selbst, für seine Person, zu dem Leser hat sprechen wollen, er selbst den objektiv strafbaren Angriff gegen ein Rechtsgut unternimmt, und offensichtlich nur zu dem Zwecke, um strafrechtlicher Ahndung zu entgehen, nur weil er sich scheut, mit seiner Person für die Angriffe einzustehen, unter auf Täuschung berechnetem Gebrauche des Gewandes dichterischer Erzählung eine von ihm erfundene Person als die vorschickt, welche die strafwürdige Aeußerung gethan habe. Denn unter dieser Voraussetzung ist die eben bezeichnete Person nur scheinbar der Aeußernde und als solcher Thäter der strafbaren Handlung, in Wahrheit ist es der Verfasser selbst, und dieser vermag ebendeshalb die strafrechtliche Verantwortlichkeit von sich nicht abzulehnen. Die in voriger Instanz erfolgte Beurteilung des Angeklagten Salomon im ersten Anklagefalle wird nach dem Ausgeführten rechtlich nicht zu beanstanden sein, wenn gesagt werden darf, daß der erste Richter erkennbar von dem oben dargelegten Standpunkte ausgegangen ist, und daß er ferner die gleichfalls bereits bezeichnete Voraussetzung als im vorliegenden Falle gegeben festgestellt hat. Nun ist zwar richtig, daß in der ersteren Beziehung die Gründe des angefochtenen Urteils keine ausdrückliche Erörterung und klare Darlegung des vom ersten Richter eingenommenen Standpunktes darbieten. Da indessen die

Angeklagten nach dieser Richtung hin in der mündlichen Verhandlung einen besonderen Einwand nicht erhoben haben, wie beim Schweigen des Sitzungsprotokolles und der Urteilsgründe über diesen Punkt der gegenteiligen Behauptung der Revisionsrechtfertigungsschrift ungeachtet für erwiesen gelten muß, so konnte sich auch der vorige Richter in prozessualer Hinsicht einer eingehenderen Darlegung des für ihn leitend gewesenen Grundsatzes für überhoben erachten. Daß aber der vorige Richter materiell den zuvor als den richtigen bezeichneten Gesichtspunkt verkannt habe und von der Auffassung ausgegangen sei, der Verfasser einer dichterischen Erzählung habe unbedingt für alle strafwürdig erscheinenden Äußerungen der in dieser Erzählung auftretenden Personen, ist aus der erstinstanzlichen Urteilsbegründung nicht nur nicht zu entnehmen, sondern es ergibt sich das Gegenteil zur Genüge aus mehrfachen Wendungen und Ausdrücken der Entscheidungsgründe, namentlich in dem mit den Worten: „Jesus wird hiernach in dem Artikel mit dem an sich und ihrem Wortlaute nach zc.“ beginnenden Abschnitte, die hinreichend als die Auffassung des ersten Richters klarlegen, daß es der Verfasser der Erzählung selbst sei, der nur durch den Mund des Mucius Masica zu dem Leser spreche, daß also diese frei erfundene Persönlichkeit vom Verfasser nur als Deckmantel benutzt worden sei, um unter dessen vermeintlichem Schutze für sich selbst den rechtswidrigen Angriff zu unternehmen. Das angefochtene Urteil leidet mithin in diesem Punkte nicht an dem von der Revision gerügten materiellrechtlichen Mangel. Zugleich aber enthalten die hervorgehobenen Urteilsgründe in genügender Weise die Feststellung, daß in der mehrerwähnten Erzählung die gotteslästerlichen Äußerungen des Mucius Masica erkennbar Äußerungen des Verfassers, des Angeklagten Salomon, selbst sind, die er nur unter einer fremden Maske gethan hat. In dieser Beziehung ist hier nur noch folgendes zu bemerken. Die Beantwortung der Frage, ob in einem einzelnen Falle der vorliegenden Gestaltung anzunehmen sei, daß die an sich strafbar erscheinenden Äußerungen gewisser in einem dichterischen Erzeugnisse freier Erfindung handelnd auftretender Personen klar ersichtlich nur Äußerungen dieser Personen selbst darstellen sollen, oder ob vielmehr zu sagen sei, daß es sich hierbei offenbar nur um die eigensten Gedankenkundgebungen des Verfassers handle, die als solche auch unter dem gewählten Deckmantel erkannt werden, liegt rein auf thatsächlichem Gebiete. Denn es kommen hierbei die ganze äußere und innere Gestaltung des litterarischen Erzeugnisses,

die demselben unterzulegende Idee, die Art ihrer Durchführung, die Persönlichkeit und die Verhältnisse des Verfassers und sonst noch äußere Umstände, die für die Beurteilung des Erzeugnisses von dem bemerkten Standpunkte aus eine Unterlage bieten können, in Frage, mithin rein tatsächliche Momente, die nur als solche, nicht aus bestimmten gesetzlichen Normen gewürdigt und bestimmt werden können. Demzufolge erscheint aber im Hinblick auf die Vorschrift des § 376 der Strafprozeßordnung die hierher gehörige erstrichterliche Nachprüfung des Revisionsgerichts entzogen. Die zahlreichen in dieser Beziehung von dem Mitangeklagten Steiger in seiner Revisionsrechtfertigung erhobenen Einwendungen, welche nachzuweisen versuchen, daß in der That ein rein dichterisches Werk in Frage stehe, welches darzulegen bezwecke, wie etwa die Person Christi sich in den Augen eines geistig befangenen Zeitgenossen dargestellt haben möge, daß es sich aber durchaus nicht um eine — verhüllte — Äußerung der eigenen Meinung des Verfassers handle, müssen ebendeshalb auf sich beruhen. Das Revisionsgericht ist nach der angezogenen Gesetzesvorschrift schlechterdings nicht in der Lage, auf eine Prüfung der Frage einzugehen, ob jene Einwendungen zutreffend seien oder nicht. Die den Angeklagten ungünstige Feststellung des ersten Richters hierüber ist durch die Revision nicht angreifbar, sondern für das Revisionsgericht bindend.

Aus den vorstehenden Erwägungen ist die die Verletzung der Norm des § 166 des Strafgesetzbuchs rügende Beschwerde des Angeklagten Salomon, die sich nur auf den ersten Anklagepunkt bezieht, da er nur zu diesem verurteilt ist, unbegründet. Dies gilt aber auch von der Revision des Mitangeklagten Steiger zum ersten Anklagefall, da im angefochtenen Urteile in rechtlich einwandfreier Weise festgestellt erscheint, daß er bei diesem Delikte Mitthäter gewesen ist. Die Richtigkeit dieser Feststellung, soweit sie ausschließlich dem Gebiete des Tatsächlichen angehört, kann nach dem bereits angezogenen § 376 der Strafprozeßordnung nicht nachgeprüft werden.

Der Revision des Mitangeklagten ist aber auch in Beziehung auf den zweiten Anklagefall Erfolg zu versagen gewesen. Der erste Richter stellt in ausreichend klaren Worten fest, daß in dem im Urteil wiedergegebenen Abschnitt des hier in Frage stehenden litterarischen Produktes von dessen Verfasser ein gotteslästerlicher Vergleich zwischen Gott Vater und einem Tiere gezogen werde. Diese Feststellung wird gegründet auf eine Auslegung jenes litterarischen Produktes, gehört daher insofern gleichfalls dem Bereiche des Tatsäch-

lichen an und ist insofern allen Revisionsangriffen entzogen, so daß die in dieser Beziehung von dem Beschwerdeführer geltend gemachten Einwendungen ganz dahingestellt bleiben müssen. Der rechtliche Begriff der Gotteslästerung dagegen ist vom ersten Richter auch hier nicht verkannt, und auch die sonstigen objektiven wie subjektiven Thatbestandsmerkmale des in Frage stehenden Vergehens sind ohne erkennbaren materiellen Rechtsirrtums festgestellt worden.

Da endlich auch bei der Feststellung der erkannten Strafen eine Norm des materiellen Rechts nicht verletzt, auch die Vorschrift des § 41 des Strafgesetzbuches angewendet worden ist, mußten beide Revisionen im vollen Umfange verworfen werden.

gez. v. Wolff. Reiffe. Dr. Stenglein. Schulte.

Loussaint. v. Dinklage. v. Hassell.

Ausgefertigt.

Leipzig, den 25. März 1897.

Dieses Urteil des Reichsgerichts ist hochinteressant, weil es die für jeden schaffenden Künstler so wichtige Frage erörtert: ob und in wie weit ein Künstler, besonders ein Schriftsteller, mit den von ihm frei erfundenen und handelnd oder redend eingeführten Personen identifiziert werden könne oder müsse.

Würde der Verfasser immer in der Weise mit seinem Werke identifiziert werden, wie es durch das Urteil des Königl. Landgerichtes zu Leipzig geschah, so müßte dadurch jede dichterische Produktion einfach lahm gelegt werden. Das Erkenntnis des Reichsgerichtes spricht es denn auch aus, daß der Autor nicht in allen Fällen mit seinem Werke identifiziert werden dürfe. Zugleich sagt es aber auch treffend, daß eine gesetzliche Norm nicht existiere, nach welcher genau ermessen werden könne, in welchem Falle eine dichterische Figur jeweilen die Ansichten des Verfassers ausdrücke, und in welchem nicht. Das müsse aus dem Zusammenhang der Erzählung und den begleitenden Umständen hervorgehen.

Leider wird es für jeden Gerichtshof immer ungemein schwierig sein, diese „begleitenden Umstände“ wirklich im Sinne der Reichsgerichtsentscheidung zu berücksichtigen; das erfordert eine so eingehende Kenntnis der ganzen Wirksamkeit eines Autors, seiner Charaktereigentümlichkeiten und seiner ganzen psychischen Veranlagung, wie sie ein vielbeschäftigter Richter, dem der betreffende angeklagte Autor ein Fall unter vielen

Fällen ist, unmöglich sich an eignen kann. Auch der Leipziger Gerichtshof war bestrebt, für den angeklagten Steiger diese „begleitenden Umstände“ in Betracht zu ziehen. Als solch ein Indicium konnte die Zugehörigkeit Steigers zur sozialdemokratischen Partei gelten, die dem Gerichtshofe bekannt war. Aber schon bei diesem einfachen Umstande zeigt es sich, wie schwierig hier die Entscheidung ist. Steiger führt nämlich denselben Umstand, seine Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei, als Beweis dafür an, daß seine Gesinnung nicht mit der des Mucius identifiziert werden dürfe, während der Gerichtshof der Ansicht ist, daß ebendeshalb die Äußerungen des Mucius als die Meinung Steigers aufgefaßt werden müsse.

In der Begründung des Urteils des Königl. Landgerichtes heißt es: „Wenn demgegenüber ebensowohl die Verteidigung als der Angeklagte Steiger geltend gemacht, daß schon um deswillen die obige Auffassung des fr. Artikels eine irrige sei, weil die Sozialdemokratie keinen Grund hätte, Christus herabzumwürdigen, der gelehrt: „Brich dem Hungernden dein Brot!“ der gesagt: „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Reich Gottes komme!“ der geboten: „Wer zweien Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat“ u. s. w., so gilt das offenbar nur insoweit, als die Lehren Christi der Sozialdemokratie passen, wenn aber Christus sich selbst als Gottes Sohn hinstellt, dem gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden, und sich selbst den Heiland nennt, der in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen, dann zuckt eben der bewußte Sozialdemokrat, der Atheist, verächtlich die Achseln und wirft diese Lehre Christi in das Bereich der Fabel.“

Es ist zwar schwer zu verstehen, warum ein Sozialdemokrat, der einige Lehren Christi, z. B. die Lehre von der Gottheit Christi, „in das Bereich der Fabel wirft“, deshalb notwendigerweise auch die Gesinnung des noch unbefehrten Mucius gegen Christus hegen, d. h. Christus beschimpfen müsse. Man kann doch Christus auch als Menschen achten und verehren.

Steiger ist der Sohn eines orthodoxen reformierten Geistlichen und hat selbst Theologie studiert. Er hat sich also mit den religiösen Fragen nicht nur oberflächlich, sondern ernsthaft beschäftigt, und über eine Sache, womit man sich ernsthaft beschäftigt, der man Jahre seines Lebens gewidmet hat, spottet und lästert man nicht, selbst wenn man zu negativen Resultaten gelangt ist. Und weil Steiger es mit diesen Fragen jeweilen ernst genommen hat, so haßt er jede Herabsetzung und Bspöttelung

religiöser Dinge, wie sie die Halbbildung liebt, und wie man sie daher oft bei jungen Gymnasiasten, Seminaristen und anderen unklaren Schwarmgeistern findet, die da wie die Schüler im zweiten Teil des „Faust“ glauben, mit den ersten schwachen Strahlen der Erkenntnis, die ihnen zuteil geworden, nun schon alle Weisheit der Welt zu besitzen und über uralte Kulturthatfachen mit ein paar aufgeschnappten hohlen Phrasen aburteilen zu können. Daß er dies haßt, hat er in Wort und Schrift bethätigt, und seine ganze Wirksamkeit innerhalb der sozialdemokratischen Partei ist gerade darauf gerichtet, alles hohle Phrasengedreß zu bekämpfen. Steiger betrachtet es als seine Lebensaufgabe, wirkliche Bildung im Volke zu verbreiten. Wirkliche Bildung aber beschmutzt nicht in knabenhaftem Übermute die Heiligtümer, sondern ehrt auch die Gefühle der Andersdenkenden, weil sie sie versteht. Und wenn Steiger auch, wie viele seiner Zeitgenossen, in Jesus Christus nicht mehr den mystischen eingeborenen Sohn Gottes erblickt, so ist ihm der Erlöser doch immer die erhabenste und reinste Gestalt der Weltgeschichte, das sagt er nicht nur so, um eine gerichtliche Strafe von sich abzuwenden, sondern das ist sein innerstes Fühlen und Denken, und er wäre selbst der erste, der eine wirkliche, ihm bewußte Herabsetzung der Person Christi rügen und verhindern würde.

Das sind die wahren „begleitenden Umstände“, die bei der Beurteilung Steigers in Betracht kommen. Sie waren dem Gerichtshofe offenbar nicht bekannt; aber wenn ihm diese Einzelheiten bekannt gewesen wären, wenn er die Person des Angeklagten etwas schärfer ins Auge gefaßt hätte, so hätte er doch vielleicht dem Manne glauben dürfen, daß er mit der Aufnahme der beiden Artikel bona fide gehandelt habe, und daß er sich wohl kaum die Gestalt eines als beschränkt und kleinlich philisterhaft geschilderten römischen Spießbürgers oder die des noch kaum zur Vernunft erweckten Urmenschen als geeignetes Sprachrohr für seine eigenen Gedanken erwählen würde.

Die Entscheidung ob ein Dichterwerk nur als „Maske“ aufgefaßt werden müsse oder nicht, wie sie das Reichsgericht verlangt, ist wie wir an unserem doch recht einfach liegenden Falle sehen, ziemlich schwierig; denn da der Dichter immer und überall mit einem Stück seiner Persönlichkeit in seinem Werke steckt, insofern er ein echter Dichter ist, so läßt sich schließlich die „Maske“ auf jedes Dichterwerk anwenden, und ich kann nicht einsehen, warum dann z. B. Goethes Prometheus-Monolog: „Bedecke deinen Himmel mit Wolken, Zeus“ u. s. w. nicht ebenfalls eine Gottes-

lästerung darstellt; denn Prometheus ist doch nur eine „Maske“ für Goethe, der mit seinem Gotte rechnet. Oder was für ein Verbrecher müßte ein Byron gewesen sein, oder ein Shakespeare? welche Scheusale die alten griechischen Tragiker? wenn man ihre Werke in dieser Weise unter die Lupe nehmen wollte. Ja sogar die Evangelisten würden kaum frei ausgehen; denn haben sie nicht alle Beschimpfungen und Lästerreden wiederholt und uns berichtet, die Christus von unverständigen und böswilligen Zeitgenossen zu erdulden hatte?

Jeder schaffende Künstler wird sich daher immer dagegen wehren müssen, daß man ihn mit den Gestalten seiner Werke identifiziere. Es wird von Schauspielvorstellungen auf den Lande, bei ungebildeten und heißblütigen italienischen Bauern oder sonstigen Naturmenschen erzählt, daß der Bösewicht der Truppe sich jeweilen heimlich davon machen müsse, damit ihn die entrüsteten Zuschauer nach Schluß der Vorstellung nicht durchprügeln, weil sie ihn, den Künstler, in ihrem naiven Sinne eben mit der dargestellten Person, mit seinem Werke, identifizieren. Sollen wir hochgebildeten Menschen des neunzehnten Jahrhunderts uns nun auf dieselbe Stufe stellen, wie jene urwüchsigen Bauern? Das wäre wenig rühmlich, und wenn uns, die wir nicht mehr so naiv sind, eine solche Verwechslung zwischen Künstler und Kunstwerk passiert, so gleichen wir auch weniger jenen Naturmenschen, als dem edlen Junker von la Mancha, der die armen Figuren eines Puppenspiels zer schlägt.

Aber wir müssen nochmals auf das erstinstanzliche Urteil zurückkommen. Die Hauptgründe, warum es sich im „Nazarener“ nicht um eine objektive novellistische Studie, sondern um eine subjektive Schmähchrift handle, sind höchst eigentümlicher Art.

Das Erkenntnis zählt sorgfältig alle die beanstandeten Reden auf und erwähnt dann auch die Schlußepisode, in welcher der belehrte Mucius eine Vision hat. Er sieht zwei Gestalten an das Bett seines verstorbenen Vaters treten, die eine ist Christus, die andere die Liebe. Christus spricht sodann: „Ich bin Jesus, der Prediger der Liebe, und diese hier — auf die andere Gestalt deutend — ist die Liebe. Ich predige zu Euch, zu dieser werden die kommenden Geschlechter beten.“ Darauf wird das Résumé gezogen:

„Es ist unschwer zu erkennen, daß der ganze Artikel ebenso geeignet, als bestimmt ist, den Lesern darzuthun, wie Christus eben weiter nichts als ein Mensch und mit allen menschlichen Schwächen und Fehlern behaftet gewesen ist,

„und wie die Lehre Christi in allem, was damit zusammenhängt, lediglich Fabel ist.

„Das hat zweifellos auch der Angeklagte Steiger erkannt, und eben deshalb, weil er das erkannt hat, hat er den Artikel für geeignet befunden, daß er in dem von ihm redigierten, als Beilage für die sozialdemokratischen Zeitungen bestimmten Sonntagsblatte Aufnahme findet.

„In diesen Feststellungen kann auch durch das, was der betr. Artikel unter *.* bringt, etwas nicht geändert werden.

„Denn wenn auch Mucius Rasica, nachdem er in der obengegebenen Weise Christus herabgewürdigt, sich schließlich nach der Darstellung des Verfassers in die Christengemeinde aufnehmen läßt, so enthält doch dieser Passus nichts, was irgendwie als eine Zurücknahme der frühern Herabwürdigung gelten könnte, im Gegenteil, die Blasphemie dauert fort, denn Jesus Christus selbst wird darnach als derjenige hingestellt, der nicht etwa den dreieinigen Christengott, sondern die Liebe als verehrungswürdig hinstellt und behauptet, daß zu ihr, „der Liebe,“ die kommenden Geschlechter beten würden.“

Hier kann der beschränkte Laienverstand nicht mehr folgen. Haben nicht Christus und die Apostel gelehrt: Gott ist die Liebe? Heißt nicht das Christentum die Religion der Liebe? Ist eine solche Deduktion noch freie Rechtswissenschaft oder düstere Dogmatik? Wohin sollen wir kommen, wenn der Schriftsteller, der Dichter, um ungestraft seine Kunst ausüben zu dürfen, zuerst seinen Glauben an den dreieinigen Gott ausdrücklich bestätigen muß? Haben Strauß und Renan nicht gelebt? Und ist die Arbeit aller freien Denker vergeblich? Ist der Geist eines Voltaire, eines Friedrich des Großen ganz verschwunden? Sollen wir wieder in die Zeit der haarspaltenden Konzile, der Inquisition und der Rehergerichte zurückkehren? Leben wir nicht mehr in einem Staate, in welchem die Religions- und Gedankenfreiheit verfassungsmäßig garantiert ist? — Tausend solcher Fragen drängen sich uns auf.

Über diesen letzten Grund von Steigers Verurteilung können wir nicht mehr diskutieren. Wir müssen die Thatsachen hinnehmen wie sie sind und einfach konstatieren:

Zwei Geistliche, Diener Christi, haben Anstoß an zwei Erzeugnissen der dichterischen Phantasie genommen, und besonders daran, daß der Verfasser der einen Erzählung Christus die Liebe als verehrungswürdig hinstellen läßt. Ein Leipziger Gerichtshof hat das beleidigte religiöse Gefühl der beiden Geistlichen gerächt, indem er den Verfasser und den

Verbreiter zu Gefängnißstrafen verurtheilt, und der verantwortliche Redakteur Steiger, ein unbescholtener Mann, wird deshalb in Ketten durch die Straßen von Leipzig geschleppt!

Doch Steiger mag sich trösten; er teilt das Geschick eines Sokrates, eines Giordano Bruno und schließlich des Propheten von Nazareth selber, die alle auch wegen Gotteslästerung von den Priestern angeklagt und von den Gerichten verurtheilt wurden, weil sie ihre Zeit nicht verstand.



hatte andere Ernährungsbedingungen —, überall Vieh das Mittel der Auswechslung. Wir dürfen es getrost voraussetzen, auch dort, wo wir es nicht nachweisen können. Hernach macht sich an seiner Stelle, wegen seiner bequemeren Verwendbarkeit, das Metall von selbst geltend, sobald ein hinreichender Vorrat davon angesammelt ist. Die Miner in Transvaal richten sich untereinander nach der Goldwährung ein, während die umwohnenden Booren noch vielfach nach dem Viehmesser ihre Geschäfte abwickeln. Da das Morgenland durch Naturgabe Edelmetall reichlicher hatte als das Abendland, wird sich dort auch auf relativ früherer Stufe der Entwicklung der Übergang vollzogen haben als hier. Die reichen Funde von Münzen, einer noch halbbarbarischen Zeit, bestätigen dies. Eine Übersicht derselben geben durch Abbildungen und kurze geschichtliche Daten die numismatischen Werke von Sichel und Mionnet.

Ein Warenverkehr zwischen fremden Völkern ist ohne die Vermittlung des Metalls kaum denkbar. Von förderndem Einfluß ist daneben natürlich die Leichtigkeit des Transports. Für diesen hatte Innerasien, das wie die Wiege des menschlichen Geschlechts auch der Ausgangspunkt seines Handels und Wandels ist, das Kamel. Flußläufe und Schifffahrt auf ihnen, werden allgemein erst später seinen Zwecken dienstbar gemacht. Viel eher schon locken Binnenmeere, namentlich wenn sie mit zahlreichen Inseln eine Kette von Stationen bilden, auf ihren Spiegel hinaus. Der innerasiatische Handel ward von dem Karawanen-Stapelplatz der assyrischen Hauptstadt Ninive bis zur Küste Phöniziens weiter geführt. Hierher wurden auch auf der syrischen und der palmyrenisch-ägyptischen Straße die Produkte der südlich gelegenen Länder geholt. Die gehäuften Güter trugen Sidon und Tyrus über das Mittelmeer, das aus einer Scheide zu einer Brücke zwischen den Ländern und Erdteilen ward. Nach dem Vorbilde sidonischer Männer schulten sich die Inselgriechen und die lebhaften Jonier zu Seeleuten.

Vom Verkehr und für ihn ward ihnen das assyrisch-phönizische Talent, eine Gewichtseinheit in Gold, aufgenötigt, dem sie ihres anglichen. Demnach war für den internationalen Handel des hinteren Mittelmeerbeckens bereits zu der Zeit, als die Griechen in die Geschichte eintraten, Goldwährung durchgeführt, weil das Metall dazu vorhanden war. Die Phönizier gewannen es bergmännisch auf der Insel Thasos und im Pangäon am Strymon in Thrazien, die Inselgriechen bezogen es aus den Goldwäschereien des Paktolos, des Phasis und anderer Flüsse Kleinasiens. Silber für den Kleinbedarf war knapper. Die Phönizier erwarben feinetwegen schon in ältester Zeit Tartessus in Spanien (Cadix).

Die Festlandsgriechen, namentlich die Athener und Minger, gerieten bei ihrer Hineinziehung in den Handelskreis, da sie nach ihrer Kaufkraft nicht als gleichberechtigte Macht auftreten konnten aus Mangel an Wertmetall, zunächst in Knechtschaft. Ein Nachhall dieser halbgeschichtlichen Verhältnisse ist die Sage des Menschentributs, von dem Theseus die Athener befreite. Die Minger wurden erdrückt, die Athener aber behaupteten sich nicht nur, sondern erwarben sogar die von ihren Widersachern ehemals ausgebeuteten Goldbergwerke. Silber ward reichlich im Süden Attikas im Laurion gewonnen. Damit war die materielle Unterlage zur See- und Handels Herrschaft gegeben. Mit Aegyptens Glanz aber war es seitdem vorbei. Seine Städte fristeten ihr Dasein als heruntergekommene Größen wie heute, um einen naheliegenden Vergleich zu wählen, der ehemals die nordischen Meere beherrschende Vorort des Hansabundes Lübeck. Die sagenumwobene Auswanderung der Dido war nicht etwa in der Hauptsache die Folge einer Palastrevolution, sondern eine geschichtliche Notwendigkeit.

Von Karthago aus sollten Italien, Sizilien, Sardinien und die übrigen Eilande bei der Halbinsel für und durch den Handel unterjocht werden. Im Süden aber kamen ihnen die Griechen zuvor, die an kaufmännischem Geschick den Punier genannten Neuphöniziern gewachsen, an Kolonisationskraft überlegen waren. Nur einen kleinen Teil Siziliens und die kleineren Inseln eroberten sie für den Bereich ihrer Interessen.

In Mittelitalien breitete sich damals ein starkes, in sich fest abgeschlossenes Volk aus, auf der Grundordnung der Bodennutzung. Ausbeutung durch fremde Handelsstaaten leidet nur politische Zersplitterung; Zielbewußtsein wehrt die Blutsauger ab; denn der Schrecken des grausamsten Tyrannen ist noch milde gegenüber der Roheit jener. Auch die wohlgefügtten dorischen Ackerbaustaaten des Peloponnes hatten deren Einwirkungen früher zurückgewiesen. Freilich war dafür auch ihre Kultur nur wenig vorwärtsgeschritten. Während Athen nach der Goldwährung lebte, war das einen Grad südlicher gelegene Sparta noch nicht einmal bis zum Silber gelangt, weil es im eigenen Lande keins besaß und wegen seiner Absperrung von außen auch nichts erhielt. Für den Kleinbedarf verwandte es, gleich den heutigen Chinesen, Eisen; doch kaum wegen der weisen Vorschrift seines Gesetzgebers, denn sie verriete Kurzsichtigkeit nicht Weisheit, sondern weil anderes Metall nicht vorhanden war. Bei Auswechslung größerer Beträge muß man sich daneben des Viehmessers bedienen haben, den wir bei den Hirtenclanen der westlichen Landschaften und Arabiens ebenfalls voraussetzen dürfen.

Bei den Römern ist er durch die Sprache nachzuweisen. Denn pecunia (von pecus: Vieh) heißt eigentlich Viehbesitz, sowie peculium, das Eigen des verheirateten Haussohnes, kleiner Viehbesitz. In der Schätzung des einzelnen Stücks als Tauschobjekt bekam jenes die Bedeutung eines Zahlungswertes, gleich Geld. Für das altgermanische Mein und Dein steht der Gebrauch, die Höhe von Summen nach Viehhäuptern zu bemessen, urkundlich fest. In der gotischen Bibelübersetzung des Ulfilas wird Geld wie im Lateinischen mit faihu = Vieh übertragen. Um möglichst viele Tauschgegenstände und Zahlungsobjekte zu haben, kam es vorzugsweise auf die Menge an. So erzählt Caesar von den Sueven, daß ihr Bestand klein und unansehnlich gewesen sei. „An der Zahl haben sie ihre Freude,“ fügt er hinzu. Dagegen berichtet er von einigen gallischen Stämmen, daß sie auf Größe und Wohlgestalt der Rassen hielten und auf Veredelung durch die Zucht Bedacht nahmen. Diese produzierten entsprechend der dichteren Bevölkerung und für den Absatz an die Römer erhöhten Nährwert für den Verkauf, waren augenscheinlich vom Vieh zum Geldmesser übergegangen. Die Provinzen empfingen natürlich vom Herrschaftspunkte Rom ihr Münzsystem und bequemten diesem auf weitere oder kürzere Strecken auch ihre Hinterländer an. Der Staat ist, da er auf dem Fundamente des Ackerbaues errichtet war und auf diesem begründet blieb, weil trotz der riesigen Zunahme seiner Ausdehnung ein internationaler Handel in der Hauptstadt sich nie konzentrierte, über ein Doppelsystem nicht hinausgekommen, obgleich eine hinreichend beträchtliche Fülle Gold, namentlich aus den morgenländischen Provinzen dahin zusammenfloß, daß es für den Großverkehr und die Währung dürfte genügend gewesen sein. Die auf den Trümmern des weströmischen gegründeten germanischen Reiche übernahmen mit den Landschaften den in ihnen befindlichen Vorrat an Münzen und schlugen nach dem Muster der vorhandenen neue, so die Merowinger Goldsolidi und Silberdenare. Da aber durch den Kulturrückschritt, den die Völkerwanderung im Gefolge hatte, Handel und Wandel ins Stocken geriet und damit die Zufuhr von Edelmetallen fast aufhörte, blieb die Zahl der Neuprägungen geringer als die der Münzen, welche durch Einschmelzung und an das Ausland verloren gingen. So erklärt es sich, daß trotz der Hebung der Volkswohlfahrt unter den ersten Karolingern der Verkehr nach dem Viehmesser, der sich gleich anfangs dem Metallsystem angepaßt hatte, aufs neue allgemein ward und rechtliche Bestätigung empfing. Als unter den kräftigen sächsischen Kaisern durch deren außerdeutsche Beziehungen, namentlich infolge ihrer Verbindung mit Italien,

dem Handel neue Wege eröffnet wurden, gelangte auch Edelmetall wieder in größeren Mengen zur Verfügung. Aber die Zentralgewalt hatte das Recht der Prägung aus der Hand gegeben und damit eine Anzahl großer Grundherren geistlichen und weltlichen Standes privilegiert. Diese suchten die Nutzbarkeit ihres Rechtes möglichst auszubeuten und verschlechterten nach Belieben die Sorten, da jede einheitliche Kontrolle fehlte. Für den Umlauf im Verkehr ihres Gebiets und seiner Märkte sorgte Zwangskurs. Zwar war das Verfahren, da es die Unterthanen schonungslos aussog, die Staatsraison des „nach uns die Sintflut“; bei der landschaftlichen Zerstückelung aber mußte einer es dem andern gleichthun, um nicht übervorteilt zu werden.

Erst als der Großhandel an Bedeutung gewann und seiner Existenz wegen Zahlungswerte brauchte, die, wenn auch nicht in allen, doch in großen Teilen seines weiten Bereichs anerkannt wurden, erfuhr das Münzwesen eine Besserung. Seit Jahrhunderten schon war der Umsatz der rheinischen Städte stromabwärts erheblich.

Der stolze Flug der stauischen Kaiser gab auch dem kaufmännischen Unternehmungsgeist einen Anstoß zu kräftigerem Aufschwung. Vor allem hob sich Köln heraus, das auf dem englischen Markte einen dauernden Halt gewann nicht zum wenigsten wegen der Vollwertigkeit seiner Münzen. Daneben fand seit der Mitte des 13. Jahrhunderts der anfänglich nur in Florenz geprägte, daher als Florin oder Fl. bezeichnete Goldgulden auch in Deutschland Eingang, ward seit dem 14. Jahrhundert nachgebildet und seit dem Ende desselben infolge eines Vertrags zwischen den vier rheinischen Kurfürsten für deren Gebiete als rheinischer Gulden gemeingiltig. So war für diesen Bezirk des deutschen Großhandels die Unterlage geschaffen, die er für den internationalen Verkehr mit reichen Ländern bei dem Schwanken des Silberpreises nicht entbehren konnte, die Goldwährung. Der Handel der Hanse dagegen, der vorwiegend den Norden umspannte, wo der Geldverkehr noch im Beginne seiner Entfaltung stand, beruhte größtenteils auf Warenumtausch und hatte zur Begleichung von Differenzen an Silber vollauf genug. Ein nach der Staufenzzeit langsam eintretender Rückgang kündete sich an durch eine Wiederholung der Verschlechterung der Münzen, auch des rheinischen Guldens. Dadurch ward auch der binnenländische Verkehr in Mitleidenschaft gezogen. Lieber als in geringem Gelde nahm man Bezahlung in Naturalien. So ward erst gegen das Ende des 14. Jahrhunderts auf dem platten Lande das Metall als Tauschwert die geschäftliche Regel. Die völlige Durchführung des Wechsels aber vollzog

sich erst nach der Entdeckung der neuen Welt und der Übersiedelung ihrer Reichtümer. Namentlich Silber ward flottenweise in solcher Fülle nach Europa gebracht und durch die Bogen des Verkehrs überallhin verteilt, daß bald alle Staaten auf dessen Grundlage ein neues Münzsystem aufbauten. Für Deutschland ward durch reichsgesetzliche Verfügung von 1524 die Silberwährung angeordnet. Da aber nicht zugleich die Münzprivilegien aufgehoben werden konnten, blieb die alte Vielfältigkeit; nur daß der von örtlichen Schranken sich immer mehr befreiende Handel aus eigener Machtvollkommenheit eine Regelung der Wertverhältnisse zu einander vornahm und dadurch Verschlechterungen des Vorteils beraubte. Durch das Elend des dreißigjährigen Krieges ward das deutsche Nationalvermögen zum größten Teil ins Ausland verschleppt. Die schönsten Schlösser des schwedischen Adels z. B. entstammen der Zeit und erstanden von erbeutetem Gelde. Die nächste Folge war, daß der Naturalientausch an Umfang gewann, bis nach wiederkehrter Ruhe die entführten Werte zurückgeflossen waren.

Allmählich bildeten sich unter dem Zwange der geschäftlichen Beziehungen zwei Hauptmünzkreise, der österreichisch-süddeutsche und der sächsisch-brandenburgische, an den sich als dritter der beiden norddeutschen Reichsstädte Hamburg und Lübeck und ihrer Hinterländer Nordalbingen und Mecklenburg lehnte mit Angleichung an den skandinavischen Fuß. Trotzdem aber verharrten die Verhältnisse in einer Buntschekigkeit, waren der Plackereien im Geldverkehr so viele, daß jeder Reisende und jeder größere Geschäftsmann freudig der Ueberzeugung Arndts beipflichtete: „Mein Vaterland muß größer sein.“

Der politischen Einigung nach dem Ausscheiden Österreichs und der Besiegung Frankreichs mußte, wenn ihr Bestand gesichert werden sollte, die wirtschaftliche folgen. Eine der wichtigsten darauf abzielenden Änderungen ist die Einführung eines gemeingiltigen Münzsystem auf der Basis der Goldwährung.

Die Neuerung ward anfangs mit allseitigem Jubel begrüßt, auch von den Landwirten. Man erkannte, daß England ihr seinen großen Vorsprung verdanke, übersah aber dabei, daß dieses bereits ein Industriestaat sei, Deutschland aber sich eben erst anschicke, einer zu werden, daß in ihm der Ackerbau ein Faktor von gleichem Gewichte sei und andere Bedingungen des Gedeihens habe. Goldwährung ist Lebenselement für den internationalen Verkehr, dessen Wettbewerb die entwickelte Technik und die Industrie eines auf der Höhe der Kultur stehenden Volkes nicht zu fürchten braucht, die Landwirtschaft aber nicht erträgt, da die nie-

drigere billiger produziert, weil Bodenwert und dessen Zins, Steuern und Arbeitskräfte geringer im Preise sind. Dazu kommt, daß Gold für den durch die Währung gesteigerten Verbrauch nirgends im Überflusse vorhanden ist, in Deutschland aber unter dem Bedarf, und daß es den Fehlbetrag, der ergänzt werden muß, nicht seinem oder seiner Kolonien Boden abgewinnen, sondern nur im Eintausch für seine Ausfuhr erlangen kann, daß der industrielle und Handelsgroßbetrieb die Ausgleichung seiner Differenzen meistens durch buchmäßige Übertragungen und Umschreibungen erledigt, die Landwirtschaft aber durch den unentbehrlichen Zwischenhandel eine Menge Kapitalien in Bewegung setzt, die vom Ertrage der Erzeugnisse ihren Nutzen vorwegnehmen, also an dem Mangel an Zahlungsmaterial zu leiden hat. Denn der Wert des Geldes ist kein fester, sondern richtet sich nach dem vorhandenen Vorrat. Ein Zentner Getreide, ein Schlachtvieh von bestimmtem Gewicht sind unabänderliche Größen, da sie eine sich gleich bleibende Ernährungsfähigkeit enthalten, ihr Preis schwankt aber sehr. Ist viel Geld im Umlauf, sinkt sein Wert, während er bei wenigem steigt. Würden mehr Zahlungsmittel geschaffen, etwa Silber zum gleichen Betrage wie Gold ausgeprägt und ihm damit auch für den großen Umsatz gleichgestellt, würde alsbald ein Sinken des Geldwertes und ein Steigen des Preises der Bodenprodukte erfolgen. Der Landwirtschaft wäre mit einem Schlage geholfen. Ein gewisses Recht auf diesen Schutz hätte sie auch; denn die Rechtsverpflichtungen der meisten gegenwärtigen Besitzer sind nach einem weit geringeren Geldwerte übernommen. Man wirft ihr vor, daß sie sich ohne Grund gewöhnt habe, mit stetig steigender Konjunktur zu rechnen. Nun! eine Befugnis dazu ergiebt sich doch aus dem unaufhörlichen Fortschritte unserer Kultur, der Zunahme der Bevölkerungsdichtigkeit, und ward auch vom Staate durch die Grundsteuer berücksichtigt. An eine plötzlich um 40 pCt. fallende und dabei verharrende konnte sie unmöglich denken; ein solches Risiko nimmt kaum das gewagteste Fabrikunternehmen in Voranschlag; eine im Niveau sich gleich bleibende durfte sie mindestens erwarten. Die Tilgung eines Darlehns aber von 50 000 Mark, das vor 25 oder 35 Jahren aufgenommen ward in der Voraussetzung, es mit 5000 Zentnern Getreide abzubezahlen, macht 9000 nötig; die 4000 mehr fallen in den Einnahmen aus. Ein Glück bei dem unzweifelhaft vorhandenen Notstande ist, daß trotz oder vielmehr wegen der Höhe des durch den internationalen Markt bestimmten Geldwertes das Nationalvermögen in Handel und Industrie rasch gewachsen ist, eine Verbilligung des Zinsfußes herbei-

geführt hat und den Preis der Grundstücke auf einer Höhe erhält, der zu dem gegenwärtigen Nutzungsertrage außer allem Verhältnis steht. Zwar wird auch viel Gold in ausländischen Werten angelegt, aber bei diesen machen sich immer allerlei Bedenken namentlich politischer Art geltend, so daß ein vorsichtiger Mann Zurückhaltung beobachtet. Auch der Zins wird international durch den Handel mit fremden Papieren geregelt, doch im eigenen Lande bei pupillarischer Sicherheit, da thut man's billiger, weil ja auch bei guten Hypotheken nichts verloren gehen kann, wie bei Portugiesen, Rumänen, Venezolanern. Von den Landwirten fügt sich jeder in die mißliche Lage, so gut und so lange es geht. Wer matt wird, verkauft und rettet immer noch ein Sümmchen, das ihn über Wasser hält oder als unseres Herrgotts Tagedieb wohl gar auskömmlicher nährt als früher die intensivste Wirtschaft, falls er einen Liebhaberpreis erzielt; und das gelingt nicht selten, denn „'s bleibt doch immer das Feinste“.

Würde aber eine der Goldwährung an die Seite gestellte Silberwährung helfen?

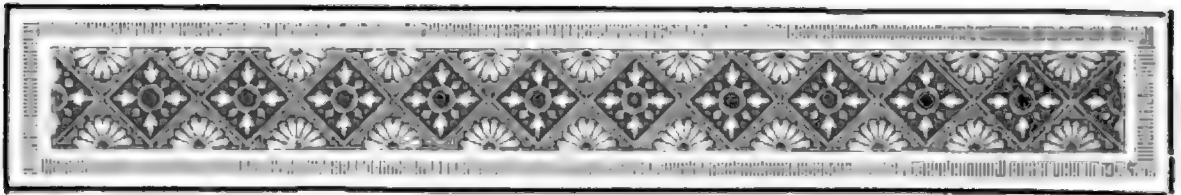
Wenn Deutschland durch die Erzeugnisse seines Bodens seine Bevölkerung ernähren könnte, ja! Dann würde diese die nationale, jene die internationale Währung werden, also ein Zustand sich herausbilden wie im alten römischen Kaiserreich. Deutschland hat aber bereits eine starke Getreideeinfuhr aus dem Auslande nötig, und das würde unser Silber nicht nehmen wollen. Unter diesem Drucke würden die Münzen aus ihm bald beträchtlich unter den Nominalwert sinken und dadurch zu einer wirtschaftlichen Inkonsequenz (russische Rubel) führen, die ein geordnetes Staatswesen nicht dulden kann.

Da wir aber unsere Bevölkerung nicht etwa bis zur Hälfte, die der Boden bei der gegenwärtigen Bauungsform bequem ernährt, zurückschrauben können, müssen wir vorwärts auf der Bahn der Industrie, die die Aufträge für den Erwerb und Unterhalt der andern Hälfte deutscher Arbeitskraft übernimmt unter Bedingungen, die der Weltmarkt stellt, der keine als die Goldwährung zuläßt; sie schafft heute bereits Werte, die die der Landwirtschaft weit hinter sich lassen, und muß mit der Zunahme der Bevölkerung für diese allein sorgen, da der Boden nicht vermehrungsfähig ist: ihr gehört also die Zukunft. Klug berechnende Bedachtnahme auf die Ernährung nicht nur der Gegenwart, sondern auch der Folgezeit ist, wenn nicht, wie bei den romanischen Völkern, ein Stillstand im Zuwachs eingetreten ist, die vornehmste Aufgabe der Politik. Da in den Kulturstaaten, hier auf diesem dort auf

jenem Gebiete, die heimische Produktion nicht reicht, suchen sie sich durch Handelsverträge und Friedensbündnisse gegen Schwierigkeiten zu sichern. Die verschiedenartigsten Vereinigungen von Produktionsgenossenschaften, die Verbindung des vierten Standes auf der Grundlage internationaler Interessengemeinschaft erweitern unaufhörlich die Wirtschaftskreise. Der Schluß der Entwicklung muß, wenn unser Planet nicht vorher verfracht, allumfassend sein, sei es international, sei es konföderativ. Die deutschen Landwirte aber werden sich bequemen müssen, mit dem Strome zu schwimmen. Viele allerdings werden darin untergehen; politische und wirtschaftliche Krisen achten menschliche Existenzen nicht.

Wenn die jetzige Überproduktion des Auslandes durch eigenen Zuwachs wird verbraucht werden, und unterdes die Kraft deutscher Lenden nicht erlahmt, wird auch der Weizen unseren Landwirten wieder blühen trotz der Goldwährung. Aber das wird noch lange währen, und vom Erbe der Väter werden dann wenige mehr reden können.





Musee Dichteralbum.

Gedichte von Ottokar Stauf von der Mark.

Dies ist mein Spruch allerwärts:
Meiner Dame das Herz,
Dem Recht und der Freiheit die Wehre,
Meinem Volke die Ehre.

Die Honigmesse zu Viterbo.

(1497.)

Zu Viterbo in der Schenke saßen fröhlich fünf Franzosen
Und parlierten lachend, lärmend über mannigfache Chosen,
Und großmülig, wie gewöhnlich, machten sie gar viel Tiraden
Von der welschen Kraft und Mannheit — unverfälschte Gasconnaden.

Ob auch ehrsam an den Gläsern dann und wann genippt die Tröpfe,
Stieg der Wein und das Parlieren ihnen doch bald in die Köpfe,
Und sie wurden frech und frecher, höhnten Deutschland gallenbitter,
Und verspotteten recht bäbisch Kaiser Max, den letzten Ritter.

Hießen ihn da einen Bären, einen dummen deutschen Bären.
Der nur dazu sei erschaffen, daß ihn Andre mores lehren,
Der stets also müssen hopsen, wie der Papst und Frankreich pfeife,
Selbst auch dann noch hübsch im Takte, wenn man ‚falsche‘ Noten greife.

Hebt sich einer gar vom Sessel: „Wenn wir all zu einem Bunde
Uns die Hände reichen — vraiment! schlägt der Deutschen Sterbestunde,
Und die Fottelbären werden, zu erkaufen sich das Leben,
(Denn sie sind ja feige Bursche!) selbst uns ihren Honig geben!“

Heidahl aus der dunklen Ecke, wo er, lauschend den Hallunken,
Seinen Hampen, breit und armhoch, fünf- und sechsmal leergetrunken,
Aus der Ecke springt ein Ritter, blond, blauäugig, springt vom Platze
Rasselnd zu den Schwadronierern über'n Tisch mit einem Sage.

Und mit Löwenstimme ruft er: „Bon soir, ihr Maulhelden,
Und verstattet allergnädigst, Euch, wie ziemlich, zu vermelden,
Daß ich bin ein deutscher Bäre, der Gelust hat, seine Tagen
Recht mit Nachdruck einzugraben just in Eure falschen Fragen!“

Gottes Blut! wie da die Eisen klirrend aus der Scheide flogen,
 Und die Fünfe gegen Einen heldenhaft zu Felde zogen!
 Doch der Kühne zuckte lächelnd seinen Flamberg: „Zugemessen
 Soll ein Teil des heiß begehrten Honigs werden Euch indeffen!“

War ein echter deutscher Sänger, der die Worte hat gesprochen,
 Und von solchen hat noch keiner vor dem Dreinhan'n sich verkrochen;
 Wenn es gilt die deutsche Ehre, wenn es gilt das Recht, die Freiheit,
 Tritt er freudig in die Schranken, Schwert und Schild der heiligen Dreiheit!

Zu Viterbo in der Schenke — heil ward Honig feilgehalten!
 Vor der Sucht nach Süßigkeiten kam es gar zum Schädelspalten!
 Zu Viterbo in der Schenke — vraiment! fünf im Blute lagen,
 Die zur Sühne deutscher Ehre unser Hutten totgeschlagen!

Lieber Herrgott, sei uns gnädig! gib uns einen Hutten wieder!
 Gib uns einen Mann der That nur, einen Helden, treu und bieder!
 Einen Hort dem Volk der Bären weitum auf der deutschen Erde,
 Daß doch endlich unsern Feinden der ersehnte Honig werde.

Jarl Sigurds Tod.

Meinem Freunde Detlev Freiherrn von Liliencron.

Und wieder brüllte und brauste die
 Schlacht

In Norwegs trohigen Felsengehengen,
 Und wieder zerstäubte des Bischofs Macht
 Vor Sigurds tausenden Hammerschlägen;
 Es zahlte fürstliches Fersengeld
 Den Heiden der christliche Heeresbann,
 Siegjauchzend durchsprengte das rauchende
 Feld

Herrn Haralds tapferer Tochtermann.

Da wandte sich um in des Flüchtens Eil'
 Ein Söldner — o feige knechtische Seele! —
 Und ließ auf gut Glück hinschwirren den
 Pfeil

Und traf den Herzog just in die Kehle,
 Und gierig bohrte das falsche Geschloß
 Bis tief ans Rabengefieder sich ein,
 Und klirrend stürzte vom steigendem Ross
 Rücküber Helogaland's treuester Wardein.
 Flugs war da vergessen das feindliche Heer,
 Von hinnen hastend in Angst und Schrecken,

Und alles scharte sich ringsumher
 Im weiten Kreis um den todwunden
 Reden.

Und König Harald in wildem Schmerz,
 Er riß vom Helm die Krone herab,
 Und trat mit den Füßen das blinkende Erz:
 „O Sigurd, mein Stolz! o Sigurd, mein
 Stab!“

Der aber dumpftröchelnd und totenfahl,
 Sein Haupt gebettet in Gunnlödh's Schoße,
 Er blickte nur an sein weinend Gemahl,
 Die herrlich-prangende Nordlandsrose,
 Und drückte die Hand ihr innig und warm
 Und sprach mit zuckenden Lippen zu ihr:
 „Mein Herz vergiftet ein einziger Harm,
 (O neidisch Geschick!) zu scheiden von Dir!“

Und Harald winkte der Skaldenschar,
 Den Tränen zu trösten mit mildem Munde,
 Vom herrlichen Heere der Einsertär
 Und Wallhalls Wonnen zu künden die
 Kunde —

Doch Sigurd wies mit der Hand sie fort,
Ein müdes Lächeln im Angesicht:
„Ich kenne die Kunde, ich weiß das Wort,
Gewißheit aber heut es mir nicht!“

Und Harald winkte betrübt herbei —
Gefangene Mönche, Tröstung zu bringen:
Wie um Jesu Hochsitz im ewigen Mai
Die Harfen und Lieder der Heiligen
Klingen —

Doch Sigurd wies mit der Hand sie fort,
Ein zorniges Leuchten im Angesicht:
„Ich kenne die Kunde, ich weiß das Wort,
Gewißheit — Gewißheit heut es mir
nicht!“

Da fuhr der König entsetzt zurück:
„Du glaubst nicht an Christus, du glaubst
nicht die Aßen?
Vermessner! wer ist dann dein Gott?“
„Mein Glück!“

Rief Sigurd und hob sich vom blutigen
Rasen,

„Ich glaube an mich, an Halfreds Sohn!“
Voll Staunen wieder der König frug:

„Was aber, was ist deines Lebens Lohn,
Der du so trozig und überflug?“

„O König! Geworden, Sein und
Vergehn!

— Unwissend erschlug ich den eigenen Vater,
Und Wodan wie Christus ließen's geschehn,
Drum ward ich mein eigener Gott und
Berater!

Der Hammerwurf und der Harfen-
schlag,

Des Weibes Kuß und der klare Wein,

An Freundes Seite der Sonnentag —
Sie lohnen des leidigen Lebens
allein!

„Fahr wohl, o Harald, mit dir verbracht,
Dem Freunde, den frohen Tag ich voll
Somme,

Mein Hammer blinkt vom Blute der
Schlacht,

So fehlt mir denn wenig zu völliger
Wonne —:

O Gunnlödh, du Traute, o gömme den Cranf
Vom raunenden Rhein, wo Siegfried stritt,
Und schlage die Harfe zum heiligen Sang
Von Siegruns Hochsinn und Helges Ritt!“

Und Gunnlödh schlug mit bebender Hand
Und Thränen im Auge die goldenen Saiten,
Und sang zum lauschenden Gatten gewandt
Von stolzem Minnen und männlichem
Streiten,

Und als verflungen das lockende Lied,
Da nahm der Sterbende sie um den Leib,
Und zog sie nieder zu sich auf den Ried
Und sprach: „Komm, küsse mich, wonniglich
Weib!“

„Solang, so innig, so lechzend und heiß,
Wie dermaleinst in der bräutlichen
Kammer,

Und fürchte dich nicht vor dem Totenschweiß
Und würge hinunter den wütenden
Jammer —

Im Sieg und im Kuß zu sterben
ist schön!“

Und als sie wieder die Lippen ihm bot,
Da hob sich sein Geist zu den ewigen Höhen,
Umstrahlt vom sterbenden Abendrot . . .

Zwei Devisen.

Not bricht Eisen!
So senfzen die Choren und pred'gen
die Weisen,
So lispeln die Magern und schauften die
Fetten,

Nicht Kaiser noch Sauhirt, nicht Weib
noch Mann
Das Lügensprüchlein entbehren kann,
Hochoben vom ragenden Piedestal
Grinst höhnisch hernieder der neue Baal

Und schüttelt drohend Knuten und Ketten,
 Indes tief unten in schwindligen Kreisen
 Die Plebs wie im Göpel ein Gaul sich
 dreht,

Und schluchzend murmelt das Schiboleth:
 Not bricht Eisen!

Not bricht Eisen!

O Volk von Kindern, Weibern und Greisen,
 Verknechtet, mattherzig, feig und ver-
 blödet,

Du bist so recht nach der Drohnen Ge-
 schmack:

Ein Lumpengeschmeiß, ein Lakaienpack —
 Duck' nieder und webe ins Hungertuch
 Mit zitternden Fingern den dummen
 Spruch;

Wir aber, denen das Hirn nicht verödet,
 Wir, Männer, denen im Herzen es loht,
 Wir rufen in Eure idyllische Pein
 Ein dröhnendes Nein, und abermals:
 Nein!

Eisen bricht die Not!

Eisen bricht die Not!

Was immer uns fesselt, was immer uns
 droht,

Von allem erlöst uns allein nur das Eisen,
 Es stürmt mit schmetterndem Siegespöan
 Als Herold der göttlichen Freiheit voran,
 Und wirft mit zornigem Augenblick
 Die Lüge, das Unrecht, vom Purpurstiz;
 Drum will ich es ehren, drum muß ich
 es preisen

Mit jubelnden Weisen bis in den Tod,
 Und ob ihr mich ächtet, und ob ihr mich
 bannt, —

Ich schleudre die Losung der Jugend ins
 Land:

Eisen bricht die Not!

Eisen bricht die Not!

Schon seh ich im Geiste wie Blut so rot
 Den Himmel entlodert, ein mächtiges
 Dröhnen

Gleich einem verworrenen Schlachtgesang
 Durchschüttert die Lüfte, so unheilbang,
 Es bebt der Boden gar dumpf und schwer,
 Als wälzte ein Kriegsgeschwader sich her —
 Und näher und näher braust das Tönen:
 Der alte Volksschrei nach Freiheit und
 Brot! —

Wohlan! ihr habt es nicht anders gewollt,
 Ihr Mächtgen, nun wird euch zu Teil
 der Sold:

Eisen bricht die Not!

„Ich bin der arme Kunrad,
 Trag' Pech in meiner Pfann' —
 Heijoh! nun geht's mit Senf' und Axt
 An Pfaff' und Edelmann.
 Ihr schluget mich mit Prügeln platt,
 Und machtet mich mit Hunger satt,
 Ihr zoget mir die Haut vom Leib
 Und thatet Schand' an Kind und Weib —
 Ich bin der arme Kunrad,
 Spieß voran
 Drauf und dran!“

Chanson.

(An Olga)

Von Eurer Liebe reichem Gnadenzoll
 Ist Eures Dichters Seele übervoll,
 Gleich wie nach einem linden Sommerregen
 Die Glockenblume ist voll Himmelssegens.
 Der ich ein Stürmer war im Kämpferorden —
 Ich bin den Turteltauben gleich geworden,

Im Winkel rostet meine gute Wehre,
 Mein Schlachtruf braust nicht mehr im Männerheere,
 Vergebens schlägt ans Ohr der Freunde Mahnen, —
 Ich folge fürder andern, mildern Fahnen,
 Und mögen tausend Wetter mich umtosen:
 Ich höre Lerchen nur und sehe Rosen,
 Und endlos klart der Himmel überall —
 Mein Herz, mein Herz ist eine Nachtigall!

Von Eurer Liebe reichem Gnadenzoll
 Ist Eures Dichters Seele übervoll,
 Gleich wie im Märzen rings an den Gehängen
 Viel tausend Blüten sich und Blätter drängen,
 So ist mein Geist an Liedern, wunderprächtigt,
 Zum Preise meiner Herrin übermächtig.
 Doch alle Kränze, die ich mir erringe,
 Ich als Tribut zu Eurem Throne bringe,
 Zum Dank dafür, mich fürstlich zu beglücken,
 Vergönnet, Eure kleine Hand zu drücken
 Und gläubig hinzuknie'n zu Euren Füßen,
 Die milde Herrin zärtlich zu begrüßen
 Mit meiner goldnen Laute sanftem Hall —
 Mein Herz, mein Herz ist eine Nachtigall!

Von Eurer Liebe reichem Gnadenzoll
 Ist Eures Dichters Seele übervoll,
 Gleichwie ob dem Gefild im weiten Bogen,
 Wenn durch die Ähren zieht des Westes Wogen,
 Herrscht Gottesfriede über meinem Sinnen
 Und Sonnenglanz und Seligkeit tief-innen.
 Und was durch meine Schuld zu Staub verglühte,
 Prangt nun in neuer, wundersamer Blüte,
 Und immer reicher sprießt es allerorten,
 Und weit geöffnet stehn des Glückes Pforten,
 Es winkt die Königin mir, einzutreten
 Und meine Lippe bebt von Dankgebeten,
 Doch jedes Wort erstirbt im Jubelschall —
 Mein Herz, mein Herz ist eine Nachtigall!

Wien.

Ottokar Stauf von der Mark.

Finckenfang.

Sacht, sacht,
 Übermut!
 Zu früh gelacht,
 Thut nicht gut.

Glaubst du mich gefangen? Ei!
 Federn ließ ich wohl dabei,
 Doch der Fink entwischt,
 Flügel aufgefrischt.

Pinf, pinf,
 Prahl nicht sol
 Du kleiner finf,
 flügelstroh.
 Pfeif' ich, kommst du wieder. Eil
 Kirre, kirre, komm herbei!
 Krau' ich dir den Kopf,
 Saus' ich dir den Schopf.

Sacht, sacht,
 Übermut!
 Ausgelacht,
 Finkenblut!
 Hamburg.

Kirre, kirre, komm herbei!
 Sieh, da ist mein finflein, eil
 Zarter finger zupft,
 's finflein ist gerupft.

Pinf pinf,
 federnlos,
 Du dummer finf,
 Nackt und bloß.
 Doch das Schelten spar' dir, eil
 Spott nur bringt dir dein Geschrei.
 Pierette steht und lacht!
 finf, so wird's gemacht!

Gustav Falke.

Wintersaat.

Wings Schnee auf weiten Strecken,
 In Stadt und flur und Hain,
 Tief unter eisgen Decken,
 Da schlummert neues Sein
 Dem Licht, dem Licht entgegen,
 Der freien Lenzesthat:
 Wie wirst du einst dich regen,
 Du stumme Wintersaat!

Im Dämmerdunkel kauern
 Gestalten müd und bleich,
 Gedrängt an kalte Mauern,
 Dem wellen Epheu gleich;
 Aus dunklen Straßenecken
 In Regen, Schnee und frost,
 Viel mag're Hände strecken
 Sich aus nach mag'rem Trost.
 O blick' auf die Gestalten,
 Die ausgestreckt die Hand —
 Wie ihr gespenstig Walten
 An Totentänze mahnt!
 Sie nicken und sie schweigen;
 Aus Augen, hohl und heiß,
 Steigt geisterhaft im Reigen,
 Des Elends fahler Kreis.
 Kalt blicken sie in's ferne,
 Ein Starren, doch kein Seh'n,
 Wien.

Wie matterblich'ne Sterne
 Um Winterhimmel stehn.
 Ach! Was von bess'ren Tagen
 In ihren Träumen lebt,
 Was ihren Geist wie Klagen
 Der Sehnsucht leis durchbebt.
 Was menschlichen Geschicken
 Zu eigen, froh und schwer —
 Aus diesen stumpfen Blicken
 Errätst du es nicht mehr! —
 Blick nicht in dieser Sonnen
 Verglimmend bleichen Schein,
 In diese eisgen Wonnen
 Der abgrundtiefen Pein;
 Gleit' still mit leichtem Schritte
 Vorbei und off'ner Hand,
 So leis wie ihre Bitte
 Den Weg zum Herzen fand.
 Gib Mitleid und Erbarmen
 In fühlen und in That,
 Und denke: diese Armen
 Sind reiche Wintersaat;
 Die neues Leben bergen
 In Hütten, welf und bleich,
 Aus ihren morschen Särgen
 Ersticht ein frühlingsreich!

Carola Bruch-Sinn.

Christus geht über ein Schlachtfeld.

(Aus den „Evangelien.“)

fernher verflingt des Siegers wilde Wat.
 Und wie ein Adler über Totenhügel
 Enteilt der Tag und taucht den goldnen Flügel
 Bisweilen flüchtig in das frische Blut.
 Noch lange steht im dunklen Abendrot
 Ein schwarzer Schatten: Ist's der grimme Tod,
 Mors imperator, den das Mordfeld bannt?
 Ist's Qualm von Städten, die der Feind verbrannt? —
 Dann kommt die Nacht. Die Sterbenden erleiden.
 Der Mond geht auf. fahl schimmern rings die Leichen.
 Und durch die ungeheure tiefe Stille
 Zirpt nur bisweilen ängstlich eine Grille — —
 Ist's nicht, als wenn ein weißes Kleid dort weht?
 Als wenn ein Mensch dort ratlos stockt und steht? —
 Und aus den blassen Nebeln kommt er her
 Und schreitet über Leichen, Schild und Speer.
 Und deckt die Augen mit den Händen zu:
 Er will nicht sehn die grause Totenruh —
 Jesus von Nazareth! — und heiß und wild
 Ein Thränenstrom durch seine Finger quillt . . .
 Er ist vorüber. In der Leichenstille
 Zirpt nur bisweilen ängstlich eine Grille.

Berlin.

Hans Benzmann.

Kosmische Liebe.

Tausend Welten
 ewiglich
 spannen Zelten
 über dich.
 Es reißt
 ohn' Rast und Ruh
 dein Geist
 von All zu All.
 O hörest du
 den Wiederhall
 der Schöpfungsmassen
 in deinem Hirne?
 Und kannst du's fassen,
 daß die Gestirne

dir einst sein werden
 ein Heim
 gleich dieser Erden?
 O Keim
 du alles Seins,
 Das Leben! Ein Brennen aus seinem
 Entbrennen, eins
 mit allem und alles in einem,
 o ewige Flamme,
 die zeugungsmächtig, unverloren
 ringt
 und ringt, dein Name
 klingt
 nur anders, wenn du neugeboren.

so freiheitsfroh
 auferstehst
 und anderswo
 fortbestehst,
 ein scheinbar anderer
 an Herz und Gestalt,
 du großer Wanderer
 durch einen Wald
 von blühenden Sphären!
 Umranken
 sollst du mit hehren
 Gedanken
 die Himmelsleiter
 deiner Flucht,
 wenn immer weiter
 suchst und suchst
 die Seel' ihr Heil
 im Lebensglanze.
 Du bist ein Teil,
 dein ist das Ganze!
 Nur zu, nur zu!
 Die Bahn ist weit,
 o Ursprung du
 der Ewigkeit,
 o Kraft!
 Die Welt wird reifer!
 Es schafft
 und schafft dein Eifer.
 Auf allen Wegen,
 welch ein Verzehren,
 ein Strom von Segen
 ein Sichvermehr'n!
 Wildheißes Streben
 Berlin.

ist dein Gebot,
 Gott ist das Leben,
 so bist du Gott,
 ein Gott für mich,
 ein Gottesgott,
 wie ich für dich.
 O seligste Not!
 Ich bete dich an!
 Dein Gott ist fromm —
 hinan! hinan!
 Komm, Liebster, komm!
 In schwindelnde Fernen
 zu rauschen,
 Auf lichterem Sternen
 zu lauschen,
 von Ort zu Ort
 zu fliehn,
 bald da, bald dort
 zu glüh'n.
 O Heereschar
 der Weltallsmächte!
 Ein Menschenpaar
 will seine Rechte
 und heischt von euch
 verwegen
 sein Königreich.
 Zum Segen
 erhebt eure Hände:
 Her
 mit Raum und Zeit!
 Wir sind das Ende
 der
 Unendlichkeit!
 Juliane Déry.

Der wilde Jäger.

Wild braust es und rauscht es durch Wald und Klust:
 Hallol — Der wilde Jäger ruft,
 Hallol ihr Freunde, wir reiten zu Thal,
 Mein Lieb zu befreien mit Flamme und Stahl,
 Mein weinendes Liebchen, in Fessel und Bann,
 Die kriechender Knechtsinn ihm frevelnd ersann!
 Hallol —
 Da braust es und saust es durch Wald und Schlust,
 Und steigen die Toten aus schweigender Gruft,

Und niederwärts geht es, nieder ins Thal,
 Beim blutend hinsterbenden Sonnenstrahl,
 Und braust das Verderben durchs weite Land,
 Und unersättlich der lohende Brand,
 In Schutt und Asche Dorf und Stadt,
 Der traueste Herd, — und nimmer satt,
 Und wo sich ein Leben den Wütenden zeigt,
 Das Schwert ein zuckendes Sterbelied geigt . . .
 Hallo!

Der wilde Jäger stößt in sein Horn.
 Ich dank euch, Freunde! Nun ruhe der Horn!
 Er lächelt, — und schwingt über dem Haupte sein Schwert —:
 Du Liebe, warst Brennen und Morden wert:
 Mein Arm ist blutig, — doch du bist befreit,
 Ich grüße die neue, die große Zeit! —
 Und mit ihm reitet zum Morgenglanz
 Die Freiheit im leuchtenden Hochzeitskranz.

Heppenheim a. d. B.

Wilhelm Holzamer.

Fandango.

Von Wilhelm Krag.

Nicht Janitscharenmusik!
 Stille, ihr dröhnenden Rhythmen!
 Stille, verflucht, Musikanten!

Blonde Tschereffinnen, blonde Tschereffinnen,
 laßt sie nur kommen!
 Tansen solln sie mit zierlichen Füßchen
 zu gedämpfter Musik
 von fernen Guitarren.
 Schwirrende, girrende, schmeichelnde Töne,
 Lächelnde, fächelnde, flüsternde Töne,
 sinnliche, süße:
 fandango!

Düsterrot flimmern um schimmernden Tanz,
 Schleifende Schleier wie silberne Wolken;
 Wogende Arme verschlingen sich schmiegsam
 im Tanz!

Ein rot-kleines Ohr, ein weiß-kleiner Finger
 Und Füße, die lautlos und blitzschnelle trippeln
 auf seidegeschmeidigem Tobelfellteppich. —
 Und rieselndes Klingeln von Spangen und Steinen.
 Und Wangen. Und Augen.
 fandango!

Zerlina, mein Mädchen, dein Hals ist so süß,
 dein Auge so schwarz,
 Doch dein Auge ist feucht, Zerlina!

Zerlina, mein Mädchen, deine Lipp' ist so rot,
 deine Wange so rund,
 Doch die Wang' ist so bleich, Zerlina!

Zerlina, mein Mädchen, dein Kinn ist so zart,
 dein Mund ist so frisch,
 Doch — was hebt dir der Mund, Zerlina?

„Ach Herre, nun naht bald des Herbstes Zeit,
 und Persiens Rosen, sie fallen,
 Der Tau, er weint auf der Nelke Mund,
 das Laub verwelkt, o Herre!“

Zerlina, mein Mädchen, hab Dank für den Tanz
 und dein Wort. — Laß allein mich!

Es verwelkt. Es verwelkt,
 es verwelkt, es verwelkt,
 Welt, sie verwelkt, und Rosen und Frauen,
 Mein Leib und alle die zitternden Nerven
 verwelken!

Und die Zeit, sie schleicht mir langsam vorüber,
 Die Stunden, sie wandern, mein Grab zu graben.
 Ich wag' nicht zu denken, — ich wag' nicht zu leben;
 wag' nicht zu sterben!

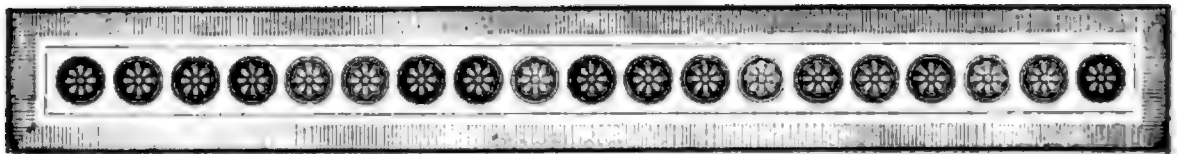
Und in dieser nachttiefen Stille des Todes
 rieselt als endloser Schlummergesang;
 es verwelkt, es verwelkt,
 es verw . . .

Musik, Musik, Janitscharenmusik!
 die große chinesische Trommel.

München.

Deutsch von Gustav Morgenstern.





Ein abnormer Mensch.

Tagebuch-Fragmente von Ottokar Stauf von der March.

(Wien.)

„Und sehe, daß wir nichts wissen können!“
Faust.

I.

5. November.

. . . . endlich entschieden! Ich bin ein abnormer Mensch! Oder im Volksjargon gesprochen: Einer, der nicht alle Zehn beisammen hat! Die Mehrheit in meiner Umgebung legt hierfür die Hand ins Feuer, wie weiland Mucius Scaevola, und die Mehrheit hat seit altersher recht, obwohl sie laut Schiller „Unsinn“ ist. Roma locuta — causa finita! . . . Ich bin ein abnormer Mensch! — ich muß es sein! — Mein Gehirn, sagen sie, sei krank! Auch da sind sie in der Mehrheit — ergo: ist es wirklich krank — muß es krank sein. — Streng genommen habe ich auch nichts dagegen einzuwenden; es würde mir übrigens auch nicht viel nützen. Die Entdeckung oder Erfindung selbst des simpelsten Mitmenschen darf man nicht einmal anzweifeln — schon das ist Majestätsbeleidigung, Hochverrat . . .

Um! wenn ich die Sache so recht bedenke, unparteiisch — es sind ganz verfluchte Spürnasen, meine Gewährsmänner! Ich bin doch auch just nicht auf den Kopf gefallen, aber, daß ich „abnorm“ wäre — das hätte ich wohl kaum herausgefunden. Alle Achtung vor dem Scharfsinn.

In der That? Achtung?! — Nein! es ist ja schließlich die alte Geschichte vom Splitter in des Bruders Auge — die Balken im eigenen mag man eben nicht bemerken. Hat sich was mit den Spürnasen! — — — Aber: bin ich nicht ungerecht einigermaßen? Ein Gran Wahrheit ist überall verborgen. Selbst der Vorurteilsfreieste kann eine Verläumdung nicht unbedingt in Bausch und Bogen verwerfen. Er fühlt eben instinktiv den Gran Wahrheit. Und so auch meine Umgebung . . .

In der That: in meinem Gehirnkasten ist etwas . . . etwas — wie möcht ich nur sagen? — nun: ein Ding, das normaler Weise nicht hineingehört, irgend ein Punkt, ein schwarzer, samtgänzender Punkt, der auf der Gehirnmasse ungefähr wie ein Öltröpfchen auf dem Wasserspiegel daliegt. Gewöhnlich hat dieser Punkt die Größe eines Stecknadelköpfchens, aber es giebt Zeiten, wo er fühlbar größer und größer wird, und sich nach allen Richtungen hin auszudehnen beginnt . . . ihr kennt ja die Kreise, welche ein ins Wasser geschleudertes Kiesel verursacht . . . Zuerst ist es ein Ring, ungefähr vom Durchmesser eines Handgelenkes, — nach einer Umdrehung hat er schon die Weite eines menschlichen Halses, — dann die eines Kopfes, — einer Brust, — und endlich umfaßt der zitterige Kreis den ganzen Lümpel . . . so wächst und kräuselt sich das vertrackte schwarze Pünktchen in meinem Schädel, und drückt mit jeder Umdrehung einen Teil des Hirns heraus, bis es die Hirnschale, ja den Kopf ganz und gar einnimmt. O! wie unsagbar schwer pflegt es mir in solchen Stunden zu Mute zu sein! — Es ist nichts mehr da! weder Gefühl, noch Geschmack, weder Geruch, noch Gehör — nur eine unabsehbare, tottraurige Öde.

Und darum wohl sagen sie: ich sei ein abnormer Mensch! Sie — meine Umgebung, oder besser: die Ärzte. Sie versichern einander dessen aufs Eindringlichste: in seinem Kopf ist's nicht richtig — — ich habe es lange Zeit nicht geglaubt . . . aber jetzt, jetzt zweifle ich nicht mehr. Wenigstens nicht mehr so hartnäckig!

Ich möchte nur das Eine wissen: worin besteht wohl meine Abnormität?! Ich habe keine fixen Ideen, bin sanft, geduldig, spreche und denke vernünftig, manchmal wohl vernünftiger als meine Umgebung u. s. f. . . . Daß ich nichts arbeite, ist freilich wahr — aber arbeiten denn nur die Abnormen nicht? Dann bestände ja ein gutes Drittel der Menschheit aus Abnormen. — Und wie sollte ich arbeiten? — ich gehe ja just deshalb müßig, weil ich nicht imstande bin, meine Aufmerksamkeit auf einen Punkt zu konzentrieren, nicht einmal bei einer physischen Arbeit — es ist doch nichts Abnormes, wenn man zum Arbeiten nicht veranlagt, beziehungsweise nicht disponiert ist?! Abnorm ist nur ein Ding auf dieser Welt: der Zweifel, wie ich aus eigener Erfahrung weiß . . .

10. November.

Und doch, und doch! Sie haben nicht unrecht: ich bin ein abnormer Mensch, weil ich — — zweifle. — Und wißt ihr wohl, was

ich bezweifle? — Um, gerade das, just das — nämlich: ob ich krank bin! . . . Darin steckt's! Ein anderer bezweifelt, ob er gesund sei — ich: das Gegenteil, und das ist das wahrhaft Abnorme! — Oft höre ich eine Stimme, eine ganz eigentümliche Stimme, wie wenn die Zähne einer Säge mitten im Holz auf einen Nagel stoßen —: „Nun freilich, freilich, mein Lieber! Du bist wahnsinnig! — ohne Frage: wahnsinnig!“ Und da krampft sich mein ganzer Organismus zusammen, ähnlich einem Stück Papier in der Hand eines Bornigen, so, als wäre ich wirklich wahnsinnig . . . Aber eine Weile darauf, eine ganz kurze Weile, ruft eine andere, wieder ganz eigengeartete Stimme von der Klangfarbe einer silbernen Glocke: „Ach nein! nein, mein Freund! — Du bist gesund — ferngesund — sie haben keinen Verstand —“ und mein Inneres überfließt von Glückseligkeit . . . Ich bin wie ein Kork auf dem Wasser . . .

Und es gab eine Zeit — (es ist noch gar nicht so lange her) —, wo ich all dies geglaubt habe . . . bald dies, bald jenes . . . Ich fühlte instinktiv, daß mein Gehirn nicht ganz in Ordnung sei und hatte hierfür Beweise, — jetzt — jetzt giebt es solche nicht — sie sind urplötzlich verschwunden, ich weiß nicht, wie und wohin. Man sagt mir: ich hätte bloß schwer geträumt, aber ich schwöre bei allem, was heilig ist, daß es Wirklichkeit, entsetzliche Wirklichkeit war, und daß ich Zeugnisse besessen für das Irrefein meiner Gehirnmoleküle, geradezu niederschmetternde Zeugnisse! Und das war so . . .

Es kostet mich zwar Überwindung, darauf zurückzukommen, da es mich schmerzlich berührt, aber es bereitet mir auch wieder — so paradox es klingt — heimliche Wonnen — ein wollüstig-grausames Gefühl durchbebt dabei meinen erschlafften Körper, und solch eines Gefühls bedarf ich eben, um den Faden meines Lebens weiterzuspinnen. . . . Darum will ich euch also alles haarklein erzählen, sozusagen noch einmal durchleben, wenn es auch meine Nerven durcheinanderwirft.

12. November.

. . . auf meinem Schreibtische lag er. Ein Menschenschädel, glatt, weiß, perlmutterfarben. Er hatte seinen Platz unter der Lampe, so daß ihr mittelst eines rosaroten Papierschirmes sozusagen konzentriertes Licht auf ihn herabfiel. Ein beinerner, tannenzapfen-artiger, wie gedrehselt aussehender Ballen, etwas größer als eine große Regeltugel — ein abnormer Schädel, wie der Mediziner gesagt hat, der mir ihn schenkte, und der es wohl wissen mußte. Die Augenhöhlen ganz rund, wie die einer Eule, die Zähne sehr schlecht, dazu ungleichmäßig und

schief, wie betrunken. Der Schädel grinste auch nicht, und doch pflegen, wie ich gelesen und gehört, alle Schädel ohne Ausnahme zu grinsen. Also in der That, ein abnormer Schädel! Über den Augenbrauen, d. h. dort, wo ehemals die Brauen waren, erhob sich ein kleines Hügelchen, das sich gegen die Stirn hin allmählich verflachte, gegen die Augen aber schroff abfiel, und so dem Schädel etwas unsäglich finsternes gab . . .

15. November.

Welch eine Karikatur, Welch eine böshafte Satire auf den lebendigen Schädel — was sage ich — auf den ganzen Menschen ist solch ein fahlköpfiger Gesell! Ja, Meister Hans Klapperbein ist der genialste Satiriker, der talentvollste Karikaturzeichner! . . . Aber, merkwürdig! so grausenerregend auch in manchen Momenten die Physiognomie meines Schädels war — ich fühlte doch keine Furcht vor meinem Zimmerkameraden, ja, ich freute mich sogar über die Parodie auf mich. Gar oft tippte ich mit dem Fingerringel auf die abgesehrägte Stirn des alten Murrkopfes und sagte: „Wie befinden wir uns, Euer Liebden? — Siehst Du, so weit hast Du es gebracht! Bis zur elenden Sklaverei! Ich bin Dein Herr, Dein unumschränkter Gebieter . . . wenn ich Dich z. B. jetzt küsse und streichle, so mußt Du — auch wenn es Dir noch so unangenehm ist — das Maul halten; und falls ich Dich gleich darauf durchwalke wie einen ungehorsamen Hund, so darfst Du nicht einmal mucksen! Verstehst Du, Bürschchen?! Ja, ja, so weit ist es mit Dir gekommen, mit Dir, der sogenannten Krone der Schöpfung. — Schäm Dich!“

Es schien mir stets, als ob er über meine Worte in tiefes Nachdenken versänke . . . Allerdings war das nur eine subjektive Meinung von mir; denn der gute Kerl von einem Schädel konnte ja niemals mehr nachdenken, weil ihm das Instrument hierzu, das Gehirn, fehlte, weil seine Hirnschale leer war, wie ein ausgeblasenes Ei, und deshalb beim Draufklopfen einen gewissen trockenen Ton von sich gab, einen tauben, toten Klang. —

Einmal, bei stärkerem Klopfen fiel der mittelst eines Drahtes fixierte Unterkiefer herab — pfui Teufel! Welch einen fürchterlichen Ausdruck bekam da der Schädel! heute noch denke ich mit nicht geringem Schauder daran. Damals aber — weiß Ruckuck, wie es kam, damals lachte ich darüber . . . lachte so herzlich, so stark, daß mir dicke Thränen über die Wangen rollten, und ich zuletzt kraftlos auf das Sofa fiel. . . . Was für einen Ausdruck der verdammte Schädel annahm? —

Nun, seht euch einmal einen Bullenbeißer genau an, wenn er zum Zubeißen den Rachen aufreißt . . . dieselbe Physiognomie — aber ganz und gar dieselbe! — Und es war mir im gleichen Augenblick, als würde mich der heimtückische Kerl fixieren. Am Grunde der Augenhöhlen erschienen urplötzlich enge, schwarze Pünktchen und starrten mir gradeaus ins Gesicht. Was aber noch weit entsetzlicher sich anließ — sie verschwanden nicht mehr, — sie blieben, wie festgenagelt, und glozten mich starr, glasig an, wie uns etwa Tote anblicken . . .

20. November.

Es gab Augenblicke, wo ich bestimmt erwartete, daß der Schädel direkt vom Tisch auffpringen und sich in mein Genick verbeißen werde . . . und da schnellte ich jedesmal — heisa! — bis an die Decke schier empor und rannte mit wilden abwehrenden Armbewegungen wie toll im Zimmer hin und her. — Wie dumm! nicht wahr? welch ein Einfall! welch eine Narretei! — Aber — ich hörte allgemach auf, den Schädel durch mein Klopfen zu beunruhigen. Das war gleichfalls kindisch — — nicht wahr?!

30. November.

— Womit ich mich fürder beschäftigte? — Mit einem mir selbst unklaren, verworrenen, unbekanntem, weil vielleicht verschollenen Problem, einem Problem, das ich wohl einmal auflösen werde — überhaupt lösen wir es alle, unbewußter Weise und zu einem Zeitpunkte, wo uns die Lösung nichts frommt — beim Sterben. Aber, frage ich, weswegen nicht früher, weshalb nicht, so lange wir etwas davon haben können, — warum nicht jetzt?! — Eine abnorme Lösung — wie? aber ich, meine Freunde, ich werde und muß das gewaltigste aller Probleme noch vor dem Tode lösen, eben, da ich ein abnormer Mensch bin — daher auch mein W — —

II.

6. Dezember.

Von Zeit zu Zeit sah ich mir den Schädel genauer an . . . Ein unfäglicher Groll lag in seinem Gesichtsausdruck . . . es gefiel ihm wahrscheinlich nicht, daß ich ihn so unverschämt fixierte. Auch mich genierte es allmählich, so daß ich es schließlich aufgab; aber die Versuchung war zu groß, und ich verfiel auf einen Ausweg . . . Ich beobachtete ihn in s g e h e i m, durch die halbgeschlossenen Wimpern, wie die lauernde Katze eine Maus betrachtet. Aber — er fühlte es, der Racker!!

Er zuckte ein wenig zusammen und schien unruhig, nervös . . . Ich verstehe ihn vollkommen und nehme es ihm gar nicht übel. Wie oft ist es mir schon widerfahren, daß ich aufgeregt, verwirrt wurde, wenn mich jemand verstoßen musterte — ich hatte nicht die Gewißheit, daß dem so wäre, ich sah es nicht, aber ich fühlte es, ich spürte den forschenden Blick, auch wenn der Beobachter nur meinen Rücken ansah. Ich habe kein leibliches Gebrechen an mir — (in einem solchen Falle wäre das Unbehagen leicht erklärlich) — aber trotzdem wird es mir entsetzlich flau zumute, mich heimlich beobachtet zu fühlen. — Ich verstehe den Schädel also vollkommen, obzwar es mir nicht ganz einleuchtet, wieso er meinen Blick fühlen konnte — ihm mangelte ja das notwendige Werkzeug dazu . . .

Immer versuchte ich es, mir den Schädel vorzustellen, wie er wohl ausgesehen, als er noch von Haut umgeben war, — welcher einen Gesichtsausdruck er wohl damals zur Schau getragen . . . Wie? ist das nicht eine interessante Frage? . . .

Nur die Augenhöhlen beunruhigen mich einigermaßen. Die Augenhöhle ist nämlich ein beinernes Schälchen, in dessen Boden zwei Löcher gebrochen sind, durch welche vom Hirn aus die Sehnerven eindringen. . . . Ich schaue nun diese Schälchen und diese Löcher an — wie mich das aufregt — nicht zu sagen! Ja, aufregt! weil ich am Grunde meiner Augenschälchen auch derlei Löcher habe, die ich aber nicht befühlen kann, denn sie sind mit Fett, Muskeln u. s. f. bewachsen, und Blut wogt darin auf und nieder; sobald ich aber gestorben sein werde, und die Zersetzung — der Moder — in das angestammte Recht tritt, hört alles, alles auf, Fett, Muskeln und Nerven, und die leeren Schälchen, die hohlen Löcher bleiben zurück; aber ich, ich werde sie nicht befühlen können, weil ich tot bin . . .

In diesen Höhlen waren Augen, Augen, wie die meinen, darüber Brauen und Wimpern; diese Augen sahen und zwinkerten ebenso wie die meinen . . . Ja freilich, waren, sahen . . . wie läge sonst dieser Schädel auf meinem Tische?! — Von welcher Farbe wohl die Augen waren? Das ist jetzt unbekannt, vielleicht weiß es niemand auf dieser Welt, und wenn es jemand gewußt hat, so hat er es vergessen. Aber die Zähne, die Zähne sind noch da. — Ehedem befand sich hinter diesen eine rote, fleischige Masse, die Zunge, die sprechen konnte und wohl auch gesprochen hat — — doch was? Das ist nicht mehr da, das hat sich nicht erhalten — es ist einfach verschwunden . . . auf ewig . . . auf ewig?! wirklich? — wer das wüßte!? —

Und als der weiche klebrige Brei, das Hirn, noch zwischen diesen Knochenwänden gesteckt — er konnte es alles merken, sowohl was die eigene Zunge als auch was die des Anderen gesprochen hat — irgend eine Windung . . . (der Teufel weiß, welche) — notierte es, darin war alles aufgeschrieben, eingraviert sozusagen . . . Aber eines Tages begann diese Windung, diese Gehirnfalte sich auszudehnen, breiiger zu werden, und es entstand ein unerträglicher, aufregender Gestank. Die Bläschen zerplatzten, und mit ihnen zerplatzte auch das Gedächtnis, wie eine Seifenblase . . . Wo ist nun das Gedächtnis? Alles Wissen, alle Erfahrungen, die sich im Laufe angesammelt haben, sind zerflattert . . . wohin? — wo weilen sie? — Wo weilen sie? — — Ja, das, das ist die große Frage — Hamlets närrisches „Sein und Nichtsein“ ist eine leere Phrase dagegen . . .

Vielleicht weilen sie im Weltall und fliegen uns in Gestalt von Fledermäusen an die bornierten Köpfe . . . die weisen Brahminen sagen: kein einziger Gedanke geht verloren — alles ist, und wir können alles herbei führen, wofern wir den festen, starken Willen hierzu haben! . . . Ein herrlicher Denkspruch, und vielleicht auch mehr, wenigstens zweifle ich nicht daran! — Ich habe ja auch den festen, starken Willen hierzu gehabt, aber — der Gedanke war stärker, und deshalb nennt man mich abnormal . . . Nein! darüber soll und darf man nicht nachdenken, niemals!

Da hab ich eine prächtige Hamlet-Phrase hingeschrieben. Auch er, der fette Prinz von Dänemark wiederholt unablässig: Darüber darf man nicht nachdenken, und er denkt doch unablässig darüber nach . . .

20. Dezember.

Allerdings: ich weiß ja sehr gut — mag auch mein Gehirn und alles, was ich denke und schreibe, nicht normal sein, weil es die Frucht einer gewissen krankhaften Erregung ist — ich weiß ja sehr gut, daß meine Gedanken schon vor mir da waren, und die anderen Menschen — welche, weiß ich nicht, vielleicht meine eigenen Ahnen oder Urahnen — dasselbe dachten wie ich und gerade so auf einen Totenschädel blickten, mit denselben Empfindungen und Gedanken sich marternd und über das unerforschliche Geheimnis sich quälend, wie ich, und ebenso in nächtlicher Stunde bei dem Lampenschein erkannten, daß alles wertloser Lunder, alles Staub ist und es nichts Erhabeneres, aber auch nichts Niederdrückenderes auf dieser Welt giebt, als eine einzige, alle und alles verbindende Idee, die wir . . . nicht kennen, nicht ergründen

können, und sollten wir so alt werden als König Wisamitra, der von seinen 7000 Lebensjahren sich 1000 hindurch des Atmens enthalten . . . O dieser entsetzliche Gedanke! dieses Rainsmal auf der Stirn der menschlichen Wissenschaft!! . . .

Wer das Licht angezündet hat? — warum? wozu? Und wer es auslöscht? — warum? wozu? Wir wissen es nicht, und werden es nicht in Erfahrung bringen — ach! niemals! — Wenn wir sterben, gehen wir wirklich spurlos verloren? bleibt nichts zurück, nichts, als das Andenken, sei es nun ein böses oder ein gutes unter den Überlebenden? Nichts, als der Ruhm, oder der Fluch, irgend etwas Garstiges oder etwas Niedriges gethan, gedacht zu haben? Miltiades, Leonidas, Regulus u. a., die sich für ihr Vaterland geopfert, Cäsar, Alexander, Hannibal, Napoleon, die gewaltigen Schlachtenmeister, Perikles, Karl der Große, Alfred, die weisen Staatsmänner, Aeschylos, Sophokles, Dante, die erhabenen Dichtersfürsten, Sokrates, Plato, die gloriwürdigen Denker, und all die andern, die ihre Stirn mit unverwelklichem Lorbeer geschmückt — Ephialtes, Herostatos, Nero, Caracalla, die das Brandmal der ewigen Schande tragen — — — leben sie nur in den Annalen fort? Ist nicht ein Atom von ihnen zurückgeblieben? — haben sie nur gelebt, um in den toten Berichten zu figurieren? Ist mit dem Sterben alles, alles vorüber?! — —

Haben die altägyptischen Priester dies läugnen wollen, als sie die grandiose Theorie von der Seelenwanderung erfanden? Und wenn, — welchen Zweck verfolgten sie damit? Wollten sie die Heerdenmenschen nur täuschen, ihre häßlichen Instinkte durch Aussicht auf furchtbare Strafen (im Jenseits) ertöten? Oder aber: wußten sie etwas Positives? Kamen sie durch ihre Grübeleien zu einem Resultat? Einem Resultat, das nackt, ungeschminkt ins Volk geschleudert, Grausen und Entsetzen hervorgerufen hätte, und das sie deshalb in Verbindung mit dem Vortheile ihrer Kaste zubereiteten und so verballhornten?! . . .

30. Dezember.

Ach, mir ist so schwer, so weh zu Mut. Ich wollte, ich wäre mit den Sommerfarben verblaßt. Der graue Himmel lastet auf mir wie auf dem Atlas in der Sage. Mein Herz ist alt und weß geworden, und fahl steht der Baum meiner Hoffnungen. —

Das Denken, — ach! das Denken, das hiruzermarternde, nutz- und aussichtslose Dichten und Trachten! Daß wir uns mit dem Bewußtsein

des eigenen Wertes nicht zufrieden geben können! Das Heerden-
Menschentum steckt uns allen doch zu tief in den Knochen

Wenn ich so die Flocken langsam, unablässig niederfallen sehe, überkommt mich der Gedanke: wie wär's, wenn du auf eine weltentlegene schneebedeckte Haide gingest und dir dort, indem die weichen Flocken auf dich nedertropfen, die Adern öffnen würdest?! Das müßte ein ergreifendes, seltenes Bild geben, wie das langsam aber stetig quillende Blut in den jungfräulich-weißen Schnee sickert und nach allen Seiten um sich greifend ihn zart-rosa färbt, daß er Apfelblüten gleicht . . . Und die Flocken rieseln ohne Unterlaß, mit einförmiger Gleichmäßigkeit herab, als wollten sie den entfliehenden Lebenssaft stillen, in die offenen Adern zurückdrängen. Und die Hand wird bleicher und bleicher. Leiser, immer leiser tickt das Herz, eine süße Müdigkeit durchschauert den Körper, und die Augenlider schließen sich zu traumlos tiefem Schläfe . . . Dichter und dichter sinken die großen, weichen Flocken auf den erstarrenden Wandrer und entrücken ihn der elenden Welt . . .

In der grandiosen, winterlichen Stille, weltfern, nur von den melancholischen Sternen der Dezembernacht gesehen, langsam, bei Bewußtsein hinzusterben — das, das nenne ich mir einen schönen Tod, so recht eines Dichters würdig; mit sich und seinen Gedanken allein, ungestört, unbeweint den kurzen Schritt hinüber zu machen in das große, unbekannte Land, von wannen keine Wiedertehr, wie die gewöhnlichen Menschen sagen — — Wenn der König der Tiere fühlt, daß die Stunde seines Todes herannahet, so zieht er sich in die entlegensten Schlupfwinkel zurück, in die große Stille, um dort zu verröcheln . . . Wie viel könnten, wir, die vernunftbegabten Tiere, von den unvernünftigen lernen! — —

31. Dezember.

. . . Die heilige Maria Magdalena malt man mit bloßen Brüsten und einem Totenkopf . . . einerseits eine abgeschmackte, ordinäre, um nicht zu sagen: dumme, andererseits: eine in Wahrheit künstlerische, geniale Auffassung . . . Bloße üppige Brüste: unbändige Lüsterheit, Feilheit — der Totenkopf: das Evangelium, die Entsagung . . .

Welch einen tiefen, revolutionierenden Eindruck mag ein Schädel auf dieses Weib, die „öffentliche Sünderin“ gemacht haben, nach dem, was sie sie erlebt? Lehrreich wäre es, zu erfahren, was in diesem Augenblicke in ihrer Seele vorging . . . Niemand weiß es, niemand hat es gewußt, und wenn — so ist es in Vergessenheit geraten . . . Nur der Künstler,

er fühlt es, er ahnt es — Er fühlt es? er ahnt es? — Möglich, daß man es ihm gesagt hat . . .

III.

2. Jänner.

. . . Der Schädel ist trotz seiner verfluchten Physionomie interessant. Am meisten quält mich der Gedanke: er ist nur ein Teil des Körpers — wie ist das übrige? — Der Schädel abgetrennt vom Rumpfe — er allein, er gehört mir, er ist mein unbestrittenes Eigentum. Ich habe ihn von meinem Freunde, dem Studenten der Medizin erhalten, als Ersatz für fünf Gulden, die ich ihm geliehen, und die er nicht zurückzahlen konnte . . .

Fünf Gulden! wie billig, wie rasend billig ist doch solch ein Menschenschädel im XIX. Jahrhundert! Ein Andreas Vesalius würde ihn mit Gold aufgewogen haben, — mir aber — — ah bah, ein Schädel, was weiter! — Und der Student hat diesen Schädel in Pottasche ausgekocht, damit er nicht übel rieche . . . Daraus folgt, daß jedweder Schädel im Verlaufe der Zeit stinkt, daß wir alle stinken . . . pfui Teufel! Aber wahr ist es — ich selbst rieche manchmal meinem (eigenen) Schädel so einen Moder an, so eine aura . . .

Ob man meinen Schädel auch mal so austochen wird?! — Kein erfreulicher Gedanke, da — nicht wahr?! — Und wenn man ihn in den Kessel wirft und hübsch siedet? Brr! — ekelhaft! — Nein! nein, unmöglich! Ich bin ein vermögender Mann, und nur die Schädel der Plebejer, der Proletarier verfallen solchem Geschick, solch einer Entheiligung! Unsere Schädel aber werden, wenn auch nicht just in einer Krypta, so doch irgendwo in einem prächtigen Sarge modern — — ja wohl! — Ob auch unser Leib, der Leib so gebildeter, liebenswürdiger Personen von Distinktion in gewisse schreckliche Hände fallen wird? O nein! nein! Den erhalten die Würmer zur Beute, die Proletarier des zoologischen Klassenstaates, und damit: Basta!!

26. Jänner.

. . . . ich denke über etwas nach, und etwas — (der Teufel weiß, was) — arbeitet in mir, aber wenn ich tot bin, wird dies „Etwas“, dieses X eine farbige, stinkende Materie . . . Gedanken wird es dann nicht mehr geben in meinem Gehirnkasten, aber statt dessen einen schleimigen, ekelhaften Wurm, der im Kopfe bohrt und über den eiternden Windungen des Hirns herumkriecht und damit eine gewisse Bestimmung, ein gewisses unverbrüchliches Naturgesetz erfüllt . . . Dieser Wurm existiert noch

nicht, ist noch nicht geboren, und dürfte es auch nicht so bald werden. Sicher ist, daß er einmal doch da sein wird, und just das, das ärgert — peinigt mich . . . furchtbar, furchtbar! — Und nichts wird dann für mich existieren, weder dieser Tisch, auf dem ich schreibe, noch diese Feder, ja nicht einmal dieses Licht — — alles wird verschwunden sein . . . aber wohin? . . . Ja wohl — darüber darf man nicht nachdenken — Hamlet hat schließlich doch recht . . .

Noch eine Frage zuckt mir durchs Hirn: das Leben, d. h. jenes unfassbare Etwas, das wie ein elektrischer Funke durch diesen Totenschädel blizte — was ist es? — Flog es ins Weltall, oder blieben Teilchen davon noch in den Knochen zurück? — Diese hat man ausgekocht — aber ist es nützlich, auch das Leben, das Fluidum des Körpers auszukochen oder auszurauchern?! — Irgend ein Atom blieb vielleicht noch zurück, vielleicht hier neben der Ohröffnung, da befindet sich ja ein solch schwammiger Ausläufer, vielleicht sitzt jenes Atom der pensionierten Seele in diesem Hügelchen, wie etwa ein alter Bauer in seinem Ausgedinge —? . . .

Nun, und wie? Wenn ich — ha, was fällt mir da ein? Ein heiliger Schauer durchbebt mich — wie, wenn ich unversehens auf einen Gedanken gekommen wäre, einen großen, welterschütternden Gedanken, wie ihn so viele Tausende vielleicht vor mir schon gedacht, aber niemals ganz ausgedacht, verwirklicht haben . . .?

Unbelebte Gegenstände kann man durch die Willenskraft zwingen sich zu bewegen. Man nennt das Magnetismus. Alle kennen es. Es ist ein offenes Geheimnis, viel geschmäht und viel gepriesen. Die Einen sagen: ein Schwindel, die Andern nennen es ein Wunder. Und weder diese, noch jene vermögen ihre Behauptungen zu beweisen. — Es ist ein Fragment, ein geringfügiges Ueberbleibsel aus dem reichen Schatze der Geheimlehren, die unter der Priesterschaft der grauen Vorzeit sich vom Vater auf den Sohn vererbten und ängstlich gehütet wurden . . . aus dem manche, wie z. B. der Pharaonen-Pflegling Moses, schöpften, um ihre Lehrer selbst zu bekämpfen . . .

Wie, wenn ich den Schädel magnetisieren würde . . . wenn ich meine ganze Willenskraft darauf konzentrierte — was dann? . . . ob er wohl . . .?

IV.

14. Februar.

Und so sitze ich denn schon die fünfte Nacht in meiner Stube, eingeschlossen und verrammelt, diealousien aufs Ängstlichste zugezogen,

das Schlüßelloch so sorgfältig als immer nur möglich verstopft, damit keine lebendige Seele hereinblinze — — so sitze ich da und magnetisiere den Totenschädel . . . Zeitweilig erscheint mir mein Thun sehr dumm, unvertehrlich dumm; aber kurz darauf fühle ich mich überzeugt, daß es möglich ist, etwas fertig zu bringen. Und zwar aus folgenden Gründen: manchmal spüre ich, daß zwischen mir und meinem Objekte irgend eine Verbindung bestehe, eine sehr feine, spinnwebartige Verbindung . . . Ich fühle, wie ein Teil meiner psychischen Kraft langsam auf den Schädel übergeht, und bin mir infolge dessen einer Ermüdung bewußt . . . Ich weiß bestimmt, daß er, der Schädel, es auch fühlt, es aber nicht zeigen kann oder nicht zeigen will. Es dünkt ihn entsetzlich, aus dem stillen Nsthl, diesem friedlichen, traumlosen, ewigen Schlummer aufs neue aufzuwachen, zu leben . . .

Und so stellt er sich denn tot, dieser Heuchler, wie ein Marienkäfer etwa — er fürchtet etwas. Der Marienkäfer, der Frosch weiß es selbst auch nicht, — er fühlt nur instinktiv eine drohende Gefahr. So auch dieser Schädel; — er fühlt, daß ihm etwas bevorstehe, etwas Unheilvolles, Entsetzliches: die Rückkehr ins Leben . . .

Hm! wenn ich leben kann, so kannst du es auch, du Dummkopf!

Warte nur, ich muß und werde dir dieses Schreckliche wiedergeben — davon bin ich überzeugt. Nur Geduld! Meine gesamten Geisteskräfte, soweit ich deren noch habhaft bin, — meinen ganzen Nervenorganismus und =mechanismus, der mir zu Gebote steht, alles — alles will ich auf ihn konzentrieren. Ich bin ein lebendiger, gesunder Mensch — alles, was ich besitze, will ich dem toten Schädel mitteilen — — es wäre des Teufels, wenn ich ihn nicht zwänge, wieder aufzu=leben! . . .

21. Februar.

. . . schwer, sehr schwer . . . sechs Tage sind verflossen, und noch immer kein Resultat! — Manchmal, in der Nacht, wenn ich eben eingeschlafen bin, kommt es mir vor, als ob jemand in meiner Nähe sprechen würde. Bevor ich aber das Zündhölzchen in Brand gesetzt und die Kerze angezündet habe — verstummt alles, obwohl ich noch einen gewissen verflingenden Ton gewahr werden kann . . . Ich glaube, falls ich mit einem Schlage alles und somit auch den Schädel beleuchten könnte — er liegt, wie sonst auf dem Tische, kaum drei Ellen von mir entfernt — werde ich alles sehen können, was ich jetzt nur ahne . . .

24. Februar.

Da hab ich mir eine kleine elektrische Lampe angeschafft. Sie

steht die ganze Nacht auf meinem Tische, fein säuberlich von allen Seiten verdeckt, auf daß der Schädel ja nicht merke, was ich im Sinne habe; sobald ich nur das geringste höre, drücke ich auf die Feder, und der Reflektor bestrahlt im Nu das Objekt meines Studiums. Aber seltsam! ringsum Grabesstille . . . Woher also die früheren Töne?! — Vielleicht, weil mein Gehirn nicht normal? weil ich wirklich ein abnormer Mensch bin? . . . O! wenn ich doch diese entsetzliche Frage endlich einmal entscheiden könnte! . . .

26. Februar.

Immer habe ich wunderliche, furchtbare Träume . . . Einmal ist mir, als ob ein Skelett — (sein Schädel hat Ähnlichkeit mit dem Objekte meines Studiums) — mit meinem Kopfe Regel schöbe, ein andermal, als ob es aus meinem Hirn Strudelteig bereite, dann wieder, als bohre es mit einem feinen Stahl einmal da, einmal dort meinen Hirnkasten an, u. s. f. — Teuflich, sag ich auch: teuflisch! Aber wie könnten die Träume anders sein, wie sollten sie nicht wunderbar, abnormal sein infolge der fortwährenden Abspannung des Gehirns, bei diesem ununterbrochenen Grübeln und Nachsinnen?! Ich fühle sehr gut, daß einige Windungen meines Denkfunktionärs schwächer geworden sind, ausgeleiert, wie etwa vielgebrauchte Schrauben, und demnach nicht mehr so exakt arbeiten, als früher . . . O das ist ein aufregendes Gefühl! So inmitten des Schädels, dieses Bohrens, Stechen, Nigeln, Zucken — fürchterlich, unaussprechlich fürchterlich! — —

Aber trogalledem, — wenn mein Kapitäl darüber auch zerspringt: meinen Vorsatz muß ich zu Ende führen, — die mir auferlegte Aufgabe lösen

28. Februar.

. . . Was da?! . . . Eben als ich den Kopf in die Hände nehme, dünkt es mir, als ob er an den Fingern festkleben würde. . . . In der That, er klebt fest . . . wie wenn er mit einer gewissen Materie überzogen wäre, wie wenn ihm der Schweiß aus den Poren träte . . . Und dazu ist er über und über rot geworden, genau wie ein lebendiger Schädel . . . Aha, steht es so? . . . jetzt gilt es zu arbeiten; offenbar bin ich auf gutem Wege. . . .

V.

15. März.

In der That: ich bin auf gutem Wege! Der Schädel ändert seine Physiognomie von Tag zu Tag, er bewächst mit etwas — etwas

Fettigem; auf den Knochen bilden und häufen sich Fettbläschen. Er wird auch wärmer und wärmer, und an den Schläfen zeigt sich etwas Bläuliches.

Wenn ich die Hand nach ihm ausstrecke, fühle ich, daß zwischen uns beiden augenblicklich ein magnetischer Strom besteht . . . er zieht sozusagen die Kraft aus mir heraus, vorzugsweise aus meinem eigenen Schädel — armer Schädel!

Ich darf den Kerl tags über nicht mehr auf dem Schreibtisch lassen; sie könnten die Veränderung, die mit ihm vorgegangen, sehr leicht merken. Es ist nötig, ihn zu verstecken . . . am besten: ich gebe ihn in den Schrank, weit, weit weg von mir, und nur, wenn die Zimmertür verammelt, die Vorhänge zugezogen und das Schlüsselloch verstopft ist, soll er seinen Stammpfad einnehmen. . . .

Die Augenhöhlen sind jetzt keine leeren, beinernen Schälchen mehr. Nein! sie füllen sich mit etwas Formlosem, einer undefinierbaren Masse, etwas Schwärzlichem . . .

Offenbar bin ich auf dem Wege, etwas Neues, Wirklich=Noch=niedagewesenes, Großes zu ersinnen! — Nochniedagewesenes — — Ah, unzweifelhaft war es schon früher bekannt! Ich bin überzeugt, daß die indischen Brahminen in ihren bunten Pagoden Geheimnisse gepflegt haben, bei deren bloßer Nacherzählung unser Gehirn austrocknen würde, wie ein Bächlein im Sommer. Und in Ägypten die alexandrinischen Magier, diese großen Astronomen ohne Teleskop, welche die Schlüssel zu den erhabensten Wissenschaften verwahrt hielten — und die alten Chaldäer? die hätten derlei nicht gekannt?! — — —

Ich erwecke eben nur unsicher tastend das längst vergessene Wissen —, ich der Einzige auf der weiten Gotteswelt, ohne Vorkenntnisse, ohne Hilfsmittel — bewehrt nur mit der Kraft meines Willens, gehe ich kühn dem Unausprechlichen entgegen . . . und das Resultat — —?

21. März.

. . . Tag und Nacht über der rötlichen, warmen — ja warmen! Beinkugel! Jetzt ist es kein kalter, weiß-gewichster Schädel mehr — Nein! ich fühle, daß sich seine Wärme steigert, sein Aussehen sich verändert — ich möchte sagen: vermenschlicht . . .

Meine Umgebung sieht mich mißtrauisch an und sucht dahinterzukommen, was ich eigentlich treibe, womit ich mich augenscheinlich so intensiv beschäftige; es interessiert sie, zu wissen . . . Prost Mahlzeit!

Da könnt ihr lange warten. . . . Wenn sie die Wahrheit kennten — das wär ein Fang! . . .

30. März.

Der Schädel besitzt unverkennbaren Lebenspuls . . . über den Augen beginnen sich schmale schwarze Striche zu bilden —: die Brauen . . . auf den Schläfen kräuseln sich drei oder vier ergraute Haarsträhne . . . die Zähne sind beiderseits wie mit einer Schweinsblase bedeckt . . . diese Schweinsblase hängt nicht ganz zusammen, denn in der Gegend der Lippen klappt ein übrigens kaum erkennbarer Riß . . .

Und das alles ist nicht ekelhaft, häßlich, nur widerwärtig durch seinen Eindruck

Zeitweilig scheint es mir, als ob gar nichts da wäre, als ob das alles nur ein Bild von etwas wäre . . . als ob es nur Täuschung meines Gesichtss- und Tastsinnes wäre . . . ein Phantasiegebilde . . .

VI.

6. April.

. . . Aber weshalb ist diese schichtenförmig anwachsende Haut gerunzelt? Warum sind die greisenhaften Lippen so fest geschlossen, durch einen bitteren, herzbeklemmenden Eindruck verunstaltet? Die Lider — es sind schon welche da — sind ebenfalls geschlossen, der Schädel kahl, nur auf den Schläfen kräuseln sich einzelne Fäden. Das Antlitz ist nicht rötlich, sondern von zitronengelber, hie und da sogar: aschgrauer Farbe . . . Die Haut noch ganz weich, wie roher Teig . . . Die Wangen eingefallen, schlaff, — — warum das? Wie kommt es, daß dies ein alter Mann ist . . . Es war ja der Schädel eines jungen — wie sagte doch der Medikus? — eines jungen Monomanen, eines abnormen Menschen . . . Die Zähne waren ja auch noch gerade und gesund.

10. April.

. . . Die Augen sind fest geschlossen . . . Wenn ich aber alle Willenskraft zusammennehme, damit sie sich öffnen, kann ich auf den Lidern ein leises Zittern bemerken . . . Die Wimpern beben, manchmal zieht ein Krampf die Wangen zusammen, aber die Augen, die Augen bleiben geschlossen . . . Wie, wenn ich's versuchte, sie mit Gewalt zu öffnen?! . . .

11. April.

Gesagt, gethan! Aber da habe ich begriffen, warum sie sich nicht

öffnen — das Auge ist eben noch nicht da . . . bloßes Eiweiß befindet sich in der Augenhöhle. Als ich das obere Lid wieder zubrückte, erschien ein Tropfen auf dem untern: ein reines durchsichtiges Tröpfchen. Es glitt über die Nase herab, blieb ein Weilchen auf den Lippen stehen und fiel dann klatschend auf das dem Schädel untergelegte Papier. Als es austrocknete, war ein gelbliches Fleckchen sichtbar, wie immer nach einer Thräne

15. April.

. . . abermals Nacht, tiefes Dunkel um mich — ich liege im Bette, der Schädel auf dem Tische . . . Es däucht mich fortwährend, als ob er nach mir hinsähe, mit bitterbösem Ausdruck . . . Aber Unsinn! wie kann er denn sehen, wenn ihm das Instrument hierzu, das Auge fehlt?

Er ist mein, mein Erzeugnis — ganz und gar. Ich habe einen Teil meines Selbst, meines Ich in ihn übergeleitet: seht mich nur an, wie ich darüber blaß, fahl geworden bin, wie ich rapid altere . . . Ja, wenn ich mich im Spiegel erblicke, so scheint es mir, als ob ich ihm ähnlich sähe: Die Augen glanz- und leblos, darunter tiefe schwarzblaue Ringe, die Lippen blutlos, schmal, trocken, die Haut eiskalt und widerwärtig-weich

Oft ist es mir, als ob ich schlief und träumte, und erwachend den toten, glänzenden Schädel auf dem Tische finden würde, und alles, wie ehemals, vor alters — wie lange ist das her! — wäre . . .

Aber nein, nein! Das ist eben das Grauensvolle: ich schlafe nicht! ich träume nicht!! — ich lebe, lebe — zu meinem Entsetzen. Alles um mich herum ist herbe Wirklichkeit. Die Meinen — ich selbst — — alles, alles! . . .

26. April.

Ich habe lange gegrübelt, ob ich denn doch nicht träume . . . Es giebt ja Träume von solcher Intensität, solcher Wahrheit, daß man noch lange Zeit nach dem Erwachen zweifelt, ob es nur Träume gewesen . . . Aber ich bin zu dem Resultat gekommen, daß ich all das wirklich erlebt habe. — Und das ist das Grauensvolle! ich schlafe nicht, ich träume nicht, — ich lebe — — Sieh da! ich bin allein im Zimmer, die Stoduhr tickt, durchs Fenster höre ich, wie man auf dem Hofe die Teppiche ausklopft, im Nebengemache wird der Fußboden geschauert . . . und gerade bei mir auf dem Tische, eine Elle von meinem Antlitz, liegt der gräßliche Schädel — — Schädel? o nein! Der lebendige Menschenkopf! — Ach, wenn ich doch nur schlief! wenn ich nimmermehr erwachte!!

28. April.

Während der letzten Zeit hat der Schädel eine große Periode in seiner Entwicklung durchgemacht, und diese Periode ist gräßlicher als alle vorhergehenden. Es ist der Gipfel der Entwicklung . . .

VII.

6. Mai.

Ich bemerkte, daß sich die Lippen des vertrackten Kerls bewegen, der Mund allmählich sich öffnet, wie wenn er Atem schöpfe. Und in der Nacht melden sich wieder die wundersamen Töne, nur daß sie nicht, wie früher, kurz, trocken klingen, vielmehr einem tiefen Seufzer gleichen . . .

10. Mai.

Das konnte ich nicht ertragen . . . Eine Nacht wohl, in der zweiten aber drängte es mich, dem furchtbaren Dinge ein Ende zu machen. Ich sperre nämlich den widerhaarigen Kopf in den Schrank. Aber auch von dort, auch von dort her ließen sich die entsetzlichen Seufzer vernehmen . . . freilich kaum hörbar, wie ein fernes Echo, aber ich erlauschte sie doch, ich erlausche ja alles, nicht so sehr mit meinem Ohre, vielmehr mit meinem Körper, mit meinem ganzen Organismus . . .

12. Mai.

Ich war schon auf dem Sprunge, auf und davon zu laufen, weit hinaus in die Welt — ein Wunder, daß ich nicht um das bißchen Verstand gekommen bin, das ich noch besitze . . . Der gottverfluchte Schädel stöhnt auch tagsüber, ohne Rücksicht auf die spionierende Umgebung, mit festgeschlossenen Augen und gräulich-verzerrten Mienen. . . .

So wickelte ich ihn denn in einen dicken Teppich, versteckte ihn in den aller-, allerentferntesten Winkel, warf eine Anzahl von schalldämpfenden Tüchern über ihn und häufte obendarauf einen Berg von Matratzen — — — es half nichts, es half nicht das mindeste: er seufzte und stöhnte unablässig . . . Das Blut gefriert mir in den Adern, in meinem Kopf springt alles heulend durcheinander, vor meinen Augen kreisen tausend und abertausend Feuerfunken in allen möglichen Farben . . . ich fürchte, daß sie alles hören, alles erfahren. — Was soll, was werd ich nur sagen, ich, der ich nicht einmal weiß, was das Ganze überhaupt bedeutet, woher es kommt . . . nein! nein! Das ist seelenmordend! Ich muß den verteuflchten Schädel vernichten. Ich habe ihn erzeugt, ich kann ihn also auch vernichten — er muß mir das Meine wiedergeben, der elende Dieb! — Ich nehme alle Willenskraft zusammen,

um das aufgespeicherte Lebens-Fluidum zu vernichten, das ich ihm eingeflößt . . .

20. Mai.

. . . . Acht Tage lang! Und kein Resultat! — Ach! meine Willenskraft ist dahin, verschwunden, sie gehorcht mir wenigstens nicht mehr, ich bin nicht imstande, sie auf einen Gegenstand zu konzentrieren — es ist mir, als ob sie auseinanderflösse . . .

VIII.

17. Juni.

In einer Nacht war es, in der entsetzlichen Nacht meines Lebens: — ich lag von Phantasmen und Wahnbildern, untermischt mit dem markerschütternden Geseufze, fieberhaft-erregt im Bette . . . Der Schädel ächzte und stöhnte, wie noch nie zuvor, ohne aufhören, im gleichen Tonfall . . . ich fühlte deutlich, wie sich mir bei jedem Ton ein Stück Hirn verflüchtigte . . .

Ich mußte ein Ende machen . . .

Halbnacht sprang ich vom Lager auf, zündete die Lampe an, zog die verruchte Bestie von einem Schädel aus seinem Versteck hervor und warf ihn vor Wut zitternd und mit den Zähnen knirschend auf den Tisch . . .

Über meinem Bett, auf dem persischen Teppich hängt ein Krummsäbel, ein altes Familienerbstück, mit Gold und Silber reich ausgelegt, damascenische Arbeit aus dem XIII. Jahrhundert. Darauf stürzte ich zu und riß die Klinge aus der Scheide. Sie glänzte blutig-rot, wie die Zunge eines Tigers, der eine Beute wittert . . . Ich hatte die Absicht, den Kopf zu zerhauen und sodann auf ganz kleine winzige Atome zu zerstampfen, aufdaß nichts mehr übrig bleibe.

Ich schloß die Augen, holte mit beiden Händen aus und schlug auf den Schädel ein . . . Der Hieb ging fehl, d. h. der Säbel rutschte ab und bohrte sich tief in den Tisch — der vermaledeite Schädel aber sprang klappernd vom Tisch und fiel zur Erde, gegen jene Stelle, wo ich ihn vordem verborgen gehalten. — Ob er sich fürchtete und sein Heil in der Flucht suchen wollte? — —

Mir stieg alles Blut zu Kopfe, Ströme von Schweiß brachen aus den Poren — Wütend griff ich abermals nach dem Schädel, warf ihn hart auf den Tisch, drückte ihn mit der Linken fest an und holte, meiner selbst nicht mehr mächtig, mit der Waffe aus. — In diesem Augenblicke öffneten sich langsam, langsam die Augen des Schädels. Es

waren die müden grauen Pupillen eines Greises, aus denen Furcht vor etwas mir Unbekanntem hervorstierte . . . aber mir blieb sich's nun gleich: blindwütig begann ich einzuhauen

Entweder fühlte ich einen gewissen physischen Schmerz, oder schien es mir so . . . Die Lampe war umgefallen und erloschen . . . ringsum Dunkel, wie in einem Sack. Ich weiß nicht mehr, worauf und warum ich so wahnsinnig einhieb, und erinnere mich schließlich nur sehr dunkel, daß ich in der Finsternis zu meinem Bett tappte und darauf bewusstlos niederschlug

Ein scharfer Geruch weckte mich. Es war Tag. Ich sah mich um und entsetzte mich. Mein Lager schwamm sozusagen im Blut . . . auf der linken Hand zwei tiefe Wunden, der Arm selbst angeschwollen . . . unter dem Tische lag der Säbel, und daneben der übel zugerichtete Schädel . . .

Ja, es war ein Totenschädel — wahrhaftig! Eine gewöhnliche, platte weiße Beinfugel, ohne das geringste Anzeichen von Fleisch und Fett. Ich las die Trümmer mit der Rechten zusammen und verbarg sie samt dem Säbel im untersten Fache des Wäscheschranks . . . Plötzlich verspürte ich einen furchtbaren Schmerz — es war, als würden mir stückweise die Glieder ausgerissen . . .

Von da ab beginnen sich meine Gedanken zu verwirren — — Phantasmen . . . widerlicher Geruch . . . Chloroform . . . Leute in schwarzen Röcken mit Brillen und vorgebundenen weißen Schürzen . . . Konfilien . . . geheimnisvolles Kopfschütteln rechts und links . . . endlich der Beschluß: — die Amputation ist unbedingt nötig . . .

IX.

Februar . . .

Das aufreibende Nervenfieber, die entsetzliche Operation — man nahm mir den linken Arm ab — die Martern des physischen und seelischen Leidens — alles überstand ich. Alles machte ich durch und stand vom monatelangen Siechtum gesund auf. — Wozu? weshalb? — Ich weiß es nicht — vielleicht um das alte Spiel von neuem anzufangen.

Ich hörte, was die Doktoren meinen bekümmerten Angehörigen sagten, ich hörte alles, was man über mich selbst im dritten Zimmer

sprach; bei solchen Krankheiten schärft sich ja das Gehör in wunderbarer Weise . . . Die Doktoren versicherten, es werde mich nun tiefe Melancholie überkommen, und damit schwände auch das Siechtum . . . Es ist eingetroffen . . .

März.

Als ich wieder einmal mitterseelenallein in meiner Stube saß — zuerst stand ich zwar unter Polizeiaufsicht der Meinen — erinnerte ich mich aufs Lebhafteste der eben erzählten Vorfälle, und es faßte mich der Drang, mir das dereinstige Objekt meines gefährlichen Experimentes näher anzusehen. Ich erbrach also die Schublade, worin die Trümmer des lebendig-gewordenen Schädels versteckt lagen, ich fand alles so, wie ich es vor einigen Monaten hingelegt hatte, fest eingepackt in alte Zeitungsnummern. Auf den Überresten sowohl, als auf dem Papiere waren zahlreiche Blutflecke. Jedenfalls, weil ich die Gegenstände mit blutenden Fingern berührt hatte. Die Schädel-Fragmente waren trocken, glatt und bis auf die Blutflecken weiß — nirgendwo eine Spur von dem, was mich so lange Zeit in Atem gehalten . . .

Ich stimmte nun vollkommen den Ärzten bei, daß sich der Wahnsinn meiner bemächtigt, jetzt aber alles wieder gut sei. Diese Vorstellung, in die ich mich mit großem Behagen hineinlebte, wirkte sehr günstig auf meinen Organismus — : ich genas physisch, wie psychisch vollkommen. Das schwarze Pünktchen in meinem Gehirn war verschwunden . . . Das vacuum füllte ein warmer Lebenspuls aus, und meine Historie vom Lebendigwerden des Totenkopfes war nichts mehr und nichts weniger als ein Unsinn, ein Wahn . . .

April.

. . . Alles recht schön und gut! Welch ein großes Glück wäre es gewesen, wenn sich das auch bewahrheitet hätte! Aber das konnte, das durfte nicht geschehen — die Wahrheit mußte siegen und . . . sie siegte auch! — Ich war nicht wahnsinnig, und alles entsprach der Wahrheit!

X.

Mai.

Als ich eines Tages die vom Säbel herrührenden Einschnitte des Tisches betrachtete, fiel mir natürlich die Waffe ein, die ich seit jenem grauenvollen Morgen nicht gesehen hatte. Sie lag im Schrank unter allerlei Gegenständen, ich zog die Klinge heraus . . . sie war von oben bis unten mit dunkelrötlichen Flecken besudelt und hin und wieder schon

verrostet. Das war Blut, Blut — versteht sich: mein Blut, weil ich mich einigemale in den Arm gehackt hatte . . .

Ich sah mir den Säbel genauer an . . . und da — fand ich außer dem Blute noch etwas . . . etwas Haarsträubendes . . . Auf beiden Klingensflächen, gegen die Schneide zu, klebten merkwürdige Stückchen, eingetrocknet, verkrustet, ja, nahe an der Spitze, in der sogenannten „Blutrinne“, bemerkte ich ein Haselnuß großes, mit einer gelblichen Materie bedecktes Fragment . . . Was mochte das sein?! Das Blut stieg mir mit eins in den Kopf . . . jenes schwarze Pünktchen, das ich gänzlich verschwunden glaubte, war unfehlbar wieder da und begann zu wachsen, mit rasender Schnelligkeit, und sich auszudehnen . . . ich fühlte, wie es das Hirn herausdrückte . . . — — Ha, was ist das? Wieder die Hallucinationen? Wieder die alte Geschichte?! . . .

Ich nahm mir vor, mich zu überzeugen, ich traute mir selber nicht mehr — ein schlimmes, bedenkliches Zeichen! Ich legte den wunderlichen Fund in eine mit Watte ausgepolsterte Schachtel und fuhr zu meinem Freunde, einem geschätzten Doktor. Diesen bat ich um mikroskopische Untersuchung. An ihm lag es, alles zu entscheiden, mein Schicksal, meinen Seelenfrieden, das fernere Wohl und Wehe meines inneren Kosmos zu bestimmen . . .

Die Untersuchung fand statt, und das Resultat —?! war schrecklich! Der Arzt sagte: „Das, mein lieber Alter, ist ein Menschenknöchlein mit einem Atom Gehirn!“ — — —

Genug, das war genug! Etwas Grauenhafteres konnte er nicht über die Lippen bringen. „Ein Menschenknöchlein mit einem Atom Gehirn!“ — Da haben wir's ja! So sah mein Wahnsinn aus, und davon wollten sie mich heilen! Die Narren! die Narren!! und abermals: die Narren!!! Sie hielten mich für einen abnormen Menschen, indes sie selbst abnorm sind! — —

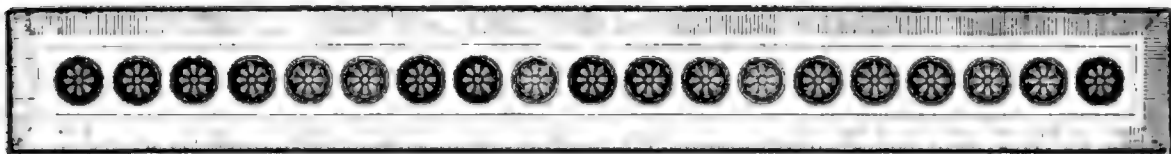
Ha, ha, ha! ich konnte auf dem Kopfe tanzen und dazu mit den Hühneraugen Flöte blasen! — — Und das Schönste! sage ich ihnen, was ich erlebt, so werden sie mich auslachen, überlegen die Perrücken schütteln! Die Narren! die Narren!! ha, ha, ha! — —

Nu, meinethalben: ich habe also Hallucinationen! ich bin ein Narr! ein abnormer Mensch! Bien, mes enfants! Es genügt mir vollauf! Da für aber, da für weiß ich, was niemand, niemand auf der ganzen weiten Gotteswelt weiß! Das größte, das furchtbarste Geheimnis der Menschheit! — — Aber, aber: wenn ich nicht wahnsinnig bin, sondern andere es sind — was dann? was wäre ich dann?

Wenn ich bloß weiter gegangen, weiter gedrungen sein sollte, als die anderen, die gleiche Ziele erstrebt, weiter in jene übersinnliche Welt, die meiner Umgebung unzugänglich, ein Buch mit sieben Siegeln ist? Dann, ja dann: bin ich ja ein Weiser und sie — sie sind die Narren — — aber abnorm bin ich unter allen Umständen, das ist das *punctum saliens*!!

Übrigens: darüber soll und darf man nicht reden — nicht reden? — nein! nicht einmal nachdenken. Hamlet hat ganz Recht, wie — wie immer! Mag meine Umgebung immerhin glauben, ich hätte Hallucinationen, ich wäre ein Narr und was dessen mehr ist — ich weiß es besser, ich weiß, was ich weiß!
.





Blütezeit.

Novelle von A. Fischer-Löher.

(Gleichenstein.)

In den Zimmerecken lagen schon die Schatten der Dämmerung, aber am Fenster war es noch licht. In den Vorhängen hatte sich ein letzter Sonnenreflex verfangen, der wob einen Glorienschein um den blonden Kopf des jungen Mädchens, das bei seiner fleißigen Handarbeit purpurrote Wangen bekommen hatte.

Vor Ungeduld mit der Weißstickerei vor der Dunkelheit fertig zu werden, wippte Sidonie Groß, die kleine Sidby, wie sie allgemein hieß, auf ihrem Stuhle hin und her, ohne daß sie nur einen Augenblick die Hand ruhen ließ. Eins, zwei, — eins zwei, zählte sie laut, Stich und Ausziehen der Nadel kamen dabei in Rhythmus, und es „fluschte“ so, ihrer Ansicht nach, mehr. Dann war endlich der letzte Stich gemacht. Mit einem kühnen Schwunge flog die Stickerei auf das Nähtischchen, und sie selbst sprang auf.

Sie reckte die Arme in die Luft und holte tief Atem. Was gab das für ein angenehmes Gefühl, eine Arbeit vollendet zu wissen, so eine Art Freiheit, die leicht und zufrieden machte.

Sie reckte sich noch einmal, und dann ging sie, die Hände auf den Rücken gelegt, ein paarmal im Zimmer auf und ab. Sie fand sich im Moment selbst beneidenswert. Wieder hatte sie sich einiges Geld verdient und konnte sich dafür kaufen, was sie wollte, so eine buntseidene Schürze, wie sie ihr neulich in der Leipzigerstraße in einem Schaufenster aufgefallen war, oder gar einen Straßenfächer in der Form eines winzig kleinen Sonnenschirmchens, für den Frühling, der ja nun kam.

Wie warm es heute schon gewesen war, — es war schon Frühling.

Sie lief zum Fenster und öffnete einen Flügel. Eine feuchte, warme Luft drang zu ihr herein, die sie mit weiter Brust einatmete.

Sie schob auch den zweiten Flügel mit dem Ellbogen zurück und stellte sich mitten in das Fenster.

Viel Raum nahm sie aber nicht in Anspruch, sie hatte nur ein schmales Figürchen, mit ihren siebzehn Jahren, und noch unentwickelte Formen. Sie glich einer geschlossenen Knospe, die in der unschönen Hülle die künftige Blumenpracht leise zu entwickeln begann. Durch die Spitzen der Kelchblätter, die der mächtige Jugendtrieb schon auseinander zu biegen versuchte, blühte schon ein Schimmer der köstlichen Farbe. Die weiche runde Linie, die Siddys Kopfansatz zum Nacken herunter bildete, gab solch ein Ahnen schöner Formen ihrer einst entwickelten Gestalt. Zu diesen würde dann auch die üppige Masse hellblonden Haares besser passen, die in großen Wellen ihr Stirn und Schläfen umrahmte, und von ihr am Hinterkopf zu einem dicken griechischen Knoten verschlungen war. Ein roter Pfeil war durchgesteckt. Vorläufig erschien die Haarfülle zu groß für den kleinen Kopf auf den schwächtigen Schultern.

Dessen ungeachtet bewegte sie jetzt beim Hinausschauen das Köpfschen so rasch und lebhaft hin und her, wie es nur immer die Neugierde zu Wege bringen konnte.

Draußen, auf dem großen Platz vor ihrem Fenster, ging auch etwas sehr Interessantes vor sich.

Dort stand Portiers Frieda unter einem kahlen Baume. Vor ihr befand sich ein junger Herr in einem hechtgrauen Mantel mit weitem Kragen, der sehr imponierend aussah. Sie sprachen miteinander. Allerdings war es kein sehr lebhaftes Unterhalten, konstatierte Syddy. Wenn Frieda sich mit ihr unterhielt, ging das Schwatzen ganz anders. — Jetzt schien sie schon wieder keine Antwort zu wissen und senkte verlegen den Kopf. Gleich darauf hob sie ihn wieder mit einem Ruck und lachte übermäßig auf, und der junge Mann lachte mit und zeichnete mit seinem Stock Figuren in den Sand. Dabei lag über ihnen die weiche, treibende Stimmung der einfallenden Dämmerung eines Märztages. Es war kein Licht mehr in den Luftschichten. Doch hoben sich die beiden Gestalten noch klar von dem grauen Dunst ab, der zwischen den Bäumen auf dem Plage wob, als seien [sie die vollbewußte] Kraft in dem dämmernden Frühlingstreiben der schaffenden Natur.

Siddy hätte um die Welt gern etwas davon erhorcht, was die beiden sprachen. Frieda hatte ihr neulich unter dem Siegel der Verschwiegenheit gestanden, daß sich ein junger Kaufmann um sie bewerbe.

Sie habe ihn im Gesangverein kennen gelernt und liebe ihn jetzt schon unmenschlich. Er sei ihr Gott.

Siddy hatte das sehr albern gefunden, dummes Zeug, was keinen Sinn habe. Dafür hatte Frieda sie „einfach kindisch“ genannt. Mit letzterer Bezeichnung hatte sie aber den wunden Punkt in Siddys Wesen berührt. Wenn es je etwas gab, was ihr die Laune verdarb und sie bitter kränkte, so war es der Umstand, für ihre Umgebung immer noch ein Kind zu sein.

Sie haßte aufs Ehrlichste diese Entwürdigung ihrer siebzehn Jahre und ihrer hausmütterlichen Pflichten. Denn seit ihr vor einem Jahre die Mutter gestorben war, stand sie allein dem Haushalt des Vaters vor. Sie wußte, daß sie ihre Sache gut machte, und alles genau so war, wie es bei der seligen Mutter gewesen. Trotzdem nannte man sie Siddy, Kind, Kleine. Ihren schönen Namen Sidonie schien niemand über die Lippen bringen zu können. Es war wirklich zum Totärgern.

Als sie jetzt in der Dämmerung dem Paare unter den Bäumen zuschaute, stieg in Erinnerung an Friedas Liebe das dumpfe Gefühl eines wirklichen Mangels in ihr auf. Zu gleicher Zeit kam ihr aber auch das brennende Verlangen, diesen Mangel auszufüllen.

Sie hielt den Atem an. Jeder Nerv in ihr begann zu dem Liebespaar hinüber zu lauschen. Lag dort das Geheimnis, das sich immer noch zwischen sie selbst und den vollen Lebensausdruck stellte, ohne den man sie nicht anerkannte? Ihr Herz fing zu klopfen an bei dieser Unspannung aller Seelenvermögen, des Erkennens, des Gefühles und des Begehrens.

Da schellte es an ihrer Korridorhüre. Mit eindringlicher Energie wurde es ein paarmal wiederholt. Siddy richtete sich auf. Es wurde ihr schwer, ihren Platz zu verlassen. Doch war es fast ein Seufzer der Erleichterung, mit dem sie sich endlich losriß, um nachzuschauen, wer zu ihr wollte.

Es war ihre Nachbarin, Frau Müller, die mit ihren beiden Kindern zu ihr kam. Eins trug sie auf dem Arm, das zweite hing ihr an der Schürze.

Siddy begrüßte sie freundlich und führte sie in die Wohnstube. Dabei bemerkte die Frau das geöffnete Fenster.

„Was für ein Unsinn,“ schallt sie Siddy, die zum Fenster gesprungen war, um die vom Zug der Thüre sich aufblähende Gardine wieder fest zu machen. „Was für ein Unsinn, für die Straße zu heizen.“

Frau Müller rügte immer etwas, wenn sie kam. Wäre das Fenster bei ihrem Eintritt geschlossen gewesen, hätte sie vielleicht über schlechte Luft räsonniert. Sie lebte in dem Wahne, die einzige erziehlich gelungene Repräsentantin ihres Geschlechtes zu sein, und fand demzufolge immer Grund, an den andern herumzutadeln.

Siddy kannte das und sagte einfach:

„Water hat gern frische Luft im Zimmer.“

Nun setzte sich die Frau in den Lehnstuhl, der am Ofen stand. Ihren jüngsten Sprößling behielt sie auf dem Schoß, während das andere Kind zweck- und ziellos im Zimmer umherlief. Siddy zündete eine Lampe an und zog die Vorhänge am Fenster zu. Da stieß das herumkribbelnde Kind mit dem Köpfchen an eine Tischkante und fiel hin.

Jetzt gab es ein Zetergeschrei. Das Mädchen sprang zu und hob das Kind auf, pustete und streichelte sein Köpfchen und suchte es zu beschwichtigen.

„Mariechen,“ kommandierte zuletzt Frau Müller, „nun sei aber still. Es giebt sonst noch eins drauf.“ Die Kleine drückte eingeschüchtert ihr Köpfchen stumm an Siddys Brust.

Es war ein anmutiges Bild, das beide im Augenblick boten. Das rosige Kind mit den schwarzen Lösschen über der Stirne, fest geschmiegt an das satte Rot von Siddys Kleid, und darüber gebeugt der junge Mädchenkopf mit der goldenen Haarflut, auf dessen Scheitel das Licht leuchtende Reflexe spann.

Frau Müller hatte keinen Kunstblick, doch verspürte sie vor diesem Bilde ein nicht wegzuleugnendes Wohlbehagen. Es war rein physischer Natur und saß ihr in den Gliedern. Sie lehnte sich in ihrem Sitz zurück und ließ die Augen im Zimmer umherlaufen.

Es paßte alles, was hier war, zu dem blühsauberem Mädchen. Das gab sie sich ohne Rückhalt zu. Die Vorhänge am Fenster waren blütenweiß, und kein Stäubchen auf den blanken, zierlichen Möbeln, und auf Siddys Nähtisch am Fenster stand ein ganzes Arrangement von blühenden Primeln und Aurikeln.

Sie hat immer Primeln, dachte Frau Müller, wo sich andere junge Mädchen Hyazinthen und Maiglöckchen kaufen. — Die riechen doch. — Hübsch waren die Primeln. Aber es fehlte ihnen etwas, der intensive Duft, den man unterscheiden konnte. Die Primeln rochen nur frisch, pflanzenhaft allgemein. — Und Siddy war wirklich ebenso wie ihre Blumen. Alles an ihr war hübsch, reizend und frisch, — aber —

Frau Müller fand nicht den Ausdruck dafür. So ließ sie es, sich damit abzuquälen, und sagte laut: „Hast Du die Frieda gesehen, wie sie unten mit dem Manne kokettierte? Es war der reine Spektakel.“

Siddy hob den Kopf.

„Aber sie wollen sich ja heiraten,“ protestierte sie. „Sie lieben sich.“

„Du meinst, das setzt das Heiraten voraus.“

„Ja, natürlich,“ gab Siddy ohne Zögern zu.

Die Frau schüttelte den Kopf und lachte. Wie drollig das Mädchen war.

„Du bist noch ein rechtes Kind, Siddy.“

„Warum?“

Des Mädchens Ton war jetzt ziemlich energisch geworden. Frau Müller geriet in Verlegenheit.

„Weil Du so dumm fragst,“ antwortete sie nach einer Pause herb und kurz.

Siddy glühte auf.

„Ich bin nicht dumm mehr. Ich werde im Juli achtzehn Jahre, ich bin erwachsen.“

Die Frau war ganz konsterniert von dieses „Kindes“ Anmaßung. „Hör einer das mit an,“ schalt sie los. „Du verlangst auf Deine Jahre hin wohl Respekt von mir? Ich soll Dich gleich Fräulein Sidonie nennen, was?“

Mit diesem Trumps, den sie ausspielte, gewann sie aber den Stich nicht. Siddy nahm ihn.

„Ich finde, daß Sidonie besser für mich paßt. Aus Siddy bin ich herausgewachsen.“

Frau Müller war starr. Mit ihrem Verstande war es zu Ende. Einer von ihnen mußte übergeschnappt sein. Sie schloß aber mehr auf Siddy.

„Nein, so was, — nein, so was!“ Mehr brachte sie fürs erste nicht heraus. Dabei kam ihr der Gedanke, daß es eigentümlich war, daß Siddy gerade heute so erwachsen that, wo sie Friedas Verhältnis mit angesehen hatte. Wollte sie es ihr nachmachen? Die beste Gelegenheit bot sich ihr allerdings dazu gleich Thüre an Thüre. — Sie nahm sich vor, gleich einmal so hinzuhorchen!

„Ich will Dir was sagen, Siddy, warum Du noch so ein Kind bist, Du kümmerst Dich zu wenig um die Leute.“

Die Angeredete blickte erstaunt auf. Wie interessiert ihr Besuch auf einmal aussah. Die graubraunen Augen funkelten ordentlich in

dem hageren Gesicht mit dem glänzenden, glatten Scheitel um die Wette.

„Zum Beispiel, da neben an der Herr Supernumerar,“ hörte sie jetzt die Frau sagen. „Ich glaube, ihr grüßt euch kaum.“

„Ja, warum auch. Er geht mich nichts an,“ gab sie zur Antwort.

„Da haben wir es. Ein hübscher, junger Herr, der alle Tage eine Frau nehmen kann, wenn ihm eine dazu gefällt, geht jedes erwachsene Mädchen etwas an,“ ereiferte sich Frau Müller und vergaß, daß sie vorkommenden Falles dieses Angehen sicherlich nicht christlich milde beurteilt hätte. „Alara und Else Schönlicht laufen ihm alle Tage zweimal in den Weg. Else weiß, daß er sich mit einer großen, schwarzen Dame führt.“

„Sie wird wohl seine Braut sein,“ meinte Sibdy.

„Öffentlich nicht, er soll nämlich keinen Ring tragen. Oder trägt er einen?“

Die Gefragte wußte es nicht.

„Du kannst es leicht herausbringen,“ wurde sie ermuntert.

„Ach Gott, es ist ja ganz egal.“

Ja ja, es war Frau Müller auch egal. Sie selbst war davon fest überzeugt. Wie dumm von dieser Sibdy, das erst auszusprechen! Einer Mutter war die ganze Welt egal, sie hatte ja ihre Kinder. Und von dem Besuch hatte sie auch nun genug, ihre Kinder mußten außerdem ins Bett.

Sibdy trug ihr das kleine Mariechen auf den Flur und wartete bis die Nachbarin ihre Thüre aufgeschlossen hatte. Diese zog säumig ihren Schlüssel aus der Tasche. — Plötzlich ließ sie ihn wieder hineingleiten. Es fiel ihr ein, daß sie bei Portiers etwas wegen der Waschküche zu bestellen hätte. Sie wies Siddys Anerbieten, Mariechen so lange bei sich zu behalten, kurz ab, ergriff des Kindes Arm und hob es immer über zwei Stufen die Treppe hinunter, daß es wie ein Taschentuch an ihrer Seite baumelte. Aber Mariechen fügte sich nicht willig in diese Art der mütterlichen Beförderung. Auch das Jüngere auf Frau Müllers Arm begann zu zappeln. Durch dieses doppelte Sträuben gegen ihre Macht geriet sie ins Schwanken und wäre unfehlbar mit beiden Kindern gestürzt, wenn Sibdy nicht schnell die Treppen hinunterflog und Mariechen erfaßte, so daß die Frau eine Hand frei bekam, um sich an dem Geländer fest zu halten.

„Balg Du,“ schoß es ihr bei der ersten ruhigeren Lungenbehmung über die Lippen, wobei sie ihrem Mariechen einen Klapps verjetzte.

„Sie hätten mir das Kind lassen sollen,“ wagte Sidby einzuwenden.

Sie kam schlecht an. „Ach was,“ fuhr Frau Müller auf, verstummte aber jäh, weil sie von unten her Schritte die Treppe hinaufkommen hörte.

Sie beugte sich über das Geländer. Ach, es kam der Herr Supernumerar!

Frau Müller blickte seitwärts auf Sidby. Wie hübsch die Kleine jetzt mit den vom Schreck frisch geröteten Wangen aussah, und wie zart ihre Hautfarbe war. Wenn der Supernumerar Augen im Kopfe hatte, bemerkte er es auch. Und dabei war Sidby so unerfahren!

„Mir ist der Schreck in alle Glieder gefahren, ich bleibe bei Dir oben,“ entschied sie zu dem Mädchen gewendet. Jetzt war der Supernumerar herangekommen.

„Was ist denn passiert?“ fragte er grüßend und blieb stehen. Sehr interessiert schien er um die Antwort nicht zu sein, der eine Fuß von ihm nahm schon die Stufe aufwärts.

„Beinahe wäre Frau Müller mit beiden Kindern die Treppe hinuntergestürzt, — das war ein Schreck!“ berichtete Sidby, noch ganz voll von dem Erlebnis, mit lebhafter klingender Stimme.

Frau Müller kam jetzt dahinter, daß der Mann „Augen“ hatte. Sie hingen mit ausgesprochenem Wohlgefallen an dem rosigen jungen Mädchen. Und Sidby wurde nicht einmal rot darüber. Unbegreiflich!

„Nun ja,“ rief die Frau laut, „so ein Kind wie die Sidby ist, kann flink die Treppe hinunter kommen, um zu helfen.“

Sidby zuckte zusammen. Aus ihren blauen Augen war auf einmal die Lebenslust heraus. Da war es wieder, was ihr alles Interesse an den Leuten verdarb, ein Kind sollte sie nur sein, und vor diesem Fremden war es gesagt! Sie war empört über ihre Nachbarin.

Mit einer schnellen Wendung sprang sie die Treppe hinauf, stellte Mariechen an das Geländer und sagte kurz:

„Ich muß Feuer anmachen. Vater wird gleich kommen. Guten Abend.“

Gleich darauf verschwand sie in ihrer Wohnung. —

Beim Abendbrot hatte Sidby ein kleines Wortgefecht mit ihrem Vater über Frau Müllers beharrliche Verkennung ihrer siebzehnjährigen Würde, fand aber nur mangelhaftes Verständnis für ihren Kummer. Das ließ sie in der Nacht schlecht schlafen, und am andern Morgen sah sie angegriffen und blaß aus.

Der Vater, durch Frau Müller beraten, schob das schlechte Aussehen seines Töchterchens auf das viele Hocken im Zimmer und verordnete energisch einen Spaziergang im Sonnenschein. Auf die Begleitung von Portiers Frieda oder der Schönlicht'schen Mädchen wurde verzichtet, da Frau Müller behauptete, sie hätten doch nur Liebeleien im Kopfe.

Siddy ging auch lieber allein, es kam ihr das erwachsener vor. Punkt drei Uhr am Nachmittag stand sie fix und fertig vor dem kleinen Spiegel in ihrer Schlafkammer und lächelte ihr Bild an. — Sie war mit sich zufrieden, und das gab ihr die roten Wangen schon vor dem Spaziergange wieder.

Der Vater war kurz vor ihr in sein Bureau gegangen, er war Bureauvorsteher bei einem Justizrat, — so schloß Siddy alle Thüren ihrer Wohnung zu. Auf dem Korridor fiel ihr der Mitbewohner desselben ein. Wenn der Herr Supernumerar fortging, ließ er die Flurthüre nur hinter sich zuschlagen. Das traf nicht immer ins Schloß, sie hatte es schon erlebt. Der Herr Supernumerar war zu sorglos und machte es den Spitzbuben leicht, zu stehlen.

Schnell entschlossen klopfte sie an seine Thüre an.

„Herein,“ schallte es heraus zu ihr.

Sie überschritt ohne Scheu die Schwelle.

„Bitte,“ begann sie dort hingewendet, wo sich der Bewohner des Zimmers in einem Schaukelstuhl wiegte. „Bitte, passen Sie auf, daß die Thüre einschnappt, wenn Sie ausgehen. Ich meine die Flurthüre. Es ist niemand weiter da. Ich gehe aus.“

„Schön, Kleine, werde danach hinsehen,“ entgegnete, er ohne sich zu erheben. Dann fragte er so beiläufig:

„Wo geht denn die Reise hin?“

Sie drehte sich halb herum. Sie ärgerte sich über den bequemen Menschen.

„Spazieren,“ kam es hochmütig heraus.

Der Fragende erhob sich. Es war unzweifelhaft, die Kleine dort im Thürrahmen war ein sehr erfreulicher Anblick.

„Ei,“ setzte er die Unterhaltung fort, „das fleißige Fräulein Sidonie findet auch einmal Zeit zum Spaziergehen!“

Er war beim Sprechen näher zu ihr heran gekommen und stand nun mitten im Zimmer.

Siddy's Born zerfloß wie Schnee an der Märzsonne. Fräulein

Sidonie, wie schön das klang! Sie reckte ihr schmales Figürchen in die Höhe, während sie freundlich antwortete:

„Mein Vater will es, daß ich spazieren gehe. Ich soll nicht so viel im Zimmer sitzen.“ So hell wie Vogelgezwitscher klang ihre Stimme.

„Viel Vergnügen, o recht viel Vergnügen.“

Der Supernumerar verbeugte sich verbindlich. „Danke,“ sagte Sibby und nickte ihm zu.

Und nun ging sie, ohne sich nochmal umzublicken, zur Thüre hinaus. Sie war schon bis zur Treppe gekommen, als sie plötzlich stillstand und sich auf etwas besann. Dann tippte sie sich mit dem Zeigefinger auf die Stirn und meinte laut:

„Wie dumm ich war. Ich hätte ganz gut sehen können, ob der Herr Supernumerar einen Ring trug oder nicht.“

Lehterer verharrte indessen noch eine Weile auf seinem Platz mitten im Zimmer, die Augen auf die Thüre gerichtet, an welcher Sibby gestanden hatte. Er lächelte sie sogar an, als wäre sie etwas ganz Erstaunliches in dieser wunderbaren Welt.

Dann drehte er sich zum Fenster herum und beobachtete den weißleuchtenden Sonnenschein, der auf den Schieferdächern lag. Wie die glänzende Luft flimmerte und gaukelte. Alles war wie in Licht getränkt. Die Telegraphendrähte, die über die Dächer liefen, spann das Licht fein wie Marieenfäden. Selbst den Rauch durchdrang es und löste seine grauen Massen in hellen Dunst auf. Welch eine Fülle von Glanz hatte der Frühling über das Häusermeer ausgeschüttet. Da mußte es in Wald und Flur einen Reichtum von Lust und Wonne geben!

Dem Supernumerar kam jetzt auch die Lust an, spazieren zu gehen. Bald darauf befand er sich auf der Straße. Er dachte daran, wo wohl die Kleine hingegangen sein mochte? Nun, — er ging in den Tiergarten.

Dem Herrn Supernumerar Julius Wende war Berlin gar nicht mehr fremd, trotzdem er dort erst seit acht Wochen lebte. Die alles gleich machenden Großstadtvoagen hatten ihm die Provinzlerecken schnell abgeschliffen, und er wandelte nun so individualitätslos in der Masse, mit der Masse, als sie es nur verlangte. An allem Erstaunlichen und Neuem der Millionenstadt hatte er sich abgerundet wie an einer Feile und stieß nirgends mehr an. Durch Empfehlungen war er ins Ministerium des Innern gekommen und steuerte auf den Rechnungsrat los. Nebenbei war er Reserveleutnant, machte alle paar Jahre eine

militärische Übung mit, und trug als Patriot und Soldat die Uniform zu Kaisers Geburtstag und zur Sedanfeier, weil er vorzüglich darin aussah. Er war gut gewachsen, breitschultrig und kräftig und hatte ein frisches, gesundes Gesicht, dem ein blonder Schnurrbart viel Männlichkeit verlieh. Er war kein Philister und kein Don Juan, sondern ein glatter, bequemer Mensch, der von dem lieben Nächsten nichts verlangte und ihm nichts gerade leistete. Er amüsierte sich gern und arbeitete gern, aber alles mit Maß.

An diesem warmen Märznachmittage, an dem er zufällig keine Bureaustunde hatte, gelangte er zum erstenmal tiefer in den Tiergarten hinein. Er hatte über den Frühling in Berlin noch nicht nachgedacht und war überrascht von dem Sprossen und Keimen an Baum und Strauch. Das trieb zum Leben, zum Licht, mit der Kraft der verjüngten Natur. Jedes Lüftchen, das ihn umfächelte, brachte ihm den Frühling zum Bewußtsein. Er verspürte ihn zuletzt in jeder Sehne seines eigenen Körpers, ein frohes, jauchzendes, werdendes Leben in jedem Atemzuge. Er lief immer weiter, die kreuz und die quer, und hatte keine Ahnung, wo er sich eigentlich befand, als er das Denkmal der Königin Luise durch die Baumstämme leuchten sah.

Er ging darauf zu. Doch ehe er aus dem schmalen Wege auf den kleinen Platz hinaustrat, hemmte er den Schritt. Am Fuße des Denkmals stand, wenn ihn nicht alles täuschte, Sidby Groß, und neben ihr ein junger Mann, der ohne Zweifel auf sie einsprach.

„Hm!“ machte der Supernumerar und blieb stehen. Er wußte genau, daß ihm die Erfahrung, die er sich eben zu machen anschickte, äußerst mißfiel. Ob die Kleine wohl sehr verlegen würde, wenn sie ihn in der Nähe wüßte? — Übrigens schien sie zum Plaudern wenig aufgelegt zu sein. Sie selbst sprach gar nicht, und nun legte der Mann seine Hand auf ihren Arm.

„Ah,“ entfuhr es dem Beobachter. Mit ein paar langen Schritten war er an ihrer Seite und zog den Hut.

„Guten Tag, Fräulein Sidonie.“

Sie fuhr überrascht herum, aber ohne sonderliche Unruhe in ihrer Bewegung zu verraten. Der Supernumerar wußte nicht recht, was er aus ihr machen sollte.

„Sie wurden belästigt,“ sagte er, „und ich wollte Sie davon befreien.“

Um Siddys rosige Kinderlippen spielte ein verächtliches Lächeln. Sie drehte den Kopf etwas zur Schulter und sah seitwärts auf den

Platz, wo vorhin der junge Mann gestanden hatte — er war bei des Supernumerars Gruß davongestoben — und sagte mit großem Selbstvertrauen:

„Der Lulatsch; den wurde ich schon los!“

Er lachte hell auf und blinzelte sie an. Die Kleine war reizend in dieser Selbstsicherheit.

„Sie fürchten sich also garnicht?“

„Nein, ich bin eine Berlinerin.“

„Das habe ich nicht bedacht, verzeihen Sie,“ entgegnete der Supernumerar ernsthaft. „Bei mir zu Haus sind die Mädchen ängstlicher.“

Siddy sagte einfach: „Ja“. Sie fand es ganz in der Ordnung, daß man anderswo ängstlicher war als in Berlin. Dagegen war nichts zu sagen. Doch nun entstand in ihrem Gespräch eine Pause, und das machte sie ängstlich. Wenn sie so mit einem Herrn zusammen stand, mußte doch etwas geredet werden. Wenn sie nur wüßte was? „Wo sind Sie her, Herr Supernumerar?“ fragte sie endlich. „Aus Schlesien, aus Liegnitz.“

Das weitere Stehenbleiben vor dem Denkmal erschien ihr nun doch sehr dumm. Sie machte ein paar Schritte und nahm zu ihrer großen Genugthuung wahr, daß der Supernumerar vorläufig nicht daran dachte, von ihr zu gehen. Er blieb an ihrer Seite.

Wenn dies Frau Müller und die anderen Leute im Haus sehen könnten, wie der interessante Herr, um den sie sich alle kümmerten, jetzt neben ihr her durch den Tiergarten ging. Am liebsten hätte Siddy vor lauter Vergnügen in sich hineingefichert. Sie empfand es fast als eine Pein, würdig und ernst dabei bleiben zu müssen. Aber sie blieb es. Sie wollte sich selbst beweisen, daß sie kein Kind mehr sei und sich mit einem Herrn zu unterhalten verstehe. „Finden Sie sich im Tiergarten zurecht?“ fragte sie wieder. „Nein,“ gab er zur Antwort. „Doch zum Verlaufen ist er nicht groß genug.“

„Nicht groß genug? Na, — da gehen Sie doch in den Grunewald, da haben Sie es,“ rief sie ganz zornig darüber, daß an dem Tiergarten irgend ein Mangel sein könne. Den Supernumerar amüsierte es höchlichst, wie die Kleine sich benahm. Es brachte ihn selbst in die angenehmste Stimmung von der Welt, zu beobachten, wie sie sich mühte, das Kind zu verleugnen, das ihr so unzweifelhaft aus dem hellen, muntern Gesicht lachte. — Sie war durchaus nicht was man thie nannte in ihrem roten Kleide, in der ihr etwas knapp gewordenen schwarzen Jacke, und in ihrem vom Winter mitgenommenen weißen

Filzhut. Dessenungeachtet paßte sie in den Frühling hinein, wie alle die braunen Knospen an den Spiräen, an Fliederbüschen und Dorn, wie das Gezwitzchen der Vögel und der Erdgeruch des von der jungen Wärme dampfenden Bodens. Eine Lust, eine reine volle Freude am Leben, am Dasein, quoll hier wie dort mächtig auf, und nur der Übersatte oder der Thor lief empfindungslos an alledem vorbei.

Zu beiden rechnete sich der Supernumerar nicht. — Er ließ es sich angelegen sein, die Unterhaltung des oft in heißer Verlegenheit um einen Gesprächsstoff neben ihm her schreitenden Mädchens in Fluß zu erhalten. Als er mit ihr den Potsdamer Platz erreichte, wußte er alle Ereignisse ihres siebzehnjährigen Lebens.

„Jetzt essen wir bei Frety ein Stück Kuchen,“ schlug er vor. Sie blickte mit glänzenden lachenden Augen in die Glasveranda der Konditorei. Trotzdem schüttelte sie den Kopf.

„Da ist nichts dabei,“ wehrte der Supernumerar eine Entschuldigung ab. „Auf meine Verantwortung Ihrem Vater gegenüber. Ich sage es ihm heute im Klub, daß es ganz notwendig war, nach dem hübschen Spaziergange uns gemeinschaftlich zu stärken.“

Siddy stand einen Augenblick noch überlegend da. Doch dann ging sie mit ihm und war nun auch durchaus nicht geniert in dem eleganten Café. Sie verzehrte drei Stückchen Kuchen zu ihrer Schokolade und blickte den Spender aller dieser Herrlichkeiten mit unverhohlener Dankbarkeit an.

„Ein süßes, liebes, dummes Mädel,“ dachte er und bot ihr noch eine Portion Eis an.

Sie verzichtete darauf, sie müsse nun nach Haus.

Langsam streifte sie ihre schwarzen, ein wenig zu groß geratenen Handschuhe über die Finger und erhob sich. Sie wußte nun doch nicht, wie sie hinaus kommen sollte, und stand scheu vor dem Supernumerar, ihre eine Hüfte an die Platte des Marmortischchens drückend. Wie schwer es war, eine richtige Dame zu sein und allemal zu imponieren, schoß es ihr durch den kleinen Kopf. Und je mehr sie dessen inne wurde, um so weniger wußte sie sich zu helfen und sah zuletzt bittend und hilfeschend zu ihrem Begleiter auf. Da schnellte dieser in die Höhe. „Ich lasse es mir nicht nehmen, Sie hinaus zu geleiten,“ begann er hastig, schob einen Stuhl zurück und ließ Siddy vorangehen. An der Thüre reichte er ihr die Hand.

„Nicht wahr, wir haben uns sehr gut unterhalten.“

Sie lächelte zu ihm empor mit ihren klaren blauen Augen. „Mir

hat es sehr gefallen, ich meine, es war eben so sehr schönes Wetter heute; so wie es noch gar nicht gewesen war.“ Der Supernumerar meinte das auch, als er zu seinem Bier und zu seiner Zeitung zurückging. Mit der Lektüre wurde es aber nichts. Seine Gedanken wanderten immer wieder zu dem Frühling zurück, der draußen einziehen wollte. Er lehnte sich auf seinem Sitz zurück und sah träumerisch dem Rauch seiner Cigarre nach. —

Im ganzen Hause war es am Abend desselben Tages herum, daß Sidby Groß ein Geheimnis habe. Wie sie am Nachmittage vom Spaziergang heimgekommen war, hatte sie vor lauter Verwirrung und Eile den Mann der Frau Müller auf der Treppe umgerannt und sich allen wohlmeinenden Fragen seiner Gattin gegenüber, wo sie überall gewesen sei, verstockt gezeigt. Der Tiergarten, nun der war groß, obgleich Sidby das jetzt in Abrede zu stellen wagte. Da steckte etwas dahinter, — etwas war los.

Sidby hatte selbst die dunkle Empfindung, daß etwas los gewesen wäre, und fühlte eine unbestimmte Erwartung in den folgenden Tagen, die sie immer wie in der nächsten Stunde leben ließ. Der Augenblick war ihr verloren gegangen. Das machte sie unruhig und fahrig, und nach einer Woche gestand sie sich, daß es nicht mehr zum Aushalten sei vor endloser Langeweile auf der Welt. Sie fand sich so schrecklich allein und zwecklos. Der Vater war den ganzen Tag nicht zu Hause, und wenn er abends nicht in seinen Club ging, saß er stumm da und las die Zeitung. Es war ja immer so gewesen, sie kannte es nicht anders. Und doch hatte sie eine nörgelnde Sehnsucht im Herzen nach einem weniger stillen Leben, nach heller Lust.

Sie saß an einem trüben Nachmittage müßig vor ihrem Nähtisch. Sticken mochte sie nicht, und zu denken hatte sie nichts. Es wurde ihr heiß bei dem Nichtsthun, und im großen Zimmer war es so still und einsam. Wenn doch jemand käme! Zum Ausgehen verspürte sie auch keine Lust. So langweilig war alles, so unausstehlich trübselig.

Sie machte das Fenster auf und wieder zu, die Luft roch ihr schlecht. Dann ging sie zu dem Kanarienvogel und steckte ihren Finger zwischen die Stäbe seines Bauers. Der Vogel hüpfte sofort heran und pickte an dem Finger herum. Sie rief ihm einige Rosenamen zu, und nun amüsierte sie das auch nicht mehr. Sie wurde ganz verzweifelt. Wenn sie nur wüßte, was sie mit sich anfangen sollte! Regungslos war sie eine Weile mitten im Zimmer stehen geblieben, als plötzlich auf dem Korri-

vor ein Geräusch entstand. Sie hob lässig den Kopf und horchte, und nach und nach kam frische Spannung in ihre mißmutigen Züge.

„Nicht wahr, Du bringst mir sehr bald Antwort, Julius,“ hörte Sidby eine weibliche Stimme sagen, und der Supernumerar antwortete darauf:

„Ja, ja, natürlich.“

Nun wurde es still, und dann ging die Korridorthüre auf und zu.

Sidbys Herz begann vor Neugierde zu klopfen. Wer war der Besuch bei ihrem Zimmernachbarn? Eine Frau war's jedenfalls, gewiß keine Braut. Er sollte ja eine Braut haben!

Mit ein paar Schritten war Sidby jetzt ans Fenster gesprungen und öffnete es. Sie bog sich weit hinaus, um unten die Hausthüre zu beobachten.

Darüber überhörte sie das Anpochen an ihrer eigenen Thüre und bemerkte auch nicht, daß jemand ins Zimmer und zu ihr heran kam.

„Holla, was giebt es?“

In ihrem Eifer antwortete Sidby zwar: gleich, gleich, wandte sich jedoch nicht herum, da in demselben Moment eine ihr fremde Dame aus dem Hause auf das Trottoir trat und dort weiter ging.

„Ich habe sie gesehen,“ jubelte sie in der Freude der befriedigten Neugierde auf.

„Wen denn?“ erklang es erstaunt hinter ihr „die Kaiserin?“

„Gott bewahre,“ rief Sidby fröhlich und fuhr mit dem Oberkörper in die Höhe.

Doch da fühlte sie sich von jemand gehemmt, der sich über sie neigte.

„Ah!“ —

Gleich nach dem Ausruf wurde sie frei und sah nun, daß der Supernumerar hinter ihr stand.

Sidby errötete bis zu den Haarwurzeln. Sie schob sich linksich vom Fenster fort und legte eine Hand auf die Platte ihres Nähtisches, als müsse sie sich festhalten.

„Ich kam um eine Bestellung an Ihren Herrn Vater zu machen, Fräulein Sidonie,“ sagte nun der Supernumerar, wobei es verräterisch um seine Mundwinkel zuckte. „Herr Groß ist nicht zu Hause?“

„Nein,“ stieß Sidby kurz heraus.

„Bitte bestellen Sie ihm, daß die Zusammenkunft heute Abend im Vereinslokal stattfindet.“

„Ja.“ —

Sidby atmete auf. Nun mußte der Besucher gehen, und sie wurde

mit ihm die entsetzliche Verlegenheit los. Gott sei Dank, da hielt er die Hand zum Abschiede hin! Sie hielt die Augen gesenkt und blickte auf seine Hand. Es fiel ihr auf, daß sie ringlos war, und mit einem raschen Seitenblick konstatierte Sidby ein Gleiches an der andern Hand ihres Nachbarn. Wie ihr das zum Lachen vorkam. Sie hob mit einem Ruck den Kopf, schüttelte ihn und verzog den Mund. Sie war so komisch in der Anstrengung eine Freude zu verbeißen, daß der Supernumerar interessiert ihre Hand festhielt und darüber das Gehen vergaß.

„Sie ist entzückend,“ dachte er und fand es ganz in der Ordnung, daß er sich bei Sidby erkundigen müsse, wie ihr der Spaziergang bekommen sei. Sie wurden beide darüber einig, daß sie einen so schönen Frühlingstag, wie damals im Thiergarten, noch gar nicht gekannt hätten. Heute sei der Frühling zwar auch so herrlich, wenn auch keine Sonne schiene und der Himmel dicht grau wäre.

„Nein,“ sagte Sidby und drehte das Köpfschen an der Fensterscheibe hin und her. „Ganz grau ist er nicht.“

Jrgendwo mußte ein Leuchten in den Wolken sein. Im Zimmer war es doch so hell.

Da, sehen Sie, da ist der Himmel ganz weiß.“

„Der ist blau, wenn er schön ist, Fräulein Sidby, so blau.“

Der Supernumerar schien das auswendig zu wissen, denn er sah nicht den Himmel an, sondern schaute angelegentlich und mit lustigen Blinzeln in des Mädchens Gesicht. Die Himmelsfarbe war ihm näher in der Kleinen Augen. Wirklich, sie waren wie der Frühlingshimmel, so viel Licht in der Farbe selbst, so viel durchsichtige Verheißung. Den goldenen Ton hinein brachte hier die Umrahmung der Schläfen und der Stirne, das wellige, schimmernde Haar.

„So blau!“ Sidby wiederholte es mit Nachdruck. „Wissen Sie etwas, das so recht blau ist?“

„Ja, Ihre Augen!“

„Ach die“ — entgegnete sie mit wegwerfender Geste „nein, ich meine so recht etwas hübsches, das man gern hat.“

Er nickte eifrig. „Ich meine ganz dasselbe.“

Sidby war nicht befriedigt. Sie hatte an ein seidenes Band gedacht und an ein Sommerkleid. Das lag doch viel näher, als so etwas Gefuchtes! Ein Mann hatte doch gar keinen Sinn für das Feine.

Sie spitzte die Lippen und setzte eine kluge Miene auf. Sie wollte dem Manne ihre Ueberlegenheit deutlich machen. Sie sah ihn fest an. So, nun sollte er es zu hören bekommen.

Plötzlich stockte der Drang zu sprechen in ihr. Sie wurde unsicher und verlegen. In den braunen Augen des Supernumerars kam ein Ausdruck, vor dem ihr ihre eigene Weisheit doch sehr kindisch erschien.

In die Pause, die in der Unterhaltung dadurch eintrat, schlug die Uhr mit sonorem Ton sechs Schläge.

„Sechs Uhr,“ rief Siddy aufschreckend.

„Schon sechs,“ ergänzte ihr Gast und blickte auf die Uhr. „Wo die Zeit geblieben ist. Da muß ich gehen. Auf Wiedersehen, Fräulein Siddy. Er hielt ihr wieder die Hand hin.

Siddy zögerte die ihrige hineinzulegen.

„Wer weiß,“ sagte sie langsam. „Nach unserm Spaziergange sahen wir uns erst recht nicht.“

Er neigte den Kopf tiefer zu ihr herab.

„Hat es Sie gekränkt?“

„Ja sehr,“ gab sie offen zu. „Und hübsch war es nicht von Ihnen. Wir hatten uns doch so gut amüsiert.“

Er räusperte sich. Es war Unsinn, toller, barer Unsinn, diesem kindlichen Geplauder irgend einen Ernst beizumessen. Und wie es ihn doch umschmeichelte! Alles, was fromm und sittlich in ihm war, wurde lebendig und ließ ihn eine reine Freude in Siddys Gegenwart fühlen, wie er sie bislang noch nie empfunden hatte. —

Von jetzt ab half er dem Zufall nach, wenn ein Tag vergangen war, ohne daß er in das rosige Gesichtchen seiner kleinen Freundin geschaut hatte. Einen Händedruck, eine kleine Neckerei mußte er täglich mit ihr austauschen, wenn er mit dem Tage zufrieden sein sollte. Als er sie einmal auf dem Wege zum Theater traf, kaufte er ihr Konfekt für die Pausen. Ein anderes Mal brachte er selbst Billets zur Oper von seinem Ministerium mit, worauf sie alle Drei gehen konnten, Vater, Tochter und er. Allmählich hatte er sich in die Protoktorrolle der kleinen Siddy gegenüber so hineingelebt, daß er sich zu ihrem Haushalt als dazugehörig ansah, abends mit dem Vater Schach spielte und mit dem Mädchen über die lustige Welt lachte.

Und zudem kam der Frühling mit seiner vollen Pracht angezogen. Auf dem Platze vor Siddys Fenster prangten die Linden im hellen Grün. Draußen im Tiergarten war ein Dufte und Weben über den Rasenflächen mit den bunten Glöckchenblumen und Narcissen, zwischen den Spiräenhecken und Fliederbüschen, als hätte der Frühling alle Wonnen des Weltenraums entwendet und spendete nun die überreiche Fülle achtlos und unaufhaltsam mit vollen Händen.

War denn in diesem Jahre der Frühling so reich? Sidby behauptete es dem Supernumerar gegenüber. Weniger Sonnengold und weniger Wohlgerüche hatt es sonst bestimmt gegeben. Und bei der ersten Wärme war früher gleich der trockene Staub auf den Straßen gewesen, daß man husten mußte. Zwischendurch sei es wieder kalt geworden, und alle grünen Blätter hätten müde an den Zweigen gehangen. In diesem Frühlinge sei das alles ganz, ganz anders, es sei nur eine einzige große Wonne. Sie möchte den Frühling in ihre Arme nehmen und heim tragen, damit er nicht mehr fort könne von ihr. —

Der Supernumerar ertappte sich selbst bei dem Wunsche, wie Josua der Sonne, der Zeit Stillstand gebieten zu können. Er hatte auch nichts auszusagen an dem Gefühl der durchdringenden Lebenslust, die ihm dieser Frühling gebracht.

Nur Frau Müller schüttelte den Kopf, und das immer energischer, je üppiger diese ihr unbekanntes Freundschaftspflanze Blüten trieb. Wenn sie als Beschützerin aktiv dabei hätte sein können, wäre es noch angegangen. Sie würde dann zur rechten Zeit das Wort sprechen, damit der Supernumerar die Sache auch ernst genug nahm. So ein dummes Kind, wie die Sidby war, kümmerte sich gar nicht um das Ende, als ob ewig Blütezeit wäre.

„Was sprichst Du mit ihm?“ fragte die Frau einmal in hellen Born ausbrechend, als Sidby ihr nicht Auskunft gab über des Supernumerars Verhältnisse, weil sie sie nicht kannte.

„Ich weiß es nicht. Das kommt so, wenn man zusammen ist und sich ansieht. Es fällt mir immer so viel ein, daß ich hinterher gar nicht weiß, was ich gesagt habe.“

„Neulich lachtet ihr, als ihr euch in der Leipzigerstraße traft. Frieda hat euch gesehen.“

„Ach damals — ja!“ Sidby lachte lustig auf. „Da habe ich ihm versprechen müssen, jedesmal, wenn ich aus der Klavierstunde komme, durch die Leipzigerstraße zu gehen. Um diese Zeit geht er da auch entlang. Wir können zusammen heim gehen, ich soll auch jedesmal ein Stückchen Kuchen bekommen. Über diese Aussicht lachten wir.“

„Du hast den Supernumerar gern?“

„O ja, — er mich auch.“

Frau Müller schwieg eine Weile, während dessen sie eindringlich des Mädchens Gesicht studierte. Dann sagte sie ruhig:

„Und er heiratet Dich doch nicht. Er verkehrt noch mit anderen Damen.“

„Nicht?“ Ein scheuer Blick aus Siddys blauen Augen begleitete das langsam gesprochene Wort.

„Nun ja, Dich! Laß es Dir von mir gesagt sein, ehe es zu spät ist.“

Frau Müller sagte es in ihrer lauten, rücksichtslosen Art, und stand dabei mitten im Wohnzimmer vor Siddy mit fuchtelnden Armen. Jetzt fuhr sie mit ihrer rechten Hand über ihre Schürze und richtete die Augen auf die große Photographie von Siddys seliger Mutter, die über dem Sofa hing, gleichsam als erwartete sie eine Zustimmung von dorthier für ihr Thun.

Im Zimmer hörte man einige Minuten die Wanduhr ticken. „Au,“ klang es dann von Siddys Lippen in die Stille hinein. Frau Müller wandte den Kopf.

„Na, ist die raffiniert, dachte sie in demselben Moment, als ihr Blick auf Siddy fiel. Das war sicherlich eine Finte, daß das Mädchen den Ellbogen rieb, als ob sie sich an der Kante ihres Nähtischchens gestoßen hätte. Sie stand ja eine Armeslänge davon ab, mit dem Gesicht dem Fenster zugekehrt. — Natürlich, um nicht weiter Rede und Antwort stehen zu müssen, und es solle eben heißen: So geh doch. — Aber da kam sie an die Unrechte. Gerade fiel auch die Sonne auf ihre Gestalt, als wolle sie sie durchsichtig machen. Wahrhaftig, Siddy lächelte noch obendrein! — Das ging Frau Müller über den Spaß.

„Ich will Dir sagen,“ hub sie eifrig und mit Nachdruck zu sprechen an, „ja, daß ein Mann noch lange nicht aus Heiraten denkt, wenn er die Cour schneidet. — Ja, ja, seht euch vor, daß ihr nicht mit ihm reinfällt. Ich meine es gut mit Dir unerfahrenem Ding.“

Siddy wurde zornig. Sie wandte sich rasch herum.

„Es ist nichts, Frau Müller, was soll 's denn auch sein?“

Diese zuckte mit den Schultern und machte eine wegwerfende Handbewegung.

„Nicht? na, soll mir angenehm sein, wenn's wahr wäre.“

Siddys Geduld ging zu Ende.

„Sie können glauben, was Sie wollen. Ich, — ich bin Ihnen keine Rechenschaft schuldig.“

Das war unerhört. Die also Abgefertigte schlug hörbar die Hände zusammen. Dann nickte sie heftig mit dem Kopfe, während sie sagte:

„Nicht kümmern es freilich nicht, ich bin ja nicht Deine Mutter. Aber ich habe gedacht, Dir als solche ins Gewissen zu reden, weil Deine Mutter nicht mehr da ist. — Nun schaff Dir meinethalben einen Liebsten

an. Komm mir aber nicht mit Heulen und Schreien, wenn es aus ist. Ich hab's gesagt."

Hören Sie nicht, Mariechen schreit unten auf dem Platz," unterbrach Sibdy die vor Ärger kirschröt gewordene Frau.

Frau Müller sah das Mädchen mit einem sonderbar fragenden Blick an. Zum ersten Mal wurde sie inne, daß sie kein Kind mehr vor sich habe. — Natürlich suchte sie sofort nach dem Grund dieser Veränderung, und dabei blieben ihre Gedanken an des Mädchens Freund hängen. Wenn er dies reine, junge Ding verdarb?

Ihr ging der Atem aus bei dieser Möglichkeit, doch da drang ihres eigenen Kindes Schreien nochmal an ihr Ohr. Nun rannte sie davon, eilte die Treppe hinunter auf den Platz, wo eine ganze Kinderschar spielte. — Im Augenblick war jedoch die Aufmerksamkeit der Kinder von einer speziellen Beschäftigung abgezogen. Sie waren alle herbeigelaufen und umstanden wißbegierig einen großen Herrn, der mit salomonischer Weisheit dem schreienden Mariechen zu ihren geraubten Steinen dadurch verhalf, daß er die verlassene Steinsammlung eines andern Kindes einfach Mariechen in den Schooß schüttelte mit den Worten:

„Nun brüll aber nicht mehr, Mariechen, das ist garnicht hübsch.“

Mariechen schrie wirklich nicht mehr. Sie erstarrte fast in Unbegreiflichkeit. Inzwischen kam Frau Müller heran. „Ach, der Herr Supernumerar," sagte sie spitz. Der kam ihr gerade recht. „Bleiben Sie man weg von meinem Mariechen, die erzieh ich mir allein.“

Der Supernumerar sah belustigt aus. „Alle Achtung vor Ihrer mütterlichen Autorität, Frau Nachbarin. Ihre Kleine schrie jetzt weniger um Erziehung, als um Hilfe. Nun sie ihre Steinchen wieder hat, ist sie befriedigt, sehen Sie.“

Nun, wenn ihr Born hier nicht paßte, so paßte er anderswo um so besser. Frau Müller schoß einen vielsagenden Blick auf den Supernumerar, der indessen ahnungslos blieb und sich herumwandte, um ins Haus zu gehen. Aber so kam er ihr heute nicht davon, Frau Müller war randvoll empört gegen ihn. Die ganze Schale ihres Bornes floß auf diesen heuchlerischen Menschen über, dem ja die Selbstzufriedenheit aus jeder Bewegung hervorguckte. Alle Schuld, die sie in dem Verhältnis zwischen ihm und Sibdy redlich zwischen beide geteilt hatte, fiel jetzt zum größten Teil auf seine Schultern.

Oben an ihrem Fenster stand Sibdy und hatte die blauen Augen ins Weite gerichtet. Der Supernumerar blickte vom Platz zu ihr hinauf

und wollte grüßen. Sibdy bemerkte es nicht, nur Frau Müller sah es. Sie blieb an des Supernumerar's Seite.

„Die Sibdy ist in Gedanken, und daran bin ich schuld,“ begann sie.

„Sie, Frau Müller? Was war denn die Ursache?“

Die Frau sah ihn fest an. „Ich habe dem Kinde zu verstehen gegeben, was eigentlich mit einer Herrenfreundschaft los ist, und Ihnen sage ich, daß das Mädchen viel zu schade ist für eine leichtsinnige Liebschaft.“

„So,“ — entgegnete der Supernumerar trocken.

„Ja,“ fuhr Frau Müller fort. „Sie sollten sich die Sache überlegen, ehe Sie das Mädchen ins Gerede bringen. Da, die andern im Haus, verspottet man höchstens mit ihren Liebschaften, wenn sie reinfallen. Sie treibens auch danach. Die Sibdy ist zu rein, und da sagen wir alle: Handweg von ihr, oder es sei was Keelles.“

Er ließ die Frau zuerst in die Hausthüre treten, vor der sie jetzt standen, und folgte ihr. Gewiß, er war sehr geärgert von dem dummen Geschwätz der Frau, aber er fand so recht keine Entgegnung. Eine Klatschbase sei sie, schimpfte er innerlich, und trotzdem saß ihm etwas im Herzen, was ihr gerecht wurde und ihn an einer derben Abfertigung hinderte. Er biß die Lippen zusammen und wußte doch ganz genau, daß er der Frau etwas antworten müsse. Endlich, nachdem sie beide einige Treppenstufen hinaufgestiegen waren, sagte er:

„Das verhält sich alles ganz anders, als Sie anzunehmen scheinen, meine liebe Frau. Seien Sie ohne Sorge, ich bin kein gewissenloser Mädchenjäger.“

Als er es heraus hatte, war er sehr befriedigt von seinem Ausspruch und setzte mit Energie den Drücker in das Schloß seiner Korridorthüre ein.

Frau Müller lugte über seine Schultern. Es hatte ihr recht hüch geklungen, was sie soeben gehört hatte, aber bedingungslos traute sie diesem Frieden doch nicht.

„Sibdy,“ rief sie laut in den Korridor hinein.

Nach einiger Wiederholung kam die Gerufene aus ihrem Wohnzimmer heraus. Der Freund nickte ihr einen Gruß zu und verschwand dann hinter seiner Zimmerthüre.

„Was soll ich?“ fragte Sibdy schnell und kurz, als sie ihre Nachbarin allein vor sich hatte.

Diese machte eine bezeichnende Geste, nicht laut zu sprechen, und sagte dann selbst leise:

„Der Supernumerar hat zu mir eben gemeint, daß er noch gar keine Eile habe, sich zu verheiraten. Drum sei vernünftig und zieh Dich bei Zeiten von ihm zurück. Du kannst gewiß mal eine ganz andere Partie machen.“

Sie streichelte Siddys Wange und ging mit großer Selbstzufriedenheit, einem Unglück nach Kräften vorgebeugt zu haben, in ihre eigene Wohnung.

Ihre Vorsorge schien auch wirklich Erfolg zu haben, die enge Freundschaft zwischen Siddy und dem Supernumerar begann sich zu dehnen. Seit jenem Tage, an dem Frau Müller ihnen beiden ihre Meinung offenbart, hatte sich zwischen ihnen etwas eingeschlichen, was sie scheu machte. Es war ein Gefühl der Unsicherheit, aber es war nicht lästig. Im Gegenteil weckte es in ihnen ungemein angenehme Empfindungen und Gedanken. Und dabei machte es sie genügsam. Siddy verlangte gar keine Unterhaltung weiter, als zuzuhören, wenn der Vater und ihr Freund zusammen plauderten. Ihr selbst ging so oft der Gesprächsstoff aus, und das quälte sie dann, weil ihr das Herz dabei heftig zu schlagen anfing, und sie die Empfindung hatte, es sich selbst verbergen zu müssen. — Und der Supernumerar sprang nie mehr auf, wenn vom Korridor Siddys Stimme erklang, und er dem Mädchen noch den Tagesgruß schuldig war. Er saß ganz still und horchte und ließ die hellen, klingenden Laute ihn ungestört umschmeicheln. Es war ihm dabei zumute, wie wenn er draußen durch den Frühling schritt, so frisch und elastisch und dabei so wohllich gedankenlos. — Frau Müller war mit dem Stand der Dinge jetzt viel zufriedener, weil sie nichts mehr von „Kindereien“ sah und hörte, wie sie sich ausdrückte.

Dahingegen wußte sie jetzt allerhand von Siddys Freund zu erzählen, und in allen ihren Erzählungen spielte die schwargekleidete Dame, die Portiers Frieda an seinem Arme gesehen zu haben behauptete, wieder eine Rolle. Du lieber Gott, Männer fragten zu wenig nach allem Gerede, sie konnten darum einer gescheiten Frau keinen Sand in die Augen streuen. Sie habe einmal einen mäßigen Respekt vor den sogenannten Verwandten junger Herren. Es ließe sich viel darin unterbringen.

Und doch war die Dame, die hier beim Supernumerar war, seine Schwester aus Fürstenwalde, die dort als Erzieherin in Stellung war, und für deren Bräutigam er sich bei seinem Vorgesetzten verwenden sollte, beschwor Siddy.

Etwas Sicheres konnte Frau Müller nicht dagegen einwenden. Umsomehr verneinte sie das Gehörte durch ihr Mienenspiel, so daß Sibdy darüber in Aufregung geriet. —

„Ich kenne die Welt, und Du kennst sie nicht, — da liegt's,“ waren Frau Müllers letzte Worte wieder einmal gewesen, „wenn Du drei Jahre älter bist, wirst Du selbst über Deine Glaubensseligkeit lachen.“

Sibdy war ihrer Sache sicher, sehr sicher. Deshalb fragte sie auch nie ihren Freund weiter aus. Es kam ihr so häßlich vor, mit Frau Müller immer auf dies Thema zu kommen, es schlug ihr alle gute Laune nieder und ließ sie zusammensinken, wenn sie nur daran dachte. Dann gab es für sie nur den einen Ausweg, vor sich selber davon zu laufen, etwas einholen zu gehen, oder mit Portiers Frieda recht etwas Lächerliches zu schwätzen.

Sie war einmal wieder auf dem Wege zu Frieda, weil es ihr in ihrer eigenen Stimmung schwül geworden war, als sie den Freund nach Haus kommen hörte. — Sie steckte den Kopf zur Küchenthüre hinaus, wo sie sich gerade befand, um ein neckisches Wort dem Hausfreund zuzurufen, denn die schwere Stimmung war ihr auf einmal verflogen. Da prallte sie zurück. —

Der Supernumerar war wirklich nicht allein. Neben ihm stand eine Dame.

Sibdy war blaß geworden. Sie drehte sich von der Thüre herum in die Küche und hatte plötzlich eine Empfindung, ganz einsam und verlassen zu sein in der großen weiten Welt. Sie legte die Hände über das Gesicht und atmete schwer.

So stand sie geraume Zeit ganz bewegungslos, bis dumpfe Stimmen an ihr Ohr schlugen. Sie klangen aus des Supernumerars Zimmer herüber. Es mußte dort eine lebhaftere Unterhaltung geführt werden.

Sibdys Gesicht nahm einen trozigen Ausdruck an. Sie kam zu einem Entschluß. Auf den Zehenspitzen schlich sie aus ihrer Küche und stellte sich in die Schrankdecke auf dem Korridor. Sie wollte nichts erhörchen, was da drinnen in des Freundes Zimmer gesprochen wurde, denn sie hielt sich die Ohren zu. Aber sie wollte die Dame beobachten und hing deshalb mit ihren heißen brennenden Blicken an der geschlossenen Zimmerthüre, als könnten sie hindurchdringen zu den beiden Sprechenden.

Es erschien ihr eine Ewigkeit vergangen zu sein, als endlich die

Thüre wieder aufgemacht wurde, und die fremde Dame mit dem Supernumerar auf die Schwelle trat.

„Es ist die höchste Zeit, ich fahre direkt zum Bahnhof“, kam es deutlich an Siddys Ohr. „Nein laß nur, das nächste Mal.“

Wie vornehm die weibliche Stimme klang, dachte die Lauscherin und hörte gleich darauf den Freund sagen:

„Komm nur bald wieder.“

Darauf begleitete er seinen Besuch zum Flur hinaus und verabschiedete sich von ihm erst draußen an der Treppe.

Siddy hatte sich tief in ihre Ecke gedrückt und traute sich nicht, sich zu rühren, bis der Supernumerar wieder in sein Zimmer gegangen sein würde. Eine heiße Angst, von ihm hier entdeckt zu werden, preßte ihr den Atem zusammen und ließ es vor ihren Augen flimmern, so daß sie von der Dame selbst nichts gesehen hatte.

Aber der Supernumerar begab sich nicht gleich in sein Zimmer zurück, als er die Korridorhüre wieder hinter sich geschlossen. Er ging weiter und klopfte an Siddys Wohnstubenthüre. —

Als kein Herein erfolgte, drehte er sich ab und gewahrte nun die offene Küche. Das war ihm ein Zeichen, daß Siddy zu Haus sein mußte. Das Mädchen war ja so peinlich gewissenhaft im Zuschließen.

Er trat in die Küche hinein, um zum Hof hinunter zu blicken, auf dem er aber auch nichts von der Gesuchten entdecken konnte.

Darüber wurde er ein wenig ärgerlich, trat wieder auf die Schwelle der Küchenthüre und schaute unwillkürlich im Korridor umher, unschlüssig, was er thun sollte. — Als sein Blick am Schrank vorbeiglitt, sah er die Gesuchte in der Ecke stehen. — Mit einem Schritt befand er sich vor ihr.

„Siddy.“ —

Sie schlug in heller Verzweiflung die Hände vor das Gesicht und rührte sich nicht. —

Eine Weile schaute der Supernumerar stumm auf sie nieder. —

hm! — die Kleine hatte gehorcht und schämte sich nun. Aber sie war doch so kindlich harmlos bei allem, was sie that. Und jetzt diese Fassungslosigkeit! — Wie dieser Zustand ansteckend wirkte! Allmählich ergriff es ihn auch, und anstatt das Mädchen zu schelten, spürte er ein immer dringender werdendes Verlangen, durch etwas Versöhnendes, Liebes diese zitternde Angst in ihr zu beschwichtigen.

„Liebe kleine Siddy,“ sagte er endlich mit hörbarer Erregung in der eigenen Stimme. —

Ein Schauer durchlief ihre Gestalt. Sie richtete sich langsam auf, und dabei sanken ihr die Hände vom Gesicht.

Der Supernumerar griff danach und zog das sich leicht sträubende Mädchen aus der halb dunklen Ecke in die Küche hinein.

„Wollen Sie mich garnicht ansehen, Sibdy?“ bat er weich. „Was wollten Sie erlauschen?“

„Erlauschen nichts, nur wissen, wer die Dame —“ Sibdy stockte.

Sie hob jetzt das tief herabhängende Köpfchen. Sie sahen sich beide an, und dabei wurde es ihnen heiß. Ein Leuchten aus ihren Augen ging hinüber und herüber; sie lächelten, sie atmeten schnell und suchten einer des andern Blicken zu entgehen. Aber immer wieder trafen sie sich, als läge ein Magnet in ihren Augen. Eine unwillkürliche Bewegung seinerseits und ein leichtes Erschauern des Mädchens, dann war es um die mühsame Beherrschung des Supernumerars geschehen. Er zog Sibdy an sich, legte seinen Arm um die bebende Gestalt und küßte ihre Stirne, ihre Augen und ihre Lippen.

Nun war es geschehen. Als die Hochflut der Erregung abebbte, starrten sie beide einander an, wortlos, fassungslos.

Dem Supernumerar stieg es glühend heiß aus dem Gewissen auf. Es war ihm, als packe ihn das Wort, das er Sibdys Vater gegeben hatte, erstickend an die Kehle: „Von jeder Liebelei zwischen Sibdy und ihm als ehrenhafter Mann abzustehen. — Er stand und würgte noch an dem Bewußtsein des gebrochenen Wortes, als das Mädchen selbst mit erwachendem weiblichen Instinkt die Situation klar faßte und lispelte!

„Was wird der Vater sagen!“

Er zupfte an seinem Schnurrbart. Es wurde ihm schwer, die Worte über die Lippen zu bringen, die einzigen, zu denen er seine Gedanken zusammen halten konnte. —

„Wir müssen vorläufig schweigen.“

„Schweigen!“

Sie wiederholte das Wort zögernd und nachdenklich, und dann lächelte sie wieder. Die ganze Süßigkeit eines derartigen Geheimnisses empfand sie mit unbeschreiblichem Wohlbehagen; doch das legte in ihre blauen Kinderaugen einen Zauber, dem gegenüber der Supernumerar nicht Herr bleiben zu können fühlte. — Da lief er lieber davon. Sibdy hörte ihn gleich darauf aus seinem Zimmer kommen und die Treppe hinunterstürmen.

Sie selbst blieb noch geraume Zeit auf demselben Fleck in der

Küche stehen, nur daß sie die Hände gefaltet auf den Hinterkopf legte und die blauen Augen zur Decke erhob. Von der weißen Decke selbst sah sie nichts. Sie hatte die Sehkraft nach innen gefehrt und war gefesselt von dem reizvollen, farbenprächtigen Bilde des Lebens, wie es die erste erwachende Liebe malt. —

Erst als sie den Vater kommen hörte, kam eine hastige Geschäftigkeit über sie. Sie lief vom Zimmer in die Küche und wieder zurück und hatte immer noch etwas vergessen, so daß sie sich kaum so lange Ruhe gönnte, um ihr Abendbrot zu verzehren. — Als der Vater dann in seinen Club ging, lief sie zu Frau Müller hinüber und setzte diese schier in Erstaunen über ihre Schwachhaftigkeit, über ihre Frage, wie Portiers Frieda wohl mit ihrem Schatz verkehre, und ob es schwer sei, immer so einen zu unterhalten und ihm zu gefallen? „Sie ist närrisch geworden,“ urteilte Frau Müller, oder sollte am Ende doch?“

Es war gut, daß der Supernumerar nichts von diesem Urteil hörte, es hätte seine Stimmung noch mehr verschlechtert. Er rannte den ganzen Abend auf den Straßen umher und war wütend über sich und über die ganze Welt. Was hatte ihn auch der Teufel zu plagen, daß er solch ein Kind, so ein liebes, süßes Kind, wie ein verliebter Schelm abkückte! Er hätte sich darum ohrfeigen mögen. Alles war nun zerstört, die Freundschaft, das hübsche Zusammenleben, das ganze gemüthliche, herzerfrischende Beisammensein. — Und wenn er es sich anders überlegte? Was kam dann? — Da saß es, — eine Heirat. —

Er schnappte nach Luft. — Nein, das ging auch nicht! — Ein Kind konnte man nicht heiraten, wenn es auch solch ein entzückendes Geschöpfchen war wie diese Sidby. — Er war ja auch noch nichts und fing erst an, das Leben zu fühlen und zu genießen. Und dabei schon gebunden zu sein, gefesselt für immer! — Er hatte im Leben erst noch etwas anderes zu thun, als eine Familie zu gründen.

Als er mit diesem Gedanken und sich ganz einig war, wurde er endlich ruhiger, und die Erwägung, was für seinen Umgang mit Sidby noch zu retten war, konnte Platz greifen. Ihn aufgeben — nein, das konnte er nicht. In der Vorstellung allein schon verursachte es ihm ein Gefühl von Ekel vor der ganzen Welt. — Es mußte ein Ausweg geschaffen werden, um sich um die beiden Extreme, einen Bruch oder eine Heirat, herumzuwinden. — Und nun philosophierte er über die Fähigkeit des Vergessenkönnens im Menschen im Allgemeinen, und im Besonderen über dieses Talent im weiblichen Gemüthe. Er kam zu einem so günstigen Resultat, daß er zuletzt ein allerliebstes blaues Arbeits-

täschchen kaufte, und es am nächsten Morgen in Siddys Küche zu praktizieren mußte. —

Siddy fand es und war entzückt. Sie streichelte zärtlich das Kleinod und verbarg es eilig vor jedem fremden Auge. Es gehörte ja mit zu dem himmlischen Geheimnis in ihre Brust. Trotzdem lief sie jede halbe Stunde zu ihm hin, wickelte es aus der Seidenpapierhülle und liebte es. — Zugleich schaute sie aus und horchte auf einen wohlbekanntem Schritt, der endlich kommen mußte. Er mußte kommen, ihr Nachbar, — ihr lieber, lieber Freund!

Er kam auch. Ehe sie es sich versah, stand er am Nachmittage vor ihr in der Wohnstube, hatte ihre eine Hand ergriffen und sagte mit leiser und doch fester Stimme:

„Nicht wahr, Siddy, wir vergessen beide was geschehen ist? — Die Vernunft war uns gestern durchgegangen. Das soll nicht wieder vorkommen.“

Sie schaute zu ihm auf wie ein gescholtenes Kind. Sie verstand nichts, außer daß er böse auf sie sein müsse. Was hatte sie denn gethan?

Er wurde ungeduldig, er fürchtete für seine eigenen Argumente. Sie konnten so leicht vor dem Mädchen in die Brüche gehen, wenn es nicht half, sie zu unterstützen.

„Man kann ganz gut vergessen, wenn man ernstlich will,“ fing er wieder an, doch lange nicht mehr mit der ersten Sicherheit.

Sie zog die Schultern zusammen.

„Sie wollen es?“ fragte sie nun. Eine unverkennbare Angst lag in ihrer verschleierten Stimme. Aber ehe er eine Antwort fand, veränderte sich Siddys Haltung. Sie richtete sich auf und warf den Kopf zurück. Alle Weichheit und Demut war von ihr gewichen. Ein sprühender Blick ihrer blauen Augen, wie ihn nur immer ein tief beleidigtes Weib dem Beleidiger entgegen schleudern kann, traf den Supernumerar. Zugleich rief sie heftig und befehlend:

„Gehen Sie, — gehen Sie, was wollen Sie noch hier.“

Der Supernumerar rührte sich nicht. Bei diesem Wandel in dem Wesen Siddys verlor er die eigene Fassung. Sie wartete einen Augenblick, dann rief sie nochmals und trat dabei vor Zorn und Ungeduld mit dem Fuße auf:

„Ich will, daß Sie mich verlassen. — Ich will es.“

Jetzt wich der Supernumerar zurück. Langsam drehte er sich herum und ging stumm zur Thüre. Siddy folgte ihm mit den Augen, er

fühlte es, — und das machte ihn unsicher in der Haltung. — Er stolperte über einen Teppichrand und legte die Hand schwer auf die Klinke der Thüre, als hätten ihn die paar Schritte ermüdet. — Etwas scheu wandte er hier noch einmal den Kopf nach dem Mädchen herum, das jedoch mit ausgestreckter Hand zur Thüre wies. — Wie eine Erscheinung starrte er sie einen Augenblick noch an. — Dann ging er hinaus. —

* * *

Ein paar Jahre waren vergangen. — Der Supernumerar war längst Rechnungsrat geworden und bekam nachgerade das Junggesellenleben satt. — Es war doch inhaltslos, ohne Ziel und ohne Zweck, und so zusammenhanglos mit den großen, reichen Interessen der sich in ihren Kindern verjüngenden Menschheit. — Er wollte jetzt wirklich Ernst machen und sich einen Hausstand gründen. — Sein Einkommen war ausreichend, eine Frau zu erhalten und auch Kinder zu erziehen. Es sei ja nicht gesagt, daß er gerade um ein armes Mädchen freien wolle, doch brauche ihn Mangel an Vermögen nicht zu hindern bei seiner Wahl. Zudem habe er ja etwas eigenes! —

Dies alles explizierte er einem Freunde, mit dem er an einem warmen Sommertage im Tiergarten spazieren ging. — Er sah immer noch sehr stattlich aus, hatte etwas an Fülle zugenommen, aber doch nichts an Elastizität verloren. Er wußte, er hatte noch viele Chancen beim weiblichen Geschlecht.

„Sehen Sie dort die entzückende Frau mit dem Balg auf dem Arme? — Ja — ich möchte eine so liebreizende Frau haben.“

Der Herr Rechnungsrat Wende blieb unweit einer Bank am Goldfischteich stehen und beobachtete eine junge, elegant gekleidete Mutter, die ihr Kindchen auf den Armen schaukelte. Neben ihr stand ein Mädchen mit dem Kinderwagen. —

„Ja, sie ist wundervoll,“ stimmte sein Freund bei und sah auch mit Vergnügen hinüber. —

Da drehte sich die junge Frau herum, und in demselben Augenblick entfuhr es den Lippen des einstigen Supernumerars:

„Siddy! — Siddy Groß!“ —

Diese mußte den Ruf gehört haben. Sie blickte zu ihm hin, und dann lachte sie leicht auf. — Sie gab das Kind dem Mädchen und kam mit anmutiger Geberde ihrem früheren Freunde entgegen.

„Ja, ich bins, bin es wirklich, und ich freue mich, Sie wieder zu sehen,“ sagte sie einfach und herzlich und reichte ihm die Hand.

Er schaute sie mit wachsendem Entzücken an. Wie wunderbar sie sich entfaltet hatte. Sie war noch gewachsen und hatte die schlanken, runden Formen eines in der vollen Blüte des Lebens stehenden jungen Weibes. Die einst so kindlich blickenden blauen Augen hatten die köstliche Tiefe bekommen, die ein reiches Innenleben und die Liebe einer Frau verleihen.

„Gnädige Frau,“ sagte er endlich stammelnd.

„Ich heiße jetzt Sidby Kunge, mein Mann ist Rechtsanwalt und das dort“ — sie zeigte nach dem Kinde — „ist mein kleiner Liebling, mein Märchen. — O, ich bin eine glückliche Frau!“

Er sah es ihr an den strahlenden Augen an und ließ sich nun von ihr ausfragen, wie es ihm in den Jahren ergangen sei. Er ließ den Freund allein weiter gehen und erinnerte sich mit der jungen Frau jenes hübschen, sonnigen Frühlings, den sie einst zusammen verlebt hatten. Und dabei kam ihm das Gefühl, daß er seitdem nicht mehr so eigentlich gelebt habe, sondern nur gegessen, getrunken, gearbeitet und geschlafen, und daß nun das Beste unwiderbringlich versäumt sei.

„Ich war damals noch ein rechtes Kind,“ lachte Sidby auf, „das seine kleine Persönlichkeit bitter ernst nahm. Ich weiß schon, — ich war schuld, daß unsere Freundschaft in die Brüche ging. Ich habe auch ehrlich darum geweint, bis — — —“ Sie stockte.

„Nun bis?“ —

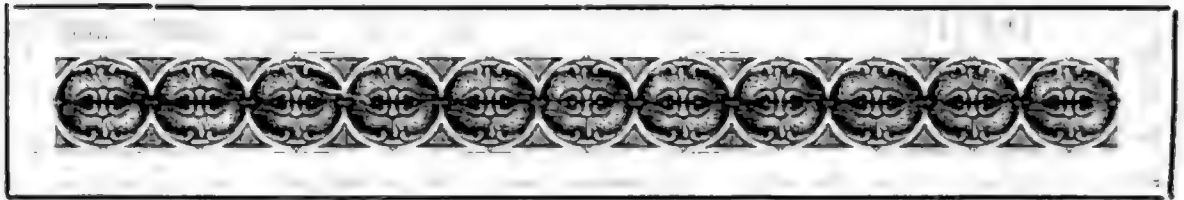
„Bis ich mit Vater in ein Seebad ging. — Sie konnten das glücklicherweise nicht beobachten. Sie waren ja selbst verreist.“

Ja, ja, das war richtig. Am nächsten Tage, der auf den folgte, an dem er der kleinen Sidby das „Vergessen“ angeboten, war er in die Ferien gegangen, und als er von da zurückkam, hatte er sich eine andere Wohnung genommen. — Er war sich damals ungeheuer korrekt in seinem Handeln vorgekommen. Erst in diesem Augenblick erschien es ihm ungewöhnlich dumm gewesen zu sein.

„Ich habe gedacht, Sie als Ehemann wieder zu finden,“ gestand Sidby zuletzt. —

„Nein,“ ich habe die Lust dazu auf immer verloren,“ entgegnete er herb und blickte ihr noch einmal tief in die Augen. Dann ging er seinem Freunde nach.





Ottokar Stauf von der March.

Von Josef Schmid-Braunfels.

(Wien.)

Es ist eine heikle Sache, über einen Schriftsteller ein Urteil abzugeben, mit dem man intim befreundet ist; denn Fernstehende sind nur allzusehr geneigt, jedes lobende Wort auf persönliche und nicht auf litterarische Motive zurückzuführen. Wenn ich es trotzdem unternehme, über den Autor des „Romanzero“, dessen Bild die vorliegende Nummer der „Gesellschaft“ schmückt, zu schreiben, so geschieht das in der ehrlichen Überzeugung, daß eine Kritik von befreundeter Seite auch mancherlei Vorzüge haben kann. Denn nur ein Freund, welcher das Privatleben eines Dichters durch und durch kennt und seine geistige Entwicklung seit Jahren verfolgt hat, wird in der Lage sein, gewisse ursächliche Zusammenhänge, die dem Fremden nicht auffindbar sind, nachzuweisen und eventuelle Widersprüche und Absonderlichkeiten in seinen Werken zu erklären. Und schließlich einem Bekannten, welcher den Dichter sozusagen in Schlafrock und Pantoffeln gesehen hat, wird es immerhin leichter sein, denselben auch menschlich dem Leser näher zu bringen, wie für einen Fernstehenden, der sich sein Charakterbild erst aus seinen geistigen Manifestationen rekonstruieren muß.

Ottokar Stauf von der March ist den Lesern der „Gesellschaft“ kein Unbekannter mehr. Durch eine Reihe von Gedichten und Arbeiten kritischen Inhaltes, welche seit ungefähr sechs Jahren in diesen Blättern erschienen sind, namentlich aber durch seine Referate über slavische, speziell czechische Litteratur hat er die Aufmerksamkeit aller interessierten Kreise auf sich gelenkt. Und als im Jahre 1895 sein Erstlingswerk „Romanzero und Lieder eines werdenden“ herauskam, wurde es fast von der gesamten Kritik freundlich aufgenommen, und der Dichter hatte sich damit einen ehrenvollen Platz in der modernen Schriftstellerwelt errungen.

Als Stauf von der March litterarisch in die Öffentlichkeit trat — und das war verhältnismäßig spät im Vergleiche zu den zahlreichen Wunderkindern, die sich schon im Alter von zwanzig Jahren ausgeschrieben haben — hatte die moderne Litteraturbewegung schon sehr viel von ihrer ehemaligen Schärfe und Wildheit eingebüßt. Der erste Sturm war vorüber, man war es satt, eine bloß negative Thätigkeit zu entfalten, und immer ungestümer brach sich die Überzeugung Bahn, daß etwas Positives geschaffen werden müsse. Damals entstanden die ersten Werke im Geiste der modernen Richtung, welche nicht nur einen litterarhistorischen Wert haben, sondern als monumentale Kunstwerke hinübereugen in die Ewigkeit. Man war ruhiger geworden und zog aus den Trümmern, wozu man wahllos alles Alte geschlagen hatte, das Wertvolle hervor, um damit eine neue Litteratur aufzubauen. Nicht mehr Zeitfragen allein, Stoffe der unmittelbaren Gegenwart entnommen, galten als der einzig würdige Gegenstand künstlerischer Gestaltung. Das fast allen Werken der Modernen bisher anhaftende tendenziöse Moment trat immer mehr in den Hintergrund, und ein stilles Rückwärtschauen begann. Man suchte die wahre Kunst wieder in der Darstellung des ewig Menschlichen, und das fand man jetzt nicht mehr allein am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, nur in Paris und Berlin, sondern an allen Orten und zu jeder Zeit.

Nur wenn man dieses geistige Niveau im Auge behält, wird man den richtigen Maßstab für die Beurteilung der schriftstellerischen Thätigkeit Stauf's finden können. Denn in dem Umstande, daß er nicht ganz in den Kämpfen unserer Zeit aufging, wie die meisten Modernen, liegen die psychologischen Motive, welche ihn zur Balladen- und Romanzendichtung führten. Stauf war einer der wenigen und ersten der jungen Schriftstellergeneration, welche diese so arg vernachlässigte Dichtungsart wieder zu Ehren zu bringen suchten. Und gerade dieses Genre ist es, welches das schärfste individuelle Gepräge trägt. Hier finden sich keine Anklänge, weder an Bürger noch an Umland, so daß man in der ganzen deutschen Litteratur vergebens nach etwas Ähnlichem suchen würde. *Rabbot*, *Karrenweisheit*, *Gorm Gamle* sind Perlen moderner Balladendichtung.

Vielfach bestimmend für das litterarische Schaffen Stauf's ist seine große Vorliebe für die Lehrmeisterin der Menschheit, die Geschichte. Seinen geschichtlichen Studien verdanken wir eine Reihe von historischen Abhandlungen, deren eine, von der Todesstrafe handelnd, gegenwärtig in einer hervorragenden österreichischen Tageszeitung fortsetzungsweise

unter dem Strich erscheint. Eine größere geschichtliche Arbeit „Die letzten Wafa“ ist noch Manuskript.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, an dieser Stelle die ungemein zahlreichen Abhandlungen litterarhistorischen, ästhetischen und kritischen Inhalts, welche aus der Feder Stauf's stammen und in den verschiedenen Litteratur- und Tagesblättern erschienen sind, der Reihe nach aufzuzählen. Speziell hervorgehoben seien nur die Referate über czechische Litteratur, welche in der „Gesellschaft“ zum Abdruck gelangten und jedenfalls manches dazu beigetragen haben, die Deutschen mit dem jungen, aufstrebenden Schrifttum des böhmischen Volkes bekannt zu machen. Stauf hat auch mehrere Erzählungen und Gedichte von Jaroslav Brchliřky, dem größten czechischen Dichter, in vortrefflicher Verdeutschung wiedergegeben. Daß aus seiner Feder auch zahlreiche Übersetzungen französischer Autoren (Catull Mendès, Pierre Loti, Guy de Maupassant zc.) stammen, sei nebenbei erwähnt.

Es wäre jedoch eine ganz verfehltete Annahme, daß Stauf infolge seiner intensiven Beschäftigung mit Geschichte, den großen Zeitfragen teilnahmslos gegenüberstehe. Seine historischen Studien haben nur sein Urteil über unsere heutigen Zustände geschärft, und jede Zeile, die er geschrieben hat, ist durchweht vom Geiste einer durchaus modernen Weltanschauung. Er fühlt die schneidenden sozialen Gegensätze unserer Zeit und weiß, daß es wirtschaftliche Motive sind, welche die kulturelle Entwicklung der Menschheit bis auf weiteres bestimmen werden. Seiner Weltanschauung hat er in einer Reihe von flammenden Kampfgedichten Ausdruck gegeben, die wie Notschreie aller Unterdrückten und Enterbten zum Himmel gellen (Erklärung, Aquarell, Ostrau-Falkenau, Menetekel). Ungerechtfertigt aber wäre es, aus diesen Gedichten eine bestimmte Parteizugehörigkeit folgern zu wollen. Eine solche ist ihm verhaßt, weil sie vielfach eine Verzichtleistung auf individuelle Anschauungen bedeutet. Was den künstlerischen Wert dieser sozialen Kampfgedichte betrifft, so ist zu bemerken, daß sie den großen Vorteil und Nachteil besitzen, stark rhetorisch zu sein, eine Eigenschaft, welche übrigens verwandten Schöpfungen von Hendell, Holz und anderen gleichfalls zugesprochen werden muß.

Wenn wir uns das eben entworfene litterarische Charakterbild Stauf's gegenwärtig halten, ist die Thatsache, daß wir unter seinen Gedichten fast gar keine Stimmungslirik finden, eigentlich selbstverständlich und bedarf keiner weiteren psychologischen Begründung. Die wenigen Schöpfungen dieser Art, welche der „Romanzero“ enthält, gehören einer

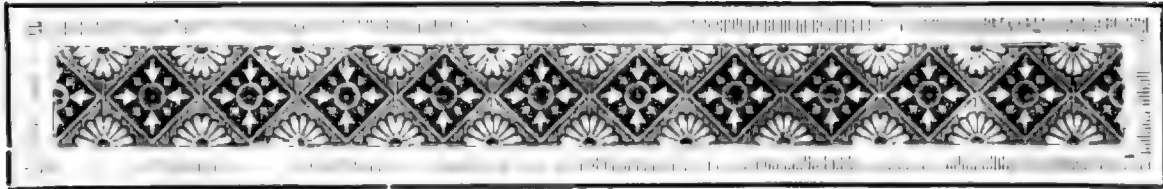
weit früheren Periode an, tragen aber infolge sehr sorgfältiger Auswahl nichts destoweniger fast alle den Stempel der Vollendung (Chopins Notturven). Bedeutender sind seine realistischen Genrebilder (Abendgang durch den Stadtpark), welche in mancher Hinsicht an die Poesie Liliencrons erinnern.

Damit glaube ich ein ziemlich vollständiges Bild von der litterarischen Thätigkeit Staufs gegeben zu haben, und es erübrigt mir nur noch, einige Worte über seine Person selbst hinzuzufügen. Stauf von der March ist im Jahre 1868 in Olmütz (Mähren) geboren. Nachdem er daselbst das Gymnasium absolviert hatte, leistete er seiner Militärpflicht als Einjährig-Freiwilliger genüge. Wie es sehr häufig bei jungen Leuten von lebhaftem Temperament der Fall ist, fand auch er anfangs an den blanken Knöpfen und dem Säbelgerassel Vergnügen, so daß er beschloß, sich ganz der militärischen Laufbahn zu widmen. Aber diese Freude sollte ihm bald gründlich versalzen werden. Denn kaum war er in den Aktivstand der Armee übergetreten, wurde er als Kadett-Offizier-Stellvertreter nach Tarnopol, einem galizischen Nest, transferiert, welches hart an der russischen Grenze liegt und durch die Menge des daselbst aufgehäuften Schmutzes sich weit und breit einer gewissen Berühmtheit erfreut. Das Leben in dieser einsamen, der zivilisierten Welt entrückten Garnison, deren Einwohnerschaft sich fast ausschließlich aus Soldaten, Juden und soliden Damen rekrutiert, konnte ihm gar keine geistigen und nur sehr zweifelhafte physische Genüsse bieten. Unter diesen Umständen war ein Rückschlag unausbleiblich. Bald war er es satt, allnächtlich des Gottes voll und mit schweren Beinen nach Hause zu taumeln, die Schablonenhaftigkeit und Geistesübe des Soldatendaseins wurde ihm immer mehr fühlbar, während die früher gehegten litterarischen Neigungen, welche durch die Waffenfreude für kurze Zeit in den Hintergrund gedrängt worden waren, sich immer nachdrücklicher geltend machten. Der endliche Entschluß, diesem geisttötenden Milieu zu entfliehen, war die notwendige Konsequenz der geschilderten Verhältnisse. Und so zog er eines schönen Tages die blauen Hosen aus und kehrte der lieblichen Stadt Tarnopol den Rücken, um sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Seit 1892 lebt Stauf in Wien und kämpft sich als freier Schriftsteller mutig durch.

Welche Summe von Entbehrungen und Enttäuschungen, aber auch von Lebenserfahrung in den beiden Worten „freier Schriftsteller“ liegt — die Eingeweihten werden es wissen. Wenn auch unter dem Strich manches von ihm gedruckt wurde, das des Brotes halber ge-

geschrieben ist und einen streng litterarischen Maßstab nicht verträgt, so wird doch kein Einsichtiger daraus den Autor kompromittierende Konsequenzen ziehen. Stauf hat den Kampf ums Dasein redlich gekämpft, ohne der öffentlichen Meinung entehrende Konzessionen zu machen, er ist kein Gesinnungslump geworden, und um zu beurteilen, was das zu bedeuten hat, muß man die österreichische und speziell die Wiener Presse kennen, welche die korrupteste ist auf der ganzen Welt. Wer Stauf kennen lernen will, der lese seinen „Romanzero“ und eine Sammlung von Novellen, welche sich in Vorbereitung befindet und demnächst erscheinen wird. Man kann daraus nur den einen Eindruck gewinnen, daß der Autor ein Mann ist von universeller Bildung, durchdrungen von dem Geiste einer festgefügtten und modernen Weltanschauung, ein Mann, der ganz ein Charakter ist als Dichter wie als Mensch.





Pierre d'Aubecq: Die Barrisons.

Von Paul Barsch.

(Breslau.)

Was ist das für ein höllischer Heiliger, für ein erotischer Gedankenfürst, für ein närrisches Kind, für ein Weiser und Seher, für ein genialer, entzückender, einzig-herrlicher Künstler, dieser sogenannte Pierre d'Aubecq?! Wer kann das Rätsel seines Seins und seines Buches deuten?! Ernst und majestätisch in Haltung und Gerberde, mit dem göttlich flammenden Blicke des Alleskenners und dem fein-ironischen Zuge des Verächters um die blassen Lippen macht er die zierlichsten, amüsantesten Capriolen, schlägt er die graziösesten Räder, produziert er mit unerhörter Eleganz die unerhörtesten kompliziertesten und lebensgefährlichsten Gedanken-Saltos. Zugleich ein Blondin, der mit fröhlicher Sicherheit und göttlicher Kunstfreude auf schwankem Seile hoch über die Tiefen des Lebens hinwegtänzelt, aus Übermut die possierlichsten Lasten mitschleppt und mit vollen Händen Blumen streut unter die Menge, die da weit unten im Staube gafft. Ein Kraftmensch, und dennoch mädchenhaft anmutig; Sehnen von Stahl und Nerven von Seide und Spinnweb. Ein urwüchsiges, wetterfestes Wesen, das geformt zu sein scheint aus dem festesten und seelenvollsten Marmor. Zuweilen ein Narr, dem ein Nachtlicht ungleich strahlender, glutflamrender, himmlischer erscheint, als die Sonne. Zuweilen ein Kind, das Quadersteine herbeiwälzen will zum Bau einer Puppenstube. Zuweilen ein spielender Gott, der Engel, Waden, Bettler, Kanonen, Reichsräte, Teufel, Tänzerinnen, Völkerculturen, Sonnen, Planeten, Weiber, Bagen, Abenddämmerungen, Firmamente, Tintenfässer und allerlei Schnickschnack untereinander wirbelt und neue groteske und zugleich schöne Welten daraus zusammensetzt. Er soll ein Franzose sein, doch er ist ein Japaner, ein Farbengeist, schwächlich und eckig und sterbenskrank aus-

schauend, in Wirklichkeit aber geschmeidig, sehnig, klug, lebensstark und kampftüchtig. Vor allen Dingen aber ist er ein Künstler, ein berückender Künstler, dem nichts verhaßter ist, als die ekle philiströse Zweckmäßigkeit, der hoch erhaben lebt über dem goldverklärten Dunste aller Abglanz- und Nachahmerkunst; der seine Seele badet in staubreinen Lüften, in ungebrochenen Sonnenstrahlen — eine Künstlernatur von unfassbar feiner Empfindsamkeit, ein Dichter, konkret bis in das feinste Geäder der feinsten Begriffe, und ein Farbenschwelger vom Schlage jenes Prinzen Prospero, von dem Edgar Poe berichtet, daß er durch die Dekoration und die Beleuchtung seiner sieben Gemächer die blendendsten und phantastischsten Wirkungen zu zaubern wußte!

Das ist Pierre d'Aubecq! — aber trotzdem wissen wir immer noch nicht, wer er ist. In seiner wunderlichen Biographie wird von ihm erzählt: „Als unehelicher Sohn eines altadeligen Verwaltungsbeamten am 17. Februar 1860 zu Nancy geboren und durch ein unsinniges sittlich-philiströses Erziehungs-Martyrium, dem er nicht wehren konnte, fast zur Verzweiflung getrieben — lernte er frühzeitig die Bitternisse des Lebens, den Fluch des Anders-Denkens und die solide Moral der Gesellschaft kennen. Gehaßt von seinem Vater (dem er durch seine illegitime Existenz die Amts-Carriere zu gefährden schien!), verfolgt von seiner Mutter, verachtet von seinen Geschwistern, blieb ihm nichts anderes übrig, als eines Julimorgens zu entfliehen; von Hunger getrieben wieder zurückzukehren, dann aber, da man seine Rückkunft verfluchte, auf ewig dem Vaterhaus Lebewohl zu sagen. Nach unsäglich bitteren Zigeunerjahren, die er teils in der Provinz, teils in Paris im ordentlich schmerzlichsten Elend verlebte, fand man plötzlich den Künstler in ihm.“ Die Biographie, von Anton Lindners geschrieben, giebt noch weitere Auskunft über ihn, auch über sein künstlerisches Schaffen; ich weiß nichts weiter über ihn zu berichten, da ich nie zuvor von ihm gehört habe; und auch jetzt, nachdem ich seinen Lebenslauf und seine „Barrisons“ gelesen, erscheint er mir als ossianische Größe.

„Die Barrisons“,*) bei Schuster und Loeffler in Berlin erschienen, sind aus dem Manuskript übersetzt und herausgegeben worden von Anton Lindner. „Ein Kunsttraum“, lautet der Untertitel, und drei weitere Worte besagen, daß das Buch geschrieben sei, „zum Kapitel: Zeitfatare.“

Drei abscheuliche Worte! Man kann an sie nicht denken, ohne daß

*) Preis 3 Mark.

der Genuß der köstlichen Blätter durch eine leise Mißstimmung getrübt wird. Jede Zeile sagt uns, daß ein ganzer Kerl, ein ganzer Künstler zu uns spricht, der weiter gar nichts will, als seine phantastischen Kunst- und Welten- und Himmelsträume zum Besten zu geben und dem Offenbarungsbdrange seiner wissenden, weltverachtenden, liebereichen Seele zu willfahren. Mit sprühendem Geiste berichtet er in blitzender, buntprächtiger Sprache alles Ernstes, was er geschaut, als er von der rubin-strahlenden Sterninsel der Träume durch die Wolkenfenster herniedersah auf das Erdkügelchen, auf dem wir in unserer aufgeblähten Nüchternheit gekriechend umherkriechen und uns mit unserer zum Himmel stinkenden Moral brüsten. Und ohne belehren zu wollen, redet er jauchzend von all den Schönheitswundern, die er bei seiner Niederschau entdeckte und die sowohl den geschmackverblödeten Sinnen der Menge, als auch den Sinnen jener ehrenwerten, strebsamen Persönchen entgingen, die sich in holder Selbstschätzung als Kunstjünger bezeichnen und auch als solche gefeiert werden . . . doch da denken wir an die „Zeitsatire“, und wir ärgern uns, daß dieser Mensch mit seinem zwecklos-genialen Buche etwas bezweckt hat, daß er satirisch sein wollte. Mich berührte das Wort wie ein schmerzender Rippenstoß.

Freilich, das Buch erscheint in einer Welt, die vom Schulmeister-tum geistig beherrscht wird; in einer Welt, in der Recensenten, Hofprediger und Mucker, Poeten und Staatsanwälte, Sittlichkeitsvereiner und „ethische Kultur“-Menschen von einem Jahrhundert ins andere hinein hochgelehrt und salbungsvoll, die Nase hochhaltend und den Mastbauch vorstreckend, predigen, wie die Kunst beschaffen sein müsse, damit sie den Menschen „veredle“, „ethisch“ und „erzieherisch“ auf ihn einwirke, ihm dienlich und nützlich sei. O, über solches Mopsstüm, das die Bibel als das „heiligste und schönste der Bücher“ lobpreist und beispielsweise nicht den leisesten Dunst davon hat, was es hieß, daß Gott als Flamme in den Dornbusch am Wege fuhr, sodaß der Dornbusch weithin leuchtete und gar nichts anderes konnte, als nur leuchten, ohne Zweck, ohne Nutzen, ohne Bedeutung! Und doch war es ein Leuchten, daß die Menschheit durch alle Jahrhunderte davon reden wird. Wenn ein Kunstwerk bei den Recensenten dieser Welt Gnade finden soll, so muß es eine Art, einen Zweck haben, und so nannte der Dichter der Barrisons sein Buch einen Beitrag „zum Kapitel Zeitsatire“.

Zu welchen Deutungen der Titel „Die Barrisons“ führt; wird am besten durch die Thatsache illustriert, daß man in den Bahnhofsbuchhandlungen vergeblich darnach fragt. „Sie glauben gar nicht, wie wir

geplagt sind!" erzählte mir ein solcher Buchverkäufer. „Wenn auf einem Buche „Die Barrisons“ stünde, so würde es ohne weiteres verboten; auf den Inhalt käm's dann gar nicht an.“ — „Die Deutschen lieben den sexuellen Gesichtswinkel,“ sagt Pierre d'Aubeca; „sie lieben ihn unendlich, weil sie ihn als geborene Mathematiker der Moral allüberall zu konstruieren wissen, selbst wenn es in das Reinste, Erlauchteste und Gebenebeiteste hineinzuschauen gilt.“ Bei einem solchen Volke ist es möglich, daß die Harden'sche „Zukunft“, und daß das herzlich zahme Buch „Madame Bovary“ von Flaubert seines „leichten“ Inhalts wegen auf den Bahnhöfen verboten wird. Das geschieht in einem Lande, dessen Bureaukratie mit der deutschen Sprache auf beständigem Kriegsfuße steht, und die uns jenes wendisch-kassubisch-entsetzliche Deutsch geschaffen hat, das unter der Bezeichnung „Juristen-Deutsch“ eine trostlose Berühmtheit erlangt hat.

„Wer in diesen Blättern — so heißt es in der Einleitung — Pitanterien oder dem Ähnliches erwartet, mag sich trösten: er hat sie vergeblich erwartet, denn er wird sie nicht finden. Auch muß er bereuen, diese Druckzeilen erstanden zu haben, denn er wird sie nicht verstehen. Damit ist er genug bestraft.“

Und der Inhalt? Ich komme in Verlegenheit. Hat das Buch überhaupt einen Inhalt? O doch! einen unermesslichen sogar. Aber es ist schwer, von den Bestandteilen eines Kunstwerkes zu reden. Da alle Bestandteile unlösbar miteinander verschmolzen sind, und da man nie das Rechte trifft, wenn man sie gesondert betrachtet, wie der landläufige Lyrik-Rezensent, der von der schönen Form und dem gebiegenen Inhalt spricht. Die farbenfrohen, funkelnden Sätze des Buches umspannen leuchtend wie der irisfarbene Himmelsbogen eine Riesenwelt, die vordem in finsterem Wetterschatten lag; sie zaubern die wunderbarsten, berückendsten Lichtreflexe auf diese Welt, doch wollte man versuchen, ihre Natur zu ergründen und die melodisch ineinander schillernden Farbtöne zu entwirren, so würde das ein kindlich-thörichtes Beginnen sein. Manche Seite des Buches ist unsagbar, phänomenal, berauschend schön geschrieben; manche unklar, verschwommen. Manchmal wirkt eine kühne Zusammenhanglosigkeit verwirrend, manchmal hätte der Künstler das wild-feurige entfesselte Wort straffer am Zügel halten können. Aber hierauf kommt es sehr wenig an; das Bestrickende und Berauschende an dem Buche ist, daß hier eine künstlerisch äußerst fein gestimmte Psyche das innige Geheimnis ihres eigenen Seins preisgibt. Das Buch ist eine Erscheinung und wirkt wie eine Offenbarung. Berauschend ist das

rechte Wort. Das Buch berauscht und betäubt wie Opium und versetzt die Seele in verzücktes Spannen; es bestrickt sie mit einer Flut süßer, paradiesischer Bilder, sodaß sie zu lustwandeln vermeint in orientalischen Brunkgärten, wo weiße Sultaninnen in Rosenlauben harren, schwachtende Bagen vor Liebe sterben und im Dunkel der Grotten dämonische Nebelschatten gaukeln. Der Dichter erzählt in einer Sprache, „die sich den Farbstäubchen auf den Flügeln eines Falters fast mehr verwandt fühlt, als dem Mark seiner intimen Seele,“ wie es den Barrisons, „diesen reifflugen Mädchen gelungen, nächstens die Leichen der Großstadt zu grinsendem Frohsinn aufzustacheln . . .“ Wie sie nur ihre Ködchen zu lüften hatten, die buntscheckigen Ködchen, um nachdrücklichst zu dokumentieren, daß sie sich der welken Forderungen ihrer Zeit vollaufbewußt seien, und daß sie führen und ja nicht geführt sein wollen. In den „schlangenhaft-biegsamen Leibern der Barrisons,“ sowie überhaupt in den „mondänen Formen des aromatischen Frauenleibs“ sieht d'Aubecq das „seltsame Entwicklungsprodukt vorausgegangener Kulturen und unserer heimlich-hämmernden Decadence-Epoche.“ Und indem er die Sonderheit der Barrisons, ihre Formen, Tänze, Töne, Stilisierungskünste, Posen und Mysterien analysiert, kommt er auf das Aroma, die Bizarrerie, die raffiniert-naive Schönheit des überkulturellen Weibes, auf die mondäne Tugendblühe und auf die Tragikomödie der Unschuld zu sprechen . . . „Sie lieben sie, wie man die Unwissenheit dreifach liebt, sobald man von den Äpfeln der Erkenntnis genascht; sie lieben sie aus ganzer Seele und mit der schmerzlichsten, tiefsten Sehnsucht, wie man eine holde, mild duftende Lilie nun dreifach liebt, sobald man sie aus dem Knopfloch verloren. Ein schüchterner Blick nach rückwärts, ein Augenaufschlag, — — aber die kleine leuchtende Blume hat ein Staubwölkchen erfaßt, und hüpfst und hüpfst, zerknüllt und zerknittert, und sinkt in eine glitzernde Regenpfütze, allwo sie untergeht. Und hat man sie endlich gefangen, herausgefischt aus all den trüben Gefahren und wie einen wunden Sperling auf die flache, zitternde Hand gelegt, dann ist sie verblaßt und erloschen, aber sie duftet nur umsomehr und ist nun dreifach interessant und weiß recht viel zu erzählen: denn es läßt sich nicht leugnen, — nun hat sie ein Stück Straße gesehen . . .“

Und Lilith die Schlanke, Schwarze mit den flammenden Augen und mit dem schlangengrünen Teint redet, vom Geiste getrieben, von der Zeitsatire. Sie redet geheimnisvoll und sibyllenhaft zu den schüchternen Mädchen und bössartigen Knaben, die sich herandrängen, ängstlich lauschend, und nach den Schicksalen unserer Zeit fragen; nach den

Menschen, die sich doch selbst nicht verstehen und nach dem „faunischen Fluidum“, das aus den Poren der Zukunft dringt und herüberfickert in unsere Tage . . . „Und bringt sie der Künstler — die morschen Geschlechter des verglimmenden Jahrhunderts — so, wie sie aus toller Zigeunerstimmung heraus ihm notwendig erscheinen müssen, und folgt er der Logik seines Augenblicks, und schöpft er aus seiner Laune, unerschrocken, ohne Rast, und formt er die Menschen, wie sie ihm seine Seele, die funkensprühende, formt, dann wird das eine Satire, eine *fin-de-siècle*-Satire, eine Zeitsatire im edelsten und ehrlichsten Sinne, weil dann die Größe der Anschauung nicht fehlt, und weil sie dann, von der Vogelperspektive aus, mit Menschenleibern wie mit Rautschukbällen Lawn-Tennis spielt.“ — Die Gedanken des Dichters spinnen ihre Fäden immer weiter und weiter; er spricht „von der satanischen Macht der Zeit, wie die dämonische Umprägungskraft der Kulturen aus dem Leben der Menschen die köstlichsten Karikaturen-Komödie formt. Er beleuchtet „die Menschformation der allerletzten Kulturstadien“ und zeigt uns, wie er sich die Zeitsatire der künftigen Tage wünscht. Dieser Wunsch soll uns nichts angehen; er soll uns das schöne Buch nicht verkümmern.

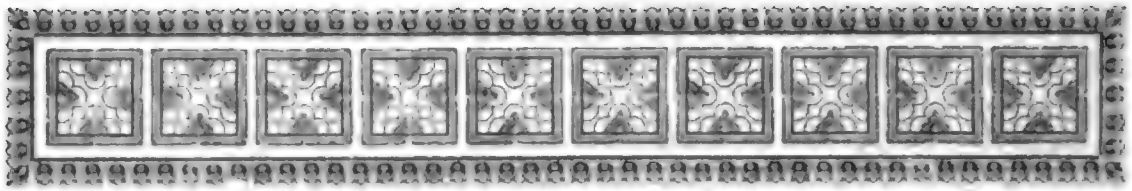
Als Uebersetzer und Herausgeber zeichnet, wie schon gesagt, Anton Lindner aus Wien, der junge, leuchtsarbenetrunkene Südländskünstler, von dem ich einige Lieder kenne, die so unglaublich schön und einzig sind, daß man ihn lieben muß. So viel ich weiß, ist er als Lyriker nur mit sehr wenigen Gedichten hervorgetreten; aber die schärfsten Seelenblicke haben längst den ganz eigenartigen Künstler in ihm erkannt, und ich weiß, daß zwei der Kundigsten und Größten, Alberta von Putzhammer und Detlev von Liliencron von der Blut seiner Berse bezaubert worden sind. In der von ihm geschriebenen Einleitung zu den „Barissons“ zeigt er sich als Künstler, der dem fremden Verfasser des Buches nicht nur kongenial ist, sondern der in Stil und Auffassung eine frappante Ähnlichkeit mit ihm hat.

In dem Buch steckt viel Raffiniertheit, und die Ausstattung trägt nicht wenig dazu bei. Die Ausstattung des graziösen, so seltsam stilisierten Werkes zeugt von erlesenstem Geschmack. Man könnte ein lauges Kapitel darüber schreiben; denn man hat es hier mit einem Meisterwerk illustrativer und dekorativ-typographischer Kunst zu thun, das mit den originellsten und geschmackvollsten Erscheinungen des Londoner und Pariser Büchermarktes erfolgreich konkurrieren kann. Das Werk präsentiert sich in schlank-geschmeidigem Format, wie auch die Gesamt-Melodie des

Textes auf den Kammerton: „biegsam,“ „pflanzenhaft,“ „arabeskenhaft,“ „aromatisch“ gestimmt ist. Es ist mit einem dreifarbigen Titelbild und vierzehn Bierstückchen Thomas Theodor Heines geschmückt. Leider wird eines der Bilder, „die Unschuld der Barrisons,“ wenn auch in verkleinertem Maßstabe, wiederholt; das wirkt bei einem so feinen aromatisch-duftigen Buche grob und beleidigend. Wer die künstlerische Entwicklung Thomas Heines, dieses so hochpersönlichen und dennoch fast populären Zeichners verfolgt hat, wird zugeben, daß diese fünfzehn Zeichnungen wohl das Bedeutendste und Charakteristischste seines bisherigen Schaffens sind. Seine Satanela, seine Lilith, seine Isis, seine Viola, seine Magdalene sind grotesk-graziöse Stilisierungen, die in arabesken-dürrer Melancholie, in ihrer „raffinierten, tönenden Einfach,“ in ihrer prickelnden Variété-Stimmung die feinen Formen und das sphinghaft verschobene Gefühlsleben des hyperkulturellen Weibes sehr wunderbarlich symbolisieren. Der köstliche Meister kommt ferner mit kleinen, bizarr-farikaturistischen Stücken, die durch ihre geistsprühenden Beziehungen, durch ihre absichtslose, fein künstlerische Komik und ihren barocken Japанизmus wie Offenbarungen eines seltsamen Künstlerauges anmuten. Sein „mondäner Flamingo,“ seine „Giraffen-Ente,“ sein Flötenspieler, sein Salamander mit Urne, Jungfrau, Oleander und Lorbeerbaum, seine fünf engverschwisterten Lilien u. s. w. sind kleine Nummern voll verführerischer Laune und kostbarer Koketterie. Was bei Heine die Linie, das ist bei d' Aubecq das Wort, und da sie beide immer nur die Essenz der Dinge bringen wollen und jedes unnötige Beiwerk, das die Plastik der Gesamterscheinung beeinträchtigen könnte, mit Sorgfalt perhorrescieren, werden sie suggestiv und reißen jeden, der ihnen Auge und Ohr leiht, im Sturme mit sich fort.

„Es ist eine Laune.“ Ein Kunsttraum ist es, ein wunderbarer Kunsttraum — weiter nichts. Ein Kunstwerk — ein Dichterwerk von betäubender Süße!





Götterverehrung und Menschenquälerei.

Von Kuno Faust.

(München.)

Wenn wir die Völkerkunde zur Hand nehmen, finden wir überall, daß die arme Menschheit nicht nur von der gewaltigen und grausamen Natur geplagt wird, sondern daß sie sich selber noch die schwersten Qualen auferlegt, den Geistern und Göttern, deren Dasein ganz unbeweisbar ist, einen Dienst, eine Verehrung zu erweisen. Die Menschenopfer kamen in Amerika und Afrika in großer Zahl vor und sind heute noch an manchen Stellen der Erde zu finden. Der Götterwahn fordert aber neben schrecklichen Blutvergießungen auch den Verzicht auf die Freuden des Lebens, erzeugt also eine Quälerei der mannigfaltigsten Art. Der Trappist, der sich beständiges Schweigen auferlegt, die Jungfrau, die ins Kloster geht, der Säulenheilige am Ganges, der fanatische Derwisch am Nil, der ehelose Priester des römischen Systems, sie alle glauben den Göttern einen großen Gefallen zu thun. Am bequemsten finden sich mit den gefürchteten Mächten des Himmels noch die Chinesen ab, die wohl eine Rücksicht auf Geister, jedoch keine Verehrung von Göttern kennen. Auch die zahlreichen Buddhisten kümmern sich nichts um Götter, sind aber mit der Furcht vor einer Seelenwanderung behaftet. Bei den Muhamedanern wirkt der Gottesglaube mehr erhebend als niederdrückend; aber das Christentum hat die Geister- und Götterverehrung so gestaltet, daß sie gar oft als Menschenquälerei betrachtet werden kann. Um dies näher zu erkennen, vergleiche man den Buddhismus, der nach neuen Forschungen als Grundlage des christlichen Glaubens anzunehmen ist, mit diesem und frage dann, wo sich die Menschheit besser befindet. Ich hatte neulich den buddhistischen Katechismus von Subhadra, bei Schwetschke in Braunschweig erschienen, in der Hand und las mit einer gewissen Rührung, wie philosophisch die Anhänger Buddhas sind. Dachte ich darauf an das christliche System

voll Sünden und Strafen, Fegfeuer und Hölle, Opfer und Erlösung, Geister und Wunder aller Art, so begriff ich wohl, daß Nießsche in seinem Buch „der Antichrist“ das Verdammungsurteil über die Religion gesprochen hat, die der Menschenliebe geweiht sein will und oft zur Menschenquälerei geworden ist.

Sobald ein Kind das Licht der Welt erblickt, wird es nach der christlichen Anschauung als armer Sünder betrachtet, der aus Satans Klauen nur dadurch errettet werden kann, daß er sofort die heilige Taufe erhält. Ist er ein wenig zu Verstand gekommen, so wird er angeleitet, mit Furcht an Geister zu denken und eine Vermittlung bei dem allmächtigen und allgegenwärtigen Gott zu suchen. Mit dem sechsten Lebensjahr, wenn das Hirn des Kindes kaum befähigt ist, die Welt der Anschauung kennen zu lernen, wird nach Vorschrift des Staates, der die Gewissensfreiheit schützen sollte, der Religionsunterricht begonnen, und damit eine Marter und Quälerei, die gar nicht schrecklich genug zu schildern ist. Ich habe darüber in meiner Broschüre „Menschenopfer unerhört“, bei Schupp in Leipzig, ausführlich gesprochen und will hier nur einige Punkte berühren. Der Religionslehrer tritt mit den Anspruch auf Unfehlbarkeit vor die Kinder hin und verkündet ihnen höchst zweifelhafte Lehren, die außerdem so schwer zu verstehen sind, daß sie selbst von den größten Philosophen zurückgewiesen werden. Der Priester, der als Vertreter Gottes nur eine frohe Botschaft bringen sollte, raubt den jungen Erdenbürgern die Freude am Leben und verweist sie auf ein erträumtes Jenseits; er schädigt die Seelen, die nach anschaulicher Kenntniß verlangen, mit den abstraktesten Begriffen; er legt so den Grund zur körperlichen und geistigen Entartung unsres Geschlechts. Von dem Haß, den der konfessionelle Religionsunterricht gegen Andersdenkende erzeugt, von den politischen Bedenken, die er gerade bei uns erregen muß, soll hier gar nicht gesprochen werden. Es genügt, auf die Quälerei zu verweisen, die das Christentum in den Schulen bewirkt, auf den grauenvollen Zustand, den der große Goethe bezeichnete, als er sagte: „Opfer fallen hier, weder Lamm noch Stier, aber Menschenopfer unerhört“.

Wenn der junge Mensch die Schule verlassen hat und die Welt erst kennen lernt, so sieht er mit Entsetzen, daß das Christentum mit allem, was lebt, im Widerspruche steht. Wohl dem, der dann ohne geistigen und moralischen Verlust eine neue Weltanschauung gewinnt! Gar viele werden Heuchler, und manche verlieren allen Glauben an die Menschheit. Wer aber den Mut findet, dem kirchlichen Wahn entgegen

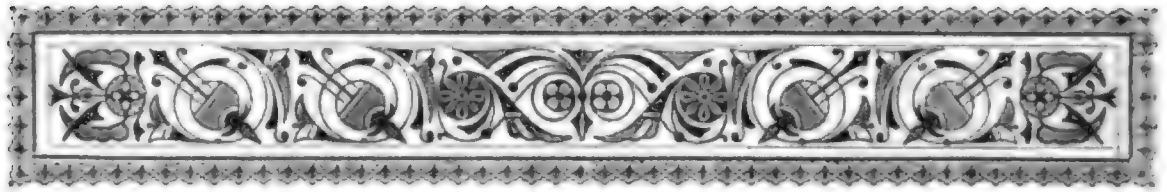
zu treten, wird gehaßt und verfolgt. Ist es da zu verwundern, daß die freien Seelen so selten sind? Bei der letzten Volkszählung in Bayern fanden sich neben 4 Millionen Päpstlichen nur 3000 Altkatholiken und außer 1 600 000 Protestanten nur 1100 Freireligiöse. Und doch ist als sicher anzunehmen, daß in den Kreisen der christlichen Bekenner mehr als die Hälfte nur deshalb den Austritt aus der Kirche scheut, um sicher vor Anfeindungen und Schädigungen zu sein. Wenn der Staat in der bekannten Weise die Heuchelei begünstigt, dann braucht er sich nicht darüber zu beklagen, daß er in allen Fugen wankt und kracht.

Bei jedem Anlaß tritt die Kirche an die Leute heran und verlangt Unterwerfung und Opfer. Und selbst am Ende des Lebens erhebt sie den schauerlichen Mahnruf, der so viele verwirrt. Unser Schiller war sich dessen bewußt, als er die Götter Griechenlands feierte. „Damals trat kein gräßliches Gerippe vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß nahm das letzte Leben von der Lippe. Still und traurig senkt ein Genius seine Fackel. Schöne, lichte Bilder scherzten auch um die Notwendigkeit, und das ernste Schicksal blickte milder durch den Schleier sanfter Menschlichkeit . . . Da die Götter menschlicher noch waren, waren Menschen göttlicher.“ Ja, damals war es eine Lust zu leben. „Die Tempel lachten gleich Palästen.“ Jetzt aber wird von hohen Kanzeln herab gebonnert, daß nur die christlichen Lehren und zwar gerade so, wie sie der unfehlbare Papst oder ein weises Konsistorium festgestellt hat, das Heil der Welt verbürgen, daß wir stolze Menschenkinder eitel arme Sünder sind und demütig und bußfertig auf dem Planeten herumlaufen müssen, der schon eine grauenvolle Sündflut erlebte. O Wechsel der Zeiten! Wäre es nicht besser, die Ruhmesthaten der Menschheit zu feiern, als beständig die Klagelieder von der Erbsünde und dem Teufel anzustimmen?

Wahrlich, das Christentum hat sehr viel Herzeleid in die Welt gebracht. Wer dafür noch besondere Beweise haben will, dem rate ich, einmal ein Buch über Hexenprozesse zu lesen, z. B. das neulich bei Cotta erschienene: „Geschichte der Hexenprozesse in Bayern“ von Riezler. Ich bin überzeugt, daß jeder, der Verstand und Gemüt besitzt, aufs tiefste ergriffen wird, wenn er ausführlich liest, welche Qualen von Tausenden vollständig unschuldig erlitten werden mußten, weil der Hexenwahn, vom Papste gelehrt, Jahrhunderte hindurch wie eine verheerende Krankheit wucherte. Die Hexenprozesse sind eine unauslöschliche Schande für das Christentum, eine Menschenquälerei, die nicht scharf genug bezeichnet werden kann.

Wenn heute die christliche Religion nicht mehr zum Scheiterhaufen und zur Folter führt, so verlangt sie noch immer die größten Opfer an Leib und Seele. Man bedenke doch, was im christlichen Europa die Priester und Mönche, die Kirchen und Ceremonien für Ausgaben erfordern, wie viel Zeit und Kraft auf das Studium der unbegreiflichsten Lehren und Gebräuche verwendet wird. Es sind Hunderte und Tausende von Millionen, die dem Götterwahn geopfert und dem Menschenwohl entzogen werden. Das arbeitende Volk, das sich immermehr den Kirchen entfremdet, fühlt ganz richtig, daß die Summe von Zeit und Geld, die dort einem erträumten Heil dargebracht wird, ihm selbst gehören sollte. Mit dem ungeheuren Aufwand, den die christliche Religion erfordert, ließe sich die soziale Frage lösen oder doch erträglicher gestalten. Die Priester sollten aus Vertretern der Götter zu Pflegern der Armen werden. Menschheitsdienst für Geisterverehrung, das muß die Lösung sein.





Aus der neueren nordischen Litteratur.

Von Erich Blaik.

(Heidelberg.)

So lächerlich es auf der einen Seite ist, in der Kunst ‚nationale‘ Schranken ziehen zu wollen, ebenso sehr kann auch die Zulassung oder gar Bevorzugung irgend einer Art ausländischer Kunst blamieren. Entweder wiederholt sich der allgemeinere Vorwurf des übereifrigen Entgegenkommens jeder nur eben exotischen Pflanze gegenüber, der namentlich uns Deutsche trifft, oder man läßt zwar die kleinbürgerliche Überhöflichkeit ungeschoren, hält sich aber dafür über mangelhafte Kritik-kraft und Intelligenz auf. Denn es passiert nur zu häufig, daß echte Künstler übersehen werden, Modewarenhändler aber wohlfeile Triumphe feiern.

Dr. Gustav Morgenstern hat das Verdienst, in neuester Zeit dem deutschen Publikum zwei skandinavische Dramatiker der jüngeren Generation in trefflichen Übersetzungen vorgestellt zu haben: Gunnar Heiberg und Hans Aanrud.*)

Morgenstern verdient nicht bloß unsern Dank, weil er uns die Bekanntschaft mit zwei Schriftstellern vermittelt, die, grundverschieden in Wesenheit und Art der Gestaltung, darin Eins sind, Künstler zu sein und nicht Litteratur-Ballerini, sondern auch und ganz besonders unsre Bewunderung für die meisterliche Gabe, so verschiedenen Individualitäten und hinwiederum ihren so verschiedenen Äußerungen gerecht zu werden, gleichermaßen den lyrischen Zauber einzelner Balkon-Szenen, die ab-

*) Der Balkon. Drei Akte von Gunnar Heiberg. Einzig berechtigte, vom Verfasser durchgesehene deutsche Ausgabe von G. Morgenstern. (Leipzig, W. Friedrich.) — Gunnar Heiberg: Das große Los. Schauspiel in fünf Akten. Desgl. (Leipzig, Emil Gräfe 1896.) — Hans Aanrud: Der Storch. Komödie in drei Akten. Einzig berechtigte deutsche Ausgabe von Gustav Morgenstern. (Leipzig, Emil Gräfe 1896.)

geschlossene Anschaulichkeit der Episoden im „großen Los“ und das derb Drauflosgeherische in Anrud's Komödie ganz und gar überzeugend künstlerisch wiederzugeben.

Zuerst zu Hans Anrud:

Da ist der Kontorist und Ex-Sergeant Viktor Strübell, ebenso schüchtern=beschränkt wie eitel, ebenso tölpelhaft wie voll ehrlichen Strebens nach *savoir vivre* und „Bildung“. Diese wackre Menschenblüte sitzt an einem Augustsonntagnachmittag, „das eine Bein flott über dem andern, um eine schneidige Stellung einzunehmen“, in einem Wirtsgarten vor der Stadt, wo „alle sind, die etwas auf sich halten“, und läßt sich mühelos von dem königlichen Sekretär und Don Juan, Amandus Baumann, einem abwechslungsbedürftigen Herrn, dessen letzte Geliebte aufhalten.

Der Storch „legt zuweilen seine Eier auch in fremde Nester . . . Übrigens ist er ein Zugvogel, der oft früh kommt, sehr früh — zuweilen im April“.

So belehrt der menschenkluge Pfiffikus, Fourier Winkler, sein vierjähriges Patentkind Annanias Strübell im zweiten Akt, und der gebildete Papa, der sich in der Zwischenzeit seinem Ideal stolzer, edler Männlichkeit, Baumann, äußerlich ganz assimiliert hat („mit Künstlerkravatte u. s. w.“), bemerkt beruhigend: „Herr Baumann hat gesagt, es wäre medizinisch bewiesen, daß das erste oft —.“ „Ja, die Mediziner!“

Nun hat der Storch die Strübell'sche eheliche Verbindung mit einem zweiten Sprößling, einem Töchterchen, beglückt, und die Vergnüglichkeit der Umstände will es, daß der sehr ehrenwerte Herr Baumann der Aufforderung des durch ihn neuerlich zu Tolstoi'schen Gedankengängen und Praktiken bekehrten Gatten, Pate zu werden, nicht mehr entweichen kann.

Beim Tauffchmaus zu Ehren der kleinen Amanda Viktoria, im Stadium der Toastseligkeit, geht dem armseligen Viktor plötzlich ein Licht auf, er schlägt Skandal, und der angenehme Sekretär verduftet: „Ich kann gar nicht — ja entschuldigen Sie — adieu!“

Durch diese erquicklichen Vorgänge wallen noch etliche Gestalten von geradezu handgreiflicher Lebenswahrheit: der Fourier Winkler, durchtrieben, derb=humoristisch, ein Held des „Antreibens“; der Seminariist Schwarzbach, von so überwältigender Komik wie Gottfried Keller's „gerechte“ Jungfrau Bäs Bünzlin; die sehr würdige Zimmervermieterin Madame Richter; Josefina, das Mädchen mit dem Herzen auf Irrwegen. Und beileibe keine Karikatur; die frische Wirklichkeit der kleinen Welt;

jeder Wesenszug klar und wahr erfasst, jedes Bild mit Liebe bis ins Kleinste durchgeführt; es muß durchaus stimmen, nichts irgendwie Wesentliches darf fehlen in diesem Kongregat von Schlaueit, Bildungsduselei und Idiotismus. Dabei aber flotte dramatische Durchführung und Steigerung bis zum Schlußtableau, dem Auftreten des lieblichen Knaben Annanias mit der Kinderfrage: „War das der Storch, der da ging, Papa?“

Gingegen Gunnar Heiberg, der Mann der tiefen, quälenden Probleme: auch er erfasst das Detail scharf (zumal im Balkon), aber es dient ihm nur als Hintergrund, auf den der leitende große Gedanke seine Lichter wirft. Es scheint manchmal fast, als seien seine Menschen nur um der Idee willen da, nicht aber als sei die Idee, das Verhängnis aus diesen Menschen notwendig erwachsen. So bekommt man, namentlich im „großen Los“, zuweilen den Eindruck des Konstruierten, ähnlich wie beim alten Ibsen; und doch greift uns der Dichter ans Herz wie ans Hirn, läßt uns nicht los, bannt uns.

„Der Balkon“. Abel liebt Julien, des alten Kestmann junges Weib. „Du bist keusch, da Du nicht leugnen willst, daß Du Freude fühlst.“

Kestmann ist ein widerlicher Hypochonder, ein Scheusal, das trotzdem Teilnahme erweckt. „Meine Mutter behandelte mich wie einen Säugling, bis ich so alt war, daß ich keine Zähne hatte und für jeden Busen ungefährlich war.

„Vor zwei Jahren starb sie, und vor nicht mehr als drei Jahren schickte sie mich aus der Stube, weil ich ihr widersprach.

„Ich hatte Pietät. . . . Und edel bin ich nicht. Und fein bin ich nicht. . . . Und Glück hab ich in der Welt nicht gehabt. Und andre hab ich nicht glücklich gemacht.“

Abel, den er im Hause überrascht, giebt vor, dasselbe kaufen zu wollen, und Kestmann stürzt mit dem Balkon hinunter, von dessen Festigkeit er den Liebhaber überzeugen wollte.

Aber nach etlichen Jahren hat Julie Abel genug, der „Wochentag für Wochentag arbeitet für andre — und den Sonntag für sich selber haben muß, um zu sammeln, um in seiner Seele aufzubauen und aus seiner Seele auszurotten“ . . . „Die Liebe in der einen Hand — alles andre in der andern — wähle! . . . Die Liebe hält die Menschen auf. Sie geht nicht in die Kultur ein . . . Sie stiehlt von Intelligenz, von Charakter, von Willen.“

Antonio, der Politiker mit seiner Herrschergabe, seinem Führer-

genie, tritt begehrend in ihre Bahnen und siegt gegen Abel, der „nur alle Seelen der Welt lieben kann. Aber kein Weib!“

Antonio. „Und Deine Erinnerungen?“

Julie. „Ich habe sie verborgen und ziehe sie nie wieder hervor, so lange Du starrst — wie ein Panther mir ins Auge starrst.“

Abel findet sie beisammen; erst greift er zur Pistole, dann —: „Weber der Knall noch Blut kann mir helfen, denn ich fühle, daß es größeren Kummer giebt . . . Was ist dieser Kummer dagegen, daß ich einmal sterben soll?“ —

„Das große Los.“ Der Student Haller, der bislang ‚fast gar nicht unter Menschen kam‘, stellt sich am Nationaltag, den ‚Seine Excellenz der Staatsminister und Seine Excellenz der frühere Staatsminister und eine große Menge feiner Leute von den beiden großen politischen Parteien feiern‘, an die Spitze streikender Fabrikarbeiter und wird sich zum erstenmal der Macht seiner Persönlichkeit bewußt. „Er ist einer von den Rechten. Er hat sicher nichts zu verlieren.“

Zwei Jahre später ist er, der verbissene Revolutionär, das Haupt der Arbeiterpartei und will den Staatsminister, der seiner Mutter Liebhaber war und seinen Vater erschlug, stürzen, ohne die Mutter zu schonen.

„Glauben Sie, daß im Lande oder auch nur in Ihrer eignen Partei auch nur ein einziger es wagen wird, aufzutreten und laut zu sagen: Weshalb soll nicht dieser Mann, der mit seiner Vaterlandsliebe und seinem Genie das Land nach außen und nach innen so hoch gehoben hat, wie es nie zuvor gestanden, und dem wir ewige Dankbarkeit schulden — weshalb soll er nicht auch fernerhin an der Spitze stehen, wenn er auch vor vielen Jahren ein Weib geliebt, das ihn wieder liebte, und den Mann niedergeschlagen hat, als er ihn töten wollte? Nicht ein einziger! Sondern die ganze Gesellschaft wird an ihre Brust schlagen und Sie stürzen. Den höchsten Repräsentanten dieser Gesellschaft will ich treffen.“

„Das ist also die große Rücksichtslosigkeit. Die, die aufs Ziel losgeht und nichts andres sieht?“

Da gewinnt Haller in der Lotterie das große Los, und seine Richtung ändert sich. Er spricht zu seinen ehemaligen Freunden: „Denkt daran, daß wir in Armut und in der Tiefe umher getappt sind. Und Armut macht kurzichtig, verständnislos, brüllend, nimmt den Überblick weg, läßt den Haß obenaufkommen, schafft . . . Leute, die sich in der Wollust der Armut beschmutzen — in der unbegrenzten zügellosen Frei-

heit der Armut zum Hassen. Hassen, daß die Funken springen . . . Seht euch selber an! — Glaubt ihr, daß die Sonne hier auf Erden nichts andres zu thun hat, als Kartoffeln auszubrüten?“

Er wird still, Philosoph, wohlthätig.

„Früher hörte ich nur einen Ton, jetzt lausche ich einem ganzen Orchester. Jetzt sehe ich, wie schwer und langwierig es ist, mit sich selber fertig zu werden, und da nimmt man es nicht so leicht auf sich, die Sachen andrer zu ordnen.“ Und doch bekommt er ihn manchmal „so satt, den Glauben, daß alle Meinungen ungefähr gleich gut sind, und alle Menschen ungefähr gleich recht haben!“

Nun verliert er auch die Liebe des Weibes, die er besaß, als er noch zu den Fanatikern gehörte, „zu den Menschen, bei denen das Feuer nie erlöscht.“ Er ist ein gebrochener Mann, der seine ganze Habe verschenkt und an Gräbern philosophiert. Noch einmal will er, angestachelt von eben dieses Weibes Willen, in die alten Reihen zurück. „Ich brenne darauf, meine Stimme zu hören und die Stille hinterher.“ Aber Die Edward, sein begeistertster Anhänger der früheren Tage, schießt ihn nieder. Er ist Spreu im Gang der Dinge.

Die fünf Akte sind wie embryologische Haupttypen: klar, in sich geschlossen, und doch unerbittlich einer aus dem andern folgend. — In einer Vorbemerkung zum „großen Los“ sagt der Übersetzer: „Die deutsche Ausgabe hat zwei Theateragenten vorgelegen; beide haben sich nicht entschließen können, das Stück zu vertreiben, da es ihrer Meinung nach die Zensur nicht passieren würde.“ Ähnlich soll es bisher auch dem „Storch“ ergangen sein; die Herren Schönthan-Kadelburg und Philippi brauchen also vor einer Konkurrenz nicht allzusehr Angst zu haben.

Dagegen scheint ein anderer Mann des Nordens mehr Wohlwollen zu finden, Peter Mansen, auf den ich zum Abschluß kommen möchte.

Seine Tagebuch-Romane ‚Gottesfriede‘ und ‚Maria. Ein Buch der Liebe‘*) enthalten Stellen von wunderbarem Reiz — oft finds nur ein paar Worte —, als Ganzes aber sind sie Boudoirmachwerke, Kompromißgeburten. Während im ‚Gottesfrieden‘ die anspruchsvolle Blässe und der Salontiroler der Gefühle vorwalten, treten in ‚Maria‘ direkt der heilige Lauren, Raviar und Pschütt ihre unveräußerlichen Rechte mit erbaulicher Brutalität an.

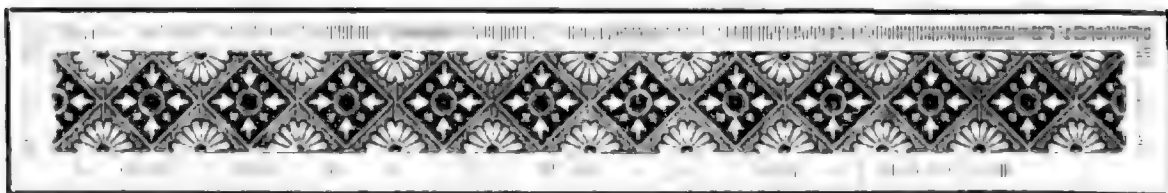
Mansen ist ein Gemenge aus Künstler und Friseur; er entzückt

*) Beide bei S. Fischer, Berlin.

durch lyrische und psychologische Feinheiten und widert an durch die Allüren eines renommierenden Weinreisenden; er ist sentimental wie ein Backfisch und rübe wie ein Stallknecht, feinsinnig wie eine *Sensitiva amorosa* und frivol wie ein Alphonse. Und eitel! Bin ich nicht die interessante ‚müde Seele‘? Bin ich nicht der geriebenste Weiberkenner? Bin ich nicht der fixe junge Mann und Herzknacker? Bin ich nicht der vollendetste Allerweltstausendjassa?

Stanislaw Przybylszewski spricht von Mansens ‚süßlich-widerlicher Unterrockspoesie für Konfektionösen‘ — jawohl; aber das Angebot scheint nur der Nachfrage zu entsprechen.





Die „Litterarische Gesellschaft“ in Leipzig.

Von C. Hans von Weber.

(Leipzig.)

Die „Litterarische Gesellschaft in Leipzig“ hat an ihren zwei letzten „Gesellschaftsabenden“ große Triumphe gefeiert. Am 13. Januar sprach Dr. Carl Heine, dem bekanntlich das Hauptverdienst an der Gründung und der vorzüglichen Leitung der Gesellschaft zuzuschreiben ist, „über den alten und den neuen Styl in der Schauspielkunst“. Sein übersichtlicher und geistvoller Vortrag täuschte nicht die hochgespannten Erwartungen derer, die Gelegenheit gehabt hatten, seinen feinen Kunstsinne und seine allseitig bewunderte eminente Tüchtigkeit auf dem Gebiete der Regie in den Vorstellungen des vorigen Jahres kennen zu lernen. Seine Ausführungen gipfelten in dem Satze, daß es einen allgemein gültigen Styl nie geben könne, da ein jedes einzelne Drama seinen eigenen Styl habe und in diesem gespielt werden müsse. Nach ihm las Kurt Martens einige zarte, weiche Gedichte und das erste Kapitel seines „Romans aus der Décadence“. Darin schilderte er mit resignierter Ironie die letzte Liebe eines Décadents zu einer kleinen Dame aus der Leipziger Aristokratie, die in stillen Stunden zu ihm kommt, lechzend nach dem Gifte seiner Erfahrungen. Röstlich und scharf war dies Gemälde, ein wenig zu grell wohl. — Und dann kam Franz Evers und las, wie entrückt, mit eintönigem Pathos, große, schöne Dichtungen, und es war, als ob von einsamer Höhe ein scharfer Wind wehe und man wußte nicht, ob er heiß war oder eisigkalt. Voll und mächtig wie der Ton einer Posaune tönte seine Dichtung in Terzinen „Der rote Tag“, das Lied von dem großen Sturm der Berührung.

Am 20. Januar sprach Herr Martersteig, der lange Zeit als Direktor des Rigauer Stadttheaters ein mutiger Pionier deutscher Kunst war, geistvoll und klar über „den künstlerischen Menschen“. Losgelöst von allem Fremden, von Beruf, Politik und persönlichen Interessen müsse der künstlerische Mensch dastehen, lächelnd und erhaben über allem. —

Darauf las Richard Dehmel sein „Märchen vom Maulwurf“, „Jesus als Künstler“, „Drei Ringe“, „Anno 1812“, „Fipebuke“, „Wiegenlied an meinen Jungen“, „Trinklied“ 2c. 2c. Es ist mir unmöglich, das Unerhörte, Hohe, das Dehmel uns brachte, in Worten zu schildern. Der Kritiker soll kühl und objektiv sein, außerhalb des zu kritisierenden Werks stehn. In diesem Falle kann ich's nicht, das liegt außerhalb der Menschenmöglichkeit. Denn ich habe selten oder nie so stark, so rein und

befreit den unmittelbarsten Eindruck hoher, übermächtiger Kunst und Größe empfunden, wie beim Anhören dieses Dichters. Es war ein Jauchzen in uns allen, wie wenn es mitten im Winter plötzlich Frühling geworden wäre! Dehmel „liest“ nicht, er „trägt“ nicht „vor“, er dichtet in seligem Schmerz, dichtet in uns hinein und mit einem Hauche seines Mundes fällt alles Häßliche von uns.

Am Anfang des Winters hatte die Litterarische Gesellschaft erklärt, daß diesmal im Prinzip von Theatervorstellungen abgesehen werde. Um so freudiger wurde es begrüßt, als plötzlich gegen Ende des Winters bekannt wurde, daß vom 1. März an doch noch einige Vorstellungen stattfinden sollten, daß Arthur Waldemar und Helene Niechers wieder engagiert seien und hauptsächlich, daß die Regie wieder in den Händen des genialen Dr. Carl Heine läge. Freilich wurden Zweifel laut, ob ein in so kurzer Zeit zusammengebrachtes Ensemble rasch genug eingespielt werden könne, und ob die Bühne, auf der gespielt werden mußte, sich nicht allzuwenig vornehm präsentieren würde. Doch schon nach der ersten Aufführung waren Publikum und Kritik einig, daß das kleine „Thaliatheater“ trotz der allerdings mangelhaften Garderobeverhältnisse, der urdrolligen Vogenschließerlivreen und der etwas ungünstigen Lage eine ganz prächtige, stimmungsvolle Intimität besaß, und daß das Ensemble schon ganz deutlich von einem einzigen führenden Geiste zusammengehalten wurde. Die Vorstellungen wurden eröffnet mit Goethes „Stella“ in der älteren Gestalt. Der Unterschied zwischen dieser und der bekannten Fassung, die allein sich in den Goetheausgaben findet, besteht darin, daß Stella und Fernando sich nicht töten, sondern beschließen, gemeinsam mit Cäcilie weiter zu leben, ganz wie diese es in ihrem Gleichnis von dem Grafen von Gleichen vorgeschlagen hat. Man kann darüber streiten, ob „Stella“, wenn auch in dieser veränderten und scheinbar moderneren Gestalt, geeignet war, die Vorstellungen der „Litterarischen Gesellschaft“ zu eröffnen, zumal auch das Ensemble sich bei diesen sentimentalen Ergüssen und schwärmerischen, diffizilen Werthergefühlen nicht besonders wohl zu fühlen schien. Jedenfalls war das Vertrauen in die Leistungsfähigkeit der Gesellschaft vollkommen wiederhergestellt, denn die Ausführung war vorzüglich. Helene Niechers, die bei offener Szene mit jubelndem Beifall begrüßt wurde, spielte die Stella, so wenig diese Rolle sonst im Bereich ihres großen Könnens liegt, ausgezeichnet, Arthur Waldemar fand den passenden Ausdruck, um dem Schwächling Fernando Verständnis und Sympathie zu sichern, Marie Wolff als Cäcilie und Rosa Venz als Lucie erweckten große Hoffnungen, die sich auch später als vollberechtigt erwiesen.

Einen schönen, großen und unbestrittenen Erfolg errang sich am 5. März das Schauspiel „Treue“ von Anselm Heine und die sehr passend — gleichsam als Satirspiel — dazu gewählte übermütige Komödie „Die sittliche Forderung“ von Meister Otto Erich Hartleben. Das erste Drama ist im vorigen Hefte der „Gesellschaft“ vollständig abgedruckt; ich kann also darauf verzichten, sein Wesen und seinen Inhalt hier wiederzugeben. Ich thue dies um so lieber, als es mir fast unmöglich erscheint, der Bedeutung dieses ebenso gedankenreichen und tiefempfundenen, wie auch technisch gut aufgebauten Dramas in wenig Worten gerecht zu werden. Der Beifall ruhte nicht eher, als bis die Verfasserin auf der Bühne erschien. Stürmischen Jubel entfesselte die „sittliche Forderung“, die von Helene Niechers und Arthur Waldemar meisterlich gespielt wurde. Nur zwei urteutonischen Studenten, von denen Edgar Steiger in seiner Kritik lachend berichtete, war diese göttliche Satire unheimlich

erschiene, so daß sie von „Berliner Judenmache“ (Ecco Otto Erich!!) jammerten. Wir Nicht-„Rudolstädter“ haben uns ganz außerordentlich amüsiert. —

Am 11. März erlitt die Gesellschaft die Schlappe der Saison. „Ritter Hans“ von Hermann Anders Krüger, eine ungeschickte Nachahmung von Halbes „Jugend“ und Flaischens „Martin Lehnhardt“, die leider sehr wenig von dem zarten Zauber und der mächtigen Kraft dieser beiden Dichtungen aufweisen konnte, wurde von dem gar nicht einmal entrüsteten Publikum vergnügt ausgelacht. Schade war's nur um die vorzügliche Darstellung, denn nicht nur die beiden, schon mehrfach erwähnten Sterne des Ensembles, sondern auch Marie Wolff (Pastorin), Rosa Lenz (Dore), Max Henze (Pastor) und Alex. Ettenburg (Nehles) überraschten durch ihre Leistungen allgemein und bewiesen von neuem die enorme Einstudierungs- und Regie-Kunst des Dr. Heine, die ihren Höhepunkt erreichte in der Aufführung der „Wildente“ am 15. März, dem größten Erfolg seit dem „Biberpelz“ im vorigen Jahre. Die Presse war — was auch in Leipzig selbst bei patriotischen Festspielen als unmöglich galt — einig in der Anerkennung, daß eine solche Aufführung nur alle Jubeljahre einmal vorkäme. Waldemar spielte den Hjalmar, wohl eine der schwierigsten Rollen im modernen Drama, mit Geist und Humor, ohne auch nur einmal zu übertreiben, Marie Wolff als Gina und Rosa Lenz als Hedwig waren einfach unübertrefflich — was sich bei lechterer glänzend dokumentierte, als am 18. März Caroline Medelsky vom Burgtheater in Wien, die seit jener sensationellen „Wildenten“-Aufführung (mit Mitterwurzer) für die beste Hedwig galt, in dieser Rolle gastierte, und, so geistreich und realistisch sie auch spielte, doch allgemein gegenüber der hiesigen Darstellerin abfiel. Fräulein Lenz darf für diese Genugthuung nicht nur ihrer eigenen Künstlerkraft, sondern ganz besonders ihrem Regisseur dankbar sein. Auch die übrigen Rollen waren vorzüglich besetzt: Max Henze spielte die zwei geradezu entgegengesetzten Rollen des Großhändlers Werle und des — „dämonischen“ Kandidaten Molvik in gleicher Vollendung, Alexander Ettenburg verkörperte den alten Ethal ausgezeichnet und Marcell Salzer, der berühmte Wiener Regitator, der zum erstenmale auf einer Bühne stand, verblüffte durch die charakteristische Darstellung des Werle; kurz, ohne jede Übertreibung: es war eine anerkannte Mustervorstellung, wie sie wohl noch nie von einem Ensemble geleistet worden ist, das erst vor wenig Wochen zusammengetreten ist. —

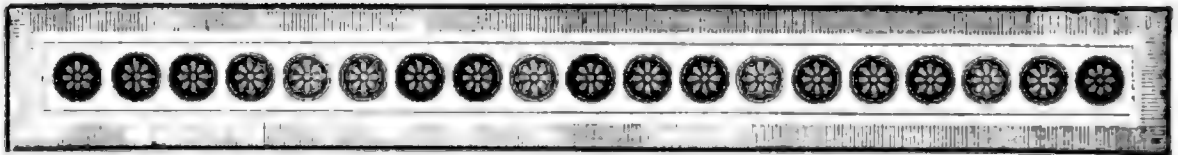
Am 20. März fand sodann die Premiere des Einakters „Der Tag der Schmerzen“ von Franz Adam Beyerlein statt. Die Handlung des Stückes besteht darin, daß die Mutter eines Kindes, an dem ein grauenhafter Lustmord verübt worden ist, sich vom drängenden Rachedurst zur Höhe des verständnisvollen Verzweihens durchringt. Die Stimmung des Trauerhauses ist ebenso prächtig getroffen, wie die machtvoll erregende Steigerung und die mit tiefem Verständnis gezeichnete Charakteristik der einzelnen Personen, insbesondere der Eltern der Gemordeten. Wenn einzelne Leipziger Kritiker ihre Böswilligkeit sog. „modernen“ Stücken gegenüber dadurch kennzeichnen zu müssen glaubten, daß sie über den — noch dazu in der Vorgeschichte des Dramas liegenden und nur sehr „decent“ erwähnten — Lustmord wetterten und ihn in die Rubrik „Gerichtssaal“ verwiesen, so genügt es, diesen Unverstand festzunageln. Das Publikum brachte dem Stück stürmischen Beifall, der aber auch zu einem großen Teil der Regie und den Darstellern galt. Marie Wolff spielte die Kantorin geradezu erschütternd und mit feinstem künstlerischem Verständnis, Max Henze stand ihr würdig zur Seite und Helene Niechers, deren raffiniert

geistvolle Verkörperung Ibsen'scher und anderer „moderner“ Frauengestalten bereits allgemein anerkannt wird, verblüffte in der Rolle der alten, auf dem Schindanger wohnenden Lina durch ihr lebenswahres Spiel.

Am 2. April beschloß die „Litterarische Gesellschaft“ ihre Vorstellungen mit einer künstlerischen That, die so recht dem Zweck einer „freien Bühne“ entsprach, sie brachte das in der letzten Zeit am heftigsten umstrittene, noch unaufgeführte Drama „Der Mitmensch“ von Richard Dehmel auf die Bretter und entfachte dadurch bei den einen fanatische Begeisterung, bei anderen lärmende Wut. Die sehr, sehr wenigen aber, für die das Stück geschrieben ist, hatten ihre herzliche, innige Freude daran. Ich kann es mir wohl versagen, den Lesern der „Gesellschaft“ den Inhalt dieses seit zwei Jahren im Druck vorliegenden Dramas zu erzählen. Ich möchte mich hier auch nicht für oder wider dasselbe aussprechen — dazu ist der Raum zu eng bemessen. Ich will nur von der Aufführung berichten und vom lieben Publikum. Die erstere war infolge verschiedener, noch in letzter Stunde eintretender Schwierigkeiten trotz der vorzüglichen Vorbereitung nicht ganz auf der Höhe der früheren Aufführungen. Herr Lipowiz vom Stadttheater in Halle, der wenig Tage vor der Aufführung für einen plötzlich am Auftreten verhinderten auswärtigen Gast einsprang, war als Peter Wächter matt und philisterhaft, niemand glaubte ihm seine Künstlerschaft. Max Henze als Eickrodt war zu brutal und schreiend. Gerade in einer Rolle, die schon stark outriert gezeichnet ist, muß sich der Darsteller vor jedem Schatten von eigener Übertreibung hüten. Arthur Waldemar als „Mitmensch“ Ernst Wächter und Helene Riechers als Thora waren wieder einmal vorzüglich, was am stärksten in der Scene zur Geltung kam, in welcher sie allein auf der Bühne waren, während sie sonst oft Mühe hatten, die andern mit sich fortzureißen. Der Aufführung voraus ging ein Prolog „Lebensmesse“, den Dehmel selbst vortrug — visionär und mit Größe. Viele waren ergriffen und applaudierten lebhaft. Andere hatten nicht ganz bis zum Schlusse folgen können, wie Rudolf von Gottschall naiv gestand. Zum Schlusse sei mir noch gestattet, als Kuriosum anzuführen, daß der politische Redakteur eines größeren Leipziger Blattes, der zugleich „Kunstkritiker“ ist, ohne im Städtchen zur lächerlichen Figur zu werden, Folgendes schreiben konnte: „Wenn der Realismus der Kunst in der Unhöflichkeit besteht, auch alle anderen gesellschaftlichen Formen möglichst rücksichtslos beiseite zu setzen, so kann ich die künstlerische Vollendung des „Vortrages“ nach dieser Seite hin wenigstens nicht bestreiten, denn mit einem zerknitterten Konzeptpapier in den unbekleideten Händen im Gehrock vor das Publikum zu treten, das mag ja eine recht selbstbewußte Kunstrichtung bedeuten, aber schön ist sie jedenfalls nicht.“

Dehmel als partielle Nudität — prob pudor!!





Kritik.

Romane und Novellen.

Vom Baum des Lebens. Erlebtes und Erdachtes von Richard Brede. Mit Deckelbild von Th. Th. Heine, Randzeichnungen von S. Baluschek. Berlin, Kritik-Verlag. 79 S.

Grün ist bekanntlich nach Goethe'scher Farbenempfindung des Lebens goldener Baum. Ich machte mich also auf feste, jugendlich heiße, sprudelnde Künstlerkraft gefaßt. Das Heine'sche Umschlagbild lockte mit lästernen Farben. Ich blätterte im Buch und stach mir glückverheißende Proben heraus. Meine Erwartungsfreude war groß. Und dankbar wie ich bin, wenn mir der neue, freie Kunstgeist ein Glück aus der Ferne weist, schrieb ich dem Verfasser sofort eine Grußkarte. Endlich schlug, mitten im berlinischen Stumpf-sinn der Jahrhundertfeiertage des hohenzollerischen Imperialismus, eine schöne, befreiende Stunde, und ich machte mich mit Andachtsmiene an die Lektüre. „Vom Baum des Lebens“! Ich lechzte nach Größe. Wahrhaftig, ich war so vermessen. Wilhelm der „Große“ hatte mich nicht gewarnt. Die Hand zuckte mir, als ich das Büchlein aufschlug. Ich stutzte — und blätterte. Ob mich vor Wochen die Stichproben doch nicht betrogen? Wohl-an, erproben wir die Proben aufs Neue! Und ich las auf S. 14: „Der schmale Hausflur war noch immer so schmutzig, die Wände feucht, der Fuß vielfach abgestoßen. Die Thüre nach dem Kleinen, engen, holprigen Hofe stand offen. Der

stechende Duft der Aborte durchströmte den Flur.“ Puh! Seite 19: „Wenn jetzt einer unter sie trete (sic!), den es hinzöge zum Weibe als Ganzes, der nicht nur den Körper, der auch ihre Seele besitzen wollte, um ihm (dem Körper?) die seine dafür zu geben; wenn einer ein in (ei, ei, i!) unglücklicher Ehe schmachtendes, zu Grunde gehendes Weib, das einst um Gold an einen Mann verkauft wurde, erlösen wollte durch die geistige Befruchtung der Sympathie, wenn er sie lösriffe und befreite aus den tödenden Banden, um mit ihr ein neues, freies, reines, aber (!) ohne den Segen der Kirche glückliches Leben zu beginnen, das würden sie kaum verstehen; sie würden meinen, die Welt, das heißt, ihre enge bürgerliche Gesellschaft würde (ü, ü, ü!) zusammenbrechen ob solchen Frevels und ‚Steiniget ihn‘, ‚Steiniget ihn‘ würden (ü!) diese edelen, eilen (e!) Helden wohl sattfam (!) rufen . . .“ Heiliger Apollo, zieh' diesem Stilschinder das Fell über die Ohren! — — Dann nahm ich all meinen Horn zusammen und las zähneknirschend, laut, mit mörderischer Deutlichkeit, zwei ganze Geschichten: „Amanda“ und „Ekel“ — und, das Äußerste mir zumutend, setzte ich noch den „Psalm“ darauf: „Das große Schweigen“. — — „Niemand soll nur mit dem Hauch eines Lauten zu reden beginnen: grausame Strafe würde ihn treffen;

„Keiner soll reden, weder wer den Tempel betritt, noch wer ihn verläßt;

„Und alle Fremden sollen schweigen und sollen nicht reden vom dreimalheiligen Opfer der Eingeweihten;

„Und Bruder und Schwester sollen schweigen und das Heiligtum nicht entweihen;

„Und Vater und Mutter sollen nicht —“

Alle sollen nicht —

Aber warum hat gerade er sich nicht des Schweigens beflissen, wenn er uns sonst nichts vorzureden hatte als diese kunst- und litteraturwidrigen Dinge vom „Baum des Lebens“?

Und ich gab das Buch meiner Köchin, daß sie's an einem stillen Orte verwahre. Wie mehr will ich seiner gedenken. Ich hätte auch hier nicht so viel Aufhebens von diesem „Erlebten und Erdachten“ Richard Wredes gemacht, wenn sein mißglücktes Buch nur ein Ausnahmefall wäre. Leider häufen sich in unserer modernen deutschen Buchindustrie diese Fabrikate in erschreckender Weise. Fast jedes ausschweifende Hochschulgigerl fühlt den Beruf in sich, unflätige Erlebnisse und Kagenjammer-Phantasien als naturalistische Spenden der Litteratur anzubieten. Ohne ein Atom von der Macht wirklicher Kunstbegabung zu besitzen, photographieren diese Pseudolitteraten ihre schweinischen Lebensjämmerlichkeiten und glauben damit Wunder naturalistischer Litteratur vollbracht zu haben. Die oben erwähnte „Umanba“ ist typisch für die Kellneringeschichten, aus denen diese allerjüngste und allernützlichste Litteratursorte vornehmlich besteht. Von Henri Murger, dem unsterblichen Schöpfer der „*Vie de bohème*“, bis zu Guy de Maupassant, von John Henry Mackay über Bahr, Lovote, Karl Kosner bis zu Julius Schaumberger hat die Kellnerin als Grifettentypus Bürgerrecht in der Litteratur erlangt, infolge der intensiven poetischen Kraft, die einzelne dieser Werke in sich tragen und das gemein Gewöhnliche und Alltagsmenschliche zu kunstvoller Schönheit steigern. Aber

wir haben nun genug davon. Wer uns nicht in genialer Weise neue psychologische und soziale Gesichtspunkte und zugleich neue künstlerische Perspektiven bieten kann, hat kein Recht, sich mit dieser Gattung vorzudrängen. Es ist ein nicht scharf genug zu rügender, lächerlicher Irrtum, wenn diese jungen Herren glauben, daß die Thatsache des Erlebthabens und protokolliert treuen Wiedergebens ausreiche, jede beliebige Botengeschichte zu einem naturalistischen Kunstwerk zu erheben. Wie ein in freien Rhythmen daherklingendes sinnloses Gefasel noch keine symbolistische Dichtung ist, ebensowenig ist eine freche, mehr oder weniger schweinische Erzählung eines sexuellen Abenteurers eine naturalistische Novelette. Das naturalistische Kunstprinzip stellt ebenso hohe, wenn nicht höhere Anforderungen an Geist und Geschmack, an das Kompositions- und Stilgefühl wie jede andere Kunstweise.

M. G. C.

„Judas.“ Eine Passionsgeschichte von Tor Hedberg. — Berlin, Köln, Leipzig, Verlag von Albert Ahn, 1897.

Die Phantasie eines Dichters könnte keine divergenteren Gestalten erfinden, als die Bibel in dem Nazarener Jesus und in Judas von Kerioth einander begegnen läßt. Auf der einen Seite der Heiland, mild, sanft, gut, die Liebe selbst für die leidende Menschheit — ihm gegenüber der Mann, der für dreißig Silberlinge den edelsten, idealsten Dulder, ohne zu überlegen, verrät. Der Uriaßbrief und der Judasfuß sind Prototype für Verrat, Falschheit, Niedertracht . . .

Und doch — war Judas wirklich so schlecht, so verworfen? Hat kein anderes Motiv, kein anderer Beweggrund ihn dazu vermocht, als die Sucht nach dem Gelbe, *auri sacra fames*? —

Ernest Renan sagt in seinem Buche „Das Leben Jesu“, (die letzte Woche Jesu) die folgenden Worte, die es ahnen lassen, daß es noch andre Gründe gab:

„Die Agenten der Priester fanden, was sie suchten, bei Judas von Kerioth. Der Unglückliche verriet aus nicht zu erklärendem Grunde seinen Meister, gab alle erforderlichen Nachweise und übernahm es sogar, die Schar der Häscher zu führen, obwohl ein solches Maß von Nichtswürdigkeit kaum glaublich erscheint. Die gräßliche Erinnerung, welche die Dummheit oder Nichtswürdigkeit dieses Menschen in der christlichen Überlieferung hinterließ, lassen wohl einige Übertreibung annehmen . . .“ u. a. D. „Der Geiz, welchen die Synoptiker dem betreffenden Verbrechen als Grund unterlegen, genügt nicht zu seiner Erklärung . . .“ „Johannes möchte ihn zu einem Spießbuben und Ungläubigen von Anfang an machen, was nicht wahrscheinlich ist. Ich möchte eher an eine Eifersüchtelei, an einen innern Zwiespalt glauben . . .“

Ein innerer Zwiespalt — hier setzt das Buch ein, von dem gesprochen werden soll, „Judas“ von Tor Hedberg. Der Dichter nennt es eine Passionsgeschichte. Und richtig, nur zu richtig ist diese Bezeichnung gewählt. Die Leidensgeschichte des Dulders — Judas wird geschildert: in knappen, präzisen Zügen, aber grandios in dieser Einfachheit werden das Seelenleben, die Folterqualen, die Stunden furchtbarster Selbstverzweiflung des Mannes gezeichnet, den sein unglückseliges Schicksal dazu verdammt hat, denjenigen zu verraten, den er so grenzenlos liebt, für den er gerne tausendmal sterben möchte . . . Ja, ein innerer Zwiespalt ist es, der den Riß in Judas' Denken und Fühlen verursacht, das Ankämpfen gegen ein unbestimmtes, undefinierbares Etwas, das ihn aus seinem bisherigen friedlichen, unbefangenen Dasein gerissen und ihn durch Wind und Wetter gepeitscht, durch Wüste und Steppe getrieben, bis er „den Mann“ gefunden, an den er sich anschließen muß, ob er will oder nicht. Und er will nicht. Eine

innere Stimme sagt ihm, daß es nicht gut sei, was er da unternahme, seine ganze Energie häumt sich gegen den Zwang auf, den eine fremde Gewalt, eine Art Fatum auf ihn ausübt — aber er handelt, er muß handeln wie in moral insanity, er muß wandern wie sein Schicksalsbruder Ahasver, bis er sein Ziel erreicht, vor dem ihm innerlich graut — er muß zu Jesus . . . Eine beängstigende, brennende Leidenschaft geht durch das Buch, eine schwüle Stimmung liegt über den Personen, die an einen sengenden Sommertag gemahnt, wo der Himmel von stahlgrauen Wolken umsäumt ist: noch regt sich kein Lüftchen, noch ist nichts geschehen, was Unheil ahnen ließe — aber über der Natur, über Tier und Pflanze, über den Menschen schwebt es, wie der Fittig eines Unglücksvogels, dumpf, schwer, brütend . . . Und mit einem Male erhebt sich der Wind, der Sturm, der Orkan, brausend, tosend dröhnt es heran, blaue, kleine Blitze zucken aus dem Dunst-Inäuel, grollend rollt der Donner, ferne noch — — jetzt näher, nahe — um endlich loszubrechen im ungeheuren Niederschlag, im Aufruhr der entfesselten Elemente, vernichtend, zerstörend, zermalmend . . . Und doch ist dieser Kampf der Naturgewalten nur eine veränderte Potenz der allesbewegenden Macht — der Liebe. Die Schöpfung liebt ihre Kinder, mag sie dieselben töten oder mit kräftigem Leben beschenken, mag es die winzige Mikrobe oder die wundervolle Orchis, der elendste Krüppel oder das ideal schönste Venetianerweib sein — alle sind sie umfungen von dem Arme der gleichliebenden Mutter. So ist es auch mit Judas: sein Haß gegen Jesus ist Liebe, seine Liebe Haß, sein Gefühl für den Heiland hat keine Artunterschiede, er fühlt nur, und sein Thun und Handeln sind Konsequenzen des Gefühles, ohne daß man ihnen den bestimmten Namen geben könnte . . .

Judas liebt Jesus, er liebt ihn mit

der fanatischen, glühenden Zuneigung, die fast an Haß gemahnt. Haß und Liebe sind ja nur die entgegengesetzten Pole einer und derselben Kraft. „Herr,“ ruft er zu Christus im tiefsten Schmerze, „Herr, warum gehst du nicht in die Wüste, fort von hier — weit fort — wenn alle dich verlassen, ich folge dir!“ Und Jesus antwortet: „Nein, Judas — alles das — Berge und Wiesen, Lust und Bäume, ja das Gras, worauf du trittst — alles sollst du lieben, nur dann liebst du mich wahrhaft.“ Dumpf und fest antwortet Judas: „Herr — ich liebe dich allein — nur dich — nichts anderes als dich!“ Und Jesus zieht die Hand von seiner Schulter und schweigt unwillig. Dann sagt er mit tiefem Ernst: „Judas, du glaubst nicht an mich!“

Der Unglaube — das ist der Dämon, der in Judas' Seele wohnt — der Unglaube an Jesus, an sich, an die Apostel, an Magdalena, an alle . . .

Seine Liebe zum Erlöser wird nicht geringer, auch nicht als er ihn verrät, er verrät ihn nicht mit einem — Judaskusse, sondern mit einem Kusse, in dem die ganze brennende Liebe gespeichert liegt zu dem Manne, den er versteht, und an den er nicht glauben kann . . . „Jesus blickt Judas an und sammelt in diesem Blick die Kraft und den Willen, die Sehnsucht seines ganzen Lebens zu einem letzten angstvollen Kampf. Judas begegnet seinem Blick. Ein tiefer Seufzer entsteigt seiner Brust, er sinkt neben Jesus auf die Knie und läßt ihn . . .“ Ist das ein Judaskuß? . . .

Und als Jesus tot ist, tot durch ihn, der ihn verraten hat, da findet er den Frieden, den er so lange gesucht, von dem Augenblick an, wo ihn die Stimme seines Ichs dazu trieb, mit Jesus zu wandern bis zur Stunde, wo ihn dieselbe Stimme zwang, ihn den Schergen zu überliefern: es ist nicht die Befriedigung des Mörders, dem sein Verbrechen ge-

lungen, es ist ein reines Glück, die Mission, die Aufgabe des Lebens erfüllt zu haben, so quälend auch die Zukunft sein mag; so wie es Jesus von Anfang weiß, daß sein Weg ein düstres Ziel hat, daß nur kurz die Zeit sei, wo er lieben und geliebt werden dürfe, wie Jesus schon das Kreuz zu Golgatha aufgerichtet sieht, während er im Jubel der Gläubigen durch Jerusalem zieht, und wie Jesus unverzagt sein schweres Erlöserwerk zu Ende führt — so kennt auch Judas seine Bestimmung, schwerer noch wie die — des Heilands . . . Er muß zu Jesus, muß ihn lieben und bewundern lernen, er muß seinen Unglauben behalten und muß den verraten, den er liebt und verehrt trotz seiner Zweifel. Das ist die Passionsaufgabe des unglücklichen Periothen — und auch er unterzieht sich ihr; er weiß, daß die Nachwelt, die ihn nicht versteht, ihn fluchen wird, daß er den Heiland verrät, die Nachwelt, die nicht ahnt, daß er zu dieser entseglischen Aufgabe ersehen ist; und als er sein schwerstes Stück Arbeit gethan sieht — Jesum am Kreuze gestorben — da „wächst und wächst das Glück in seiner Brust. Es ist ein Gefühl von Frieden und Harmonie. Und dieser Frieden scheint auf allem ringsumher zu ruhen. Der Kampf ist beendet, es kämpfen nicht mehr zwei streitende Mächte um ihn. Sie waren beide Abarten ein und derselben Macht, einer Macht, die ihn mit allem Lebenden verband, ihn alles verstehen, alles lieben lehrte. Was er gesucht hatte — jetzt hatte er es gefunden — es war die Liebe, das Ziel seines Lebens . . .“

Jesus und Judas gehen einen Weg, den des Leides; bei Gethsemane teilt sich die Bahn: der Heiland schreitet weiter, noch eine kurze Spanne des Schmerzes, und ewiges, unvergängliches Glück ist sein — er hat die Menschheit erlöst mit seinem Blute, mit seinem Tode. Der Segen von Myriaden klingt ihm nach,

Myriaden, die im Kummer, im Elend, in der Verzweiflung ihren Halt fanden an dem bleichen Dulder, der freudig für sie gelitten hat. Judas aber hat das schwerere Teil erwählt: er muß den Fluch der Menschheit tragen, die nicht weiß, daß er es thun mußte, er muß es nehmen, für den elenden, habgierigen Verräter gehalten zu werden, dem Jesus für dreißig Silberlinge feil ist . . .

Hedberg's Buch zeigt auf jeder Seite den Meister: wunderbar sind die psychologischen Zeichnungen, der Gottmensch Jesus, Judas, die Apostel, Maria Magdalena, des Herren unglückselige Magd. Und wunderbar sind auch die Schilderungen der Natur, die Tage und Nächte in der Wüste, in Jerusalem, in Kerioth . . . Gewaltig versteht der Dichter zu schildern, das Weh in der Brust, die Erscheinungen, die Visionen. Eine Stelle möge zeigen, wie Worte malen können: „Es schien, als ob die Stadt Jerusalem sich viele Male verdopple, Stadt auf Stadt wuchs aus dem Schoß der Erde empor, mit goldenen Tempeln und mächtigen Thürmen, Ströme flossen dazwischen mit waldbekränzten Ufern, es wimmelte von allen Völkern der Erde und tausendstimmig erhob sich der Ruf:

„Messias! Messias!“

Und die Gestalt wurde größer und größer, ihre Flügel breiteten sich über den ganzen Himmel aus, so daß sie die Sonne verdunkelten.

„Messias!“ sagte sie, „sieh, alles dies ist dein.“

Jesus blickte auf Jerusalem herab und sein Blick wanderte weiter und weiter. Da, am fernen Horizont, wo Erde und Himmel zusammenschmolzen, sah er den schattenhaften Zug der leidenden Menschheit mit der unsichtbaren Bürde.

Die Gestalt beugte sich zu ihm nieder und flüsterte:

„Brot!“

Jesus schüttelte den Kopf und blickte

ihr voll ins Gesicht und wieder erkannte er Judas' Züge. Da leuchtete es in ihm auf, er streckte seine Arme aus und sagte:

„Liebe!“

Die geflügelte Gestalt lachte, und das Echo dieses Lachens hallte fernhin über die Berge, und sie breitete ihre Schwingen zum Fluge aus. — — —

Alfred Raumann.

Alfred zu Lippe: „Innenleben“, Novellen (Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden 1897). Die milde Resignation eines Mannes von Welt, der die Nichtigkeit des Irdischen durchschaut hat, und das warme Herz eines Dichters, der darüber Thränen weint, aber nicht außen in den Augen, sondern tief innen im Herzen, haben diesen Dichtungen vom Sterben ihren Zauber verliehen, ihre Kraft und tiefe Wirkung gab ihnen die Größe und Macht der Anschauung. Die Personen der einzelnen Novellen verschwinden vor der Stimmung, die das ganze Buch beherrscht, vor einer mächtigen Empfindung von großer Schönheit: Götterdämmerung etwa.

Ernst Alt kirch. Ich, der Träumer. Berlin, Deutsche Schriftstellergenossenschaft, 1896. 96 S. Ein kleines Büchlein mit einer vorzüglichen Titelzeichnung von Walter Caspari, in dem sich die echte satirische Herzlichkeit dieses graziosen Künstlers offenbart, nur daß die Wirkung leider durch die Reproduktion in Rotdruck beeinträchtigt wird. Dazu ein Vorwort vom Meister Liliencron, lebenswürdig und herzenswarm, wie nur er es kann. Das machte mich mißtrauisch. Solch großer Apparat für dies kleine Buch, diese Erstlingsarbeit?! Ich hatte schon einmal in einem Novellenbände enttäuschte Hoffnungen erlebt, die ein meisterliches Titelblatt Casparis hervorgerufen hatte. Und ich fing an zu lesen, mißtrauisch und vorurteilsvoll fast. Zuerst eine kleine Selbstbiographie, ganz heiter und amüsan-

aber nicht bedeutend, mit der Versicherung, daß der Autor ein „Träumer“ sei. „Gott, das kann jeder sagen!“ dachte ich. Aber dann! Dann! Eine unendliche warme Innigkeit drang in mich ein, als ich „Fantasia“ las — das Empfinden der Lüfte, die von reinen Höhen wehen, jenes bekannte große Gefühl, daß ein Dichter spricht.

Wunderbar zart und poetisch ist diese Dichtung, zierlich, aber nicht maniert, sinnlich und durchaus keusch, von wohlthuendem Humor durchströmt, der die Herzen wärmt. Und dabei wahrhaft originell. Ein Dichter, der sich in Träumen, in heißen Künstlerträumen durch schwille Sinnlichkeit zur Reinheit emporringt — ein Gemälde von farbenprächtiger Schönheit, klar und erhaben wie Orgelton und mystischer Glockenklang. Es folgt noch eine kleine, graziose Humoreske „Susanna im Bade“, voll deutschen Waldeszaubers.

Ich freue mich auf Altkirchs nächstes Buch.

Maria Janitschek. „Ninive“, Roman. Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr) Leipzig.

Ein unendlich geschmackvoll ausgestatteter Band mit einem Titelbild von Fibus, das den ganzen Inhalt des Romans widerspiegelt: eine jener zarten Frauengestalten, halb Kind, halb Jungfrau, wie wir sie nur bei diesem Künstler finden, in den Rachen eines Tigers blickend, mit ängstlich forschenden hoffenden Augen —

Es ist die Geschichte eines jungen Mädchens aus einem weltentlegenen Nestchen. Sie kommt in die Großstadt, ganz erfüllt von glänzenden Träumen, hohen, überspannten Erwartungen, und findet nur Schmutz, nichts als Halbheit, Kleinlichkeit, Lüge und Verbrechen.

Es ist ein Thema, unendlich oft behandelt, von allen Seiten schon beleuchtet. Und doch ist es immer wieder verlockend, denn es giebt Gelegenheit, die ganze

Raffiniertheit und Verderbtheit der modernen Großstädte in wirkungsvollsten Kontrast zu bringen zu der reinen Unverderbtheit und Einfalt vom Lande. Frau Janitschek aber ist zu sehr in die Extreme geraten. Und das ist gefährlich bei der Schilderung solcher Gegensätze, die schon an und für sich sehr scharf einander gegenüberstehen. Ich will nichts davon sagen, daß die Gestalt der Johanna ein wenig zu verdächtig rein erscheint, als daß sie glaubhaft wäre, und zu gänzlich und halb nach der Ankunft in der Stadt innerlich gefestigt, als daß sie wirkungsvoll gegenüber dem Großstadttreiben ausgespielt werden könnte. Ich möchte vielmehr betonen, daß die Verfasserin aus diesem Sumpfe, auf dem doch, wie bekannt, manch schöne, prunkend-verführerische Blume blühen kann, nur die allerschmutzigsten und widerwärtigsten Knollen hervorgesucht hat. Eine Gesellschaft von Verbrechern, geilen Dummköpfen und kleinlichen Halbmenschen tritt da als einzige Repräsentantin der Großstadtwelt auf, so daß man es wirklich leicht begreifen kann, daß ein reines Mädchen da physisch und psychisch rein bleiben muß; ja, ich habe mich sogar über die paar Lapsus, die der armen Person trotzdem passieren, noch weiblich gewundert: ich hätte sie für gescheiter gehalten.

Frau Janitschek unterläßt es, uns all die wahnsinnigen Raffiniertheiten zu schildern, die glitzernden Similibrillanten in Goldfassung, die Schlangen unterduftenden Rosen, den wirren Trubel blendender und überraschender Dinge, die in dem modernen „Ninive“ unschuldigen Mädchen vom Lande das Reinbleiben so schwer machen — sie zeigt uns nichts als ganz plumpe, rohe Gemeinheiten und Schmutzereien, die der Heldin so offen und tapfzig gegenübertreten, daß sie — selber aus „Ninive“ sein müßte, um da hineinzufragen. Die einzige Gestalt, Vohinger, der wirklich etwas kompliziert ist, eben

nach den Modellen, die ich gerne in diesem Roman öfter gefunden hätte, der einzige, der wirklich imstande gewesen wäre, der Johanna eine Rufe zu knaden zu geben, in den sie sich auch trotz seiner mehrfachen Schwächen und — Untugenden verliebt, eben wegen jener überlegenen Gutmütigkeit und Herzenshöflichkeit, dieser bekannten verführerisch-raffinierten Scheineigenschaften des augurenhast lächelnden Großstadtmenschen, gerade dieser einzige — verzichtet, verzichtet in dem Momente, wo sie angeekelt und gebrochen zu ihm flüchtet. Oder vielmehr nein: er „verzichtet“ ja gar nicht, er — hat überhaupt nichts gewollt, er — will thatsächlich nur ihr Bestes. Ja, dann ist es freilich keine Kunst, die Reinheit zu bewahren, wenn es keine Abnehmer dafür giebt! Übrigens sind die Typen der Berliner Schriftsteller- und Leberwelt, die in diesem Romane twimmeln, jedem Kinde heutzutage so zum Überdruß bekannt — aus den Romanen des letzten Jahrzehnts von Alberti und Bleibtreu bis zu Tobote und Leo Leipziger, dem Autor der „Ballhausanna“ (womit ich aber Frau Janitschel nicht zu nahe treten möchte), daß es wirklich nicht nötig war, einen Roman unserer besten Romandichterin damit anzufüllen. Das einzige, was neu ist, ist die wirklich gelungene, mit seinem, köstlichen Humor gezeichnete Schule der „Wahrheitsbrüder“. Ceterum censeo (um auf das Titelbild von Fibus zurückzukommen): Es ist ein Wagnis, einem Tiger in den Rachen zu schauen, zumal wenn man ein kleines Mädchen ist. Wenn das Vieh freilich die Maulsperrre hat — — —!

Louis Coloma, „Lappalien“, Roman, autor. Uebers. a. d. Span. von Ernst Berg. Berlin. Novbr. 1896. Verlag der Romanwelt. 655 S.

Ein junger Schriftsteller, der nach bisher ungeübten Posen und Mätzchen suchte, die ihn bekannt machen sollten, „erfand“ vor einiger Zeit eine „neue Art der Hu-

moreste“, die theoretisch viel Vergnügen versprach, praktisch aber ihm durchaus nicht gelang: der Autor erzählte eine Geschichte durch den Mund einer Persönlichkeit, die dem zu schildernden Milieu so fern und so verständnislos, wie irgend möglich, gegenüberstand. Er wählte eine lustige Anekdote von zwei bekadenten Lebemännern und einem kleinen Mädchen, die sehr viel wilde und höhnische Sachen mit einander verleben. Das ließ er Herrn Wiedermeier im Tone moralischer Entrüstung erzählen. — Die Wirkung blieb vollständig aus, und wer vom „Ironismus“ — so nannte der Herr seine Erfindung — etwas erhofft hatte, mußte eben warten, bis ein Fähigerer die Sache in die Hand nähme. Ich glaube nicht, daß Coloma mit seinem Roman die Wirkung beabsichtigt hat, die mir so außerordentlich viel Spaß bereitete, aber ich muß es doch sagen: wider seinen Willen hat er den Ironismus angewandt. Denn wenn ein Jesuit mit allen Zeichen der Empörung und dem Pathos des Gottbegnadeten, der „über“ dem „Sumpfe“ steht, die raffiniertesten, graziossten und bedenklichsten Standale und Standälchen einer bis an die Grenze der Möglichkeit corrumptierten Gesellschaft so genau bis in die einzellusten Details schildert, wie Herr Coloma, dann muß ja jeder, der nicht gerade Jesuit, Philosoph oder Stockfisch ist, sich ganz unbändig amüsieren — notabene, wenn der Roman so gut geschrieben ist, wie dieser es thatsächlich ist. Er vereinigt zu einer angenehmen, jedenfalls originellen Mischung die verbrauchten Spannungsmittel und groben Effekte der Romane à la „Graf von Monte Christo“, die photographische Treue des Realismus und den graziosen, koketten Witz der Kokon-Aristokraten. Ein Pröbchen vom „Ironismus“ möchte ich noch anführen: Eine große Dame von Madrid, leichtsinnig und intriguant, begiebt sich, als armes Mädchen verkleidet, durch Hinterthüren und versteckte Gärten nachts auf die Straße, um

ein Briefchen selber in den Briefkasten zu stecken. Ein Herr, der sie für eine Bettlerin hält, brückt ihr ein 5 Centimes-Stück in die Hand. Sie nimmt es und — jetzt läuft Herr Coloma die Gasse über; mit dem heiligen Pathos des Priesters donnert er allen Ernstes, — nein wirklich allen Ernstes: „Dann entblödete sie sich nicht, mit ihren profanen Lippen jenes rührende Gebet auszusprechen, mit dem der Glaube seiner heiligsten Schwester, der Mildthätigkeit (5 Centimes) durch den Mund der Armen zu danken pflegt: „Bergelt's Ihnen Gott!“ — — Ja, was sollte sie denn anders sagen, wenn sie nicht Aufsehen erregen wollte?! — Kulturhistorisch mag das Buch Wert haben — künstlerisch nur für den litterarischen Gourmet, der — lächeln kann. Das ist aber dann ein Wert, den erst der Leser dem Werke giebt.

E. Hans von Weber.

Lyrik.

Passifloren von Gertrud Pfander. Herausgegeben von Karl Hendell. Zürich und Leipzig, Karl Hendell & Co.

Gedichte von E. A. Faenell. L. Sauniers Buchhandlung. Stettin.

Der Liebe erstes Buch. (Lyrisch-satyrisch) von Hermann Bussé. Berlin.

Die Passifloren haben eine elegante Ausstattung: außen ein weißer Umschlag mit Golddruck, innen gelbgetöntes Papier mit roten Kopfleisten in wechselnder Ausföhrung; im ganzen Charakter ein Bierbüchlein. Nun bin ich durchaus nicht gegen die Eleganz an sich, im Gegenteile, ich vermisse sie viel zu häufig bei unserer tagtäglichen Lyrik; nur bei den vorliegenden Liebern scheint mir diese Eleganz nicht recht stilgemäß. Die Gedichte Gertrud Pfanders sind der Niederschlag einer vornehmen Frauenseele, die, von Natur schon scheu und leicht verletzlich, manchen bitteren Kelch im Leben hat trinken müssen. Auf dem Grunde eines

jeden Gedichtes liegt etwas, wie ein wirkliches tiefes Seelenleid, etwas ganz anderes als der exotische Titel Passifloren erwarten läßt. — Es findet sich mancher gelungene Vers in dem Buche, aber eigentlich kein Gedicht, von dem man sagen könnte, daß es, in sich vollendet, Anspruch auf Unsterblichkeit hätte. Die Lieber verraten mehr eine besondere Individualität als ein besonderes Talent ihrer Verfasserin. — Karl Hendell hat bei der Neuauflage Patenstelle vertreten; von ihm stammt Titel, Ausstattung und ein Vorwort, ohne „ambrosianischen“ Lobgesang. Daß er die Gedichte seiner Landsmännin veröffentlicht hat, dafür kann man ihm nur Dank wissen, denn sie überragen immerhin weit den Durchschnitt; aber in der Art der Veröffentlichung hat er sich vergriffen.

A. Faenell ist ein formgewandter Dilettant, dem zum Dichter nur der Geist, die Individualität fehlt. Selbst die wenigen Gedanken und Empfindungen, mit denen er wirtschaftet, sind nicht sein Eigentum, sondern stammen ausnahmslos aus der großen Leihanstalt, die man „Erbe der Väter“ heißt. Außer der Liebe weiß er fast nichts zu besingen. Es ist ja ganz amüsant, den Fortschritt des Jünglings von der platonischen zur sinnlichen Liebe zu beobachten, besonders hier, wo man noch durch beigefügte Jahreszahlen genau über die historische Dauer jedes einzelnen Verhältnisses unterrichtet wird. Aber wenn man nun schon zum tausendstenmale auf dem alten Gleise die altgewohnte Strecke fährt und nirgendß das geringste neue Gefühlchen zu entdecken vermag, wird man bald des verliebten Reimers müde. — Von den biblischen Balladen am Schlusse will ich lieber schweigen.

Hermann Bussé hätte besser gethan, für lyrisch-satyrisch einfach „heinish“ zu setzen, denn im Geiste Heines wollen die Gedichte des kleinen Festes geschrieben

sein. Aber der Geist hat sich verflüchtigt, und nur die Manier ist übrig geblieben. Ein abschließendes Urteil über Basse erlauben die paar Verse noch nicht, aber vielleicht beherzigt er einen gut gemeinten Rat und verschont die Welt mit weiteren Büchern einer derartigen Liebe.

K. Cr.

Alfred Guth, Vom Wege. Skizzen, Leipzig, bei W. Friedrich.

Unsere jungen Dichter lieben die freie, bewegliche, anspruchslose Art der Prosa-Skizzen, wenn sie ihr Sehen zu gestalten haben. Sie thun daran recht, solange sie kein übermächtiger Drang zu größeren Formen zwingt; so bewahren sie sich die innere Wahrheit des Ausdrucks, und das Vaterschaftsverhältnis, in dem der Stoff zur Form steht, bleibt anerkannt. — Guth sieht unbefangen und gern dem Leben zu, auch seinem eigenen, und zeichnet mit fester Hand das Gesehene auf. Er greift nicht ins Weltweite, verirrt sich nicht in die schwankenden Wolken großer und lärmender Gefühle und Gedanken, sondern findet ein Genügen in der Welt, in die er sich nun einmal gestellt sieht. Gerade darum werden viele in seinen Menschen sich und ihregleichen finden; bekannte Freuden und bekanntes Leid.

Das bedingt einen Leserkreis. Wenn Guth aber weiter will, so möchte ich ihm wünschen, daß er für sich und auf sich selbst das schöne Wort in der ersten Skizze (Herbst) gefunden haben möchte: „Viele sind still und kennen ihren Weg.“

Moderne Dichtung, gesammelt von Alfred Guth und Josef Adolf Bondy. Prag, 1897.

Eine Anzahl von Dichtern, meist, aber nicht nur Prager, hat für dieses Büchlein zusammengesteuert. Es sind Deutsche und Tschechen darunter, der nationale Kampf, der eben wieder mit erneuter Kraft losgebrochen ist, scheint für die Künstler beider Völker kein trennendes Moment zu bilden. Das ist schön. Aber es ist

noch anderes in diesem Heftte schön und interessant; nicht am mindesten die kräftigbewusste, moderne Art der slavischen Kunstgenossen. Neben bereits längst klingenden Namen, wie Alfred Klaar, Friedrich Adler und L. Brchlich, stehen solche, die den Kennern als wertvolle Versprechungen auf die Zukunft bekannt sind, wie Paul Wertheimer, und auch ganz unbekannt, deren Schaffen beweist, daß Flut und Ebbe der deutschen Kunst auch in ihrer Heimat verspürt wird.

Wien.

Otto Sachs.

Schlichte Weisen. Gedichte von Marie Döbeli. Zürich 1897. 2. Auflage. Verlag des „Schweizer Frauenheim“.

Die talentvolle Dichterin, welche schon seit längerer Zeit in ihrer schweizer Heimat durch ihre in Zeitschriften und Tagesblättern abgedruckten Gedichte die Aufmerksamkeit der litterarischen Kreise auf sich lenkt, tritt zum erstenmale mit einem Bändchen Gedichte vor das Publikum. Sie hat ihr Erstlingsbuch „Schlichte Weisen“ genannt und damit bescheiden angedeutet, daß sie nur eine schlichte Sammlung von Gedichten darzubringen wünscht. Es darf gesagt werden, daß das Buch mehr hält als es verspricht; denn fast jedes Gedicht zeugt von echtem, wirklich urwüchsigem Talent. Die Verfasserin weiß ihre Empfindungen in edler, volltönder Sprache zu künden, ob sie nun ihr Liebessehnen in melodischen Strophen ausströmen läßt, oder Jugenderinnerungen poetisch behandelt. Aus vielen Gedichten spricht eine vornehme und unabhängige Gesinnung, welche in der heutigen Zeit besonders wohlthuend berührt. Das Gedicht „An die Kritiker“ verrät dem Leser, daß die Verfasserin, welche zur Zeit als Redaktrice des „Schweizer Frauenheims“ wirkt, sich mit mühseliger Arbeit durch Selbststudium herangebildet hat, trotz des Widerstandes einer am Hergebrachten hängenden Umgebung:

„Das Dichten bringt kein Geld!“ So hört' ich
sagen.
Und that ich's doch, gab's bösen Blick und Klagen;
Doch trug ich Stilt und Büchlein stets bei mir,
Entstand ein Vers, flugs muhlt' er zu Papier.

So darf auch sie jenen modernen Frauen
zugezählt werden, welche durch tapferen
Widerstand gegen ein widerstrebendes
Milieu sich den Weg zu neuen Zielen zu
bahnen vermochten.

Wir glauben, daß die Gedichte auch in
Deutschland Freunde finden werden wegen
ihrer Frische und wegen ihres Reich-
tums an melodischen Tönen. — Der An-
hang von Dialektgedichten zeigt, wie sehr
die Verfasserin an ihrer Heimat hängt,
der sie auch durch ein schönes Einleitungs-
gedicht: „Aus Vaterland“ ihre Huldigung
darbringt. Kawi.

Lieder eines Elsäfers. Von
Fritz Lienhard. Berlin, Hans Küsten-
über 1 Mt. — Frisch aus dem Herzen
herausgesungene Lieder von verschiedener
Qualität. Am gelungensten sind wohl
diejenigen, die den Preis der (elsässischen)
Heimat verkünden. Der glühende Haß,
den der Verfasser gegen die Hypertultur
hegt, findet nicht den richtigen Ausdruck.
Was über die moderne Poesie gesagt
wird, ist geradezu kindisch und hätte ohne
Schaden wegbleiben können. — Das
Büchlein ist sehr nett ausgestattet und
darf in der Heimat des Autors einer
guten Aufnahme gewiß sein, zumal es
Blatt für Blatt von der innigen Liebe
zum engeren Vaterlande zeugt.

Fiesco.

Dramen.

Paul Heyse, Drei neue Einakter
(„Der Stegreiftrunk“, „Schwester Lotte“,
„Auf den Dächern“), Berlin, Wilhelm
Herz (Besser'sche Buchhandlung), 1897.

Drei entsetzlich fade, waschlappige Ein-
akterchen, deren Aufbau und Sprache
routiniert, deren Gedankeninhalt dilettan-
tenhaft minimal und abgedroschen ist
— so repräsentieren sich diese greisenhaften

Dichtversuche eines Dichters a. D. Da
ist (in „Schwester Lotte“) ein Künstler,
der in eine Gräfin verliebt ist, die ihn
wiederliebt und ihn „versteht“. Seine
fünfzigjährige Stiefschwester, eine Mar-
litt'sche alte Jungfer, übertrieben „einfach“
und rauhbeinig edel, verlangt ihn von
der Gräfin zurück, da er mit einer Ju-
welierstochter verlobt sei. Die Gräfin
sucht die Braut auf, überzeugt sich —
binnen einer Viertelstunde —, daß auch
die ihn „versteht“ und keine spießbürger-
liche Gans ist (ob sie recht hat, kann der
Leser nicht entscheiden, da das Fräulein
nicht auf der Bühne erscheint, sondern
nur durch die eckige alte Jungfer ver-
treten wird), na und — die Gräfin —
„Noblesse oblige“ sagte Heyse — ver-
zichtet. Während der letzten Scene (2 1/2
Seiten) reißt das Chamäleon von einem
Künstler die „dämonische Leidenschaft“
zur Gräfin aus seinem Herzen und be-
schließt, seine Braut zu beglücken. Das
Philistertum hat — pardon nein: ist be-
siegt!

O heiliges Chamäleon!

E. Hans von Weber.

Keine Sühne, Schauspiel in 5 Akten
von Oskar Weilhart und Josef
Hafner. Dresden u. Leipzig, E. Pier-
sons Verlag, 1887.

Kann der Treubruch an einem Mädchen
gesühnt werden? An einem Mädchen, das
man nicht nur — im landläufigen Jargon
zu sprechen: verführt hat, sondern auch
mit dessen pekuniärer Unterstützung man
vorwärts geschoben worden ist —? Die
unerbittliche Antwort lautet: „Es giebt
keine Sühne!“ Dies das Grundmotiv
vorliegender Arbeit. — Der derzeitige
Justizrat Adolf von Heim hat in seinen
Studienjahren die Bekanntschaft einer
flotten Kellnerin gemacht. Er war ein
Hungerleider, dem die aufopfernde Liebe
leicht zu statten kam. Aber der Mensch
wuchs mit seinen höheren Zwecken. Das

„abgemagerte Doktorlein“ ließ die Geliebte und sein Kind im Stich und führte eine Komtesse heim, deren Konnexionen ihm eine prächtige Perspektive eröffneten. Der Lohn hierfür blieb nicht aus —: der Hr. Justizrat Ab. von Hein gilt als ein incommensurables Kirchenlicht und ist oben allwärts vorzüglich angeschrieben. — — Die verlassene Mutter indes brachte ihren Sohn wohl und übel durchs Leben. Er ist ein tüchtiger Lehrer geworden, nebenher aber auch ein überzeugungstreuer Sozialdemokrat, der, als ihn ein Inspektor in brutaler Weise an seine Herkunft erinnert und dabei die Mutter beschimpft, diesen kurzer Hand niederschlägt. Soweit die Vorgeschichte. —

Den Gang des eigentlichen Dramas zu skizzieren unterlasse ich, zumal ich der Ansicht hulldige, daß die Kritik nicht die Stelle eines „Faulenzers“ vertreten soll. Andererseits ist es bei einem Stücke, wie dem vorliegenden, beinahe eine Sache der Unmöglichkeit, den Gedankengang desselben darzustellen, man müßte denn das halbe Buch abschreiben. Die interessante Frage, die hier abgehandelt wird, entbehrt nicht der Aktualität, die Charakteristik ist flott durchgeführt und zeugt von scharfem Beobachtung-Talent. Vornehmlich gilt das von der Zeichnung der Justizrätin. — Die Autoren sind offenbar starke Talente und besitzen technische Routine; man wird gut thun, ihre Namen sich zu merken. — Wie ich einer privaten Mitteilung entnehme, hat das Stück einem Theaterdirektor Bedenken gemacht und zwar wegen des felsenfesten Sozialdemokraten — — es scheint in der That, als ob unsere Bühne nur für Schlappschwänze da wäre! Andererseits beweist dies wieder einmal ganz klar, wie elend und erbarmungswürdig die liebe dumme Censur ist, es hieß, die Censur werde gegen die Aufführung ihr veto einlegen. Ja, das kommt davon, wenn man keine Vona Barrisson ist, oder Stücke à la „Los

amants“, „Toledad“ zu schreiben unterläßt. —

Stauf v. d. March.

Eginhardt und Emma. Schauspiel in 5 Aufzügen von Wolfgang Kirchbach. Dresden, Leipzig, Wien. E. Pierson.

Diesmal hat sich Kirchbach den Stoff aus der Karlsage geholt und sich als Helben zu seinem Drama jenes Liebespaar herausgesucht, das aus dem parodistischen Studentenliede „Carolus Magnus troch ins Bett —“ allgemein bekannt ist. Man spürt an dem Stücke keinen Hauch von moderner Dramatik. Eine Epigonenarbeit, äußerlich im alten Stile mit schönen Reden in schönen Trimetern, innerlich aber mit voller Auflösung der alten Kunstregeln; statt eines Höhepunktes lauter kleine Gipfel, und eine Katastrophe, bei der das einzig spannende ist, daß man sie von Akt zu Akt erwartet, bis sie endlich im vorschriftsmäßigen fünften Akte über den ermatteten Leser hereinbricht. Die handelnden Personen tragen die typischen idealen Masken, nur eine fehlt, die des idealen Verbrechers; offenbar hatte der Verfasser dazu nicht mehr Mut und beraubte sich damit freiwillig auch noch des letzten alten Spannungsmittels. Die feindliche Macht, die die Vereinigung der Liebenden bedroht, ist ein körperloses Wesen, die Weltpolitik des großen Kaisers. Emma soll mit einem Prinzen aus Morgenland, der Karl die Schlüssel zum heiligen Grabe überbracht hat, vermählt werden. Aber ein weiblicher Ohnmachtsanfall im letzten Augenblicke vor der Trauung macht all die großen Pläne zu Schanden. — Für ideale Gemüter steht dies Werk natürlich himmelhoch über Buschs burschiföhen Versen, nur die blinde Menge, die nach dem Erfolge urteilt, kann anders denken; Verzeihung — hier muß sich auch der Kritiker einmal zur „blinden“ Menge schlagen.

Toleranz. Bürgerliches Schauspiel

in vier Akten von Emma Godler. Bern. Selbstverlag der Verfasserin.

Ich übergehe die Einleitung, in der die Verfasserin, eine schweizerische Lehrerin Abrechnung hält mit ihren übelwollenden Recensenten an den Schweizerzeitungen. Für uns im Reiche liegen diese kleinen, um nicht zu sagen kleinlichen Reibereien zu fern; für uns handelt es sich lediglich um den Wert des Stückes selbst, und dieser Wert ist entschieden ein positiver. „Toleranz“ ist ein Tendenzdrama, es predigt die Menschenliebe gegenüber dem religiösen egoistischen Fanatismus beschränkter Priester. Im Mittelpunkte des Stückes steht ein reformierter Geistlicher mit seiner Familie, ein wahres Monstrum von Selbstbetrug und Heuchelei. Gewiß, die Verfasserin hat etwas zu sehr schwarz in schwarz gemalt, wenigstens nach unsern Erfahrungen hier zu Lande, ihre Mittel sind oft zu plump, und die tendenziöse Absicht tritt zu stark hervor, so daß das Stück den strengen Anforderungen nicht genügen kann, die man an ein Kunstwerk stellen muß. Aber der Hauptfehler der Verfasserin liegt eben darin, daß sie ihr Drama durch den Zusatz bürgerliches Schauspiel selbst zu einem Kunstwerke gestempelt hat. Toleranz ist kein bürgerliches Schauspiel im herkömmlichen Sinne, es ist ein Volksstück ernsten Charakters, das man aus dem Leben des schweizerischen Volkes heraus verstehen muß.

K. Cr.

Eulenspiegels Ausfahrt, Schelmenpiel in 4 Aufzügen von Friedrich Lienhard. Berlin, H. Vastendorfer. 1 Mt. „Zill, eine genial veranlagte, seine ganze Umgebung weit überragende Natur, ist eingeschnürt von unerquidlichen Verhältnissen; da er seinen starken Bethätigungsdrang nicht in würdigen Thaten ausleben kann, so tollt er sich als Schalksnarr aus, seiner weichen Natur entsprechend.“ Diese im Vorworte gegebene Charakteristik hat der Autor in vortreff-

licher Weise durchgeführt. Es steckt Fischart in dieser Arbeit, und es wäre zu wünschen, daß sich irgend ein Theaterdirektor fände, der uns das eigenartige Stück vermittelte. Freilich stellen die einzelnen Rollen große Anforderungen an die Schauspieler. Aber dankbar wären sie für die meisten Fälle, die des verwunderlichen Rauzes Teil vor allen andern.

Stf. v. d. M.

Litteraturgeschichte.

Nikolaus Lenaus Briefe an Emilie von Reinbeck und deren Gatten Georg von Reinbeck, 1832—44, herausgegeben von Anton Schlosser. Stuttgart, Bohn u. Comp.

Gerade in der letzten Zeit ist die Öffentlichkeit um eine ganze Reihe von Dokumenten bereichert worden, die einen immer tieferen Einblick in die räthelhafte Persönlichkeit des großen nachgoethischen Dichters Lenau ermöglichen und eine umfassende Darstellung des Menschen und des Dichters wenigstens in nicht allzuferner Zeit in Aussicht stellen. An berufenen und unberufenen Freunden, die sich mit Eifer in seine Werke und sein Leben versenkten, hat es diesem aristokratischen Melancholiker ja nie gefehlt, nicht einmal zu seinen Lebzeiten, aber selten hat sich auch ein Dichter — von den neueren vielleicht nur noch Heinrich Kleist — das Verständniß des eigenen Wesens mehr erschwert, als er. Aber was uns bisher von ihm und über ihn vorliegt, ist bruchstückig oder von so einseitiger Beleuchtung, daß es uns kein Vollbild gewährt. — Das gilt auch von der neuesten Erscheinung auf dem Gebiete der Lenauforschung, von Schlossers Ausgabe von Lenaus Briefen an Emilie Reinbeck, obschon sie einen der wichtigsten Beiträge zum Verständnisse des Dichters bildet. Diese Briefe waren uns bisher nur zum Theile bekannt; hier liegen uns zum erstenmale alle bis jetzt gefundenen

und zwar in sorgfältiger Wiedergabe und chronologischer Ordnung vor. Dadurch erhalten wir endlich einen zusammenhängenden Überblick über die Beziehungen Lenaus zu dem Stuttgarter Ehepaar, das mit dem Dichter durch eine vierzehnjährige Freundschaft verbunden war. Zur völligen Kenntnis dieser Freundschaft freilich bedürfte es auch der Antworten Emilie Reinbeds, aber diese sind vermutlich unwiederbringlich verloren. Wahrscheinlich hat sie Lenau selbst bei eintretender Geistesumnachtung in einem Tobsuchtsanfälle unter vielen anderen Papieren mit verbrannt. Wir sind also lediglich auf diese Briefe Lenaus angewiesen, und sie sind insolgedessen als Quelle für eine Seite des Lenau'schen Wesens von großem Werte. Für eine Seite des Lenau'schen Wesens — diese Beschränkung muß man aber auch bei einer späteren weiteren Benutzung beherzigen und sich auch gegenwärtig halten, daß der Mensch, der aus ihnen spricht, nicht der ganze Lenau ist; der hatte noch manches auf dem Herzen, was hier unterdrückt ist, wie am besten die seltene und ganz beiläufige Erwähnung der Sophie Löwenthal zeigt. Die Kenntnis, die wir von dem Gemütsleben des Dichters daraus erlangen, ist verhältnismäßig gering und beschränkt sich ziemlich auf allgemeine Äußerungen über die zunehmende Verdüsterung seiner Seele bis zur Katastrophe; reichere Ausbeute geben hierin die vom Herausgeber angefügten Tagebuchaufzeichnungen Emilie Reinbeds über Lenaus Erkranken, die, der bisherigen Forschung kaum zugänglich, für die Zeit während und nach der Katastrophe ganz unerseßlich sind. Um so mehr aber entfaltet Lenau die glänzende Thätigkeit seines Geistes in den Briefen. Alle literarischen Angelegenheiten werden eingehend besprochen, insbesondere die eigenen dichterischen Pläne und deren allmähliche Ausgestaltung. Fast alles, was jene

gährenden Jahre vor 48 bewegte, spiegelte sich im Geiste dieses Dichters wieder und warf einzelne Strahlen auch in diese Briefe, so daß sie bei dem glänzenden Stile und dem vornehmen Urteile, das ihnen ebenso wie den andern Lenau'schen Korrespondenzen eigen ist, auch dem Laien, dem Nicht-Litterarhistoriker, manches Interessante bringen werden. Durch Anmerkungen hat Schlosser die nötigen Aufklärungen zu den erwähnten Thatsachen und Personen gegeben, und noch durch ein Namenregister die Benutzung des Buches erleichtert. Die Arbeit Schlossers an dieser Ausgabe ist überhaupt musterhaft, vor allem ist noch seiner „Einführung“, des einleitenden Aufsatzes über die Familie Reinbed zu gedenken. Für Autographensammler wird das Facsimile eines ganzen Lenau'schen Briefes von Wert sein, da Originale gerade dieses Dichters sehr selten und schwer zu beschaffen sind; wichtiger aber wären statt dessen im Sinne des Buches ein paar Bilder Emilie Reinbeds und ihres Gatten gewesen, die man schmerzlich vermißt.

K. Cr.

Studien und Kritiken. Von Alfred Freiherrn von Berger. Wien. Verlag der Litterarischen Gesellschaft. 1896.

Dies Buch ist durchaus für einen modernen, denkenden und künstlerisch gestimmten Leserkreis geschrieben. Die Aufsätze sind vom ersten bis zum letzten in einem äußerst fesselnden Stile verfaßt, nicht mit einem bedeutenden Aufwand von philologischen, philosophischen und geschichtlichen Kenntnissen, überhaupt weniger in der Absicht zu belehren, als vielmehr den Leser anzuregen, sich selbst einmal in die Probleme der einzelnen Dichtungen zu versenken. Der Verfasser zeigt sich in jeder Beziehung als modern denkenden und empfindenden Mann, der mit den verschiedensten Richtungen auf geistigem, litterarischem und künstlerischem Gebiet

enge Fühlung hielt und diesen, wenn auch nicht die gleichen Sympathien, so doch gleiches Verständnis entgegenbringt. Überall verspürt man den Einfluß des großen Herzenskündigers der Neuzeit, Friedrich Riessches. Der Verfasser will keine Würdigung der Dichtungen innerhalb des Rahmens der Litteraturgeschichte geben, er betrachtet die Werke vielmehr losgelöst von allem, unbefangen, wie sie ein moderner Leser ansieht, lediglich auf das rein Künstlerische, Dauernde achtgebend. Aber es bleibt bei ihm nicht bloß bei einem epikuräischen, unthätigen Genießen der Kunstwerke; er sucht sie künstlerisch zu erfassen, er schafft in seiner Fantasie die Gestalten der Dichter nach, durchlebt diese mit bis in ihre feinsten Nervenverzweigungen, denkt ihre Gedanken und hofft so die Probleme des dichten Genies bis zur Empfängnis zuerspüren. Diese Betrachtungsweise ist allerdings mehr geeignet und fruchtbringend bei Erzeugnissen der Neuzeit, und hier hat der Verfasser in der Analyse einzelner Dichtungen wie Byron's Cain und Ibsens Rosmersholm Vorzügliches und sicherlich bleibend Wertvolles geliefert. Wie fein versteht er den Grundgedanken des letzteren Werkes zu entwickeln, wie die beiden Naturen, Rosmer, der letzte Sproß eines an Überlieferungen reichen Geschlechts, und Rebekka, das voraussetzunglose Ich, das skrupellose Bollweib, sich bei einem geistigen Aufeinanderwirken gegenseitig vernichten müssen, weil jedes nur unter den für ihn ursprünglich geltenden individuellen Sittengesetzen leben kann! Auch die Skizze über Otto Ludwig zeigt die Fähigkeit des Verfassers, sich tief in eine eigenartige, ringende Künstlerseele zu versenken, in vorteilhaftem Licht. Das furchtbare Selbstzerdenken seines gewaltigen dichterischen Ich's hat nach ihm bei Ludwig seinen Ursprung in dem krampfhaften Bemühen, sein Wesen anders und besser zu gestalten, ehe er an ein volles,

ungestörtes Schaffen gehen wollte, und in der unheimlichen, grausamen kritischen Selbstbespiegelung, der er sein Arbeiten unterzog. — Von den Neuern ist außer Schnitzler nur Hauptmann behandelt; von der Entwicklung des letztern hofft der Verfasser noch viel, wenn er sich auch mit seiner Kunstweise keineswegs einverstanden zeigt. „Hannele“ betrachtet er als den „Erfiling der Poesie des vierten Standes“; aber er kann sich mit dieser Art Dichtung nicht befreunden; nach ihm soll die Kunst eine Spannung erregen und lösen, aber keinen nervenzerquälenden, belemmenden Eindruck hinterlassen. In „Florian Geyer“ sieht er den Zusammenbruch der naturalistischen Technik, die sich wohl für kleine Genrebilder eigne, jedoch bei einem großem, längere Zeit umfassenden Gegenstand infolge des Mangels an zusammenfassender Komposition völlig versage.

Durchaus modernes Gepräge tragen auch die Aufsätze über Dante und Shakespeare, die jedoch nicht bloß geistvoll sind, sondern im Kern auch sehr viel Richtiges enthalten und sich besonders dadurch von ähnlichen Arbeiten abheben, daß sie — und dies thut einmal recht — das Künstlerische voll betonen. In der Dante-Studie zeigt der Verfasser, daß der Dichter Dante für den modernen Leser, der sich vielleicht durch die „allzu eifrigen Kommentatoren von der Lektüre bisweilen abschrecken läßt, eine Quelle hohen Genusses sein kann. Er sucht das innere Wesen dieser gewaltigen Persönlichkeit mit ihrer eisstarrten, erbarmungslosen, christlichen Überzeugungstreue zu enträseln und verständlich zu machen und kümmert sich im ganzen herzlich wenig um die scholastische Symbolik, welche eine oft zu grüblerische Gelehrsamkeit der „Göttlichen Komödie“ unterlegt. Von den Shakespeareaufsätzen will ich nur zwei erwähnen, die über Julius Cäsar und Antonius und Kleopatra. Den Schlüssel zum Charakter des

Brutus findet er mit Nietzsche in dem Bestreben, unbedingt das Recht und die Achtung der Individualität zu wahren. Den Inhalt des zweiten Stücks faßt er in folgende charakteristische Formel zusammen: „Die cäsarische Tragik des Übermenschentums ist die schwüle, betäubende Poesie dieser zweiten, großen, Liebestragödie Shakespeares.“ — Auf seine überaus originelle Hamletauffassung, welche er von einem neuen Gesichtspunkt aus giebt, und welche eine Genesis des künstlerischen Schaffens bietet, komme ich vielleicht an anderer Stelle zurück.

P. W.

Buch der Hoffnung. Neue Folge der gesammelten Essays aus Litteratur, Pädagogik und öffentlichem Leben von Otto Ernst. 1. Bd.: Litteratur. Hamburg. Conrad Klopß.

Einerseits sind es litterarische Tagesfragen, andernteils Dichter der neueren Litteratur, die Otto Ernst in den Aufsätzen des ersten Bändchens behandelt, das den kühnen Titel „Buch der Hoffnung“ führt. Gewiß, man kann auf die Wirkung dieser Aufsätze mit einer gewissen fröhlichen Hoffnung blicken, denn sie sind geschrieben von einem Manne, der keine Brille trägt, der mit freiem Auge und Geiste in die Welt hineinschaut und das Gesehene und Gedachte in geistreichwichtigen Worten darzustellen, zu loben und zu kritisieren weiß. Im allgemeinen muß man immer seiner Ansicht sein, wenn man ihm auch im einzelnen oft nicht beistimmen kann. Es sind Feuilletonaufsätze, deren Bestimmung, in den Spalten einer Tageszeitung aufklärend zu wirken, unverkennbar ist, und die dem Wissenden nicht viel Neues sagen; man liest sie doch gern, um der Form willen, in der sie es sagen, und weil sie keinen unnötigen Ballast mitschleppen, wenn man auch bisweilen der bescheidenen Meinung ist, daß die resoluten Behauptungen des Verfassers ein wenig der

Tiefe ermangeln. Das gilt insbesondere von der „Scheu vor der Tendenzdichtung“, vom „litterarischen Vanasentum“ und einigen anderen; den offenen Brief an einen Staatsminister nehme ich ausdrücklich aus, er ist ein Prachtstück, das man eigentlich zum Wiederabdruck empfehlen sollte. Von den litterarhistorischen Artikeln ist der über Friedrich Hebbel als dramatischen Dichter der unparteiischste, freilich auch der wenigst originelle. Zum Verständnis dieses lange totgeschwiegenen Dichters indessen ist er weiteren Kreisen wohl dienlich. Was Ernst über Ludwig Anzengruber mitteilt, sind Belege aus den Werken dieses Dramatikers für seine freie Religions- und Sozialauffassung; der Aufsatz ist bei all seiner einseitigen Tendenz einer der besten des Buches. „Gottfried Kellers Verse“ dagegen sind nur ein Vorwand, der Otto Ernst Gelegenheit geben sollte, dem Grolle seines Herzens über Carl Busse Luft zu machen; die Weise aber, wie der Hamburger Kritiker davon Gebrauch macht, darf man doch nicht ruhig hingehen lassen, auch wenn man kein Busse-schwärmender Dackfisch ist. Es ist heute Modefache, Busse als einen gedankenlosen Kinderdichter hinzustellen. Ich verkenne durchaus nicht, daß Busse selbst die Schuld daran trägt, indem er bei seinen geistigen Ausgaben keinen gleichen Schritt mit seinen geistigen Einnahmen gehalten und in der Hast des Produzierens in den letzten Jahren zahlreiche unbedeutende Flachheiten auf den Markt geworfen hat. Aber um ihn schon endgiltig zum abgenutzten Eisen zu werfen, dazu ist er doch noch viel zu jung und zu wenig ausgereift; denn er ist noch ein werdender, wenn er es auch selbst bisweilen vergessen haben mag. Und selbst wenn er uns auch nichts weiter schenken würde, sein herrlicher Schönheits Traum, „der Bage“, wird ihm immer unvergessen bleiben. Ernsts Aufregung aber verstehe ich nicht, falls er ihm wirk-

lich weiter nichts vorzuwerfen hat, als ein absprechendes Urteil über Kellers Verse; denn über den Lyriker Gottfried Keller kann man wirklich verschiedener Meinung sein.

K. Cr.

Philosophie.

Philosophische Studien aus dem Nachlasse von Emil Stein. Leipzig 1896 (Wilhelm Friedrich), 1,50 Mk.

„Bei Nietzsche hat die Kritik freies Spiel, weil der Milberungsgrund des Systems fehlt.“ Das Wort des früh verstorbenen Philosophen Stein könnte man auf ihn selber anwenden: Entwürfe, Skizzen, Aphorismen sind's, die er uns bietet. Selbst die mehr zusammenhängenden Gedankengänge der vorangestellten Abhandlung über „die Eigengesetzlichkeit des Denkens und der Gefühle“ gleichen mehr den Strahlenbündeln eines Meteors als dem ruhigen Glanze des in festen Bahnen wandelnden Gestirns.

Stein hat ein ausgeprägtes Talent zum Analysieren; zum Systematisieren wäre er vielleicht in weiterer Entwicklung gekommen. Dem mit kaum 21 Jahren aus dem Leben geschiedenen Jüngling wird es niemand zum Vorwurf machen, wenn ihm die Synthese noch ferne lag. Darum sind auch die Aphorismen, welche den weitaus größeren Teil des Buches füllen, wertvoller als die beiden kurzen Abhandlungen, wo Stein ein „Denken des Denkens“ vom „Denken der Körperwelt“ unterscheidet, Ursache und Wirkung, Axiome und philosophische Grundbegriffe unter die logische Lupe nimmt. Hier hatte Stein in Suarez, Hume, auch dem Kant der skeptischen Periode bedeutsame, und zum Teil ihm unbekannt gebliebene Vorgänger.

Ganz anders ist's mit den erkenntnistheoretischen und ethischen, den psychologischen und ästhetischen Aperçus. Hier steht er mitten in den geistigen Regungen und Strebungen der jüngsten Vergangenheit, über deren Chaos er glänzende Streif-

lichter wirft, über deren Brandung er zuweilen mit sicherer Hand hinausweist. Manche der Bemerkungen ist bei der Lektüre entstanden, als ein Wort der Abwehr, eine Markung individueller Gegensätzlichkeit. Aber fast immer ist es eine scharfe Zuspitzung der Antithese, eine schlagende Polemik, durch welche sich die Aphorismen auszeichnen; kaum wird sie ein Denkender lesen, ohne sehr vielseitige Anregung aus ihnen zu gewinnen.

Dr. G.

Vermischte Schriften.

Der Einfluß der Reformation auf die Armenpflege, von Pfarrer Fr. Paret. Zeitfrag. d. christl. Volkslebens. (Heft 137; Band 22, Heft 5.)

Leider geht der Herr Verfasser in dieser gründlichen und hochinteressanten Schrift von der unter seinen protestantischen Genossen noch sehr verbreiteten Anschauung über die „Reformation“ aus. Man hat sich eben und nicht zum geringsten durch Verschulden der Geistlichkeit allmählich dran gewöhnt, unter Reformation die Bewegung zu verstehen, die in der Person Luthers ihren Höhepunkt erreicht. Weit entfernt davon, auch nur im geringsten ein Wort gegen diesen gewaltigen Mann sagen zu wollen, muß ich doch bitten, zu beachten, daß die ganze große Umwälzung, deren Führer Luther wurde, vorbereitet war durch Erregungen und Bewegungen seit Beginn des 15. Jahrhunderts, und während und nach Luthers Auftreten im Gegensatz zur römischen Kirche, aber auch unabhängig von Luther, sich weitergepflanzt haben. Dieser Standpunkt ist denn auch die Schuld daran, daß Herr Pfarrer Paret bloß den Einfluß der durch Luthers Auftreten geschaffenen neuen Richtung („Reformation“) schildert, nicht aber, was eigentlich nach dem Wortlaut der Überschrift („Reformation“) seine Aufgabe gewesen wäre, uns nämlich den Einfluß der ganzen antirömischen Bewegung zu schildern.

Luther ist wohl der, dessen Name am meisten genannt wurde, aber warum hat Herr Pfarrer Paret die beiden: Hofmeister und Hubmaier in Waldbshut und Schaffhausen z. B. denn gar nicht beachtet? Sie sind auch Reformatoren gewesen und ihr Christentum evangelischer und schriftgemäßer als das Luthers, aber ihr Unglück war, daß sie durch die Stellung Waldbshuts zum Erzhaus Österreich in den Aufstand der Stiehlinger Bauern verwickelt und dadurch als Reichsverräter angesehen wurden, während Luther mächtiger Fürsten Schutz genoß, die sich z. T. oft widerwillig dem Einfluß seiner gewaltigen Persönlichkeit beugten. Gerade von meinem Standpunkt als Historiker und protestantischer Theologe aus muß ich mich gegen einen andern Satz verwahren. „Die Verarmung des Volkes war nicht eine Wirkung der Reformation, sondern eine Nachwirkung des „schamlosen Ausaugesystems“ seitens des Papsttums in der zweiten Hälfte des Mittelalters.“ Dieser Satz verrät eine völlige Unkenntnis der sozialen Verhältnisse im 16. Jahrhundert. Sollte der Herr Verfasser eine zweite Auflage herausgeben wollen, so möchte er mal die Briefe der Bauern (z. T. von Baumann herausgegeben) lesen. Dann Mour I. II. Quellen zur badischen Landesgeschichte. Stridler, Akten zur schweizer Reformationsgeschichte. Egli, Akten zur Züricher Reformationsgeschichte. Besonders die beiden letzteren möchte ich ihn aber dann bitten nicht à la Janssen zu benutzen, wie es z. B. kürzlich Professor Stähelin in Basel in seinem zweibändigen Buch über Zwingli gethan hat. Denn gegen Stähelin ist Janssen noch ein Waisenknecht. Doch zur Sache. Daß hat noch kein Mensch ernsthaft behauptet, daß die Verarmung des Volkes eine Wirkung der Reformation gewesen sei, ebensowenig hat je ein Mensch ernsthaft geleugnet, daß die Klöster das Volk ausgeaugt hätten und

noch ausaugten. Aber das eigentliche wahrhaftige „schamlose Ausaugesystem“, das im 16. Jahrhundert den deutschen Bauern zu Grunde gerichtet hat, das war das römische Recht, das war der Adel mit seiner Krute „Todfall, Besthaupt, Zehnt (Großer und Kleiner), jus primas noctis u. s. w.“ Das hat unser Volk damals ruiniert. Die Klöster haben viel Unheil angerichtet, besonders in geschlechtlicher Hinsicht, aber sie haben auch wieder viel Gutes gestiftet. Dergleichen Einrichtungen, die wider Natur und gesunden Menschenverstand sind, sollten eben als staatsgefährlich verboten werden. Gerne schließe ich mich aber dem Schlußwort der sehr lehrreichen Arbeit an. „So hat die Reformation fruchtbare Keime gelegt, von deren Erträgnissen wir heutigen zehren dürfen und an deren Weiterentwicklung wir dankbar fortarbeiten wollen.“

Richard Degen.

Über den Begriff der allgemeinen Bildung von R. v. Schubert-Soldern. Leipzig, Hermann Haacke.

Das 16 Seiten starke Heft ist die Antrittsvorlesung des neuen außerordentlichen Professors für Philosophie an der Universität Leipzig. Die Absicht des Vortragenden war die philosophische Bestimmung des Begriffes der allgemeinen Bildung, und er hat diese Aufgabe glänzend gelöst, obwohl er manches, das tieferen Eingehens wert war, nur leicht hin streifen konnte bei der kurzen Spanne Zeit von einer Stunde, die derartigen Vorträgen zugemessen ist.

K. Cr.

Otto Schröder: Vom papiernen Stil. Vierte durchgesehene Auflage. Berlin, Hermann Walthers.

Nach dem Sturme, den Büßmanns Sprachbummheiten entfesselt hatten, ist es allmählich wieder ruhig geworden. So viel sie auch im einzelnen durch übergroße Heftigkeit geschadet haben, im all-

gemeinen haben sie doch reinigend gewirkt und vor allem im Volke Interesse geweckt für die von niederen und höheren Schulen gleich vernachlässigte Muttersprache. Man begann selbst hinzuhorchen und vor allem, man wurde aufmerksam auf die ähnlichen Bestrebungen besonnener Männer, bei denen sich mit dem deutschsprachlichen Gefühl auch ein deutschsprachliches Wissen verband. Zu diesen besonnenen Männern gehört neben Rudolf Hildebrand auch der Gymnasialprofessor Otto Schröder. Die drei Aufsätze, die bereits in vierter Auflage unter dem Gesamttitel „Vom papiernen Stil“ erschienen sind, zeichnen sich in gleicher Weise durch kräftige, vornehme Sprache, ruhige Sachlichkeit und frischen Geist aus. Wie der Verfasser versichert, sind sie nicht nur unabhängig von Wustmann sondern auch von Hildebrand entstanden und verdanken ihren Ursprung noch einer Anregung des 1874 verstorbenen Germanisten Moritz Haupt. Ich begrüße dieses mit wissenschaftlicher Gründlichkeit geschriebene Buch, das dennoch jedem Laien zur Bildung dienen kann, mit großer Freude, denn gerade in der deutschen Philologie sind diese Bücher sehr selten. Der Hunger auf Seiten des Publikums ist da, aber was ihm dafür geboten wird, sind statt des Brotes meist unverdauliche Kiesel oder Nachahmungen in Zucker und Marzipan, die den Magen verderben.

K. Cr.

Französische Litteratur.

Anatole France, „L'Orme du Mail“ (Paris, Lévy). An. Frances Geistesphysiognomie weist so viele differenzierte und widersprechende Einzelzüge auf, sein vielseitiges Kunstschaffen schillert in so mannigfachen Farben und Nuancen, daß es dem pedantischen Ordnungsmann der Litteratur nicht geringes Kopfzerbrechen macht, jedes einzelne seiner Bücher in das gehörige Rubrum unterzubringen;

bei dem vorliegenden Bande wird diese litterarische Registrierarbeit gar ein Ding der Unmöglichkeit, denn hier kommt der feinsinnige Lebensbeobachter und geistvolle Spötter, der mit den scharfgeschliffenen Waffen der Satire wider die Schwächen und Vorurteile der Zeit zu Felde zieht, ebenso zu Wort wie der gelehrte Kenner der christlichen Legenden und Kirchengeschichte und der sattelfeste Dialektiker und Moralphilosoph aus Renans Schule. Das Buch, das auch nicht die Spur einer Liebesgeschichte und so gut wie keine eigentliche Handlung enthält, ist kaum als Roman zu bezeichnen, es ist eine religions-philosophische und sozialpolitische Zeitstudie, die dem höheren französischen Klerus in seinen mannigfachen kirchlichen Schattierungen, dem inneren Zerfetzungsprozeß des französischen Ultramontanismus und dem Kulturkampf unter der dritten Republik eingehende Betrachtung widmet. Statt der gewohnten Liebesintrigue bilden die Intriguen und Mächenschaften einer Bischofswahl den Kern- und Mittelpunkt der Handlung, die, so bewegt und leidenschaftlich sie auch innerlich ist, nach außen als solche gar nicht in die Erscheinung tritt. In der lebendigen Schilderung des mit allen Listen und Ränken geführten Kleinkriegs zwischen den halsstarrigen Beloten strengster Observanz die dem herrschenden Regierungsregime als unveröhnliche Gegner gegenüberstehen und den geistlichen Anhängern einer unehrlichen Opportunitätspolitik bethätigen sich die untrügliche Menschenkenntnis und das scharfe Beobachtungstalent des Autors aufs glänzendste. Figuren wie der Seminardirektor Abbé Lantaige, der Typus des kampflustigen Vertreters der *ecclesia militans*, der behäbige Kardinal-Erzbischof, der von keherischen Irrlehren angekränkelte Guitrel, der konservative monarchisch gesinnte General Cartier de Chalmot, der gewandte Präsekt Worms-Cla-

veline, der als Freimaurer und Republikaner in seinem ultramontanen Departement besonders schweren Stand hat, sind wahre Kabinettsstücke seiner Charakterisierungskunst. Schade daß die Komposition des Werkes an straffer Geschlossenheit zu wünschen übrig läßt. Der Autor läßt sich nur allzu oft dazu verleiten, von der Hauptsache abzuschweifen, dies und das dazwischen zu erzählen und den Gang der Ereignisse aufzuhalten, um sein gelehrtes Wissen an den Mann zu bringen. An eindringlicher Wirkung hätte das Ganze durch kürzere Fassung nur gewinnen können, aber auch mit seinen Kompositionsmängeln bleibt „V'Orme du Mail“ ein wertvoller Beitrag zur Zeitgeschichte und ein interessantes, eigenartiges Buch, aus dem in jeder Zeile der kluge Sinn eines helläugigen, geistvollen Künstlers spricht.

Alphonse Daubet, „Le Trésor d'Arlatan“ (Paris Fasquelle). So glänzend und farbenprächtigt die provenzalische Novelle äußerlich auch ist, innerlich zeugt sie doch gar zu sehr von greisenhafter Schwäche und banaler Konvention, um tieferes und nachhaltigeres Interesse erregen zu können. Es ist die Geschichte eines jungen Mädchens der Camargue, die sich durch die Zauberkünste eines Pferdehirten die Sinne bethören läßt. Mit allen Reizen Daubetscher Erzählungskunst ausgestattet übt die literarische Kleinigkeit eine angenehme Augenblickswirkung aus und wird deshalb dem Durchschnittsleser um so eher willkommen sein als sich das mit hübschen Aquarellen von Laurent-Desrousses geschmückte Buch in anziehendster Gestalt präsentiert. Der Band ist in der „Collection polychrome“ erschienen und ist eines der schönsten dieser mit Fug und Recht geschätzten Bücherammlung.

Von Daubets formgewandten Familienblattroman zu der im Verlage des „Mercure de France“ erschienenen Seelen-

studie „Chair mystique“ von Marcel Batilliat ist ein gar weiter Weg, der der Mehrzahl der Romanleser zu lang und beschwerlich sein dürfte. Der faserige, nervöse Styl und das formlose Durcheinander würde das vorliegende Werk der großen Lesegemeinde auch dann zu einer ungeeigneten Lektüre machen, selbst wenn der hier behandelte Stoff — die Helbin ist ein schwindfüchtiges, in harter Zucht aufgewachsenes Mädchen aus den sogenannten höheren Ständen, das seine letzte Lebenskraft in einem wilden Liebestaumel erschöpft, der den lebenden Sinnen die langersehnte Befriedigung gewährt — nicht dazu angethan wäre, bei allen Gutgesinnten Anstoß und Argerniß zu erregen. Die Minderheit der Vorurteilsfreien und Kunstverständigen wird sich dadurch freilich nicht abhalten lassen, sich an einem Buche zu erfreuen, in dem sich die kräftige Eigenart eines talentvollen Künstlers offenbart, der den Dingen auf den Grund geht, und der mit begeisterter und begeisternder Wärme gegen falsche, überlebte Moralbegriffe ankämpft.

Unter der kleinen Zahl von belletristischen Werken, die sich mit Problemen aus dem Gebiete des Spiritismus und der Geheimwissenschaften beschäftigen, gebührt der von Casamassimi aus dem Italienischen übersetzte Roman „L'Amo“ von Butti (Paris, Ollendorff) einen bevorzugten Platz. Der Roman behandelt einen merkwürdigen Fall telepathischer Willensbeugung, der unser Interesse um so lebhafter erregt, als der Verfasser in seiner Eigenschaft als Mediziner bei seinen psychopathischen Untersuchungen mit der kühlen Objektivität des geschulten Naturwissenschaftlers zu Werke geht. Der Verfasser unterläßt es mit klugem Bedacht als Ergebnis seiner Untersuchungen eine eigene Hypothese aufzustellen, sondern begnügt sich ein überreiches und eingehend geprüftes Thatfachenmaterial dem Urteil des Lesers zu unterbreiten, dem

sich in dem Buche eine selten anregende und anziehende Lektüre bietet.

Eine ganze Bibliothek von Unterhaltungsromanen liegt aus dem Verlage von Plon, Mourrit & Co. vor, der es sich angelegen sein läßt, die lesehungrige Menschheit fortgesetzt mit mehr oder weniger substantieller Geisteskost zu versorgen. Als litterarische Lückenbüsser, die uns das oberflächlichste Zerstreuungsbedürfnis befriedigen nenne ich: *Marechal de Bièvre*, „*Angotte*“, *Marie de Besneray*, „*Les Sacrifiés*“ und *Jean de la Brète*, „*L'Esprit soufflé où il veut*.“ Charakteristisches, künstlerisches Gepräge zeigen schon „*Rolande et André*“ von Ernst Daudet und „*La rue Saint-Jean et le moulin*“ von Georges Beaume, jenes ein lebendiges Sittenbild mit dramatisch-bewegter Handlung, dies ein humoristischer Dorfroman, der in seiner gesunden Natürlichkeit recht vorteilhaften Eindruck macht. Noch höher als die ebengenannten stehen die Romane „*L'Assaut*“ von Michel Roë und „*Crise de Jeunesse*“ von Albert Sucur, dort fesselt vor allem die anschauliche Schilderung der Lebensverhältnisse einer kleinen spanischen Stadt, hier die psychologische Analyse und das ernste Streben, die Dinge sozial zu vertiefen.

Eine gar seltsame, von originellstem Reiz erfüllte Gabe bietet uns Alfred Ruffin in dem Buch, daß er nach der ersten der Geschichten „*La petite femme*“ benannt hat (Paris, Ollendorff). In dem „*Contes en prose*“, die der Band enthält, vereinigen sich überlegene Menschenkenntnis, tolle Phantastik und laustischer Witz zu einer Wesenseinheit, die diesen Geschichten ein merkwürdiges und unterschiedliches Gepräge giebt. Ruffin ist ein geistreicher Lebensbeobachter und ein spottlustiger Schalk obendrein, der sich gar würdig in das phantastische Gewand des Märchenerzählers hüllt, um

als lachender Philosoph der Menschheit allerlei bittere Wahrheiten zu sagen.

Harmloser als Ruffins satyrische Märchen sind die übermütigen Geschichten, die uns Santof in dem Buche erzählt, das er unter dem Titel „*L'Oeil du Voisin*“ bei Flammarion erscheinen ließ. Man kennt Santofs Eigenart zur Genüge, um zu wissen, wes Geistes Kinder diese losen Ferien sind, die das altbekannte Thema der *Gauloiserin* ansprechend variieren. Dem von Courbey hübsch illustrierten Bande wird es an Lesern so wenig fehlen wie seinen Vorgängern.

Wie im Vorjahre hat der „*Mercur de France*“ auch für 1897 einen mit gebiegener Eleganz und Geschmack ausgestatteten „*Almanach des Poètes*“ erscheinen lassen, zu dem die hervorragendsten der von genanntem Verlag vertretenen Autoren poetische Beiträge und Raffensosse eine Reihe von hübschen Zeichnungen beige-steuert haben.

Aus dem rührigen Verlage des „*Mercur*“ liegen weiter vier Bände Dichtungen von Henri de Regnier, Paul Fort, A. Ferd. Herold und Albert Thibaudet vor. Regnier bietet in den „*Jeux rustiques et divins*“ eine Auswahl seiner Verse, die uns das eigenmächtige Können und die urwüchsige Frische dieses Poeten aufs neue bewundern lassen, während uns die von Pierre Louys beantworteten „*Ballades françaises*“ von Fort mit einem ungewöhnlich starken Talent bekannt machen, das in seiner rhythmisierten Prosa eine neue künstlerische Ausdrucksform für seine modernen Gedanken gefunden hat. Dagegen gehören Herolds „*Images tendres et merveilleuses*“, eine Sammlung symbolistischer Zwiegespräche, zu jenen unerfreulichen Schöpfungen, deren mystische Geheimnisträmerie und gesuchte Unklarheit nur ein Gefühl lebhaften Unbehagens zu erregen vermögen. Für den „*mythe drama-*

tique" „Le Cygne rouge“, den sich Thibaubet geleistet hat, fehlt mir jegliches Verständnis. Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich außer Stande war, mich durch den Wust verschobener Gedanken durchzulesen.

Der nimmer rastende Emile Verhaeren, der bedeutendste Vertreter der jungfranzösischen Dichterschule, hat bei Deman in Brüssel unter dem Titel „Les Heures claires“ neue Gedichte veröffentlicht, deren schlichte Natürlichkeit den anziehendsten Eindruck macht. Die Verlagssbuchhandlung hat dem Büchlein ein glänzendes äußeres Gewand gegeben.

Mit dem Erscheinen des dritten Bandes der „Memoires des Autres“ der Comtesse Dach (Librairie illustrée) liegt das interessante Memoirenwerk nunmehr abgeschlossen vor. Der letzterschienene Band enthält die Aufzeichnungen der Tagebuchschreiberin über die Regierungszeit Karls X. und die Julirevolution.

Roger de Beauvoir, „Légion étrangère“ (Paris, Dibot). Ein glatt und anziehend geschriebenes Buch, das eine übersichtliche Geschichte der Fremdenlegion von ihrer Gründung bis zur jüngsten Zeit giebt. Eine reiche Zahl trefflich reproduzierter Bilder und die elegante technisch vollendete Ausstattung geben dem Bande den Wert eines untadeligen Prachtwerks.

„Les Pupazzi noirs“ lautet der sonderbare Titel eines bei Wendel in Paris erschienenen Buches, dessen Verfasser, Lemerrier de Neuville, hier eine genaue, durch zahlreiche Abbildungen veranschaulichte Erklärung des Mechanismus der beweglichen Schattenbilder giebt, um weiteren Kreisen dadurch die Möglichkeit zu geben, die bekannten Schattenspiele des „Chat noir“ auszuführen. Das Werk, das jedenfalls einzig in seiner Art ist, wendet sich an die

Frauen, an die Kinder, kurz an alle harmlosen Leute, die der hier des näheren erläuterten „schwarzen Kunst“ Interesse entgegenbringen.

Die von Stodt in Paris herausgegebene „Bibliothèque sociologique“ ist um weitere drei Bände vermehrt worden, die eine schätzbare Bereicherung dieser Sammlung sozialwissenschaftlicher Monographien bilden. Es sind dies eine historische Studie „Le Socialisme et le Congrès de Londres von A. Hamon, die „Joyeusetés de l'exil“ in denen Charles Malato launigen Bericht über seine Kreuz- und Querzüge in der Verbannung giebt, und Leopold Lacours „Humanisme intégral“, Betrachtung über die Ziele und Richtungen unserer sozialen Entwicklung.

Dr. J. Regnault, La Sorcellerie, Ses rapports avec les Sciences biologiques (Paris, Alcan). In einer Zeit, in der der Aberglaube in jeglicher Gestalt wieder üppig in die Halme schießt, in der kluge Schäfer und Kurpfuscher mit den Vertretern der Schulmedizin in Wettbewerb treten, kommt ein Werk wie das obengenannte just zurecht. Die gewissenhafte Arbeit, die das Ergebnis fleißiger und eingehender Quellenforschung ist, gliedert sich in einen historischen und einen therapeutischen Teil, jener giebt ein übersichtliches Bild über den Wunderglauben im Stufengange seiner verschiedenen Erscheinungsformen, dieser unterzieht die verschiedenen Heilmethoden von Zauberern und Hexen einer sachkundigen Untersuchung.

Das Erscheinen des zweiten Bandes „Centaur“ (Paris rue des Beaux-Arts 9) giebt mir willkommenen Anlaß, den Lesern der „Gesellschaft“ die interessante Vierteljahrschrift, die unter der zielbewußten Leitung Henri Alberts den Bestrebungen der Moderne in Bild und Wort prägnanten Ausdruck giebt,

aufs beste zu empfehlen. Mit Ausnahme der abgeschmackten, schweifwedelnden Tirade, die sich Maria de Heredia gelegentlich der Anwesenheit des russischen Kaiserpaars in Paris geleistet hat, und die an dieser Stelle kaum am rechten Plage ist, bietet der textliche wie illustrative Inhalt des mit vornehmer Geschmack ausgestatteten Bandes eine reiche Fülle von Anregung und eigenartigem Reiz. Aus dem litterarischen Teil hebe ich als besonders bemerkenswert hervor die geistvolle Studie des Herausgebers über die „Dangers du moralisme“, André Gides prächtige Erzählung „El Hadj“, Contes von Rognier und Lehey, Verse von Louys, eine bemerkenswerte biographische Studie desselben Autors über „Maria Dupin, die Geliebte Konfards, und Linans geistfunktende „Chronique du règne de Félix Faure.“ Unter den Bildern befinden sich treffliche zum Teil in mehrfarbigen Druck ausgeführte Reproduktionen von Delacroix, Besnard, Point, Heran, Ranjon und Maurin.

U. G—pe.

Italienische Litteratur.

Edmondo de Amicis, der vielgerühmte und vielgesehnte Verfasser so vieler wertvoller Werke, hat es sich in seinem neuesten Buche zur Aufgabe gemacht, die im Dunkeln schleichende Infamie der Anonymität an den Pranger zu stellen.

„La Lettera Anonima“ ist im Mailänder Verlage der Fratelli Treves, diesem Ort alles Guten und Schönen italienischer Litteratur, erschienen. Die Illustrationen der Prachtausgabe mit schmuckem weißem Deckel in Chromolithographie, haben Mainardi Pagani und Ettore Gimenes wahrhaft vorzüglich ausgeführt, sich dem Geiste der Handlung mit seltenem Geschick anpassend. Die Italiener nennen das mit einem nicht wieder zu gebenden Ausdruck: *immedesimarsi nel pensiero dell'*

autore, und daß dies den Künstlern vollkommen gelungen, zeigt schon auf dem Titelblatte die elegante Frauengestalt, die ihre von Gift und Galle strotzende Epistel verstoßen in einen Briefkasten gleiten läßt und harmlos ihres Weges geht, während das schleichende Gift gleichfalls seinen Weg geht, ihn jedoch mit Thränen tränkt und nur zu oft: auch mit Blut. „Il flagello della letteratura“ nennt de Amicis die anonymen Briefe in seinem Buche, das weder ein Roman, noch eine „Conferenza“ ist, wie er im Vorwort sagt, sondern eine durch Beispiele bekräftigte Erörterung der feigsten Geißel der Menschheit. Dem Buche gebührt sowohl vom ethischen Standpunkt, als bezüglich der bekannten Schönheit der Sprache, alles Lob.

Als Nr. 496 der Biblioteca Amena — gleichfalls Treves, Mailand — erschien von Giovanni de Castro: „Principio di secolo.“ Storia della Caduta del Regno Italico. Diese Büchersammlung, die unserer deutschen Engelhorn'schen Romanbibliothek gleichkommt und sich auch gleicher Verbreitung in Italien erfreut, gehört nun zu den beliebtesten, belletristischen Publikationen Italiens. Der billige Preis einer Lira pro Band, sicherte dem Unternehmen schon im Voraus eine gewisse Popularität, die denn auch die „gelben Bände“ vollauf errungen. Es ist kein geringes Verdienst des Verlags, daß er auch viele deutsche Werke in der vorzüglich redigierten Sammlung aufnimmt, und so begegnen wir denn darin auch berühmten einheimischen Schriftstellern, wie Ebers mit seinem „Homo sum“, Sudermann mit seinem Ragensteg, der als Ponte del Gatto figurirt. Zu den letzten Publikationen zählt nun die interessante Geschichte des Verfalls del Regno d'Italia, welchen de Castro bereits in einer 1. Auflage (1882) schilderte. Die jetzige ist doppelt interessant, weil sie nicht allein die historische

Er mordung des Prina neuerdings behandelt, sondern durch Dokumente nachweist, die beim ersten Erscheinen noch gar nicht veröffentlicht waren, ebenso Fakten schildert, die jetzt erst bekannt wurden und vor allem aber durch glaubhafte Zeugenaussagen unwiderruflich festgestellt werden. „Essa rimane sempre la più veritiera, la più completa e la più drammatica narrazione, sagt die Verlagshandlung in ihrer Anzeige, wie wohl im selben Verlag, sah vereint, das gleichnamige Drama des so rasch berühmten gewordenen Schriftstellers Gerolamo Rovetta erschien. Sein „Principio di secolo“ prangt aber in der ebenso teuren, als eleganten Ausgabe des Teatro Italiano Contemporaneo. Die Edizione di lusso war in einer Woche vergriffen; das Drama errang mithin in der Buchform denselben Erfolg wie im Theater, dessen Zierde es auf allen Bühnen zu werden verspricht. Über kurz oder lang hoffentlich auch auf den deutschen, da sich ja Rovetta bereits das exklusive Wiener Hofburgtheater erobert.

Die Firma Treves kündigt auch mit begreiflichem und dennoch wehmütigem Stolz das letzte Schauspiel des populärsten italienischen Dramatikers, Giacinto Gallina an, der jüngst in Venedig im schönsten Schaffen und kräftigsten Mannesalter einem türkischen Leiden erlag. Giacinto Gallina war ein würdiger Erbe seines berühmten Landsmannes Goldoni. Die letzte Arbeit des Verblichenen: „La Base de Tuto“, womit das leidige Geld gemeint, ist eine Fortsetzung seines Glanzstückes „Serennissima“, in der das Leben und Treiben des venetianischen Volkes unübertrefflich geschildert wird. Doch teilen sich die Meinungen, indem vielfach behauptet wird, daß „El Moroso della Nona“ allen anderen Comödien vorzuziehen sei. Die Szene, in welcher der alte griechische Seebär, in der ehrwürdigen

Greisin seine Jugendliebe findet und hierdurch das Glück der Enkelkinder gesichert wird, ist so rührend und komisch zugleich durch die schämige Verwirrung der ehrbaren Alten, daß es sowohl den Zuschauer hinreißt, als den minder beeinflussten Leser dieser prächtigen Commedia. Als Dialektiker stand Gallina einzig da und die Vis comica, die er seinen typischen Gestalten zu verleihen vermochte, verlockte sogar die ersten Schauspielerinnen Italiens, wie beispielsweise Eleonore Duse und Virginia Marini von der Höhe ihres Prima-Donna-Piedestals auf die Bretter des teatro Valle herabzu steigen. Als bester Interprete seiner Männerrollen gilt der Komiker Emilio Jago, der mit dem Kavaliere Guglielmo Privato an der Spitze einer venetianischen Schauspieler-Gesellschaft steht, die soeben in einer Tournee begriffen ist, um das Andenken des vielgefeierten Dramatikers Giacinto Gallina hiermit in den weitesten Kreisen zu ehren.

Paul Maria Lacroma.

Russische Litteratur.

Streitfragen der Gegenwart von R. P. Pobedonoszew, Oberprokureur des heiligen Synod. Autorisierte Übersetzung von R. Vorchardt und Kelchner. Mit dem Porträt des Verfassers. Zweite Auflage. Berlin 1897. Verlag von August Deubner in Berlin. 232 S. Preis 4 Mk. 50 Pf.

Wie hat mich dieses Buch ergötzt! Wie hat mich's aufgeklärt! So ein heiliger und Unfehlbarer der unverfälschten Knutenkultur wie dieser Pobedonoszew, das ist noch ein Mann nach dem Herzen des russischen Herrgottes, eine stolze Säule für die Stützung von Thron und Altar, ohne Risse und Sprünge, tabellos aus einem Stück. Sehr zeitgemäß, daß man uns aus der lauterer Quelle des absoluten Russentums diesen neuen Lebensstrahl treibend in dem Augenblick, wo sich die große

Kulturwende in den Abend- und Mittagländern Europas vollzieht: Verwandlung alter unabhängiger Reiche in russische Provinzen auf friedlichem Diplomatenweg. Das Jahrhundert schließt kosakisch, wie's der erste Napoleon vorausgesagt. Der Herr Oberprokureur des heiligen russischen Synod giebt uns in eleganter Verdeutschung den Katechismus dazu. Berlin hat bereits die erste Auflage konsumiert. Anschaffung für alle Schulbibliotheken des Reichs wird gewiß noch befohlen werden. Pobedonoszew „enthüllt“ die „Flammenzeichen“ der siegreichen Russenweltanschauung in wahrhaft genialer Weise. Seine Ausführungen über „Kirche und Staat“, „die Nacht und Obrigkeit“, „der Glaube“, „das Geschwornengericht“, „die Demokratie“ u. s. w. sind einfach klassisch. Gehet hin und lernet, ihr französischen und preussisch-deutschen Kindlein, denn euch ist das russische Himmelreich verheißen!

M. G. O.

Bibliographie.

Bei der Schriftleitung der „Gesellschaft“ sind folgende Werke eingelaufen:

Auf zum Kampf für Freiheit und Recht! Ein Wort zu den nächsten Reichstagswahlen. Von einem deutschen Dichter. — Berlin, Verlag von Rosenbaum & Hart; 1897.

Ludwig Bauer: Das Kind. Drama in einem Aufzug. — Wien 1897. Buchdruckerei „Reichswehr“ G. David & A. Reiß.

Saleska Gräfin Bethusy-Sud (Moritz v. Reichenbach): Glückskinder. Roman. — Berlin, Verein der Bücherfreunde (Schall und Grund). — Preis geheftet M. 3.—, geb. M. 4.—.

A. von Bogulawski: Aus bewegten Zeiten: Novellen u. Skizzen. — Berlin, Verein der Bücherfreunde (Schall und Grund). — Preis geheftet M. 4.—, geb. M. 5.—.

Lord Byron's Sardanapal. Eine Tragödie. Frei übertragen und für die Bühne bearbeitet von Josef Rainz. — Berlin W., F. Fontane & Co. 1897. — Preis M. 3.—.

Johannes Dahlmann: Briefe einer jungen Deutschen und einer Jüdin. — Verein für Deutsches Schrift-

tum, Berlin. — Preis M. 2.—; eleg. geb. M. 3.—.

G. Ebe: Der deutsche Cicero. Führer durch die Kunstschätze der Länder deutscher Junge Architektur I. — Leipzig, Verlag und Druck von Otto Spamer. — Preis geh. M. 6.—, geb. M. 6,50.

Eduard Engel: Gedichte der englischen Litteratur; von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Mit einem Anhang: Gedichte der Litteratur Nordamerikas. — Vierte, völlig neu bearbeitete Auflage. — Heft 1. — Preis 1 M. — Leipzig, Verlag von F. Baedeker. 1897.

Albert Falkenberg: Schiffbruch. Novellen. — München u. Leipzig, August Schupp.

Ernst Georg: Dämon Liebe. Roman aus der Bühnenvelt. — Berlin NW. 6., Verlag von Carl Dunder. — Preis M. 4.—.

Paul Gerber: Wilhelm Raabe. Eine Würdigung seiner Dichtungen. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis M. 5.—.

U. v. Hassell: Deutschlands Kolonien. Ein Rückblick. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens, herausgegeben v. E. Frhr. v. Ungern-Sternberg und Pfr. Th. Wahl. Heft 162). — Stuttgart, Chr. Belfersche Verlagsbuchhandlung. — Preis 1 Mark.

Ludwig Hevesi: Blaue Fernen. Neue Reisebilder. — Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp., 1897.

E. Hugo: Städteverwaltung u. Municipal-Sozialismus in England. — Stuttgart, Verlag und Druck von J. S. W. Diez; 1897. — Preis broch. M. 2.—, geb. M. 2,50.

Stadtarzt Dr. R. Knauß: Über Volksernährung. Bericht. Herausgegeben von dem Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen in Stuttgart. — Stuttgart 1897; Verlag von Konrad Wittwer.

Karl Klaus: Die demolierte Litteratur. Zweite Auflage. — Wien 1897; Verlag von A. Bauer. — Preis 40 Kreuzer.

Friedrich Karl Kreyhann. Gedichte. — Stuttgart, Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer. 1896.

Otto von Leiguer: Christentum und bildende Kunst der Gegenwart. Ein Vortrag, gehalten im Berliner Zweigverein des Evangelischen Bundes. — Berlin, Georg Raud (Frisch Rühle) 1897.

Detlev von Liliencron: Kampf und Spiele. Gesammelte Gedichte. Erster Band. (Sämtliche Werke von Detlev von Liliencron: Siebenter Band). — Berlin, Schuster & Loeffler, 1897.

Detlev von Liliencron: Kämpfe und Ziele. Gesammelte Gedichte. Zweiter Band. (Sämtliche Werke von Detlev von Liliencron; Achter Band). — Berlin, Schuster & Loeffler, 1897.

Heinrich Mann: Das Wunderbare und andere Novellen. (Kleine Bibliothek Langen, Band VI). — Paris, Leipzig, München; Verlag von Albert Langen, 1897.

Cl. Mast (Herbert Fohrbach): Wandernachtigall. Roman. — Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1897.

Willy Pastor: Wanderjahre. Soziale Essays. — Berlin 1897; Verlag von Schuster & Loeffler.

Arthur Pfungst: Laskaris. Eine Dichtung. Dritter Teil: Philalethes. — Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Arturo Pfungst: Poesie Scelte. Tradotte da Luigi di San Giusto,

con prefazione di Cesare Lombroso. — Torino, Carlo Clausen.

Das Recht und die soziale Frage. Die soziale Frage vom Standpunkt der deutschen Rechtspartei beleuchtet. — Volksschriften-Verlag Leipzig. — Preis 50 Pfg.

Prof. Scipio Sighele: Psychologie des Auflaufs und der Massenverbrechen. Autorisierte deutsche Übersetzung von Dr. Hans Sturella. — Dresden u. Leipzig, Verlag von Carl Reifner. 1897.

Werner Sombart: Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert. — Bern, Verlag von Steiger & Cie., vorm. A. Siebert. 1897.

Otto Umfried: Friede auf Erden. Betrachtungen über den Völkerverfrieden. — Ehlingen a. N., Druck u. Verlag von Wilh. Langguth, 1897. — Preis Mk. 1,50.

Hodo Wildberg: Hell dunkle Lieder. Gedichte. — Dresden, Leipzig u. Wien; E. Piersons Verlag. 1897. — Preis Mk. 1,50.

Alfred Keller: Modernes Citaten-Lexikon. Aussprüche zeitgenössischer Dichter u. Schriftsteller. — Leipzig, Verlag von Walter Fiedler.



— Wir bitten, sämtliche Manuskripte, Bücher- u. Sendungen ausschließlich an

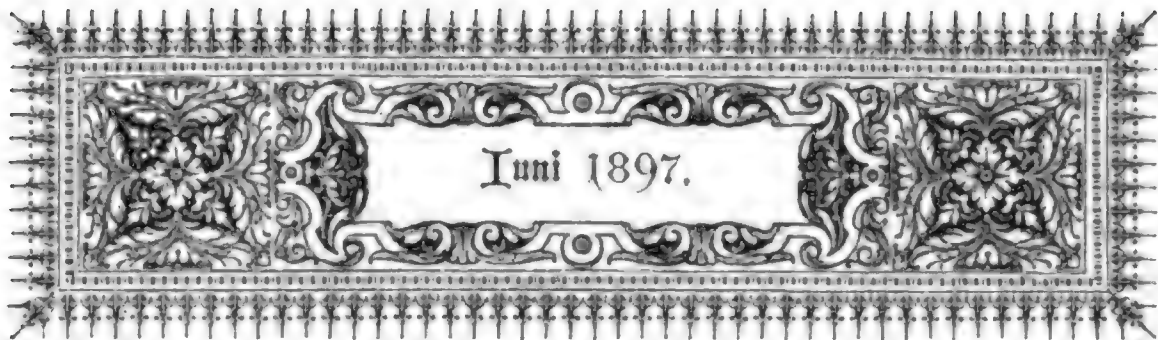
Herrn Hans Merian, Schriftleitung der „Gesellschaft“
in Leipzig, Inselstraße 7

zu richten.

Schriftleitung und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortlicher Leiter: Hans Merian in Leipzig.

Verlag von Hermann Haacke in Leipzig. — Druck von Gottfr. Bäß in Raumburg a. S.



Liebe und Kunst.

Von Theodor Lessing.

(München.)

Die erste Herkunft der Kunst bildet bekanntlich immer noch eine offene Frage der Ästhetik. Seit diese Wissenschaft sich nicht mehr damit begnügt, die Werke des Künstlers als Ausflüsse eines übermenschlichen „Unbewußten“, als Objektivationen platonischer Ideen, als Verkörperung des Hegel'schen oder Hartmann'schen Absoluten zu betrachten, hat man auch angefangen, das Leben und Treiben der Tiere nach Äußerungen künstlerischer Instinkte zu durchmustern. Da hat sich zumal im Spieltrieb mancher Tiere etwas gefunden, was wie eine primitive Spur der im Menschen so hochgesteigerten artistischen Spielbedürfnisse aussieht. Wenn eine junge Katze mit einer Spule Garn umherspielt, die Spule von sich stößt, wieder auffängt und mit ihr Szenen aufführt, bei denen sie der Spule ganz offenbar die Rolle einer Maus zuweist, so haben wir da eine Art von tierischer Kunst, eine lustbringende und zwecklose Reproduktionsbethätigung.

Ganz andere Analoga unserer menschlichen Kunst, die wir so gern als einen direkten Ausfluß überirdischer und ewiger Mächte betrachten, finden wir aber, wenn wir das Allerirdischste, wenn wir das Liebesleben der Tiere beobachten.

Alles, was in der Natur unser Entzücken erregt, was der Erdenwelt Reiz, Schönheit und Schimmer verleiht, hängt irgendwie mit dem Geschlechtsleben zusammen: Der Gesang Philomelens, das Brangen der

Blumen, der Schönheitsglanz des Schmetterlings, die Kraft des Hirsches, das ganze farbige Gewand der Mutter Erde ist ein durch Auslese fort und fort gesteigertes Lockmittel, eine ewige Aufreizung und Aufforderung zur Bethätigung des Geschlechtstriebes — Schopenhauer würde sagen: „zur Bejahung des Willens zum Leben“. Das Zirpen der Cicaden im Grase, das Leuchten der Johanniskäfer in der Luft, der Gesang der Drossel, der Amsel, der Nachtigall ist ein Lockmittel für die Liebeslust. Wenn im Hochsommer abends an den Wiesenrändern tausende und tausende von Grillen sitzen und durch Aneinanderreiben der Beinchen ihre Musik hervorbringen, so ist das ein Konkurrenzkonzert, um die Weibchen zu entzücken; — wer am lautesten und schönsten zirpt, bekommt das fetteste Weibchen. So klagt auch aus dem Gesang der Vögel nichts als der Hunger und die Sehnsucht nach Liebeslust; nur die Männchen singen, und nur dann, wenn sie brünstig sind; die Weibchen aber hören zu und schweigen still; — insofern sind die Singvögel und die Grillen glücklicher situiert, als der Mensch. — In der Gefangenschaft wird die Liebessehnsucht des Vogels kontinuierlich; er verhält sich daher wie Petrarca, der nur im Geiste die Reize seiner Laura genießen durfte; und ebensowenig, als Petrarca seine dreihundert hohen Sonette hätte singen können, falls seine Liebesglut glücklich und erfolgreich gewesen wäre, ebensowenig würde der Vogel im Käfig singen, wenn er ein Ei zu bebrüten hätte. — Die Wettkämpfe, die die Hirsche in der Brunstzeit aufführen, erinnern lebhaft an die Minneturniere des Mittelalters, — hier wie dort geben die Damen dem Sieger den Preis; — wenn ein paar Amseln einen Wettgesang um den Preis des Weibchens aufführen, so erinnert das an den Sängerkrieg auf der Wartburg. — Die balzenden Auerhähne führen komplizierte Tänze, ganze Balletts mit melodramatischer Begleitung vor ihren Damen auf, bei denen sie die Kraft ihrer Glieder und die Schönheit ihres Gefieders deutlich zu beweisen suchen, — der oberbayerische Schuhplattltanz ist eine Nachahmung dieser Auerhahnbalz. — Das Quaken der Frösche und das Stöhnen der Unken ist genau so gut Ausfluß eines Liebeskummers, einer tiefgefühlten Sehnsucht, als ein lyrisches Gedicht, oder das Klavierspiel eines alten Fräuleins. —

Viele Tierarten ändern zur Zeit der Brunst ihre Färbung, entwickeln buntere, hellere, lockendere und auffälligere Farben. — In der edlen Schneiderkunst und dem Wechsel der Mode haben wir dazu ein Analogon — der letzte Sinn der menschlichen Kleidung und ihrer Moden läuft auf den Geschlechtscharakter hinaus. Nur daß beim Menschen

das Weib die Rolle des Verlockenden übernimmt — Taille und Mieder, Röcke und Röckchen, Verbergendes und Offenbares sind im Grunde nur Anregungsmittel, und ein großer Teil aller Erotik wird durch die Bekleidung hervorgerufen. — Es ist eine sonderbare anthropologische Thatsache, daß bei nackt gehenden unkultivierten Völkerstämmen die Weiber bei ihren Tänzen, durch die sie die Männer zum Geschlechtstrieb locken wollen, sich ausnahmsweise Schürzen und Tücher umhängen. —

Ein anderes Analogon des tierischen Farbenwechsels haben wir in dem sonst ganz rätselhaften Verfärben des Haares durch seelische Einflüsse.

Könnten wir diese Thatsachen nicht anführen, so müßte es geradezu unglaublich und ungereimt scheinen, daß bei dem unendlichen Reichtum der menschlichen Geisteswelt, bei der Fülle von Associationen und abstrakten Begriffen, die dem menschlichen Gehirn zu Gebote stehn, doch die ganze menschliche Kunst und insbesondere die Litteratur sich um nichts und wieder nichts dreht, als um die Liebe. *) — Kein Thema ist so häufig, als die Liebe und das, was an Erregungen, Stimmungen, Motiven aus ihr hervorgeht. — Selbst die größten, erhabensten Werke drehen sich um diesen Gegenstand; diejenigen Werke der Weltlitteratur, in denen nicht die Liebe den Kern und eigentlichen Grundquell abgiebt, lassen sich zweifellos bequem zählen, diejenigen, die von Liebesfreuden, Liebessehnsucht, Liebesgram, Eifersucht, Untreue, Rache und Leidenschaft handeln, sind zahllos wie die Bandwürmer, oder die Störe.

Je nach Geistesart, Bildungsgrad und Lage des Schaffenden wird sich dies ewige erotische Grund- und Leitmotiv in mannigfachste Form kleiden; für das Wesen und die erotische Herkunft von Rhythmenfreude und Reimkunst thut es nichts zur Sache, ob die im Klange des Wortes sich entäußernde Gefühlsspannung konkreter, direkter, oder abstrakter und verkleideter sich entladet: in Novalis Hymnen an die Nacht, in den ekstatischen Verzückungen gottseliger Frömmigkeit, in Shellen's Oden an

*) Darwin und Wallace haben in der That die Kunst der Musik aus sexueller Selektion hergeleitet. Sie verwechselten dabei die Kunst der Musik mit dem Musiksinne. Der Musiksinne, wie der Kunstsinne überhaupt, hängt zweifellos mit Affekten zusammen. Zu bewußter Kunst aber wird er erst, wo er vom Affekt befreit ist. Nicht das Schaffen, wohl aber das Erschaffende ist ein Affekt, nur ein Affekt, nicht etwa eine „Idee“ oder ein unbewußter Gedankenprozeß“. — Herbert Spencer sieht in der „Steigerung des Musiksinnes“ einen Beweis für die Vererbung erworbener Modifikationen. (Princip. der Biologie I 270/71). Man könnte hier entgegen fragen, ob der Musiksinne sich überhaupt gesteigert habe. Die Steigerung der Musikkunst beweist dafür nichts. —

den Westwind, in Fausts rastlosem Grübelhunger, wie in Don Juans bacchantischem Sinnentaumel, in der furchtbaren Weltanklagen Leopardis und Byrons, wie in der hellenischen Schönheitseligkeit Hölberlins und Hamerlings, im kleinen Liebeslied Goethes, wie im gottgefälligen Choral des lutherischen Gesangbuches ist und bleibt das erotische Moment immer erkennbar, und es ist ganz klar, daß weder Frömmigkeit noch Weltverdammung, weder Naturgefühl noch Schönheitstrunkenheit im Falle einer Kasstration möglich wäre. — Schon Platon führte im Symposion den Gedanken aus, alle Schönheit sei da, um Liebe zu erwecken. (Das siebenundzwanzigste Kapitel des Symposion.) — Es ist sehr tief, daß auch in der Mythologie die Liebe immer Kind der Schönheit ist,*) —

Es ist wirklich nicht zu viel behauptet, wenn wir mindestens neun Zehntel aller Litteratur auf den Geschlechtstrieb zurückführen. — Goethe nannte irgendwo die Frauenschriststellerei einen „Geistigen Geschlechtstrieb“. — Dasselbe Wort ließe sich — *cum grano salis* — auf die männliche Litteratur viel eher anwenden, bittet doch Goethe selber in seiner Ode sehr naiv die Götter: „daß ich mit Göttersinn und Menschenhand vermöge zu bilden, was ich bei meinem Weibe animalisch kann und muß.“ — Wovon handelt die schöngeistige Litteratur? Wovon handelt fast jeder Roman, die ganze Lyrik, das gesamte Drama? — Von g e h e m m t e r Liebesemotion. Die abstrakteste Einkleidung, das dichteste Gedankenkleid, der männlichste Grundcharakter und das ethischste Pathos darf uns nicht darüber täuschen, daß ohne eine s i n n l i c h e Affektion, ohne Thätigkeit des Geschlechtscentrums kein Dichterwerk entstehen könnte, selbst wenn dieses Dichtwerk von Versenkung ins Unbewußte und Absolute, von entsagender Flucht in Einsamkeit und Askese, von Moral, Vaterland, Gott und Religion handelt.

Wie die Seele die Rehrseite des Körpers ist, alles Ja ein umgekehrtes Nein, und zwei Begriffe stets einer den anderen bedingen, so könnte man die Litteratur die Rehrseite der Liebe nennen; und wie alles Seelische ausnahmslos Notprodukt einer H e m m u n g des Körperlichen ist, so ist alle Poesie Ausfluß eines B e d ü r f n i s s e s, in erster Linie eines erotischen Bedürfnisses. Nimmermehr würde Beethovens Eroika mit so abgrundtiefen unendlichen Klagen die Herzen rühren, wenn

*) Ein uraltes griechisches Chorlied, das der Megarenser Theognis schon zitiert beginnt:

„Liebe erweckt nur das Schöne,
Das Unschöne wird auch geliebt nicht.“

ihr Schöpfer nicht in ihr das unbewußte Bedürfnis einer unbefriedigten, verletzenden Leidenschaft hätte ausstöhnen können, nimmermehr würde in den titanischen Leibern Michelangelos die Gewalt niedergedrückter gebundener Kraft, die Macht eines schweren, stöhnenden Schmerzes uns mächtig ergreifen, wenn ihr Bildner hätte ein Ehemann mit neun Kindern werden können; nimmermehr hätte Dante seine Beatrice unsterblich gemacht, wenn sie ihn glücklich gemacht hätte. — *)

Überall finden wir Gros als den Vater aller neuen Musen; selbst die Gedankenwelt der Dichtung geht ganz wesentlich auf solche Elemente hinaus, die entweder ein Surrogat für Sinnengenuss, oder ein Lockmittel für Weiblichkeit bieten. — Insbesondere gilt dies für alle Lyrik, wobei aber festzuhalten ist, daß eigentlich das Lyrische Grundelement aller Art von dichterischer Entäußerung bleibt. Eine ganz ausführliche Herleitung der Reimkunst aus dem Minnewerben findet sich in Dantes *Vita nuova*.

Das Lied ist überall ursprünglich Lockmittel; Troubadoure und Minneritter, Rhapsoden und Rezitatoren werben mit der Kunst, wie der Paradiesvogel mit seinem Gefieder; die primitiven Kunstformen, das Heben und Sinken der Rhythmik, das Suchen und Finden, der Anklang und Ausklang des Reimspieles ist analog dem Tanze eine vergeistigte Dynamik der Liebeswerbung und des Liebesgenusses. — So finden sich denn bei fast allen Lyrikern naive Äußerungen, wie die des Tibullus in der sehr unpoetischen, aber kulturell interessanten vierten Elegie des zweiten Buches, die wir parodistisch wiedergeben wollen:

O Muse öffne mir die Kammer der Brigitte,
Doch laßst Du dieses nicht, scheer' dich zum Teufel, bitte.

Was uns an ältesten Liedstücken überliefert ist, zeugt davon, daß es entweder zum Anspornen und Aufstacheln von Kampfesleidenschaften oder von Liebesemotionen gedient hat, immer also auf eine Steigerung des Lebensgefühles hinausläuft. — Die Kunst hat keine anderen

*) Ein Maler würde uns jedenfalls lächelnd fragen, was denn wohl das Malen eines Hauses oder Baumes mit der „Liebe“ zu schaffen habe. Wir haben hier vorerst nur die Litteratur im Auge; doch müßte ein wesentliches Prinzip des Kunstschaffens natürlich in allen Künsten wiederkehren. Dies ist auch beim sinnlichen Prinzip der Fall, wenn man es weit genug faßt. Ausführlichere Analyse dürfte darthun, daß das Naturgefühl, die Reaktion auf Licht, Farbe, Ton, Formreiz dem Erotischen nahe kommt, ja mit anthropomorphem Begehren verknüpft ist; stets liegt ihm das irrtümliche Verknüpfen der toten Objekte mit dem Wohl und Wehe der Person zu Grunde. — —

„Zwecke“ als der Wein; wer das noch nicht erkannt hat, ist zum Verständnis der Kunst leider ungeeignet. *)

Jeder Philister macht einmal in seinem Leben Verse, nämlich wenn er verliebt ist; — das Tintenfaß ist recht eigentlich das Ayl der Liebesgötter. — Frauen insbesondere werden immer geistreich, wenn sie keine Kinder bekommen, und wenn sie keinen Ehering am Finger tragen, so tragen sie Tintenkerze am Finger. — Die Tinte ist unzweifelhaft die Erfindung eines unglücklich Liebenden; herentgegen haben die eigentlich glücklichen Menschen immer eine geringe Übung im Briefftyl, und von einem Hause, in dem kein Tintenfaß anzutreffen ist, darfst Du vermuten, daß glückliche Menschen in ihm wohnen. Tinte wird bekanntlich aus „Galläpfeln“ bereitet; auch sei darauf hingewiesen, daß beim Tintenfisch die Tintenblase eine Waffe ist.

Die Physiologie hat neuerdings das hochinteressante Resultat geliefert, daß die Empfänglichkeit und Aufnahmefähigkeit für musikalische Eindrücke mit der geschlechtlichen Reizbarkeit zusammenhängt. Die physiologischen Wirkungen der Musik haben Analogieen mit den Wirkungen erotischer Reize; mehr als von jeder anderen Kunst wird von der Musik das Sinnenleben aufgestachelt und das geschlechtliche Centrum affiziert.

Wer weiß, zu welch überraschenden Resultaten die Psychophysiker bei experimentellem Erproben der Einwirkungen der Töne auf Tiere in verschiedenen Stadien der Geschlechtlichkeit gelangen könnten? — Die Musik ist unzweifelhaft ebenso wie die Religion für eine Anzahl Menschen geschlechtliches Ersatzmittel. —

Es hat noch nie einen großen Künstler gegeben, der nicht ein starker Erotiker gewesen wäre; das erotische Moment scheint überhaupt bei der Psychologie des Künstlers wichtig zu sein. Doch braucht sich das Erotische nicht immer auf das Weib zu richten; es kann auch auf schöne Knaben oder „Natur“ oder „Menschheit“ gerichtet sein. Spuren einer übermäßig potenzierten Erotik — die sich selbstverständlich auch als Askese oder Moralpathos äußern kann — sind in der Litteratur alltäglich; man sondiere einmal daraufhin das Leben litterarischer Granden; man denke an die überwiegende Rolle, die das Geschlechtliche im Leben großer Dichter wie Byron, Heine, Platen, Musset spielt; hat doch sogar ein

*) Die Kunst ist also ein Luxus, ganz analog der physischen Zeugung. Alles Erzeugen setzt überschüssige Energie voraus. Darum nannten die Alten die Muse Mutter der Muse. Dieselben Qualitäten, die im Lebenskampf dienen, können Kunst werden, sobald sie vom Lebenskampf frei sind. Das Reich der Kunst liegt also über dem Leben, aber nicht hinter dem Leben. —

moderner Psychiater, Goethen — diesen Ewiggesunden — als typisches Beispiel für die Krankheitsform der Erotomanie bezeichnet. —

Der Quell aller Kunst ist nicht (wie heute als Reaktion gegen den unwiderleglichen Pessimismus des großen Schopenhauer von tausend Flachköpfen gelehrt wird) ein Vergnügen am Leben, das aus purer Lust am Wirklichen das Wirkliche noch einmal erneuert, sondern ihr Quell ist ein Ungenügen am Leben, das daher das Wirkliche verschönert, vergoldet, seine Abgründe unter Rosen verbirgt und seine Natur erhöht und steigert.

Der enge Rahmen eines Zeitungsaufsatzes verbietet die nähere Ausführung dieses für die Psychologie der Kunst, wie für die pessimistische Philosophie gleich wichtigen Gedankens. Der entgegengesetzte Gedanke, daß die Kunst aus bejahenden Affekten hervorgehe, die Lust, die sie hervorruft, sie auch erzeugt habe, findet sich fast in jeder Professorenästhetik. Vollends aber ist die Schopenhauerische Betrachtung, die in der Kunst Weltkenntnisse sucht, wie überhaupt jedes Hineintragen typischer und ideologischer Werte in das Innenleben der Dichter ein schmeichelhafter Irrwahn. Philosophen sind erfahrungsgemäß schlechte Kunstkenner. Vor allem befassen sie sich zu viel mit dem Werke und zu wenig mit dem Schöpfer.

Der Nietzsche'sche Satz „alles Tröstende ist Kunst“ ist eines der vielen von diesem letzten Dichter ausgebrüteten Kolumbuseier. Indignatio facit versus; dafür lassen sich zehntausend Beispiele geben. — Dante, Tasso, Michelangelo, Rubens, Rafael — welche Fülle von Indignationen! Eine sehr schöne Ode Hölderlins enthält ein Preislied der Not als der Mutter des Schönen; des Nachdenkens wert ist der häufige Zusammenhang von physischer Krankheit und Idealismus.

Goethe, der mit Unrecht für einen glücklichen Menschen gehalten wird, hat unendlich oft ausgesprochen, daß „zart Gedicht wie Regenbogen wird auf dunklem Grund gezogen.“ So giebt der Tasso darüber Auskunft. Eckermann gegenüber meinte der Achtzigjährige, er habe keine dreißig glücklichen Lebenstage gehabt.*)

Meine Dichterglut war sehr gering,
Wenn ich dem Guten entgegenging;
Dagegen brannte sie lichterloh,
Wenn ich vor drohendem Übel floh.

*) „Nur ein schwer Leidender“, sagt W. Weigand recht frappierend in seiner Nietzschepsychologie, „konnte solche Bilder des Glücks und der Lebenswonne ausmalen.“ — — — Der große Dühring ist blind, Bizich war lahm, Hieronymus

Ein wunderschönes Gedicht Hamerlings „Correggio“ erfasst den Zwiespalt von Kunst und Leben sehr tief.

Es ließe sich hier noch sehr viel beibringen. J. B. liefert Byron wichtige Bekenntnisse zu dem Leitmotiv: „Alle Kunst aus dem Leid“; überhaupt bietet die ganze „Periode der Zerrissenheit“ gewaltige Einblicke in die Werkstatt der Kunst.

„Wie manch berühmtes Gedicht ist nur ein leises Ach.“

Bei der Gelegenheit sei noch auf einen Ausspruch des Horaz in seinen Episteln verwiesen, wo er irgendwo sagt, ihn habe die Not zum Versmachen gebracht, denn wenn er Verse machen würde ohne Not und nicht für vernünftiger hielte zu schlafen, statt Verse zu machen, so müßte er doch wohl unheilbar verrückt sein.*) — Die Stelle ist sehr interessant, nur ist zu bedenken, daß Horaz, dieser flache und mäßig talentierte Dichterling, der Dvid und Catull gegenüber lächerlich überschätzt wird, hier die äußere Not, das Geld verdienen im Sinne hat. Bei Dichtern aber handelt es sich um etwas viel Tieferes.

Alle Kunst ist aus ihrer Schranke zu erklären, alle Fülle aus der Enge. So ist es z. B. ein beliebter Trugschluß, zu meinen, weil Shakespeare das Leben und die Weiber grandios gefannt hat, müsse er viel erlebt haben; vielmehr kann man daraus mit Sicherheit schließen, daß sein Leben arm gewesen sein muß. Übrigens alternieren auch physiologisch Sensorium und graues Gehirn. Alles Spirituelle entwickelt sich auf Kosten der Sinne; alle Sinnenfülle erstickt die Reproduktionskraft und Phantasie, was sich anthropologisch zeigen ließe. Wie arm an abstrakter Erkenntnis sind die Völker des reichen Südens, wie vergeistigt die des Nordens; wie unproduktiv wird schließlich jede späte und hohe Lebenskultur — wie die unsere. Es ist ein wichtiges psychologisches Moment der Menschenkenntnis, zu beobachten, ob ein Mensch noch zum Geiste hinstrebt oder schon vom Geiste abstrebt. —

Lorm ist blind und taub, Friedrich Krause, ein ungerecht Erfolgloser, hatte ewig Nahrungssorgen und neun Kinder; African Spir, nach Dühring der schärfste Denker unserer Tage, war lebenslang krank, Wilhelm Jordan litt an einer Moralindichteritis — und das sind unsere größten Optimisten. Dagegen war Schopenhauer mit 72 Jahren „imperturbabel gesund“, König Salomo sprach in höchster Lebensfülle: „Alles ist eitel“. In meiner glücklichsten Zeit, sagt Goethe zu Edermann, schrieb ich — den Faust. — Übrigens verhält sich das Goethebild des guten Edermann zum wirklichen Goethe, wie sich etwa Nießches Leben zur Biographie seiner vortrefflichen Schwester verhält.

*) Epist. II, 2, 46.

Die Wahrheit, daß die Flucht in die Überwelt der Dichtung stets aus einer Unzufriedenheit, einem Mangel, einem Beschränktsein in der physischen Welt hervorgeht, scheint mir so selbstverständlich, daß ich aus dem Umstand, daß Einer viel geschrieben hat, gewöhnlich schließe, daß er wenig gelebt hat; es ist z. B. mit dem Lebenslauf vieler geleumdeter Poeten wie Byron und Heine gar nicht so schlimm gewesen, wie hätten sie sonst auch so viel große Schöpfungen hinterlassen können? Überhaupt ist jeder Schluß vom Kunstwerk auf den Künstler ein lebenswürdig naiver Irrtum. Kunstwerke offenbaren bestenfalls zuweilen, was einer sein möchte, nie aber, was einer ist. Man ermesse darnach, welche ein klägliche Verirrung die subjektiv psychologische Methode unserer ganzen heutigen Kunstkritik darstellt. Insbesondere ist der Moralpathetische Heroenkultus eine lebenswürdige Denkschwäche; eine noch lebenswürdigere Denkschwäche ist es, im Künstler (z. B. in Goethe) glückselige und vorbildliche Menschen zu suchen, wie es die Entwicklungsethiker gern thun. Glückliche Menschen sind nie kultiviert, und Platon wußte sehr wohl, warum er den Künstler mit einem Lorbeerkrantz auf dem Haupt aus seinem Staate hinauswies.

Die Litteratur ist nicht bloß Ausdruck versagter und ersehnter Sinnengenüsse; sie geht zum großen Teil direkt auf Verwirklichung allzumenschlicher Wünsche hinaus; die Kunst kultiviert eine große Reihe von Vorstellungen, Illusionen, Gedanken, deren Affektionswert ganz offenbar darin besteht, daß durch sie die Weiber (in Griechenland waren es die Jünglinge) gewinnbar sind.

Überhaupt ist der indirekte Einfluß des Weibes auf die Dichtung so gewaltig, daß ich für die Poesie zwar direkt den Dichter, indirekt aber die Weiber verantwortlich mache; selbst wo persönlicher, direkter Einfluß des Weibes nachweislich nicht stattfand, ist doch der Geschlechtssinn des Weibes, weiblicher Geschmack und vor allem weibliche Eitelkeit für die Poesie wesentlich gewesen. Es läßt sich daher aus den Dichtungen aller Zeitalter ausgezeichnet auf die Kultur der Weiber des betreffenden Zeitalters schließen.*)

Die Gedankenwelt der Dichter ist unbewußt ganz wesentlich auf Weibergeschmack zugestutzt; ja sogar in der männlichen Welt des Abstrakten, in der Philosophie, giebt es Gruppen beliebter Vorstellungen, bei denen das Lustgefühl entscheidet: daß man mit ihnen sich vor dem

*) „Liebe sei vor allen Dingen
Unser Thema, wenn wir singen“.

Weibe drapieren kann. Unsere ethischen und ästhetischen Ideale sind zum großen Teile Wattebüsche, mit denen wir vor dem Weibe unsere Lücken ausstopfen und uns künstliche Waden machen. Irgend ein Maximum von Lustgefühlen entscheidet nämlich bei jeder (nicht bloß referierenden) Erkenntnis, am allermeisten aber bei jenen naiv verlogenen philosophisierenden Schwachköpfen, die nachmittags von zwei bis drei im kindlichen Hartmannjargon durch „diskursives Denken“ weitergründen und „das Seiende“ aus dem Bauch der Welt hervorfishen.

Darauf dürfen wir hier nicht näher eingehen. Vor allem aber ist wohl der Nimbus des Weibes selber, der Kultus der Begriffe „Liebe“ und „Schönheit“ Dichterwerk. Das übrigens bei dem großen Dramatiker Ibsen immer wiederkehrende Problem von der Lebenslüge und der Lüge des Idealen ist ein naiver und leidlich trivialer Ausdruck tiefer Wahrheiten, die ein Nietzsche im eigenen Busen fand. — — —

Wenn wir nun bedenken, daß neun Zehntel aller Litteratur das Thema „Liebe“ behandelt, so müssen wir doch erstaunen, wie wenig die Mächte, die Schreckenseiten der Liebe dabei zu ihrem Rechte gelangen, wie alles auf eine Apotheose der Liebe und auf ein Anreizen zu ihrem Genuß hinausläuft. — Jeder ästhetische Wert ist eben ein sinnlicher Affektionswert. Es giebt keine ästhetische Freude, die nicht eigentlich Lust an menschlichen Aktivitäten wäre.*)

Ein Umstand, der geradezu frappierend wirkt, ist der, daß das Heer der venerischen Krankheiten, deren Befürchtung und Verhütung in jedem Liebesleben eine heimliche Rolle spielt, deren Schrecken auf die Sonne der Liebe doch einen riesigen Schlagschatten wirft, nirgend in der Litteratur jemals eine Rolle gespielt hat. Selbst Shakespeare, der alle Himmel und Hölle des Menschenseins durchschritt, der vor keinem Menschlichen zurückscheute, bedeckt diesen Punkt mit Schweigen. In der ganzen Weltlitteratur ist mir nur eine einzige Dichtung bekannt, in der die Furcht vor der Syphilidisation klar und dürr ausgesprochen ist — ein erst kürzlich publiziertes Fragment Göthens aus Venedig, in dem wir

*) Einer der feinsten Kenner der bildenden Kunst, Dr. Georg Hirth sieht das Wesen des Kunstgenusses in der „Freude am Können eines Mitmenschen.“ (Sein „prometheisches Prinzip“.) Das ist denn doch gar zu rationell und selbstverständlich, um wahr zu sein. Es wird vor viel Bildsäulen gejauchzt, nach deren Schöpfer keiner fragt. Dr. Hirth findet übrigens das Spezifische des künstlerischen Ingeniums in einer kritischen Verstandesthätigkeit, indem er rationell das den Schöpfungsakt auslösende Moment mit dem gänzlich unbewußten Akt selber verwechselt. —

ein interessantes psychologisches Dokument für die jedem Dichter eigentümliche Kunst des Lügens haben, die bei Göthe ja leider oft widerwärtige Verlogenheit war.

Der Umstand, daß nichts das eigentliche Wesen der Poesie so stören, aufheben und erkälten müßte, als die Erwähnung der dem weiblichen Schoße entstiegengen, die Welt verpestenden Ubel, erklärt sich leicht daraus; daß ja der eigentliche „Zweck“ der Poesie ein Anreiz zur Propagation des Lebenswillens ist. Sie wird auch das Schreckliche, Häßliche und Abscheuliche ertragen und behandeln können, soweit es das Leben interessant macht; was sie dagegen nie erträgt, ist all das, was das Leben verefelt, oder langweilig macht. Die Freude an der Tragödie sogar ist eine Freude an der Interessantheit des Lebens; die großen tragischen Geschehnisse geben ein Gefühl der Bedeutenheit, während doch in der Wirklichkeit die schlimmsten und schrecklichsten Tragödien ohne alle äußeren Schrecken, vielmehr oft marternnd öde, dumpf und trostlos verlaufen.

Aus den gleichen Gründen wirkt auch die Schwangerschaft in der Kunst äußerst erkältend; — sie benimmt den Appetit auf Liebe. Insbesondere hat Malerei und Plastik jeden Gedanken an Schwangerschaft geradezu auszumerzen. Darum empfinden wir die mächtigen Baufchröcke und Arminolinen mittelalterlicher Malerei heute als primitive Kunst. Eine Schwangere auf die Bühne zu bringen wäre sehr gewagt, wo doch an sich das Motiv „Schwangerschaft“ durchaus nicht weniger poetisch sein kann, als das Motiv „Frühling“ oder „Erste Liebe“. Das Motiv der Schwangerschaft auf der Bühne empfand schon Schopenhauer in Hebbels Judith als unkünstlerisch.

Diese Thatsache, daß Schwangerschaft ein unkünstlerisches Objekt ist, wo doch die Liebe der eigentliche Angelpunkt der Künste ist, beweist übrigens, daß Befruchtung nirgend als Zweck oder Ziel der Begattung empfunden wird, eine Annahme, die auf Grund schlechter psychologischer Kenntnisse (mit etwa einem Duzend ebenso haltloser Annahmen) die moderne darwinistische Entwicklungsethik naiv voraussetzt.

Unsere Psychologie des Künstlers, die freilich äußerst verstimmend, ernüchternd, ja empörend wirken muß, wollen wir für diese einseitige Gedankenstizze radikal in diesen Satz zusammenfassen: Die Kunst ist entweder eine „saure Traube“ oder ein „schöner Magenjammer“.

Die Kunst der „sauren Trauben“ (der Fuchs in der Fabel nannte bekanntlich die Trauben sauer, die er nicht bekommen konnte) ist die

eigentlich idealistische Kunst. Sie ist die Kunst der Trostbedürftigen, der groß, fein und erhaben Empfindenden, der vom Leben unbefriedigten und exceptionell Leidenden; diese Kunst ist nicht ohne „Pessimismus“ und ohne „Moralelemente“ zu denken. Die Flucht in die heiteren Regionen der reinen Form ist ein Vergolden, Verschönern, Veridealisieren der grauen Wirklichkeit. Menschen, die nicht fähig sind, in den Sümpfen des Lebens Genuß zu suchen, fliehen auf die Höhen und treiben mit den Sternen Unzucht; Jungfrauen, für die sich der Rechte nicht fand, Frauen, die sich unverstanden und einsam fühlen, lieben Jesus Christus, einen Seelenbräutigam, den lieben Gott. Der erhabenste Fanatismus des Gedankens, die stärkste Empörung über die Unsittlichkeit der Welt, die berauschendsten ethischen Stimmungen fließen aus gehemmter Sinnlichkeit, unbefriedigtem Entsagungszwang, ja zum Teil aus leisem Beneiden der scheinbar Glücklicheren und Lasterhaften. Hier liefert Dante, als der erste moderne Selbstbeobachter, ein großes psychologisches Material.

Die saure Traubenkunst ist die eigentliche, große Kunst, die zum Leben spornt, über das Leben tröstet, das Leben interessant macht, — aber ganz gewiß nicht die Kunst der Satten und Glücklichen. Daneben giebt es noch eine Asterkunst, das ist die Kunst des verdorbenen Magens, die Kunst derer, die genossen und beim Genuß sich überfressen haben. Den naturalistischen Katertröst ihrer Unmoral nennen sie ‚Gedicht‘; sie haben das Dichten nötig, um sich wieder auf die Beine zu stellen, um sich vor sich selber Größe und Würdeschein zu restituieren.

Vergoldet die saure Traubenkunst geflissentlich das Leben, so zerrt die Kagenjammernkunst es möglichst in den Staub; man merkt solchen modernen Dichterjünglingen allzu deutlich an, daß sie ihre Inspirationen im Litteraturcafé und im Bordell empfangen, daß sie sich drapieren, indem sie über sich selber wimmern. Die moderne Dichtergeneration leidet übrigens ganz besonders am Weibe. Daran sind zum großen Teil soziale Verhältnisse schuld, die die große Frage der geschlechtlichen Befriedigung, insbesondere die Ehefrage, zur kompliziertesten und düstersten Frage der Zeit werden ließen; zu der Tragödie des jungen Mädchens bildet die Tragödie des modernen jungen Mannes ein trauriges Gegenstück.

Das erzwungene Gefühl der Friedlosigkeit, das Bewußtsein scheinheiliger Verlogenheit, zu der die moderne Gesellschaft jedes ihrer Glieder zwingt, der unheilvolle Einfluß verkehrter Erziehungswerte, dazu viel nervöse Überreiztheit, übersensible Schwäche und Unrast — das alles zusammen stempelt die moderne Litteratur oft zu einem Tollhaus über-

stiegener Satyriasten. Hysterische Hitze anstelle inniger Wärme, Krampf statt Kraft, freche Rücksichtslosigkeit statt freier Offenheit, Farbenpaletten anstelle von Gemälden. Und die Liebe, um die sich alles das dreht, ist fast immer die begehrende, selten die genießende Liebe; — ganz gewiß ist nie eine Zeit liebloser gewesen, als unsere, ganz gewiß wurde nie mehr von Liebe gesagt und gesungen. Ein sehr wesentlicher Begriff der Schopenhauer'schen Ästhetik war der Terminus „Innigkeit“. Das Gefühl für das „Innige“ hat die moderne Kunst verloren.

Man könnte aus der modernen Litteratur fast den Eindruck gewinnen, als ob sich nichts in der weiten Welt der Beschäftigung, des Erwähnens, des Denkens verlohne, als die Liebe; als ob zum Bücherschreiben nichts anderes befähige, als das bißchen Liebeserlebnis. Und das bißchen Liebeserlebnis ist für den jungen Mann gewöhnlichen Schlages so leicht und billig zu haben wie Brombeeren, er braucht nur bis zur nächsten Straßenecke zu gehen und zwei Duzend Mädchen cuiusque generis, aetatis, formae warten darauf, sich erobern zu lassen; — das giebt dann zwei Duzend aktuelle Klagenjammerromane. Und bei der großen Nachfrage nach Liebe — Liebe ist ja der begehrteste Handelsartikel — braucht eine Litteratur, die sich nur hübsch um Liebe dreht: — franke Liebe, weiße Liebe, rote Liebe, grüne Liebe, braune Liebe — nimmer zu befürchten, den Leuten langweilig zu werden.

Wird dies immer so bleiben? — Nein! Sicher nicht! — Die Kunst wird wie der Mensch überhaupt immer abstrakter und spiritueller werden; so wird schon bald eine Zeit kommen, wo Dinge, die heute für uns als abstrakte und rationale Gedankenwerte noch wenig Gefühlsbetonung haben, genau ebenso Emotionswert haben, genau ebenso sich mit Affekt, Sympathie und Antipathie verknüpfen, wie die geschlechtliche Liebe.

Heute schon ist es ein wichtiger Prüfstein für den Wert eines modernen Dichters, nachzuspüren, inwieweit Weltanschauungselemente, sogenannte Ideen in ihm Bestandteil des Seelenlebens und Stimmungswerte mit Lust- und Unlustbetonung geworden sind, oder aber noch als abstrakte Bildungsdata unvermittelt neben seinem intimen Eigenleben einhergehen. Insofern als die Kunst immer fähiger werden wird, verstandesmäßige, abstrakte, dem Gefühl ferne liegende Dinge mit sinnlichem Gehalt zu durchdringen, insoferne kann man sagen, daß die Kunst philosophischer wird.

In aller echten Kunst ist unglaublich viel Bewußtsein; das Denken des Dichters ist freilich kein Denken im Sinne des Philosophen, es ist

Dichterdenken, dessen Assoziationen vielleicht nur zu schnell ablaufen, zu lebhaft, zu intensiv sind, um philosophisch zu heißen. Es ist daher nur ein Notausgang, ein Erheben der Schwäche zur Tugend, wenn schlechte und unbedeutende Poeten mit höhnischem Seitenblick auf Schwester Philosophie ihre ‚Naivetät‘ zur Schau tragen; die Naivetät Homers ist ganz gewiß nicht die des fallenden Wickelfindes, das als einen Beweis seiner Unbefangtheit und Kindsnatur auf seine naßgemachten Windeln hinweist.

Mit dem Fortschreiten der allgemeinen Geisteskultur erfordert der Zugang zu zeitwürdiger Kunst eine immer mächtigere bewußte Gedankenarbeit, die Überwältigung immer schwererer Materien. Die Kunst ist noch nie ein Reich für sich gewesen, sie wird starr und akademisch, wo sie exklusiv und lebensfeindlich wird. Tendenzen und Zwecke interessieren nicht als solche die Kunst; aber soweit sie allmählich zu lebendigen Gefühlswerten werden, werden sie Objekt der Kunst, und ein vornehmes Herabsehen auf die ethischen und allokutorischen Elemente der Kunst beweist nur einen Mangel an Verständnis und lebensfördernder Anteilnahme an diesen Gebieten des Allgemeinmenschlichen. — Es kann freilich sein, daß solch zunehmende Vergeistigung in letzter Instanz zu einer Selbstauflösung des Schaffens und zu einem Erlöschen der Kunst führt (welcher wahrhaft moderne Geist wüßte das nicht aus eigener Seele), es mag aber auch immerhin sein, daß ethische und ästhetische Werte ab origine einander nicht fremd sind und ein Kompromiß zwischen ihnen möglich wird. Das aber weiß ich gewiß: aller Fortschritt des Menschengesistes war bislang eine Entsinnlichung.*) So ist es sicher eine schöne Unzeitgemäßheit primitiver Naivetät, wenn Künstler (beispielsweise begabte „Symbolisten“) aus wohlangebrachter Reaktion gegen das Naturburschentum des Naturalismus von reiner „Kunst für die Kunst“ und

*) Wir Unglücksmenschen können ja nicht mehr Kunst genießen, ohne unsere Kritik zu genießen. Was aber ist Kritik ohne stabile Weltanschauung, sicher begrenzten Horizont und enge Prinzipien? — Eine Form des Daseinskampfes; ein maskiertes Ausspielen des Ichs! Dies kann bei bedeutenden Menschen interessant sein, „denn über Dichtung richten ist — dichten“. Schöpferische Geister kritisieren selten und ungerne; auch Satire ist nur Phantasieren des Intellekts. Andererseits sind alle Künstler mit Recht gegen Kritik hyperempfindlich. (Das ist sogar ein Echtheitszeichen.) Fabrikate lassen sich beurteilen, Gewachsenes kann man nur austupfen. Wer den Spinoza verstanden und das große, große Erlebnis der Affekt- und Kunstentwertung hinter sich hat, dürfte eigentlich überhaupt nicht mehr sprechen. Denn jedes Wort ist Sym- und Antipathie, Sprechen ist Urteilen. Wir Narren des Fatums also lägen, sobald wir's Maul aufthun.

absoluten artistischen Werten schwärmen. Schon das spätere Altertum kennt nicht mehr den reinen Formengenuss; mit dem Juden- (vulgo Christen-)tum tritt vollends der Zweckbegriff in die Weltgeschichte. Heute verbinden sich jedem Schönheitsurteil unbewußt tausend moralische Beimischungen abstrakter Assoziationen; die reine Freude an Farbe, Linie, Rhythmus, von der die entfernte Formästhetik träumt, hat es jedenfalls in Deutschland nie gegeben. Der Geist war der Totengräber der Schönheit. Die romanischen Völker haben einzig noch eine Kunst und eine erwähnenswerte Litteratur, darum nämlich, weil sie durchschnittlich bedeutend dummer und superstitioneller sind als die nordischen. — Aber freilich wohl wäre dem germanischen und dem semitischen Geiste — die beiden sind nämlich verwandt wie Faust und Ahasver — mehr romanische Formenfreude zu wünschen. —

Alle Affekte der Menschen werden allmählich geistiger; alle Vernunftwerte allmählich sensueller werden. — Das bißchen Liebe wird künftig nicht mehr zu Kunstschöpfungen genügen; verknüpft sich doch unser Liebesgefühl selber mit immer geistigeren Bedürfnissen, nimmt es doch immer verwickeltere Formen an, und jeder Fortschritt ist solch Verändern der Form.*)

*) Schließlich möge noch dieses zur Klärung gesagt sein: die Erkenntnis, daß alle Kunst von Hemmungen ausgelöst wird, hat gar viele zu jener unpsychologischen Kunstbetrachtung verführt, die bei all unsern Geistesgründen Pathologisches erschnüffelt und die Werke schlechtweg durch persönliche Unzulänglichkeiten erklären will. Ein Hauptmotiv dieser „biologischen Ästhetik“ der Lombroso, Patrizzi, Solerti ist der Wunsch, durch Beseitigung der Achtung vor Schaffendem das eigene Nichtschaffen zu verschönern.

Muß ich nun betonen, daß, wenn ich hier Schmerz, Krankheit, Wahn als Prinzip der Auslösung für die Kunst voraussetzte, ich nicht entfernt daran gedacht habe, die Kunst durch den Schmerz oder die Krankheit zu erklären oder gar mit ihnen zu identifizieren, wie es bedeutende moderne Schriftsteller à la Nordau und Panizza thun. Wie bei allen Göttern mag nur Panizza, der in seinem „Illusionismus“ doch den wichtigen Satz urgiert, daß kein Bewußtseinsphänomen durch Empfindungsvorgänge erklärt werden kann, ja auf dieser Grenzwahrheit sich eine hyperidealistische Metaphysik aufbaut, wie mag er nur schlankweg Leopardis oder Schopenhauers „Pessimismus“ für Nervenresultat halten oder sich einreden, er könne aus seines Rückenmark uns sein Dichtertum erklären.

Ein elektrischer Strom kann freilich immer nur durch eine Batterie geleitet werden, aber die Batterie erzeugt ihn doch nicht aus sich selbst; — —

Für mich ist es Fundamentalsatz, daß alles Bewußtsein in der Welt durch Hemmungen unterhalten wird.

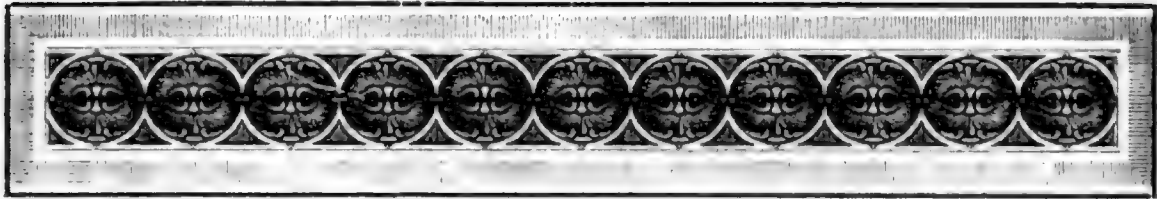
„Al Glück ist Kausch, die Lust ein Tod
Und was wir von uns wissen ist ein Schmerz“.

Damit ist alles Denken und Dichten als eine Abnormität, als eine Verirrung des vegetativen und instinktiven Lebens gekennzeichnet.

Ein Streit zwischen pessimistischen und optimistischen Systemen ist ein Scheinstreit; es hat noch nie eine Philosophie, eine Kunst, eine Religion gegeben, die als solche nicht pessimistisch war.

Wie weit liegt solche Betrachtungsweise von der „naturwissenschaftlichen“ oder „biologischen“ oder „psychophysischen“ Methode unserer Kunstanalytiker entfernt! —





Die Konkurrenz des Ostens.

Von Alwin Reiner.

(Schloß Hagenthal.)

Schwer lastet der Kampf ums Dasein auf der Menschheit, und es muß als ein wahres Verhängnis angesehen werden, daß man absichtlich die Augen schließt, um nicht sehen zu müssen, wie dieser Kampf von Tag zu Tag in einer ganz bestimmten Richtung sich verschärft und mit unheimlicher Schnelligkeit einer kaum mehr abzuwendenden Katastrophe entgegentreibt. Seit 50 Jahren etwa ist die Welt eine ganz andere geworden, und diese Wendung der Dinge fällt zeitlich und ursächlich so ziemlich zusammen mit der ausgedehnteren Verwendung der Dampfkraft. Damals allerdings ahnte man nichts von der bedenklichen Dreingabe, die unseren Fortschritt begleitete, sondern man freute sich der neuen Errungenschaft unseres Jahrhunderts als einer unerschütterlichen Garantie dafür, daß die Morgenröthe einer glänzenden Zukunft angebrochen sei. Die den kommenden Tag beherrschende Parole lautete: „Es lebe die Maschine.“ Die Landwirtschaft wurde der Industrie geopfert, und man freute sich gewissermaßen, Rache an der Natur nehmen zu können. Lange genug war man der Sklave eines kapriciösen Himmels gewesen, der bald Regen im Übermaß, bald verheerende Trockenheit sandte, bald späte Frühjahrs- bald frühe Spätjahrsfröste. Die Maschine dagegen fabrizierte auf menschliches Kommando geduldig, so viel man nur wollte, kein Wunder also, daß man der altmodischen Landwirtschaft den Laufpaß gab und sich dem aufgehenden Gestirn der maschinellen Industrie zuwandte. Und die anfänglichen Erfolge entsprachen denn auch den höchst gespannten Erwartungen — das gesamte soziale Leben erfuhr einen geradezu riesigen Aufschwung. Hand in Hand damit ging allerdings auch eine Vermehrung der auf Staats- und Gemeinwesen ruhenden Lasten, da die Ansprüche, welche man an jene stellte, durch die so gewaltig geänderten Lebensverhältnisse eine bedeutende Steigerung erfahren hatten. Aber

auch die Bedürfnisse des Einzelnen in Bezug auf Luxus und Genuß waren größere geworden, was jedoch alles insolange nicht weiter störend empfunden wurde, als die reich fließenden Quellen nicht versiegten, welche der industrielle Aufschwung erschlossen hatte. Doch im Glück ist der Mensch kurzsichtig und sorglos, und als Europa seiner Zeit mit selbstgefälliger Befriedigung den ersten stolzen Dampfern nachschaute, die in schnellem Laufe den Ozean durchfurchten, da fiel ihm nicht ein, daran zu denken, daß diese nicht nur die Produkte, seiner Industrie an das jenseitige Gestade des Weltmeeres trügen, sondern auch unsere Maschinen selbst mit hinüber nähmen. Der europäische Maschinenfabrikant war froh, auch in Amerika Absatz zu finden, und es konnte ihn natürlich nicht bekümmern, daß er damit die Amerikaner in den Stand setzen half, die seither aus Europa bezogenen Waren mehr und mehr bei sich zu Hause zu fabrizieren und dann gar noch selbst als Verkäufer an unserer Stelle aufzutreten.

So hat Europa mit selbstmörderischer Hand nicht nur in Amerika, sondern allmählich auch in anderen Erdteilen seine früheren Kunden in Konkurrenten umgewandelt, und heute schon ist das Wort Konkurrenz zu einem wahren Schrecken für unsere Industrie, aber auch für unsere Landwirtschaft geworden. Die übrige Welt sucht sich von Europa zu emanzipieren, und das erste Signal zu dieser interkontinentalen Bewegung haben die Vereinigten Staaten von Nordamerika gegeben. Aber bald folgten ihnen auch Mittel- und Südamerika, und in Australien, in Indien und Japan erheben sich Rivalen, deren Bestreben es ist, uns die seitherigen Absatzgebiete mehr und mehr zu versperren. Nur das so lange vernachlässigte Afrika ist uns noch so ziemlich ausschließlich als Klient geblieben — aber für wie lange? Wahrscheinlich auch nur, bis die Afrikaner genug von Europa gelernt haben, um selbst zu fabrizieren, wenn nicht vorher schon unsere ostasiatischen Konkurrenten mit ihren spottbilligen Waren den Weg in den dunklen Erdteil gefunden haben.

Die europäische Großindustrie ist derart auf den Export angewiesen, daß sie mit demselben steht und fällt — der innere Markt allein vermag sie nicht zu halten. In dem Maße nun, in welchem die außer-europäischen Absatzgebiete sich uns verschließen, wird bei uns die Krise sich verschärfen. Dabei kann die eine oder andere Nation Europas dem Nachbar durch größere Tüchtigkeit und dergl. da und dort den Rang ablaufen und ihm gegenüber vorübergehend im Vorteil sein, aber im Großen und Ganzen gleicht sich das insofern wieder aus, als eben Europa als Ganzes genommen mit seiner exportierenden Thätigkeit im

Ausland das gleiche Schicksal haben wird: es wird der auswärtigen Konkurrenz weichen müssen. Und es weicht ihr bereits ganz bedenklich, daher die permanente industrielle Krisis in England, dessen Industrie in besonders hohem Grade auf den Export angewiesen ist. In England wurde die moderne Industrie geboren und zur größten Entwicklung gebracht; hier vermögen wir deshalb auch am besten die Frage über ihren gegenwärtigen Rückgang zu studieren. Ist England ruiniert, dann sind es auch die übrigen westeuropäischen Staaten. England aber leidet schon seit Jahren an einer sich stetig verschärfenden industriellen Krisis, und eine Menge von Enqueten, staatliche wie private, wurden veranstaltet, um das Übel in seinen wahren Ursachen zu erkennen und womöglich zu heilen. Aber immer und überall stößt man als letzte Ursache auf die Konkurrenz der außereuropäischen Nationen. Als England aus einem ackerbautreibenden in einen Industrie-Staat sich verwandelte, da waren es in erster Linie seine Steinkohlen und sein Eisen, seine Baumwollen- und Wollwaren, worauf es seine Hoffnung setzte und mit Recht. Mit diesen vier Grundpfeilern seiner Industrie stand es lange Zeit unerreicht da und ohne nennenswerte Konkurrenz. Aber allmählich fingen die Vereinigten Staaten von Nordamerika an, die gleichen Produkte zu fabrizieren und zu verkaufen, und eine günstige geographische Lage setzte sie in den Stand, dieselben über den großen Ozean in den äußersten Osten der alten Welt zu exportieren und ein wenig später überall hin. Und wo sie mit ihren Erzeugnissen auch hinkamen, stießen sie auf die englische Flagge, England war es in erster Linie, dem das untreu gewordene amerikanische Tochterland Konkurrenz machte.

Aber auch seine Kolonien werden England als Abnehmer untreu und als Konkurrenten gefährlich. Da ist vor allem Indien zu nennen, bisher wohl der bedeutendste Abnehmer der englischen Industrie; bezog es doch 30—40 Prozent des gesamten englischen Exportes an Baumwollwaren, welcher letzterer sich jährlich auf die enorme Summe von 60 Millionen Pfund Sterling beläuft (= 1 Milliarde und fünf hundert Millionen Franken!). Würde nur dieses Absatzgebiet für England sich schließen, so hätte das eine enorme Störung in der Produktion des Mutterlandes zur Folge, und diese Störung würde sich zu einem verheerenden Unglück auswachsen, wenn die anderen Märkte wie Japan und China auch ihrerseits sich schließen oder ihre Thore anderen billiger offerierenden Nationen öffnen würden. Und ein recht bedenklicher Anfang in diesem Sinne ist bereits gemacht. Die Indier produzieren schon recht wacker oder kaufen anderswo als in England, hauptsächlich bei den

billigeren Japanern, die ein zweites England in Ostasien zu etablieren beginnen. Die indische Eisen-Industrie befindet sich zwar noch in ihren Anfängen, aber ein zuverlässiger englischer Beobachter, Sir William Hunter, sieht heute schon voraus, daß den schon von Nordamerika so sehr bedrohten englischen Hammerwerkbesitzern demnächst auch in Indien Konkurrenz erwächst. Und was die Steinkohlen betrifft, diesen Hauptexportartikel Englands, so produziert Indien bereits einen Teil seines Bedarfes selbst, und was ihm noch fehlt, läßt es nicht wie ehemals aus der englischen Kohlenmetropole Cardiff kommen, sondern aus Japan — denn die japanische Kohle ist billiger.

Einen schweren Schlag erfuhr England in der letzten Zeit noch dadurch, daß Indien von allen importierten Waren, gleichviel welcher Provenienz, einen Einfuhrzoll im Betrage von 5 Prozent des Wertes erhebt, der besonders die ohnehin schon durch hohe Produktionskosten gedrückte Baumwollen-Industrie in empfindlichster Weise schädigt, während die ungleich billiger arbeitende japanische Konkurrenz diese Belastung leicht erträgt. Man hat sich denn auch in England über diesen Fall beschwert, aber die Regierung meinte, man könnte dem Mutterlande gegenüber keine Ausnahme machen, da es ein reiner Finanzzoll sei, der nur so lange erhoben werde, bis das indische Budget sich wieder im Gleichgewicht befinde — gewiß ein schlechter Trost! Inzwischen erstarkt die indische Industrie derart, daß bei einem etwaigen späteren Aufheben des Zolles England mit seinen Waren an den Thoren Indiens zwei Feinden gegenübersteht: der einheimischen (indischen) Industrie und dem zu billigerem Preise importierenden Japaner. Die erste Baumwollen-Fabrik Indiens wurde im Jahre 1854 errichtet; im Jahre 1865 zählte man deren 13, sämtlich in Bombay oder dessen Präsidentschaft gelegen; von 1875 und besonders von 1881 an erfuhr die Zahl der Spindeln eine bedeutende Vermehrung, sodaß 1891 bereits 134 Fabriken existierten mit 24,531 Webstühlen und 3,351,674 Spindeln. Die meisten dieser Fabriken befinden sich im Besiz eingeborener Kapitalisten. Sogar eine Anzahl kleiner Fürsten verschmähen es nicht, Fabrikanten zu werden oder sich wenigstens als Kommanditäre an industriellen Unternehmungen zu beteiligen. Die Handelskammer in Manchester ließ eine Enquete anstellen über die Entwicklung der industriellen Konkurrenz in Bombay, und bei dieser Gelegenheit erfuhr man, daß die finanziellen Ergebnisse der betreffenden indischen Fabriken ganz brillante seien, indem sie Dividenden von 10 bis 20 Prozent zahlen. In England dagegen sieht es auf dem Gebiete recht traurig aus: 67 Spinnerereien in der

Grafschaft Lancashire, dem Sitze der großartigsten englischen Baumwollen-Industrie, sind gegenwärtig im Verluste, und diese Verluste beziffern sich bereits auf jährlich 411 000 Pfd. Sterling (ungefähr 10 Millionen Franken). Dagegen zahlen 31 japanische Spinnereien in dem Konsularbezirk Osaka Yogo eine durchschnittliche Dividende von 17 Prozent. Die 31 japanischen Fabriken beschäftigen insgesamt 5780 Arbeiter und 19219 Arbeiterinnen mit einem mittleren Tagelohn von 45 Centimes für die Männer und von 21 Centimes für die Frauen, welche Sätze sich dadurch erheblich reduzieren, daß diese Löhne in dem zur Zeit sehr billigen Silber gezahlt werden. An dieser Klippe der beispiellos billigen Fabrikation ihrer asiatischen Konkurrenz muß die europäische Export-Industrie scheitern.

Im Orient will man vor allen Dingen billig kaufen, die Qualität spielt nur eine nebensächliche Rolle. Ist die Ware auch schlecht und wenig wert, sticht aber in die Augen und ist billig, so findet sie Absatz. Und in dieser Richtung sind die Japaner wirkliche Meister; sie haben den Engländern die Fabrikations-Methoden entlehnt und sie bei sich zu Hause vervollkommnet, so daß sie z. B. in Baumwollwaren in Indien selbst der dort einheimischen Industrie empfindliche Konkurrenz machen. Auch auf den ihnen nahen chinesischen Märkten haben sich die Japaner eingefunden und hier die englische Einfuhr gewaltig geschädigt. Während Großbritannien im Jahre 1881 noch für nahezu 48 Millionen Pfd. Sterling Baumwollwaren nach China und Japan verschickte, war dieser Export zehn Jahre später (1891) bereits auf 20 Millionen Pfd. Sterling zurückgegangen. Und während Indien nach China und Japan im Jahre 1881 für rund 28 Millionen Pfd. Sterling Baumwollwaren sandte, hatte sich dieser Export 1891 bereits auf mehr als 165 Millionen Pfd. Sterling gehoben. Während also der englische Export sich innerhalb jener 10 Jahre fast um die Hälfte verminderte, hat derjenige Indiens in der gleichen Zeit sich nahezu versechsfacht — gewiß eine beredte Sprache für die Überflügelung des englischen Mutterlandes durch die indische Kolonie.

Der orientalische Arbeiter ist geschickt, fleißig und — mäßig; mit einer Hand voll Reis lebt er sozusagen den ganzen Tag. Und darin liegt das furchtbare Übergewicht der ostasiatischen Fabrikation. Von zwei geschickten Arbeitern ist der mäßigere und genügsamere schon von vornherein im Vorteil. Und da er deshalb auch für einen erheblich geringeren Lohn arbeiten kann, gibt er seinem Brotherrn die Möglichkeit an die Hand, auf dem Markte mit entsprechend billigerer Offerte aufzu-

treten und die teurere Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen, unbarmherzig und so lange, bis auch diese ebensobillig offeriert. Das kann sie aber nur, wenn man ihr ebenso billig arbeitet wie im Orient — aber um das zu können, müßte die europäische Arbeiterwelt ihre Ansprüche an das Leben auf ein Minimum reduzieren, an das wir nicht denken wollen, und deshalb drücken wir die Augen zu und wollen nicht weiter sehen in diese düstere Zukunft. Und doch ist es so, der Kampf auf Leben und Tod zwischen Occident und Orient hat begonnen, und kein Kompromiß kann ihn aus der Welt schaffen, sondern nur der Sieg des einen über den andern. Wer aber dieser Sieger sein wird? Das ist es ja gerade, was man nicht sagen will, beinahe nicht sagen darf! — —

Doch kehren wir zu den Thatsachen zurück. Die Entwicklung der japanischen Industrie bedeutet eine viel ernstere Frage als man in Europa gewöhnlich glaubt. Die Bewohner des ostasiatischen Inselreiches sind ein zielbewußtes strebsames Volk, und schon vor ihrem Siege über die Chinesen haben sie deutlich genug merken lassen, daß sie es auf die Hegemonie im äußersten Orient abgesehen haben. Und wie sie diese Vorherrschaft auszuüben gedenken, darüber haben sie auch keinen Zweifel gelassen. Sie begeistern sich an dem Vorbilde der Vereinigten Staaten und schmeicheln sich, den Grundgedanken der Monroe-Doktrin auf ihre Verhältnisse — und natürlich zu ihrem Nutzen! — übertragen zu wollen. „Asien den Asiaten!“ Das ist ihre Parole. Asien soll den europäischen Produkten verschlossen werden, im Notfall durch Schutzzölle und andere Gewaltmaßregeln. Dieses Bestreben ist durch den Sieg der Japaner über China wesentlich gefördert worden, und von diesem Gesichtspunkte aus gesehen eröffnete dieser Sieg im fernen Osten ein neues Kapitel der Weltgeschichte. Schneller als man es ahnen mag, wird jetzt das industrielle Europa seine ostasiatischen Absatzgebiete verlieren. Graf Okuma, japanischer Minister des Auswärtigen, hat in einer Rede sich nicht damit begnügt, seinem Lande die glänzendste Zukunft vorauszusagen, sondern er erklärte Europa für greisenhaft und dem Untergang geweiht. „Es zeigt schon die Symptome des hohen Lebensalters,“ rief er aus, „und das nächste Jahrhundert wird seine Konstitutionen in Stücken und seine Reiche als Ruinen sehen.“ Mit einem Lande, dessen leitende Kreise von solchen Anschauungen beherrscht werden, muß es Europa um so ernster nehmen, als man es in jenen Anschauungen nicht lediglich mit leeren Phrasen zu thun hat, die jeden soliden Fundamentes entbehren.

Wie wenig es den Japanern an jugendfrischer Thatkraft fehlt, geht schon daraus hervor, daß ihre heilige Stadt Kioto seit 20 Jahren vier

große Ausstellungen beherbergte: 1877, 1881, 1890 und 1895. Und die industriellen Fortschritte von einer jeden dieser Ausstellungen zur folgenden sind nach den Berichten europäischer Beobachter geradezu unglaublich groß. In der Maschinenhalle summt eine mächtige Dynamo, sämtliche Modelle der europäischen Webstühle bis zu den neuesten sind im Gange, desgleichen Strick- und Spinnmaschinen, Seidenstreichmaschinen, Maschinen zum Bedrucken der Gewebe u. s. w. u. s. w. Nichts fehlt; auch das Bicycle ist stark vertreten und nach unserem Gelde zu etwa 200 Franken käuflich, während das aus Amerika und Europa importierte Fahrrad viel höher zu stehen kommt. Die Japaner verwenden dieses moderne Transportmittel bereits in ausgedehntestem Maße, in dem öffentlichen Dienste der Post, der Polizei, wie auch in der Armee.

Aber trotz dieses Aufschwungs auf allen industriellen Gebieten fährt Japan immer noch fort, viele Artikel aus Europa und Amerika zu beziehen, jedoch weniger, um dieselben zu gebrauchen, als um sie nachzuahmen und dann plötzlich als billigerer Verkäufer derselben aufzutreten. Zu alledem brauchen die Japaner bei ihrer Gelehrigkeit, ihrer Geschicklichkeit und zielbewußten Energie nur wenige Jahre Zeit. Besonders in der Textilbranche hat Japan in den letzten Jahren bedeutende Bezüge an Maschinen gemacht und zwar aus England, welches in seiner kurzsichtigen Habgier nicht bedachte, daß es damit seinen gefährlichsten Rivalen zu einem Konkurrenzkampfe ausrüstete, dessen Ausgang schon jetzt nicht mehr zweifelhaft ist. Aber nicht nur die Maschinen und Apparate, auch das Geld der Europäer wissen die schlauen Japaner in ihren Dienst zu stellen; zu Tausenden werden Finanzgesellschaften von ihnen gegründet, welche die inländische Produktion auch mit europäischen Maschinen und Verfahren und teilweise auch mit europäischem Kapital zur Entwicklung bringen. Über 5000 derartige Gesellschaften existieren bereits, und infolge des niedrigen Zinsfußes in Europa und des bedeutenden Silberabschlages haben große diesseitige Kapitalien in Japan nutzbringendere Anlagen gesucht und gefunden. Dem europäischen Kapitalisten mag das wohl gefallen, aber seinem Vaterlande schadet er damit in doppelter Hinsicht: er schwächt es durch den Entzug seines Kapitals, und gleichzeitig stärkt er durch dessen Zuwendung den orientalischen Konkurrenten. Was Europa in langem mühsamen und kostspieligen Ringen sich erworben, das eignet sich der Japaner fix und fertig im Handumdrehen an, und wenn ihm das eine oder andere noch gewisse Schwierigkeiten macht, so schickt ihm Europa seine Professoren für die Hochschulen und seine Werkmeister für die industriellen Branchen. Aber denen ist man nur freund-

lich, so lange man ihrer Dienste benötigt ist, und nachher heißt es nicht nur bei den japanischen Europahassern, sondern auch bei den dortigen Europafreunden: „Japan nur für die Japaner!“ Die ehrgeizigen Japaner sind Chauvinisten vom reinsten Wasser und sie glauben sich dazu berufen, als Musterstaat an der Spitze der Zivilisation zu marschieren. Man mag das Größenwahn oder wie sonst nennen, eine große Gefahr für Europa bleiben die Japaner immer, und diese Gefahr ist näher, als man gemeinhin glaubt. Wir haben das asiatische Inselreich schon oben mit England verglichen, und wenn dieser Vergleich zutrifft, wenn im äußersten Orient ein zweites England (in industriellem Sinne) ersteht, dann ist das Schicksal der europäischen Industrie unwiderruflich besiegelt, und unser Erdteil steht vor einer sozialen Katastrophe, der gegenüber die Auswüchse der heutigen Sozialdemokratie und des Anarchismus als blinder Lärm erscheinen.

Was England heute ist, das ist es in erster Linie durch seine Kohlen geworden. Die Steinkohle hat Englands Industrie geschaffen, seine Städte, seine Flotten und seine Kolonien — nicht nur die Maschinen, sondern ein ganzes Volk wurde durch sie in Bewegung gesetzt. Aber auch nach allen Teilen der Welt versendet England gewaltige Mengen der ihrer besonderen Güte wegen mit Vorliebe begehrten Kohlen von Cardiff, jener schwarzen Stadt, in der man nichts sieht als Kohle, Kohlenstaub oder kohlungeschwärzte Gesichter, und wo man von nichts spricht als von Kohle. Und wenn dieser Kohlenexport eines schönen Tages ganz aufhören oder doch wesentlich vermindert werden sollte, so wäre das für England ein vernichtender Schlag. Ausgeholt aber zu diesem Schlage hat die übrige Welt bereits, denn man entdeckte reiche Kohlenlager in Amerika, in Australien und in Asien. Japan scheint sich auch in dieser Richtung als das ostasiatische England legitimieren zu wollen. Der einzige Hafen Moji z. B. hat bereits im Jahre 1890 über 100 000 Tonnen Kohlen exportiert oder an fremde Schiffe geliefert, und drei Jahre später hatte sich diese Ziffer bereits vervierfacht, der Kohlenexport belief sich auf 430 000 Tonnen. Außerdem aber nahmen japanische Schiffe noch über 500 000 Tonnen an Bord, so daß sich für diesen einzigen Hafen die Menge der verladenen Kohlen auf rund eine Million Tonnen belief.

Der japanische Kohlenexport hat der englischen Kohle bereits empfindliche Konkurrenz gemacht und ihren Preis herabgedrückt. Wohl hat die Kohle von Cardiff etwa 8 Prozent mehr Heizkraft als die japanische, aber die letztere ist um 50% billiger und schlägt deshalb die englische

Konkurrenz unbedingt aus dem Feld. Die letzten großen Streiks der Bergleute sind zu großen Teile durch die Konkurrenz des Auslandes und besonders Japans hervorgerufen worden, und als die Arbeitseinstellungen da waren, beeilten sich wiederum die Japaner, die ihnen günstige Situation auszunützen, indem sie dahin Kohlen lieferten, wohin bis jetzt das durch den Streik vorübergehend lahm gelegte England geliefert hatte: nach Singapore, Indien und selbst bis nach Aden. Ja das britische Kolonial-Amt konstatiert, daß mehrere große englische Schiffahrtsgesellschaften mit Japan Lieferungskontrakte abschlossen, wonach ihnen franco Singapore hunderttausende von Tonnen Kohle geliefert werden zu 12 bis 15 Franken pro Tonne, während sie für ihre vorher aus England gemachten Bezüge 25 Franken zahlen müssen. Aber außer Japan liefern dort auch Tonkin und Australien Kohlen, und zwischen diesen billiger liefernden Konkurrenten wird England nur mit größter Mühe noch ein bescheidenes Plätzchen gegenüber seinem früheren Riesenabsatz behaupten können. Es dürfte sogar die Zeit nicht mehr ferne sein, in welcher japanische Kohlenschiffe ihre Ladungen in englischen Hafenstädten löschen! — —

Aber eines zieht das andere nach sich, und die verschiedenen Industriezweige sind mehr oder weniger unter sich verkettet. Nicht nur der Magnet, sondern auch die Kohle zieht das Eisen an, wenigstens in seinen Erzen! Und wie Cardiff der erste Kohlenausfuhrhafen Englands ist, so steht es auch unter allen englischen Häfen in der Einfuhr von Eisenerz unerreicht da, welches den hier besonders billigen Brennstoff aufsucht, um verhüttet zu werden. Nach Cardiff kommen deshalb nicht nur Erze aus dem kohlenarmen Schweden, sondern ebenso aus dem Kaplande, aus Chile und Australien. Erweist sich nun, wie wir gesehen haben, Japan als ein ausgiebiges Kohlenland, so wird dort auch die Eisen-Industrie, dieser zweite Stützpunkt Englands, eine Zukunft haben und den Sieg des Ostens um eine weitere Garantie vermehren. Und ein schöner Anfang ist auch in dieser Richtung gemacht. Wohl sind die Eisenwerke im äußersten Osten erst im Entstehen begriffen, aber man weiß ja, wie rasch es heutzutage mit der Entwicklung einer solchen Industrie geht, wenn die Bedingungen ihrer Prosperität erfüllt sind. Eine ganze Anzahl metallurgischer Etablissements sind in Japan bereits etabliert, und fortwährend folgen ihnen neue Anlagen nach. Nach den neuesten Berichten soll sich dort Eisen im Überfluß finden, und außerdem werden ebensogut ausländische Erze nach Japan zur Verhüttung gesandt werden wie nach England. Heute schon machen dort

die einheimischen Hüttenwerke dem fremden Import Konkurrenz, und auch in China ist in neuester Zeit die Eisen-Industrie in Aufnahme gekommen. Und hier ist es wiederum der Europäer, welcher mit seinem Gelde und den billigen Arbeitern der mongolischen Rasse sein Geschäft macht, allerdings zum dauernden und schweren Schaden der europäischen Eisen-Industrie. So haben Belgier ein großartiges Hüttenwerk in Hang-Kéou am Jantsekiang (China) angelegt, welches in jüngster Zeit angeblich auf die bekannte Firma Krupp in Essen übergegangen ist. Auch das englische Haus Armstrong soll im Begriffe stehen, eine ähnliche Anlage in China zu begründen, von anderen europäischen Großindustriellen gar nicht zu reden, die Sultansaleen im „Reich der Mitte“ entweder bereits besitzen oder demnächst etablieren. Damit bekommen wir so etwas wie „Europa in China“, Engländer, Belgier, Deutsche und Franzosen suchen sich förmlich den Rang abzulaufen mit jenen Gründungen im äußersten Osten — aber die bei uns zurückbleibenden Arbeiter haben das Nachsehen. Die eigentlichen Könige der Großindustrie können durch etwaige exotische Unternehmungen der von Osten kommenden Konkurrenz ein Paroli bieten, oder sie gehen vielmehr zu der konkurrierenden Macht über und helfen ihr, Europa nur noch schneller und gründlicher niederzuwerfen.

Aber auch in der Wollbranche arbeitet die ostasiatische Konkurrenz mit stets zunehmendem Erfolge, und es kommt ihr dabei die Nachbarschaft Australiens vorzüglich zu statten, welches auf seinen unermesslichen Weideflächen über 120 Millionen Schafe ernährt und in deren Wolle seinen hauptsächlichsten Exportartikel besitzt. Mit Freuden begrüßt es daher Australien, in dem ihm näher als Europa und die Vereinigten Staaten gelegenen Japan einen aufnahmefähigen Markt zu bekommen, und kürzlich hat es eine halboffizielle Mission nach Tokio, der japanischen Hauptstadt, gesandt, um mit den dortigen Behörden die Mittel und Wege zu besprechen, welche den Transaktionen zwischen den beiden Ländern förderlich sein könnten. Eine Hand wäscht die andere: Australien schickt Rohwolle nach Japan, welches dieselbe zu Stoffen verarbeitet, mit denen es dann wieder Australien versorgt. Ein ähnliches Verhältnis entwickelt sich gegenwärtig auch zwischen China und Japan, und aus dieser gegenseitigen Annäherung der Länder des äußersten Ostens resultiert zunächst, daß der europäische Exporteur aus jenen Gebieten mehr und mehr verdrängt wird. Aber das genügt allein schon, um der abendländischen mit dem Export stehenden und fallenden Industrie den Todesstoß zu geben.

Mit dem Einreißen der Hauptpfeiler unserer europäischen Export-Industrie giebt sich jedoch die ebenso eitle wie stürmische Konkurrenz in Ostasien nicht zufrieden. Auch auf dem Gebiete der sogenannten Klein-Industrie wird man den Japaner nur zu bald spüren und zwar in den Vereinigten Staaten, in der Schweiz, in Deutschland, Frankreich u. s. w. Wir denken hier zunächst an die Uhrenfabrikation, die in allerneuester Zeit in Japan eine förmliche Umwälzung und Neugestaltung erfährt. Auch hier helfen Ausländer mit ihren Kenntnissen und Fertigkeiten, nicht weniger aber auch mit ihrem Kapital dazu, den Japaner in kürzester Zeit zu einem gefährlichen Konkurrenten zu machen. So hat sich im Jahre 1893 eine amerikanische Gesellschaft gebildet, die in Yokohama eine große Uhrenfabrik etablierte. Maschinen und Material brachte man aus den Vereinigten Staaten, ebenso die Werkführer und einen Teil der Arbeiter, denen aber kein weiterer Zuzug aus Amerika folgen wird, weil man die billigeren japanischen Arbeitskräfte heranziehen will; denn um diese heranzuziehen, kamen ja die Herren aus Amerika hierher. Doch haben sich auch schon einheimische Kapitalisten für die Uhrenfabrikation interessiert, und die Japaner machen sich schon jetzt ihre Turmuhren, Wand- und Taschenuhren zum großen Teil selbst; und wie lange wird es dauern, so werden sie auch als Verkäufer auf diesem Gebiete im Auslande auftreten und mit ihren niedrigen Preisen unsere Uhren-Industrie sicherlich in die größten Verlegenheiten bringen.

Einen ganz außerordentlichen Aufschwung hat auch bereits die japanische Bündhölzchen-Fabrikation erfahren, indem sie sich während der letzten zehn Jahre mindestens verzehnfachte. Die japanischen Bündhölzchen verdrängen die europäischen aus China und den Straits Settlements immer mehr und finden in Australien, in den Vereinigten Staaten, ja selbst in Oesterreich ein stets umfangreicheres Absatzgebiet. Daß sie nicht von besonders guter Qualität sind, hindert ihren Siegeszug durch die Welt nicht, denn sie sind reizend verpackt und werden im Gros (144 Stück) zu 90 Centimes verkauft, also nahezu zwei Büchsen für einen Pfennig. Und dabei versteht es der Japaner meisterhaft, die in den verschiedenen Ländern gut eingeführten Marken flott nachzuahmen, und sich also, wo es ihm nötig erscheint, auch durch Hinterthüren einzudrängen.

Ein Force-Artikel dieser ostasiatischen Engländer werden in kürzester Zeit auch die Regenschirme sein. Im Jahre 1883 betrug der japanische Export in diesem Artikel zwar erst 75 745 Stück, zehn Jahre später aber (1893) hatte sich diese Ziffer bereits auf mehr als anderthalb

Millionen gehoben, und heute hat sie sogar schon die zwei Millionen überschritten. Es sind perfekte europäische Schirme, welche die Japaner verkaufen, und zwar nicht nur im Orient bis tief nach China hinein, sondern auch nach Rußland, den Vereinigten Staaten u. s. w. Sie sind eben billig wie alles, was aus dem äußersten Osten kommt, und von der gewöhnlichen Qualität stellt sich das Stück kaum höher als einen Franken. Doch kommen bereits auch feine japanische Schirme auf den Markt, die den besten europäischen Fabrikaten herzhast an die Seite gestellt werden dürfen. Die in Japan sehr beliebten Filzhüte lieferte bis jetzt hauptsächlich England, aber in neuester Zeit fangen die Japaner mit der ihnen eigenen Energie an, ihre Hüte (und Kappen selbst zu fabrizieren, ebenso das europäische Schuhwerk, dessen sich die japanische Mode in ausgedehntestem Maße bemächtigt hat. In der Bearbeitung des Leders, vom gewöhnlichsten bis zum Feinsten, haben sie derart große Fortschritte gemacht, daß der Import fremden (meist englischen) Leders, der sich noch vor wenigen Jahren auf mehrere Millionen Franken belief, fast gänzlich aufhört. Ebenso ist es mit dem Papier. Deutschland und England konnten bis jetzt noch für Sorten von leichterem Gewicht den Markt behaupten, da die japanischen Fabriken nur die schwereren Sorten lieferten. Aber nachdem dort in den letzten Jahren zahlreiche Fabriken für europäisches Papier gegründet und durchweg mit europäischen Maschineneinrichtungen versehen wurden, macht sich Japan auch in dieser Branche von dem importierenden Auslande los und wird nur zu bald auch als Papierverkäufer auf dem Weltmarkte erscheinen. Wenn seine Einfuhr an Drogen, Chemikalien und pharmazeutischen Produkten einstweilen noch im Steigen begriffen ist, so kommt das daher, daß die vielen neu errichteten Papier-, Glas- und anderen Fabriken gute Abnehmer sind. Wenn aber die Einfuhr von Nähmaschinen aus Deutschland gegenwärtig stark zurückgeht, so rührt das nicht von einer etwaigen japanischen Konkurrenz, sondern daher, daß in Japan die Strömung gegen das Tragen europäischer Kleidung wieder mächtiger wird, und die einheimischen japanischen Gewänder nicht mit der Maschine, sondern ausschließlich von Hand genäht werden. Es werden hierzu vorzugsweise wollene Flanelle verwendet, mit deren Lieferung bis jetzt Deutschland ein gutes Geschäft machte, welches es jedoch ebenfalls mehr und mehr an die japanische Konkurrenz verliert. In dem edlen Rohstoffe Seide beeinflusst Japan schon seit lange die Preise des Welthandels in hohem Grade, und alljährlich beschäftigt die Japaner die Frage, ob sie die Seide grob (für Amerika) oder fein (für Europa,

besonders Frankreich und England) spinnen sollen. In erster Reihe jedoch arbeiten sie für den europäischen Markt, und wenn die Ernte in Italien mißrathen ist, wird mehr feiner Titre gesponnen. Infolge der Fortschritte in der Fabrikation hat aber in neuerer Zeit auch die japanische Ausfuhr seidener Gewebe bedeutend zugenommen, und nur allein an seidenen Taschentüchern werden jährlich gegen eine Million Duzend nach Amerika, Frankreich und England verschickt.

Doch wir könnten noch lange fortfahren, wollten wir alle Industriezweige Revue passieren lassen, in denen das Abendland entweder schon jetzt oder doch in naher Zukunft durch Japan bedroht wird. Die Hoffnungen, die sich an seine vor nahezu 30 Jahren eingeleitete und im Sturmschritt betriebene Europäisierung knüpften, haben sich ja zum großen Teil erfüllt: die abendländische Industrie hat an den Japanern willige Abnehmer gefunden in den verschiedensten Branchen. Aber unsere Freude darüber wurde bald getrübt, indem unsere neuen Abnehmer ebenso schnell, wie sie unsere Bedürfnisse sich aneigneten, auch begannen, das hierzu nötige im eigenen Lande zu fabrizieren. Selbst das Münchner Bier, das sie in Europa schätzen lernten, brauen sie sich jetzt nicht nur selbst, sondern exportieren es sogar! Geschicklichkeit, Genügsamkeit, billige Löhne und Produktionskosten überhaupt, sowie eine günstige geographische Lage — das sind die Säulen ihrer zu immer stolzerer Höhe sich erhebenden Industrie. Die Kapitalien des Abendlandes, seine Professoren, industriellen Werkmeister und Vorarbeiter haben eines ephemeren pekuniären Vorteiles wegen getreulich dazu geholfen, den japanischen Aufschwung zu fördern, dem schließlich auch unsere patentierten Erfindungen und Entdeckungen zur freien Ausnutzung überlassen waren. Denn Marken- und Patentschutz macht der Japaner durch eine kleine unwesentliche Änderung an der übrigens aufs genaueste kopierten Maschine, einem europäischen Webstuhl u. dgl., illusorisch, und so hat er große Vorteile umsonst, die kein europäischer Konkurrent nur unter bedeutendem Kostenaufwand für sich nutzbar machen kann. Darauf ist beispielsweise zum großen Teile der rasche Sieg der japanischen Baumwollwaren über die indischen zurückzuführen, welche letztere auf älteren, gewisser Vervollkommnungen noch entbehrenden Webstühlen gewoben wurden, während die Japaner die neuesten patentierten Webstühle gratis — nachahmten!

Ein noch viel gefährlicherer Konkurrent aber könnte der abendländischen Industrie erwachsen, wenn das dicht bevölkerte chinesische Riesenreich über kurz oder lang als Mitbewerber auf dem Weltmarkt

erscheinen würde. Wir glauben nicht an eine buchstäbliche Invasion der Chinesen, die man schon öfters als nahe bevorstehend prophezeien wollte, aber daran glauben wir, daß die Arbeit des Europäers durch diejenige des mongolischen Arbeiters ersetzt werden wird, nicht in plötzlichem Wechsel von heute auf morgen, sondern allmählich, aber unerbittlich. Das ist die Weltgeschichte in ihren größten Zügen, und ihrem unaufhaltsam dahin rollenden Rade vermag sich kein Volk und keine Menschenrasse hindernd in die Speichen zu werfen. Die Amerikaner haben im Jahre 1882 den Chinesen für die nächsten 10 Jahre die Einwanderung in das Unionsgebiet verboten, nicht aus Rassenhaß natürlich, sondern weil sie die Konkurrenz der Chinesen fürchteten. Die schlißäugigen Zopftträger lebten nämlich in Kalifornien mit äußerst geringen Mitteln und (nach abendländischen Begriffen) in kaum menschenwürdiger Weise, so daß sie den weißen Arbeiter durch ihre geringeren Ansprüche an das Leben verdrängten. Dieses Miniaturbild, in tausendfacher Vergrößerung gesehen, käme der Wirklichkeit nahe, wenn wir uns China zum Wettbewerb mit der übrigen Welt mobil gemacht denken.

Es ist eine unserer vielen selbstgefälligen Voreingenommenheiten, den von uns allerdings grundverschiedenen Chinesen kurzerhand geringschätzig über die Achsel anzusehen, und uns darüber zu verwundern, daß der bezopfte Orientale uns gegenüber ein Gleiches thut. Und doch, wie groß muß die geistige Begabung und die Bildungsfähigkeit des Volkes sein, welches durch eine Reihe von Jahrtausenden in den Stromgebieten des Hoangho und Jantsekiang durch große Wüsten, himmelanstrebende Gebirge und feindliche Nomadenvölker von dem Verkehre mit den Nationen der arisch-semitischen Welt getrennt, sich selbständig entwickelt hat und nie ein Volk neben sich sah, das es als ebenbürtig anerkennen konnte. Und als Produkt dieser Jahrtausende langen sozusagen isolierten Entwicklung ist es anzusehen, daß die in ihrer Art hoch stehende chinesische Kultur so starr und als „die einzige der Welt“ neben der europäischen unbeugsam ist. Trotz Schulzwang sterben in Europa die Analphabeten voraussichtlich nie aus, aber von den 400 bis 500 Mill. Einwohnern des chinesischen Reiches können alle erwachsenen männlichen Personen lesen und schreiben, ohne daß eine staatliche Verordnung sie in die Schule zwingt. Das giebt zu denken und macht hinter die stets als selbstverständlich hingeworfene Behauptung der absoluten Überlegenheit Europas ein großes Fragezeichen.

Vorerst allerdings ist China für uns noch ein unschätzbares Absatzgebiet; aber es ist zu fürchten, daß man im Reich der Mitte dem Bei-

spiel des japanischen Nachbars folgen und selbst fabrizieren wird, was man bis jetzt von den Europäern kaufte. Das ist durchaus keine Schwarzseherei, sondern eine leider nur zu sehr begründete Befürchtung. Denn die Bedingungen zu einem solchen Umschwung liegen in China noch günstiger als in Japan. Die Chinesen sind nämlich den Japanern entschieden überlegen, intelligenter, von soliderem Charakter, zuverlässiger, arbeitsamer und in noch höherem Grade genügsam. Japan hat sich durch seinen fabelhaft raschen Aufschwung, durch die Organisation eines kriegstüchtigen Heeres und einer mächtigen Flotte natürlich eine erhebliche Schuldenlast aufgeladen, die ihrerseits wieder ein verstärktes Anziehen der Steuerschraube zur Folge hat. Liegen aber hiernach die Verhältnisse in China günstiger, so werden in erster Linie wieder europäische Kapitalien in dort zu gründenden industriellen Anlagen nutzbringende Verwendung suchen, gerade so oder noch in höherem Grade, wie sie das seit Jahren in Japan thaten. Der Anfang dazu ist, wie wir teilweise schon oben hörten, bereits gemacht. Die im Frieden von Nanjing erhaltenen Zugeständnisse für die Niederlassung der Fremden in den Vertragshäfen wurden in Schanghai zuerst und in ausgedehntestem Maße in Anspruch genommen. Engländer, Franzosen und Amerikaner errichteten daselbst ihre Konsulate, Faktoreien und Wohnsitze auf einem Grunde, der nominell zwar dem Kaiser von China gehört, den Fremden aber gegen einen jährlichen Zins in Erbpacht gegeben ist. Große Vermögen wurden von den hier niedergelassenen fremden Handelsfirmen erworben, und die Bauhätigkeit nahm derart zu, daß der Wert von Grund und Boden ganz fabelhaft in die Höhe ging: von 50 Pfd. Stlg. pro Acre (= 40 Are) stieg er bis auf 10 000 Pfd. Dann aber fingen die Europäer, besonders die Engländer, an, Spinnereien, überhaupt Fabriken zu etablieren, die unter Benutzung der billigen Arbeitslöhne einen derart kolossalen Aufschwung nahmen, daß die „Times“ Schanghai bereits das Manchester und Liverpool des Orients nennen konnte. Aber was soll dann aus dem Manchester und Liverpool der alten Welt werden, wenn Yokohama, Schanghai, Bombay u. s. w. an ihre Stelle treten?

Eine außerordentliche Förderung erfuhr die industrielle Entwicklung Chinas durch den letzten Krieg mit Japan, bezw. durch den Friedensschluß, welcher als wichtigsten Passus von Seiten Chinas das Zugeständnis enthält, daß fortan Fremde jeder Nation in dem weiten Reiche Fabriken anlegen dürfen und überhaupt freiere Bewegung haben. Mit diesem Augenblick nahmen große überschüssige Kapitalien Europas ihre Direktion nach China, um dort

industrielle Anlagen zu gründen. Die Produkte möglichst am Orte ihres Verbrauches oder diesem doch thunlichst nahe zu fabrizieren, das ist heute (das Bestreben im äußersten Osten, und daß dieser damit reüssieren wird, ist gar nicht zu bezweifeln. England holt sich die Baumwolle und zum großen Teil auch die Wolle von weit her, verarbeitet sie bei bedeutend höheren Arbeitslöhnen und exportiert dann weiter seine Fabrikate in weite Fernen. Sind es nicht Riesenvorteile, die China demgegenüber hat? Im Süden seines unermesslichen Gebietes wächst die Baumwolle, dann folgt die Seidenraupenzucht, und in den endlosen Steppen der Mongolei weiden Schafherden im Überfluß. Anstatt die Rohprodukte zu verschicken, werden sie im Lande selbst verarbeitet, zu der Frachtersparnis kommt der äußerst billige Arbeitslohn, und die abendländische Konkurrenz wird unerbittlich aus dem Felde geschlagen. In dieser Beziehung gleicht China einem schlafenden Riesen, der eben am Erwachen ist. Wohl steht es erst am Anfange der für Europa jedenfalls verhängnisvollen Entwicklung, aber in dem Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität bedeutet ein Jahrzehnt mehr als vordem ein ganzes Jahrhundert, und vielleicht wird mancher, der beim Lesen dieser Zeilen uns für einen Pessimisten hält und ungläubig den Kopf schüttelt, es noch erleben, daß China von uns Bestellungen empfängt, uns Kohlen und Eisen, baumwollene, seidene und wollene Gewebe verkauft, von dem übrigen gar nicht zu reden. Was werden dann aber wir dagegen zu verkaufen haben? Wenn die beiden Amerika, Australien, Indien und der äußerste Osten (China und Japan), uns ihre Thore werden verschlossen haben und uns dann auch noch die afrikanischen Märkte streitig machen; wenn jene riesigen Absatzgebiete für uns in Konkurrenzgebiete sich umwandeln, dann stehen wir vor einer Revolution, deren Konsequenzen in politischer, wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht wir nicht ins Gesicht zu sehen wagen, und der gegenüber der Bebel'sche Kladderadatsch als eine aufgeblasene Karnevalsfigur erscheint.

Als Stütze für unsere obigen Darlegungen dürfen wir uns u. a. auch auf die Berichte und Publikationen der einsichtigen offiziellen Vertreter Europas im Ausland berufen. So sieht der englische Generalkonsul Hannen in Shanghai schon um sich her die chinesischen Spinnereien wie durch Zauberei aus dem Boden hervorschießen und Shanghai selbst ein großes industrielles Centrum werden, welches diejenigen von Lancashire in der empfindlichsten Weise schädigen wird. Herr von Brandt, der ehemalige deutsche Gesandte in Peking, hat sich

in seiner bekannten Schrift, „Die Zukunft Ostasiens“ (Stuttgart, 1895) auf die Berichte des Generalkonsuls Hannen berufen, ein Beweis dafür, daß diese in hohem Grade ernst zu nehmen sind. Ein anderer englischer Agent in Ostasien, Herr Jaminson, verbreitet sich sehr eingehend über die in rascher Zunahme begriffene Konkurrenz zwischen Occident und Orient und gesteht offen, daß dieselbe in hohem Grade beunruhige: während in England alt eingeführte Industriezweige heute kaum mehr auf ihre Kosten kämen oder selbst mit Verlust arbeiteten, tauchten im äußersten Orient konkurrierende Industriezweige auf, die rapid emporblühten und trotz der vielen Mißgriffe, die wegen mangelnder Erfahrung ihrer Leitung gemacht würden, doch Dividenden von 12, 16 und 18 Prozent ausrichten könnten. Und der Sieg des Orients sei deshalb ein so unwiderruflicher, weil dort die wirtschaftlichen Bedingungen ungleich günstiger gelegen seien als in Europa: ein simpler chinesischer Kuli könne schnell in einen geschickten Arbeiter umgewandelt werden, und man kenne ja seine Widerstandsfähigkeit in der Arbeit und seine Nüchternheit. Und endlich seien die Arbeitsangebote in China so erdrückend massenhaft und das einschlägige Gebiet ein so unermessliches, daß viele Jahre verfließen müßten, bis auch nur an die geringste Lohnerhöhung zu denken sei.

Dabei darf nicht übersehen werden, daß derartige zur Publikation bestimmte Berichte europäischer Vertreter im Ausland mit äußerster Vorsicht abgefaßt werden und weit eher zu wenig als zu viel sagen. Niemals aber sagen sie alles. Sei es nun ein deutscher, ein englischer oder französischer Diplomat oder Konsul, stets hat er sich in seinen für die Öffentlichkeit bestimmten Berichten eine doppelte Reserve aufzulegen: einmal dem fremden Lande gegenüber, wo er seinen Wirkungskreis hat, dann aber auch in Bezug auf seine Heimat. Von schwarz färben darf da keine Rede sein, ja, er darf oft nicht einmal die volle Wahrheit sagen, um die öffentliche Meinung nicht zu verletzen, oder bei seinem Chef oder der heimatischen Regierung nicht in Ungnade zu fallen. Als Beleg hierfür erinnern wir an das Schicksal von Oberst Stoffel, der als französischer Militärattaché in Berlin vor Ausbruch des deutsch-französischen Kriegs seiner Regierung warnend klaren Wein über die militärische Überlegenheit Deutschlands einschenkte und dafür von seinen Landsleuten zum Verräter gestempelt wurde. Man will die unangenehme Wahrheit nun einmal nicht in ihrer ganzen Nacktheit hören, und deshalb ist es auch in unserem vorliegenden Falle gewiß noch

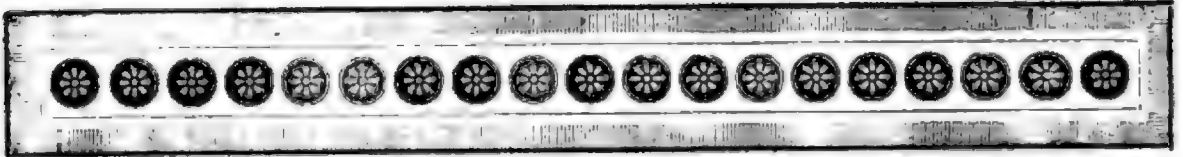
schlimmer mit der drohenden ostasiatischen Konkurrenz bestellt, als die dortigen europäischen Vertreter öffentlich zu sagen wagen.

Wir haben es schon oben ein Verhängnis genannt, daß man vor der uns bedrohenden Gefahr absichtlich die Augen schließe, und wir hoffen, daß es anders damit werde. Wie viel hat man schon geschrieben und gelesen über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit des sozialistischen Zukunftsstaates, der ernsten und humoristischen Federn schon so unendlich viel Stoff liefern mußte. Wende man sich doch auch einmal dem in viel greifbarerere Nähe sich zeigenden Schreckbilde der ostasiatischen Konkurrenz zu, schreibe und rede man von ihm und werde sich klar darüber, was es für uns bedeutet. Europa hat sich in den letzten 50 Jahren überlebt, heraus mit dem Worte, und wenn es auch noch so widerlich klingt! Europa hat allzusehnell seine Landwirtschaft der Industrie geopfert und der letzteren einen derartigen Aufschwung gegeben, daß wir heute darauf eingerichtet und in der Lage sind, die ganze Welt mit unseren Waren zu versehen. Das alles hätte nur dann geschehen können, wenn Europa auch fortan der einzige Fabrikant für sich und die übrigen Erdteile geblieben wäre. Aber mit dem Augenblicke, in welchem die letzteren zu eigener industrieller Bethätigung in größerem Maßstabe erwachten, begann für uns die Krisis, die man in der Verblendung bisher immer noch für einen vorübergehenden anormalen Zustand hielt. Und doch wird die sogenannte Krisis die Regel bleiben: für die Landwirtschaft ist sie es bereits, für die Industrie wird sie es in Bälde ebenso sicher werden. Der Aufschwung, welchen die Industrie in den letzten Jahren da und dort erfuhr, darf uns nicht irre führen oder blenden, zumal er zum großen Teile der Ausrüstung des Orients zu dem industriellen Kampfe sein Dasein verdankt. Die große Thatsache aber bleibt gleichwohl bestehen, daß der äußerste Osten mobil macht, um uns auf dem Gebiete menschlicher Bethätigung bis aufs Messer zu bekriegen. Und die unüberwindlichen Waffen in der Hand unseres Gegners sind seine billigen Produktionskosten. Schon gehen in der ganzen Welt die Preise herab, sowohl für die Produkte der Landwirtschaft wie für diejenigen der Industrie, und in den Ländern mit hohen Arbeitslöhnen sind die Fabrikanten mancher Branchen bereits genötigt, sich mit erheblich reduziertem Reingewinn zufrieden zu geben. Denn wollen sie behufs Erhöhung der Rendite die Löhne herabsetzen, so haben sie die Streiks, erhöhen sie aber die Sätze ihrer Preiscourants, so können sie nichts verkaufen. Eine weitere Verschlimmerung ihrer Situation führt notgedrungen zur allmählichen Betriebseinstellung, und

es sind dann eigentlich die Mongolen, die unsere Werkstätten zu schließen beginnen. Dieser unabwendbaren Thatsache sollte man sich in immer größeren Kreisen bewußt werden, und auch die Arbeiterwelt könnte manche heilsame Lehre daraus ziehen. In England haben unlängst ganze Gruppen ernster Arbeiter erklärt, daß es nicht mehr in (ihrem) allgemeinen Interesse liege, weitere Opfer seitens der Arbeitgeber zu verlangen, da dieselben bereits vielfach bis an die Grenze des Möglichen gegangen seien. Das ist sehr vernünftig, wo die Verhältnisse wirklich so liegen. Ist kein Reingewinn mehr vorhanden, so hört eben jeder Streit über das Verteilen eines solchen von selbst auf, und dieser Tag wird kommen, von Osten und so unabwendbar wie jeder andere Tag.

Wir kennen die Einreden recht wohl, die gegen unsere düstere Schlußfolgerung vorgebracht werden. Hauptsächlich verspricht man sich viel davon, daß die paradiesische Bedürfnislosigkeit unserer wilden und halbwildten Nebenmenschen in den anderen Erdteilen mehr und mehr aufhöre, daß abendländischer Luxus bei ihnen einziehe und so der Bedarf an unseren Waren sich mehre. Aber das wird alles nicht ausreichen, um uns schadlos zu halten gegen die anrückende Konkurrenz des Ostens. Wie gerne möchten wir mit unserer Auffassung der Notlage im Irrtum uns befinden, und wie sehr würden wir es begrüßen, wenn irgend eine unerwartete Entdeckung uns Unrecht gäbe, oder unsere Befürchtungen in alle Winde zerstreute. Einstweilen aber halten wir es noch für eine Pflicht, auf den Ernst der Lage mit aller Eindringlichkeit hinzuweisen, da schon viel gewonnen ist, wenn man sich überhaupt einmal gewöhnt hat, über diese Dinge mehr und ernster zu reden, als es bis jetzt geschah. Das Abendland wird ja nicht untergehen, aber seine sozialen Verhältnisse werden einen gewaltigen Umschwung erfahren müssen, um in der sich vollziehenden Neuordnung der Dinge den Europäer mit einem Worte gesagt wieder konkurrenzfähig zu machen.





Unser Dichteralbum.

Stimmen.

Waise kräuselt sich der See,
Drüberhin ein helles Lachen.
Ein silbern Antlitz taucht in die Höh',
In den Locken viel bunte Siebensachen:
Mußt Dein Leben
Nur der Oberfläche geben,
Sonne, Mond und Stern
Spiegeln dann in Dir sich gern.

Vor dem See eine dunkle Höhle,
Daraus tönt's mit tiefer Kehle:
Suche die Tiefe zu ergründen!
Durch mich wirst Du den Eingang finden
Zum wahren Licht,
Das tief, tief unten
Aus schwarzen Nebeln bricht.

Der Kahn am Ufer schaukelt sich
Laut hin und her, ganz ärgerlich:
Fest ans Ufer, fest an die Erde gebunden!
Das hab ich als das beste erfunden
Zu allen Stunden.

Der Holzhacker.

Die Säge angespannt,
Gespußt dann in die Hand,
Des Tages Arbeit kann beginnen.

Jetzt fassen dich die Zähne
Der Säge, und die Spähne
Hängen lose von allen Seiten.

Die derben Fäuste halten
Dich fest, und nun ein Spalten,
Daß deine Fegen weithin fliegen.

Und dann die letzte Reise
In dem bekannten Gleise
Mit Gott und Hüh den Weg alles fleisches.

Frankfurt a. M.

Kurt Uram.

Die Priesterin.

Die kehrte täglich um dieselbe Stunde,
Um Mittag wieder, wenn das weite Land,
Von Menschen leer, in tiefstem Schweigen lag.
Dann trat sie aus des Buchwalds dunklem Dom
Ins helle, volle Sonnenlicht hinaus,
Ihr Haupt verhüllt, die edlen Glieder nackt.
Und feierlich gemessnen Schrittes ging
Sie über Wiesengrün und Blumenglanz.
Das Haupt verhüllt. Und an der Quelle hielt
Sie an. Der Schleier fiel. Zwei dunkler Augen
Sanfte Lider hoben sich empor,
Zum Himmel auf. — Zwei Augen! nie im Leben
Vergeß' ich dieser Blicke Schmerzentiefe.
Da lag ein Sehnen drin und ein Entfagen,
Ein flehn und heiligste Ergebenheit,
Und eine Trauer, und ein mildes Lächeln,
Geheime Thränen, Wonne, und Verschmachten.
Sie neigte zu der Quelle tief das Haupt
Und beugte hoheitsvoll das edle Knie.
In krausen Wellen floß ihr Goldhaar nieder,
Und drinnen spielte Sonnensilberglanz,
Sich breitend über ihre stolzen Glieder,
Hell leuchtend, jubelnd, herrlich hingegossen
In Wiesengrün und bunte Blumenpracht.

Sie lauschte zu der Quelle eignem Klang, —
Ein seltsam Lied, verhallt in ferner Tiefe:
Ein Menschenherz, in höchstem Glück zersprungen,
Begraben liegt's auf einem samtnen Grund,
Und Thränen tropfen nieder, langsam, leise,
Und jede Thräne ist ein heitrer Trost,

Sie spiegelt bunte Bilder frohen Lebens,
 Ein göttlich Glück, dem kein Ernüchtern folgte.
 Begraben liegt das Herz auf samtnem Grund,
 Und immer lebt es, wund, und kann nicht sterben.

Täglich um dieselbe Stunde kehrt
 Sie wieder zu der Quelle, kniet und lauscht,
 Und flüchtet eiligen Schrittes dann zurück
 Zum Waldesdom, das schöne Haupt verhüllt.

Heppenheim a. d. B.

Wilhelm Holzamer.

Roter Mohn.

Rote Flammen — so glüht der Mohn,
 Strohend schwellen die Ähren,
 Durch das Feld schwirrt Grillenton,
 Leis, wie aus fernen Sphären.

Über den Halmen im Einerlei
 Führen Mücken den Reigen,
 Heimlich bebend wandeln wir zwei
 Durch das lästerne Schweigen.

Wie Du an meiner Seite gehst,
 Fühl ich Dein Herze pochen,
 Wie Du mir schon ins Antlitz spähist,
 Ist all Dein Troß gebrochen.

Komm und versage Dich länger nicht —
 Heilig ist diese Stunde;
 Beut Dein duftiges Angesicht
 Meinem dürstenden Munde!

Zwischen Ähren und rotem Mohn
 In dem göttlichen Schweigen,
 Jedem Späherauge entflohn —
 Komm! Du bist mein eigen! —

Halle a. S.

Karl Müller-Rastatt.

Seestücke.

I.

Wie eine wilde Seele wellt die See
 Und schlägt die Arme um das nackte Schiff.
 Um steile Masten stirrt die Nebelsee,
 Die erst im Schaumstüß hoch ihr Hohnlied pfliff.

Durch dichten Rauch winkt sie dem Möventroß,
 Hell ihre heisern Schreie gellen.
 Da bäumt das Schiff sich wie ein scheues Roß,
 Der Winterwind weht weithin durch die Wellen.

II.

Der dunkle Dampfer wird dahingetrieben
 Im rauhen Klopfen einer Riesenuhr.
 Noch seh ich blank die breite Bogenspur,
 Auf stiller, bleicher Bucht beschrieben.

Am Ufer weit nur wintergraue Hügel,
 Im fernen Leuchtturm schimmert schon ein Licht.
 Die leise Dämmerung durchbricht
 Von Zeit zu Zeit ein weißer Mövenflügel.

München.

Wilhelm von Scholz.

Carmilhan.

Es saß ein Fischer an Schottlands Strand
 Als wackerer Fischer im Land bekannt.
 Da warf ihm ein Goldkorn zu das Meer
 Und deutlich klang es im Winde her
 Carmilhan!

Und während ein Blitz erhellte den Strand,
 Erblickt er zerschellt am Felsenrand
 Ein Schiff aus Holland mit reicher Fracht,
 Matrosen in seltsam fremder Tracht
 Mit Pfeifen, wie heut sie führt ein Kind.
 Das Seifenblasen bläst in den Wind . . .
 Carmilhan!

Von Stund an dacht' er an Arbeit kaum
 Und starrte nur wie aus tiefem Traum
 Von überhängender Höh des Riffs
 Nach Schätzen des versunkenen Schiffs
 Carmilhan . . .

Was wär ich worden, so reich begabt
 Als mancher andre, der stolzer trabt,
 Wär einst mir nicht in der Knabenzeit
 Ein Lied gelungen, wie zugeschnitten,
 Und hätte kein Strahl vom Himmelszelt
 Verschollene Schätze mir erhellt
 Und abenteuerlich bunte Welt . . .

Carmilhan!

Donauwörth.

Rudolf Knuffert.

Räthe.

Mein Gram ist weh verschwommen
 Grau umfängt mich die Welt.
 Es ist ein Ton gekommen
 So angstvoll und beklommen,
 Daß er mein Herz gebannt in Fesseln hält.

Die Nebel steigen und sinken
 Auf sonnenloses Land.
 Mir folgt ein fernes Blinken,
 Ich seh in Qualen winken
 Ach, eine schmale, bleiche Frauenhand.
 Dies Irren ist zum Verzagen.
 Ich dulde — wüßtest Du, wie!
 Ich kann es nicht ertragen,
 Daß ich Deine Jugend zerschlagen.
 Mich quält Dein Arm und ich gesunde nie.

Frühlingsabend.

Die Nachtigall sang ohne Ende,
 Der Flieder war noch regenschwer.
 Du gabst mir Deine leisen Hände,
 Und durch das blühende Gelände
 Sang ein verträumtes Mühlenwehr.

Genf.

Don Deinem Haar, dem märchenschönen,
 Ward ich gar leisen Duft gewahr.
 In deinen Augen schliefen Thränen,
 Und von den Händen ging ein Sehnen
 Durch meine Glieder wunderbar . . .

Hans Bethge.

Im Maien.

So trüb und kalt, ich hätt' es nicht gedacht,
 Daß es so trüb noch könnte sein im Maien;
 Bei blauem Himmel nur und goldner Pracht
 Hab ich geglaubt, könnt' schwärmen ich im freien.

Wie hart der Regen draußen niederfällt,
 In endlos grauen, stets erneuten Reihen.
 Wo ist sie hin die bunte Sonnenwelt?
 Mein junges Leben friert im Maien.

Unterwegs.

Immmer weiter raffelt der Zug,
 Links und rechts in zitterndem Flug.
 Schwinden Wald und Heideland,
 Grünes Feld und gelber Sand.

Droben die Wolken ohne Ruh
 Fegen stürmend der Ferne zu,
 Immer weiter . . . wer sagt wohin . . .?
 Ohne Ziel und ohne Sinn.

Immer weiter schweif ich umher,
 Über die Erde hin kreuz und quer;
 Immer weiter, wer sagt wohin? . . .
 Ohne Ziel und ohne Sinn. —

Berlin.

Kurt Heinrich.

Die erste Nacht.

Nun mag ich gar nicht schlafen,
 Nun jubelt mein Blut,
 Du mit den braunen Händen
 Bist mir gut!

Durch die Blätter am Fenster
 fließt Mondlicht zu mir
 Und über meine Brüste —
 Oh, wärst du hier!

Dich fühlen meine Arme,
 Ich meine, du wärst nah.
 Ich küsse auf die Kissen,
 Du bist nicht da.
 Eifel.

Im Wasserglase blüht
 Die Rose von dir.
 Ich sitze auf im Bette,
 Durchs Haar streich ich mir.

Die Birnbäume wiegen
 Ihrer Früchte Last;
 Und ein Hauch vom Garten.
 Ich weine fast.

Ich weiß nicht, soll ich schreien,
 Ist es Lust?
 Ich presse die kalten Scheiben
 Auf die glühende Brust . . .

ferdinands.

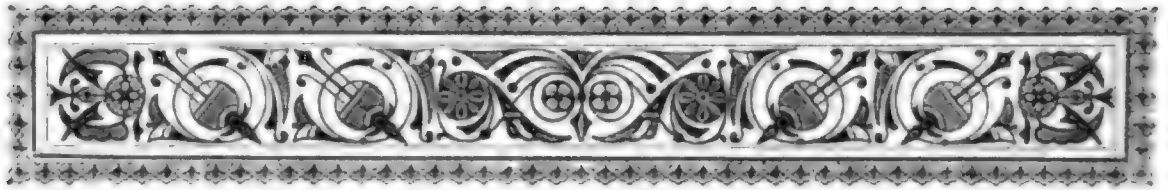
Spruch.

Wir wollen die alten Meister ehren,
 Den jungen nicht das Schaffen wehren,
 Die einsam stehn gewähren lassen,
 Jeden nach seiner Art erfassen,
 Vom Weinstock keine Rosen begehren,
 Dann mag die Kunst im Land sich mehren.

Leipzig.

Hans Merian.





Die Relationen des Herrn Lachnit.

Von Philipp Langmann.

(Brünn.)

Ich will jetzt die Geschichte des Herrn Lachnit erzählen und wünsche, sie möge euch von Nutzen sein. Also, kein größerer Ehrenmann war als Herr Lachnit. Weit und breit schätzte man ihn seiner Eigenschaften wegen, jung und alt liebte ihn; denn er war weise und heiter. Niemand hätte es gewagt seinen Besitz zu stören, ihm seine erworbenen Rechte streitig zu machen. Wer ihn traf, sah ihn an und begrüßte ihn wie einen, dessen Wohlwollen sicher war, von dem man etwas erfahren oder mit dem man über einen Scherz herzlich lachen konnte.

Er war in Böttkittel bei Glend geboren, Rumrowitz war seine Heimat und nach Schmalgrub war er zuständig. Das stand alles in seinen Dokumenten deutlich zu lesen, die er sich von seinen vieljährigen Wanderschaften und Ausflügen mitgebracht hatte. Gerne wies er sein Signalement vor, das man einmal beim Überschreiten der russischen Grenze von ihm aufgenommen: Grauer Rock mit schwarzen Aufpuß, kräftiger Schnabel mit Rändern, breitspuriger Gang, silberweißes Auge; Größe, die einer Dohle gewöhnlicher Art. Jetzt aber war er schon unzählige Jahre im Hofe eines alten Hauses am Kapuzinerplatz ansässig. Man hatte ihm die Schwungfeder gestutzt, und er hatte sich wohl oder übel darein finden müssen hier seine Tage zu beschließen.

Es war auch sehr schön zu leben in diesem Hofe. So wenig einladend er auf den ersten Blick erschien, so heimlich wurde er mit der Zeit. Das Haus, zu dem er gehörte, war sehr alt. Die Flur zeigte einen mächtigen Kreuzbogen, der vom Boden ab breit und raumvoll sich auslud. Darum hatte man um den Platz auszunützen einen Teil eingemauert, in dem ein Pfaidler mit allerlei Näsachen wohnte. Der Boden war mit Rabenköpfen gepflastert, zwischen denen es immer feucht und modrig war; eine Kellerthür mit einem runden Luftloch und einem un-

heimlich großen Eisenring zog den Blick auf sich. Es gab aber noch vieles hier zu sehen, wenn man schaute. Diese Hausflur lebte in ihrem Dämmerdunkel ganz für sich.

Wo waren die Zeiten, als sie mit dem Hofe noch äugelte, als aus leisen, flüchtigen Blicken, äußerlichsten Kleinigkeiten, tiefinnerste Schmerzen erwachsen! — Dahin! Lange hatte sie neben ihm, dem sonnigen Hofe einsam gehofft, lang ihn mit zarten Wünschen zu sich gezogen. Er tändelte mit Späßen und Schmetterlingen, spielte mit Wäscheleinen und über Jahr und Tag wurde auch er alt, runzlig, verfallen. Sie hatte sich immerhin ein interessantes Profil zu erhalten gewußt: von der Längsseite den Bogen durchschneidend, kam eine Holztreppe quer herein, mit schönem, schmiedeeisernen Gitter, in dessen phantastischen Formen sich die Gedanken verirrten. Der Zugang zum Hofe war von einem uralten Spitzbogen gebildet, er ließ noch Raum zu einer Quierwand, zu einer dunklen Ecke; in der Quierwand war eine Thür, darüber eine Tafel, darauf stand: D. Baldauf Färbermeister; in der Ecke war eine breite Kelleröffnung, auch so mit schönem Gitter verwahrt. Man konnte eine Minute stehen bleiben und das auf sich wirken lassen; die Treppe hinauf sehen, die sich in ein merkwürdiges Hell Dunkel zurückzog, das Gewölbe, den Ring, das Loch, das so geheimnisvoll und bänglich sich rundete . . .

Trat man durch den Spitzbogen in den Hof, so sah man im Hintergrunde eine himmelhohe Mauer. An die lehnten sich die zwei Seitenflügel, die den Hof umschlossen, einer höher, der zweite niedrig; über ihn herüber schien die Sonne den lieben langen Tag herein. Aber da gab's! — Gleich links beim Eingang führte eine schmale Treppe von Ziegelsteinen hinauf in den höheren Flügel zu einem Holzgang, dessen Verkleidung aus schwarzgrauen, morschen Brettern bestand. Weiter drinnen im Hofe wieder eine Treppe zu einer einzelnen Wohnung, rechts bei der Feuermauer, beim wilden Wein vorüber, der sich hartnäckig hier ein kümmerliches Dasein fristete, noch eine. Sie führte auf den Bodenraum. Das baute sich da um und durcheinander, und gab bei jedem Schritt ein anderes Gesicht und der Stimme von jeder Stelle einen andern Schall und in jedem Winkel eine andere Gemüthlichkeit und zu jeder Tageszeit eine andere Stimmung, und wer diesen gebrechlichen Hof kannte, sandte ihm im Vorbeigehen einen Blick zu und hielt ihn in Ehren, der in seinem leichten, unschuldigen Sinn alt und ehrwürdig geworden war.

Das eben war Herrn Lachnits erstes und wichtigstes Verdienst, daß er dies empfand. Mit erstaunlicher Bartsühligkeit hatte er bald alles, das Heitere und Empfindliche, das Verborgene und das Sonnige,

stolz getragene Thorheiten und tief verheimlichtes Edeltum heraus. Es machte ihm Spaß zwischen der Hausflur und dem Hofe allerlei kleine Zettelungen zu stiften und das alte Paar an vergangene Jahre zu erinnern. Er stellte sich unter den Spitzbogen und sah die Hausflur schelmisch an, als hätte er ihr von einem jungen Herrn einen schönen Gruß zu vermelden, er drehte sich um und sah in den Hof, senkte das Haupt und drehte das Auge vorwurfsvoll, als wollte er sagen: „Dies verlassene bedauernswerte Wesen hast du auf dem Gewissen, Bruder Leichtsinn!“

Herr Lachnit war fein. Das giebt keine Erziehung, keine Bildung, nicht Umgang noch Reisen, edle Frauen nicht, noch große Welt. Es ist eine Sache des Herzens fein zu sein und eine Sache des Glückes. Es ist die höchste Resignation, sie stellt den eigenen Schmerz zurück und neigt sich gütig den Schmerzen des andern, es versteht das, was jene nicht erklären, es hört das, was jene nicht sagen wollen, ist milde, verführend, leicht hinübergleitend und mit einem Blicke Schmerzen stillend. Herr Lachnit war glücklich genug, nicht allein mit Fremden höflich fein, ihnen freundlich begegnen zu können, nein, auf denen die ihm lieb waren, die seinem Herzen nahe standen, mit denen ihn Verpflichtungen und Gewohnheiten verbanden, war er gütig! Nicht wie die Unglücklichen, die denen am schlechtesten begegnen, die ihnen am nächsten stehn.

Herr Lachnit war diskret. O, diskret! — Er sah alles und that als sähe er nichts. Machten die Jungen Uff, und machten sie ihn zum zwanzigstenmale, Herr Lachnit sah ernsthaft zu, sie sollten glauben es mache ihm Spaß. Erzählte einer eine Anekdote, es fiel Herrn Lachnit gar niemals ein zu sagen: Bleibens zu Haus mit dem alten Wisz, oder höhnisch abzuwinken, oder gar die Pointe vorwegzunehmen und die Geschichte zu vereteln. Nein, er hörte aufmerksam zu, mit wohlgefitteter Aufmerksamkeit, und am Ende wackelte er mit dem Schnabel und that als lachte er sich die Haut voll. So war Herr Lachnit.

Auch seine Einfälle waren gut. Zum Beispiel war jemand krank und der Kanarienvogel beim Schuster sang — ein guter Musikant aber beschränkt, was auf seine Wohnungsverhältnisse zurückzuführen war — so stellte er sich unten auf und gähnte, daß es zum Erbarmen war; meistens wurde da der Sänger verstimmt und schwieg, was dem Kranken wohl that. Oder hatte einer der Jungen tüchtig Ohrfeigen bekommen und war die Situation gedrückt, sprang er auf das Fensterbrett, und klopfte der Gesell, so klopfte er getreulich mit, hörte er auf, so sah er ihn erwartungsvoll an, und pik, pak, pikpak ging es dann lustig weiter.

Dieser Geselle, schon bejahrt, — war ein Optimist. Alljährlich in der Frühlingszeit machte er sich in der Hofecke zu thun, grub um, ein Stück etwa wie ein mächtig großes Kludelbrett, und setzte allerhand, Stiefmütterchen und Fisolen, die sich ranken, allerlei kleine Pflänzchen. Anfangs alles nur zum Schein, er wußte aus langer Erfahrung, Herr Lachnit kontrollierte seine Arbeit gerne. Kaum auch nach Schluß der Arbeit nahm er die Schaufel zur Hand, als Zeichen, daß der Frühling endlich gekommen, und begab sich ans Stechen, wurde Herr Lachnit aufmerksam; nichts entging ihm, was in seinem Gebiete geschah. Er wurde aufmerksam, und wäre er im letzten Winkel und im finstersten Kasten auf dem Dachboden beschäftigt gewesen, und hob den Kopf. Aber bewahre, daß er kein Mißtrauen gezeigt hätte! — Mit der Schlaueit eines alten Detektivs spazierte er irgendwo ganz gleichgültig hin und her, recht weit vom Gesellen, und that als kümmerere er sich um nichts. Aber immer näher humpelte er heran, in Umwegen näherte er sich, langsam, langsam, und kam immer näher. Der Geselle entfernte sich, da, mit drei Schritten war Herr Lachnit an Ort und Stelle, hob das verdächtige Grünzeug aus, gründlich aus, und untersuchte es energisch: Die Anarchisten konnte er nicht leiden.

Seine Weisheit war nicht gewöhnlicher Art. Niemals hatte man ihn über Bücher sitzen sehen, Zeitungen waren ihm ein Greuel und Politik verhaßt. Niemals dachte er über das Ende der Dinge, über Leben und Unsterblichkeit, Freiheit und Unfreiheit. Er war hundert und vierzig Jahre alt geworden und hatte sich mit den wichtigsten Gewissensfragen noch nicht auseinandergesetzt, nie mit einem Vertrauensmann des Jenseits beraten. Wenn ihn jemand fragte: „Fürchten Sie denn das letzte Stündchen nicht?“ — So schüttelte er sich und sagte: „Brots bin ich satt, aber Fleisch möcht ich gern haben.“ Dafür war ihm alles ringsum deutlich und zweifelstfrei, rasch und scharf durchschaute er alles, und niemals war er über die Beziehungen der Umgebung zu sich im Unklaren. Niemals tastete er verlegen nach Umgangsformen. Unfehlbar wußte er, vor wem er sich tief zu beugen, flüchtig zu neigen, wem er huldvoll zuzulächeln, wen er kalt abzuwehren hatte. Er maß die Intelligenzen und schätzte jedes Bewußtsein und wog jedes Gemüt. Ihm konnte es niemals passieren von jemanden allzugroßer Höflichkeit wegen über die Achsel angesehen zu werden, denn er war haarscharf, und seine Relationen zu allen vollkommen klar.

Da war Grabsteter der Hahn. Als der mit seinen drei Hennen zum erstenmale auf dem Hofe erschien, wollte es manchen bedünken

Herr Lachnit werde in Verlegenheit kommen, denn gewaltig erhob Gradsteter die Brust, und machtvoll sang er sein Lied. Auch war sein Familienleben musterhaft, so daß auch deswegen die öffentliche Meinung sehr für ihn eingenommen war. Herrn Lachnit gefiel er ausnehmend, in seinem gelblich-weißen Federnschmuck, der ihm wie ein alter königlicher Hermelinpelz über die Schultern wallte, in seinen stolz flatternden, blauschwarzen Schwanzfedern und seiner unerschütterlichen Haltung.

Er ernannte ihn daher zum Hofnarren. Und Gradsteter befand sich wohl dabei. Zwar war ihm tieferer Sinn und innere Bedeutung seines Amtes niemals klar, aus nichts etwas zu machen, aber um so größeres Gaudium fand der Herr daran.

Saß Gradsteter mit seinen Frauen auf der Bank beim Rubelbrettspark, so kam Herr Lachnit zuweilen, von allerlei Kram, der an der Wand lehnte begünstigt, von hinten heran und sprang nach einer der Federn, die verlockend herniederwippten. Kora! schrie Gradsteter, Kora! Herr Lachnit suchte höchst gleichgültig im Gemüs oder untersuchte aufmerksam einen Hosentopf. Zwickte er eine der Hennen am prallen Steiß: Dkorokokoroooh! — Aber Herr Lachnit sah sich erstaunt um, als begriffe er nicht was der Lärm zu bedeuten habe.

Da war Kabelreiter, der Kater, schwerer zu behandeln; immerhin aber war die Relation zu ihm bald gefunden. Um diese Relation handelte es sich schließlich. Denn was ist Unglück anderes als das Unvermögen seine Relationen zu finden, und Glücksgefühl die Freude, eine gefunden zu haben? So war Herrn Lachnits Leben eine Kette glücklich gefundener Beziehungen, eine Reihe glänzender Erfolge, Triumph auf Triumph, die Sachen um sich her eine nach der anderen bewältigt, sich zu ihnen in Relation, in die richtige, das ist die angenehmste Beziehung, gesetzt zu haben; Herr Lachnit, dem die Wahl freistand, hielt sich überall an die angenehmste, darum war er weise.

Kabelreiter war ein verdächtiges Frächtchen, bei Tage heftisch, nachts aber zu den verwegensten Anschlägen gesonnen; man weiß, wie Kater sind. Eines Sommerabends nach längerer Dämmerung, die Luft war warm, niemand wollte recht ins Bett, und die Nacht zog ihr dunkles, sternengesetztes, vergessenheitbringendes Tuch über den Himmel, ging Herr Lachnit in der Dachrinne und sah nach einer Gürtelschnalle, die er einmal dort deponiert hatte. In Erinnerungen verloren und das Herz poetisch geschwellt ging er langsam dahin. Er ahnte nicht, was ihm bevorstand. Er gedachte eines Abends, den er einmal erlebt hatte, vor hundertzwölf Jahren, als er noch unter seinem Volke, bei seiner

Familie gelebt hatte. Es war im Winter, ein schneereicher, sehr strenger Winter. Mit seiner Gattin war er abseits gekommen, sie suchten Stroh im Felde, die Betten zu versehen, aber da alles unter fußhohem Schnee begraben war, fanden sie trotz weiter Flüge nichts. Als sie sich um auszuruhen im Felde hinter eine Böschung niederließen, hörten sie einen bösen Lärm. Ein Hase kam in Todesangst heran von einer Schaar hungriger Raben verfolgt. Mit wildem Geschrei, aus der die Hungerwut herausklang, schlugen sie nach dem Kammeler, betäubten ihn mit hundert Flügelschlägen, hackten nach seinen Augen, schnappten nach den Löffeln, bis er bestürzt und zu Tod erschrocken anhielt. Wehrlos stand er der Schar schwarzer Räuber gegenüber. Unfähig sich zu erheben und mit den Läufen nach ihnen zu schlagen, zu ermattet um weiterzueilen, hielt er einige Augenblicke an und schnaufte aus. Es rauschte und schrie um ihn her und machte ihn erbeben. Noch einmal raffte er sich auf, noch einmal stürzte er nach vorn, der Böschung zu, unter ein Gebüsch und grub in den Schnee, in der letzten Hoffnung, vielleicht ein Loch zu entdecken, darin sich zu verkriechen, oder den Schnee angeweht und tief genug zu finden, um unterschlupfen und vor den Augen seiner rasenden Verfolger verschwinden zu können. In wenigen Augenblicken hatte er sich hineingeschaufelt. Bald war er mit Kopf und Hals, nicht lange, mit den ganzen Vorderleib darinnen. Der Schnee hatte eine Kruste, die seiner Arbeit günstig war, er fiel nicht nach und schützte ihn so ein wenig. Leider glückte es ihm nicht sich ganz zu verkriechen, Hinterläufe und Spiegel sahen hervor. Diese wurden nun von seinen Verfolgern grausam bearbeitet. Mit ihren gewaltigen, spitzhämmergleichen Schnäbeln hieben sie dem Hasen ins Fell, ins Fleisch, zogen ihm die Eingeweide heraus, bald den Toten ganz, und hielten ein schreckliches Mahl. Herr Lachnit erschauerte, so war ihm die Geschichte gegenwärtig. — In diesem Augenblicke erhielt er selbst einen Stoß, er sah einen dunklen, weichen Körper auf sich zusliegen, zwei glühende Raubtieraugen funkeln — kaum besaß er die Gegenwart des Geistes sich von der Rinne blindlings in den Hof hinabzuwerfen — sonst wäre es aus gewesen. Wehklagend kam er unten an, brachte seine zerrauten Kleider in Ordnung, hinkte einige Schritte, dann aber erhob er seine Stimme und sagte, so daß es Nabelreitern in den Ohren gellte —: „Verruchter, toller Mörder, arglistiger, leisetreterischer Schurke, feige, nächtliche, spitzkrallige Rabe du! — Im Abendfrieden fällst du tückisch über den einsamen Spaziergänger her? — Rundkopf dummer! — Nicht genügt es dir an Speise und Trank wie jedem andern, Blut mußt Du sehen, Blut

riechen, Blut trinken, Scheusal! — Dein ekles Fell stinkt vom Todes-
schweiß deiner Opfer, an deinen Krallen klebt die Haut der Gemordeten,
dein Rachen haucht Gift! Blutiges, verhärtetes Raubtier! — Bissige,
lebensfeindliche Raze, du sollst verflucht sein, verflucht! —“

Die Sperlinge erwachten in ihrem Nest und zwitscherten schadenfroh,
die Schwalben horchten erschreckt auf. Als es Tag wurde, ließen sie
sich den Fall nochmals erzählen, und hierauf wurde beschlossen, einmütig
vorzugehen. Das stand Nabelreiter nicht dafür. Er war verkehmt.
Keinen Schritt mehr durfte er im Hofe wagen, ohne das Schnalzen
eines Schwalbenflügels über sich zu vernehmen. Blißschnell schossen sie
über ihn weg, doch so schnell der Flug, er bekam seinen Hieb, er spürte
wie sie nach seinen Augen stießen, ihm den Schädel zu spalten ver-
suchten, und seine Seelenruhe war dahin. Nur ängstlich schlich er längs
der Mauer dahin, bei Tage ging er womöglich gar nicht aus, und
schmerzlich entbehrte er den Vormittagschlaf auf dem warmen Schindel-
dach. So sehr er sich bemühte, sich Herrn Lachnit gefällig zu zeigen, so
höflich er gegen ihn war, so devot er sich nach seinem Befinden er-
kundigte, mit den Gabelschwänzen hatte er es verdorben. Man muß
den Schurken deutlich zeigen, daß man sie für Schurken hält, man ist
dann viel sicherer vor ihnen. Wenn man sie entdeckt und ihnen mutig
die Larve abreißt, sind sie auch nicht gefährlich, denn immer giebt es
gute Leute, die mit harten Fäusten beistehen, oder wenigstens Bravo!
rufen.

Herr Lachnit aber wurde nach diesem Abenteuer von seinen Be-
kannten arg verzärtelt. Es war als hätte jeder eine besondere Schuld
an ihm abzutragen, als wollte er durch verdoppelte Rücksichtnahme seine
Liebe zu Herrn Lachnit und die Verachtung gegen den Wegelagerer dar-
thun. Herrn Lachnit that dies wohl und er freute sich seiner alten
Pappenheimer, äußerlich aber war er wie immer und trieb seine kleinen
Scherze, als ob er die erhöhte Wärme gar nicht merkte, er hatte ein
Gemüt so scheu wie ein Waldbvogel!

Man mußte nur sehen, was er mit der alten Meisterin für Possen
trieb. So leise trat er auf, so vorsichtig schlich er sich heran. Unhör-
bar sprang er hinter ihren Lehnstuhl auf den Schemel, weich bewegte
er dabei die Flügel, um nicht dabei das leiseste Geräusch zu machen.
Dann hüpfte er auf die Armlehne, leicht wie eine Feder, neigte sich ganz
langsam, ganz, ganz fein ihrem Ohre zu und, hast nicht gesehen, hatte
er ihr die Watte herausgezogen und jagte mit dem größten Aufwand
von Geräusch, Flügelschlägen, und Knacksen weg, daß die Alte vor

Schrecken außer sich kam. Ober sie gab ihm einige Bröckchen vom Sonntagstisch; mit huldvollem Neigen nahm er sie entgegen und kneipte sie galant in den Finger. Dabei merkte er aber unverwandt auf den Ring mit dem gelben Stein, und bei allernächster Gelegenheit hackte er sich an ihn fest, und ob gutwillig oder nicht, er brachte ihn herunter und zog als Sieger ab. O, er kannte sich aus! — Kam die kleine Nichte zu Besuch, er hatte fortwährend an ihren weißen Strümpfen und ihren Waden herumzupicken; blickte die Frau Tant noch so streng, er ließ sich das nicht anfechten. Andere Waden ließen ihn kalt, die der kleinen Freundinnen hatten für ihn keinen Reiz, nur der Mizi ihre fand er interessant.

Den Nachmittag brachte er ständig bei einem alten invaliden Feldwebel zu, der einen kleinen Ruhegehalt hier verzehrte, höchst dürstig und stets fröhlich seine Lage verlebte. Den behandelte er völlig als seinen Unterthan. Gegen zwei Uhr klopfte er dreimal an die Thür, der Feldwebel öffnete, Herr Lachnit trat ein und begrüßte den Mann mit kurzem, leutseligem Nicken, als wäre er etwa ein abgedankter Major gewesen, der den Invaliden mit seinem Besuche beehrte.

„Guten Tag, alter Borstwisch!“

„Halten zu Gnaden, der Herr Lachnit hatten gestern ein unangenehmes Erlebnis . . .“

„Ja, sprechen wir nicht davon; die Civilistenbagage vergißt mitunter den gebührenden Respekt.“

„Schlechte Zeiten, Herr Lachnit.“

„Wer sagt ihm das? — Schlechte Zeiten, warum schlechte Zeiten! — He? — Weil irgend ein Lumpenhund einen Lumpenstreich macht und die Zeitungen den Quark breit treten? — Gar nicht wahr, das von den Zeiten, sag ich ihm. Die Lumperei hat ihre Moden. Warum soll es da nicht Mode haben, wenn es überall Moden hat?“

„Das ist ja wahr!“

„Sieht er! —“

„Wollten Herr Lachnit nicht eine von diesen Erbsenschoten versuchen? Sind von der besten Sorte.“

„Zeig er mal! — Werden die Erbsen etwa schlechter die Zeiten her? — Nein, eher besser. — Wie kann er also von schlechten Zeiten sprechen?“

Herr Lachnit biß die Schote am Ende ein wenig auf, schob den Schnabel der Länge nach hinein und öffnete sie auf das Eleganteste.

Dann brachte er dem Invaliden den Tabaksbeutel, sah aufmerksam

zu, wie er die Pfeife stopfte, brachte ein Bündholz, und wenn dieses versagte, ein zweites, und wenn es dann nichts weiter zu thun gab, setzte er sich in irgend einen Winkel und sammelte seine Gedanken. Zuweilen sang er auch. O, das war! — So etwa wie ein alter, schwacher Herr singt. Nur ein ganz gemüthloser Zuhörer vermag darüber höhniſch zu lachen. Herr Lachnit sang ganz alte Feldlieder, oder ſchwermütige Arien aus einer verſchollenen Waldoper, oder Oſtanzel, die ihm einmal am Bachrand, im heitern Birkenhain in die Ohren geklungen. Das ſang er anspruchslos, oft mit falſchem Tempo, oft mit verfehlter Pointe. Wer flüchtig zuhörte, dem war das Quacken, Krackſen, Knurzen und Grolzen höchſt ſeltſam, wer aber hineinhörchte, dem wurde bald eigens, und je länger man dieſe komiſchen Töne in ſich fallen ließ, um ſo deutlicher und ausdrucksvoller wurde es bald: Weite Heide, ferner hoher Wald, gelb, braun und ſchwarz, ſpäter Herbst, weißer Himmel mit Wolken, die gleich tauſend von der Koppel gelassenen Hunden kläffend vor dem Winde jagen, der in raſender Eile heranbrauſt. — Weißes Feld, grauer Himmel, der Wind bringt eiſige, alles verſteinernde Kälte, die Waldtiere hungern, tief in der Erde ſchläft Hamſter und Dachs; im Holz iſt es laut: die Stämme krachen, und der Schnee fällt von den Äſten.

Der Invalide legte ſich in ſeinen Lehnſtuhl zurecht und hörchte. Er erlauſchte jedes Wort. Innig war er Herrn Lachnit zugethan, für ſeine Aufmerksamkeiten herzlich dankbar, und ihre Seelen verstanden ſich. Was nicht zu verwundern iſt. Eher verſteht ſich Menſch und Hund, Menſch und Affe, Menſch und Spinne, Menſch und Tiger, ehe ſich Menſch und Menſch verſtehn; die ſind von Natur zum Haß und zur Zerfleischung beſtimmt.

Der Invalide hatte früher einen Hund gehabt, er war ihm geſtorben, einen Kanarienvogel, er war ihm geſtorben, ſo klammerte er ſich an Herrn Lachnit wie an den letzten Freund. Was hätte er angefangen ohne ſeinen Zuſpruch und Rat, wer hätte ihm Geſellſchaft geboten, wer ihn erheitert, und womit hätte er ſeine Tage ausgefüllt ohne ihn. Er hatte ſich vorgenommen Rabelreitern zu töten, aber als er ſah, wie ſchlecht es dem Wegelagerer ging, wie nachſichtig der Verletzte die Sache nahm, mit einem Worte, wie leicht die Relation ſich gefunden hatte, vergaß er ſeinen Groll, und ſeine Bewunderung des Herrn Lachnit hätte noch zugenommen, wenn dieß möglich geweſen wäre. Er hatte niemals die richtige Relation zu finden vermocht, deßhalb hatte er ſich immer geſchunden, geopfert, deßhalb nagte er im Alter am Hungertuche.

Schlechten gegenüber wollte er gut sein, und sie stellten ihm ein Bein und lachten ihn aus; Guten gegenüber war er stolz und hochfahrend, auf ihre Einsicht in seine Gaben, auf ihre Anerkennung seiner Leistungen pochend, und stieß sie von sich. Berechnendes Aushorchertum wollte er durch Offenheit entwaffnen, List mit Klugheit, Krämertum mit Seelengröße besiegen, darum war er verlassen, und niemand liebte ihn und bewartete seinen gichtischen Leib.

Wie herrlich lebte dagegen Herr Lachnit! Die Frau Meisterin, die Gesellen, die Hausfrau, drüben der Bierwirt und Selcher und alle Kinder in der Gasse verhätschelten ihn, weil er die glückliche Gabe hatte, jeden von der richtigen Seite zu nehmen. Dabei überlegte er nicht lange und sprach, wie ihm der Schnabel gewachsen war, und nahm, was ihm annehmbar schien, ohne viel zu fragen. Die Leute sagten: „Das ist Herr Lachnit, das ist ja unser Herr Lachnit, aber natürlich!“ Und was gethan war, war gethan. Ging Herr Lachnit Geld borgen, so zeigte er niemals ein bedürftiges Gesicht oder etwa eine Verlegenheit, oder machte etwas Wichtiges daraus; im Vorübergehen, lächelnd und so nebenbei borgte er dies und das. Dem Invaliden brach das Herz, wenn er beim Greisler einen Becken ankreiden ließ.

Einmal nur fand Herr Lachnit keine Relation und kam dabei ums Leben. Das geschah so. In dem Hause lebte eine dumme Magd. Oft versuchte er eine Beziehung zu ihr zu finden, sah sie an, besuchte sie in ihrer Küche, aber sie verstand ihn nicht, sie war dumm. Herr Lachnit seinerseits war ja gewohnt mit beschränkten Personen zu verkehren, er hatte die Talente eines Politikers, aber diese Dummheit war außerhalb seines Vorstellungskreises, er fand keine Relation zu ihr. Als die Magd erst einige Tage im Hause war, begann sie zu einem der Gesellen eine heftige Liebe zu empfinden. Dieser nahm das als etwas hin, was sich von selbst versteht. Er hatte ein volles, noch bartloses, aber frisch gefärbtes Gesicht, pflegte sein Kopfhaar mit Pomade und trug entgegen allen Vorschriften der Mode, wohl um seinem untersehten Wuchs in etwas nachzuhelfen, hohe Absätze an den Schuhen. Das gab seinem Auftreten etwas ungemein Elastisches, Unternehmendes, und auf dem Tanzboden galt er für unwiderstehlich. Durch eine Freundin war sie auf diesen Mann aufmerksam gemacht worden, und bald empfand sie seine Gefährlichkeit am eigenen Herzen. Er war stolz, und ein stolzer Tänzer vermag jedes Mädchen zu unterjochen.

Der Geselle quittierte die Blicke der neuen Magd und machte auf einer Schuhleiste, die er zu diesem Zwecke adoptiert hatte, und die mit

Kerben bereits besät war, einfach noch einen Kern. Das war das ganze.

Eines Tages wurde die Magd, eben als sie mit dem Räumen ihres Koffers beschäftigt war, von dem Dienstgeber abgerufen und eilends fortgeschickt, weit weg über die Gasse. Herr Lachnit, der sich auf einer Inspektionstour befand, geriet an den offenen Koffer und untersuchte seinen Inhalt so genau, wie er es für seine Pflicht hielt. Da aber der Koffer in einer sehr dunklen Ecke untergebracht worden war, hielt er es für angezeigt, einige der Gegenstände ans bessere Licht zu bringen, und es gelang ihm auch mit heißem Bemühen und nicht geringer Geschicklichkeit manches Bedeutende herauszubringen. Zuerst einen Blumenstrauß. Er zerrte ihn aus der Küche durch die Flur auf den Hof und legte ihn vor den Fenstern der Werkstätte nieder; Gehilfen und Lehrlinge sahen seinem Thun mit Interesse zu. Nach einigen Augenblicken kam Herr Lachnit mit einem schwarzen, in den Ecken ausgestickten Tüchlein heran und legte es zum Strauß. Dann brachte er eine etwas schadhafte Damenhose ans Licht; er zog an ihr aus Leibeskräften und zupfte sie sorgsam auseinander; ein Nieder machte ihm schon geringere Beschwerde. Die Spannung der Zuschauer stieg aufs höchste, und Herrn Lachnits Emsigkeit und Ausdauer wurde allgemein anerkannt. Noch mit einer Tournüre plagte er sich redlich, und ein kräftiger, aber stark zertretener Schuh machte den Beschluß. Jetzt kam die Eigentümerin dieser Gegenstände . . . ein Schrei . . . Herr Lachnit hob den Kopf, nicht ohne Würde, und ließ sie gewähren, die in äußerster Scham und Bestürzung alles aufraffte und zurücktrug. Den Schuh warf sie ihm nach, doch hielt er dies für einen Scherz und schritt, sehr zufrieden mit seiner Leistung und durch den überlauten Beifall, der aus der Werkstätte scholl, genügend belohnt, an seine Geschäfte.

Wissen wir jemals, die wir hastig durch das Leben schreiten, Streben an Streben knüpfen, That auf That häufen, welches Wort, welcher Wunsch, welches Werk unser Schicksal bestimmt? Helf euch Gott, allen, die ihr euch in schlaflosen Nächten von Reue, von Furcht, von Schmerz gepeinigt auf dem Lager wälzt, helf euch Gott! Bereut nicht, denn eure Schuld liegt an einer anderen Stelle begraben, als an der, die ihr mit den Nägeln aufzuwühlen sucht. Fürchtet nicht, das Unheil kommt aus einer andern Wolke als der, die über eueren Häuptern steht. Weint nicht, das Elend das wir über andere bringen, ist schon vergeben, wenn wir daran denken; es ist ein Quentchen nur des Schmerzes, den wir andern zufügen, ohne daß ein Schatten unser Bewußtsein trübt. —

Sie öffnete einladend die Küchenthüre und ließ Herrn Lachnit eintreten. Ahnungslos sprang er auf das Fensterbrett und besah die Topferde der Belargonien, sah neugierig nach dem blanken Messing und dem roten Kupfer und nach der Magd, die Fenster und Thür sorgsam verschloß. „Ist die aber ängstlich!“

Bald kam die Reihe an ihn, Angst zu haben. Sie haschte mit zehn Fingern nach ihm, seiner habhaft zu werden, und ihrem Munde entkamen hierbei so viel Schimpfworte und Flüche, wie keinem Feldwebel jemals eingefallen wären. Herr Lachnit schrie aus Leibeskräften und flog auf. Glücklicherweise erreichte er auch einen Nagel, der oben über dem Fenster saß und hielt sich an ihm fest; sie aber schlug mit dem Rehrbesen nach ihm, und weil auch der Sitz viel zu enge war, fiel er herab und flüchtete sich unter den Geschirrkasten. Da ging es ihm erst recht schlecht, er verlor eine Zehe und wehklagte herzbrechend. Sie trieb ihn heraus, zum Fenster, auf den Kasten, über das Bett, hinter den Koffer, und dort faßte sie ihn endlich.

„Gnade,“ rief er, „Gnade!“

Sie aber sah ihn rachelustig an und umfaßte seinen Hals.

„Wart Du Rabenvieh!“

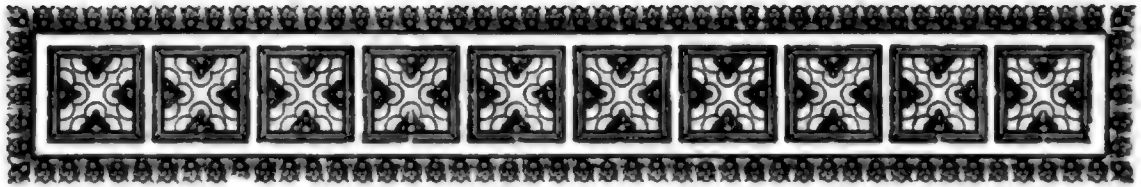
„Oh!“ schluchzte er, und sein silberweißes Auge wälzte sich vor Entsetzen.

„Schuft, Du mußt sterben!“

„Sterben!“ Donnerwort! Er hatte es hundertmal leichten Mutes ausgesprochen, tausendmal gleichmütig gehört, nun aber traf es ihn doch ins Herz.

Er sah sie flehentlich an. Sie aber faßte ihn am Schnabel und drehte seinen Hals mehrmals um, wie man ein Schnupftuch in der Wäsche ausdreht.





Armlentmädchen.

Studie in einem Akt von Karl Maria.

(Köln a/Rh.)

Ort der Handlung: Köln a. Rhein.

Zeit: Gegenwart.

Wohnzimmer der Witwe Körfgn. Kleinbürgerliche Einfachheit. Rechts in der Ecke ein Ofen, daneben ein Tischchen mit einer Lampe und Wasserflasche nebst Gläsern. Links in der Ecke neben dem Fenster, auf einem Holzgestell etwa ein Duzend frisch-geplätteter Hemden. Weiter nach vorne ein zweites Fenster, auf einem Brette davor einige Blumentöpfe. Zwischen den beiden Fenstern ein Familiensofa, hinter einem Tisch, auf dem ein Stoß Bücher und Schreibzeug. Links an der Wand, zumeist nach vorne, mittelgroßer Spiegel. Im Hintergrunde links eine Thür zur Küche, rechts eine Seitenthür zum Flur. Neben der Seitenthür, zurück, ein Ledersessel. Es ist Dämmerung.

U t t a (zwischen 17 und 18 Jahren, schwächlich, fein geschnittenes Gesicht; Mädchenhaftigkeit, durch welche hie und da Individualitätslicht durchbricht. Einfaches Wollkleid, blaue Hausschürze. Sie begießt aus der Wasserflasche die Blumentöpfe. Dann setzt sie sich an den Tisch zurück, dem Publikum die linke Seite zuehend, und fängt an, aus einer Geschichtstabelle zu lernen), 1640—1688. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst. (Wiederholt, indem sie die Hand vor die Augen legt.) 1640—1688, Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst. (Sie liest wieder aus dem Buche.) 1688—1713, Friedrich I., seit 1701 König. (Wiederholt, indem sie die Hand vor die Augen legt.) 1688—1713, Friedrich I., seit 1701 König, — so . . . nun zusammen: 1640—1688. (Die folgenden Worte ersterben in Murmeln — plöblich nervös-ärgerlich hervorstößend). Bis 17 . . . 17 . . . 17 . . . mein Gott, wie ich das vergesse! . . . (Sie drückt die linke Hand geballt vor die Stirn.)

Frau Körfgn (Ende der Vierziger, robust, polsterig-gutmütiges Wesen; blaues Kattunkleid, weißes Häubchen; sie kommt aus der Küche, am linken Arm einen kleinen Korb mit Kartoffeln, in der rechten Hand eine irdene Schüssel mit Küchenmesser drin). Na, bring Dich nicht gleich um wegen dem dummen

Schnack! — Wirst's schon noch lernen — hör jetzt mal 'n bißchen auf — ich muß Wäsche tragen gehn . . .

Utta (ins Wort fallend). Soll ich vielleicht für Dich . . . (Sie steht auf.)

Fr. Körfggen (ohne ausreden zu lassen). Nein, bleib nur sitzen . . .

Utta (ihr Anerbieten erneuernd). Aber . . .

Fr. Körfggen (abschneidend). 'S ist am Severinsthor — fändst Dich noch nicht hin . . . schäl inzwischen die Kartoffeln und setz sie auf . . . (Mascher.) Bückinge hast Du doch mitgebracht?

Utta (sich setzend). Ja — 's übrige auch — im Rükenschrant links — Du bekommst auch noch Geld 'raus.

Fr. Körfggen (neben Utta tretend, die aus ihrem Portemonnaie einige Geldstücke austrant). Hm? . . . — ja, rechne mal . . .

Utta. 10 Bückinge — macht 60 Pfennig . . .

Fr. Körfggen. Wie? 6 Pfennig 's Stück? — Wo war das? . . .

Utta. Gegenüber gleich . . .

Fr. Körfggen. Warum an der Eck nicht? — Ich sagte es doch — da kosten sie nur 4 — paß doch besser auf . . .

Utta (leimlaut). Entschuld'ge, Tante! — das nächste Mal . . .

Fr. Körfggen (ärgerlich). 'Türlich, 's nächste Mal! . . . weiter! —

Utta. Benzin — 20 Pfennig.

Fr. Körfggen. Stimmt.

Utta. 4 Stück Seife — 's Stück zu 8 Pfennig: zusammen zweiunddreiß . . .

Fr. Körfggen (polterig). Wieder zu viel! — Hab neulich nur 28 gezahlt . . . warst doch dabei, wie ich 'runterhandelte . . .!

Utta (verlegen, setzt zu einer Entschuldigung an).

Fr. Körfggen (weiter polternd). So verdöst wie Du bist! — Da sitzt Du nun den ganzen Tag und stopfst Dir den Kopf voll — sonst kannst Du nichts . . . wärst besser in Koblenz geblieben! —

Utta (bittend). Aber Tante . . .!

Fr. Körfggen. Ach! so schlimm wär das mit der Papierfabrik auch nicht geworden! . . .

Utta. Aber Tante! Dann wär's doch mit dem Lernen ganz vorbei gewesen! So lange ich noch nähte . . .

Fr. Körfggen (unwillig unterbrechend). Ja — ja — da ging's zwischen-durch noch mit der heimlichen Studiererei . . . daher wird auch wohl nur die Gesicht mit den Augen sein! . . .

Utta (dringlich). Nein — vom Weisnähen nur — wirklich — der Doktor hat's ja gesagt, als ich's drangeben muß! — lesen dürst

ich ruhig, das schade nichts . . . — (Mit anderm Tone.) Ach Tante, schick mich nicht nach Haus — 's lernt sich so schön hier bei Dir . . . und eh' ich in die Papiersfabrik gehe — lieber . . . (Sie fängt heftig an zu weinen.)

Fr. Körfggen (eintretend). Na, knatsch nicht gleich — 's war ja so schlimm nicht gemeint — ich will Dich schon durchfüttern bis zum Examen — schreib's der Mutter nur . . .

Utta (immer noch unter Thränen). Dan—ke — Tante —

Fr. Körfggen. Was hast Du nur! Heute morgen hattest Du auch ganz verweinte Augen, als Du vom Milchtrinken kamst . . . bist Du krank? . . .

Utta (sich bezwingend). Ach nein! — das war nur — letzte Nacht . . . ich hatte länger gearbeitet . . . der Kopf that mir 'was weh davon . . .

Fr. Körfggen. Siehst Du! . . . Ich hab's ja gesagt, daß es kein gut thät! . . . Nur das schöne Petroleum geht dabei drauf . . .

Utta. Ach! — es ist ja nur . . . je eher ich fertig bin . . . Lehrerin werd' . . . je besser und . . . es zieht sich ja ohnedies schon so lange hin . . .

Fr. Körfggen. Ach was! — So 'ne Eilsach ist's damit nicht — ruh Dir den Kopf nur mehr aus! . . . schlecht genug siehst Du schon aus — nachher liegst Du da und bist krank! . . . mußt mehr an die Luft! . . . 's gut, daß Dich jetzt die . . . (Nach dem Namen suchend.) die . . . wie heißt sie doch, die gestern . . .?

Utta (einfallend). Die Mieke meinst Du? . . .

Fr. Körfggen. Ja, die Mieke — 'was mit 'rausnehmen will . . .

Utta (eifrig). Ja, das will sie, so oft sie kann, nur hat sie leider so viel zu thun, sagt sie . . .

Fr. Körfggen (fängt an, einen Teil der Hemden vom Gestell in einen Korb zu legen, Utta hilft ihr dabei). Das glaub ich! — bei Wille! — Verdient aber auch wohl 'n schön Stück Geld? . . .

Utta. 4,50 Mk. den Tag, — seit sie mit an der Kass' ist und bei den Büchern hilft . . .

Fr. Körfggen. Das laß ich mir gefallen . . .! (Sie schnäuzt sich.)

Utta (mit dem Kopfe vor sich hin nickend). hm! — wenn ich das in Koblenz in der Rastorstraf' herumerzählen ging, daß die Mieke . . .

Fr. Körfggen. So 'nen guten Eindruck hat sie mir gleich gemacht,

muß ich sagen . . . so fix und nett . . . (Den Kopf schüttelnd.) Daß die früher so 'n böß' Kind gewesen sein soll . . . !

Utta. Böß war sie nicht . . . ihren eignen Kopf nur hat sie immer gehabt . . .

Fr. Körfggen (indem sie den Ofen schürt). Als fünfzehnjährig Ding . . . auf gut Glück! — So 'ne Courag'! . . .

Utta. O, die war damals schon beinah so groß und stark, wie jetzt . . . am Abend, eh' sie durchbrannte, hat sie Beckers Niklas durchgeprügelt, weil er mich an den Haaren riß . . . und der war doch noch 'n Jahr älter! . . .

Fr. Körfggen (lachend). Weißt Du, lad sie doch bald 'mal zum Kaffee ein . . .

Utta. Ja, dann sollst Du mal was hören, was die überall 'rumgekommen ist in den drei Jahren — erst Hotelmädchen — dann in einem Blumengeschäft — dann in 'ner Kouditorei . . . alles hat sie mir noch gar nicht erzählen können! . . .

Fr. Körfggen (indem sie den Korb aufnimmt). Da lad sie nur bald 'mal ein . . .

Utta (öffnet die Thür).

Fr. Körfggen. Adieu . . .

Utta. Bleibst Du lange weg . . . ?

Fr. Körfggen (zwischen Thür und Angel). Dreiviertel Stund' . . . so . . . Adieu . . .

Utta. Adieu, Tante . . . (Sie geht langsam an den Tisch zurück, setzt sich müde hin, stüzt grübelnd die Stirn, nach einer Weile sich zusammenraffend, hastig). Ich muß weiter machen . . . (Sie schlägt das Geschichtsbuch wieder auf.) 1640—1688, Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst — 1688 — (Das Weitere verliert sich in Gemurmel, kurz darauf einhaltend.) Ach Gott . . . (Nervös.) Die Zahlen . . . ! (Sie schiebt das Buch aufseufzend zurück.) Lieber 'was Geographie! . . . (Sie klappt ein anderes Buch auf.) Ins arktische Meer der Bact-Fluß . . . (aus dem Gedächtnisse) der Bact-Fluß (aus dem Buche) der Kupferminenfluß . . . (aus dem Gedächtnisse) der Kupferminenfluß . . . (aus dem Buche) der Madenzie-Fluß . . . (Es klingelt, sie springt auf und eilt hinaus, die Thür bleibt offen, man hört Uttas Stimme.) Kein Brief?

Briefträger (draußen). Näh, Fräulein, — Zeitung nur — 'n Abend . . .

Utta (kommt langsam zurück, legt die Zeitung auf den Tisch, einen Augenblick in trübem Nachdenken, dann zündet sie langsam die Lampe am Seitentischchen an und trägt sie zum Arbeitstisch).

Mieze (Vollblut-Rheinländerin, sprudelndes Temperament, blond, brillant gewachsen, — dunkelgrünes Kleid, Mäpchen und Jacket mit schwarzem Pelz besetzt, graue Boa, sie kommt durch die Thür aus dem Flur rasch auf Utta zu, lebhaft).
'N Abend — 'n Abend . . . 's stand ja die Flurthür bei Euch offen: — da bin ich denn: — Bums-Plums . . .

Utta (in Freude und Verlegenheit). Ach — ich vergaß wohl . . . der Briefträger war da — da hab . . . (Sie will hinaus.)

Mieze (spottend). Nun hab ich sie natürlich zugemacht, Schäfchen Du . . .
(in anderem Tone, sich umblickend) Tante nicht da? — soll ihr was ausrichten — unser Chef . . .

Utta (unterbrechend). Sie ist aus — (Nach der Wanduhr sehend.) halb sieben wird's wohl werden . . .

Mieze (süßel, nach einigem Überlegen). Halb sieben . . . hm! — famos, da klöhnen wir solange zusammen (sie legt ab, Utta hilft ihr dabei) so gemüthlich ist's hier — gemüthlich — (sie schubbert) draußen puh! der Wind! . . . (sie reibt sich mit beiden Händen die Ohren, dann setzt sie sich auf den Lehnstuhl) mollig ist es hier — (sie verschränkt die Arme) Nun . . . wie gefiel's Dir gestern — gut bekommen unser Bummel — (lacht) unser erster Bummel . . . ? war kurz — leider! —

Utta (herzlich, neben Mieze tretend). Nett war's — sehr nett — und — ich glaube, ich hab — Dir noch gar nicht ordentlich gedankt dafür — die Schokolade und das Stück Ku . . .

Mieze (hell auflachend). Haha! — noch gar nicht ordentlich gedankt — Du bist wirklich . . . (lacht wieder) . . . ordentlich gedankt! . . . immer noch die kleine, bescheidene Maus, wie früher . . . ? wenn wir zusammen Äpfel gestriezt hatten an der Mainzer Chaussee — ich kriegte immer $\frac{3}{4}$ davon . . . (lacht wieder, indem sie Utta einen leichten Klaps auf die Hand giebt). Du — das bescheiden sein . . . weißt Du — das mußt Du Dir abgewöhnen . . . ich denk immer (mit Geste) „Kipps, Kaps in meinen Sack!“ . . .

Utta. Wie Dir der Schalk aus den Augen guckt . . . !

Mieze. Letzten Fastnacht — da war ich auch Till Eulenspiegel — auf dem Gürzenich-Ball . . . (hell lachend) war das eine Uzerei! . . . wenn ich daran denke . . . ! . . .

Utta. Und wie du so schön lachen kannst . . . so schön laut — ich hör das so gern . . .

Mieze. Nun, Du hast wohl zu Haus immer noch Hiebe gekriegt, wenn Du ein bißchen laut warst? — Der alte Söffler von Ba . . .

Utta (ins Wort fallend). Aber Mieze! . . .

Mieze (ruhig fortfahrend). — Deshalb bist Du auch so — so — wie soll ich sagen — ja — so in Dich hineingemümpfelt —: wie wenn 'ne Schnecke eins über's Fühlhorn übergekriegt hat —: alles inwendig — außen nichts — (In anderem Tone, tröstend). Na, sei mal erst 'n bißchen in Köln hier — aufleben wirst Du — ja — ich garantier's Dir . . .

Utta (zweifelnd). Bist Du wirklich so gern hier?

Mieze (lebhaft). Ich — ich sag Dir . . .! — mich bringt niemand mehr weg von hier . . . Köln! (sie schmalzt mit der Zunge) — alles so —: ich verdiene gut —! Bekannte, 'ne ganze Menge! — nette Wohnung, so hübsch ausgeschmückt, auch gar nicht teuer — (Eine kleine Pause, in der sie an ihrer Frisur ordnet). Ha und dann: (lebhaft und lebhafter.) Das Geschäft — weißt Du — dazu hab' ich Lust und Liebe . . .

Utta (setzt sich in die Sofaede).

Mieze. Im Laden — da kommt und geht es immer — nur feine Herrschaften — und dann — wenn ich unsere Schaufenster so arrangieren kann . . . (sich unterbrechend) nicht wahr, die sind doch schön arrangiert . . .?

Utta. Es ist 'n wahrer Staat damit . . .

Mieze. Besonders das Mittelfenster, nicht wahr? — Die neuen Spitzenchu's, die machen sich schön . . .!

Utta. Und grad an der Hochstraß' — das sieht's auch jedermann . . .

Mieze (rasch). Ja siehst Du — und die Hochstraß'! — das seh ich immer so gern —: vor den Fenstern immer der Trubel — straßauf, straßab — und so brillante Toiletten darunter — überhaupt in Toiletten haben die Kölnerinnen was los . . . (aufseufzend.) Wenn ich nur's Geld dazu hätte . . .!

Utta. Aber Du siehst doch so elegant aus! — Deshalb erkannte ich Dich vorgestern erst gar nicht wieder . . .

Mieze (lacht). Wirklich?

Utta. Ich stand und guckte und guckte durch Euer Schaufenster . . . na, bis dann auf einmal . . .

Mieze (heiter). Ja, zu nett — wirklich! — daß wir uns wieder haben! (lachend) — Ich muß was zu Dir auf's Sofa setzen — wir haben doch noch so viel auszupacken! (Streichelt Utta's Hand.)

Utta (mit leisem Vorwurf). Ja — denn mit dem Schreiben . . .

Mieze (lachend). Bist mir wohl böse, daß . . .

Utta. Nein — aber ich dachte nur . . . ein Brief nur und dann noch

'mal eine Karte — als Du still wurdest — Du wolltest nichts mehr von mir wissen . . . und . . .

Mieze. Schäfchen Du — wir Nachbarstinder! — weißt Du, im ersten Jahre da ging's so funterbunt mit mir . . . hier bald, bald da . . . und später bei Wilke . . . weißt Du, wenn man den Tag sich müde gearbeitet, sich dann noch hinsetzen und schreiben — das ist nichts . . . aber jetzt, wo Du hier bist — plaudern, das wollen wir oft . . .

Utta. Ja, kannst Du Sonntag nicht zum Kaffee kommen, — Tante möchte Dich auch kennen lernen? . . .

Mieze. Sonntag — das geht . . . gern . . .!

Utta. Vorher — könnten wir dann nicht 'n Spaziergang machen — so über die Rheinbrücke nach Deuz oder . . .?

Mieze (zweifelnd). Wenn Du willst —: ja — von drei Uhr ab . . . aber was für 'n Kleid ziehst Du dann an — weißt Du, gestern . . . ich hab's Dir gleich sagen wollen — und dann — und dann sieh mal, anders frisieren mußt Du Dich auch . . . 'ne solche Frisur: Lößchen vorne — das wird Dich kleiden . . .

Utta (abwehrend). Ach laß doch! — ich — ich hab gar keinen Sinn für so was . . .

Mieze (entrüstet — erstaunt). Ich bitte Dich! . . .

Utta. Warst doch früher auch nicht so . . .

Mieze. Früher — ja — damals, — als wir auf der Kastorstraß' noch Seilchen sprangen . . . (Einbringlich.) Nein, Du mußt wirklich mehr auf Dich halten, Utta! — ein Mädchen muß sich so hübsch machen, wie's kann . . .

Utta (Keinlaut). Ach, es lohnt ja auch nicht! . . .

Mieze (aufstehend, eifrig). Wie? — (Utta musternb). So 'u nett Gesicht hast Du — — und so schöne Zähne — und die Figur . . . steh doch mal auf!

Utta (steht mit Widerstreben lächelnd auf).

Mieze. Siehst Du —: auch recht nett — nur noch etwas voller werden . . .

Utta (mit erwachendem Interesse). Ja — ich trinke auch jetzt jeden Morgen 'n Glas frische Kuhmilch . . .

Mieze (fortfahrend). Und dann — (lebhaft) schnüren mußt Du Dich . . . Deine Taille, weißt Du, das ist nichts . . .

Utta (entschuldigend). Das Korsett ist so schlecht . . .

Mieze (mit Kennerblick über Utta hin). Ha! . . . für Deine Figur . . .

Du mußt 'n Pariser Korsett . . . — — Ja — (sie umfaßt mit beiden Händen Utta's Taille und drückt sie zusammen.) —

Utta. Mein Gott! — wa soll ich denn 's Geld dazu nehmen, — ich bin froh, wenn Tante mir immer die 10 Pfg. für die Milch giebt . . .

Mieze (indem sie ein Metermaß-Band aus der Tasche holt). Ein Korsett sollst Du schon aus unserem Laden . . . (sie nimmt das Maß).

Utta (legt beide Hände auf die Büste der vor ihr gebückt stehenden Mieze, bewundernd). Wie schön das bei Dir ist . . . so schlank . . . so — so prall . . .

Mieze (erfreut). Ja — nicht wahr — besonders hier in dem neuen grünen Kleid . . . habt Ihr keinen . . . (Sie steht umher, entdeckt den Wandspiegel links und tritt davor.) — Du (Den Kopf etwas zur Seite gelegt.) Besonders — hier — in dem neuen Grünen (sie betrachtet sich glücklich.) — Ja. — (Sie nickt mit dem Kopf und mißt dann ihre eigene Taille.) Siehst Du (indem sie Utta lachend die Stelle am Maß zeigt) — Das nennt man Büste, sagt der Hans . . . Büste! — „Wenn Du ohne Kopf zur Welt gekommen wärst, ich hätt' mich in Deine Büste verliebt“ hat er mal gesagt . . . (sie geht ein paar mal auf und ab).

(Kleine Pause.)

Utta (mit einiger Neugier). Hans? — Du — wer ist das denn? — sag 'mal — oder —: darf ich das . . . ?

Mieze (stehenbleibend, mit einem raschen Blick auf Utta, dann trällernd auf und ab). Hm! . . . Noch nichts für dich . . . später 'mal . . . wenn Du erst 'mal 'n bißchen weiter . . . (Lacht auf und läßt Utta mit einer leichten Aufwallung von Sinnlichkeit.) Wie nett Du zu küssen bist . . . Kopf zurück! — so! —

Utta (legt den Hals zurück auf Mieze's Schulter).

Mieze . . . Muß Dich doch mal ordentlich . . . (Sie drückt leidenschaftlich einen langen, saugenden Kuß auf Utta's Mund, die sich bestürzt-spröde sträubt.)

Utta (indem sie sich die Haare zurückstreicht). Aber Mieze! . . .

Mieze (tief aufatmend, dann lachend). 's mußt Du noch lernen — 's richtige Küssen — hab's auch in Köln erst gelernt — wie 's Cigarettenrauchen auch! — (Indem sie sich an den Tisch setzt.) Hm — so was (Sie reckt sich.) Hm — in Deinen Büchern (Sie schlägt eins der Bücher auf.) steht von so 'was nichts . . . ! — Ach Gott —: Arithme—tik, brr! — (Sie stößt das Buch zurück, nimmt ein anderes.) Hm! . . . Evangelisches Gesangbuch . . . richtig — Du bist ja protestantisch — (Indem sie die Stirn stößt, nachdenklich.) Hm — mit

der Frömmigkeit . . . ich geh ja auch alle 14 Tag ins Hochamt . . . an die Jungfrau Maria glaub' ich auch sehr . . . ! aber sonst . . . ich weiß nicht . . . 's sind so komplizierte Sachen . . . wie denkst Du eigentlich drüber . . . ?

Utta (geht vom Ofen, an dem sie gelehnt, langsam zum Tisch). hm — weißt Du —: ich mach mir auch nicht viel Kopfzerbrechens drüber . . . (Indem sie ein Buch am Tische aufschlägt.) Ich lese lieber — meine freie Zeit — hier — so —:

Mieze: Ach so —: Gedichte — hast Du die immer noch so gern . . . ?

Utta. Viel mehr noch wie früher . . .

Mieze (nimmt Utta das Buch aus der Hand und blättert drin). 'n Lesezeichen! — das hier gefällt Dir wohl besonders . . . ?

Utta (innig). Ja, lies nur mal . . .

Mieze (halblaut). „Füllest wieder Busch und Thal
„Still mit Rebelglanz“

Utta (unterbrechend). Nein, nicht laut! — das muß man still für sich . . .

Mieze (lächelnd). So 'n Put! wie Du das besser wissen willst! . . .

Utta (über Mieze's Schulter gebeugt, liest leise mit, plötzlich zeigt sie mit dem Finger auf eine Stelle und sagt dann aus dem Gedächtnisse mit auffallendem Verständnis).

„Ich besaß es doch einmal
„Was so köstlich ist,
„Daß man doch zu seiner Qual
„Nimmer es vergißt.“

Mieze (weiterlesend, brummt, nicht sehr entzückt von dem Gedichte). Tja —
tja —

Utta (hat die Handballen an die Schläfen gepreßt und träumt vor sich hin).
Kleine Pause.

Mieze Ach ja — nun weiß ich's —: ich kenne das Gedicht schon — neulich bei Gerichtsfekretärs — da wurde es gesungen . . .

Utta. Gesungen . . . ?

Mieze (lässig erzählend). hm — so 'n Musiker — B — B — Bender — ja — so hieß er — am Konservatorium hier lernt er noch — 's war neu komponiert von ihm . . .

Utta (ihre Verlegenheit niederkämpfend). Ach ja — ich erinnere mich — im Tagblatt stand . . . es wurde gelobt —: es sei gut in Musik gesetzt . . .

Mieze (gleichgültig). Mag sein — die machten auch da ein Wesen von ihm! — er würd' was Großes noch! . . . im Frühjahr, wenn er

erst nach Mailand ging! . . . P! (Verächtlich.) Meine Nummer ist er nicht! —

Utta (leise). Warum denn nicht? —

Mieze (achselzuckend). Wenn ich schon so lange Haare seh — das mag ich nicht leiden — so gar nicht chif! — (In anderm Tone, indem sie ins Buch sieht.) . Sieh mal, verstehst Du den letzten Vers hier?

„Was von Menschen nicht gewußt
„Oder nicht bedacht,
„Durch das Labyrinth der Brust
„Wandelt in die Nacht . . .

Du, verstehst Du das?

Utta (in sich versunken, nicht nur einige Male schweigend vor sich hin).

Mieze (pikiert, daß keine Antwort kommt). Na ja — man kann sich schließlich 'was dabei denken, — aber Du, weißt Du! . . . (Sie hält inne und blättert in dem Buche hin und her.) . . . Du, weißt Du — hier so das alles (sie blättert weiter.) — (mit etwas mißmutigem Tone.) gefällt Dir das eigentlich so recht — überhaupt so — Verse —? (Den Ton rasch ändernd, mit steigender Begeisterung.) Ich hab jetzt ein Buch zu Hause — ich sag Dir, Utta! — 'n Roman — Hans hat ihn mir aus Berlin geschickt — Ah! (Sie lehnt sich zurück, die Arme hinter den Nacken verschränkend.) „Im Liebesrausch“ heißt er — (Sich mollig dehnend.) „Im Lie—bes—rausch“ — Ah — (Sie schließt ein paar Augenblicke die Augen.)

Utta (neben Mieze). Wie schön feucht jetzt Deine Augen sind —! und sie glimmen ja ordentlich! — —

Mieze (nimmt Uttas Hände und drückt ihre Zähne fiebernd hinein — kleine Pause — bei den folgenden Worten liebkost sie fortwährend die Hand und preßt sie bald an ihren Hals, bald an ihre Taille). Das Buch mußt Du lesen, Utta, — siehst Du, nachher können — wir dann über so vieles zusammen sprechen — so vieles — ich meine — was wir bis jetzt . . . (tief Luft holend.) Da drin steht ja alles — so schön geschildert — (Sie zieht Uttas Kopf zu sich nieder.) „Im Liebesrausch“ — was? — ist nicht der Titel schon so schön . . . ?

Utta (halb unbewußt, glühend). Im — Liebesrausch . . . (Sie richtet sich langsam auf.)

Mieze (aufblickend). Wie Du das schon gut sagen kannst! — hätt's Dir gar nicht zugetraut . . .

Utta (wendet sich beschämt ab).

Kleine Pause.

Mieze (mit Mädchenvertraulichkeit). — Überhaupt — Du (indem sie Utta

prüfend betrachtet.) — Du — komm doch mal . . . auf meinen Schoß . . .

Utta (läßt sich widerwillig niederziehen).

Mieze. So recht dicht 'ran, — guck mir 'mal 'n bißchen in die Augen . . . (Lachend, da Utta aufspringt). Warum denn so scheu . . . ?

Utta (abgewandt, unsicher). . . . Wie Du nur bist (Sie fängt an die Bücher zu ordnen.)

Mieze (amüsiert sie betrachtend). Nun — zwischen uns — wir alte Freundinnen . . .

Utta. Laß doch . . . !

Mieze (lacht). Wirst Dir schon noch 'n Herz zu mir fassen — wart nur — (Indem sie Utta von hinten läßt.) . . . hol Dir den Roman nur morgen bei mir . . . !

Utta (immer noch verwirrt). Nein — danke — ich meine — später 'mal —

Mieze (erstaunt). Weshalb denn . . .

Utta (rasch). Nach dem Examen — jetzt . . .

Mieze (ärgerlich). Examen! — Examen! Diese verrückte Geschichte, — daß es Dir damit Ernst sein soll . . . ?

Utta. Aber gelernt hab ich doch immer schon gern . . .

Mieze. Ja, sonst hättest Du mir in der Schule nicht immer so schön vorsagen können — — aber Dir deshalb gleich so 'was in den Kopf zu setzen! . . .

Utta. Mein Brot muß ich mir nun doch verdienen . . .

Mieze (einsfallend).! 'türlich, — thu ich auch schon, seit ich keinen Zopf mehr trage . . .

Utta. hm — siehst Du — und da kann ich es nun — Tante hilft mir nun, daß ich es auf 'ne Art thun kann, bei der ich am glücklichsten bin. —

Mieze. Jesses-Maria-Josef! — Am glücklichsten! — in der Schul' mit den schmierigen Bälgen — 's Stillfigen beibringen und (Sie lacht.)

Utta. Laß doch! — Du weißt ja — vorgestern schon hab ich's Dir . . . ich hab Kinder nun mal so gern — bei Kindern — da komm ich erst so recht aus mir 'raus — da geniert mich nichts — (Sie steht unruhig auf.) — Sonst unter Leuten — ich bin so unbeholfen — möcht mich am liebsten oft gleich verstecken — (Indem sie ihre Hand auf Mieze's Schulter legt.) — Du — Du bist so viel besser dran, als ich — so — so resolut — so — Du wirfst so mit allen fertig . . .

Mieze (die Arme verschränkt, lacht zu Utta hinaus). Hat sich was — ! (Lacht.)

Utta (fortfahrend.) Ja — Niece — wie Du das mit der Schnecke und den Fühlhörnern sagtest . . . ich glaub wirklich, es ist so — (Sie setzt sich resigniert.) Ach! Ich hab's auch so schlecht gehabt — all die Jahre her . . . zu Hause . . .

Niece (sieht sie teilnehmend an indem sie näher zu ihr rückt).

Utta. Zu deiner Zeit war's ja schon schlimm — aber später erst. . . 'n Elend! — schließlich kam er in 'ne Trinkerheilanstalt — aber da war schon alles weggepfändet — grad daß sie mir die Nähmaschine noch gelassen haben . . .

Niece (stößt einen leisen Laut des Bedauerns aus).

Utta. Dazu wurd's dann mit Mutter wieder schlimmer — die alte Geschichte am Unterleib . . . Monate lang zu Bett liegen! . . . da saß ich dann immer und nähte — und nähte — hinten das Hüßchen, wo Sonn' und Mond nicht hinscheint — (ihr Gesicht nimmt einen stumpfen Ausdruck an) immer nähen — nähen — nähen — Stich und Stich und Stich . . . und . . . froh, wenn ich 'mal 'n Leiertaststück hörte —

Niece. Arme Utta! . . .

Utta. So gar keine Freud . . . nirgends 'mal dabei, wo man sich amüßiert — (mit einem Seufzer) dann wird's denn so mit einem — (Kleine Pause.)

Niece. So'n Jammerleben! — 's gut, daß ich bei Zeiten ausgekrazt bin, eh's auch mit mir . . .

Utta. Ach! Bei Euch! da war's ja viel besser . . . der Vater trank doch nicht . . .

Niece. Nun, dafür machte er immer Kinder in die Wieg', wenn er von seinen Flößen kam . . . jedes Jahr ein neues . . . und ich sollt dann immer sitzen und auf all die Kognäschen aufpassen, sonst kriegt ich den Buckel vollgehauen — was später aus mir wurd, war egal . . . (Mit anderem Ton.) Wärst Du doch damals mit mir gegangen : . . .

Utta (schüttelt den Kopf).

Niece (eifrig). Siehst Du, es ist doch noch mein Glück gewesen! — Ich seh Dich an der Moselbrück' . . . wie Du bei mir weintest, und mein Bündelchen festhieltest, daß ich nicht fort sollte . . . !

Utta. Ich durste doch nicht mit — ich war zu Haus noch nöt'ger, als Du — und war doch auch unrecht von Dir . . .

Niece (spöttisch-ärgerlich). Daß ich's Leben zu Hause satt bekam . . . ?

Utta. Es war doch Deine Pflicht? . . .

Mieze. Was . . . ? Pflicht? . . .

Utta. Eltern bleiben doch immer Eltern . . .

Mieze (lacht). Ja — in die Welt gesetzt haben sie mich ja, wie die sieben oder acht andern auch . . . ich hab' sie aber nicht darum gebeten . . .

Utta. Aber Mieze!!

Mieze (indem sie mit dem Fuße wippt). Aufgepäppelt haben sie mich auch — 's stimmt! — Das mußten sie schon von Gott- und Rechts- wegen — wodurch sie sich aber sonst grad um mich verdient gemacht hätten. (Sie zuckt die Achseln.)

Utta (entsetzt). Mein Gott, wenn Dich jemand so hörte . . .

Mieze. Ach was! Mutter hat mich immer gepufft und geknufft — na und Vater — (Sie macht eine verächtliche Handbewegung.)

Utta. Ach! sprich nicht so! — Eltern —: Das ist immer 'ne besondere Sach —

Mieze (geringschätzig). Wüßt' nicht! — Ja — je nachdem — Wenn jemand reicher Leute Kind ist — schön aufgezogen wird — Gouvernant' hat und Equipag' fährt — schließlich noch viel vererbt bekommt — ja, dann laß ich mir's gefallen — da wär ich auch zu Haus geblieben —: immer hübsch kusch! — Aber (auslachend) unser- eins aus der Kastorstraß'! aufgewachsen, wie die Spazken — ja wohl! — 'n bißchen Essen und Lumpen — Prügel, wenn Vater nachts gesoffen — nichts Rechts gelernt — nur für die Fabrik schließlich gut — (sie steht auf und geht auf und ab) — da ist's ja nicht der Rede wert mit Vater und Mutter! —

Utta (kopfschüttelnd). Nein, nein — Du machst das alles zu schwarz! wirklich Mieze! —

Mieze (auf und ab, pfeift verächtlich durch die Zähne).

Utta. Ja — und Armlaut' sind Armlaut' — sie thun doch, was sie können . . . und lieb haben sie uns doch . . .

Mieze (auslachend, die Arme verschränkt). Lieb!! — Weißt Du, was Vater mir schrieb? „Ein Mas sei ich — thät ihm leid, daß er mich so lange gefüttert — blau und grün schlüg er mich, wenn ich mich unterständig 'mal wiederzukommen —; na — und Mutter! — Die wird ein neu Kind bekommen haben, als ich weg war, — da war 's ja wieder gut —

Utta (langsam, resigniert). Da — hast Du also nie Heimweh gehabt — in — all der Zeit? —

Mieze (bitter). Heimweh? — (lachend). Was ist denn das für 'n Ding?

Kleine Pause.

Utta (traurig, die Arme schlaff über den Schoß herunter). Ich — ich weiß es eigentlich auch nicht —

(Es klingelt.)

Mieze. Du, das war doch bei Euch?

Utta (halb in Gedanken noch). Ja — 's wird wohl der Milchjunge sein . . . (ab).

Mieze: (steht langsam auf, geht vor den Spiegel, die Arme auf die Hüften gestemmt, trällernd, — plötzlich überrascht-ärgerlich). Wahrhaftig — doch 'ne Falte! (Sie plättet mit der Handfläche die untere Taille und geht dann wieder einige Male im Zimmer auf und ab, trällernd).

„Das schönste auf der Erde ist
„Der Köln'sche Karneval,
„Das leuchtet jedem ein gewiß,
„Und uns auf jeden Fall . . .“

(Sie geht darauf an den Tisch und liest eine kleine Weile in der Zeitung.)

Utta (ist inzwischen eingetreten, totenblaß, sie schleppt sich mühsam vorwärts und bricht auf dem Stuhl am Tisch zusammen.)

Mieze. (sich entsetzt umwendend). Mein Gott! — (Sie eilt neben Utta) was ist Dir passiert — Utta?! —

Utta (nach Luft ringend). Nichts — nichts — laß — nur —

Mieze. Ist Dir plötzlich schlecht geworden? — — Was ist denn — (sie entdeckt die Wasserflasche auf der Kommode)? so — da (sie schüttet ein Glas voll und bringt es Utta) — Du — trink! —

Utta (hat sich inzwischen wieder aufgerichtet). Nein — danke — laß nur (sie stellt das Glas ohne zu trinken auf den Tisch). — Ich — ich —

Mieze (besorgt). Geht's schon besser . . .?

Utta (sie holt tief Atem, ein paarmal vor sich hinstehend, dann mit einem Aufschrei). Aber warum denn . . . warum denn? . . . ich hab's doch gethan . . . ich will's ja auch weiter . . . (Sie bricht wieder zusammen, in heftiges Weinen ausbrechend.)

Mieze (saffungslos Utta anstarrend). Mein Gott, was ist denn nur los? Utta — so red doch nur — ich helf Dir schon —

Utta (schluchzt krampfhaft weiter).

Mieze. Was ist denn nur los? . . .

Utta (mühsam). Es sei aus — aus — schreibt er . . . (Ihr Kopf sinkt auf die Tischplatte.)

Mieze. Was? — was ist aus? — zeig 'mal her, was er geschrieben. —

Utta (sucht fieberhaft erst die rechte, dann die linke Tasche durch, tastet dann am ganzen Leibe herum, fährt wieder in die rechte Tasche und holt einen Brief hervor).

— Hier — da — da fängt's an! (sie dreht den Brief herum) — nein

— nein hier . . .! — (sie wischt sich die Thränen aus den Augen) — ich kann nicht ordentlich sehen —

Mieze (ungebuldig, nimmt ihr den Brief weg). Gieb nur — gieb nur —

Utta (schluchzt weiter).

Mieze (indem sie rasch liest). Aber werd doch ruhig — Utta — thu mir doch den Gefallen — trink doch 'nen Schluck! —

Utta (trinkt hastig, dann stodend). Die — erste Seite — nur hab ich gelesen — ich verstand 's weiter nicht — (Aufstöhnend.)

Mieze. Wird doch nur ruhig — Du hast ja jetzt schon 'nen ganz roten Kopf!

Utta (gequält). Lies doch laut, bitte — ja? — (jäh). Nein — nein (hält sich die Ohren zu) ich mag nicht —

Mieze (liest weiter).

Utta. Verstehst Du 's auch nicht? . . .

Mieze (zwischen den Zähnen durch). Hm — hm — so — gemein das! — (zu Utta) die Unterschrift? (zeigt die letzte Seite) Martin B. — B. —?

Utta (tonlos) Bender.

Mieze. Der Musiker, von dem wir vorhin . . .?

Utta. Ja, derselbe! . . .

Mieze. Wie bist Du denn auf den 'reingefallen?

Utta (schweigt, die Hände vor dem Gesicht).

Mieze. Kanntest Du ihn schon früher?

Utta (leise). Nein.

Mieze. Also erst, seit Du in Köln hier?

Utta (stodend). Ja — am ersten Abend gleich — im Dom — zufällig — er hatte Orgel gespielt — dann sahen wir uns öfters —

Mieze. Wußte Deine Tante drum?

Utta. Um Gotteswillen! . . . Nein! . . .

Mieze. Ja — und dann . . .?

Utta. Morgens immer — wenn ich Milch trank, traf ich ihn — im Volksgarten — wir ruderten zusammen — ein paarmal lud mich seine Wirtin ein — dann sang und spielte er . . . und . . .

Mieze. Ein paarmal? — Im Brief steht nur von einem Male . . .?

Utta (sehr leise). Einmal nur war ich nachts — gestern Nacht . . . (Sie bricht ab.)

Mieze. Wie konntest Du denn — Deine Tante . . .

Utta. Tante war ein paar Tage weg — — er hatte mich immer schon gequält, ich sollte doch — —. Dant schlösse man sich erst recht ins Herz . . . — auch könne er dann besser komponieren . . .
(Sie bricht wieder in Weinen aus.)

Mieze. 'Türlich, immer die alten Kniffe und Pfiffe . . . (Auf und ab.)

Utta (sich aufrassend). Gib mir den Brief doch noch 'mal her . . . ich kann's nicht glauben . . . (einen Augenblick nachsinnend, dann hastig).
Mieze, bitte! (sie eilt nach Miezes Sachen). Komm, zieh Dich an! Ich will zu ihm — begleit mich, ja? bitte!

Mieze (verdukt). Aber Utta . . .

Utta. Wenn ich bei ihm bin — es kann ja sein Ernst nicht sein . . . ich hab's ihm ja gesagt — gleich in der Nacht schon —: jetzt wollt ich ihm immer den Willen thun — . . .

Mieze (indem sie Utta aufs Sofa niederzuziehen sucht). Sei doch vernünftig! — Laß den Menschen doch nur . . . sei froh, daß Du ihn los bist . . . so ein . . .! (Lacht verächtlich.)

Utta (verzweifelt). Nein, — nein Mieze! Komm, bitte mit — 's ist ja nicht weit von hier . . .

Mieze (schonend). Es hülfe doch nichts! — Du hast ja den ganzen Brief nicht gelesen, sonst — es ist ja alles klar . . .

Utta (staunt sie an, ohne zu verstehen).

Mieze (stodend). Wie es nun mal ist — es ist nichts mehr zu wollen . . .

Utta. Was denn? — Gib doch den Brief her . . . ich verstehe Dich ja gar nicht . . .

Mieze (leise). Weißt Du — in unserm Geschäft war auch 'mal 'n Mädchen —

Utta (starrt sie an).

Mieze (stodend). Ich will nur sagen — die hatte mit jemand 'ne Bekanntschaft — so wie Du — Wochenlang lang lag er ihr an den Ohren damit — schließlich eine Nacht —: dann wollte er sie nicht mehr —

Utta (einen Augenblick starr, dann mit einem Ausschrei auf den Stuhl sinkend).

Mieze (die Hand auf ihrem Scheitel). Aber Utta! Um Gotteswillen — Nimm's doch nicht so schwer . . .

Utta (stöhnt auf).

Mieze. Vergiß doch die ganze Geschichte, das ist ja am besten . . .

Utta. Laß mich — laß mich — —

Mieze (zu trösten suchend): So schlimm ist ja die Blamage nicht . . .

's erfährt's ja niemand — er reist dieser Tag' schon nach Mailand, schreibt er, — und ich plaudere ja auch nichts aus —

Utta (schluchzt weiter).

Mieze (nach einigem Schweigen): Sei doch nur ruhig! — Angst brauchst Du ja auch nicht zu haben —: 'n Kind bekommt man doch vom erstenmale nicht . . . aber nun hör doch auf zu weinen — so lieb kannst Du ihn doch auch nicht gehabt haben — ich meine nur — sonst würd'st Du doch schon eher . . .

Utta. Ich hab — ihn so lieb gehabt, wie man einen Menschen nur haben kann, — ich weiß nicht, aber ich schämte mich nur immer . . . (Sie fängt wieder an zu schluchzen.)

Mieze. Und wenn Du Dir auch wirklich so viel aus ihm gemacht hast (sie liebkost Utta bei den folgenden Worten) — Die Männer (verächtlich) sind's ja gar nicht wert — so gemein sind sie alle — so gemein — was ich alles schon mit angesehen habe — glaub mir nur — von Anfang an, seit ich hierher kam — damals: ich war auch noch so grün und dumm — (zwischen den Bäumen durch) hm — der Leutnant — bis ich auf seiner Bude war, — wie er schwätzen konnte — und Madeira mußte ich trinken — na und nachher denn —

Utta (blickt Mieze entsetzt an).

Mieze (leicht hin). Brauchst mich nicht so entsetzt anzugucken . . . 's Herz hat's mir nicht gebrochen — aber gewißt bin ich seitdem — Ja, ja die Männer! — Da ist unser Chef — der alte Ekel — Großvater ist er — wie der immer um mich rum ist . . .! (Lacht auf). Unser armes Küchenmädchen neulich hat auch Knall und Fall weggemußt — natürlich einer von den Comptoiristen, die sich nur Frauenzimmergeschichten erzählen können —

Utta (gequält). Hör doch auf! —

Mieze (erregt auf und ab). Ja — und dann: die Herren immer — mit Verlobungs- und Eheringen an den Fingern — wenn sie Handschuh bei mir kaufen kommen — so beim Anprobieren: „Fräulein, aber helfen Sie doch 'was, bitte!“ — nur um ihre Hand an meine 'rantätschen zu können — äh! Die Männer! und dabei glauben sie noch Wunders was Besseres zu sein, als Unser-eines! . . .

Utta. Mein — Mieze — nein — alle sind sie nicht so . . .

Mieze (macht eine verächtliche Achselbewegung, immer noch erregt auf und ab).

Utta (fortfahrend). . . . Martin wenigstens nicht —

Mieze (stößt einen verächtlichen Ton aus).

Utta. Schlecht ist er nicht, — nein! — Du kennst ihn nicht, wie ich . . .
 Niece (empört). 'Runterhauen möcht ich ihm einen, — hätt ich ihn
 nur hier! . . .

Utta (in entschuldigendem Tone). Nur so wunderbarlich ist er — mit seinen
 Stimmungen — ich hatt' oft so Angst vor ihm, wenn er so kalt
 war und dann wieder so aufgereggt! — Aber an seinen guten
 Tagen . . . wenn er neben mir saß und goldne Berge erzählte,
 was alles noch mit ihm würde! . . . und wenn er „den Wanderer“
 sang von Schubert mit seiner tiefen Stimme (sie schauert zusammen).

Niece (ungebuldig-mitleidig). Aber nun sei doch still davon, Utta! Denk
 doch nicht weiter dran — komm, erzähl mir was anderes — von
 Koblenz — Du — nicht wahr, das Kaiserdenkmal kommt aufs
 „Deutsche Eck“?

Utta (ohne auf Niece zu achten). O Gott! — Und nun nie mehr mit
 ihm zusammen sein — — und nun sollte es doch erst recht schön
 werden! . . .

Niece (sie lieblosend). Still doch!

Utta (indem sie aufspringt und ihren Kopf in Nieces Brust wühlt, verzweifelt).
 Wie fang ich's nur an, daß ich's vergesse: — Nie mehr nun! —
 Nie mehr! — (glühend) Die Nacht . . . die eine Nacht . . .!
 . . . Und nun nie mehr! . . .

Niece (zieht Utta neben sich aufs Sofa, gedämpft). Ist's denn so schön ge-
 wesen — so schön? — sag mal offen —

Utta (mit sich ringend, dann plötzlich mit beiden Armen Niece umpressend, stoß-
 weise). Ja — ja — ja — (glühend hauchend) — weißt Du —
 früher — ich wußte ja — das gar nicht, — wie das . . .

Niece (dicht an Uttas Ohr). Also wirklich — es war das erste Mal? . . .

Utta (mit dem Kopfe nickend, ihren Mund empordrängend zu Niece). Ja . . .
 (sie küssen sich in langem, saugenden Kuß).

(Kleine Pause.)

Utta (langsam aufstehend). Wie heiß es mir ist . . .! (sie greift mit den
 Händen um ihre Taille, als beenge sie etwas).

Niece (nach längerem Nachsinnen). Du, Utta — ich hab da 'nen Einfall
 — paß mal auf . . . weißt Du — mein Hans ist noch jetzt —
 in Berlin — zum Assessorexamen . . .

Utta (sieht Niece fragend an, die Haare langsam aus dem Gesichte streichend).

Niece. Du darfst es nun ja wissen — Hans Mertens heißt er —
 aus Köln hier — am Salierring das schöne Haus, — aber! (sie
 legt den Finger auf den Mund). . . .

U t t a (mehr und mehr Interesse gewinnend). So — da seid ihr wohl im Stillen verlobt? —

M i e z e (belustigt) Verlobt! — Schäschen, ach nein! — Heiraten geht nicht — ein Mann wie er und ich! . . . wir behelfen uns so . . . seit anderthalb Jahr schon . . .

U t t a (einsachend). Ist er Dein Schatz nur? . . .

M i e z e. Ja, aber deshalb haben wir uns doch ebenso lieb, und das ist ja die Hauptsach, nicht wahr?

U t t a (drückt ihren Kopf in Miezese Schoß).

M i e z e. Nun also ist er in Berlin

U t t a (aufblickend). Schreibt Ihr Euch oft? . . .

M i e z e. Ja — so nett sind seine Briefe, — ich sag Dir . . . !

Wenn er doch nur erst zurück wär! . . . zwei Monate noch . . .

U t t a (tröstend). Ach — Weihnachten ist ja bald da . . .

M i e z e (ausspringend). Bald? Sagst Du — wenn ich nur wüßt, wie ich's bis dahin aushalten soll — (sie geht auf und ab). hm — wenn Einem s' Herz oft so voll ist — (sie lacht) heut morgen — 's kleine Jüngelchen von meiner Wirtin — ich hab's genommen und geküßt — geküßt, als ob ich's tot machen wollt — (sie lacht wieder, dann plötzlich) — Ja, was ich sagen wollt' — . . .

U t t a. Nun?

M i e z e (schmeichelnd). Weißt Du — ich hab's jetzt immer so einsam bei mir, wo ich bin . . . — Nachts mein ich — immer allein — — sieh mal — Du hast ja jetzt auch niemand . . . ich meine, — Du schläfst auch für Dich alleine (indem sie Utta aufs Sofa neben sich niederzieht) — Komm doch und wohn bei mir . . .

U t t a (schüchtern einwerfend). Aber Mieke, das . . . !

M i e z e (eifrig.) 's ist ja Platz genug für zwei . . . weißt Du, es schläft sich so nett zu zweien — Kopf neben Kopf — ganz dicht — da schwagt's sich auch so gemütlich — (mit den Augen zwinkernd) auch kleine Storchgeschichten, weißt Du — und küssen können wir uns dann — küssen . . . (sie umarmt und drückt Utta leidenschaftlich).

U t t a (wählt sich in Miezese Brust).

M i e z e. Nicht wahr, so machen wir's — nicht wahr?

U t t a (trunken). Ja, ja Mieke, was Du nur willst . . .

M i e z e. Weißt Du noch, früher bei uns — auf dem Strohsack, wie wir da oft zusammen schliefen, — aber da wußten wir von alledem (sie macht eine diskrete Geste) . . . noch nichts (sie liebt Utta weiter) . . .

und jetzt brauchen wir ja auch kein Geheimnis mehr vor einander zu haben . . .

Utta (sich langsam aufrichtend). Ja — aber — mein Gott — (sie fängt an, sich zu ernüchtern) — wie soll ich denn — die Tante — ja und das Examen — (resolut) es geht nicht.

Mieze (unmutig). Aber warum denn nicht? . . . Sei doch 'mal verständig . . .

Utta (mit den Händen an der Stirn). Mein Gott — mir ist so taumelig geworden von all dem Küssen und Drücken . . .

Mieze (mit fliegendem Atem). Komm doch mal her! — das mit dem Lehrerin-werden — gib das doch auf — laß mich nur machen —: unser Chef: ein gut Wort von mir und so — so (sie blinzelt mit einem Auge) gewisse Augen — eins der Mädchen thut er dann 'raus und plaziert Dich dafür — ich sag Dir, so gut wie bei uns im Geschäft findest Du's so bald nicht wieder — mit dem Salär und auch sonst . . .

Utta (schüttelt den Kopf und setzt zum Sprechen an).

Mieze. Mach doch keine lange Geschichten! . . . weißt Du — als kleine Ströppe — (lachend) wenn Du zu 'nem Max- und Moritzstreich erst nicht 'ran wolltest —: schließlich hast Du mir zu Lieb doch immer mitgemacht . . . (warmherzig) sei doch auch diesmal klug — siehst Du, wenn Du erst 'n bißchen hier eingewöhnt bist . . .

Utta (schüttelt schweigend den Kopf).

Mieze (rasch). Doch — doch — glaub's mir nur — es wird Dir so famos hier gefallen — 's Geschäft — die Stadt — und alles — und wie wir uns das Leben dann einrichten —

Utta (langsam). Ach Mieze — nein — gib Dir keine Mühe weiter — siehst Du — ich —

Mieze (immer dringlicher). Sei doch kein Dickkopf! — Du — (Sie zieht Utta zu sich auf den Schoß.) Hör mal — mein Hans — so'n lieber Kerl ist das, wenn Du den erst kennen gelernt hast — und so nette Freunde hat er — (leise) einen Netten wüßt ich auch für Dich darunter — 's ist 'n Referendar . . .

Utta (blickt Mieze groß an, und wendet dann das Gesicht weg).

Mieze (diskret). Hum? — (In lustigem Tone.) Wie fidel wir vier dann zusammen bummeln könnten —: Sonntag nachmittag — 'n Weilchensträußchen vorgesteckt — so den Rhein entlang — in den Zoologischen — nachher ins Theater . . .

Utta (ins Wort fallend). Nein, Niece! — Ich weiß ja, Du meinst es gut mit mir! Aber . . . (Sie schüttelt resigniert den Kopf.)

Niece (macht eine unwillige Bewegung).

Utta (rasch). Ich hab Dich ja so lieb! — Aber ich bin doch so'n groß Stück verschieden von Dir . . . mach kein brummig Gesicht, Niece (sie faßt liebevoll nach Nieces Hand) — aber so'n Leben, wie Du es da meinst — es ist nichts für mich — wirklich nicht . . . ich würde totunglücklich dabei . . .

Niece (lacht). Ordentlich rote Backen würdest Du nur bekommen! . . .

Utta (setzt sich wieder an den Tisch). Ich muß gehen und weiter lernen — sonst ist mir jetzt an nichts mehr was gelegen — und dann: über'm Lernen (trostlos) dann vergesse ich's auch wohl am ehesten . . .

Niece (zwischen Teilnahme und Ärger). Ach! daß Du alles so schwer nehmen mußt! weil Du jetzt einmal den Reinfall gehabt, deshalb gleich gar keine Freud mehr am Leben haben — (ausbrechend) nichts mehr ist mit Dir los . . .!

Utta (in plötzlicher Aufwallung schluchzend ihre Arme um Nieces Hals legend). Ich wünscht, ich könnt sein, wie Du . . .!

Niece (lustig). Wenn's weiter nichts ist . . . so 'ne simple Sach! — Ich bin nur immer fidel und Kopf hoch . . . sei doch auch so!

Utta. Wenn ich's nur fertig brächt'!

Niece (nachdenklich). Hum — siehst Du — ich lebe eben, wie es mir paßt, — im Geschäft — 'türlisch —: immer meine Pflicht und Schuldigkeit, wie's muß . . . aber sonst, mein ich . . . Niemand hat mir was dreinzureden — die Leute, mein ich, mit ihren Geschichten, daß es 'ne Sünde sei und so . . . (heiter) da kommt denn das „fidel und Kopf hoch“ ganz von selbst, — probier's nur mal auch so . . .!

Utta (resigniert). Ach! Du bist so viel glücklicher dran, als ich . . .

Niece (tröstend). Ich weiß ja — das ist jetzt noch von der dummen Geschichte her . . . das ist noch so neu . . . das drückt noch . . .

Utta (schmiegt sich unter neuem Weinen an Niece, die Hände in deren Kleid eintrampfend).

Niece (Utta über den Arm streichelnd). Aber das geht schon vorüber . . . laß nur erst etwas Zeit vorbei sein! . . . wenn erst Fastnacht da ist und wir schön maskiert sind und tanzen — tanzen — (zusammenfahrend) still mal . . .

Utta (erschrocken). Gott! die Tante! —

Niece. Wisch Dir doch die Thränen ab — (vor den Spiegel eilend) und

wie struwelig wir sind! (sie ordnet rasch Uttas Haar, die den Brief schnell zu sich steckt).

Frau Rörfgen (pustend). — die Treppen! — (ausblidend). Ach, Fräulein Mieke! . . .

Mieke. Guten Abend, Frau Rörfgen! . . . Ich bin schon eine ganze Zeit hier . . .

Frau Rörfgen (unterbrechend). Schön, — schön, daß Sie Utta öfters besuchen . . .

Mieke (einfallend). Nein — weshalb ich gekommen . . . mein Chef, der Herr Wilke . . . ich sollt' mal bei Ihnen anfragen . . . ob Sie die Wäsche übernehmen wollten . . .

Frau Rörfgen (erfreut). Für Ihren Chef . . . 's wird mir 'ne Ehre sein — gewiß, gewiß will ich . . .

Mieke (fortfahrend). Nächsten Samstag könnten Sie dann schon 's erste Mal . . .

Frau Rörfgen. Ja, schön — nächsten Samstag — (in anderm Tone) Hm! Das verdanke ich Ihnen wohl, Fräulein Miez, — die Empfehlung . . .

Mieke (leichtthin). 'S machte sich zufällig so . . . —

Frau Rörfgen (eifrig). Na, ich verdien's aber auch, daß ich was poussiert werd . . . (sie nimmt eins der Hemden vom Gestell und zeigt es Mieke) meine Wäsche, sehen Sie mal her, — was?

Mieke (lacht). Schnee ist nichts dagegen . . .

Frau Rörfgen (befriedigt). Ja, ja, Sie haben 'n gutes Aug' für so 'was.

Mieke (indem sie nach ihrem Jackett sucht). 's gehört ja zum Geschäft! .

Frau Rörfgen (nickend). Hm! Wissen Sie . . . wenn ich Sie so anseh . . . 's ist eigentlich schad . . .

Mieke (mit dem Jackett auf dem Arm zurückkommend). Hm?

Frau Rörfgen. Daß Sie nicht 'nen eignen Laden haben . . .

Mieke (lacht). Das glaub ich! — Das wär mein Fall!

Frau Rörfgen (fortfahrend). Anstatt da für fremde Leut' . . .

Mieke. Ja, aber woher 's Kapital . . .?

Frau Rörfgen. Ja, das ist die Sach!

Mieke. Wir Armenleut!

Frau Rörfgen. Ja, und hier in Köln — wo's Familien giebt! seit Urgroßvater her pantschen sie schon im Geld, wie ich in der Waschbütt' im Waschwasser . . .

Mieke (zuckt die Achseln). Ja, ja . . .

Frau Körfgen. Wer weiß, vielleicht verheiraten Sie sich 'mal gut . . . so 'n hübsch Mädchen wie Sie . . .

Mieze (lachend). Ach nein! Kinder kann ich nicht gebrauchen, — ich muß den ganzen Tag fix arbeiten können — Milchflaschen und Windeln und . . . (sie macht ein paar drollige Gesten).

Frau Körfgen (lachend). — Wie Sie komisch sind —! Na — lassen Sie nur erst den Rechten kommen . . . aber warum wollen Sie denn schon gehen — essen Sie doch 'n Bissen mit uns — (mit einem entrüsteten Blick auf den Kartoffelkorb auf den Tisch.) Aber was ist denn das! — Noch keine einzige Kartoffel geschält — und die sollten doch zu den Rüdlingen — (zornig zu Utta) so'n faules

Mieze (begütigend). Mein Frau Körfgen, mich müssen Sie auszanken ich hab hier herumgefressen und geschwast — da kam sie nicht dazu — und dann, sie hat auch den Kopf jetzt so voll

Frau Körfgen (ärgerlich). Ja — ja — den Kopf voll von ihren Büchern — sie sollte mir lieber an der Waschbütt' helfen — 's wär besser (mit der Hand auf Utta zeigend, die den Kopf apathisch aufgestützt hat) — wie sie nur aussieht — so rote Augen — überhaupt das ganze Gesicht! — wenn sie mir nur nicht noch verrückt wird. (Sie trägt ihren Hut und Wäschekorb in die Küche, die Thür läßt sie offen.)

Mieze (streckt Utta die Hand zum Abschied hin).

Utta (impulsiv). Warum schon? — Bleib doch noch — bitte! — grad heut abend . . . ich . . .

Mieze (einfallend). 'S geht partout nicht . . . die neuen Sachen aus Paris sind heut angekommen, da hab ich noch viel zu thun . . .

Utta (Mieze mit beiden Händen festhaltend). Ach geh nicht, bitte! — Du verstehst mich doch noch etwas . . . aber Tante! (es überläuft sie nervös) bleib doch — sonst — ohn' dich fühl ich mich sonst so verlassen . . . so . . . so (sie sucht vergebens nach dem Ausdruck.)

Mieze (lächelnd). hm? fängt's schon an? — freut mich — willst schon raus aus der Einsamkeit . . . da überleg dir nur meinen Vorschlag hübsch . . . verstehst du . . . und beschlaf ihn hübsch und . . . (mit einem raschen Kuß) bis morgen also! . . .

Frau Körfgen (eintretend). Wenn Sie denn wirklich weg müssen . . .

Mieze. Ja, ich muß — aber den Sonntag . . .

Frau Körfgen. Den Sonntag — ja — das ist schön — und ich danke auch noch 'mal dafür, daß . . .

Mieze (nach der Thür hin). Kein Ursach! . . . Adieu . . .

Frau Körfgn. Adieu!

(Mieze ab.)

Frau Körfgn (nach der Thür blickend, durch welche Mieze gegangen, be-
friedigt vor sich himmelnd). Ja, das nenn ich 'n Mädchen — Kopf
und Herz auf dem richtigen Fleck — (zu Utta) nichts so Dösiges,
wie du immer — (sie geht und blickt über Utta's Schulter in das offen-
liegende Gedichtsbuch) — Was — Gedichte? — mußt du die auch
lernen . . . ? (sie liest halblaut aus dem Buche):

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist,
Daß — man doch — zu seiner . . .

(sie klappt zu) nun aber komm was essen — von dem Geflöhn wirst
Du doch nicht satt . . .

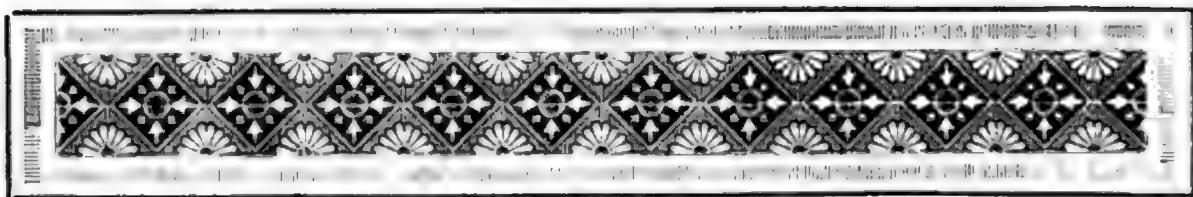
Utta (nervös-bittend). Ach — Tante — bitte, ich kann — ich kann
wirklich nichts essen, keinen Bissen . . .

Frau Körfgn (unwirsch ab in die Küche, deren Thür sie zuschlägt). Meinet-
wegen . . .

Utta (holt zögernd nach einer kleinen Pause Martins Brief aus der Tasche, faltet
ihn zitternd auseinander, dann mit verzweifelter Energie). Nein — nein
(sie knallt ihn in die Tasche zurück, beißt die Zähne auf einander und reißt
hastig ein Buch an sich). 1640—1688, Friedrich Wilhelm der große Kur-
fürst 1688—16 . . . (sie murmelt leise weiter, bruchstückweise hört man
nur) — seit 1701 . . . — — Friedrich der II. . . . 86 . . .
(sie legt die Hand vor die Augen, aus dem Gedächtnisse) 1640—16 . . .
16 . . . (mit steigender Nervosität) . . . nein . . . 17 . . . 17 . . .
(sie läßt das Gesicht auf die Hände an der Tischplatte sinken, verzweifelt auf-
schluchzend). Mein Kopf — — mein Kopf —! . . . ich kann nicht
mehr lernen . . . Martin!

Der Vorhang fällt langsam.





Das Teufelsei.

Von Benno Rüttenauer.

(Mannheim.)

Mein Freund, der Gymnasiallehrer Franz Kleebusch, ist von allen Philologen, die ich gekannt habe, der einzige, der die Dichter, alte und neue, nicht als Philologe liest, sondern als Mensch, d. h. dem die Dichter etwas anderes sind, als ein Vorwand zu müßiger Gelehrsamkeit, der nicht in den Dichtern stöbert, sondern der darin schwelgt mit süßem Genießen.

Er ist aber auch der einzige unter seinen Kollegen — und beides hängt innig zusammen — der mit der Natur auf vertrautem Fuße steht, der ein offenes Auge hat für jede Erscheinung, die ihm in der lebendigen Natur entgegentritt. Sein Studierzimmer gewährt einen überraschenden Anblick. Man sieht da nicht nur Bücher, viele Bücher, und Nachbildungen großer Kunstwerke, was man bei einem Manne seines Faches erwarten darf; man stößt zugleich, in allen Ecken, auf Dinge, die kein Mensch bei einem Philologen vermuten würde, auf schöne Gesteine, auf seltene Versteinerungen, auf andere merkwürdige Produkte der Natur.

Kleebusch, der viel gereist ist, hat diese Naturwunder aus der halben Welt zusammengeschleppt, und die Sammlung ist für ihn nicht nur ein Stück Naturgeschichte, sie ist für ihn vor allem eine Anhäufung von Denksteinen für so und so viele Episoden der eigenen Lebensgeschichte. Er liebt die toten Versteinerungen, aber er liebt noch mehr die lebendigen Erinnerungen, die daran haften.

Unter diesen Naturalien machte ich neulich eine Entdeckung. Ich hatte längst auf einem der höchsten Büchergestelle ein altes Stück Fayence bewundert, einen außerordentlich schön geformten Krug mit bunten Figuren, den Kleebusch aus der Bretagne mit nach Hause gebracht hatte. Diesen Krug langte ich herunter, um ihn eingehender zu betrachten. Da

sah ich im Hintergrund etwas, ich möchte sagen, wie ein Stück Anatomie: ein schmales cylindrisches Glas, mit Weingeist gefüllt, und in dem Weingeist ein Ding von so verblüffender Form, von der Form einer Sache, die man nicht nennt . . . Ich war fast erschrocken. — Teufel, rief ich aus, was ist denn das?

Franz machte ein ernstes Gesicht.

— Das ist das Monument meines Cölibats in Spiritus, sprach er mit halbkomischem Pathos.

— Das Monument deines Cölibats in Spiritus, sprach ich verständnislos nach, indem ich meinen Freund furios ansah.

— Betracht dir's nur näher, ermunterte dieser, es heißt nicht.

Ich that nach seiner Aufforderung.

— Nicht wahr, eine bestialische Form, rief Franz wie mit teuflischer Freude.

— Wenn man's näher ansieht, wird's unschuldiger, antwortete ich.

— Oft ist es umgekehrt, warf Franz hin.

— Also, was ist es denn? fragte ich ungeduldig.

— Hast du schon von einem Teufelsei gehört?

— Von einem Teufelsei, nein. Oder doch. Steht nicht im Schiller so was? In Rabale und Liebe. Wie sagt doch gleich der alte Miller?

— „Wem der Teufel ein Ei in die Wirtschaft gelegt hat, dem wird eine hübsche Tochter geboren“. Und siehst du, das Ding da drin, das ist ein Teufelsei.

— Nach einem Ei sieht's nicht aus, äußerte ich zweifelnd.

— Nein, erwiderte Franz; aber das ist so mit den deutschen Benennungen. Formensinn ist eben keine deutsche Sache. Viel stärker ist das deutsche Gemüt. In allen deutschen Benennungen offenbart sich das deutsche Gemüt, seine Liebe zum Guten, sein Abscheu vor dem Bösen. Und so ist auch der Name Teufelsei zwar, so wenig es dir scheint, aus einer Anschauung entsprungen, aber doch noch mehr aus dem Gemüt, aus einem moralischen Abscheu. Der Name ist so deutsch! Und ich muß schon sagen, mir war's ein Teufelsei. Das heißt: wer weiß? Es kann auch diesmal wieder ein dummer Teufel gewesen sein, oder ein ungeschickter, der bekanntlich stets das Böse will und stets das Gute schafft . . .

Natürlich machte mich die Rede des Freundes äußerst neugierig. Das schien ja eine ernste Geschichte zu sein.

Er wollte sie mir gern erzählen. Nur meinte er, so was mache

sich besser beim Gehen als beim ruhigen Einandergegenübersitzen. Jeder hat seine Eigenheit.

Aleebusch wohnte in der Vorstadt, wir gewannen in Kurzem einen freien Feldweg.

— Es ist keine ernste Geschichte, begann Franz, aber eine lächerliche. Ich hab sie noch niemand erzählt, du bist der erste. Heut kann ich darüber lachen. Aber lange Zeit hat mich die Sache sehr verstimmt. Unsere Handelsmetropole, wie sich unsere ruhige Stadt gern nennen hört, wollte mir im Anfang gar nicht gefallen, und ich dachte Jahrelang mit schmerzlichem Bedauern an den stillen poetischen Winkel zurück, an das giebelbachige, verschimmelte Universitätsneust, an dem aber überall der goldige Schimmer meiner Jugend hing, und das mir an's Herz gewachsen war, dergestalt, daß es blutete, als wir mit Gewalt auseinandergerissen wurden — durch das Teufelsei. Und was alles sonst noch mitgerissen wurde!

— Verzeihe, unterbrach ich den Freund, du hast mir einmal etwas von einer Verlobung angedeutet, wolltest aber nicht weiter darauf eingehen. Wurden am Ende auch solche zarte Bande zerrissen — durch das Teufelsei?

— Diese zuerst, rief Franz. Natürlich, da sie so zart waren — ohne Ironie.

Aber nun ordnungsmäßig. Es war also, wie ein richtiger Roman anzufangen pflegt, an einem schönen Sommertag, so ausgangs Juli. Und es war ein Sonntag. Ich streifte, wie gewöhnlich, auf den Bergen und in den Wäldern, von aller Frühe an und den ganzen Tag. Ich war noch nicht fünfundzwanzig Jahre.

Und ich glaube, ich machte Verse. Denn was thut man nicht, wenn man verliebt ist und nicht hingehen und seine Geliebte bei der Hand nehmen darf, oder beim Kopf, um sie zu küssen auf den süßen Mund.

Mariechen hieß sie. Und war achtzehn Jahre, ein wenig klein, aber allerliebste mit ihrem schwarzen welligen Haar und ihrem Grübchen im Kinn. Und ich war ordentlich in sie verschossen. Ich gab ihrem kleinen Bruder Privatunterricht und wurde öfter gesellschaftlich eingeladen. Und wir hatten uns bereits verständigt, Mariechen und ich. Sie hatte auch mit ihrer Mutter schon gesprochen. Wir betrachteten uns fast als wie verlobt. Ich hatte mich nur noch nicht entschließen können, zum Alten zu gehen. Der Kerl war mir eigentlich zu reich. Er war Gerber und Lederhändler, und um ehrlich zu sein, muß ich sagen, daß das

Mariechen immer ein kleines Gerüchlein vom Geschäft an sich trug, was mich aber nicht störte. Im Gegenteil, es war mir lieber als ein verdächtiger Parfüm.

Über diese Bemerkung meines Freundes Kleebusch mußte ich lachen.

— Nun ja, bemerkte er gutmütig, Du weißt doch auch, wie das ist, wenn man verliebt ist.

Übrigens ist zu sagen, fuhr er fort, daß die Mutter ein Gerüchlein an sich hatte, das mir weniger gefiel. Diese Dame setzte nämlich einen Stolz darein, die Busenfreundin der Frau Gymnasialdirektor zu sein, einer Art alten Jungfer im Ehestand. Was das heißen will, brauch ich Dir nicht zu sagen. Ihr Mann war eben auch nichts weiter als ein altes Weib, einer jener großen deutschen Schulmänner, die sehr charakteristisch sind für Deutschland, die immer die alten Heiden im Munde führen und daneben das schäbzigste protestantische Judenchristentum treu in ihrem Herzen bewahren, die den ungeheuren Abstand, der zwischen den beiden Welten klappt, nicht im entferntesten ahnen, die im Ernst aus Herkules einen christlichen Heiligen machen, die vielleicht schuld sind, wenn heut niemand mehr die Alten liebt.

— Als ob man etwa, warf ich ein, die Neueren und Neuesten läse! Als ob man überhaupt noch etwas läse, außer der Zeitung. Aber Ihr Schulmeister thut wohl wenig dabei, weder im Schlimmen noch im Guten: Im schlimmsten Falle sind es doch nur verschwindend wenige Werke, die Ihr uns in der Schule vergällen könnt. Allerdings, bei diesen wenigen thut Ihr's oft gründlich . . .

— Lassen wir das Thema, sagte mein Freund Kleebusch, es ist zu unerquicklich. Und leicht wird man ungerecht, wenn man allgemein wird. Bleiben wir bei meinem Direktor. Wenn man dem gesagt hätte, er sei ein Pietist, er möchte sich verwahrt haben. Und in der That fehlte ihm der Mut, einer zu sein, ausgesprochenerweise nämlich. Aber im Herzen, uneingestanden, da war er einer. In jedem Winkel seiner dunklen Seele war er einer.

Er dachte in allem wie seine Frau. Und das hieß bei ihm: meine Frau stimmt vollkommen mit mir überein. Mit großem Stolz sagte er das.

Er war aber die Beschränktheit selbst. Ein leereres, verblaseneres, schneiderlicheres Gesicht, als das des großen Schulmanns, war nicht leicht wieder zu finden. Und eigentlich ist es natürlich, daß sich die Behörden solche Leute aussuchen. Sie sind bequem. Und sie sind für

die liebe Jugend das beste Beispiel vom beschränkten Unterthanenverstand, wozu diese liebe Jugend doch einzig erzogen werden soll.

— Man wird leicht ungerecht, wenn man allgemein wird.

Franz Kleebusch nickte zustimmend.

— Hast recht. Also in dieser Direktorsfamilie verkehrte meine damalige Schwiegermutter in spe. Darauf that sie sich was zu gut. Denn außer den Universitätskreisen, die der reichen Gerbersfrau verschlossen blieben, galt kein Haus für so fein gebildet, wie das Haus des Gymnasialdirektors. Die reiche Gerbersfrau aber wollte mit aller Gewalt zur feinsten Bildung gehören. Das charakterisierte sie. Die gute Frau war offenbar keine „Natur“ im Goethischen Sinn des Wortes.

Sie brachte es zwar nicht immer fertig, genau so zu denken, wie die Frau Direktor, — der Herr Direktor war ihr darin über — aber sie gab sich redliche Mühe. Ihr eigener Mann lächelte über sie.

— Ich bin nur begierig, brummte ich, fast ungeduldig, was all diese Menschen mit Deinem Teufelsei zu thun haben können.

— Davon wollte ich gerade reden, von dem Teufelsei, fiel Kleebusch ein. Du weißt, ich streifte im Wald den ganzen Julitag; ich dachte an Mariechen, ich machte Verse. Aber das Versemachen hat mich nie abgehalten, dabei meine Augen offen zu halten und umhergehen zu lassen, und alles mögliche zu sehen: dort einen purpurnen Distelblütenkopf, um den ein gelbroter Schmetterling flattert; dort ein Eichhörnchen, auf den Hinterpfoten hockend, mit einem Tannenzapfen zwischen den zierlichen Händchen, den es behaglich auskernt; und weiter, ein ganz junges Reh, glatt, rahm-kaffeebraun, mit einer Schnauze so schwarz und glänzend wie ein frisch gewichster Stiefel, ein Tierlein, das mich treuherzig anschaut und von der Feindschaft der Kreaturen untereinander so wenig eine Ahnung hat wie von seiner wunderbaren Schönheit; und weiter, zu meinen Füßen, einen goldflügeligen Carabus im Kampf auf Leben und Tod mit einem langhörigen schwarzen Rosenbockkäfer; und noch weiter, ein Ameisenvolk, das Straßen baut, ringförmige und strahlenförmige, weit im Umkreis; und immer weiter.

Und alles sah ich, alles Getier und alles Gewächs, vor mir und um mich. Denn ich habe immer mit gutem Gewissen der Augenlust gehuldigt, die seltsamerweise der Katechismus bezeichnet als eine der drei Hauptwurzeln alles Bösen in der Welt. Ich meinte immer mit Heinrich Heine:

Gott gab uns ein Augenpaar,
Daß wir schauen rein und klar — —

Daß wir schauen und begaffen,
Wie er schön die Welt erschaffen.
Uns zur rechten Augenweide . . .

Die Strafe für meine Augenlust folgte diesmal auf dem Fuße, das Teufelsei war mir bereits in den Weg gelegt. Ich hatte zur Linken, natürlich zur Linken, einen abfallenden Rain mit altem Haselgebüsch, unter dem die nackte Mutter Erde hervor sah. An einer solchen Stelle sah ich etwas Weißes im Boden schimmern, nicht größer als ein Zehn-pfennigstück. Der weiße Fleck wäre unter Tausenden wohl nicht Einem aufgefallen. Meine Augen zog er auf sich, — gleich einem geheimnisvollen Zauber, wie Dichter und abergläubische Leute zu sagen pflegen. Ich trat näher. Ich stocherte mit der Zwingel meines Stockes um den weißen Fleck herum. Er wurde größer. Je länger ich daran herumbohrte, desto größer wurde er.

— „Schon sieht er wie ein Nilpferd aus.

Mit feurigen Augen, schrecklichem Gebiß“ —

rezitierte ich lachend.

— Nein, meinte Kleebusch abwehrend, so kam es nun grad nicht. Aber auffallend war's, was ich aus der Erde grub. Es war glänzend weiß und von der Größe und Form eines Gänseeis. Nicht ganz so regelmäßig. Und war nicht kalkschalig, sondern pergamenthäutig — ganz wie die Eier der Eidechse, die aber winzig klein sind, kaum so groß wie eine Bohne. Die Eidechse, die mein Ei gelegt haben sollte, hätte ein ordentlicher Drache sein müssen. An dem untern breitem Ende hatte das Ding einen Punkt, der schwach eingezogen war, und von dem aus ein langer Faden herunter hing: wie eine Nabelschnur. Ich befühlte meinen Fund mit der Hand. Das Innere mußte von qualliger, quappeliger Beschaffenheit sein, mit etwas Festem, Knochtigem in der Mitte, das sich manchmal von selber zu bewegen schien, wie etwas Lebendiges.

— Du übertreibst wohl ein wenig! erlaubte ich mir einzuwenden.

— Man könnte es meinen, sagte Franz gleichmütig. Aber Du weißt, ich bin kein Geschichtenmacher. Ich habe nie etwas anderes erzählt, als wirklich Erlebtes. Das Feste im Innern, das sich knochig anfühlte, bewegte sich manchmal von selbst, wie lebendig.

Natürlich nahm ich meinen Fund mit. Ich trug ihn vor mir her in der hohlen Hand, behutsam. Und siehe, da fiel mir plötzlich das Wort Teufelsei in den Sinn. Ich mußte dieses Wort schon gehört haben. Irgendwo mußte der Name an mein Ohr geschlagen haben. Gemacht habe ich ihn nicht. Ich dachte: wenn ich mich nicht täusche,

wenn es diesen Namen wirklich giebt, auf das Ding da könnt er passen. Wenn das Volk dieses Ding kennt, hat es ihm sicher diesen Namen gegeben und keinen andern. So war ich, ohne irgend ein bestimmtes Wissen, divinatorisch überzeugt, ein Teufelsei in der Hand zu tragen.

— Und Du schmissst es nicht von Dir, Du Gottloser! rief ich lachend.

— Ich war wirklich so gottlos, ich schmiß es nicht von mir. Franz sprach es mit dem Tone der tiefsten religiösen Berknirschung. Aber dann mußte er lachen. Was das deutsche Volksgemüt alles zum Teufel in Beziehung bringt! Da müßte man viel von sich schmeißen.

— Das Auge zum Beispiel, wenn es uns ärgert.

Kleebusch ließ sich nicht irre machen. Die deutschen Namen, fuhr er fort, die eine Population mit dem Teufel darstellen, sind unzählbar, nur im Reich der unschuldigen Blumen und der Kräuter des Feldes:

Was die Italiener so galant eine *Bella Donna* heißen, ist in Deutschland natürlich eine Teufelsbeere. Die Brennessel ist selbstverständlich ein Teufelsblatt. Eine Art Mohn, *Argemone mexicana* wird zur Teufelsfeige. Eine zierliche Blume aus der Sippe der *Campulagewächse* heißt Teufelskralle. Das entzückende Blumenwesen, das der alte Dichter mit dem Mythos des Adonis in Zusammenhang bringt, nennt unser Volk Teufelsauge. Eine purpurblaue Anemonenblume muß sich Teufelsbart schelten lassen. Ein schirmblütiges Gewächs, *Ferula scorodosma*, wird merkwürdigerweise unter dem Namen Teufelsdred als Heilkraft geschätzt und teuer bezahlt. Sein pestilenzialischer Gestank erklärt diesmal den Namen mehr als genügend. Was der ehrsame Heide Plinius *Euphorbia peplus* tauft, heißen wir Teufelsmilch, und eine lilafarbene Blume, die der nämliche Plinius etwas nüchtern *Succisa* benamst hat, *Succisa pratensis*, wir machen daraus einen Teufelsabbiß. Ein bescheidenes Blümchen aus der berühmten Familie der Nachtschatten, *Physalis Alkekengi*, muß sich zur Teufelspuppe hergeben. Der bekannte Waldmeister hat eine zarte Schwester mit goldgelbem Blütenhaar, man heißt sie sehr sinnig Unserer Lieben Frauen Bettstroh; aber gleich ein anderes Schwesterchen daneben heißt Teufelsdraht, und die kleine weißblühende *Olemais*, lateinisch *Vitalba*, wird in deutscher Zunge zu Teufelszwirn.

Im Herbst, wenn schon die Blätter fallen, wachsen auf dem nassen Rasen noch einmal gar zarte Blumen „mit weißen Füßen“; der deutsche Volksmund nennt sie nackte Jungfern. Dazwischen aber stößt man auf ein Gewächs, das, wenn man darauftritt, einen grünlich-schwarzen

Staub fahren läßt, eine ganze grünschwarze Wolke: und das ist „des Teufels Schnupftabaksdose“ . . .

Also da hätte man viel von sich zu schmeißen.

— Um kein Teufelsbraten zu werden.

— Ein wenig unheimlich wurde es mir mit meinem Teufelsei. In meiner hohlen Hand wurde es warm. Und es wurde größer. Es wuchs zusehends . . .

— Na!

Meines Freundes Stimme nahm einen Ton der Ungeduld an.

— Ich wollte nicht sagen, daß ich es wachsen sah, erklärte er. Aber ich wahrte von Zeit zu Zeit, daß es größer geworden war. Und das Feste, das Knorpelige im Innern regte sich öfter als zuvor. Kurz, ich legte mein Teufelsei in mein Taschentuch, nahm die vier Zipfel zusammen und trug es wie eine Schleuder, — wie ein Junge, der ein Vogelnest ausgenommen hat.

Ungefähr ein Stündchen vor der Stadt kam ich zur sogenannten Fuchsmühle, einer berühmten Gastwirtschaft mit schönem Garten, wo sich auch an Sonntagen nur feine Gesellschaft einzufinden pflegte. An der Fuchsmühle ging man nicht leicht vorüber. Und ich hatte den ganzen Tag nichts genossen. Ich trat also in den Garten.

— Immer mit dem Teufelsei im Schnupftuch!

— Natürlich. Und — mein erster Blick fiel auf Mariechen. Da saß sie, in der Mitte zwischen Papa und Mama, und ich muß sagen, sie sah liebreizend aus, neben der roten Gerbervisage des Alten, der eine kurze klobige Holzpfeife rauchte, und neben dem stark zurechtgestrichenen Gesicht der Mutter, immer bereit, über ein hohes Wort der Frau Direktor in Ekstase zu geraten. Denn Direktors waren auch da; er, sie und — ich hätte fast gesagt: es. Aber eine Tante ist ja weiblichen Geschlechts. Das war die Schwester der Frau Direktor. Sie hieß Fräulein Agnes und sah, innerlich und äußerlich, noch etwas ärmlischer aus als ihre Schwester. Auch der kleine Julius war da, Mariechens Bruder, mein Schüler. Und dann noch ein Kollege, mit Frau und zwei ältlichen Töchtern, der große Mathematiker Otto Sirius. Sie saßen um ungeheure Kaffeegeschirre und Berge von Kuchen.

— Armer Franz!

— Ich kam mir nicht arm vor in diesem Augenblick, beteuerte Kleebusch. Mariechen hatte mich schon unter der Gartenthüre bemerkt. Ich sah, wie sie ihr Grübchen bekam. Mein Erscheinen war ihr eine

freudige Überraschung. Diese Wahrnehmung that wohl. Da nahm ich gern alles mit in Kauf.

Ich will aber doch gestehen, sprach Franz weiter, nach einer kleinen Stockung der Rede, ich war damals noch sehr schüchtern, und ich näherte mich ziemlich linksich dem Honoratiorentisch. Es fiel mir jetzt auf, wie wenig ich meiner äußeren Erscheinung nach in die Gesellschaft paßte. Die sahen alle furchtbar sonntäglich aus. Man feierte hier, auch nach dem Gottesdienst, mit vollem Bewußtsein, den christlich-bürgerlichen Sonntag. Ich sah anders aus. Ich war angezogen wie jeden Tag, wenn ich in den Wald und auf die Berge ging. Ich hatte nicht einmal einen steifen Kragen an.

— Und damit, bemerkte ich lachend, beleidigt man eine steife Gesellschaft geradezu, nicht wahr?

— Ich muß gestehen, nahm Kleebusch wieder das Wort, daß man sich keine besondere Mühe gab, mir über meine Befangenheit hinwegzuhelfen. Mariechen schaute jetzt jungfräulich zu Boden. Ihre Mutter sah verlegen darein. Sie hatte mich noch nicht so gesehen. Sie wußte, vom Hörensagen, daß ich etwas absonderlich lebte. Sie hatte mir sogar schon Komplimente deswegen gemacht. Aber nun, da ihr meine Unsonntäglichkeit und Unchristlichkeit leibhaftig nahe trat, wurde sie peinlich davon berührt. Man sah mir wohl an, daß ich noch nicht zu Mittag gegessen hatte. Ich war doch eigentlich ein unsolider Mensch.

— Das warst Du auch; ein Mensch, der nicht zur bestimmten Stunde zu Mittag ißt, denke!

— Ja, sie dachten es, die andern. Der Kollege, der große Mathematiker Otto Sirius, that, als ob er mich garnicht bemerkte; der Herr Direktor grüßte mit erzwungener Freundlichkeit. Man machte mir zögernd Platz.

Am freundlichsten benahm sich noch der Mann mit der klobigen Holzpfeife und den großen, braunrot gegerbten Händen.

„Sie haben Ihren Sonntag auf den Bergen gefeiert, Herr Doktor, sagte er jovial; das ist nicht die dümmste Art. Das that ich auch, wenn ich die Zeit dazu hätte wie Sie.“

Sehr streng blickte die Frau Direktor.

Anderer Augen machte, unter der schwarzsamtnen, gelb- und rotgestreiften Massenmütze, der kleine Julius; ihn interessierte nichts so sehr, als mein Taschentuch, das ich, auf einem Stuhl hinter mir, in meinen Hut gelegt hatte. Er wandte kein Auge davon ab; denn er kannte meine Gewohnheit, allerlei Seltsamkeiten aus dem Wald und aus den Bergen

mit nach Hause zu bringen. Und so ein Junge hat noch Durst nach neuen Anschauungen und natürlichen Kenntnissen. So ein Kind glaubt noch an Wunder in der Natur. Er saß am weitesten ab und mußte immer ein wenig den Kopf in die Höhe recken, um mein Taschentuch im Auge zu behalten. Er sah aus, als ob er mit Sicherheit darauf wartete, daß da etwas herauschlüpfe. Auch die Mädchen, Mariechen und die Töchter des Sirius, warfen verstohlene Blicke nach dem Tuch.

* * *

Wir hatten unterdessen, Franz Kleebusch und ich, einen ziemlich weiten Weg zurückgelegt, durch Felder und Wiesen, und standen nun am Eingang eines kleinen Dörfchens.

— Wie wär's, sagte ich zu Franz, wenn wir dadrin, im Schwanengarten, ebenfalls einen Kaffee tranken und etwa eine Cigarre dazu rauchten?

Kleebusch war es zufrieden.

— Aber nun bitte, erzähl weiter, bat ich, als wir uns gesetzt und unsere Cigarren in Brand gesteckt hatten. Also auch Mariechen warf verschämte Blicke nach dem Schnupstuch ihres heimlichen Bräutigams?

— Das that sie, erwiderte Kleebusch zögernd, wie in Gedanken.

Und dann, fuhr er fort, konnte sie ihre Neugierde nicht mehr verhalten.

„Wollen Sie es sehen, Fräulein Marie,“ entgegnete ich auf ihre schüchtern gelispelte Frage.

„Wenn es erlaubt ist“.

Und eilig nahm ich meinen Fund heraus und legte ihn vor das Mädchen hin.

„Ach,“ rief Julius, ganz in Ekstase, „was für ein seltsames großes Ei.“ Er näherte sich. Er hätte gern das Ding nicht nur gesehen, sondern auch befühlt. Natürlich. Aber Marie gab es einstweilen nicht aus den Händen. „Ist es das Ei der Leda?“ fragte sie wichtig.

— Fragte sie, in dieser Gesellschaft?

— Natürlich ganz unschuldig, belehrte Kleebusch. Es war ein Wort für sie, unter dem sie sich gar nichts dachte. Die weibliche Jugend, und die männliche auch, lernt ja genug Wörter, ohne sich etwas dabei zu denken. Marie sah nicht einmal den vorwurfsvollen Blick der Frau Direktor und die entsetzte Miene des Fräulein Agnes. Ihre eigene Mutter aber hatte keine Ahnung von Leda.

Marielchen fingerte noch immer an dem Ding herum. „Ist denn das überhaupt ein Ei; es hat ja gar keine harte Schale.“ „Es giebt auch Eier ohne harte Schale,“ erklärte Julius, der das seltsame Ding mit seinen Augen verschlang, es aber immer nicht in seine Hand bekommen konnte. „Ganz richtig,“ rief Marielchen, „weißt Du, Mama, unsere alte Gluckhenne, die gelbe, hat auch einmal so ein Ei gelegt. Du sagtest, das sei ein geflöhtes.“

Jetzt machte die Mutter ein ernstes Gesicht. „Sei nicht so vorlaut, Marielchen.“

Marielchen reichte das Ei ihrem Papa.

„Was ist denn das?“ fragte lachend der Gerber, indem er auf den herabhängenden Faden wies, „ist das die Nabelschnur?“ „Aber Anton,“ flüsterte vorwurfsvoll die Gemahlin. Die Töchter des Sirius kicherten. Die Frau Direktor und Fräulein Agnes machten ihre ernstesten Gesichter.

Der Herr Direktor that den Mund auf. Er errieth die Gedanken seiner Damen. Er sprach immer aus, was seine Damen dachten. „Herr Kollege,“ sagte er mit sauer-süßem Lächeln, „verzeihen Sie, aber ich weiß wirklich nicht, was wir an unserem Tisch mit diesem Ding da sollen. Das ist doch kein Gegenstand für uns.“

So der Herr Direktor.

Nun habe ich Dir vorhin gesagt, daß ich damals sehr schüchtern war. Ich war aber auch sehr naiv. Ich war auch gar kein Angstmeier. Und so erhielt der große Schulmann von seinem jüngsten Praktikanten, genannt Dr. Franz Kleebusch, eine Entgegnung, die er nicht erwartet hatte. „Bitte sehr, Herr Direktor,“ antwortete ich; „das Ding da heißt niemand. Mir scheint aber, daß wir es mit einem Naturprodukt — oder einer Naturerscheinung zu thun haben, die wenig gekannt ist. Für so etwas darf sich ein gebildeter Mann schon interessieren. Uns Philologen macht man oft genug den Vorwurf, daß wir uns nur mit Wortkram befaßten, daß wir nur im Abstrakten, im Toten, im Abgethanen lebten und keinen Sinn hätten für die Erscheinungen des Lebens und der allgegenwärtigen Natur. Wir sollten solche Vorwürfe nicht noch zu rechtfertigen suchen.“

Der arme Mann wurde blutrot in seinem verblasenen, verzogenen Schneidergesicht. Er sah sich wie hilflos um. „Herr Kollege Sirius,“ rief er dann „Sie sind doch ein Mann der Naturwissenschaft.“

„Das sagen Sie richtig, Herr Direktor,“ antwortete dieser; „aber wir Männer der hohen Wissenschaft befaßen uns nur mit den großen,

allgemeinen Gesetzen in der Natur, der ewigen Natur sozusagen; die Launen der Alltagsnatur im Gebiet der Naturgeschichte gehen uns nichts an.“

„Was ist es denn aber, Herr Kleebusch,“ wandte er sich an mich, ohne meinen Fund eines Blickes zu würdigen.

Er war übrigens so kurzfristig, daß er überhaupt nichts sah.

„Was es ist,“ antwortete ich; „allem nach ist es das, was der Volksmund ein Teufelsei nennt.“

Er hatte den Ausdruck nie gehört. Er befaßte sich überhaupt nicht mit Volksausdrücken. Er hatte nichts zu thun mit der lebendigen, mit der sozusagen alltäglichen Natur. Er befaßte sich nur mit ewigen Gesetzen.

Anders die Töchter des Sirius. „Ein Teufelsei“, rief Fräulein Nektä; „ei, das möchte ich sehen.“ Man reichte es ihr hin. Sie fingerte daran herum. Ebenso ihre Schwester Auguste. „Was ist denn nur dadrin“, rief diese; „etwas Glitscheriges, und dann etwas Hartes, das so einen Zucker thut, wenn man daran rührt. Puh, das ist ja wie lebendig. Da wird einem ganz angst. Hier, Fräulein Agnes, wenn Sie den Mut haben, daran zu rühren.“

„Aber, Fräulein Auguste,“ erwiderte die Tante mit überlegenem Lächeln, „was Sie sagen. Wir sind aufgeklärte protestantische Christen; wir glauben nicht an den Teufel, und auch nicht an Teufelseier. Zeigen Sie das Ding nur her.“

Und sie nahm es in die Hand, sie tastete.

Dann that sie plötzlich einen Schrei des Entsetzens.

Und es war in der That etwas Verblüffendes geschehen. Das Teufelsei war mit einem leisen Knall geplatzt; und wie es nun aussah, das war freilich kein lieblicher Anblick. Herausgesprungen war ein handlanger cylindrischer Körper, mit einem grau-grünen spitzen Hütchen am Ende, und am Grunde, aus der zerschlissenen Haut, quoll es hervor wie Eiweiß, eine schleimartig gallertige Masse. Es sah bestialisch aus.

Und bestialisch war auch der Geruch, den das Ganze ausströmte.

Einen Augenblick blieb die ganze Gesellschaft sprachlos.

Fräulein Agnes saß totenblaß, einer Ohnmacht nahe. Die Töchter des Sirius waren dagegen blutrot geworden und sahen verschämt zu Boden, während Mariechen, mit großerstaunten Augen, ahnungslos und unschuldig, zu dem bösen Dinge hinsah.

Der Gerber fand zuerst wieder das Wort. „Aber Herr Doktor,“ sagte er, „so was legt man doch nicht grad vor Damen auf den Tisch, auf den öffentlichen Wirtstisch.“

„Ja, Herr Doktor Kleebusch,“ fiel nun auch die Ehehälfte ein, „nein, wir wissen nicht was wir denken sollen.“

„Unerhört, ganz unerhört,“ vernahm man aus dem Munde der Frau Direktor. Auch der große Otto Sirius, der kurzsichtige, war sichtlich entrüstet und brummelte etwas vor sich hin, das ich nicht verstand.

Ich war im ersten Augenblick selber außer aller Fassung geraten. Und natürlich bedauerte ich aufs tiefste den Vorfall, für den ich doch nichts konnte. Als ich aber nun sah, wie man mich zum Verbrecher machte, da ärgerte mich's. Und im Troß wurde ich feck. Ich durfte mich doch nicht vor meinem eigenen Schüler wie ein Schulknabe behandeln lassen, der wegen einer Ungezogenheit den Unwillen seiner Erzieher erregt hat. Ich hatte ja nichts geahnt. Und ich wurde gerade so störrisch wie auch ein Schulknabe wird, der in sich das Bewußtsein hat, daß ihm unrecht geschieht. „Es thut mir leid,“ sagte ich rauh, „aber ich kann doch nichts dafür, daß die Natur, oder wenn Sie lieber wollen, daß der liebe Gott so etwas bildet und es auch noch mit einem Mysterium umgiebt, daß . . .“

Der Herr Direktor unterbrach mich. „Herr Kollege,“ sprach er mit zitternder Stimme, in der sich eine ungeheure Erregtheit ausdrückte, „Herr Kollege, Sie brauchen nicht so zu reden. Sie haben sich einen mehr als unpassenden Spaß mit uns erlaubt. Sie sollten fühlen, wie — ich will mich mäßig ausdrücken — wie wenig taktvoll Sie gehandelt haben.“

Und das vor der ganzen Gesellschaft.

Ich fühlte, wie ich erbleichte.

„Herr Direktor,“ brachte ich mühsam hervor, „ich wußte ja nicht, ich konnte . . .“

Mein Vorgesetzter schnitt mir das Wort vom Munde ab.

„Schweigen Sie, Herr Doktor,“ sprach er barsch, „suchen Sie nicht nach Beschönigungen wie ein Knabe. Sie haben ja schon zugegeben, daß Sie die Sache kannten. Sie haben uns selber den Namen genannt.“

Damit erhob er sich.

Die Gesellschaft folgte ihm. Ich, beschämt, beleidigt, blieb allein zurück.

* * *

Franz Kleebusch verstummte einen Augenblick.

— Aber, wollen wir nicht auch aufbrechen, es ist spät geworden, fragte er plötzlich.

— Deine Geschichte ist doch noch nicht zu Ende, wandte ich ein.

— Ich werde Dir den Schluß auf dem Heimweg erzählen.

Wir bezahlten unsern Kaffee, und nahmen unsern Weg, den wir gekommen waren.

— Eigentlich kann ich mir den Schluß ganz gut denken, nahm ich das Wort, als wir nun wieder nebeneinander durch Wiesen und Felder der rauchigen Fabrikstadt entgegenwanderten.

— Doch wohl nicht ganz, erwiderte Kleebusch; es folgte noch ein unerwartetes Nachspiel, ein richtiges kleines Satyrspiel. Ich saß also allei da, vor meinem ausgeschlüpften Teufelsei, das nun einen wahren Teufelsgestank verbreitete, sodas bereits Leute von anderen Tischen aufmerksam wurden und unwillig zu mir hinsahen. Und ich war, ich will es gestehen, ordentlich niedergedonnert von dem Erlebten. Da kommt plötzlich ein anderer Kollege von der Gartenthür her auf mich zu, der alte Schreiblehrer Haßlinger, der mir schon in Sexta und Quinta wegen mangelhafter Kalligraphie auf die Finger geklopft, ein lateinloser Lehrer natürlich, mit einfacher seminaristischer Bildung, aber ein großer Botaniker vor dem Herrn, eine Autorität sogar in der speziellen Botanik, die er denn auch, neben den schönen Künsten des Schreibens und Singens, in den unteren und mittleren Klassen des Gymnasiums verzapfen durfte.

Dieser Herr trat freundlich grüßend auf mich zu. Er wollte mir gerade die Hand reichen, als er mein ausgeschlüpftes Teufelsei erblickte. „Herr Gott, ein Phallus impudicus,“ rief er ganz ekstatisch aus.

„Aber, lieber Herr Kollege,“ mahnte ich, „schreien Sie doch solche Wörter nicht so laut in diesen Garten hinein.“

Haßlinger guckte mich verdutzt an. Ich begriff, daß er die Wörter gar nicht verstand.

„Man wird doch noch den botanischen Namen eines Pilzes aussprechen dürfen,“ sprach er ärgerlich. „Das wird doch keine Majestätsbeleidigung sein. Aber sagen Sie nur, Herr Doktor, wo haben Sie denn dieses Prachtexemplar her. Es ist ja wunderbar. Und denken Sie, ich kannte diesen merkwürdigen Pilz bis jetzt nur aus der Beschreibung. Ich wußte gar nicht, daß er bei uns vorkommt. Also bitte, wo ist der Fundort.“

Und so ging's ekstatisch weiter. Und natürlich wollte er ihn haben. Aber diese Bitte mußte ich dem guten Haßlinger abschlagen. Ein solches Denkmal meines Pechs mußte ich aufbewahren.

Am andern Tag hatte Haßlinger eine Botanikstunde in der Untertertia. Natürlich sprach er von dem für ihn neu entdeckten Pilz. Und

mit seiner schönsten Kalligraphie malte er den botanischen Namen groß an die Wandtafel. Denn je weniger er Latein wußte, der gute Schulmeister, desto eifriger drang er — in der Wissenschaft, in seiner Wissenschaft — auf ausschließlich lateinische Benennungen.

— Und die Jungen steckten die Köpfe zusammen und grinsten.

— Natürlich. Aber das war noch nicht das Ärgste. Der Herr Doktor Kleebusch, erklärte Haslinger den Schülern, besitze ihn, den *Phallus impudicus*, in einem wunderbaren Exemplar, größer und schöner als man je gesehen. Sie sollten doch den Herrn Doktor bitten, er sei gewiß so freundlich, ihn zu zeigen.

Kurz, Du kannst Dir denken, was man für schlechte Wize riß, einerseits, und wie man entrüstet war von der anderen Seite.

— Und Du mußt nicht nur für Deine Ahnungslosigkeit, sondern am Ende gar noch für die Ungeschicklichkeit des Herrn Botanikers büßen?

— Gewiß muß ich. Ich war der einzig Schuldige.

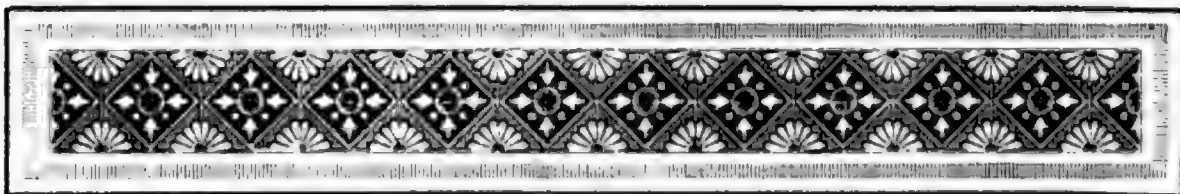
Ich konnte ja, wenn ich wollte, an die Behörde appellieren. Aber die Sache war mir zu dumm. Mariechen war so wie so hin. Und die definitive Anstellung war's auch. Man stand kurz vor Schluß des Schuljahres, mit dem ersten Tag des neuen bekam ich meine Versetzung. Dabei durfte ich mich nicht einmal beklagen. Ich kam ja in eine größere und bedeutendere Stadt. Aber ein paar einsam unglückliche, melancholische Jahre hat es mich gekostet. Das war mein Teufelsei . . .

Ich klopfte meinem Freund Franz Kleebusch auf die Schulter.

— Du weißt nur, was es Dir gebracht hat; wovor es Dich bewahrt hat, das Teufelsei, das weißt Du nicht.

Franz Kleebusch nickte.





Der Dichter des Arbeiterlebens.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Als die deutschen Erzähler endlich aus den idealen Gefilden von Wolkenfuchtsheim wieder auf den realen Erdboden hinabgestiegen waren, da merkten sie, daß die Welt nicht nur mit Grafen und Prinzessinnen, mit tabellosen jungen Männern und entzückenden Backfischen und jenen anderen höheren Wesen bevölkert sei, von denen sie bislang soviel zu fabulieren gewußt hatten; und da begannen sie sich denn die sogenannten gewöhnlichen Menschen ihrer Umgebung wieder etwas genauer anzusehn. Und merkwürdig! je fleißiger und genauer die Dichter ihre wirkliche und ganz alltägliche Umgebung betrachteten, um so poetischer erschien ihnen diese. Sie sahen, daß Freud und Leid und die Schicksale der geringsten unter ihren Mitmenschen, die thatsächlich und greifbar vor ihren Augen standen, das höchste und kühnste weit überboten, was ihre erhitzte Phantasie sich ausdenken konnte. Der gemeine Mann ward ein Objekt eifriger Studien und ein vielbegehrter poetischer Stoff. Alte Vorurteile wurden abgeworfen, und den realistischen Erzählern des Auslandes, die auch in Deutschland schon gerne gelesen wurden, trat endlich auch der deutsche Realismus zur Seite.

Wie bei jeder derartigen Reaktion vollzog sich dieser Umschwung anfänglich etwas schroff. Aus den höchsten Regionen fiel man plötzlich und unvermittelt in die niedrigsten. Hatten die Erzähler früher zu hoch über sich geblickt, so blickten sie jetzt zu tief unter sich, und war ihnen früher nichts schön, nichts reich und nichts fein genug gewesen, so schien es jetzt, als ob ihnen nichts mehr häßlich, arm, elend und gemein genug sei. Dem verkommenen Manne wurde das gemeine Frauenzimmer an die Seite gestellt, und mit Entartung, Prostitution und allen Lastern schienen die Dichter auf vertrautem Fuße zu leben.

Wir wissen, was für schöne Lobsprüche die rückständigen Gegner der modernen Dichtung den Realisten dafür erteilten, und wie sie in der Wahl ihrer Schimpfwörter beinahe realistischer wurden als die Realisten selber.

Ich brauche den Lesern der „Gesellschaft“ hier nicht des langen und breiten auseinander zu setzen, wie sehr unsere Gegner mit ihren Vorwürfen und Verdächtigungen im Unrecht waren, und brauche auch nicht mehr zu erklären, warum und wieso das Studium der Abgründe und Nachtseiten des Lebens für die Entwicklung unserer Dichtkunst förderlich und notwendig war, und daß es sich dabei um ganz andere Dinge als um ein „behagliches Wühlen im Schmutz“ handelte. Doch dürfen wir uns andererseits auch nicht verhehlen, daß eine Zeitlang die sogenannten „Nachtseiten“ in unserer Dichtung stark überwogen, und daß dadurch das Weltbild ebenso sehr nach der pessimistischen Seite hin verschoben wurde, wie früher von den Idealisten nach der optimistischen Seite. Das hat sich nun geändert: die realistische Dichtung wendet sich von den Degenerierten und Deklassierten immer mehr ab. Deshalb befaßt sie sich aber nicht etwa mit den mehr oder weniger faden Liebesgeschichten vornehmer Müßiggänger, zur Freude aller Backfische, Tanten und Gouvernanten, sondern sie beginnt nun wirklich die Forderung Gustav Freytags zu erfüllen, der verlangte, daß das deutsche Volk seinen Roman bei seiner Arbeit suchen solle; ja sie erfüllt diese Forderung viel besser als sie Freytag selbst in seinem Roman „Soll und Haben“ erfüllen konnte; denn wir fassen den Begriff Arbeit heute viel konkreter und strenger als Freytag und seine Zeit, und ein Anton Wohlfahrt, der sich allmählich vom Lehrling bis zum Chef eines großen Handlungshauses hinauffstrebert und dabei die etwas ältliche Tochter des Prinzipals heiratet, würde uns heut wohl kaum mehr als ein vorbildlicher Typus der Arbeit erscheinen!

Als Arbeit gilt uns heute ausschließlich produktive Thätigkeit, und als einen Arbeiter bezeichnen wir nur den, der solche Thätigkeit übt, mit Hand oder Kopf, in der Blause oder im Gesellschaftsrock. Und mit diesen „Arbeitern“ beginnt sich nun auch die Dichtkunst zu beschäftigen, besonders aber mit den Arbeitern im engeren Sinne des Wortes, d. h. mit jenen Scharen, die, im Dienste der Industrie stehend, ihre Körperkräfte und ihre Geschicklichkeit der modernen Produktion weihen und zusammen mit dem Landmann die breite Basis unserer sozialen Pyramide bilden. Die Arbeiter und die Bauern zusammen bilden das „Volk“, von dem man so oft behauptet, es existiere nicht mehr, weil es nicht

mehr so aussieht, sich nicht mehr so trägt und nicht mehr so schläfrig, dumpf und geduldig ist, wie vor hundert Jahren.

Die Bauern hat man uns vielfach geschildert. Auch die idealistischen Schriftsteller der alten Schule schrieben gerne Dorfgeschichten. Wie alle rückständigen Leute liebten sie es, der verderbten modernen Welt die einfachen Zustände von anno dazumal vorzuhalten, und diese einfachen, unschuldigen Zustände sollten sich eben bei den Bauern auf dem Lande finden. Leider stimmte die Rechnung nicht; denn erstens sind die Verhältnisse auf dem Lande lange nicht so einfach und „natürlich“, wie sich die Städter es vorstellen, und zweitens ist die moderne Zeit auch an der Landbevölkerung nicht spurlos vorübergegangen. Die Idealbauern, die man uns auftrichtete, existieren nicht. Auch wurde uns der Bauer fast niemals bei seiner Arbeit gezeigt; was wir von ihm in diesen modernen Schäfergedichten erfuhren, waren fade Liebesgeschichten, wie sie sich das Gehirn der Städter ausdachte.

Mit dem Industriearbeiter hat sich die frühere Dichtung wenig befaßt, wo sie es that, entstand ein Zerrbild der Tugend oder der Beworfenheit. Die moderne realistische Dichtung hat den Industriearbeiter eigentlich erst entdeckt, sie erst suchte in seinen Charakter, in seine Freuden und Leiden einzudringen. Doch selbst die modernen Autoren zeigen uns den Arbeiter nur selten bei und im Zusammenhang mit seiner Arbeit; sie beschäftigen sich mehr mit den allgemeinen sozialen Verhältnissen, direkt in die Werkstatt wurden wir sehr selten geführt. Es ist eben schwer, den Arbeiter in seinem eigentlichen Milieu zu schildern, weil man dazu den Arbeiter und auch seine Arbeit genau kennen muß. Diese genaue Kenntnis geht den meisten unserer Autoren ab. Die „Weber“ wirken so stark, weil Hauptmann die Arbeit und Lebensweise dieser Leute aus eigener Anschauung gründlich kennt. Auch der größte Arbeiterschilderer unserer Zeit, Bala, studiert die sämtlichen Handwerksgriffe eines Arbeiters genau, bevor er an die Schilderung des Menschen und seiner Lebensverhältnisse geht. Darum sind seine Figuren so wahr.

Unter den jüngeren Schriftstellern besitzt nun kaum einer eine so intime Kenntnis des Fabrikarbeiters und der von ihm geschilderten industriellen Betriebe wie Philipp Langmann, der unseren Lesern schon aus verschiedenen Erzählungen und aus seinem Drama „Bartel Turaser“ bekannt ist, und den wir ihnen in diesem Hefte nun auch im Bilde vorführen.

Philipp Langmann ist am 5. Februar 1862 zu Brünn in Mähren geboren, er absolvierte die k. k. technische Hochschule und war

darauf mehrere Jahre in der Fabrikpraxis thätig. Auch seine derzeitige Beamtenstellung bringt ihn mit Fabrikbetrieben und Arbeitern vielfach in Berührung. Von einer ungemein scharfen Beobachtungsgabe unterstützt hat er sich eine ganz außergewöhnliche Kenntniss des Fabrikarbeiters angeeignet. Langmann ist aber nicht nur ein scharfer Beobachter, sondern auch ein Dichter. Er schildert uns daher nicht nur die äußeren Verhältnisse des Arbeiters und seine physische Thätigkeit, er läßt uns auch Blicke in sein seelisches und geistiges Leben thun. Er zeichnet dieses geistige Leben streng nach seiner Beobachtung, ohne zu beschönigen oder zu idealisieren, er zeigt, wie der äußere Druck auch die geistigen Fähigkeiten abstumpft, wie der Mensch selber zur Maschine wird. Von sentimentalen Regungen und sogenannten schönen Gefühlen wissen seine Arbeiter nichts, und dennoch machen diese Gestalten einen ganz gewaltigen Eindruck auf den Leser, weil der Dichter nicht nur mit dem Verstande, sondern auch mit dem Herzen schildert. Er fühlt mit den Leuten und kann sich in ihren Gedankengang hineinversetzen, darum wird ihr Thun und Treiben auch dem Leser verständlich, und selbst ihre Dumpfheit, ihre Rohheit, ihr Aberglaube erscheinen in milderem Lichte und verzeihlich, weil wir sie begreifen lernen.

Langmanns erstes Novellenbuch trägt den Titel „Arbeiterleben“ (Leipzig, Wilh. Friedrich) und enthält sechs Erzählungen: „Ein Unfall“, „Wie sie untergeht“, „Die Hummel“, *) „Samstag Abend“, „Schimmel“ und „Blaumontag“. Darauf folgten die Realistischen Erzählungen (Leipzig, Rob. Frieße, Sep.-Cto). Von den in diesem Bande vereinigten sieben Erzählungen waren zwei zuvor in der Gesellschaft erschienen: die treffliche Charakterstudie: „Ein Streber“ (Jahrgang 1894, Heft VIII) und „Die vier Gewinner“ (Jahrgang 1895, Heft VI), in welcher der Autor in humoristischer Weise zeigt, wie wenig die in ständiger Not lebenden Menschen, denen plötzlich durch Lotteriegewinn ein Geldsümmchen in den Schoß gefallen, mit dem Mammon umzugehen verstehen. Dreie verlieren das Geld in wenigen Tagen, und der vierte, ein ängstlicher Alter — verhungert bei seinem krampfhaft festgehaltenen Schatz. Ein dritter Novellenband: „Ein junger Mann von 1895 und andere Novellen“ enthält eine prächtige Pferdegeschichte „Tula und der Heimatlose“, in welcher Menschen- und Tiercharakter in eigenartiger Weise in Zusammenhang gebracht werden, sodann eine größere Erzählung: „Ein junger Mann von 1895“, in

*) Siehe „Gesellschaft“, Jahrgang 1892, Heft V.

welcher der Verfasser das Seelenleben eines jungen Menschen der besseren Stände in Tagebuchblättern schildert, ferner die derb realistische Studie: „Die Brücke“ *) und schließlich „Ein Zweikampf in Wien“, die in elegische Stimmung getauchte Schilderung eines Duells mit tödlichem Ausgang — um ein Nichts.

Weitaus die bedeutendste Arbeit Langmanns ist sein „Bartel Turaser“, **) in welchem wir neben Hauptmanns „Webern“ das erste eigentliche Arbeiterdrama besitzen. Das Stück, das unsere Leser kennen, ist für ein Erstlingsdrama mit außergewöhnlichem Bühnengeschick aufgebaut, und muß, bei guter und den Intentionen des Dichters entsprechender Aufführung, auf den Brettern eine große Wirkung erzielen. Das Drama ist inzwischen von mehreren Bühnen für die nächste Spielzeit zur Aufführung angenommen worden, sodaß Langmann nun auch bald die theatralische Feuerprobe wird bestehen können, die voraussichtlich zu seinen Gunsten ausfallen wird; das Drama enthält wunderschöne Charakterschilderungen und prächtige Rollen.

Langmann ist durchaus Realist: er kennt die Stoffe, die er schildert, aufs Genaueste, seine Beschreibungen sind ungemein exakt und plastisch, und doch gehört er nicht zu jenen Schriftstellern, die lediglich durch den Stoff wirken wollen und die höchste Kunst darin erblicken, wenn sie die Natur und das Leben möglichst genau abschreiben. Nein, wichtiger als der rohe Stoff ist Langmann stets die künstlerische Bewältigung desselben, die Art, wie er schildert, packt noch mehr als das, was er schildert, und dadurch erweist er sich eben als echten Künstler und Dichter.

Er weiß Menschen und Gegenständen etwas von seiner eigenen Seele einzuhauchen, darum wirken auch seine Naturschilderungen so stimmungsvoll und überzeugend, und so gelingt es ihm sogar, tote Gegenstände, wie das alte Haus in der Erzählung „Dreiaug und der Tod“ (Realistische Erzählungen) durch seine Phantasie dichterisch zu beleben, oder Tiercharaktere in ganz eigenartig überzeugender Weise einzuführen, wie das Pferd in der schon genannten Erzählung „Tula und der Heimatlose“ und den prächtig gezeichneten Staren in der Skizze „Die Relationen des Herrn Lachnit“, die wir in diesem Hefte zum Abdruck bringen. Auch mit diesen Tiergeschichten steht Langmann in unserer modernen Litteratur einzig da.

*) Siehe „Gesellschaft“, Jahrgang 1896, Heft III.

**) Siehe „Gesellschaft“, Jahrgang 1896, Heft XI und XII.

Vor allem aber verraten seine Charakterschilderungen den Vollblutdichter. Man denke nur an die prächtigen Arbeitertypen des „Bartel Turafer“, an den schwächtigen, mit fröhlichem Humor hungernden jungen Raßwetter, an den Alten Adolf und sein Weib, an die mit so einfacher Natürlichkeit gezeichneten Kinder Szenen und hauptsächlich an den Titelhelden und sein Weib, zwei Prachtmenschen, an denen alles Kraft ist, und die gesund sind bis in ihre Fehler hinein.

Bartel Turafer ist das beste Arbeiterdrama, das ich kenne. Es wird hoffentlich nicht das einzige des Autors bleiben. Vielleicht wagt sich der Erzähler Langmann auch einmal an ein umfangreicheres Gemälde und schenkt uns zu den vielen sogenannten „sozialen“ Romanen, die unseren Büchermarkt überschwemmen, endlich auch den ersten ehrlichen deutschen Arbeiterroman. Das wäre eine Aufgabe, an die ein Dichter wie Langmann wohl Zeit und Kraft setzen könnte.



problem, das sich allmählich zu einer gelehrten Streitfrage gestaltete, von irgend einer Seite beizukommen. Alle möglichen Auffassungen sind von Philologen, Philosophen, Psychologen und Ärzten, von Gelehrten und Laien aufgestellt worden, — oft mit großer Willkür, sodaß man gelegentlich ganz vom shakespeareischen Text absehen muß, wenn man die originalen Neuschöpfungen des Hamletcharakters verstehen will, die mancher Kritiker zu Tage gefördert hat. Die Grundlage der meisten bildet, wie ich schon oben bemerkte, der bekannte Goethe'sche Ausspruch, der Grund zu Hamlets tragischem Verhängnis sei darin zu suchen, daß „eine große That auf eine Seele gelegt worden, die der That nicht gewachsen sei.“ Es galt nun vor allem, das Warum? der Thatunfähigkeit zu entdecken. Goethe meinte es in dem Mangel an „sinnlicher Stärke“ zu finden, „die den Helden mache“. A. W. v. Schlegel, der für das Werk die Bezeichnung „Gedanken-trauerspiel“ aufbrachte, sah im Charakter des Helden „ein Überwiegen des Denkens und Erkennens über die Willenskraft“. Unter dem Einfluß der Hegel'schen Philosophie wird dann Hamlet als „Held und tragisches Opfer der Reflexion“ aufgefaßt; und in dieser Richtung bewegen sich auch die Erklärungen von Gervinus und Th. Vischer. Nach ersterem ist bei Hamlet „der Gedanke das Maß aller Dinge geworden“, und diese einseitige Bildung des Geistes hemmt die wirkende Seite seiner Natur und führt zu Unheil und Verderben.“ Th. Vischer nimmt einen „Überschuß an abstraktem Denken an“, welches „mit dem Willen nicht in die Spitze des Entschlusses hat zusammenlaufen“ können. Als dann später die durch Schopenhauer getragene pessimistische Stimmung die Gemüter beherrschte, suchte man mit Döring und Türck die Tragik des Helden in der Verkehrung seines ursprünglichen Idealismus in Pessimismus. Wieder andere Erklärer wie Ulrici, Baumgart, Werder erblickten diese Tragik in dem Konflikt der natürlichen Triebe mit festgewordenen, höheren ethischen Grundsätzen. —

Keine von all diesen Erklärungen gab jedoch eine völlig einwandfreie Deutung des Grundgedankens im Hamlet, und das Werk des britischen Dichters blieb nach wie vor eine „Hieroglyphe von unerschöpflichem Tiefsinn“ (Tieck), ein „Rätsel, das als ein düsteres Problem auf der Seele lastete“ (Goethe).

Anstatt nun die Voraussetzungen, von denen man bisher ausging, einmal umzustoßen und auf Grund neuer, durchaus anders gearteter zu versuchen, ob nicht doch eine befriedigende Lösung gefunden werden könne, verfiel man auf den Ausweg, den Kunstwert des Stückes selbst

in Frage zu stellen und dem Dichter geradezu Kompositionsfehler, Widersprüche und Inkonssequenzen vorzuwerfen. Diesen Standpunkt vertrat als der Hervorragendste der Shakespeareresorcher Gustav Rümelin. Nach ihm habe der Dichter seinen damaligen Gemütszustand und seine Lebensanschauungen in der Gestalt des Dänenprinzen dichterisch zum Ausdruck bringen wollen, und insofern sei Hamlet sein interessantestes Werk; aber die Gesamtkomposition und Charakteristik werde dadurch unendlich gestört; es fehle die Einheitlichkeit und damit die künstlerische Vollendung. Ja, man begnügte sich nicht einmal damit, die vorgeblichen Fehler einfach nachzuweisen, es fand sich sogar in Oswald Marbach eine Persönlichkeit, welche den Dichter praktisch verbesserte und mit „selbständiger Dichterkraft und klarstem Kunstbewußtsein (!)“ in ihrer dramatischen Nachdichtung „Ordnung, Zusammenhang, Licht“ in das „unverständliche Wirrsal“ des Originals zu bringen und die bei Shakespeare ganz äußerlichen Motive zu innerlichen zu machen“ suchte, — ein Unternehmen, welches die deutsche Geistesgeschichte einstmals wohl kaum mit Stillschweigen übergehen wird! —

Endlich aber gelang es doch, die Hamletfrage wirklich zu lösen, ohne daß wie bisher ein unerklärbarer Rest zurückblieb.

Dieses große Verdienst gebührt Richard Loening, der in seinem 1893 erschienenen Buche über „die Hamlettragödie Shakespeares“ eine psychologische Erklärung von Hamlets Charakter auf physiologischer Grundlage gab. Er hat zuerst das Werk in seinem geschichtlichen Zusammenhang mit des Dichters Zeit zu erfassen gesucht; er hat sich tief in die elisabethanische Epoche eingelebt und aufs Eingehendste die religiösen, sittlichen, rechtlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Verhältnisse jener Tage und vor allem auch Shakespeares eigene Anschauungen untersucht und endlich, auf diese genauen Studien gestützt, seine eigene, originelle Deutung dargelegt. Im vollen Gegensatz zu den frühern Erklärern stellt er fest, daß in Hamlet das Naturrell über die Vernunft siege, oder um in Shakespeares Sprache zu reden, daß das Blut über das Urtheil die Oberhand gewinne. Nach ihm ist Hamlet ein edler Mensch, welchem nicht — wie Goethe meint — die „sinnliche“ Stärke des Helden fehlt, wohl aber die sittliche Stärke, die triebbändigende Willenskraft. Die tiefe Melancholie, der angeborene Grundzug seines Wesens, welche keine Spur von Weichheit, sondern eine starke Herbigkeit in ihrer Äußerung zeigt, sein Hang zur Unthätigkeit, zum passiven Dulden, zur gedankenvollen Betrachtung, zum fatalistischen Gehenlassen der Dinge: alles dies steht in engem Zu-

sammenhänge mit seiner Schwermütigkeit und verschiedenen andern körperlichen Eigenschaften, z. B. seiner Fetttheit. Er besitzt keine eigene Initiative und handelt nur, wenn er durch einen Eingriff in sein Selbst von anderer Seite dazu gezwungen wird, — aber sogar dann nicht nach bestimmtem Plane, sondern jäh, rücksichtslos, wie es ihm der Augenblick eingiebt, nur dem „gefährlichen Etwas“ (something dangerous) in ihm gehorchend, diesem cholertischen Teil seines Naturells, welcher der melancholischen Grundstimmung beigemischt ist. Unter allerlei Scheingründen und Entschuldigungen sucht er eine ihm aufgedrungene, unbequeme, seiner Individualität widerstrebende Aufgabe, die Rache an seinem Oheim, immer hinauszuschieben, ja gänzlich zu meiden, aber durch sein gelegentliches, leidenschaftliches und unbesonnenes Handeln veranlaßt er eine ganze Kette von Ereignissen, als deren letzte Glieder sein eigener Untergang und, damit verbunden, die Erfüllung der Aufgabe gegen seinen Willen erscheinen.

Von den neuern darf ich die geistvolle Auffassung Runo Fischers an dieser Stelle übergehen, weil sie mit der Annahme von „Stimmungs- pessimismus“ auf frühere, allerdings vielfach abweichende Erklärungen hinweist. Eine durchaus originelle, auf selbständiger Grundlage aufgebaute Deutung bietet dagegen der Wiener Ästhetiker Freiherr Alfred v. Berger in seinem an anderem Orte besprochenen Buche „Studien und Kritiken“ (1896). Schon 1890 hat er sich in seinen „Dramaturgischen Vorträgen“ über das Hamletproblem geäußert. Bereits damals erklärt er die Tragödie als das Werk eines im schauspielerischen Geiste dichtenden Genius, eine Zwischenform zweier Stilarten, entstanden in einer Zeit des Übergangs; ein bis ins Allerindividuellste geschilderter Held im Rahmen eines rohen altenglischen Theaterstücks: das sei das Eigenartige, Hervorstechende in Shakespeares Drama. Aber wie Hamlet hier von Berger dargestellt wird, ist er keineswegs ein Wesen, das auf der Schwelle des 16. und 17. Jahrhunderts steht, ausgerüstet mit der Fülle der Renaissancebildung, aber zugleich noch behaftet mit den Schlacken mittelalterlicher Rohheit. Dieser Hamlet gleicht vielmehr auf ein Haar dem modernen Niedergangsmenschen, welcher müde, ohne Zukunftsfreude in das 20. Jahrhundert schaut. Hyperideal in seiner Natur, mit abnorm sensitivem Gemüt begabt, das mit durchdringendem Verstand gepaart ist, gehört er zu jenen „überirdisch veranlagten“ Menschen, als deren typisches Merkmal die „habituelle Beschäftigung mit sich selbst“ erscheint, das unaufhörliche grübelnde Analysieren der Vorgänge im eigenen Bewußtsein, wodurch das psychische Phänomen des Willensaktes beinahe

zur Unmöglichkeit wird. „Er ist im Grunde zu weise und zu edel für die verderbte Welt, in der zu leben und zu wirken sein Schicksal ist.“ Der Gedanke an den freiwilligen Tod ist sozusagen der „habituelle Zustand seiner Seele, der leise, dumpfe Grundbaß, der all sein Thun und Denken begleitet.“ Gleichwohl magt er sich der Welt nicht durch Selbstmord zu entziehen, aus Furcht vor dem, was nach dem Tode kommt. Vermöge seiner hohen Geistesbildung und seines „blutscheuen Nervensystems“ ist er „ein Feind von allem Rothen“ und unterläßt die befohlene Rache nicht, weil sie etwa zu schwer für ihn, sondern weil sie „unter seiner Würde“; denn „con amore kann doch nur Henker sein, wer von einerlei geistiger Klasse mit dem Verbrecher ist.“

Diese Auffassung muß man zwar als geistreich bezeichnen, kann ihr jedoch den Vorwurf der Oberflächlichkeit — wie so mancher frühern — nicht ersparen, da sie in sich Widersprüche zeigt und auch vielfach den Worten Shakespeares schnurstracks zuwiderläuft. Aber sie enthält in der starken Betonung des mimischen Elements die Spuren der neuen Ansicht v. Bergers, die den Hamletcharakter geradezu als ein „Erzeugnis der Schauspielkunst“ hinstellt. Hier zeigt sich nun die glänzende Fähigkeit des Wiener Professors, sich voll in eine schaffende Künstlerseele zu versenken, sich eins mit ihr zu fühlen, ihr nachzuempfinden und nachzuleben bis in die feinsten, im Unbewußten leise verzitternden Schwingungen, den Werdeprouzess des Kunstwerks, in der eigenen Phantasie nachschaffend, sich lebendig bis in die Einzelheiten zu vergegenwärtigen und analysierend zu erläutern!

Die moderne Schauspielkunst — so führt v. Berger aus — ist eine Entdeckung und Schöpfung der Renaissance, die zuerst den Menschen wieder darauf hinwies, welche reichentwickelte, wunderbar organisierte, bisher gänzlich vernachlässigte Welt in seinem Innern verborgen ruhe, und ihn zur Beobachtung und Schilderung derselben führte. Die ältere Richtung, der auch Shakespeare noch in seinen frühern Stücken, besonders im „Titus Andronikus“ huldigt, bot nicht mehr als „Erzählung in Gesprächsform“. Diese überschritt allenthalben die „Bescheidenheit der Natur“ (*modesty of nature*); sie hielt nicht derselben gleichsam den Spiegel vor; sie zeigte nicht der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild, dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt: Forderungen, welche Shakespeare gewissermaßen als Punkte eines neuen künstlerischen Programms durch Hamlets Mund ausspricht. In diese Zeit der Wandlung, wo das altenglische Spektakelstück mit dem neuauftommenden psychologischen Drama um die Herrschaft der

Bühne rang, fällt Shakespeares Hamlettragödie. Aber der Dichter, der ja zugleich auch Schauspieler und Schauspielbirektor war, mußte doch noch zahlreiche Zugeständnisse an den allgemeinen, in der großen Masse herrschenden Geschmack machen, wenn die weiten Volkstriebe am Theater lebhaften Anteil nehmen sollten. Daher das romantische, sensationelle Beiwerk: gewaltthätige, blutige Begebenheiten, Geisterspuk und Ähnliches! So steht denn mitten in einem rohen, altertümlichen Stück ein demselben völlig inkongruenter Charakter, eine allseitig freientfaltete, mit feinsten Seelenmalerei dargestellte Persönlichkeit. Diese Verbindung zweier verschiedenartiger Stilgattungen aber erzeugt zahlreiche Konflikte und Widersprüche in Führung der Fabel und Auffassung der Charaktere und drückt dem ganzen Werke den Stempel des Geheimnisvollen, Rätselhaften auf.

Der Quelle entsprechend handelt es sich bei Hamlet, den v. Berger als einen geistreichen, nervösen Menschen mit einer „beweglichen, tanzenden Feuerseele“ bezeichnet, um eine „mit durchdringendem Verstande und zäher, schlauer Energie unter schwierigen Umständen durchgeführte Rache“. Doch im Schaffen verlor der Dichter allmählich sein ursprüngliches Ziel aus den Augen; die That selbst trat in den Hintergrund, und ihm wurde wichtiger, was diese für die Seele des Helden bedeutet. Er fühlte sich mit seinem ganzen Selbst in den Helden und seine Lage hinein, „durchlebte mit ihm die Zeit von dem Befehl des Geistes bis zur That, alle Stimmungen, ausloodernden Affekte, Erschlaffungen, Selbstanstachelungen“ — kurz, das gesamte Ringen eines Menschen zu einer That hin, jenen furchtbaren Zwischenzustand, wo die Persönlichkeit bis in ihre letzten Tiefen aufgerüttelt wird. So ist denn Hamlet mehr entstanden als gemacht. Zudem aber der Schwerpunkt von der Handlung auf das lyrische Ausschöpfen der Situation, auf das Pathetische gelegt ward, das beides der Kunst des Schauspielers dient, kam ein Widerspruch in den Charakter Hamlets, der jetzt „schwach, gefühls-, gedanken- und wortreich“ erschien. Dies suchte der Dichter zu vermeiden und erhob daher den „Konflikt zwischen den durch die pathetisch-mimische Darstellung entstandenen Scheineigenschaften des Helden und dem intendierten, energischen Charakter rasch entschlossen zur fundamentalen Eigenschaft desselben.“

Vom psychologischen Gesichtspunkt allein wird man nimmer in das Hamletproblem völliges Licht bringen; stets bleibt ein unerklärbarer Rest, der sich auch durch die geschicktesten Konstruktionen nicht beseitigen

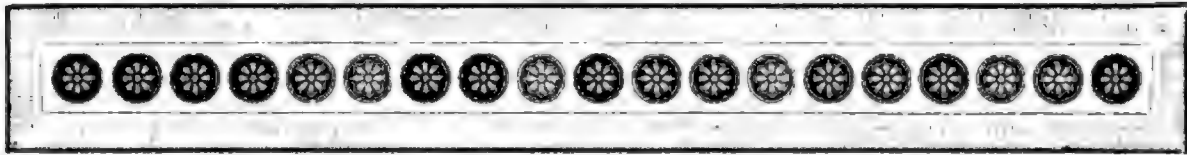
läßt. Man muß eben bedenken, daß der Dichter aus dem „Herzen der Schauspielkunst“ heraus schuf, daß ja die ganze Rolle des Hamlet vom Beginn an einen „mimischen Grundzug“ trägt, der durch das Betonen des „Klingens nach der That“ entstand. Ungeregt wohl durch ein „geniales schauspielerisches Individuum, ganz durchdrungen in allen Nerven von schauspielerischem Geiste“, erzeugte Shakespeare ein „Gebilde, in welchem das innerste Bedürfnis des schauspielerischen Schöpfertriebes Stillung finden konnte.“ Viel Subjektives, rein Persönliches kam dadurch in das Werk, manches, was lediglich zu einer fein abgetönten Seelenmalerei diente; das Innere des Helden ward bis ins Tiefste aufgewühlt und aufgeschüttelt, „um alle Kräfte des Schauspielers in Bewegung zu bringen.“ Mit Recht darf man daher im Hamletcharakter das „Schöpferischwerden der Schauspielkunst“ sehen.

Mit dieser eben erörterten Auffassung vermag ich diejenige nicht zu vereinigen, welche v. Berger an einer anderen Stelle giebt. Hier erscheint ihm Hamlet als eine „verwegen improvisierte Ausgeburt genialen Übermuts (eines im Sinne Nietzsches „tanzenden“ Genius), den es gelüstet, einmal alles, was sonst im Dichterrinnern verschwiegen summt, wie ein wilder Bienenschwarm in einem hohlen Baum, loszulassen, daß es den Menschen um die Köpfe schwärmt. All seinen Tiefsinn, seine bitterste Ironie, seine dunkelsten und holdesten Phantasmen, seinen ausgelassensten Humor, Wahnsinn und Weisheit, uralte Sage und gestern Erlebtes, Schwermut, Lustigkeit, Spott, Wut, Grimm über Gott und Schicksal, Verdrießlichkeit über Thatfachen, menschenkennerische Bosheit, die ganze flirrende, in allen Farben spielende Welt, die ein Geist wie Shakespeare chaotisch in sich trägt, hat der Dichter auf einmal auf eine Gestalt entladen, im Überschwange eines zwischen Selbstvergötterung und Selbstverhöhnung schwankenden Kraftgefühls in das Gefäß eines Bühnenstücks ergossen, das die Menschen im innersten packt, obwohl oder weil es nicht ganz zu verstehen ist: „Laßt Phantasie mit allen ihren Chören, Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft, doch merkt euch wohl! nicht ohne Narrheit hören“, heißt es im Vorspiel zu „Faust“. Eine solche Schöpfung, in welcher glühendes Leben seine unmittelbare Form gewinnt, muß rätselhaft sein, vieldeutig wie die abenteuerlichen Gebilde, zu welchen siedendes Blei, in kaltes Wasser getropft, gerinnt, Figuren, aus denen jeder herausdeutet, was ihm gerade naheliegt“. — Wenn man das hier Gesagte mit der obigen Ansicht wirklich kombinieren wollte, so müßte man es auf ein verschwindend geringes Maß zurückführen und es dem die Seelenmalerei fördernden, dem Ich des Dichters

entsprungenen subjektiven Rest zuteilen; denn den Hauptzug von Hamlets Charakter bildet dort das Ringen nach einem bestimmten Ziele, auf das seine Gedanken gerichtet sind. —

Die Ansicht v. Bergers hat mit den meisten frühern das Gemeinsame, daß sie dem Charakter des Helden durchaus moderne Eigenschaften beilegt und die vorgebrachten geschichtlichen Thatsachen in moderner Beleuchtung zeigt. Vom rein wissenschaftlichen, litterarhistorischen Standpunkt kann man die Hamletfrage wohl mit der Voening'schen Erklärung als geschlossen betrachten. Aber solange Shakespeares Drama noch nicht bloß der Litteraturgeschichte angehört, sondern wichtige, aktuelle Bedeutung besitzt, solange es das Interesse weiter Schichten in Anspruch nimmt, wird man auch fortfahren, den Maßstab der eigenen Zeit daran zu legen und es von einem mehr subjektiven, modernen, von der gelehrten Kritik unabhängigen Gesichtspunkt zu betrachten. Bei einer derartigen unhistorischen, einseitigen Beurteilungsweise, welche die poetische Schöpfung aus der Gedanken- und Gefühlswelt des Dichters, aus dem natürlichen Zusammenhange mit den gesamten Verhältnissen seiner Zeit herauslöst, kann man jedoch nicht zu einer endgiltigen Würdigung des Werkes gelangen; man bekennt nur, was dasselbe der eigenen, jeweilig herrschenden Zeitrichtung gilt. So stellen die Deutungen vor und nach Voening in ihrem ununterbrochenen Verlaufe den Geist der Neuzeit mit seinen mannigfachen Wandlungen in den einzelnen Epochen dar und bieten somit interessante Beiträge zur Geschichte des deutschen Geisteslebens.





Hans Hermann.

Von Dr. Ludwig Jacobowski.

(Berlin.)

Es mag zwei Jahre her sein, da sang eine unsrer ersten Gesangskünstlerinnen, Frau Lilli Lehmann, ein paar Lieder eines jungen, völlig unbekanntem Komponisten. Er hieß Hans Hermann, und man erfuhr von ihm nur, daß seine jungen Jahre schon weit mehr erlebt hatten, als sonst die Generation seines Alters. Von dem Tage an wurde sein Name bekannt, immer häufiger prangte er auf den Programmen von Liederabenden außerhalb und innerhalb Berlins, und jetzt zählt er zu den meistversprechenden jüngeren Liederkomponisten. Er steht noch mitten in der Entwicklung, aber mit der Anerkennung ist sein Mut und sein Können gewachsen, und die Anzahl Lieder, die er in diesen zwei Jahren herausgegeben, füllt bereits einige Bände. Er gehört sicherlich zu den fruchtbarsten Liederkomponisten der Gegenwart. Aber man braucht nur an die ungeheuere Fruchtbarkeit von Franz Schubert zu denken, um den Einwand als unberechtigt zu empfinden, daß nur eine spärlich auftretende Kunst von wirklichem Können zeugte. Wenn schlechte Kritiker einem fleißigen Künstler nichts vorzuwerfen haben, so stellt sich das abgegriffene Wort ein, er produziere zu rasch und zu viel. Bei Hans Hermann ist diese rege Produktion nur das Resultat einer überschäumenden und auf die Fülle ihrer Kraft pochenden künstlerischen Natur. Trotzdem arbeitet er selten flüchtig. Für ihn ist ein Gedicht ein kleines Kunstwerk, dessen eigenartige Gliederung für seine musikalische Interpretation vorbildlich ist. Er sucht mit feiner intimer Kunst den Ideen und Anschauungen des Textes gerecht zu werden, und selten kommt es vor, daß der Fluß seiner Melodie stockt und er zum beliebten Hilfsmittel der Wiederholung einer Zeile greift.

Seine Lieder ragen besonders durch zwei Eigentümlichkeiten hervor.

Das melodische Element ist selten so stark und intensiv, daß es den gesamten Text ausfüllt. Zumeist ist es nur ein kurzes, ganz entzückendes Motiv, aus dem er mit virtuosenhafter Gewandtheit eine genügende Anzahl von Variationen entwickelt, um den Absichten des Dichters Genüge zu thun. Namentlich bewundere ich aber sein Können in der Fähigkeit der musikalischen Illustrierung. Freilich gelingt es ihm nicht oft, die harmonischen Figuren einfach und durchsichtig zu gestalten. Es liegt etwas Schweres, Getragenes in seiner Interpretation. Für jede Zeile eines lyrischen Gedichtes sucht er das musikalische Äquivalent, und sehr oft erscheint dann seine Begleitung bedeutender, interessanter und moderner als seine Melodie. Ja, oft vernachlässigt er sie ganz. So hat er beispielsweise eben eine Komposition des wundervollen Gedichtes: „Es rollte so träge das graue Meer“ von Schönaich-Carolath herausgegeben. Mit hinreißender Kraft hat er die Naturschilderung dieses Dichterprinzen nachzuahmen verstanden. Aber als er zu der lyrischen Episode kam:

„Ihr habt gesungen in vollem Chor
 Vom Mühlrad im kühlen Grunde.
 Nun liegt mir das alte Lied im Ohr,
 Das Wigwort erstirbt mir im Munde.“

da bekommt der melodiose Lauf ein Loch; die Begleitung, — ein sehr hübscher Einfall, — nimmt die Melodie des Volksliedes vom Mühlrad auf, indes die Hauptmelodie sechs lange Takte das einzige b festhält. Gewiß ist die großartige Lyrik des Volksliedes stark genug, um dieser Stelle eine echte künstlerische Wirkung zu sichern. Aber kein Liederkomponist darf sich auf die musikalische Kraft der Begleitung verlassen, sondern das echte Lied soll und muß völlig auf sich allein gestellt seine Wirkung ausüben. Gleichzeitig mit diesem Carolath'schen Gedicht hat Hans Hermann soeben drei andere Lieder herausgegeben: „Drei Wanderer“, eines der schönsten Gedichte von Karl Busse, „Legende“, ein bisher ungedrucktes Gedicht eines jungen neu aufstrebenden Talentes mit Namen Karl Bulcke und „das Mutterherz“, vielleicht die gewaltigste alt-französische Ballade in einer Bearbeitung von Jean Michopin. (Alle vier erschienen in Heinrichshofens Verlag, Magdeburg.) Namentlich die Legende von Karl Bulcke, für dessen dichterische Feinheiten Max Löwengard im „Magazin“ gar kein Verständnis hatte, wird seines dramatischen Aufbaues und seiner glänzenden Technik wegen ein Vortragsstück ersten Ranges werden. Zwei unserer berühmtesten Sängerinnen,

Frau Vili Lehmann und Lillian Sanderson haben mit diesem Liede das Publikum in helles Entzücken versetzt.

Der junge Komponist besitzt eine umfassende Kenntniss unsrer zeitgenössischen Lyrik, und selten lockt es ihn, unsre älteren Dichter zum hundertstenmal zu komponieren, nachdem 99 Komponisten ihre Kunst an ihnen ausgegeben haben.*) Namentlich hat er Schönaich-Carolath bevorzugt, und wenn er auch zu diesem hervorragenden Lyriker noch nicht die Komposition geschrieben hat, so ist es ihm doch in den meisten Fällen gelungen, von der tiefen Gewalt der Carolath'schen Rhythmen etwas in seine Kunst hinüberzuretten. Aber auch andere Lyriker von geringerer Schwere hat Hans Hermann komponiert. Er beherrscht das Pathos der Kraft so gut wie die sanfte Beschwingtheit des innigen Liebesliedes, wie die naiven Töne des Kinderliebchens. Jedenfalls ist er eine Hoffnung unserer jetzt so reichhaltig blühenden Liederliteratur. Reife der Jahre und redliches Studium werden auch Erfüllung gewähren.

*) Doch hat er soeben bei Heinrichshofen in Magdeburg eine Komposition des berühmten Lieder „Wo bist Du igt“ des Stürmers J. M. R. Lenz erscheinen lassen, eines Lieder, das jahrzehntelang Goethe zugeschrieben wurde. Auch diese Komposition steht ganz auf der Höhe seines Könnens.





Münchener Brief.

Von Gustav Morgenstern.

(Kochham.)

Es geht wunderbarlich zu in dieser lieben Welt. Wenn ich heute, fern von dem Getriebe der großen Kunststadt München, die Kammern meiner Erinnerung durchstöbre und hervorbringe, was mir von den Theatererlebnissen der letzten Monate besonders bemerkenswert erscheint, dann treten doch immer und immer wieder einzelne Abende und einzelne Momente in den Vordergrund, die ich im deutschen Theater erlebt habe. In dem unglücklichen deutschen Theater, von dem niemand sagen kann, wie lange es noch Theater sein wird, über das nun so viel geschrieben, so viel gespottet und so viel geschimpft worden ist.

Die wichtigsten Theaterergebnisse der letzten Monate sind in der Münchner und in der auswärtigen Presse nur wenig beachtet worden. Ich meine die Separatvorstellungen für die Münchner Gewerkschaften im Deutschen Theater.

Im Dezember vorigen Jahrs veranstalteten die Münchner Gewerkschaften zum erstenmale ein Volkskonzert in den Kaisersälen. Herr Dr. Kaiser hatte sein Haus zu annehmbaren Bedingungen zur Verfügung gestellt, so daß der Eintrittspreis auf 30 Pfennige festgesetzt werden konnte, und siehe da, das Haus war bis auf den letzten Platz gefüllt. Händel, Mozart, Weber, Wagner, Liszt standen auf dem Programm, und die 1500 Zuhörer genossen in vollen Sägen.

Damit war ein folgenschwerer Anfang gemacht. Es sind zunächst noch drei oder vier Volkskonzerte mit ähnlich vornehmer Programm gefolgt, und es darf für gesichert gelten, daß im nächsten Herbst die Volkskonzerte ihren fröhlichen Fortgang nehmen werden.

Aber bei den vollstämmlichen Konzerten ist es nicht geblieben; es ist im Januar ein wichtiger Schritt vorwärts gethan, indem nunmehr auch vollstämmliche Theatervorstellungen ermöglicht wurden. Herr Direktor Viktor Raumann gab das Deutsche Theater zu Sonntagnachmittagvorstellungen für die Gewerkschaften her. Der Eintrittspreis betrug hier für sämtliche Plätze ohne Unterschied 50 Pfennige, und das Haus war, trotzdem die Spielzeit nicht besonders günstig war, regelmäßig ausverkauft.

Es haben unter der Direktion Raumann im ganzen vier Vorstellungen stattgefunden. Mit Schnitzlers Freiwild wurde der Anfang gemacht, darauf folgten Sudermanns Ehre, Schnitzlers Liebelei und zum Schluß Hebbels Maria Magdalena. Das Repertoire war also nicht ganz gleichwertig, und die Aufnahme seitens des Gewerkschaftspublikums war verschieden. Am schlechtesten kam Schnitzlers Liebelei weg.

Es zeigte sich hier, daß die Zuschauer sich für die rührende Gestalt der Christine nicht recht erwärmen konnten, und der dritte Akt, der bei der öffentlichen Aufführung immer den stärksten Eindruck macht, fand in den Seelen dieser Zuschauer keine starke Resonanz. Bei Freiwillig und Ehre stand die Sache anders. Da wirkte die Tendenz stark, und es darf nicht verschwiegen werden, daß das grob gezimmerte Sudermann'sche Stück am meisten Effekt machte. Die Weisheiten des Grafen Trast wurden öfter mit Jubel aufgenommen.

Den Beschluß der vollständigen Aufführungen machte vorläufig Hebbels Maria Magdalene. Dieses Stück machte den unvergleichlich tiefsten Eindruck, und ich stehe nicht an, die Aufführung der Maria Magdalene für das bedeutendste Theaterereignis der Winteraison zu erklären, und für die bedeutendste Leistung, die wir dem deutschen Theater bisher verdanken. Ich kann ja hier vor einem litterarisch gebildeten Publikum das Stück als bekannt voraussetzen und brauche nicht erst zu erläutern, daß es, was künstlerische Geschlossenheit und feste Fügung anlangt, ein vollendetes Meisterwerk ist. Aber hervorgehoben muß werden, daß es auch heute noch, trotzdem sein Stil uns beim Lesen oft fremd anmutet und in natürlicher Sprechweise mit den Dramen strengnaturalistischer Art nicht wetteifern kann, einen gewaltigen Eindruck macht. / Hebbel hat in seinen Tagebüchern geschrieben: „Es war meine Absicht, das bürgerliche Trauerspiel zu regenerieren und zu zeigen, daß auch im eingeschränktsten Kreise eine zerschmetternde Tragik möglich ist, wenn man sie nur aus den rechten Elementen, aus den diesem Kreise selbst angehörigen, abzuleiten versteht! Daß ihm das gelungen ist, was er in diesen Worten als seine Absicht bezeichnete, das haben die Zuschauer zunächst in der Separatvorstellung, dann aber auch in der öffentlichen, an sich erfahren. Die deutschen Bühnenleiter thäten gut, das Stück, das heute so selten gegeben wird, ihrem Repertoire dauernd einzuverleiben.

Die vollständigen Theater Vorstellungen wurden, wie gesagt, ermöglicht durch das liebenswürdige Entgegenkommen des Direktors Viktor Naumann. Wenn er sonst nichts gethan hätte, so sicherte ihm dies schon eine dankbare Erinnerung. Denn die Bestrebungen, die Arbeiterschaft für den Genuß einer genießenswerten Kunst zu gewinnen, sind so ungeheuer wichtig für die Weiterentwicklung der deutschen Kultur, daß jedes Entgegenkommen in dieser Beziehung aufs dankbarste zu begrüßen ist. Zumal für Münchner Verhältnisse ist das von Naumann unterstützte Vorgehen der Gewerkschaften von größter Bedeutung. Es ist hier das Interesse für lebenskräftige dramatische Litteratur so gering, daß weder eine freie Bühne noch eine freie Volksbühne zustande gekommen ist. Da zeigt es sich mit einem Male, daß man auch ohne den Nothbehelf einer freien Volksbühne — mehr als ein Nothbehelf ist die Institution nicht — zum Ziele gelangen kann. Hoffentlich folgen nun auch andre Städte dem Beispiel Münchens und der Münchner Gewerkschaften.

Wenn ich sage, daß in München eine freie Bühne nicht zustande gekommen sei, so ist das nur bis zu einem gewissen Grade richtig. Wir haben ja auch in München eine Art freie Bühne, eine Art aber, die für Münchner Verhältnisse außerordentlich bezeichnend ist. Seit Jahren veranstaltet der akademisch-dramatische Verein mit wechselndem Glück vor geladnem Publikum Semester für Semester ein bis zwei Vorstellungen, und das ist die Münchner freie Bühne. Wir verdanken diesem Vereine viel, weit mehr als man von einer studentischen Vereinigung erwarten sollte, deren Mitglieder ewig wechseln, die daher niemals nach einem festen Plane vorgehen kann und immer von Fall zu Fall wirken muß. In diesem Jahre hat der Verein zwei

Aufführungen veranstaltet, und an dem Gelingen der einen Aufführung hat das deutsche Theater und Direktor Naumann wiederum ein nicht geringes Verdienst.

In der unruhigen Fastnachtszeit veranstaltete der Verein einen Komödienabend. Hartlebens Ibsenparodie „Der Frosch“ und Ranruds „Storch“ standen auf dem Programm. Der „Frosch“ wurde fast ausschließlich von Mitgliedern des Vereins und unter Leitung eines Vereinsmitgliedes gespielt, der „Storch“ von Mitgliedern des deutschen Theaters unter Naumanns Leitung. Der Erfolg des „Froschs“ war stark, aber die Geschichte hatte einen bedenklichen Haken. Das Stück wurde einfach als ein Fastnachtssult aufgefaßt, und das Publikum vergaß, daß hier eine kräftige Dichternatur sich in ihrer Weise mit einer mächtigen Dichterpersönlichkeit auseinandersetzt, deren Einfluß auf die eigne Produktion er resolut von sich abschüttelt. Dieser scheinbare Akt ist doch weit mehr als ein bloßer Spaß, er ist auch bitterer Ernst. Die bleibenden Wirkungen des „Frosches“ offenbarten sich bei einer Reihe von Zuschauern erst geraume Zeit darauf. Im Residenztheater wurde Ibsens „John Gabriel Borkman“ aufgeführt. Die Aufführung war in jeder Beziehung mittelmäßig; weder die Regie noch die einzelnen Leistungen konnten auch nur im entferntesten befriedigen. Sogar der erste Akt und einige große Partien des zweiten Aktes, die meiner Meinung nach zu dem Besten gehören, was Ibsen geschaffen hat, schlugen nicht durch. So hätte auch ein besseres Stück zu Lode gespielt werden können. Da war es nun sehr interessant, daß mehrere Zuschauer, die den „Frosch“ gesehen hatten, mir eingestanden, sie hätten immer und immer wieder bei den scheinbaren Tiefsinnigkeiten des Stückes an den „Frosch“ denken müssen. Das war schließlich die schlimmste Kritik des Borkman, und für Hartleben war es ein Triumph; denn da approbierte ein Teil des Publikums seine Ibsenkritik, die, wenn ich nicht irre, nach der „Frau vom Meer“ entstand. Was für Hartleben und einige wenige schon damals klar zu Tage lag, das kam jetzt mehreren kräftig zum Bewußtsein, als sie das, was ihnen schon vor Jahren faul vorkam, zur vollkommenen Manier ausgeartet vor Augen sahn. Erleichtert wurde ihnen freilich die Erkenntnis durch das schlechte Spiel und die ungenügende Übersetzung des Stückes.

Ein ähnliches Schicksal wie der Frosch, hatte Hans Ranruds „Storch“. Nahm man den Frosch für puren Studentensult, so nahm man den Storch für eine Posse, oder, wie der kluge Korrespondent des Berliner Tageblatts sich ausdrückte, für eine Burleske. Einige alten Tanten männlichen und weiblichen Geschlechts gerieten sogar in helle Entrüstung, und die „Münchener freie Presse“, das Organ der süddeutschen Volkspartei, hat sich das unschätzbare Verdienst erworben, dieser tantenhaften Entrüstung öffentlich Ausdruck zu geben. Diese sogenannte Kritik des Demokratenorgans ist so schön, daß sie hier folgen mag. Es heißt da: „Es ist ein trauriges Zeichen, daß eine Schmutzerei, wie dieses letztgenannte Stück [Der Storch] wo anders, als in gemeinsten Lokalen überhaupt präsentiert werden darf. Das Publikum, das durchaus den „besseren und besten Gesellschaftsklassen“ angehörte, verhielt sich nicht nur nicht ablehnend, sondern klatschte sehr lebhaft Beifall. Ein Zeichen der Zeit und — des Fortschritts. Heldinnen des Stückes: zwei Prostituierte; Helden: ein Igl. Sekretär, der eine seiner vielen Josefinen, Anas zc. an einen dummen Commis verheiratet, weil ein Kind bereits unterwegs ist. Später mietet er sich im selben Hause ein zc. Das Ganze nicht etwa als sogenanntes „Sittenbild“ aufgefaßt, wobei der auf Moral, Sitte und Religion aufgebauten menschlichen Schmutzgesellschaft ihr ekelhaftes Spiegelbild vorgehalten wird — sondern als Scherz, als Schwanke, der amü-

fieren und belacht werden soll. Wir empfehlen nach diesem gemeinen, beschämenden Stück allen, in denen noch ein Fünkchen gesundes Urtheil und Schamgefühl steckt, Max Nordaus Kapitel über „die jungdeutschen Nachäffer“ (Entartung II) zur Lektüre. Was er da über das „Schweinebehagen“ sagt, mit dem in „Jauche“ „gefühl“ wird, über das Grinsen der „Jungdeutschen“, wenn ein „anständiger“ Mensch sich die Nase zuhält und den Schritt beschleunigt, während er an solchem Lämpel vorübergeht, das alles paßt vortrefflich auch auf diesen norwegischen — resp. internationalen groben, schamlosen Schmutz. Was bis vor kurzem das „Privileg“ gewisser nur von „Herren“ (!) besuchter Lokale war, scheint sich allmählich ohne Scheu und Scham auch da einzudrängen zu wollen, wo anständige Menschen bei einander sind — dagegen sollte das Publikum doch endlich Front machen. Ist es Gedankenlosigkeit oder Abstumpfung gegen Gemeinheit, daß sich im Publikum gestern keine Stimme regte gegen die Dreistigkeit, die darin lag, solch ein Stück anderswo als auf einer „Herrenkneipe“ darzubieten! Die norwegische Ferklei wurde von Schauspielern des Deutschen Theaters sehr gut gespielt. Hervorragend gut war Herr Schmidt-Häßler

Nach dieser Temperamentskritik eines jedenfalls auch den „besseren und besten Gesellschaftsklassen“ angehörenden und jedenfalls die feinsten Umgangsformen eingehaltenden Individuums wird man sich ungefähr einen Begriff machen können von der Entrüstung, der sich ein Teil der Zuhörerschaft mit Behagen hingab; und da z. B. die „Vochsprünge“ in der gesamten Münchener Presse mit viel weniger oder vielmehr mit gar keiner Entrüstung genossen wurden, so stelle ich jedem anheim, den „Storch“ für ein bodenlos unsittliches Stück zu halten. Mir persönlich, als dem Übersetzer des Stückes, gestatte man dagegen, daß ich nach wie vor den „Storch“ für eine der besten Komödien halte, die die gesamte moderne Litteratur aufzuweisen hat. Ich stehe zu meiner Freude mit meinem Urtheil nicht allein da. Ich habe nicht bloß dänische und norwegische Kritiker auf meiner Seite, ein paar deutsche haben sich in gleichem Sinne geäußert. So schreibt Max Messer in der Wiener „Zeit“: „Aantuds Name ist in Deutschland noch unbekannt. Vielleicht wird ihn diese feine und bedeutende Dichtung berühmt machen. Sie trägt alle Merkmale der nordischen modernen Dramatik an sich, die tiefste Menschenkenntnis, künstlerische Psychologie und eine aus den geschilderten Verhältnissen sich ungezwungen lösende moralische Bedeutung. Sorgfältig präpariert, ist hier ein sonderbares und alltägliches Bild des Lebens aufgehoben. Alle geheimen Beziehungen, zufälligen Verschlingungen der Dinge mit den Menschen und der Menschen unter einander werden zart, aber sicher ergriffen und uns deutlich vorgelegt. Man hat die Empfindung beim Lesen, als weite und scharfe sich der eigne Blick, während es nur die Kunst des Dichters ist, uns die Verhältnisse im günstigsten und klarsten Sinne zu zeigen. Wie ist eine Charakteristik ausbringlich, aus den unmerklichsten Zügen schließen sich große Bilder zusammen. Es ist die Eigenart Aantuds, uns die Ereignisse nicht brutal hinzustellen, mit dieser grausamen und unerträglichsten Nacktheit, die das „große Publikum“ liebt, und darum dürfte es ihm auch gelingen, den peinlichsten Stoff durch die Art seiner Betrachtung gereinigt, schön und mit der reinen Würde der Wahrheit darzustellen.“

Ich führe gerade diese Kritik mit gutem Bedacht an; denn sie läßt klar erkennen, wie die Schauspieler an diese Komödie heranzutreten haben, und wie die Schauspieler des deutschen Theaters die Komödie hätten spielen müssen. Sie erfordert für jede Person das taktvollste und aufs feinste nuancierte Spiel, und gerade daran

fehlte es bedenklich. Nur Frau Siel-Rebauer, die die Anna Holm-Strübell spielte, genügte den Anforderungen der Komödie ungefähr. Dafür verlor Herr Schmidt-Häßler, der in derber Komik Hervorragendes leistet, den Eindruck von vornherein durch ein dummes Gelächter, das er dem guten Viktor Strübell beigab. Dieses Gelächter wirkte auf das Publikum ansteckend, und Herr Schmidt-Häßler ließ sich durch den Beifall immer weiter ins Verb-komische hineintreiben. Im dritten Akt gab er eine unvergleichlich verb-komische Leistung mit solch unbändigem Behagen, daß man fast darüber vergessen konnte, daß gerade sein Spiel das Stück in Gefahr brachte, von urteilschwachen Leuten aus den „besseren“ Gesellschaftskreisen für eine Posse gehalten zu werden. Auf jeden Fall hat die Aufführung trotz aller Schwächen bewiesen, daß das Stück im höchsten Grade bühnenwirksam ist, und Herrn Direktor Raumann und den Mitgliedern des deutschen Theaters gebührt warme Anerkennung, daß sie die Aufführung ermöglichten.

Mit seiner zweiten Vorstellung hatte der akademisch-dramatische Verein weniger Glück als mit dem Komödienabend. Es wurde Ernst Kosmers „Dämmerung“ gegeben, und das Stück fiel trotz des lauten Beifalls der Freunde durch. Und zwar mit Recht. Es klingt zwar hart, wenn es ein geschätzter Kritiker eine „naturalistische Stilübung“ nennt, und nicht minder hart, wenn ein anderer die Dichterin die „Marlitt der Bühne“ benannt hat; aber man wird das Treffende dieser Urteile anerkennen müssen. Das Stück hat einen fünften Akt, der an verlogner Rührseligkeit mit das höchste leistet, was in moderner Frauenlitteratur vorgekommen ist, und all die naturalistischen Mätzchen, die Stärke und Kraft zeigen sollen, und die billige Stimmungsmacherei können nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Dichterin nie in die Tiefe zu dringen vermag. Das wertvollste an dem Stück ist die Ausgestaltung einer Figur, der Holbe Ritter, der höhern Tochter in höchster Potenz mit ihrer Inhaltslosigkeit, ihrem Überallherumschleiden und Nichtsfestangreifen, mit ihrer kranken Sinnlichkeit und unappetitlichen Völlerei. Gegen die Sicherheit, mit der diese eine Figur gezeichnet ist, tritt alles andre im Stück zurück, namentlich auch der alte Ritter, der eine Künstlernatur sein soll, aber nichts andres ist als ein haltloser Waschlappen, der mit einigen, irgend einem Modell abgesehen sympathischen Außerlichkeiten aufgeputzt ist, ohne daß alle die schönen Außerlichkeiten durch ein festes Band zusammen gehalten würden.

Es war interessant, dieses Erstlingswerk der Dichterin nach den „Königskindern“ zu sehen, die sich an den Krücken Gumperdinischer Musik einen rauschenden Erfolg erhumpelt haben. Ein Vergleich der beiden Stücke zeigt zwei verschiedene Stilarten, die sich so feindlich gegenüber zu stehen scheinen, daß man meinen sollte, sie könnten nicht demselben Dichtern entstammen. Daß ein naturalistisches Stück wie die Dämmerung einen andern Stil hat, als ein „deutsches“ Märchen in Bergen, daran liegt weiter nichts Merkwürdiges. Wenn aber in dem einen Stück eine natürliche Sprache erstrebt wird und in dem darauf folgenden eine wüste Sprachbarbarei verübt wird, die den natürlichen Ausdruck absichtlich verschmährt und wahre Orgien geschmackloser Sprachverhunzung feiert, so bleibt nichts andres übrig als die Annahme, daß das eine wie das andre Werk nichts weiter ist als eine Stilübung. Heute so und morgen nach bestem Vermögen so, je nachdem es die litterarische Mode zu verlangen scheint.

Daß der Dichter die Sprache meistern muß, beherrschen und zwingen, um einen künstlerischen Eindruck hervorzurufen, ist eine alte Geschichte, und wir lachen die Leute

aus, die etwa mit kritischen Philistergesichtern an der freien Sprachform eines Lilien-
cron herum nörgeln. Aber die Sprachmeisterei hat ihre Grenzen, es geht denn doch
nicht an, die lebendige Sprache zu schinden wie ein Tier. Ein Reiter ist etwas anderes
als ein Tierquäler. Die Dichterin des „deutschen Märchens“ bestrebt sich drei Akte
lang eine möglichst seltsame Sprache zu reden, sie besleißigt sich einer hypermodernen
Sprache, die auf Stelzen geht und Umwege sucht, um interessant zu erscheinen. Wenn
das Gänsemädchen den Königssohn bestaunt, dann „fremdet sie ihn mit den Augen
an.“ Dasselbe Gänsemädchen „schämt die Hand über die Stirne“, d. h. sie hält eine
Hand über die Augen. Wenn der Königssohn einen Kranz ins Wams schiebt, dann
ist ihm das Kränzchen „brusteigen“. Wenn Holzhacker und Besenbinder gierig ins Brot
beißen, dann heißt es von ihnen: „In den Schädel haucht euch der Magen schier“. Der
Königssohn erzählt: „Wie leicht und fed lähnte mein Fuß hinweg über stürzen-
den Abgrund und schroffes Gestein“. Er flötet sein Mädchen in einer Sprache an,
die mir teilweise völlig dunkel bleibt:

„Du Tagholbe! Du Nachtsüße!
Rosenerschloßen
Mir erblüht in die Brust,
Blutüberflossen
Du dämmernd und sanft und weicher und tiefsüßer Luft,
Ruß ich es lassen,
Daß Hunger und Frost dich zu Grabe blasen!“

Die Gänsemagd antwortet auf dieses Geflüte:

„Steh her, ob mir Hunger die Glieder entziert,
Ob der Frost mich friert.“

Wenn das deutsche Märchenstil und nicht einfach das Stammeln der durchaus
produzieren wollenen Unkraft ist, so glaube ich mit Freuden an die unbesleckte
Empfängnis der Päpste. Ein Märchen, in solchem Stil geschrieben, ist ein künstle-
risches Un Ding. Stoff und Form vertragen sich dann wie Feuer und Wasser. Strogt
nun aber das Stück von sprachlichen Geschmacklosigkeiten, so kommen noch andere ge-
schmacklose Mähchen hinzu, die den Genuß an dem Drama völlig verleiden. Das
sind die merkwürdigen Blüten des Rosmerischen Humors und der Rosmerischen Naivetät.
Ein feiger Holzhacker fleht die Hexe an, aus dem Hause herauszukommen, sie solle
vor ihm keine Furcht haben. Da lacht der Spielmann laut auf: „Gewißlich! Vor
deiner Helbennase nimmt keine Mücke Reißaus.“ Der Feigling pocht an die Thür
des Hexenhauses und horcht, ob sich drinnen nichts rühre. Das Resultat seiner
Forschungen ist: „Nicht Atem von einer Maus.“ Dazu bemerkt der humorvolle
Spielmann: „Nicht das Schnäuzen zweier Fische!“ Widerlich wird der Rosmerische
Humor, wenn der Spielmann die Hexe verspottet:

Deine schönen, tiefroten Augen
Bänden in mir ein Liebesfeuer
Und — ist es Wahn —
Ein Zahn! Ein gelber garstiger Zahn!
Run brenn ich wie eine nasse Scheuer
(Er kniet.)
Schlanter Frauenzelter, laß dich besteigen!“

Das eine der Königskinder, die Gänsemagd, ist ein sehr naives Menschenkind.
Sie wohnt draußen im Walde bei einer Hexe, die sie im Walde festhält, und hat bis
in ihr vierzehntes Jahr noch keinen Menschen gesehen. Aber trotzdem weiß diese

Theaternaive: „Sind doch wie kleine Rehe die Kinder. Und mag ich kein Reh verwunden.“ Dieser armen Naiven will eine Blume nicht blühen. „Ist meine Blume krank?“ fragt sie. „Jeden Morgen beim Begießen thu ich ihr einen Bittgesang, und will sich doch nicht erschließen.“ Sie denkt darüber nach, wie sie allmählich immer größer geworden sei, da fragt sie naiv: „Wachst ich immer so weiter? In den Himmel hinein?“ Es ist die widerlichste Theaternaivetät, die mir in den letzten Jahren begegnet ist, und sie wirkt um so widerlicher, als das Stück den Anspruch erhebt, ein „deutsches Märchen“ zu sein.

Der Inhalt des Mustermärchens ist folgender: Einem Königssohn ist es im Vaterreiche zu eng geworden. Er ist in die Welt hinausgezogen. Auf dieser Reise durch die Welt findet er die Gänsehüterin, die bei der Hexe haust und noch keinen Menschen gesehen hat. Sie verlieben sich flugs und wollen von bannen ziehen. Aber der Waldzauber der Hexe hält das Mädchen zurück; der Königssohn hält ihre Liebe für schwächlich und zieht zornig zur nahen Stadt. Die Bürger dieser Stadt wollen zur Abwechslung einen König haben und haben deshalb einen Holzhacker und einen Besenbinder zur Hexe hinausgeschickt, um zu erfahren, wo sie einen König finden könnten. Die Deputation, der sich ein lustiger Spielmann angeschlossen hat, kommt an, als der Königssohn weg gezogen ist. Die Hexe sagt den Leuten, der erste, der andern Tags mittags 12 Uhr zum Stadthor hereinschleudern werde, das sei ihr König. Nun wird die Gänsemagd von dem Waldzauber erlöst. Sie betet zu ihren verstorbenen Eltern, wie sie sich geliebt hätten, so liebe sie den Königssohn. Es fällt ein Stern vom Himmel in die „kranke“ Lilie hinein, die jetzt plötzlich ausblüht. Die Gänsemagd eilt davon. Im zweiten Akt zieht sie dann Punkt 12 Uhr zum Stadthor hinein. Der Königssohn, der sich hier inzwischen als Schweinehirt verbunden hat, fliegt ihr um den Hals. Aber die Bürger haben einen andern Begriff von König und Königin, treiben das Paar zur Stadt hinaus und sperren den Spielmann, der die KönigsKinder verteidigt, ein. Zwischen dem zweiten und dritten Akt versucht der Königssohn vergebens, mit seiner Braut in die Heimat zurück zu gelangen. Beide sterben im dritten Akt vor dem Hause der Hexe, die die wütenden Bürger verbrannt haben, trotzdem die gute Alte im ersten Akt als ein zaubergewaltiges Wesen erscheint, das der menschlichen Kraft spottet. An der Waire des Liebespaares singt der inzwischen freigelassene Spielmann das Lied von den KönigsKindern. Die Kinder der Stadt, die ihm geglaubt haben, geleiten die beiden zu Grabe. Daß gerade Spielmann und Kinder an die KönigsKinder glauben, soll wohl einen tieferen Sinn haben, ebenso, daß der Königssohn, nachdem er sich mit dem Bettelkinde verbunden, den Weg zur Heimat nicht zurückfindet. Außerordentlich bequem hat es sich die Dichterin dadurch gemacht, daß sie von den vergeblichen Bemühungen, ins Reich zurückzukehren, im dritten Akt nur andeutungsweise erzählen läßt. Von einer vollen Ausgestaltung des Stoffes kann daher gar keine Rede sein. Anfang und Ende sind gegeben, das Mittelstück fehlt.

Das Stück hat einen sehr starken Erfolg gehabt. Erstens ist es ein Märchen, und Märchen sind Mode. Zweitens waren die Waldbekorationen von wunderbarer Schönheit, eine Dekoration wie die des dritten Akts ist hier selten gesehen. Drittens war die Darstellung im ganzen vortrefflich. Die Gänsemagd des Fräulein Brünner war fast eine ideale Leistung. Viertens war das Märchen mit Musikbegleitung ausgestattet. Gumperbind hat die einzelnen Situationen mit charakterisierender Musik begleitet, über deren Wert mir kein Urteil zusteht. Sie hat viel dazu beigetragen, die Schwächen des Stücks zu verdecken. Der dritte Akt mit dem schier kein Ende nehmen

wollenden Sterben wäre ohne sie unerträglich gewesen. Da ferner Wort und Musik nicht zusammenfallen, wird die Aufmerksamkeit durchgehend zersplittert. Entweder man folgt der Musik und vergißt die Worte oder umgekehrt. Wenn so die Aufmerksamkeit von den prachtvollen Dekorationen zur Musik sich wendet und von der Musik zum Text u. s. w. in infinitum, so gerät der Zuhörer allmählich in einen Zustand der Abspannung, in einen Dusel hinein, in dem er sich alles gefallen läßt. Ganz abgesehen davon, daß Humperdinck ein anerkannter Komponist und Frau Ernst Kosmer eine Münchner Lokalgröße ist, also beim großen Publikum die günstige Stimmung von vornherein da war.

Die günstige Stimmung war glücklicherweise auch von vornherein da, als das Theater am Gärtnerplatz die Kühnheit hatte, Hauptmanns Versunkene Glocke aufzuführen. Die Aufführung war schauerlich, mag auch noch so viel Gutes nach allen Windrichtungen telegraphiert worden sein. Und zwar waren die schauerlichsten Leistungen die der beiden Gäste, die sich das Gärtnertheater verschrieben hatte. Fräulein Barkany leistete sich ein kokettes Rautendelein mit widerlich gespreizten Theatermanieren, und ein Herr Opel vom Deutschen Theater in Berlin einen Glodengießer Heinrich, der unverständlich war, so oft er in Affekt geriet. Das beste leistete der einheimische Künstler Geis als Nidemann. Aber die Begeisterung war groß. Man verstand zwar nicht das dritte Wort von der großen Rede Heinrichs im dritten Akte, aber man that schwer begeistert. Der große Beifallssturm nach dieser Aufführung klang bedenklich unecht.

Hauptmann scheint jetzt in München festen Fuß fassen zu wollen. Im Volkstheater sind die „Weber“ etwa dreißigmal gegeben worden, und die neue Direktion des Deutschen Theaters, hat die „Einsamen Menschen“ gebracht. Die Aufführung der „Weber“ war schlecht, wie nicht anders zu erwarten war. Die Regie war unter allem Hund. Nur die junge Hilfe des Fräuleins Rubin war eine tüchtige Leistung. Der Text war kastriert und verbessert, daß es einem weh thun konnte. Aber auch so hatte das Stück seinen starken Erfolg.

Die Aufführung der „Einsamen Menschen“ am deutschen Theater unter der Direktion Drach war, was die Regie anlangt, ein Ereignis. Die neuen Schauspielkräfte, die Herr Drach mitgebracht hat, scheinen, nach den ersten drei Vorstellungen zu urteilen, nichts weiter als braves Mittelgut zu sein. Es fehlt jetzt eine alle andern um Haupteslänge überragende Kraft wie Fräulein Alma Renier. Dafür sind freilich auch die Abstände zwischen den einzelnen Leistungen nicht so große als früher, und die Vorstellungen machen daher unter der neuen Direktion einen abgerundeteren Eindruck.

Raumann beschloß seine Direktionsthätigkeit am Deutschen Theater mit der Aufführung von „Maria Magdalene“. Einen besseren Abschluß hätte er kaum finden können. Die alten Schauspieler setzten ihr bestes Können an die Vorstellung. Herr Schmidt-Häßler nahm sein verwildertes Talent — er hat alles mögliche gespielt — in Zucht und lieferte einen Meister Anton, der bewundernswert war, wenn man bedenkt, daß die Stärke dieses Schauspielers auf derblomischem Gebiet liegt. Aber alle andern stellte Fräulein Renier als Klara in Schatten. Nach dieser Leistung wurde so recht klar, was das Münchner Theater an ihr verliert. An Größe der Auffassung, an Tiefe der Empfindung, an intensivem, die Rollen erschöpfendem Spiel kommt ihr keine Münchner Künstlerin auch nur im entferntesten nahe. Es ist jammer schade, daß sie München nicht erhalten geblieben ist.

Das Debut der neuen Direktion war durchaus nicht günstig. Der Abstand zwischen Hebbels Maria Magdalena und Ibsens „Fest auf Solhaug“, das bei dieser Gelegenheit der verdienten Vergessenheit für eine kurze Weile entrisen wurde, war denn doch zu bedeutend. Die Ausstattung des Stückes und die Regie des Herrn Drach war freilich vortrefflich. Die Dekoration des zweiten Aktes war entzückend. Aber das Spiel ließ kalt wie das Stück.

„Das Fest auf Solhaug“ stammt aus der Zeit, da Ibsen Dramaturg des norwegischen Nationaltheaters zu Bergen war. Ibsen war verpflichtet, jedes Jahr ein Stück zu schreiben und kam dieser Pflicht auch pünktlich nach. Von diesen Stücken sind nur zwei „Frau Inger auf Östrot“ und „das Fest auf Solhaug“ im Druck erschienen. Beide sind romantische Stücke, die heute nicht mehr erwärmen können. Ibsen meinte damals, den dramatischen Stil in den norwegischen Volksliedern gefunden zu haben, wie er ihn später in dem Stil der altnorwegischen Prosalitteratur zu finden meinte. Dieser Stil ist uns auf der Bühne so fremd wie nur möglich, und das Fest auf Solhaug hat heute nur litterarhistorisches Interesse.

Als zweites Stück führte die Direktion ein Lustspiel von Robert Miich „Nachruhm“ auf, über das nichts weiter gesagt zu werden braucht. Erst mit den „Einsamen Menschen“ hatte das Deutsche Theater einen starken Erfolg zu verzeichnen. Hier stellte sich als Johannes Boderat Herr Hans Godeck vom Mannheimer Theater dem Münchner Publikum als fein gestaltender Künstler vor, der den Waschlappen gut darstellt.

Hier mag für heute abgebrochen werden. Es mag noch kurz registriert werden, daß am Hoftheater Herr Karl Sonntag ein uninteressantes Gastspiel in einfältigen Lustspielen absolvierte, und daß ebenda das Verslustspiel von Rudolf Lothar „Ein Königsibyd“ zur Aufführung kam, in dem der Herr Verfasser einen Operettenstoff für einen Lustspielstoff ausgeben wollte. Das Gärtnertheater brachte eine Reihe von Novitäten, die samt und sonders keine Erwähnung verdienen. Im Volkstheater wurde das wüste Sensationsstück „Trilby“ vom Publikum mit selbstverständlichem Behagen genossen.

Ich habe keine Lust, mir durch die Erinnerung an diese Leistungen meine gute Laune zu verderben.



Aus dem Wiener Kunstleben.

Don Otto Sachs.

(Wien.)

Als vor einigen Wochen der große Musiker Johannes Brahms gestorben war, trauerte unser Wien, dem er sich freiwillig zu Eigen gegeben hatte, ihm in aufrichtiger Liebe nach. Alles, was musikalisch empfinden kann in Wien, ohne Rücksicht

auf jene ohnehin schon veralteten und nur mehr künstlich erhaltenen Parteiunterschiede, legte um den Dahingegangenen Trauer an und unser ehrlicher Schmerz fand, wie es eines solchen Künstlers würdig ist, in des Verlorenen eigenen Tönen eine sanfte und wehmütige Lösung. Die Trauer galt dem Besten, der aus der großen Zeit der klassischen deutschen Musik noch zurückgeblieben war, und das soll in Gottesnamen wahr bleiben, wenn es freilich auch mir scheinen mag, daß Brahms Unrecht erleidet, wenn er ausschließlich oder vorzugsweise als Klassiker, Nachklassiker, betrachtet und bewertet wird. Ich für mein Teil glaube, daß Nietzsche, dessen feinem und durchdringendem Blick für das Physiognomische in einer Musik man trauen könnte, Brahms sehr wohl verstanden hat: „Sein eigenstes bleibt die Sehnsucht“; und „Brahms ist rührend, so lange er heimlich schwärmt oder über sich trauert; darin ist er modern“, (der Fall Wagner, zweite Nachschrift.) Wenn man Brahms vorzugsweise als Erben Beethovens behandelt, so sollte man dabei wirklich bedenken, daß es für jeden Künstler ein zweischneidiges Lob ist, vorzugsweise als Erbe irgend einer Größe behandelt zu werden; und es ist vielleicht ein ebenso großes Unrecht, als jenes andere, langjährige war, den edlen, friedlichen, still für sich schaffenden Brahms gegen seinen großen Zeitgenossen Richard Wagner auszuspielen; seine grundverschiedene Kunstart der Wagners aufstrumpfen zu wollen, als wenn es da überhaupt irgend ein gemeinschaftliches Maß geben könnte, und als ob wir, die wir Wagner lieben, nicht auch ohnehin froh genug wären, Brahms ebenfalls lieben zu können. Es lag Gefahr — Gefahr für Brahms — in diesem Streben seiner Freunde; die große Gefahr, daß sich die besten und feinsten Ohren ihm verschließen und er ein Publikum bekommen könnte, wie es sich kein Künstler wünschen wird. Zum Glück blieb sein eigenes Wesen, in dem er sich nicht stören ließ, doch siegreich; ein schönes Zeichen für dessen eingeborne Kraft: seine besten Freunde haben ihm nicht schaden können.

Den tiefbetrauertem Tod des Meisters hat der in weiten Kreisen durch sein nicht sehr geschmackvolles Kampfstück „Jenseits von Gut und Böse“ als Nietzsche-Hasser möglicherweise nicht ganz unbekannt Herr Widmann dazu benützt, um die paar Worte, in denen sich Nietzsche, sehr objektiv und verständnisvoll übrigens, über Brahms Musik ausdrückt, aus dem Zusammenhang gerissen und mit gehässigen Eigenbemerkungen am Rande, als das Urteil Nietzsches über Brahms dem Publikum zu präsentieren, in der löblichen Absicht, die durch Brahms Ableben hervorgerufene und schöne Bewegung der Gemüter weislich zu benutzen und gegen seinen Erbfeind hinzulenkten; so wie gewisse Heber in alten Zeiten tiefe Gemütsbewegungen, die das Volk erlitt, zur Veranstaltung von Judenhetzen und ähnlichen zeitgemäßen Unterhaltungen zu verwenden pflegten. Die hübsche Notiz war mit einer jener nicht mehr ungewöhnlichen Anekdoten verziert, die Nietzsches angeblichen Brahms-Haß (sowie auch seinen angeblichen Wagner-Haß) einer Eitelkeitsverletzung auf Rechnung setzen, die dem Musiker Nietzsche durch Brahms passiert sein soll. Ob das erzählte Geschichtchen wahr ist, ob Nietzsche Brahms wirklich eine Komposition zur Beurteilung übergeben hat, kann ich natürlich nicht wissen*); wenn es nicht wahr ist, ist es jedenfalls spottschlecht erfunden, denn es beweist gar nicht das Geringste gegen Nietzsche, der wahrhaftig an größere Dinge zu denken hatte, als an eine „Rache“ seiner Eitelkeit gegenüber Brahms, den

*) Inzwischen hat Rektor Gast in der „Zukunft“ die vollständige Unwahrheit der Widmannschen Ausstreuung aktenmäßig dargethan. (Nachbemerkung des Verf.)

er, wie aus der Försterschen Biographie hervorgeht, sehr schätzte: er nahm es Wagner nicht wenig übel, daß dieser sich gegen Brahms' Musik ablehnend verhielt.

Aber das Anekdötchen hüpfte durch die Spalten all unserer großen Tagesblätter; denn eine Nietzsche-Heße gehört jetzt zu den zeitgemäßen Unterhaltungen sehr vieler Litteraturleute und anderer unbeträchtlicher Menschen. Es giebt alte Herren, die alle unsere jungen Bestrebungen und Geistesrichtungen, all unser Wollen und Können, so groß das erste auch mitunter ist und so gering das zweite, mit so aufmerksamem und liebevollem Blicke verfolgen, daß man glauben könnte, es habe sich allgemach ein kleiner — *B e r f o l g u n g s w a h n* bei ihnen entwickelt, aus lauter unendlicher Bemühung, die sie aufwenden, um nur ja nicht zu sehen, nur ja nicht zu hören, nur nicht zu verstehen!

Es ist nicht freundlich und nicht geschmackvoll, es zeigt verzweifelt wenig Kultur, wenn man die Liebe, die so Viele und wohl nicht die Geringsten unter unserem jüngeren Geschlechte für diesen — von jedem Standpunkt aus gesehen — Großen und gewiß noch nicht ganz Verstandenen trägt; diese Liebe, die so sehr das Beste an uns ist, daß sie uns selbst besser gemacht und zur Ehrfurcht und Verehrung gezwungen hat; und die obendrein jetzt tausendfach empfindlich ist, unter jeder rauhen Berührung schmerzhaft aufzuckt, wegen des bitteren Schmerzes, den wir um das jammervolle Schicksal unseres Meisters erdulden — wenn man diese unsere Liebe täglich und immer wieder in ihrem Heiligsten mit tödtlichen Stichen trifft; wenn man uns das entsetzliche Los des Verehrten, dessen geistliche Existenz nach seinem geistigen Tode, die unser Gefühl ohnehin wie ein böser Traum, wie ein häßlicher Spuk bedrückt, gleichsam als etwas *W o h l v e r d i e n t e s*, als eine mystische Strafe für die Unthaten des Gehafteten, als eine mystische Konsequenz seines Wirkens aufweist; gerade jetzt!

Natürlich bot zu den gehässigsten und thörichtesten Anmerkungen die Aufführung der symphonischen Dichtung „*Also sprach Zarathustra*“ von Richard Strauß willkommenen Anlaß. Aber auch darüber hinaus traf eine Flut von Übelreden das musikalische Werk selbst, das natürlich in meinen wie in jedes vernünftig Denkenden Augen weder ein Verdienst, noch das Gegenteil dadurch allein gewonnen hat, daß es sich mit Nietzsches Gesamttitel und Teilüberschriften geschmückt hat. Hier ist selbstverständlich nur der musikalische Wert maßgebend; keine gute Absicht rechtfertigt einen schlechten Musikanten. Nun hatte ich aber Strauß' ältere Werke, soweit ich sie kannte, wohl interessant und geistreich, aber doch nicht gerade sehr bedeutend gefunden; überhaupt bin ich ein grundsätzlicher Gegner aller sogenannten Programm-Musik, da mir das Programm der Musik mehr Fessel als Stütze zu sein scheint, und der Ausdrucksfähigkeit der Musik eigentlich gar kein Programm in Worten nachzukommen vermag, geschweige, daß sie dessen bedarf; auch berührte mich der Gedanke unangenehm, den Zarathustra gerade in einem Konzerte, und gar vor Wienern, musikalisch aufgeführt zu sehen; ich war verstimmt, fürchtete mich vor zu erwartendem Ärger, kurz, ich ging nicht hinein. Schon am nächsten Tage bedauerte ich das tief; man muß notwendig dazu gelangen, jedesmal, wenn die offizielle Kritik ganz absprechend sich äußert, aufmerksam zu werden und an etwas Neues und Interessantes zu glauben, über das jene unsicheren Fälle unfehlbar gestolpert sein müssen, wenn es ihnen unmöglich gemacht wird, sich in weitem Bogen daran vorbeizuschleichen. Seitdem hörte ich Bruchstücke aus dem „*Zarathustra*“ auf dem Klavier, die ganz merkwürdig klangen; und als ich neulich meinen Freund G.,

der ein sehr feiner Musiker ist und alles Neue und Seltsame mit spitzen, fast überempfindlichen Fingern sorgfältig ansaßt und gegen das Licht hält, um es in seiner Art zu erkennen, über den „Barathustra“ befragte, antwortete er nur: „Sehr gut!“ aber dabei kam ein feuchter Glanz in seine Augen, und seine Stimme bebte vor innerer Bewegung. Und so ließ ich mir von ihm etwas über den „Barathustra“ erzählen.

„Mein Gott, ja, zu wundern ist es doch nicht“, sagte er, „die Leute, die mehr Witze haben, als Geist, und immer noch mehr Geist als guten Willen, ihn recht zu benützen, müssen ja immer draußen bleiben und die Wände mit ihren Bemerkungen betriegen, während die Anderen durch die offene Thüre ins Innere eingehen und das Wesen der Erscheinung anschauen. Aber wer wirklich zuhörte, nicht bloß über die Witze nachdachte, die er über das Werk in sieben Feuilletonspalten machen muß oder lesen darf (und sieben Feuilletonspalten sind lang, wenn sie voll von Witzes steden sollen) — der war einfach hingerissen von der Gewalt dieser Komposition. Vor Allem diese Orchesterbehandlung! Schon früher gelangen Strauß ja geistreiche, pikante, ungewöhnliche Instrumentationseffekte manchmal überraschend gut; aber nun wurde ihm das ganze Orchester zu einem einzigen, riesigen Instrumente voll neuer und unerhörter Klänge, fremd wie seltene Düfte oder wie seltene Traumgefühle aus unseren Nächten. Schon die Besetzung: achtfach geteilte Geigen, sechsfach geteilte Bratschen und Celli, vierfach geteilte Bässe, ist etwas noch nie Dagewesenes. Übrigens — das werden ja auch seine Gegner zugeben, daß Strauß zu den originellsten und genialsten Koloristen der modernen Musik gehört.“

„Aber ihm sind auch die Klangwirkungen ebenso wichtig, als der rhythmische und melodische Bau seiner Themen; Harmonie und Instrumentation, die höchst interessante und eigentümliche Rhythmik und der eigenartige Bau seiner Melodie dienen gleichmäßig seiner unvergleichlichen musikalischen Charakterisierungskunst, ebenso wie das große Kontrapunktische Können, das sich doch niemals pedantisch in den Vordergrund stellt.“

„Was nun Strauß will, das ist zum Glück keine eigentliche Programmusik in ihrem engherzigsten und kleinlichsten Sinne; er will nämlich nur den Werdegang der Barathustra-Weltanschauung oder -Stimmung, der ja ein bestimmter seelischer und also musikalisch darstellbarer Zustand zweifellos entspricht, in eine Reihe von Stimmungsbilder heraufrufen, und überschreibt diese Bilder in der Partitur deshalb mit Benennungen aus Nietzsches Dichtung: „Von den Hinterweltlern“, „Von der großen Sehnsucht“, „Von der Wissenschaft“, „Grablied“, „Tanzlied“ u. s. w. Und da durchdringt und durchleuchtet Barathustras Geist, der Geist des Philosophen, der den Übermenschen predigt, des lachenden und tanzenden Weisen, der das Leben vergöttert, in Wahrheit das ganze Werk. „Strahlend, wie die Sonne im Faust II. Teil: „Welch Getöse bringt die Sonne!“ geht sein Siegesthema etc auf, und hebt sich auf den allereinfachsten Harmonien, nur auf den Adlerflügeln einer machtvollen Instrumentation bis zum Zenith empor. Ein hinreißend leidenschaftliches Sehnsuchtsmotiv führt aus dem ruhigen, zuversichtlich gläubigen Anfang in das Reich der Zweifel, Kämpfe und Leidenschaften, durch die mit zwingender Gewalt, durch höchste Entfaltung des Kontrapunktes geschilderten Mühen der „Wissenschaft“ zum „Gefahren“. Nun beginnt an allen Ecken und Enden ein übermütig frohes Lachen und Reden und Spotten, das schließlich von allen Seiten, wie kleine muntere Quellen zu einem jungen Strom, sich zu dem wunderbaren „Tanzlied“ zusammenfindet. „Dieser Tag ist ein Sieg; er weicht, er flieht, der Geist der Schwere, mein alter Erzfeind!“

„Ja wohl, der alte Erzfeind,“ warf ich nachdenklich ein.

Aber Freund G. fuhr unaufhaltfam fort; er ist unaufhaltfam, wenn er einmal angefangen hat:

„Am Schlusse faßt das „Nachtwandlerlied“ noch einmal die Gegensätze des Werkes gleichsam überdenkend zusammen. Und, siehst Du, ich vergaß es vorher zu sagen; selbst die Tonarten reden in diesem seltsamen Werke; die C-Tonart, abstrakter, fleischloser, ist besonders für die Darstellung geistiger, gedanklicher Vorgänge verwendet; das rauschenden H-Dur und seine Verwandten reden vom heiligen Leben . . . Und so stellt auch der Schluß H-Dur und C-Dreiklang einander schroff und gar nicht wohlklingend gegenüber, legt sie, so sehr sie sich sträuben, auf einander; die Gegensätze sind nicht gelöst, vielleicht sind sie unlösbar?“

Mein Freund G. sah mich an. Ich weiß, daß wir beide an dasselbe dachten und an denselben.

* * *

Von der Musik zur Schauspielkunst, von der innerlichsten und persönlichsten Kunst zur Kunst der Außerlichkeit und des Unpersönlichen, ist ein großer Schritt, eigentlich viel mehr als ein Schritt — ein weiter Weg. Aber ich muß ihn heute machen, denn zwei Schauspieler haben sich uns jetzt in Wien gezeigt, über die man nicht schweigen kann, wenn man sie gesehen hat. Es war der Italiener Ermete Zacconi und dann der Deutsche Emanuel Reicher, und daß sie unmittelbar, und auf derselben Bühne, der des Carltheaters, einander folgten, hat den Eindruck, den sie mir hinterließen, noch schärfer herauszutreten lassen.

Ermete Zacconi sah ich in „Spettri“; das sind Ibsens „Gespenster“. Es mußte von vornherein als kulturelles Problem ungemein interessant sein, wie sich der Italiener, der auf ganz andren Bildungs- und Gesittungsvoraussetzungen ruht, als der Nordländer, zu diesem spezifisch nordischen Werke stellen, wie er seine Art, der er doch nicht entkommen konnte, in die ihm fremde und ferne Art Ibsens hineininterpretieren würde. Was an dem Stücke am schwersten wiegt, das, was am wuchtigsten und beklemmendsten sich auf unser Denken legt, wenn wir es lesen oder, wie mir das geschah, selbst in unzulänglicher deutscher Aufführung sehen, das ist das Symbolische darin. Alles an sich schon ergreifende und schauervolle Bühnengeschehen ist für den Dichter im Grunde nur ein Symbol, für seine grüblerischen, ins Tiefste bohrenden sozial-skeptischen Ideen. Und wenn auch dann Frau Alving, die leidende Mutter und an ihrem Mutterleibe erkennende Frau, als Trägerin und Heldin des ganzen Dramas hervortritt, so liegt dies hauptsächlich darin, weil sie für den Dichter wiederum nur ein Symbol ist, und als solches ihm viel wichtiger, denn als leidender Mensch.

So kann der Italiener nicht denken, nicht schaffen, so kann er das Stück nicht spielen. Das nordische Grübelwesen, das in jedem Dinge nicht es selbst, sondern ein Zeichen für ein anderes, dahinter stehendes erblickt, geht dem gesund-konkreten, an den lebendigen Erscheinungsformen mit aller Liebe festhaftenden Südländer wider den Geschmack und wider die Natur. Und darum hat Zacconi an die Stelle des vergrübelten Ibsen'schen Symbolismus einen naiven, starken Naturalismus gesetzt, und er hatte recht damit. Denn jeder soll aus einem Dichterverwerke das ziehen, was er ergreifen kann; ist es echt, so bietet es mehr als nur eine Handhabe. Statt in die Tiefe der sinnvollen Zeichensprache hinabzusteigen, führte uns Zacconi an der schillernen Oberfläche des Daseins hin; er zeigte uns nur, was man sieht, nicht, was man

ahnt. Bei allen Schrecken, mit denen seine unvergleichliche, das Leben ohne Straftverlust ins Spiel überführende Darstellungskunst die entsetzliche Krankheit des armen, von den Sünden des Vaters zerdrückten Oswald Alving umgab, blieb für mein Gefühl trotzdem die Anschauungsweise, die er verkörperte, geradezu heiter gegen den Ernst der eigentlichen dichterischen Absichten der „Gespenster“; denn alles, was mit Liebe und Aufmerksamkeit vom Leben, selbst von den entartetsten und jammervollsten Lebensformen redet, ist heiter, weil es immer noch bejaht. So wirken die ganzen italienischen Veristen der Renaissance (ich erinnere nur an Mantegnas toten Christus) verhältnismäßig heiter, trotz aller abschreckend treu wiedergegebenen Details, wenn man sie gegen die grundsätzliche Lebensfeindschaft nordländischer Symbolistenkunst hält.

Ermete Bacconi ist ein sehr, sehr großer Schauspieler, ein so großer, wie wir ihn vielleicht noch nie gesehen haben. Alle Herrschaft über den Körper, welche seine Klasse Kraft einer jahrtausendlangen Zucht sich angeeignet hat, ist sein Erbteil geworden. Er kann alles, was er will, absolut alles; er hat es in seiner Macht, auch den, der sich in bewußter Stepsis dagegen sträubt, bis über den Kopf in die Bühnenillusion zu tauchen. Und dabei lernte ich auch wieder einmal, was es mit den angepriesenen und für notwendig erklärten Mitteln und Mittelchen der naturalistisch wirkenden Szenischen Illusion auf sich hat. Sie sind nutzlos — oder überflüssig. Man kann sich kaum eine sorglosere, gedankenlosere Inszenierung denken, als die der „Gespenster“ war — als die aller italienischen Schauspiele ist. Wer merkte das? Bacconis Kunst und das fast ausschließlich vortreffliche Spiel seiner Truppe — unter der eine Sgra. Barini besonders hervorragte — ließen das Publikum nicht einen Augenblick aus ihrem Bann.

Emanuel Reicher ist, im Gegensatz zu dem neu aufgegangenen Gestirn Bacconi, längst bekannt und als großer Künstler berühmt. Ich sah ihn diesmal in Strindbergs „Der Vater“. Es ist wohl selbstverständlich, daß ich weder an der heikeln Natur des aufgerollten Problems, noch an den starken Ausrichtigkeiten der Durchführung mich gestoßen haben kann; im Gegenteil schätze ich das Stück gerade wegen seiner vor Nichts zurückschreckenden Kühnheit und wegen der wilden, starrköpfigen, verbohrtten Energie, mit der es seinem Gedankenzuge folgt. Darum darf ich es auch ruhig aussprechen, daß mir „der Vater“, wie alle Werke Strindbergs, beim Lesen und jetzt beim Sehen nicht den Eindruck einer wirklich ernsthaften oder doch ernst zu nehmenden künstlerischen Produktion gemacht hat. Trotz der unleugbaren Kraft, manchmal auch Tiefe, des dramatischen Ausdrucks konnte ich doch über das Gefühl nicht hinaus kommen, daß hier eine nicht gar zu große, verärgerte, verbitterte, der rechten Liebe zum Leben unfähige Persönlichkeit aus ihrer Privatgalle und ihrem Einzelunglück Allgemeinheiten, Abstraktionen herausdestilliert und uns ein Getränk vorsetzt, von dem auch nicht ein einziger Tropfen je die Adern und Rinnale durchlaufen hat, aus denen der große Strom des menschlichen Seins und Werdens gespeist wird. Wenn mein Gefühl da aber richtig empfand, dann muß ich verurteilen, wo ich doch oft bewundern möchte, und dann wird auch unsere Kultur und Kunst über August Strindberg achtlos weiter schreiten.

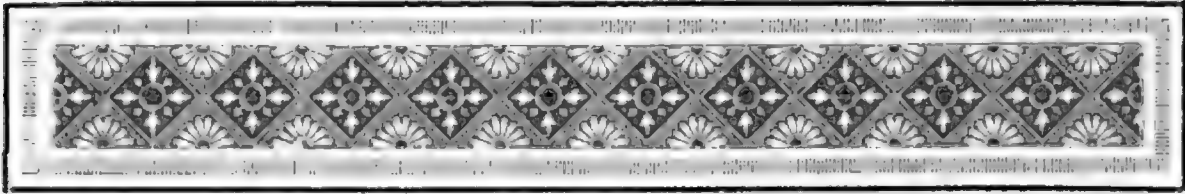
Emanuel Reicher spielte den unglücklichen, von seiner bösen Frau gemarterten und in den Wahnsinn getriebenen Rittmeister mit der ganzen Pracht seines gewaltigen Könnens. Er fand es, und das ist gegenüber dem unvermittelten und unklaren psychologischen Prozeß im Stücke ein sehr feiner Zug gewesen, für notwendig, den Rittmeister von Anfang an als „nicht normal“, als an der Grenze der gesunden

Vernunft stehend darzustellen; und so konnte denn auch seine Tragik Schritt für Schritt bis zu der erschütternden Katastrophe des ausgebrochenen Wahnsinns emporwachsen. Reicher hat bei Weitem nicht jene eminente Schauspielerkunst, jene herrenmeisterliche Verwandlungskunst, wie Jacconi; ein fester, unerlöschlicher Kern von eigener Persönlichkeit stellt sich der vollständigen Verleugnung des angeborenen Weisens hemmend entgegen. Aber er hat vor dem Italiener die Fähigkeit voraus, zuweilen mit einem Worte, mit einer Geste Abgründe von Seelen- und Gedankentiefe vor uns aufzureißen, in die wir entsetzt und schwindelnd hinabschauen müssen. Reicher würde Ibsen echt spielen; er würde ein Mensch sein und ein Zeichen zugleich, aufgerichtet für die ganze Menschheit.

* * *

Natürlich wissen Sie schon, daß wir vorberhand gar kein „erstes deutsches Theater“ in Wien haben? Nachdem nämlich jahrelang herumgetrotzt und ganz lech, mit bureaukratischer Unverblümtheit den Leuten ins Gesicht abgeleugnet worden war, was doch jeder durch Nichtshören hörte und durch Nichtsehen sah: nämlich die totale Unbrauchbarkeit des neuen Burgtheaterbaues, — ist nun plötzlich in die „maßgebenden Kreise“ die Erleuchtung von oben gefahren: und nun ist das Burgtheater seit April schon geschlossen, und wird — angeblich — bis September, aber wahrscheinlich noch viel länger geschlossen bleiben, um einem ganz unzureichenden und voraussichtlich vergeblichen Umbau unterzogen zu werden; ut aliquid fecisse videatur. Inzwischen gastieren die K. K. Hofchauspieler obdachlos in der Welt herum; und wenn Sie einen oder ein paar davon in der großen Seestadt Leipzig treffen sollten, grüßen Sie, bitte, recht schön von mir.





Kritik.

Romane und Novellen.

Johannes Schlaf, *Sommertod*.
Novellistisches. Leipzig 1897. Verlag
Kreisende Ringe (Max Spohr). 199 S.

Schlaf ist ein Spezialist in der Moderne. Er hat sich aus seinem Eigenwesen seine eigene Technik geschaffen. Die genügt seinem Darstellungsbedürfnis so vollkommen, daß er sie von seinen dichterischen Anfängen an bis heute mit unerschütterlichem Eifer festgehalten. Das ist nun bald zehn Jahre her. Er ist, wie er von sich selbst sagt, „von Profession ein Lauscher nach außen und innen.“ Sein erstes und sein neuestes Werk, sein „Papa Hamlet“ und sein „Sommertod“, zeigen ihn von der nämlichen Seite, weder sein Stoffkreis noch seine Ausdrucksweise, weder seine sozialen noch seine ästhetischen Sympathien und Ideale weisen eine merkbare Veränderung auf. Fein, weich, weiblich, im guten Sinne schauspielerisch, vollziehen sich seine Nervenfunktionen. Viel von ihm nacheinander zu lesen ermüdet wie ein zu langer Blick in kaleidoskopische Wechselbilder. Manche Formen der Empfindung und des Ausdrucks muten bereits wie Manie und Manier an. Auch in seinen Lyriken spielt immer das nämliche kleine Orchester, dessen feine Abtönung allerdings bewundernswürdig bleibt. Als Fein- und Kleinkünstler ist er eine der interessantesten Erscheinungen in der neuen deutschen Literatur.

M. G. C.

Briefe eines jungen Deutschen
und einer Jüdin. Herausgegeben von
Johannes Dahlmann. Berlin, Verein
für deutsches Schrifttum (Hugo Storm).
150 S.

Nicht weil es ein Roman in der altmodischen Form von Briefen ist, stoße ich mich an dem Werke Dahlmanns. Jede Form kann zu neuem, gefälligem Leben erweckt werden. Sondern weil der Verfasser eine Reihe moderner dichterischer Forderungen unerfüllt gelassen hat, darum mißbehagt mir das vorliegende Buch. Zunächst klebt er seinen Gestalten Etiketten auf: Der Deutsche, die Jüdin — bevor er sich nur die Mühe nimmt, uns das besondere Leben und die besondere Seelenart in treuen Wirklichkeitsbildern zu zeigen. Diese Etiketten, die unter allen Umständen gewisse Vorurteile, Vorahnungen und Vorurteile beim Leser erregen müssen, sind überhaupt nur statthaft, wenn der Verfasser bewußt in der Richtung einer gewissen Tendenz, die nicht mehr im Umkreis des Ästhetischen liegt, wirken wollte. Hierüber kann man zweifellos entscheiden, denn Dahlmann spricht sich in seinem Vorwort nicht rund und offen darüber aus, sondern giebt nur Andeutungen. Die Schlusssphäre: „Möge man aufmerkamen Sinnes diesen Seelenzuständen nachgehen und über ihre Möglichkeit trauern und auf Rettung denken!“ ist von verdächtiger Sentimentalität. Hätten wir den Seelenzuständen seiner Personen weniger nachzugehen mit Trauern und Nachdenken, wenn

Mann und Weib Germanen oder Juden wären? Oder läge der Fall weniger traurig und nachdenklich, wenn der Mann semitisch und das Weib germanischer Herkunft wäre? Mit dieser Schlussphrase hat der Verfasser sein Werk der Sphäre des reinästhetischen Urteils entrückt und antisemitische Stimmungen wachgerufen. Seine Semitin ist eine geile Kanaille, sein Germane ein Dekadent, ein ekler Jammerfräulein. Der Teufel mag sie beide holen, er wird kein glänzendes Geschäft dabei machen. Die psychologische Durchbildung der Figuren ist schablonenhafte Oberflächenarbeit. Das soziale Milieu ist kaum skizziert. Die dramatische Entwicklung des Konflikts steht etwa auf der Höhe der Marklitterei. Stilistisch nehmen sich einzelne Seiten ganz glänzend aus, während andere matt und verschwommen sind. Als litterarisches Kunstwerk ist das Buch also nahezu reiz- und wertlos. Warten wir Dahlmanns nächste Leistung ab, bevor wir ihm die definitive Censur geben. Groß ist allerdings unsere Erwartung nach dieser Probe nicht.

M. G. C.

Bergvölk. Drei Novellen von Ernst Bahn. Th. Schröder, Zürich und Leipzig, 1897.

Der Verfasser führt uns in seinen für die Familie geschriebenen Novellen nach den Alpen, deren Natur er mit ganz schönen Worten schildert, ohne aber einen vollen, mächtigen Eindruck zu erzielen. Die Personen, die sich in der beschriebenen Welt bewegen, haben nichts von der kernhaften Echtheit wie die Gestalten etwa von Anzengruber oder Hofegger; es sind stark idealisierte Wesen, welche dadurch die Ähnlichkeit mit Gebirglern erhalten sollen, daß sie mundartlich reden.

P. Ss.

Peter Hansen, Aus dem Tagebuch eines Verliebten, Berlin, S. Fischer 1897.

Etwas Märchenhaftes, geheimnisvoll

Loedendes hat dieses neue Buch von Peter Hansen. Wie wenn an einem schönen Sommerabend, da alle Sterne träumen, sanfte Kinder ganz leise ihr Abendgebet sagten und junge Lippen in flammenden Küssen erglühten: Ein solcher Zauber liegt in diesem Buche. Nichts Excentrisches, Überspanntes. Eine stille Größe und Schlichtheit, eine Seele, die ganz Poesie ist. Das lieben wir so wie die sanften Töne des Südens oder die reichen Farben eines Claude Lorrain.

Maria Janitschek, Raoul und Irene, Berlin, S. Fischer 1897.

Wieder einmal eine echte Novelle. Viel Kunst und Feinheit steckt darin. Wir sind es übrigens bei der Janitschek nicht anders gewohnt. Sie ist wohl unsere beste realistische Erzählerin. Sie kennt das Leben und seine Abgründe und seine Freuden und Leiden, und darum wirkt sie auch so natürlich. Ihre Gestalten sind wie mit einem Meißel herausgehauen, ihre Charaktere glänzend gezeichnet. Darin besteht eben ihre große Kunst.

Adolf Donath.

Kurt Martens, „Die gehehsten Seelen“, Novellen. Berlin, F. Fontane & Co. 1897. 152 S.

Allen diesen Dichtungen gemeinsam ist das durchaus Originale, die wertvolle Tiefe einer gesunden Symbolik und eine wahrhaft schöne, plastische Sprache. Sonst würde der Leser es kaum für möglich halten, daß das ganze Buch von demselben Autor geschrieben ist — so grundverschieden sind die Novellen untereinander in Sprache, Anschauung und — „Richtung.“ Martens hat eben gar keine Richtung — er ist nur Dichter. Wer das noch nicht aus seinem im vorigen Jahre in Leipzig aufgeführten Drama „Wie ein Strahl verglimmt“ ersehen hat, wird es hier sicher fühlen. Souverain schaut er von oben herab auf das Gewimmel von Seelen und Leidenschaften, mit einem Lächeln,

das halb mitleidig, halb liebenswürdig, bald beinah lautes Lachen ist — aber stets hat man die bestimmte Empfindung, daß er erst sehen und mitfühlen gelernt, ehe er die hohe Warte erstieg, von der aus er all die verschiedenen Dinge erblickte, die ihm einst riesenhaft schienen und jetzt so klein. Sein warmes Dichterherz aber hat er behalten.

In „Zwischen den Gebeten“, wohl der künstlerisch wertvollsten Novelle, behandelt er warm und groß die Schönheiten kirchlicher Mystik, löst klar und heilig die Reinheit frommen Denkens von den Schladen irdischer Leidenschaft, in „Affensichande“ verhöhnt er mit übermüdigem Lachen die Beschränktheit frommer Philister, deren Schlagworte er — Affen im zoologischen Garten in den Mund legt. Im „Beruf“ predigt er ernst und streng treue Pflichterfüllung im bürgerlichen Berufe, und in „die letzte Wonne“ besingt er feurig das duftende Blut, das beim Morde einer Treulosen fließt, deren Gatte vor ihrer Leiche mit dem Liebhaber Freundschaft schließt. In „Sage“ beklagt er die gestorbene Schönheit der Könige, die von den rauhen Fäusten plumper Empörer zerstört ist und in den „Späten Zeiten“ schafft er den neuen Nihilisten, der „Nichtsche gelesen und lachen gelernt hat,“ der zerstört aus Freude am Zerstören. —

Das Buch ist seinen „verschiedenen Stimmungen dankbar zugeeignet“ und trägt als Motto folgenden Spruch:

„Was mir gelingt, verdank ich euch allein,
Nicht der Erziehung, nicht der Wissenschaft;
Bald leihst von Gott ihr, bald von Satan
Kraft,
Lehrt mich Erzähler, nicht Parteimann sein.“

C. Hans von Weber.

Klar zum Wenden! Seegegeschichten und nautische Skizzen von Friedrich Meister. Dresden und Leipzig. Karl Reißner. 1897.

Diese „Seegegeschichten“ eines Autors, der erst in späterem Alter vor das deutsche

Publikum getreten ist, hinterlassen beim Lesen einen recht angenehmen Eindruck. Sie sind in höchst einfachem, anspruchslosem Stile geschrieben; aber man verspürt dabei, daß dem Verfasser das Herz warm schlug für die wetterharten, rauhen Teerjaden, die er schildert. Da ist nichts von der idyllischen Romantik zu merken, die in den meisten sonstigen Seegegeschichten spukt und in jugendlichen Köpfen den heißen, unklaren, Drang zum Meer so unwiderstehlich erregt; hier wird das Leben gezeigt, wie es sich auf dem weiten Ozean, im engen Schiff — bei klarem Wetter oder tosendem Sturm abspielt, in seiner harten, traumlosen Wirklichkeit. Es kommen freudige Stunden, abgelöst dann wieder von tief tragischen Ereignissen, welche in die Stirne des mitleidenden Zuschauers ihre Runzeln eingraben und dem Charakter eine eigentümliche Härte geben. Doch bleibt das Meiste davon im Innern der Seemannsbrust verborgen, und nur einzelnes ringt sich — kurz und stoßweise — von den Lippen derer, die es erduldet. Aber das wenige läßt dann einen vollen Blick in den durchaus nicht verwickelten, aber von gewaltigen Seelenstürmen erschütterten Charakter thun. Und diese seelischen Vorgänge und Bewegungen ohne große Abtönung — so wie sie sich bei dem einfachen Seemann finden — gerade diese versteht der Verfasser mit Klarheit und Lebendigkeit darzustellen. Das ist der Vorzug, der dem Buche von Anfang bis zu Ende seinen Reiz giebt.

P. Ss.

Quino-Novellen von Karl Erdm. Edler. Zweite Auflage. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1896. Preis ungeb. 3 Mk.

Ein trübes Lied aus alter Zeit ist die erste der Quino-Novellen von K. E. Edler. Von Mäcen wird da gesungen und von Virgilius und von Horaz und der schönen Julia, der Tochter des Octavianus Augustus. Sie alle umlagern die Sumpfnebel der

stolzen Roma, und sie alle denken über Menschenschicksale und haben ein glühend Sehnen in der Brust. Am meisten von allen Julia, das reine keusche Weib in seliger Liebe zu ihrem Alianus, der hier das Glück gefunden zu haben glaubt — und hoch oben auf Pucinum wo die Adria rauscht, da denkt sein die stille Urfinia, die ihm Treue bewahrt im liebenden Herzen, trotzdem ein anderer ihre Hand begehrt, ein anderer dem sie dann später selbst gesteht, daß sie ihn geliebt, den edlen Coelius, indes er, dem sie die Treue bewahrt, ihr Alianus, in den Armen der Cäsarentochter von Glück und Ruhm träumt und ewiger Liebe. Doch eines Tages da naht das Verhängnis. Ein silbergraues Haar hat Julia auf ihrem Haupt entdeckt, und hat erkannt, daß Menschen keine seligen Götter sind, die ewig dahinleben in heiterer Jugendlust, die Kürze des Menschenlebens hat sie mit Schauern erfaßt, und aus dem liebenden Mädchen wird ein genußsüchtig Weib, das nur noch Mitleid hat für den Alianus, dem sie seine Jugend geraubt, und dessen Herz sie entfremdet der treuen Urfinia. Nach Pentataria wird Julia verbannt in tödliche Einsamkeit. Aber Urfinia eilt herbei und pflegt den kranken Alianus bis er gesundet, . . . morgen soll es nach Hause gehen zum alten Vater, der sich sehnt nach dem einzigen Sohn. Da ist er verschwunden. Nur Urfinia weiß, daß der Jüngling, den die Wachen in Pentataria bei seinem Landungsversuch niedergestreckt, daß ihn die blauen Wogen wegtrugen auf ewig, ihr Alianus gewesen. Und sie geht heim und bringt die Mär dem Alten, den das Leid tötet. Sie zahlt die Schulden des Alianus, lebt noch lange Jahre erblindet, einsam unter einem neuen Geschlecht . . . An einem stillen Sonntagmorgen, wenn Jasmin und Flieder blühen, und der ewig blaue Himmel sich da droben wölbt, da muß man diese Geschichte lesen.

Oben auf Pucinum hat „Urfinia“, die erste Novelle, begonnen, oben auf Pucinum endet die zweite „Artemis“. Beide erzählen von der Liebe Leid. „Artemis“ führt uns in den germanischen Wald zu Mark Aurels Zeit, und in die germanische Königshalle, in den lärmenden Kampf vor Aquileja. Die letzte Novelle ist etwas sehr „gemacht“, non multa sed multum Herr Ebler! Wenn's einmal glückt, dann lerne dich bescheiden!

Das ganze Buch ist auf Briefpapier gedruckt. Richard Degen.

L. Rosenzweig, die Urenkelin und andere Geschichten. Verlag von Eduard Moos in Erfurt. 172 S.

Es ist im allgemeinen freudig anzuerkennen, wenn ein Buch einen individuellen Charakter hat, nur darf die bestimmende „Individualität“ kein Typus, auf keinen Fall der des mauschelnden Commis voyageur sein, wie in dieser Novellen-, oder besser: Anekdoten-Sammlung. Ich kann mich wahrhaftig nicht besinnen, jemals solch eine Menge von Plattheiten und Trivialitäten zusammen gesehen zu haben. Von Charakteristik, Technik, Pointen keine Spur! Um ein Beispiel für viele zu bringen, sei hier der Inhalt der ersten Geschichte („Die Urenkelin“) skizziert: Drei Reiseontels zoten im Coupé. Ein ungarischer Pferdehändler erklärt plötzlich, er wolle etwas Besseres erzählen und trägt drei voneinander gänzlich unabhängige Anekdoten vor, nämlich, wie er erstens die reichste Erbin, zweitens eine königliche Hoheit von unzweifelhaftem Alter und drittens seine Urenkelin aus dem Jahre 2067 geliebt hat — letztere natürlich im Traum à la Bellamy. 44 Seiten umfaßt diese „Handlung“, in der die unwahrscheinlichsten Renommistereien mit entsephlich faden, gequälten Versuchen, humoristisch zu sein, abwechseln. Man lese folgende Stellen aus der Anekdote von der reichsten Erbin (einer Engländerin):

„... Gewiß nicht, Fräulein, replizierte ich, denn die Ungarinnen sind die feschesten Frauen der Erde. Allein hat man keine solche zur Hand (!), so begnügt man sich auch mit einer andern — also auch mit einer Engländerin. Über diese und ähnliche Bemerkungen lachte nun das Mädchen ganz besonders (?!).“ Und kurz vorher: „Ich habe bisher nur eine einzige (Engländerin) ordentlich (NB. er hat sie eben erst angesprochen) kennen gelernt, diese ist aber gar nicht ohne.“ Dabei schaute ich ihr gerade ins Gesicht, daß sie nicht einen Augenblick im Zweifel sein konnte, wen ich darunter verstand zc. zc. . . .

Wem's dabei nicht schlecht wird der — schläft ein.

Gabriele Reuter: Der Lebenskünstler (Novellen). S. Fischer, Verlag, Berlin 1897.

Der künstlerische Erfolg ihres Romans „Aus guter Familie“ scheint die Verfasserin verlockt zu haben, im Schreibtisch nach alten Novellen zu suchen. Und da hat sie denn ein paar leibliche Sachen gefunden, die in ihren gesammelten Werken später'mal ihr Plätzchen finden mögen, auch in Familienblättern nicht übel angebracht wären, aber zusammen als Novellenband einen recht kläglichen Eindruck machen, namentlich für diejenigen, die den Namen Gabriele Reuter von dem genannten Roman her kennen. „Der Lebenskünstler“ ist in der Ausführung noch am besten geraten. Eine trübe, müde Geschichte von einem, der sich in der Richtung seiner Liebe täuschte. Am Schlusse hegt mir die psychologische Entwicklung zu sehr. Eine wirklich gute, seltene Novelle hätte „Evi's Mäkel“ werden können, wenn sie nicht Skizze geblieben wäre. Das sind eben nur Zeitungsnotizen, die zu interessanten Betrachtungen reizen. Man sagt sich unwillkürlich: „Herrgott wär' das ein Romanstoff!“ Entsetzlich trivial ist „Im Sonnenland“, wenn man von den wirklich schönen Naturschilderungen absieht. Es

Die Gesellschaft. XIII. 6.

ist die echte, rechte Gartenlauben-Sentimentalität, nur daß die Gegenspielerinnen der bekannten so verdächtig reinen Gouvernante ein paar Dosen Pfeffer bekommen haben, damit die Sache „modern“ wird (was so die Dresdner Geheimrätinnen „modern“ nennen). Was bei der Marlitt versteckt lästern war (straffe Husarenhosen, kraftvolle Männer), ist hier offen unanständig. Und was das lustigste ist: Sogar das typische dieser Sorte von Schriftstellerin fehlt nicht: eine Verwechslung zwischen zwei Männern gleichen Namens. Im „Hätschelsänder“ (ein gräßlich gesuchter Titel) sind die Charaktere der frommen Oberamtmannsfamilie treffend und mit feiner Ironie gezeichnet, doch war mir das heroische Pathos am Schluß fatal — ich habe es einfach nicht geglaubt. Ebenso unwahrscheinlich ist der Gödtele in „Aphrodite und ihr Dichter.“ Ein deutscher Dichter, der ein schönes Zimmer hat und in einem anständigen Restaurant abonniert ist, trotzdem aber in einem der schmutzigsten, widerwärtigsten Winkel vegetiert und von einer Gurke täglich lebt, rein aus Liebe zum — Dreck und zur Gurke — das mag ganz spaßig sein, existiert nicht. Wenn man Originale schildern will, muß man sie glaubhaft machen!

Lou Andreas-Salome: Aus fremder Seele, eine Spätherbstgeschichte. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. Nachf. 154 S.

Die reine Höhenlust der neuen Menschen weht in diesem Buch, in welchem wehmutsvoll melodisch noch die letzten Harzontöne der sterbenden Religion der Liebe verklingen — eine herrliche, tiefe Dichtung. Aus Liebe zu den Menschen giebt Pastor Urnsfeldt, der sein Christentum längst begraben hat, seiner Gemeinde den verlorenen Glauben wieder, den Glauben an Gottes Liebe, an das Paradies. Den „Himmelpastor“ nennen sie ihn, denn er hat ihnen den Himmel geschenkt, wie man Kindern Märchen schenkt. Und seine

28

Dichterseele half ihm, daß es ihm gelang. Aber an dieser Unwahrheit — wenn's eine solche war — geht er zu Grunde. Sein Pflegesohn Kurt, der die alte Religion gleichfalls überwunden hat und zu seinem erschreckten Staunen beim Vater für sein Bekenntnis keinen Schmerz, sondern nur ein Lächeln findet, entdeckt den frommen Betrug.

Er, dem der Jugendeifer den Troß unbeugsamer Konsequenz gab, verdammt den vergötterten Vater, der sein höchstes, einziges Ideal gewesen. Und der Pfarrer — bekennt vor der Gemeinde, daß er sie getäuscht, obwohl er weiß, daß er dadurch vielen, die er selbst glücklich gemacht hat, ihr Lebensglück für immer raubt. Er opfert sie alle, alle für den einzigen, den er liebt —. Aber dieses Opfer bringt er einem Sterbenden, der sich selbst den Tod gab. Ein Schlaganfall vernichtet auch des Pfarrers Leben.

Und die weltkluge Kirche — „verzeiht die Unthat einer einzigen Stunde, in der Gott es zuließ, daß der Geist seines Dieners verdunkelt wurde.“

In fürchterlicher Ironie endet der Roman mit einem großen Fragezeichen: Wer behält nun Recht?

„Alles blieb, wie es war, leise schritt die Zeit darüber hinweg, und von neuem wiederholte sich dasselbe Spiel des Lebens.“

Das ist, in wenig Worten skizziert, die Handlung des Romans. Ich müßte ein ganzes Buch schreiben, wollte ich alles gebührend würdigen, was diese Dichtung bietet: Die folgerichtig psychologische Szenenführung, die vollendete Plastik der Charaktere, die feine, wehmutvolle Ironie — dies mag ein jeder an sich selbst erfahren! E. Hans von Weber.

Lyrik und Epos.

Lebe. Eine Dichtung von Ferdinand Venarius. Zweite verbesserte Auflage. Florenz und Leipzig. Eugen Diederichs.

Spielmanns Liebe und Leid. Aus dem Leben eines fahrenden Sängers von S. Th. Hulshch, Halle. C. A. Kaemmerer & Co.

Man muß bei der feinsinnigen Dichtung von Ferdinand Venarius den kategorisch-befehlenden Titel recht verstehen, wenn man die Dichtung selbst richtig beurteilen will. Dem oberflächlichen Leser könnte es leicht scheinen, als ob ihr Schluß eine tendenziös-allgemeine Wendung zum bewußten Altruismus nehme, wie ihn das Christentum lehrt. Aber der Dichter sagt ausdrücklich nur „lebe!“ d. h. bethätige dich! und nicht „lebe für andere!“ Wenn beides in der Dichtung doch zusammenfällt, so liegt das eben im Wesen dieser Dichtung selbst begründet. Der Held, ein junger Arzt, verliert nach schweren Jahren des Wachens und der Kämpfe das geliebte Weib in dem Augenblicke, als er es zu dem Traualtare führen will. All sein Hoffen und Schaffen galt nur diesem Weibe und dem künftigen Glücke an ihrer Seite; mit ihrem Tode bricht die Welt für ihn zusammen, das Leben hat keinen Wert mehr für ihn. Er giebt sich ganz seiner dumpfen Verzweiflung hin und hegt schließlich nur noch den einen Gedanken, ebenfalls zu sterben; doch als er endlich zur That schreiten will und schon mit den Füßen im Wasser steht, da kentert in der Nähe ein Kahn, und statt sich selbst zu ertränken bewahrt er noch ein fremdes Menschenleben vor dem Ertrinken, einen Proletariernaben, dessen Familie aus materieller Not den Tod suchte. Und der elternlos gewordene Knabe giebt den Erwachsenen dem Leben wieder; seine Erziehung weckt die schlummernden Kräfte des Mannes, und das Unglück seiner Familie macht den Arzt auf das breite Elend der Massen aufmerksam. Indem er der allgemeinen Not des Volkes zu steuern sucht, vergiftet er das Leid des eigenen Herzens. Diese Vorgänge sind meisterhaft dargestellt, in edler Sprache und wechselnden wohl-

klingenden Versen. Das Hauptgewicht ist auf die psychologische Seite gelegt, insbesondere auf den Umschwung, der sich in der Seele des Arztes unter dem Einflusse, des Knaben vollzieht. Dabei verfährt der Dichter ganz subjektiv, er spricht immer in der ersten Person und macht uns dadurch unmittelbar zu Zeugen eines jeden Seelenprozesses. Die Dichtung ist ein wirklich künstlerisches Seelengemälde.

Die Lieder Hulßschs aus dem Leben eines fahrenden Sängers zeigen Formgewandtheit und auch ein gewisses inniges Empfinden, doch hat Hulßsch nicht vermocht, dem alten Motive von des Spielmanns Liebe und Leid einen wesentlich neuen Ausdruck zu schaffen.

August Kunert: Auf stillen Wegen. Gedichte eines Handwerkers mit einem Geleitwort an Heinrich Stümcke. Berlin. E. Ebeling.

Wilhelm von Scholz: Frühlingssfahrt. München. A. Aldermanns Nachfolger, Karl Schüller.

In dem Schlesier August Kunert ist abermals ein echter Dichter auferstanden, der gleich Gustav Renner den Handwerkerkreisen angehört; er ist seines Zeichens Friseur. Verschiedene seiner Gedichte sind schon gedruckt, ja komponiert worden, und haben Beifall bei Volk und Kritik gefunden; das vorliegende Buch „Auf stillen Wegen“ ist nur der erste Versuch einer Sammlung des bisher Geschaffenen. Heinrich Stümcke hat ein Vorwort dazu geschrieben, dessen Zweck mir nicht einleuchtet. Die Gedichte selbst sprechen laut genug für sich selbst und ihren Wert; ihr Inhalt ist so schlicht und begreiflich, daß nirgends eine Erklärung dazu nötig ist; und über das Leben des Dichters schließlich giebt eine ausgezeichnete von Kunert selbst in unpersönlicher Form geschriebene Biographie den erwünschten Aufschluß. Wozu also noch ein Geleitwort von Heinrich Stümcke? — August Kunert hat

eine schwere Schule durchgemacht. Langsam hat er sich aus dürftigen drückenden Verhältnissen herausgearbeitet zu einer sicheren unabhängigen Lebensstellung. Das hat ihn früh gereift, der Druck, der schon auf seiner Kinderseele lastete, hat ihm die Augen geöffnet für das Leid überhaupt, hat ihm die schöne Gabe des Mitleidens gegeben mit fremdem Leide, die sich in der Mehrzahl seiner Gedichte ausprägt. Wohl haben auch die Schmerzen und Freuden des eigenen Ichs dem Dichter manches ergreifende Lied abgerungen, aber das Charakteristische der Sammlung ist doch die verständnisinnige Teilnahme, die er den Objekten der Um- und Außenwelt entgegenbringt, und die ihn für die Zukunft zu einem berufenen Volksdichter zu machen scheint.

Tritt uns Kunert als fertiger, auf selbstgewählten stillen Wegen wandelnder Mann entgegen, so kündigt sich Wilhelm von Scholz durch den Titel seines Erstlingswerkes „Frühlingssfahrt“ als jugendlicher Stürmer an. Er hat sein Buch Liliencron gewidmet, aber ein anderer, der nicht genannt ist, hat sicher nicht minderen Anteil auf die Entwicklung des jungen Dichters gehabt, Richard Dehmel; die einzelnen Spuren zu verfolgen ginge zu weit. Zweifellos bringt Scholz ein starkes Talent mit. Mit seinem ganzen jugendlichen Ungeßüm hat er sich auf das Leben gestürzt, es zu erfassen; was wunder, wenn er da bisweilen fehl getreten ist, manches nicht am rechten Ende erfaßt und vieles zu rasch wieder fahren gelassen hat! Es fehlt ihm vor allem noch an Tiefe und Reife; sein Buch charakterisieren am besten die eigenen Verse (S. 25):

ein erster Blick in Tiefen unbekannt;
zum erstenmal ein seltenfremdes Land,
ein erstes seltsames Vollbringen.

K. Cr.

Lieder von W. R. Weiß. Weinheim.
Fr. Aldermann.

Gedichte von Friedrich Lewes. Hannover. Schmol und von Seefeld Nachfolger.

Dichtungen v. Josephine, Gräfin zu Leiningen-Westerburg. Kassel. Th. G. Fischer & Co.

Alle drei Hefte stimmen überein in der Anspruchslosigkeit ihres Titel, der in gleicher Weise der Anspruchslosigkeit ihres Inhalts entspricht. Keiner der drei Dichter zeichnet sich aus durch besondere Neuheit der Form oder durch hervorragende Tiefe und Leidenschaft der Gefühle, aber alle drei leitet das ehrliche Streben, ihren wahren Empfindungen einen passenden Ausdruck zu geben.

W. H. Weiß ist vermutlich der jüngste. Manchmal wird er ein wenig trivial und zeigt den Einfluß verfloßener litterarischer Richtungen, aber wenn er einmal den Mut hat, etwas tiefer in sich selbst hinab zu tauchen, so findet er ganz treffliche Sachen. Zudem besitzt er formelles Talent.

Die Gedichte von Friedrich Lewes vertragen den reifen Mann. Der Dichter hat sie ihrem Ursprunge nach in zwei Teile geteilt, aus der „Jugendzeit“ und „neue Lieder“; für zwei Lebensperioden ist es eine verhältnismäßige geringe Zahl, die das ansprechende kleine Heft bietet, sodas man eine strenge Selbstkritik annehmen muß. Trotzdem zeigen sie noch manche Absonderlichkeit, so das Spielen mit den Ausdrücken der nordischen Mythologie, die zu gewaltsam und schülermäßig anmutet, wenigstens im ersten Teile. Jedemfalls hat aber der Dichter bei beschränkter Begabung durch stilles Ausbilden und Ausreifen viel erreicht, und seine ernsten wie seine heiteren Klänge werden immerhin manchem etwas bringen.

Die Gräfin Josephine zu Leiningen-Westerburg unterscheidet sich von den beiden vorigen vor allem durch die Masse der Gedichte, die sie dem schonungslosen Lichte der Öffentlichkeit übergeben hat. Sie ist eine ältere Dame und scheint ohne viel

Kritik alles, was sie in ihrem Leben zusammengereimt hat, nun dem Andenken einer dankbaren Nachwelt sichern zu wollen. Ich verkenne auch bei ihr nicht den ehrlichen Willen zur That, aber die That lohnt hier wirklich nicht die Mühe. Wohl findet sich auf den 257 Seiten bisweilen einmal ein gelungener Vers, aber im allgemeinen zeigen die Gedichte immer dasselbe talentlose Gesicht, und oft muß sich die Sprache wunderliche Verrenkungen gefallen lassen, damit nur ein standiebarer Vers zu stande kommt. Für wohlmeinende Verwandte und Bekannte mag das Buch Wert haben, für die Öffentlichkeit, und für die Kunst im besonderen nicht.

K. Cr.

Dramen.

Silvio Pagani: Menschenleid. (Lo specchio della dolorosa esistenza.) Dramatische Handlung. Autorisierte Übersetzung von G. Locella. Verlag von Carl Reißner.

In fünf voneinander unabhängigen Szenen giebt uns der italienische Symbolist deutsche Philosophie, vorzugsweise den Pessimismus Schopenhauers, dazwischen aber auch Barathustra-Gedanken. Diese Tendenz, Weltanschauung zu predigen, könnte den Genuß der Dichtung verleiden, wenn es dem Dichter nicht gelungen wäre, sie in Stimmung umzusetzen. Zu seinem Glück ist er Meister hierin. Einflüsse von Maeterlinck sind unverkennbar, in der primitiven, vieldeutigen Sprache ebenso wie in der Kunst, psychische Vorgänge dramatisch zu gestalten. Indes wird die Echtheit der Empfindungen durch eine unverkennbar romanische Rhetorik und Beweglichkeit vollauf erwiesen. Daher auch die suggestive Kraft dieser Klagen über das Menschenleid, die sonst schon banal geworden sind. Wer sich in trüben Stunden oft und lange in diesen „Spiegel des schmerzhaften Daseins“ versenkt, wird zarte und nachdenkliche Träume erleben.

Und das ist es, was dem Buche seinen hohen Wert verleiht.

K. M.

Nausikaa. Trauerspiel in 5 Aufzügen von Hermann Hango. 1897. Hartlebens Verlag.

Der Verfasser unternimmt es in seinem Werke, das homerische Ithyll von der phäakischen Königstochter dramatisch zu verwerten, denselben Stoff, den schon im hellenischen Altertume Sophokles in einer jetzt verlorenen Tragödie behandelte, und der in neuerer Zeit auch Goethe zu dramatischen Plänen verlockte. — Man weiß aus Homer, daß sich Nausikaa in Odysseus verliebt und ihn zum Ehegatten wünscht, aber sich zuletzt mit ihrem Lose becheidet, als er von seiner Heimat nicht abläßt. Sicherlich spielt sich in ihrem Innern ein Seelendrama ab, doch davon verspüren wir im Epos bei ihren Abschiedsworten nur ganz leise Anklänge. Hango hat aus den wenigen Einzelheiten eine Liebestragödie geschaffen, einen leidenschaftlichen Kampf der Nausikaa um Odysseus, worin sie sich am Ende besiegt giebt. Bei der Abfahrt des Helden nach Ithaka stürzt sie sich dann in die Wogen des Meeres, um vor fernerer Lebensqual bewahrt zu bleiben und den Zorn des Poseidon gegen den Geliebten durch ihr Totenopfer zu besänftigen.

Das vorliegende Trauerspiel ist ein klassizistisches Jambendrama, durchaus nach den dafür geltenden Regeln verfaßt. Die gelegentlich gereimten Versschlüsse geben ihm stellenweise einen etwas melodramatischen Charakter; sonst herrscht in dem Ganzen eine ruhige Kühle, die nur dann und wann von einem wärmeren Tone durchbrochen wird, besonders auch an den Stellen, wo überaus geschickt Verse aus der Odyssee in den Gang der Erzählung verflochten sind. Die Schilderung der Antike ist im homerischen Sinne geplant; aber der Verfasser scheint sich vor der Kühnheit und Kraft, die dem griechischen Dichter eignet, gescheut zu haben. Vieles

kommt einem etwas matt und abgeblaßt vor, wenn man es — wie z. B. den ersten Akt — mit Homer vergleicht. Man hat da die Empfindung, wie wenn die Antike für die bürgerliche Familie zurecht gemacht worden wäre.

P. Sa.

Das große Geheimnis (Shakespeare oder Bacon?) Satire von Franz Hauptvogel. Leipzig und Baden-Baden. Constantin Wiltb. 1896.

Der Kampf um Shakespeare. Humoristisches Märchendrama von Edwin Vormann. Leipzig. Edwin Vormanns Selbstverlag.

Seitdem Miß Delia Bacon 1856 zum erstenmale die Behauptung aufstellte, ihr angeblicher Ahne Francis Bacon sei der wahre Verfasser der Shakespeare Dramen, hat die Bacontheorie dermaßen an Verbreitung gewonnen, daß sie heute nicht mehr bloß als eine Streitfrage im engen Rahmen der Fachwissenschaft erscheint. Sie ist jetzt, wie Häfker in seinem früher besprochenen Buch über die Shakespearefonette (Schuster & Voessler) besonders klar hervorhob, eine Kulturfrage geworden, eine Frage nach dem Ursprung des Genies, ob dieses dem mühsam Ringenden als Lohn zuletzt zufalle oder dem ersten Besten von der Natur verliehen werde, ohne daß dieser es sich sauer werden lasse. — Die gesamte Bacontheorie ist eine echt neuzeitliche Erscheinung, hervorgegangen aus der schier maßlosen Überschätzung, die man vielfach der starren, systematischen Wissenschaft zu Teil werden läßt. „Wissen ist Macht!“ Auf diesen Spruch Bacon's pocht man und glaubt, zur Domäne des Wissens gehöre alles, das wissenschaftliche Genie umfasse alles — auch die künstlerisch freischaffende Phantasie. Man zieht nicht genügend in Rücksicht, daß der Verfasser der Dramen eine Künstlernatur war, und daß es gerade für eine solche ein anderes Wissen giebt, welches nicht in einem be-

hutsamen, abstrahierenden, systematischen Aufbauen, sondern in einer anschauenden Aufnahme in lebensvoller Form beruht. Die Schule, wo dieses Wissen in der Hauptsache erworben wird, ist das mächtig flutende Leben mit seinen mannigfachen Erscheinungen, mit all seinen Ereignissen und Lehren, mit seiner Freude, seinem Weh, seiner Tragik. Und der Dichter der Dramen ist mitten im vollen Leben seiner Zeit geschwommen und oft darin untergetaucht. Er kennt die menschliche Seele bis in ihre dunklen Tiefen, das zeigen zur Genüge seine poetischen Selbstbeichten, die Sonette, wo man einen vollen Nachklang seiner Erlebnisse verspürt. Dieses Wissen, das aus Erlebnissen abgeleitet, und die Bildung, die beim Verkehr oder durch eigenes Studium in einer geistig angeregten Zeit wie die elisabethanische Periode, von einem empfänglichen, künstlerischen Geist erworben wird, besaß der Schauspieler Shakespeare, konnte er besitzen; denn in seiner Vaterstadt vermag sehr wohl der Grund zur Weiterbildung bei ihm gelegt worden sein. —

Bisher ward der Streit mehr nur in wissenschaftlichen Büchern und Broschüren und in einer Unmenge von Zeitungsartikeln ausgefochten. In den beiden vorliegenden Werken hat man nun den Versuch gemacht, denselben in polemisch gefärbten Dichtungen zu führen. Von Belang für die eigentliche schöne Litteratur sind beide nicht. Die Satire von Hauptvogel ist eine burleske, im Ton etwas grobe Verhöhnung des Vormann'schen „Shakespearegeheimnisses“, jenes Buches, das 1894 das Lösungswort zum Geisterkampf in die weitesten Kreise warf. Wer dieses Werk nicht gelesen hat, der dürfte diese Satire kaum verstehen. Auf den Kenner wirkt besonders die eine Szene recht spaßhaft, wo die Vormann'sche Art zu beweisen ad absurdum geführt wird. Die Hauptperson, der Pedant Wurm, will an einem Hamletmonolog die Verfasser-

schaft des zuerst völlig ahnungslos dabeistehenden Bacon darthun, indem er sämtliche medizinisch klingende Wörter darin hervorhebt. Er meint, ein Mediziner müsse den Monolog verfaßt haben, Bacon dagegen folgert aus andern darin vorkommenden Wörtern die Verfälscherhaft eines Juristen, und der Schauspieler Garrick, der ebenfalls in dieser Szene zitiert wird, vertritt mit ebenso guten Gründen die eines Mimen.

Während das Buch von Hauptvogel bereits durch das charakteristische, karikaturenmäßig gezeichnete Deckblatt von Caspari seine satirische Bestimmung klar anzeigt, ist das Vormann'sche Märchen-drama schon äußerlich von einer gewissen schlichten Bornehmheit, die einen dann auch im ganzen Tone des Werkes recht angenehm berührt. Nirgends macht er hier Seitenhiebe oder grobe Ausfälle gegen seine wissenschaftlichen Gegner, man begegnet hier vielmehr der lebenswürdigen, oft allerdings auch recht faden Harmlosigkeit seiner sonstigen Dichtungen. In einer Reihe von Szenen, wo im bunten Gewirr um Bacon shakespeareische Gestalten sich tummeln, werden uns in Gesprächsform alle Beweise der Bacontheorie gebracht. Und am Schluß des Dramas halten Hamlet und Puck gemeinsam den Ruhmeskranz über den beiden Foliobänden, in welchen Bacon's philosophische Werke und die Shakespeare-dramen stehen. Eine leicht verschleierte Symbolik! Diesen Werken komme ewige Dauer zu, ihrer sollen wir uns freuen; für viele mag die Frage nach dem Verfasser lieber in der Schwebe bleiben; denn die nackte Wahrheit ziemt sich nicht für alle. P. Ss.

Soziale Litteratur.

Bibliothek für Sozialwissenschaft. Sechster Band: Die Zwitterbildungen. Gynäkomastie, Feminismus, Hermaphroditismus von Dr. E. Laurent. Mit 17 Tafeln. Autorisierte Ausgabe

mit Einleitung von Dr Hans Kurella. Leipzig, Georg S. Wigands Verlag. 1896. 253 S. — Siebenter Band: Das konträre Geschlechtsgefühl. Von Havelock Ellis und J. A. Symonds. Deutsche Originalausgabe, besorgt unter Mitwirkung von Hans Kurella. Leipzig, Georg S. Wigand. 1896. 309 S.

Diese „deutsche Originalausgabe“ eines englischen wissenschaftlichen Werkes ist bezeichnend für den Damm der Prüderie, der noch auf England liegt. Die beiden Verfasser, hervorragende englische Ärzte und Schriftsteller, sind im Vorworte zu der Erklärung genötigt, daß es „als anstößig gilt, diesen Gegenstand zu erörtern, daß die heutigen englischen Verleger sich sofort zurückziehen, sobald eine derartige Arbeit genannt wird.“ So kommt es, daß die deutsche Ausgabe erscheint, bevor es möglich war, Verhandlungen über eine englische Ausgabe zum Abschluß zu bringen! Keusches Albion! Diese bibliographische Thatsache reiht sich würdig den Monstruositäten des englischen Charakters im Oskar Wilde-Prozeß an. Übrigens wollen wir in Deutschland nicht den Splitter in des Bruders Auge übertreiben und dafür den Balken im eigenen Auge — evangelisch gesprochen — übersehen. Wir haben die Sittlichkeitsvereine, wir haben die Nuditätenschnüffler, wir haben die Muckerei, wir haben das Bildungsphilisterium und eine Menge verwandter Herrlichkeiten, die, wenn sie heute das Heft in die Hand bekämen, sofort mit Schul-, Umsturz-, Vereins- und Ausnahmegesetzen unsere geistige Freiheit zu Boden schlagen möchten. Auch an wohlmeinenden Überängstlichen fehlt es uns nicht, die im erstaunlichen Wachstum der sozialen, namentlich der pathologisch-biologisch-sozialen Litteratur, Gefahren wittern und der Verbreitung dieser neuen Erkenntnisse im weiteren Publikum einen Damm setzen möchten. Zweifellos haben

diese neuen Erkenntnisse zunächst eine auflösende Wirkung. Sie beleben das Interesse am sogenannten Abnormen und Problematischen und machen zu sozialen Experimenten geneigt. Der Mensch wird ein Versuchstier, die Gesellschaft ein Experimentierfeld. Aber warum auch nicht? Die konservativen und reaktionären Mächte sind bei uns noch so stark und im Staat, in der Kirche und im Großbesitz jeder Art so gewaltthätig organisiert, daß die Freunde des Fortschrittes nicht vor Überstürzungen zu bangen brauchen. Die große geistige und gesellschaftliche Umwälzung, in der jetzt die gesamte Kulturwelt bewußt steht, fordert die wissenschaftliche Diskussion aller Probleme, auch der verwickeltesten und delikatesten, auf breiter Grundlage. Da giebt's nichts Heiliges, nichts Verpöntes mehr, das sich der Besprechung entziehen dürfte. Es kommt nur darauf an, die rechte Form zu finden, um alles aussprechen zu können. Und hierin liegt meines Bedenkens neben dem materiellen der große erzieherische Wert der von Georg S. Wigand herausgegebenen „Bibliothek für Sozialwissenschaft“; nichts Menschliches ist ihr fremd, alles was zum anthropologischen Problem, dem sozialen Grundproblem, gehört, wird von ihr in die erste Reihe geschoben und mit wahrhaft moderner Unbefangenheit gewürdigt. Ich wünschte, daß sich allwärts Diskussionsklubs von Männern und Frauen bildeten, um diese Bücher Kapitel für Kapitel vorzunehmen und durchzusprechen. Satz für Satz soll sezirt und mit Röntgenstrahlen durchleuchtet werden.

Die Altmodischen und Verhochten werden die im 6. und 7. Band der „Bibliothek für Sozialwissenschaft“ behandelten Stoffe einfach abstoßend und ekelregend finden. Mögen sie's! Was geht uns ihr Stumpfsinn und ihr Greisengeschmack an? Die Zwittergeschöpfe, die Gynäkomasten und

Hermaphroditen und die ganze bunte Mannigfaltigkeit ihrer Verwandten sind für den Biologen und Psychologen nicht wichtiger, als für den Soziologen und Kriminalisten, denn sie sind lebendige Glieder unseres Staats- und Gesellschaftslebens und nehmen aktiv und passiv an den Einflüssen teil, die in der modernen Kulturwelt unablässig die Bogen der Bewegung treiben und Glück und Unglück spenden. Der Zwitter, der Geschlechtskonträre, der Sexuellabnorme ist kein anatomisches Präparat, sondern er ist Träger, Erleider und Wirker physischen und sozialen Lebens. Er greift in alle Kulturgebilde ein. Emil Laurent in Paris, von dem der sechste Band der sozialwissenschaftlichen Bibliothek herrührt, war einer der ersten, der auf diesem schwierigen Gebiet thätig gewesen, und ist heute noch einer der Bedeutendsten. Ellis und Symonds, die den siebenten Band verfaßt, überraschen durch die stupende Beherrschung der klassischen und mittelalterlichen Litteratur und bilden nach dieser Seite eine notwendige Ergänzung zu Krafft-Ebing. Meisterhaft ist ihre Behandlung der Strafrechtsfrage.

M. G. C.

Wagner-Litteratur.

Felix Weingartner: Bayreuth (1876—1896). Berlin, S. Fischer.

Sonderabdruck eines Aufsatzes aus der „Neuen deutschen Rundschau“. Weniger gehässig im Ton als die vorausgegangene Schrift „Über das Dirigieren“, die in kaum zu rechtfertigenden Ausfällen auf Siegfried Wagner gipfelte. Weingartners gutes Recht zur Kritik Bayreuther Mißgriffe ist nicht in Frage zu stellen. Er gehört zu den großen, starken Führern der künstlerischen Bewegung. Er kann auf eigene positive Leistungen von historischer Bedeutung verweisen, wenn er an der Thätigkeit anderer negative Kritik übt. Auf kleine persönliche Motive zu

deuten, wenn Weingartner scharf vom Leder zieht, heißt Weingartner und Bayreuth zugleich herabwürdigen. Weingartner muß mit Achtung gehört werden, selbst wo er über das Ziel hinausschlägt. Und wo seine Fiebe sitzen, da ist man erst recht verpflichtet, seine Kritik ernst zu prüfen und sie nicht als gemeine Nörgelsucht abzuweisen. Bayreuth soll sich zu einem Weingartner selbst in grimmiger Fechterpose Glück wünschen.

Ferdinand Pfohl: Die Nibelungen in Bayreuth. Neue Bayreuther Fansaren. Dresden, C. Reißner. Eine Sammlung ergötzlicher Feuilletons. Ein prächtiger Musikanten- und Kritiker-Humor treibt sein Wesen in einzelnen Kapiteln, die auch schriftstellerisch vorzüglich sind. Und nach den Purzelbäumen stellt sich der Mann wieder in Pose und analysiert und vergleicht, boziert und schwärmt, daß man sich nicht satt hören kann. Ob nun alles bis aufs F-Tüpfelchen richtig ist, kann man im Augenblick nicht sagen. Aber die Art ist gesund, und wenn einzelnes nicht vollkommen stimmt, ist's auch kein Unglück. Ganz fröhlich wird einem als Kunstbruder zu Sinn, wenn man bedenkt, daß die greulichen Possenreißereien eines Paul Lindau unseligen Bayreuther Andenkens in der heutigen Festspiellitteratur neben dem ursprünglichen Wiß eines Ferdinand Pfohl einfach unmöglich geworden sind. Nüchtere Linge aus Kalau vom Schlage Lindaus kommen in der Bayreuther Luft von heute nicht mehr fort.

Rebereien aus dem Bayreuther Heiligtum von einem Gläubigen. München, Verlagsgesellschaft Münchner freie Presse.

Nein, diese anonyme Schmieralie widerlegt meinen obigen Satz nicht. Denn das ist überhaupt keine Litteratur, was sich uns in diesem elegant ausgestatteten Bändchen zu ernsthafter Betrachtung anbieten möchte. Man nennt eine Dame

als Urheberin, die nämliche, die in der Münchener freien Presse die regelmäßigen Berichte über Theater, Konzerte und Kunstausstellungen liefert. Mag's damit seine Wichtigkeit haben oder nicht — wer solche Anschauungen und Urteile verzapft, wie's hier geschieht, zählt im modernen Kunst- und Geistesleben überhaupt nicht. Da ist's durchaus gleichgiltig, ob man sich als Gläubiger oder als Reper aufspielt: Kredit wird man mit diesem Wahnwitz bei keiner Partei erwerben. Die Verschweigung des Namens ist bezeichnend. Anonymität ist in solchem Falle fast immer schlechtes Gewissen. Ich persönlich glaube nicht, daß Frau Professor Quidde die Verfasserin ist, obwohl ihr Name in Münchener und auswärtigen journalistischen Kreisen hartnäckig mit diesen unqualifizierbaren Ausfällen auf die gesamte moderne Kunstentwicklung und speziell auf die Wagner'sche Kunst in Verbindung gebracht wird. Ich schätze Frau Quidde von viel zu vornehmer, starkgeistiger Herkunft und überlegener Bildung, als daß ich sie mir auf diesem mit Plebejismen garnierten antediluvianischen Kunststandpunkt zu denken vermöchte. Ein ganz furioses Schauspiel ist es immerhin, daß ein demokratisches Blatt, das über dem Strich in politischen Radikalismen und Fortschrittsforderungen das Stärkste leistet, unter dem Strich die reaktionärsten, rückständigsten Kunstanschauungen vertritt und in aestheticis aus einem Regelbüchlein buchstabiert, daß jedenfalls den Leuten in der Arche Noahs, trotz der langen Regentage, schon zu unzeitgemäß war.

Karl Hedel: Richard Wagner und Friedrich Nietzsche. Berlin, S. Fischer.

Diese kleine Schrift ist in ihrer wissenschaftlichen Ruhe, in ihrer psychologischen Treffsicherheit wie in ihrer männlich freien Art der Aufrollung des Thatfachen- und Wahrheitsbildes gleich musterhaft. Hedel

trifft den Nagel auf den Kopf: Wagner und Nietzsche waren von Anfang an ihrer innersten Natur nach Antipoden. Ein Abfall Nietzsches vom wirklichen Wagner hat gar nicht stattgefunden: Wagner war und blieb ein Sohn der Reformation, Nietzsche ein Sproß der Renaissance, nur die gemeinsame Ablehnung gegen die Verlogenheit und Unnatur der modernen „Zivilisation“ hat sie eine Strecke Wegs zusammengeführt und täuschte sie eine Zeitlang über die unüberbrückbare Kluft, die ihre beiderseitigen positiven und höchstpersönlichen Kulturideale trennte. Wie die berühmten ersten Schriften Nietzsches „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ und „Richard Wagner in Bayreuth“ zustande kamen und in ihrem tiefsten Sinne eigentlich gemeint waren, muß man in Frau Elisabeth Förster-Nietzsches Lebensbeschreibung ihres Bruders (2. Band) nachlesen. Hedel hat in genialer Weise das Problem Wagner-Nietzsche endgiltig gelöst.

Le comte de Chambrun et Stanislas Legis: Wagner. Traduction avec une introduction et des notes. Illustrations par Jacques Wagrez. Paris, Calmann Lévy. 2 Bände.

Das prunkvoll ausgestattete Werk zeigt schon in seiner äußeren Erscheinung die ungeheure Verehrung der französischen Autoren für den deutschen Meister. Noch nachdrücklicher tritt sie in den Einleitungen zutage und in den ästhetischen Herzensergüssen, die der Graf Chambrun beigezeichnet hat. Der dithyrambische Schwung verliert sich bisweilen in maßlosen Schwall. Man muß sich, um die Ruhe zu bewahren, bei der Lektüre stets gegenwärtig halten, daß ein Gallier für Gallier schreibt. Das Glossarium ist eine respectable wissenschaftliche Leistung. In guter Prosa-Übersetzung wird uns die Dichtung der Nibelungen, der Meister-

singer und von Tristan und Isolde geboten. Die Illustrationen auf Kupferdruckpapier stehen etwa auf der Höhe der bekannten Bizis'schen Bilder. Zweifellos wird dieses Hulbigungswerk von den reichen französischen Wagner-Enthusiasten einen Ehrenplatz in ihrer Bibliothek erhalten.

M. G. C.

Litteraturgeschichte.

Die bleibenden Ergebnisse der neueren litterarischen Bewegung in Deutschland. Vortrag in der vom deutschen Schriftstellerverband veranstalteten litterarischen Kongresssitzung auf dem Berliner Rathaus am 6. Sept. 1896 von Prof. Dr. Eugen Wolff in Kiel. Berlin, Kritik-Verlag. 15 S.

Im Vorwort erklärt der Verfasser, daß er vom deutschen Schriftstellerverband ersucht worden sei, auf dem Berliner Verbandstag 1896 über dieses Thema zu sprechen, und daß er das um so lieber gethan habe, als mit Aufnahme litterarischer Prinzipienfragen ein hoffnungsvoller Schritt für Vergeistigung unserer Schriftsteller-Kongresse geschah. Für den Historiker muß ich daran erinnern, daß dieser „verheißungsvolle Schritt“ bereits früher gethan worden ist. Auf dem Verbandstag in Darmstadt am 11. September 1888, präsiert von Friedrich Bodenstedt, Ernst Wichert und Franz Hirsch, wurde sogar sehr heiß um litterarische Prinzipienfragen gestritten. Damals war's, wo ich zum erstenmal vor versammeltem deutschen Schriftstellervolk das Wort ergriff — es handelte sich um den Antrag, von Verbandswegen ein litterarisches Jahrbuch herauszugeben — der herrschenden Philisterlitteratur den Fehhandschuh hinwarf und erklärte, daß die deutsche Dichtung, soweit sie Ruhm genieße und Einfluß auf die Familie, Schule und die ästhetische Kultur im Reiche übe, ver-

philistert, verlehert und verkalauert sei und von dem heißen Leben, das in der aktuellen Litteratur Frankreichs, Norwegens und Rußlands herrsche, auch nicht einen Hauch verspüren lasse. Kurz, ich forderte damals schon, zum Entsetzen unserer ruhmgekrönten Litteraturhäupter, daß wir die alten ausgetretenen Pfade in Kunst und Dichtung verlassen und neue Bahnen suchen müßten. Ich appellierte an die Jugend, die noch Kraft und Feuer im Leibe spürte, Tradition und Schablone fahren zu lassen und sich nach eigener Façon eine neue, hochgemute, geistig und künstlerisch bedeutungsvolle Litteratur zu schaffen. Ich befürwortete die Gründung eines litterarischen Jahrbuches, worin alle schöpferischen Geister, alte und junge, rücksichtslos ihre Beichte ablegen und Proben ihrer intimsten Kraft dem allgemeinen Urtheil unterstellen sollten. Ich war der erste und einzige, der damals in solchem Tone vor den „Koryphäen“ unseres vaterländischen Schrifttums lautes Zeugnis von dem neuen Geiste, von unserer tiefen Unbefriedigtheit und unserer brennenden Sehnsucht zu geben wagte. Heinrich Friedjung aus Wien, Heinrich Teweles aus Prag, Ida Boh-Ed aus Lübeck, der alte Albert Dull aus Unterfärthheim und noch einige wenige beglückwünschten mich, die anderen schüttelten die Köpfe über das „verrückte Zeug“ — und die Presse schwieg sich aus. Das Jahrbuch deutscher Litteratur kam nicht zustande, aber im gleichen Jahre erschienen Detlev v. Liliencrons erste Dichtungen „Adjutantenritte“, meine kritischen Aufsatzsammlungen „Parisi-ana“ und „Madame Lutetia“, worin ich zum erstenmal breit und anschaulich den Deutschen den Naturalismus vorfährte, dann kamen meine Novellenbände „Lutetias Töchter“ und „Totentanz der Liebe“ — und ein Jahr später (Weihnachten 1884) begründete ich

die „Gesellschaft“ (damals Wochenschrift) in München.

Wenn ich mit diesem Losbruch des revolutionären Geistes auf dem Darmstädter Kongreß des deutschen Schriftstellerverbandes 1888 das vergleiche, was Herr Professor Dr. Wolff auf dem Berliner Kongreß des deutschen Schriftstellerverbandes 1896 produzierte, so darf ich ohne Unbescheidenheit sagen, daß mein Ruf „zu den Waffen!“ das Signal zu fruchtbaren Kampfesjahren im vaterländischen Schrifttum gewesen. Was Herr Wolff als die „bleibenden Ergebnisse der neueren literarischen Bewegung in Deutschland“ festzustellen versucht, ist sehr beachtenswert. Ich empfehle seine Schrift den weitesten Kreisen zur kritischen Würdigung.

„Die moderne deutsche Lyrik“ betitelt sich ein längerer historischer Aufsatz von Willy Rath in der Unterhaltungsbeilage zur Berliner „Täglichen Rundschau“, Mai 1897. In seinem Schlusssatz (Nr. 122) debütiert Herr Rath mit folgender Darlegung:

„Schon um das Jahr 1880, vorzüglich aber in ihren seit 1882 erschienenen ‚kritischen Waffengängen‘ hatten Heinrich und Julius Hart die lange vom deutschen Publikum erduldeten Mißstände in der Litteratur aufs schärfste angegriffen; sie sind die Rufer im Streit und die Propheten moderner Dichtung, an ihrer Hand sind fast alle Modernen in die Öffentlichkeit eingetreten. Nach ihnen und unmittelbar von ihnen angeregt, unternahm der vielseitig begabte, aber allzu unständige Berliner Karl Bleibtreu (geb. 1859) einen vielbemerkten Vorstoß in derselben Richtung durch seine Broschüre „Revolution der Litteratur“ (1885). Ungefähr in derselben Zeit gründete der, ähnlich wie Bleibtreu, vom Studium ausländischer Litteratur kommende knorrige Franke Michael Georg Conrad (geb.

1846) in Leipzig das Leibblatt der Revolution „Die Gesellschaft“.

In dieser Darlegung des Herrn Rath (geb. 1872 in Wiesbaden) ist mancherlei Schiefes und Falsches. Bei seiner Jugend konnte er als Mitwirkender in den Anfängen der neuen Bewegung nicht dabei gewesen sein. Er weiß also von dem historischen Vorgang nur durch Lektüre und vom Hörensagen. Bei der in Berlin grassierenden Umwertungs-, richtiger Fälschungs-Seuche, vor der keine geschichtlich noch so verbürgten Thatsachen mehr sicher sind (nicht einmal die Begründer alias „Handlanger“ des neuen deutschen Reichs!), ist es sittliche und wissenschaftliche Pflicht der noch unabhängigen und gesunden Köpfe, den Dienst der Wahrhaftigkeit nicht leicht zu nehmen. Kleine Ursachen, große Wirkungen — es giebt in der geistigen Gesundheitspflege nichts Geringfügiges und Unbedeutendes. Hier kann man wirklich sagen: Böller Deutschlands, wahr! Eure heiligsten Väter! denn das Übel hat bereits die einflussreichsten Kreise ergriffen und die Fälschungspest schafft sich täglich neue Herde und neue Volksvergiftungsanale.

Die Behauptung, daß fast alle Modernen an der Hand der Gebrüder Hart in die Öffentlichkeit eingetreten seien, muß so lange zurückgewiesen werden, als uns Herr Willy Rath nicht die strikten historischen Beweise dafür erbringt. Unseres Wissens hatten die Gebrüder Hart, deren Tüchtigkeit und Bedeutung für die moderne literarische Entwicklung in den neunziger Jahren fraglos ist, in den achtziger Jahren weder die wirtschaftliche noch die journalistische Position, um „an ihrer Hand fast alle Modernen in die Öffentlichkeit eintreten“ zu lassen. Sie kämpften damals selbst den allerhärtesten Kampf um ihr literarisches Dasein und konnten sich erst über Wasser halten, als sie in den neunziger Jahren als ständige Mitarbeiter an die „Tägliche Rundschau“

kamen. Hier fanden sie Licht und Luft, sich zu Meister-Kritikern zu entwickeln und ihre poetische Thätigkeit journalistisch aufs glücklichste zu ergänzen. Von ihren kritischen Waffengängen erschienen nur wenige Hefte, von ihrem Litteraturkalender nur ein oder zwei Jahrgänge. Wie weit Karl Bleibtreu von ihnen „unmittelbar angeregt“ wurde, wird Herr Willy Rath schwerlich nachweisen können. Wenn einer, so ist Bleibtreu ein self made man. In seinen kritischen Aufsätzen in der „Gesellschaft“ wie in seiner Kampfschrift „Revolution der Litteratur“ schlug er einen selbstherrlichen, originellen Ton an und überflügelte weit die Hart'schen „Kritischen Waffengänge“. Daß Bleibtreu und meine Wenigkeit vom „Studium ausländischer Litteratur“ in das vaterländische Schrifttum gekommen, ist in dieser Einseitigkeit gleichfalls nicht zutreffend. Bleibtreu's Studien erstreckten sich von Anfang an ebenso intensiv auf die militärische und litterarische Entwicklung der deutschen Völker wie des Auslandes. Ich selbst kam vom Richard Wagner'schen Kunst- und Kulturideal, dessen unermüdlicher Verkündiger ich viele Jahre im Auslande gewesen (Italien und Frankreich, siehe meine Schriften „Die Musik im heutigen Italien“ 1878, „Wagner und Rossini“ 1879 u. s. w.), und von den religiösen und ethischen Kulturkämpfen in der Mitte der siebziger Jahre (siehe „Humanitas!“ 1875, „Spanisches und Römisches“, 1877, „Die religiöse Krisis“ 1878, „Flammen!“ 1878 u. s. w.) allmählich in die reinlitterarische Strömung durch meinen persönlichen Verkehr mit den führenden Geistern in Paris. Die „Gesellschaft“ erschien mit ihrem flammenden Protest wider die alte Litteratur-Wirtschaft Weihnachten 1884 nicht in Leipzig, sondern zunächst in meinem eigenen Verlag (Firma Conrad und Bettelheim) in München. Erst vom Januar 1887 an erschien sie in Leipzig bei Wilhelm Friedrich. Das

sind die Thatsachen, die so viel oder wenig bedeutend sind wie alle geschichtlichen Thatsachen, in keinem Falle aber willkürlich verändert werden dürfen. Bis zu der fünf Jahre später erfolgten Gründung der Berliner Wochenschrift „Freie Bühne“ war die „Gesellschaft“ nicht nur das „Leibblatt der Revolution“, sondern überhaupt das einzige Organ deutscher Junge, worin sich die damals sogenannten „jüngstdeutschen“ Dichter und Denker, Stürmer und Dränger frei von der Leber weg aussprechen und sich ihr Publikum suchen und erziehen konnten. Ein Blick auf das Autoren-Verzeichnis der ersten fünf Jahrgänge der „Gesellschaft“ bestätigt jedem, der sehen und sich an authentischen Dokumenten unterrichten will, daß „fast alle Modernen in die Öffentlichkeit eingetreten sind“ durch die Gasse, die die „Gesellschaft“ dem modernen Geiste in Litteratur und Kritik geschaffen hat.

M. G. Conrad.

Vermischte Schriften.

Schillers Werke. Herausgegeben von Ludwig Bellermann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 14 Bände.

Diese Ausgabe wird, wenn sie vollständig vorliegt (ich habe bis jetzt erst 7 Bände erhalten) Schillers sämtliche Werke in 14 Bänden enthalten, von denen die ersten 8 alles das bringen, was für einen weiteren Kreis gebildeter Leser als geeignet erscheint, während die anderen 6 diejenigen Schriften umfassen werden, welche nur für die engere Zahl derer von Bedeutung sind, die sich wissenschaftlich, insbesondere geschichtlich, mit dem Dichter beschäftigen. So sind z. B. die poetischen Übersetzungen dieser zweiten Abteilung zugewiesen. Die Grundsätze der Meyer'schen Klassiker-Bibliothek sind bekannt und von allen Kennern als bewährt geschätzt. Orthographie und Interpunktion sind dem

heutigen Gebrauche gemäß, die gelehrten Anmerkungen unter dem Text knapp und zuverlässig, der Text selbst hält sich an die Quelle, die als der letzte nachweisbare Wille des Dichters in Geltung ist. Druck und Ausstattung sind des Dichters würdig. Aber der Dichter selbst, dieser Schiller, hat er nicht die grausamsten Umwertungen, zumal in der jüngsten Zeit, sich gefallen lassen müssen? Glaubte nicht jeder moderne Dichterling sich naserrümpfend über ihn äußern zu dürfen, seit er in seinem unfehlbaren Nietzsche den boshaften Verdammungspruch gelesen: „Schiller: der Moraltrumpeter v. Säckingen“? Und dann Nietzsches Ausführungen über „Pathos“, „Halbwahrheiten“ u. s. w. sind die nicht vernichtend? Und schiebt man dann dem guten Schiller noch alles in die Schuhe, was das impotente Epigonengesindel an ihm verbrochen, so braucht man wohl nicht erst den Bankrott der idealistischen Apriori-Ästhetik und -Philosophie und -Geschichtschreibung dazu zu nehmen, um Schiller von seinem Massiker-Sodol herabpurzeln zu sehen? Haben wir Allermodernsten überhaupt nicht an unserem allumfassenden Goethe, dem Ober- und Musterdeutschen aus der heute preussischen Stadt Frankfurt a. M. genug? Lassen wir doch dem „schwäbischen Schillerverein“ seinen Provinz-Herrgott! Ach, die Thoren spotten in ihrer grünen Weisheit ihrer selbst und wissen nicht wie! Wir wollen Schiller nicht vergöttern, wir wollen ihn aber auch nicht dem deutschen Volk verkelt wissen. Echter Schiller-Geist thut uns heute not wie ein Bissen Brot. Lernet ihn erst wieder kennen! M. G. C.

Den Kriegsverwundeten ihr Recht! Ein Mahnruf von Dr. Julius Port, f. b. Generalarzt z. D. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke.

Die 84 Seiten dieser Schrift bilden eine schaudervolle Lektüre. Aber sie wiegen Vände jener weichmütigen Fasser auf, die

mit ästhetischen Gemütsregungen dem Schreden aller Schreden, dem Völkermassenmord, glauben am Zeuge fliden und die Kriege der Zukunft wenn nicht ganz vermeidbar, so doch weniger barbarisch gestalten zu können. Nicht zu reden von der Litteratur jener militär-enthusiastischen Federn, die ihre Schlachten-schilderungen im jauchzenden Festberichts-Stil romantischer Reporter verabschaffen. Der Generalarzt Dr. Port ist ein kriegs-erfahrener Mann, der mit dem Griffel des unerbittlichen Fachgelehrten und naturalistischen Schilderers von unbeirr-barem Wirklichkeitsinn seine Aufzeichnungen macht. Er ist der unbeeinflussbare Arzt, der vor keinem zünftigen Schlachten-denker, vor keinem siegreichen Großen die Worte erst byzantinisch wägt und die Werte hierarchisch umwertet, bis sie in das offizielle System der Kriegsherren passen. So darf er am Schluß seiner meisterhaften Schrift von sich sagen: „Ich habe mich durch die erhobene Klage gegen die Heerführer einer recht harten Aufgabe erledigt, die ich erfüllen zu müssen glaubte, um meine in lang-jährigem Wirken für die Verwundeten gewonnene Einsicht in die Bedürfnisse des Sanitätsdienstes nicht mit mir absterben zu lassen. Ich habe es vorgezogen, statt einer verichleierten, halben Wahrheit die ganze Wahrheit rücksichtslos zu sagen, was mir voraussichtlich von vielen übelgenommen wird. Aber es war nicht meine Absicht, um Gunst zu werben . . .“ Der wackere deutsche Mann hat mit dieser Schrift seine Seele entlastet. Möge sein Beispiel der Wahrheit und dem Recht neue Zeugen und mutige Helfer erwecken! Henry Dunant, der Begründer des roten Kreuzes und der Genfer Konvention, ist bekanntlich in seinem hohen Alter auf dem Schlachtfelde des Lebens selbst in schwerer Not zu Tod verwundet liegen geblieben. Alle, die für das heilige Recht opferbereit eintraten, ohne akademische

und byzantinische Feinheiten, haben gewußt, was ihnen blühte . . . M. G. C.

Der Talmud von Anton Memminger. Würzburg, Memmingers Verlagsanstalt. 1897. 103 S. 2. Auflage.

Die Dinge liegen nun einmal so, daß man von nationalen Angelegenheiten nicht mehr reden und schreiben kann, ohne seinem Nachbar, er sei Christ oder Jude, Freigeist oder gar kein Geist, in die Haare zu geraten. Die Nervosität hat dermaßen alle Gehirnthatigkeit unterjocht, daß auch in anscheinend wissenschaftlichen Untersuchungen, sobald der Wind des Nationalismus durchs Fenster weht, das Prügel-Pathos Trumpf ist. Diese Erscheinung geht jetzt durch die ganze Kulturwelt, und es nützt gar nichts, sie sittlich entrüstet oder geschämig überzart-reinmenschlich übersehen zu wollen. Man muß die Geschichte einfach naturwissenschaftlich nehmen und die Dinge fassen wie sie sind. Auf anderem Wege kommen wir aus dem leidenschaftlichen Wahnwitz niemals heraus und finden in dem tollen Gewoge der streitenden Meinungen keinen Standpunkt zu ruhiger Betrachtung. Und nun oben drein, wenn sich's um den „Talmud“ handelt! Da wachsen die Widersprüche und alles, was die Rasseninstinkte und den religiösen Wahn und die wirtschaftliche Raubtier-natur des zivilisierten Zweifäblers entfesselt, ins Ungeheuerliche, ins Fabelhafte. Die Litteratur für und wider den „Talmud“ schwillt an wie eine Sintflut und geht bereits ellenhoch über die höchsten Berge. Der Beitrag von Anton Memminger, dem unermüdblichen Zeitungsmann und Bauernbunds-Agitator, gehört durch den Umfang der Belesenheit, durch die Knappheit und Klarheit der Anordnung, durch die Frische und Schneidigkeit des Tones zu den litterarisch beachtenswerten Streitschriften. Eine seltsame Mischung von gelehrter Besonnenheit und parteipolitischer Kauflust giebt seiner Talmud-

Studie die besondere Würze. Memminger ist neben Sigl der typische Altbayer im streitbaren Journalismus. Da kocht und brodelt altes Keltenblut. Jeder Charakterzug ist echt, von keinerlei Blässe moderner Hyperästhesie angefränkelt. Darin liegt der Reiz dieser Schriftsteller für robuste Leser. M. G. C.

Novellen-Premieren. Ein Vorschlag von Rudolf Strauß. Wien, Verlag von Leopold Weiss 1897.

Rudolf Strauß verdient mit dieser Schrift entschieden unsere Beachtung. Mit vollendeter Klarheit und Deutlichkeit sucht er in ihr den schwierigen Nachweis zu führen „daß des Recitators eigentlichstes Amt das Lesen der Novelle sei.“ Weder Dramen noch Verse können und dürfen — nach der Ansicht des Verfassers — vorgelesen werden. Denn „geht das Lesen eines Dramas subjektiv über die Kräfte des Recitators, so versagen dem lyrischen Gedichte gegenüber die Capacitäten der Hörer.“ „Dramen bedürfen“ — ich halte mich hier immer nur an die Ausführungen des Autors — „des ganzen großen Theaterapparates und sind auf maschinelle Unterstützung angewiesen, sie müssen entschieden an Wirkung verlieren, wenn sie, wie es am Vortragstische geschieht, auf diese Hilfe verzichten sollen.“ Bei der Novelle ist das natürlich nicht der Fall. „Denn sie fordert keinen äußern Apparat, sie fordert keine lebenden Personen, sondern allein durch das Werkzeug der Sprache läßt sie sie purpurn erstehen. Während die scenischen Bemerkungen des Dramas ganz allgemein gehalten sind und nur die letzten Umriffe geben, in denen die verschiedenen Schauspieler die Rollen verschieden darstellen dürfen, läßt die Beschreibung in der Novelle keinen Raum für irgend eine zweite Auffassung, sondern zaubert im Zusammenhange der Erzählung, gar nicht störend, völlig organisch, durch sichere Worte den einzelnen Menschen hervor.“ Der Novellist weiß selbstverständlich, daß

er auf maschinelle Unterstützung niemals zählen, daß er den eigentlichen Hergang nicht vor Augen führen, sondern allein durch dessen Erzählung Eindruck machen kann. Töne, Farben, Düfte muß er durch Worte malen. „Wie dem Recitator, so steht auch dem Novellisten nur ein einziges Ausdrucksmittel zu Gebote: das Wort.“ Alle Schwierigkeiten dieses so spröden Materiales „Wort“ habe der Novellist in seiner Arbeit überwunden. Dem Recitator aber bleibt nichts zu thun, als die ganze Marmorähnlichkeit des vollbrachten Werkes zu enthüllen, alle Schleier jäh hinabzureißen und die Intentionen des Autors zart und zärtlich zu betonen. Was das lyrische Gedicht betrifft, so setzt das, wie Rudolf Strauß mit Recht behauptet, eine ganz besondere Disposition voraus, eine Empfänglichkeit gerade jener Stimmung, die es vermitteln soll. „Den Düstern wird ein sonniges, den Sonnigen ein düstres Stimmungsbild ganz unberührt und unbetroffen lassen.“ Die wenigsten bringen die Stimmung mit, die die des Dichters ist, und die sie besitzen müssen, um seine Gefühle „verstärkt und dauernd“ in sich nachzufühlen. Das ist, wie ich glaube, in der Regel der Fall. Es giebt aber auch Ausnahmen. So lebt z. B. bei uns in Wien ein Recitator, der ein „Prachtlerl“ ist, ein Genie. Marcell Salzer heißt dieser Mann. Und liest lyrische Gedichte, daß einem die Welt nur Duft und Ton und Farbe ist und eine große Sehnsucht nach dem Schönen. Das einfachste Wort bringt er zu großartiger Wirkung. Man muß ihn nur das Halli und Hallo des „Bruder Lieberlich“ lesen hören. Freund Liliencron würde sicherlich dabei vor Freude in die Hände klatschen und unsern herrlichen Marcell umarmen. Um nun wieder von der Theorie des Rudolf Strauß zu sprechen, ist dieselbe, ganz objektiv betrachtet, glänzend. Man kann sie billigen oder nicht. Jedenfalls ist es richtig, wenn Rudolf Strauß

behauptet, schon der historische Gang führe den Recitator auf die Novelle. Er braucht sich nur an jene fernem Märchenerzähler des Ostens zu erinnern, die selbsterfundene Geschichten schlicht berichteten. „In ihnen trafen Erzähler und Recitator zusammen.“ Erst der verfeinerte Geschmack führte eine Trennung von Autor und Recitator herbei. „Vielleicht brachte der Autor nun seine Skizzen zunächst zu Papier, ehe er sie selbständig las. Man forderte nun kunstvoll gebaute Geschichten, festgefügte Kompositionen, flotte Sätze, ästetischen Styl. Man begnügte sich nicht mehr mit jenen knorrigen, holprigen, schwerfälligen Erfindungen *ex tempore*. Bald aber stellte man auch an den Vortrag des Geschriebenen strengere Ansprüche. Es trat das Bedürfnis ein nach Leuten, die fremde Erzählungen mit einer sorgsamten Kunst der Rede zu voller Wirkung brächten. So bildete sich der Stand der Recitatoren.“ Und ihr Ideal soll es sein, „zu scheinen, was jene alten Märchenerzähler *thatsächlich* waren: Dichter und Recitator in einer Person.“ Es leuchtet ein, daß alte und bekannte Geschichten diesem Gebote nie entsprechen können, denn keinem Recitator wird es gelingen, damit den Schein zu wecken, „er trage eben erst zwanglos Erdachtetes zwanglos vor. Nur neue ungelante Erzählerwerke können diese Illusion zu wege bringen.“ „So wird ein Recitator, der das Wesen seiner Kunst begriff, getrost und siegbewußt sich nur an Premidren von Novellen wagen.“

Im Anschluß an diese Theorie fordert Rudolf Strauß die Recitatoren auf, Premidren-Abende nach Analogie der Theater-Premidren zu begründen — ein Vorschlag, dessen Durchführung dem ganzen Stande der Novellistik begreiflicherweise einen neuen Aufschwung brächte.

Adolf Donath.

Die Liebe. Kultur- und moralhistorische Studien über den Entwicklungs-

gang deutschen Gefühls- und Liebeslebens in allen Jahrhunderten. Von Wilhelm Rudek. Mit zahlreichen Illustrationen. — Leipzig, Verlag von Gustav Weigel.

Der Verfasser versucht mit diesem Buche eine Monographie über das deutsche Liebesleben seit dem Beginn des Mittelalters bis auf unsere Zeit. In Wirklichkeit aber verbreitet er sich hauptsächlich über die Liebe der Ritterzeit, und zwar vornehmlich über die Liebe, wie sie uns in den Liedern der Minnesänger geschildert wird. Natürlich kann er sich hierbei nicht auf den deutschen Boden beschränken und muß den provençalischen Rittern einen breiten Raum einräumen. Darauf bespricht er die Liebe des Bürgertums im späteren Mittelalter und der Renaissancezeit. Das unterscheidende Merkmal zwischen der ritterlichen und der bürgerlichen Liebe erblickt er darin, daß die ritterliche Liebe immer der verheirateten Gattin des ritterlichen Genossen gelte, während das Ideal der bürgerlichen Liebe das reine Mädchen sei. Die Liebe der neueren Zeit wird nur ganz flüchtig abgethan. Das Material schöpft der Verfasser aus den provençalischen und deutschen Minnesängern, und aus Volksliedern. Er citirt viele dieser alten Lieder in neuhochdeutscher Übersetzung. Doch ist die Auswahl des Materials ziemlich kritiklos erfolgt. Es wird sehr vieles angeführt, doch entsteht vor dem Leser kein recht klares Bild. Mit dem Texte gar nicht zusammenhängend sind dem Buche eine große Anzahl von Abbildungen nach Miniaturen, Stichen und Gemälden beigegeben, die mehr oder weniger auf das Liebesleben Bezug haben. Auch sie sind ebenso willkürlich gewählt als unsystematisch geordnet; meist sind die Reproduktionen nicht sehr gut. — Man weiß nicht recht, was das ganze Buch eigentlich soll. Wissenschaftlichen Wert als wirkliche kulturgeschichtliche Monographie kann es kaum beanspruchen, und „für die weitesten Kreise“, für die der Autor

eigentlich schreiben will, scheint es auch nicht recht geeignet, dazu enthält es wieder zu viel wissenschaftlichen Ballast, ist zu unübersichtlich und zu wenig packend geschrieben. Auch zur sogenannten galanten Litteratur kann es kaum gezählt werden, dazu ist es zu wenig grazios, zu wenig geistreich, zu langweilig. H. M.

Bernhard Stern. An der Wolga. Von Nischny-Nowgorod nach Kasan. Reiseumomente. Berlin. Verlag von Siegfried Cronbach. 1897.

Vom weißen Zaren an der Newa und vom heiligen Rußland schwärmen in diesen Tagen alle Zeitungen. Der junge Nikolaj Alexandrowitsch Romanow will ja den kranken Mann am Bosphorus kurieren, man sagt wenigstens, daß er's will. Ob die Kur gelingt? Jedenfalls hätte er mehr Recht „Reformen“ auf der Minosinsel einzuführen als sein königlicher Onkel in der Stadt der Pallas. Der König der Hellenen pflegt zwar wie ein schlichter Bürgermann in seiner Hauptstadt die Pferdebahn zu benutzen und außerhalb des Landes wie ein anderes Menschenkind mit Männern aus dem Bürgerstand über seine Finanzen sich zu besprechen, die hoffentlich besser sind als die seines Landes, Väterchen dagegen läßt sich nicht herab zum gemeinen Mann, aber sein Land macht dafür auch keine Schulden, die es nicht bezahlen kann. Nein, Nicolaus Petrowitsch Riagosch, der Fürst der schwarzen Berge, bekommt noch jedes Jahr ein hübsches Sümmdchen ausbezahlt, und wenn Väterchen bei besonders guter Laune ist, dann schenkt er dem „einzigen treuen Freunde“ seines Vaters auch mal ein Kriegsschiff und Kanonen und viele Schießgewehre und noch viel mehr Pulver und Blei. Natürlich zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichts und Wahrung des Friedens. Georgios I. aber bezieht von Rom, Paris und London alljährlich je 60 000 Fr. Taschengeld — da brauchte

er nun eigentlich nicht Pferdebahn zu fahren . . .

Das sind alles so Gedanken, die mir kamen, als ich Bernhard Sterns „Reisemomente an der Wolga“ las. Ein lehrreiches Buch, das, wenn in besserem Deutsch und minder harmlosem Stil, der oft kindlich-naiv wird, geschrieben, sicherlich bleibenden Wert hätte. So sind's eben bloß „Momente“, empfehlenswert dem Engländer, der gewohnt ist, wenn er die Schweiz durchreist, im Bäderer durchzulesen, welche Gegend eben der Zug durchreist; wie sie aussieht, das ist ja Nebensache, wenn man nur dagewesen ist. Solchen Leuten empfehle ich das vorliegende Buch ganz besonders — es ist obendrein noch viel billiger wie ein Bäderer, der vielleicht für jene Gegenden noch nicht einmal existiert. Bernhard Stern dürfte manchmal recht wohl etwas ausführlicher sein, aber er macht sich's eben bequem, wozu auch sich mit dem biden Konversationslexikon zu sehr abmühen. Über die Maszols (S. 21) z. B. hätte er ruhig sich weiter verbreiten dürfen. S. 29—30 „Die Stadt der Wohlthaten“ sei besonders den Herren von der inneren Mission und national-liberalen Reichs- und Landtagsabgeordneten empfohlen.

Richard Degen.

Französische Litteratur.

Wie seltsam sich die Welt im Kopfe einer excentrischen Frau malt, welche absonderliche Blasen und kuriose Gebilde die zur Siedeglut erhitzte Phantasie einer Defadentin strengster Observanz aufsteigen läßt, erkennt man schaudernd bei der Lektüre des ungeheuerlichen Buches, das Rachilde unter dem Titel „Les hors nature“ im Verlage des „Mercur de France“ hat erscheinen lassen. Diese Lektüre ist alles andere eher als ein vernünftiger Genuß, sie bedeutet vielmehr ein hartes Stück Arbeit, die zu bewältigen

auch dem abgehärtetsten Mußleser recht schwer fällt. Ich habe das Buch, das sich ganz zu Unrecht als Roman bezeichnet, oft genug verzweifelt aus der Hand gelegt, aber ich habe es doch schließlich fertig bekommen, mich durch den aufgehäuften Wust krauser Gedanken und getiftelter Paradoxe glücklich durchzulesen; wenn ich freilich aufgefordert werde, von meiner hierdurch erlangten Wissenschaft Rechnung abzulegen und meinen Mitmenschen etwas von dem Inhalt zu verraten, so muß ich zu meiner Schande eingestehen, daß ich hierzu ganz und gar außer Stande bin. Es sind da zwei Brüder, Söhne eines preussischen Offiziers und einer französischen Aristokratin, von denen der eine, der sogenannte „Preuße“, als Übermensch eine traurige Buchexistenz führt, während der andere, ein nervenzerrüttetes, hysterisches Zwittergeschöpf, als Vertreter verweibster Unnatur in Schönheitswahn sinn und Sinnenlust elendiglich verkommt. Die Weiden treiben allerlei Allotria und kürzen die Zeit in der Hauptsache, durch tiefgründige, unmenschlich geistreiche Unterhaltung, bei der die zur Tollheit gesteigerte Überspanntheit das große Wort führt. Man hat wohl das unklare Gefühl, daß das alles bitterböser Symbolismus ist, aber des Rätsels Lösung zu finden bleibt einem nichtsdestoweniger versagt, Rachildes abenteuerlicher Roman gehört eben zu jenen symbolistischen Geheimbüchern, die förmlich nach einem Kommentar schreien, und die ohne diesen wie heller Abewig anmuten.

Wenn man nach diesem Defadentenroman Paul Adams moderne Sittenstudie „L'Année de Clarisse“ (Paris, Ollendorff) liest, so ist's einem, als wenn man aus tiefster Finsternis in das helle Licht der Sonne tritt, das Menschen und Dinge so grell beleuchtet, daß auch die kleinsten Flecken und all die heiklen Einzelheiten, die das Tageslicht so sorglich scheuen, mit wünschenswerter Deutlichkeit

sichtbar werden. Es ist eben ein gar unmoralisches Buch, das die braven Leute, die etwas auf sich halten, öffentlich verleugnen werden, nachdem sie es im stillen Kämmerlein mit Nutzen und Vergnügen gelesen haben. Clarisse ist eine hochbegabte Schauspielerin und temperamentvolle Dienerin der *venus vulgivaga*, sie ist beides aus innerster Herzensneigung und widmet sich dem einen wie dem anderen Beruf mit gleicher Liebe und Gewissenhaftigkeit, stolz und glücklich in dem Bewußtsein, künstlerische Genüsse und sinnliche Freuden freigebig austheilen zu können. Das Lustige bei der Sache ist, daß die geistvolle Komödiantin, allen herkömmlichen Moralbegriffen zum Hohn, ihr anstößiges Thun nicht nur zu rechtfertigen sucht, sondern gar als verdienstlich und nützlich angesehen wissen will; ein tugendhafter Mensch läßt sich durch diese klugen, umstürzlerischen Raisonnements selbstverständlich nicht aus dem Konzept bringen, aber wenn er das liebreizende Gesicht der lasterhaften Clarisse, die uns Darbourg in verführerischer Gestalt gezeichnet hat, betrachtet, wird er kaum umhin können, der schönen Sünderin mildernde Umstände zu bewilligen, deren Leben und Meinungen sich durch originelle Eigenart und fesselnden Reiz auszeichnen.

„Joujou“, der neue, gleichfalls bei Ollendorff erschienene Roman von René Maizeroy ist ein echter und rechter Unterhaltungsroman, der sich von seinen zahlreichen Vorgängern nicht eben wesentlich unterscheidet. Eine tüchtige Dosis rührseliger Sentimentändelei, ein wenig weltchmerzliche Tendenz und ein gehöriges Maß pridelnder Pilanterie, das sind die Hauptzutaten, denen die Erzählung ihren wirkungsvollen Reiz verdankt. Im übrigen erweist sich Maizeroy auch hier wieder als liebenswürdiger Erzählkünstler, der leicht und gefällig schreibt und uns hübsch beobachtete Momentbilder aus dem Gesellschaftsleben vorführt, deren

sorgsame Ausführung alle Anerkennung verdient.

Es ist eine Geschichte von schlichtester Einfachheit, die uns Pierre Loti in seinem „*Ramuntcho*“ betitelten Roman aus dem Baskenlande (Paris, Verlag von E. Levy) erzählt, aber diese Geschichte verklärt der intime Zauber jener fein abgetönten, subtilen Erzählkunst, die nach dem Kleinen und Unscheinbaren wirkungsvolles Relief und anziehenden Reiz zu geben weiß. Man mag über Lotis künstlerisches Wirken denken wie man will, man wird sich indessen trotz aller Voreingenommenheit zu dem Geständnis bequemen müssen, daß seine von blühendem Leben und leuchtendem Kolorit erfüllte Darstellung immer aufs neue anzuregen und anhaltend zu fesseln versteht. Und diese Vorzüge seiner Art zeigen sich in dem vorliegenden Buche von ihrer vorteilhaftesten Seite. Die farbenprächtigen Schilderungen des Baskenlandes und des interessanten Völkchens, das da abgeschlossen von der Welt und fast unberührt von der modernen Kultur in seinen stillen Pyrenäendörfern dahinglebt, das bewegte Treiben all dieser Schmuggler und Ballspieler, zaubern uns eine Reihe von Bildern vor die Augen, die in ihrer lebensächten Anschaulichkeit von unvergleichlicher Vollendung sind. Wie Lotis lekterschienene Werke atmet auch das vorliegende die wehmütige Stimmung des weltmüden Zweiflers, der, unbefriedigt und ungetröstet, das verlorene Paradies seines frommen Kinderglaubens zurücksehnt. Lotis „*Ramuntcho*“ ist ein gut Teil besser und menschlichwahrer als die jüngsten Romane des Autors und gehört zu den litterarisch wertvollsten Arbeiten des beliebten Schriftstellers.

Georges Courteline, „*La vie de Caserne*“ (Paris, Testard) der elegant ausgestattete Lugsband enthält eine Reihe von flott geschriebenen Plaudereien, in denen der geschäppte Humorist aus dem Schape seiner Soldatenerinnerungen

über allerlei Vorfälle aus dem Alltagsleben der Kaserne anziehenden Bericht giebt. Zumeist sind diese militärischen Geschichten Humoresken, die die kleinen Leiden des Soldatenlebens mit ergötzlicher Laune behandeln, aber hier und da wandelt sich der gutmütige Spott auch in bitteren Hohn, und wenn man, dadurch stußig gemacht, näher zusieht, so erkennt man un schwer, daß all diese tragikomischen Geschichten einen verteufteltesten Untergrund haben und gar nicht so lustig sind, wie sie auf den ersten Blick erscheinen mochten. Die prächtigen, trefflich reproduzierten Bilder von Henry Dupray wie die elegante Ausstattung geben dem Buch den Wert eines gebiegenen Prachtwerks.

Formalhaut, Manuel d'Astrologie sphérique et judiciaire (Paris, Vigot frères) das vorliegende Handbuch der Sterndeutungskunst will allen denen, die sich für Magie und Zauberwesen interessieren, ein praktischer Führer durch das verschlungene Labyrinth der Astrologie sein. Die Neugierigen, auf die das Geheimnisvolle der Materie einen starken Reiz ausübt, werden das Buch indessen enttäuscht aus der Hand legen, es ist ein streng wissenschaftlicher, auf ausgedehnte Studien gestützter Beitrag zur Kenntnis der Geheimwissenschaften, der durch die reiche Fülle des mit Fleiß gesammelten und gewissenhaft gesichteten Materials besondere Bedeutung erhält.

Frédéric Masson hat sich durch eine Reihe von wertvollen historischen, Monographien, unter denen seine Studien über das Intimleben des ersten Napoleons an erster Stelle zu nennen sind, einen angesehenen Namen gemacht. Als neueste Frucht seiner Napoleonsforschung bietet uns der geschätzte Geschichtsschreiber in seinem bei Ollendorf erschienenen „Napoléon et sa famille“ den ersten Band eines groß angelegten Werkes, das die familiären und politischen Beziehungen, die die verschiedenen Glieder der vielköpfigen Familie

mit ihren Oberhaupt verbunden, einer sorgsam detaillierten Untersuchung unterzieht. Ich begnüge mich heute mit der kurzen bibliographischen Anzeige und behalte mir eine eingehendere Besprechung des Werkes, dessen zur Ausgabe gelangter erster Band die Zeit von 1769—1802 umfaßt, vor, sobald es abgeschlossen vorliegen wird.

Seit Januar d. J. erscheint in Paris unter dem Titel „Le Cri de Paris“ (rue Laffitte, vierteljährlicher Abonnementspreis Frs. 6 für das Ausland) eine neue Wochenschrift, die sich innerlich und äußerlich wesentlich von anderen Zeitschriften unterscheidet. Während diese in mehr oder weniger hohem Grade einer politischen Partei oder litterarischen Richtung dienen, will der „Cri de Paris“ nach allen Seiten hin seine volle Unabhängigkeit wahren und unter thätiger Mitwirkung seiner Leser gegen Schönfärberei und Vertuschungssystem, die sich zum Schaden einer gesunden Entwicklung der Dinge auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens über Gebühr breit machen, energisch ankämpfen und nur die Wahrheit und nichts als die Wahrheit suchen und sagen. Unbeeinflusst durch das Für und Wider der herrschenden Tagesmeinung sollen hier alle Fragen der Politik, der Litteratur, der Kunst in ihren mannigfachen Erscheinungsformen und des Finanzwesens kurze, aber erschöpfende Besprechung finden, und die Übersicht soll so umfassend sein, daß sie als Spiegelbild des gesamten geistigen Lebens des zeitgenössischen Frankreichs gelten darf. Die zehn Hefte, die mir vorliegen, legen erfreuliches Zeugnis davon ab, daß es sich die Schriftleitung mit Geschick angelegen sein läßt, die Versprechungen ihres Programms wahr zu machen. In kurzen, meist satirisch gefärbten Entrefilets werden hier die Vorgänge, die die öffentliche Meinung beschäftigen, freimütig und ohne Voreingenommenheit besprochen, und wie im Text so kommt auch in den

Illustrationen der satirische Zug, der das charakteristische Kennzeichen der neuen Wochenschrift ist, zu prägnantem Ausdruck. Chéret, Balloton, Léandre und all die anderen Satiriker des Stiftes sind die Schöpfer der originellen Zeichnungen, die die Umschläge des „Cri de Paris“ schmücken, und Hermann Paul ist in jeder Nummer mit einem Vollenbilde vertreten, das irgend ein Zeitereignis zu ergötzlicher Darstellung bringt. Der frische, kampffrohe Geist, der das Blatt auszeichnet, giebt die Gewähr, daß der „Cri de Paris“ seinen Weg machen wird. Die neue Wochenschrift hat Farbe und Leben und darf der Aufmerksamkeit unserer Leser bestens empfohlen werden. A. G.—ge.

Aufruf.

Der Dichter Detlev v. Liliencron begeht diesen Monat seinen 54sten Geburtstag, ohne daß es ihm bis jetzt gelungen ist, sich durch seine Schriften ein ihrer Bedeutung angemessenes, sorgenfreies Dasein zu verschaffen. Die unterzeichneten Künstler und Kunstfreunde, deren Blick sich auf das Lichtvolle dieser Erscheinung richtet, halten es für eine Ehrenpflicht Deutschlands, einem Dichter, der wie kaum ein anderer deutsche Lebenslust und Thatkraft in seinen Werken verkörpert hat, ein verbittertes Alter zu ersparen. Es ergeht hiermit der Aufruf, allgemein nach bestem Vermögen dazu beizusteuern, daß ihm (in Form einer Leibrente oder sonstwie) seine stete wirtschaftliche Sorge abgenommen und sein ferneres Schaffen erleichtert werden kann. Zur Entgegennahme von Beiträgen ist die Geschäftsstelle des mitunterzeichneten Herrn Consuls Auerbach (Berlin W., Taubenstr. 20) bereit; die Einzahlungen wolle man mit der Bemerkung „für die Liliencron-Stiftung“ versehen. Nach Schluß der Sammlung, spätestens am 1. Oktober d. J., wird an alle Beitraggeber als Quittung eine alphabetische

Namen-Liste (auf Wunsch nur mit Nennung der Anfangsbuchstaben) nebst beigedruckter Angabe der einzelnen Beträge versandt, zugleich auch über die Verwendungsart der ganzen Summe berichtet werden.

L. Auerbach. Hermann Bahr. Wilhelm Bode. E. Frhr. v. Bodenhausen. A. Böcklin. R. Dehmel. Marie v. Ebner-Eschenbach. Th. Fontane. E. M. Geiger. Klaus Groth. Gerhart Hauptmann. K. v. d. Hentd. G. Hirth. H. Graf v. Kehler. M. Klingner. A. Lichtwark. Max Liebermann. Rud. Maizon. A. A. Oberländer. Wilh. Raabe. Emanuel Reicher. W. v. Seidlitz. Richard Strauß. Hans Thoma. F. v. Uhde.

Bibliographie.

Im Monat Mai sind bei der Schrittleitung der „Gesellschaft“ folgende Werke eingelaufen:

Peter Altenberg: Ushantee. — Berlin, S. Fischer, Verlag. 1897. — Preis Mk. 2.—

Pierre d'Aubecq: Die Barrionen. Ein Kunsttraum. Zum Kapitel: Zeitsatire. Aus dem Manuskript übersetzt und eingeleitet von Anton Lindner. — Berlin, Schuster & Loeffler, 1897. — Preis brochiert: Mk. 3.—

Hermann Bang: Die vier Teufel, eine excentrische Novelle. Autorisierte Übersetzung von Ernst Brausewetter. — Berlin, S. Fischer, Verlag, 1897. — Preis Mk. 1.—

William Allen Butler: Zwei Millionen und Nichts anzuziehen. Amerikanische Gedichte. Übersetzt von Eduard Dorisch. — Zürich und Leipzig, Verlag von Karl Henschel & Co.

Vincenz Chiavacci: Der Weltuntergang. Eine Phantasie aus dem Jahre 1900. Illustriert von Emil Ranzenhofer. — Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Co.

Zwanzig Dehmel'sche Gedichte mit einem Geleitbriefe von Wilhelm Schäfer und dem Bilde des Dichters. — Berlin 1897, Schuster & Loeffler.

Dr. Otto Dornblüth: Die geistigen Fähigkeiten der Frau. — Kassel. Wilh. Werther's Verlag, 1897. — Preis 90 Pfg.

Dr. Reinhold Günther: Frauenschönheit im Spiegel der Jahrhunderte.

Studien und Schilderungen. — Verlag von Th. Schröter, Zürich und Leipzig.

Max Halbe: Frau Mesek. Eine Dorfgeschichte. Zweites Tausend. — Berlin, Verlag von Georg Bondi 1897. —

Dr. Adalbert von Hanstein: Ibsen als Idealist. Vorträge über Henrik Ibsens Dramen, gehalten an der Humboldt-Akademie zu Berlin. Mit dem Bildnis Henrik Ibsens. — Leipzig, Verlag von Gg. Freund. 1897.

Karl Hauer: Entgeist und andere Geschichten. — Berlin 1897. Hugo Steinigk Verlag.

Paul Heinicke: Im Werden. Gedichte. — Dresden und Leipzig. E. Pierjous Verlag.

Emma Hobler: Am Grauholz. Historisches Reitbild von 1798. Volksstück in vier Akten. — Karau, Druck und Verlag von S. K. Sauerländer & Co. 1897.

Maria Janitschek: Raoul und Irene. — Berlin, S. Fischer, Verlag 1897. — Preis Mk. 1.—

Hermann Jastrow: Das Recht der Frau nach dem bürgerlichen Gesetzbuch. Dargestellt für die Frauen. — Berlin 1897; Verlag von Otto Liebmann. — Preis geb. M. 2.80.

F. E. Köhler-Hausen: Kleine Geschichten. — Leipzig-Neuditz, Druck u. Verlag von August Hoffmann 1897. — Preis Mk. 1.—

Dr. Carl Köhler: Von nordischen Gestaden. Novellen aus dem Dänischen, Isländischen, Norwegischen u. Schwedischen übertragen. Zwei Teile in einem Band. — Leipzig, Verlag von Gustav Fock. — Preis Mk. 1.50.

Karl Kuhn: Die Heuchler. Sozialer Roman. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis Mk. 3.—

Maurice Maeterlinck: Pelleas und Melisande. Autorisierte Übersetzung von George Stockhausen, eingeleitet durch einen Essay von Maximilian Harden. — Verlag von F. Schneider & Co. (S. Klinckschmann), Berlin 1897.

Peter Nansen: Aus dem Tagebuch eines Verliebten. Liebeslieder und Anekdoten. — Berlin, S. Fischer, Verlag 1897. — Preis Mk. 2.—

Neera: Das Buch meines Sohnes. Ratsschlüsse einer Mutter. Einzige von der Verfasserin autorisierte Übersetzung von Catharina Brenning. — Dresden

und Leipzig, Verlag von Carl Reißner. 1897. — Preis 2 Mark.

H. Olshausen u. Dr. F. J. Reinde: Über Wohnungspflege in England und Schottland. Ein Reisebericht. Mit zehn Tafeln. — Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn. 1897.

M. Ostrogorski: Die Frau im öffentlichen Recht. Eine vergleichende Untersuchung der Geschichte und Gesetzgebung der civilisierten Länder. Autorisierte Übersetzung von Franziska Steinigk. — Leipzig, Verlag von Otto Wigand. 1897. — Preis Mk. 3.60.

Alexander von Pabberg: Weib und Mann. Versuche über Entstehung, Wesen und Wert. — Berlin NW. 6, Verlag von Carl Dunder 1897. — Preis Mk. 3.—

Rud. Frhr. Procházka: Arpeggien Musikalisches aus alten und neuen Tagen. Dresden, Verlag von Oskar Damm. — Preis Mk. 3.—

Dr. Emil Reich: Volkstümliche Universitätsbewegung. (Ethisch-sozialwissenschaftliche Vortragskurse, veranstaltet von den ethischen Gesellschaften in Deutschland Österreich und der Schweiz, herausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft für ethische Kultur. Band V). — Bern, Verlag von Steiger & Cie. (vorm. A. Siebert) 1897. — Preis 60 Pf.

Otto Freiherr von Reinsberg-Düringsfeld: Das festliche Jahr, in Sitten, Gebräuchen, Aberglauben und Festen der Germanischen Völker. Zweite, neu durchgesehene und vermehrte Auflage. Mit über 100 Illustr. — Lieferung. 1. — Leipzig, S. Barsdorf. — Preis pro Lieferung Mk. 1.—

Wilhelm Ressel: Moderne Gelehrte. Eine dramatische Kreidezeichnung vom Kriegsschauplatz der Wissenschaft, in 3 Teilen. — 1897. Verlag von Moritz Rabe in Dresden.

Rüderts Werke. Herausgegeben von Georg Ellinger. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 2 Bände. — Leipzig und Wien: Bibliographisches Institut.

Josef Ruederer: Tragikomödien. Fünf Geschichten mit Zeichnungen von Louis Corinth. — Berlin 1897, Verlag von Georg Bondi.

Dr. W. Ruland: Die Handelsbilanz. Eine volkswirtschaftliche Untersuchung. Mit einem Vorworte von Dr. S. von Scheel. — Berlin 1897; Verlag

von Otto Liebmann. — Preis M. 1.50.

Dr. Wilhelm K u l a n d: Kleist's Amphitryon. Eine Studie. — Berlin 1897. Verlag von J. Harrwitz Nachfolger (Th. Rehrbach), Litterarisches Bureau des deutschen Schriftsteller-Verbandes. — Preis M. 1.—.

Dr. Max Runge: Das Weib in seiner Geschlechtsindividualität. Nach einem in Göttingen gehaltenen Vortrage. Zweite, neubearbeitete Auflage. — Berlin, Verlag von Julius Springer. — Preis 80 Pfg.

Ferdinand von Saar: Die Pinelliade. Ein Poem in fünf Gesängen. — Heidelberg, Verlag von Georg Weiff, 1897. — Preis M. 1.25.

Wilhelm Schäfer: Die zehn Gebote. Erzählungen des Kanzelfriedrich. — Berlin, Schuster & Loeffler, 1897. —

Shakespeares Dramatische Werke. Übersetzt von Aug. Wilh. von Schlegel und Ludwig Tieck. Herausgegeben von Alois Brandl. Erster und zweiter Band. — Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut.

Fjodor Sologub: Schwere

Träume. Roman. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Alexander Brauner. 2 Bände. — Leipzig, Verlag von Hermann Bieder, 1897. —

J. Steinberg: Die Handwerker-Bewegung in Deutschland; ihre Ursachen und Ziele. (Zeitfragen des christl. Volkslebens, herausgeg. von E. Frhr. v. Ungern-Sternberg und Pfr. Th. Wahl. Heft 163). — Stuttgart, Chr. Besser'sche Verlagsbuchhandlung. — Preis M. 1.—.

Bertha von Suttner: Der Kaiser von Europa. Nach dem Englischen des F. A. Fawkes. — Berlin, Verlag der Romantwelt. — Preis M. 2.50.

Das neue Universitätsgebäude der Kgl. Bayer. Julius-Maximilians-Universität zu Würzburg, dessen Baugeschichte und Einweihungsfeier. Im Namen des akademischen Senats veröffentlicht vom Rektorate der Universität Würzburg. Mit 1 Titelbild, 7 Abbildungen und 4 Grundplänen. — Würzburg, Verlag der Stahel'schen Kgl. Hof- und Universitätsbuchhandlung, 1897.



— Wir bitten, sämtliche Manuskripte, Bücher, u. Sendungen ausschließlich an

Herrn Hans Merian, Schriftleitung der „Gesellschaft“
in Leipzig, Inselstraße 7

zu richten.

Schriftleitung und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortlicher Leiter: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Hermann Haacke in Leipzig. — Druck von Gottfr. Bäß in Raumburg a. S.



